

# Das Jahr 1848

Heinrich Reschauer, Moritz Smets



# Das Jahr 1848.

## Geschichte der Wiener Revolution.

I. Band

von

Heinrich Reschauer.

Illustrirt von V. Katzler, J. Kriehuber und Anderen.



Wien ✠ 1872.

Verlag von R. v. Waldheim.

Druck von R. v. [illegible]heim.

# Inhalt des ersten Bandes.



## Erstes Buch.

### Der 13., 14. und 15. März 1848, die Befreiungstage Oesterreichs.

# Illustrationen des ersten Bandes.

## Szenen.

# Porträts.

# Erstes Buch.

# Die vormärzliche Zeit.



## Einleitung.

# Die vormärzliche Zeit.

„Alles durch die Regierung,
Nichts durch das Volk!“

## Erstes Kapitel.

## Die Regierung des Kaisers Franz.

### I.

Die Wiener Revolution, deren Geschichte wir auf den nachfolgenden Blättern niederschreiben werden, hat den ersten Anstoß zu jener fortlaufenden Reihe gewaltiger Erschütterungen gegeben, von denen sich Oesterreich auch heute noch nicht zu erholen vermag. Das alte Oesterreich ist durch diese Staatsumwälzung zerstört worden; aber was an seine Stelle getreten ist, das ist noch immer nicht das neue Oesterreich, dessen Aufbau man seit achtzehn Jahren auf den verschiedensten Grundlagen und nach den verschiedensten Systemen bewerkstelligen zu können meinte. Alle die „Experimente“, die zu diesem Zwecke fortwährend unternommen wurden, haben sich als verfehlt, als unausführbar erwiesen, und Oesterreich befindet sich daher noch immer in dem schwankenden Zustande des Provisoriums, in den es durch die Revolution versetzt wurde, und der es mit immer größeren Gefahren bedroht. Daß es bisher noch immer nicht gelingen konnte, Oesterreich aus diesem Zustande herauszuarbeiten, das beweist jedenfalls, daß durch die Revolution nicht blos die vorhanden gewesenen Einrichtungen beseitigt und zerstört, sondern auch die Völker verwandelt und verändert worden sind. Denn wäre der Volksgeist noch immer so beschaffen, wie er es im alten Oesterreich war, wären die Bedürfnisse, Interessen, Gesinnungen, Hoffnungen der Völker sich gleich geblieben, es wäre dann gewiß nicht schwierig gewesen, das neue Lebensgesetz für den Staatskörper zu entdecken. So aber konnten die Träger des absoluten Systems im

alten Oesterreich, die Bureaukratie, der Klerus, das Militär, trotzdem sie aus dem Kampfe mit der Revolution siegreich und mit verstärkter Macht hervorgingen, selbst nicht umhin, die politischen und socialen Veränderungen anzuerkennen, denen die auf den Schlachtfeldern und Barrikaden niedergeworfene Revolution zum Durchbruche verholfen hatte. Diese Veränderungen haben sich aber bis jetzt mit dem Bestande Oesterreichs noch nicht in Einklang bringen lassen. Die Revolution hat also für den „Staat" Oesterreich die verhängnißvollsten, verderblichsten Folgen gehabt. Indem wir dies anerkennen, muß sich uns zugleich die Frage aufdrängen: Wäre es nicht möglich gewesen, den Staat vor solchen Revolutionen zu bewahren, die seine Existenz anzutasten drohten? Viele einsichtsvolle Vaterlandsfreunde in Oesterreich waren zu keiner Zeit verlegen, diese Frage zu beantworten. Sie haben schon lange Jahre vor der Revolution auf die verderblichen Folgen aufmerksam gemacht, die eine Revolution für Oesterreich haben müßte; sie sind schon damals nicht müde geworden, daran zu erinnern, daß es so, wie es ist, in Oesterreich nicht bleiben könne, daß der Zustand des Staates allein hinreiche, eine Umwälzung herbeizuführen, deren endliche Krisis darum nicht zweifelhaft sein könne, weil hier jene nationale Zusammengehörigkeit fehle, welche die Bürger anderer Staaten unauflöslich verbinde. Aber die Warnungen, Besorgnisse, Klagen, Bitten dieser vaterlandsliebenden, gemeinsinnigen Männer wurden vornehm unterschätzt und die österreichischen Staatsmänner gaben ein Regierungssystem nicht auf, dessen rechtzeitiges Fallenlassen vielleicht nicht die Revolution, aber ganz gewiß deren zersetzende, auflösende Wirkungen verhütet hätte. Dieses System, dem es allein zugeschrieben werden muß, daß die Revolution in Oesterreich die Bedeutung einer alle politischen und socialen Verhältnisse umgestaltenden Staatsumwälzung erlangen konnte, die Zustände, die es im Innern Oesterreichs geschaffen, müssen sorgfältig gewürdigt werden, denn, wer sich über die Wirkungen der Revolution klar sein will, der muß es sich zunächst über ihre Ursachen sein.

## 2.

Oesterreich war aus dem zweiten Pariser Frieden (1815) glorreicher und mächtiger hervorgegangen, als es von seinen treuesten Anhängern hätte erwartet werden können. Es wurde nicht nur für die schweren Verluste an Land und Leuten, die es seit dem Ausbruche der ersten französischen Revolution erlitten hatte, reichlich entschädiget, es hatte auch sein altes Ansehen, seinen früheren Einfluß auf die Angelegenheiten Europas wiedergewonnen. Trotzdem war seine Lage keine so rosige und hoffnungsreiche, wie es den äußeren Anschein haben mochte; die ein halbes Menschenalter fast ununterbrochen andauernden Kriege hatten die Finanzen des Staates vollständig zerrüttet, den Volkswohlstand zerstört, Handel und Verkehr gelähmt, Gewerbe, Industrie und Landwirthschaft auf einer, von der Konkurrenz des Auslandes weitaus überflügelten Stufe der Unvollkommenheit erhalten. Die Treue und Anhänglichkeit der Völker an das Kaiserhaus war übrigens während der furchtbaren Heimsuchungen, denen der Staat in den Jahren 1805 und 1809, wo Napoleon von Wien aus den Frieden diktirte, und 1811, wo der Bankozettelsturz Hunderttausende an den Bettelstab brachte, ausgesetzt war, keinen Augenblick erschüttert worden. Die Völker dachten nicht daran, für die schweren Verluste, die sie Schlag auf Schlag erlitten, die Dynastie oder die Regierung verantwortlich zu machen, im Gegentheile, sie klammerten sich um so fester an beide, in der bestimmten Zuversicht, daß diese Verluste ein Ende nehmen und die früheren guten Zeiten wiederkehren würden, sobald es gelungen sein werde, durch die Demüthigung Napoleons in Europa einen dauernden Frieden wiederherzustellen. Die genaueren Kenner der österreichischen Verhältnisse sprachen jedoch schon damals ihre Besorgniß darüber aus, daß die Völker Oesterreichs noch zu keinem rechten Bewußtsein ihrer staatsbürgerlichen Zusammengehörigkeit und Interessengemeinschaftlichkeit gelangt seien, und daß die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus das einzige Band sei, welches alle diese Völker zusammenknüpfe. Diese Besorgniß ist durch den bedeutenden Länderzuwachs, den sich Oesterreich auf dem Wiener Kongresse zu verschaffen wußte, noch wesentlich gesteigert worden. Mit den an den Staat nun wieder heimgefallenen Italienern wurde demselben ein Element einverleibt, von dem es vorauszusehen war, daß es zu dessen Kräftigung nicht beitragen werde. Den Lombarden namentlich war es kurz vorher unter der napoleonischen Oberherrschaft gelungen, die italienische Tapferkeit wieder zu Ehren zu bringen, die italienische Nationalität war eben wieder neu erwacht, und es war für die österreichische Regierung schon von allem Anfange her schwierig, sich mit den Italienern auf guten Fuß zu setzen, da sie der italienischen Nationalität in Oesterreich nicht jene volle Geltung gewähren konnte, welche die Italiener davon abgehalten hätte, sich im österreichischen Staatsverbande als „Fremde" zu fühlen und in den österreichischen Zivil- und Militärorganen ihre „Unterdrücker" zu erblicken. Zum Glücke für Oesterreich wurde aber eine ähnliche Sonderstellung, wie sie den Lombardo-Venetianern theilweise sogar gewährt werden mußte, von den übrigen Völkern Oesterreichs damals noch nicht in Aussicht genommen. In Ungarn war es blos der eine privilegirte Stellung besitzende Adel, welcher der „Wiener"-Regierung auf den Landtagen und in den Komitaten häufige Schwierigkeiten bereitete, aber diese Schwierigkeiten waren nicht groß genug, um die Regierung zu einem anderen Verfahren Ungarn gegenüber zu nöthigen. Immer und immer wieder wurden von Wien aus die ungarischen Gesetze verletzt, ungesetzliche Steuern willkürlich eingetrieben, unbewilligte Rekruten ausgehoben und überhaupt von der ganzen ungarischen Konstitution nur jene Bestimmungen aufrecht erhalten, welche die Regierung in ihrem Verfahren nicht hinderten oder ihren Intentionen sogar entsprachen. Die Klagen, die Drohungen, die Proteste der einzelnen Komitate ließ man einfach unbeachtet, und als im Jahre 1811 der ungarische Landtag Miene machte, der Regierung die Anerkennung des Finanzpatentes zu verweigern und ihrem Systeme einen nachdrücklicheren Widerstand entgegenzusetzen, wurde das Finanzpatent als „Provisorium" oktroyirt, der Landtag nach Hause geschickt und bis zum Jahre 1825, also vierzehn Jahre hindurch, nicht wieder einberufen. Das Volk in Ungarn befand


Franz I.

sich damals außerhalb der Konstitution, die eine reine Adelskonstitution war, und deren Verletzung durch die Regierung vom Volke fast gar nicht empfunden wurde. Auf diese Weise war es der Regierung möglich, Ungarn ganz so wie die übrigen Erbländer zu behandeln. In den letzteren selbst herrschte wahre Grabesstille. Die Opposition der adeligen Stände in Böhmen, Mähren u. s. w. gegen die ihre Vorrechte und Privilegien schmälernden Reformen des Kaisers Josef war schon in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Franz zum Schweigen gebracht worden, und die Stände wagten es hier nicht, um die Wiederherstellung ihrer Rechte ihre Stimme zu erheben, seitdem sie die Erfahrung gemacht hatten, daß Kaiser Franz, bei aller Gemüthlichkeit und allem Wohlwollen, ein unversöhnlicher, hartnäckiger und erbitterter Feind aller Jener sei, die den Versuch nicht scheuten, seine Gewalt beschränken, seine Allmacht schmälern zu wollen. Es ist nach dem Pariser Frieden bis zum Tode des Kaisers Franz (1835) in den Erbländern überhaupt nur ein einziges Mal vorgekommen, daß eine ständische Körperschaft die Kühnheit hatte, sich dem Throne gegenüber auf ihre Rechte zu berufen. Als nämlich im Hungerjahre 1816 in Salzburg die allgemeine Noth solche beispiellose Dimensionen erreichte, daß die Menschen auf den Straßen schaarenweise aus Mangel und Elend umkamen, erlaubten sich die Stände des kleinen Landes in einer ehrfurchtsvollen Vorstellung an den Thron um eine momentane Steuererleichterung zu bitten. Das Resultat dieses Schrittes war die höchste Ungnade gegen die Provinz und die Stände, von deren Petition selbst keine weitere Notiz genommen, und denen bis zum Tode des Kaisers ihre „Vermessenheit“ bei jedem Anlasse fühlbar gemacht wurde. Es war natürlich nicht die Sache selbst, welche so sehr mißfiel, denn anderen Provinzen wurden zur selben Zeit merkliche Erleichterungen bewilliget, sondern die Kühnheit der Stände, ihre Anmaßung einer Art konstitutionellen Petitionsrechtes war es, welche ihnen den Zorn des Kaisers zuzog. Die Regierung wollte den Ständen kein anderes Recht zugestehen, als das, gewisse Uniformen zu tragen und in diesen alle Jahre einmal in der Hauptstadt ihrer Provinz sich zu einer Sitzung zu vereinigen, in der ihnen dann der Betrag der direkten Steuern mitgetheilt wurde, den sie hierauf einstimmig zu genehmigen hatten. Diese Ständeversammlungen, denen alles moralische Ansehen, alle Bedeutung abging, dienten den gebildeten Klassen der Bevölkerung überdies zur Belustigung. Die Stände hatten nämlich durch ihre energische Opposition gegen die volksthümlichen Reformen des Kaisers Josef sich das Mißtrauen und die Abneigung des gesammten Mittelstandes zugezogen, der ja auch heute noch josefinisch gesinnt ist und die meisten Reformen des edlen, großherzigen Kaisers als die Ideale des Fortschrittes heilig hält. Den Mittelstand freute es, die Stände auch unter Kaiser Franz zu derselben Nullität herabgedrückt zu sehen, zu der sie unter der erleuchteten Regierung Josef's herabgesunken waren. Der gebildetere Theil desselben gab sich aber nebstbei freilich auch der Hoffnung hin, daß die Regierung nicht blos in der ständischen Angelegenheit, sondern auch in allen übrigen Staatsangelegenheiten die Bahnen weiter verfolgen werde, die unter Kaiser Josef gebrochen worden waren, und welche die Volksmeinung stets für diejenigen hielt, auf denen allein Oesterreich einem schönen Ziele zugeführt werden könnte. Wenn wir vom Mittelstande sprechen, so haben wir die in den Hauptstädten der deutsch-slavischen Provinzen, namentlich in Wien, stark vertretene bürgerliche Klasse im Auge, eine Generation, deren Entwicklung in die Regierungszeit des Kaisers Josef fällt, während welcher Oesterreich geistig wiedergeboren und der gebrochene, erst von Josef wieder aufgerichtete Volksgeist mit jenen Ideen der Freiheit und der Menschenrechte befruchtet wurde, die seit dem Ausbruche der französischen Revolution die Grundlagen aller civilisirten Staaten geworden sind. Zwischen dem Bürgerthume in den deutschen und dem Bürgerthume in den slavischen Erbländern bestand damals kein wesentlicher Unterschied. Prag und Laibach waren zu Zeiten des Kaisers Franz eben so gut rein deutsche Städte wie Wien und Graz, und von national-politischen Gegensätzen in den Erbländern waren in jener Zeit überhaupt noch wenig Spuren zu entdecken.

Somit hätten wir in großen Umrissen die innern Zustände Oesterreichs nach dem Pariser Frieden, am Beginne einer langen Friedens-Epoche geschildert, die von den meisten Staaten Europas dazu benützt worden war, einerseits die Wunden zu heilen, welche die ein halbes Menschenalter hindurch dauernden Kriege der Wohlfahrt ihrer Bewohner beigebracht hatten, und anderseits in ihren gesetzlichen Einrichtungen, in ihrer Rechtspflege, Verwaltung, ihren Schulen und sonstigen Bildungsanstalten jene Verbesserungen vorzunehmen, die geeignet waren, sie mit den Forderungen des Zeitgeistes in Uebereinstimmung zu bringen. Wozu waren von der Regierung des Kaisers Franz die langen Friedensjahre verwendet worden?

## 3.

Die Regierung des Kaisers Franz hatte ihre Aufgabe nach überstandener Kriegsgefahr nicht darin erblickt, in den verschiedengearteten Völkern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Interessengemeinschaftlichkeit zu erwecken, den österreichischen Staatsgedanken in ihnen lebendig und sie den übrigen Völkern Europas an Bildung, Gesittung, Produktionsfähigkeit, Wohlhabenheit ebenbürtig zu machen. Das Streben dieses Systems ging vielmehr ausschließlich dahin, die Souveränitätsrechte ungeschmälert aufrecht zu erhalten und jeden gegen dieselben gerichteten Angriff mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zurückzuweisen. Darin erblickte man die eigentliche Herrscheraufgabe, deren Erfüllung so heilig schien, daß darüber Alles, die Regelung des Staatshaushaltes, die Wohlfahrt seiner Unterthanen, die Zukunft des Staates aus dem Auge verloren wurde. Das ganze System der Regierung war, diesem obersten Grundsatze die vollste Geltung zu verschaffen. Zu diesem Behufe übernahmen die Räthe des Kaisers Franz die Mission: den Bestand der Staaten in Europa, wie er bei dem letzten Friedensschlusse vertragsmäßig geordnet worden war, so lange wie nur möglich unversehrt aufrecht zu erhalten, und ihn nöthigenfalls gegen alle Versuche einer Veränderung, mögen dieselben von einzelnen Regierungen oder von den Völkern ausgehen, zu vertheidigen; im Innern aller europäischen Staaten die bestehenden Zustände gegen alle Anfechtungen zu schirmen und jeder revolutionären Neue-

rung, ja selbst jeder solchen Reform, die geeignet wäre, die revolutionären Parteien zu ermuthigen, energisch entgegen zu wirken.




Dieses System nöthigte Oesterreich dazu, jede Revolution in Europa wie einen Angriff auf seine eigene Machtstellung und Souveränität zu behandeln, und theils seine Armee, theils sein Geld nicht zu schonen, um die in Neapel, Sardinien, Spanien von der Revolution gestürzte Staatsordnung wieder aufzurichten. Es war die Aufgabe des in der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers Franz mit der Leitung der auswärtigen Politik ohne Unterbrechung betraut gewesenen Fürsten Metternich, dem Systeme seines Monarchen bei allen Regenten und allen Regierungen Europas Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Oesterreich sollte nicht blos ein Bollwerk gegen die Revolution, sondern auch ein Damm gegen die Reformbestrebungen der schon zu Zeiten des Kaisers Franz in allen Ländern Europas stark vertretenen Partei sein, die den Absolutismus der Monarchen beschränken und die Ertheilung von Konstitutionen herbeiführen wollte. Oesterreich gerieth durch diese auswärtige Politik in einen steten, immer heftigeren Kampf mit dem Zeitgeiste, aber so bedeutende Kraftanstrengungen auch gemacht wurden, dieselbe siegreich durchzuführen, so war dies doch nur in der Periode von 1815 bis 1830 möglich. Oesterreich hatte sich eine Riesenaufgabe gestellt, die es bei dem Aufgebote der äußersten Kraft und ver-

zweifeltsten Energie auf die Länge der Zeit hinaus nicht zu erfüllen vermochte.

Die Julirevolution triumphirte, Karl der Zehnte, der legitime König, wurde gestürzt, und Ludwig Philipp bestieg nicht mit „Gottes Gnaden", sondern durch den Willen der Franzosen den Thron. Dieses Ereigniß, die Aufregung, die es in ganz Europa, die nationale Bewegung, die es in Belgien, die Aufstände, die es in verschiedenen Staaten Deutschlands, im Kirchenstaate zur Folge hatte, flößten der österreichischen Regierung solchen Schrecken ein, daß sie sich schon nach wenigen Monaten zu der unumwundenen Anerkennung des „Bürgerkönigs" herbeiließ. Auch in Belgien sah sich Oesterreich schließlich genöthiget, vor der Macht der durch die Revolution geschaffenen Thatsachen sich zu beugen. Aber man würde mit Unrecht aus diesen beiden Akten den Schluß ziehen, Oesterreich habe sein System geändert, es habe sich dazu entschlossen, der Revolution, ja nur der Reform Zugeständnisse zu machen. Im Gegentheile, gerade seit der Julirevolution (1830) und bis zu dem fünf Jahre später erfolgten Tode des Kaisers Franz verstärkte Oesterreich sogar seine Anstrengungen, nicht blos bei sich zu Hause, sondern auch in Deutschland, in Italien, in der Schweiz, den Polizeistaat thunlichst zu befestigen und der klerikalen Reaktion den größtmöglichen Vorschub zu leisten. Nun wurde auf Veranlassung Oesterreichs von Seite des Bundestages eine Reihe drakonischer Verordnungen erlassen, durch welche in den verschiedenen Mittel- und Kleinstaaten die Thätigkeit der konstitutionellen Vertretungskörper unterbrochen, Vereine, Volksversammlungen, Volksfeste, politische Abzeichen verboten, der Unterricht in den Schulen, namentlich aber die Vorträge auf den Universitäten, strenge überwacht, der Besuch der die demokratische Richtung verfolgenden Züricher Universität den deutschen Studenten untersagt wurden. Oesterreich setzte damals in ganz Deutschland eine politische Reaktion in Szene, deren „Demagogen-Verfolgungen", deren „Zensurzwang", deren „polizeiliche Bevormundung" alle Männer von Bildung, Gesinnung und Vaterlandsliebe zur Verzweiflung brachten. Diese Politik entsprach vollkommen dem, von Kaiser Franz eingeführten Regierungssysteme, dessen Entpuppung im Innern des Reiches wir nun näher betrachten wollen.

## 4.

Die französische Revolution, der Konsul und der spätere Kaiser der Franzosen bereiteten Kaiser Franz während der ersten Hälfte seiner Regierung (1792—1815) eine Reihe von Demüthigungen, die nicht blos geeignet waren, ihn mit Haß gegen die Revolution, als ein gegen die dynastischen Interessen, wie gegen die Majestät der Throne gerichtetes Attentat zu erfüllen, sondern die ihn auch mit Abneigung und Mißtrauen erfüllten gegen die Fortschritte des Menschengeschlechtes. Aus Haß gegen die Revolution, aus Furcht vor derselben wurde Kaiser Franz ein Feind aller modernen Theorien, ein Feind der Aufklärung, ein Feind aller Neuerungen, denn alle diese Erscheinungen galten ihm als Ausgeburten des revolutionären Geistes, der nach seiner Meinung die ganze Welt ergriffen hatte und den auszurotten, dessen Saat zu zerstören er alle Regierungen für berufen und verpflichtet hielt. Diese Furcht vor der Revolution war es, die ihn zunächst antrieb, jeden noch so geringfügigen Eingriff in seine Herrscherrechte mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Zu welcher Nullität die im Besitze „altehrwürdiger" Institutionen befindlichen Stände unter Kaiser Franz herabgedrückt wurden, haben wir bereits gesehen. Niemanden in seinem Reiche sollte es gestattet sein, die Thätigkeit seiner Regierung beeinflussen, kritisiren, erschweren zu wollen. Alles sollte nur durch die Regierung geschehen, die nach der Auffassung des Kaisers berufen war, die Rolle der Vorsehung auf Erden zu übernehmen. Der Gefahr wegen, daß sie aus dieser Rolle fallen könnte, wenn sie sich darauf einließe, an der bestehenden Ordnung viele Aenderungsversuche vorzunehmen, mußte sich die Regierung darauf beschränken, alles Bestehende, so fehlerhaft und von der Zeit längst überholt es auch sein mochte, aufrecht zu erhalten. Es darf uns daher nicht wundern, daß die dreiundvierzigjährige Regierung des Kaisers Franz so arm an Reformen war. Wäre sie es nicht gewesen, sie hätte dem Zeitgeiste mannigfache Konzessionen gewähren müssen, und das durfte sie nicht, denn die Regierungsgrundsätze des Kaisers Franz befanden sich eben mit dem Zeitgeiste in Widerspruch. Dieses System lähmte natürlich in Oesterreich jede geistige Bewegung, es machte sich alle Schulen und Bildungsanstalten botmäßig und umgab Oesterreich mit einer chinesischen Mauer, die jede Berührung mit dem Auslande so viel wie möglich erschweren sollte. Unter diesem geistigen Drucke hörten die Universitäten auf, der Wissenschaft wegen zu existiren, und sie sanken zu reinen Beamtenbildungsanstalten herab, deren Lehrer ebenso gut wie deren Studirende der strengsten Ueberwachung und Maßreglung ununterbrochen ausgesetzt waren. Was Kaiser Franz einmal den Laibacher Professoren auf einer Rundreise erklärte: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute, rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht thun kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen oder ich werde ihn entfernen" — davon hatten sämmtliche Professoren in Oesterreich Notiz zu nehmen. Es kann daher nicht auffallen, daß während der zweiten Hälfte der Regierung des Kaisers — von einzelnen philologischen und naturwissenschaftlichen Fächern abgesehen — keine einzige Lehrkanzel in Oesterreich von einem Manne eingenommen wurde, der in der wissenschaftlichen Welt einen Namen sich gemacht hatte. Selbst die wenigen Männer von Begabung und Gesinnung, die hie und da auf einer Universität ein Lehramt inne hatten, mußten entweder ihre Gesinnung verheimlichen oder, wenn sie dies nicht konnten, sich zur Auswanderung entschließen. Unter diesen „Gemaßregelten" hat sich der Grazer Professor Julius Schneller in Deutschland bekannt gemacht. Schneller war nichts weniger als ein Revolutionär; er war ein Liberaler im edelsten Sinne des Wortes, der die Reformideen des Kaisers Josef nicht blos für durchführbar, sondern auch für heilsam hielt, und der aus diesem Grunde nicht müde wurde, auf das Große und Rühmliche hinzuweisen, das während der josefinischen Periode in Oesterreich vollbracht worden war. Schneller suchte während seiner Professur in Graz (1806—1823) den


Ferdinand I.

josefinischen Grundsätzen nicht blos vom Katheder aus und in einer Reihe von Geschichtswerken über Oesterreich, sondern auch in einem sehr regen gesellschaftlichen Verkehre neue Anhänger zu werben und gerieth dadurch mit dem herrschenden Systeme in Konflikt, so daß ihm nichts übrig blieb, als einem Rufe der Freiburger Universität Folge zu leisten und Oesterreich den Rücken zu kehren. Schneller war nicht der einzige Mann von Talent und Gesinnung, der auf diese Weise vertrieben wurde. Mit der im Jahre 1817 erfolgten Ernennung des Grafen Sedlnitzky zum Präsidenten der Polizei- und Zensurhofstelle, der bis zum Jahre 1848 im Amte verblieb, erhielt die Zensur, der alle Bücher, Zeitungen, bildliche Darstellungen, sowohl die inländischen wie die ausländischen, unterworfen wurden, einen so willkürlichen, gehässigen Karakter, als ob man es wirklich darauf angelegt hätte, jede literarische Produktion in Oesterreich unmöglich zu machen. Die Zensoren strichen in den ihnen eingereichten Manuskripten, was ihnen beliebte, und nicht etwa blos politische, sondern die harmlosesten belletristischen Aufsätze wurden von ihnen nach Gutdünken geändert, in häufigen Fällen aber gänzlich unterdrückt. Politische Schriften wurden bald gänzlich verboten, und dieses Verbot kann auch nicht auffallen, denn es lag ja im Interesse der Regierung, die gebildeten Kreise der Bevölkerung von der Politik vollständig ferne zu halten und sie jeder Theilnahme an den Tagesereignissen zu entwöhnen. Die Zensur sollte die Völker vor dem Giftbaume der Erkenntniß und vor den Irrlehren des Jahrhunderts bewahren, und für Kaiser Franz, der hierin einen von Gott erhaltenen, heiligen Beruf zu erfüllen glaubte, war daher sein Ober-Zensor, der Graf Sedlnitzky, der wichtigste Mann in seinen Staaten. Der Abkömmling eines wenig begüterten mährischen Grafengeschlechtes, trat Graf Sedlnitzky, geboren 1778, schon frühzeitig in den Staatsdienst ein und wurde, namentlich von dem berüchtigten Finanzminister Grafen Wallis (1811!) eifrig protegirt, sehr bald zum Kreishauptmanne befördert. Auf diesem Posten legte er aber eine solche Unwissenheit und Unfähigkeit an den Tag, daß er, trotz aller Protektion, vom Amte entfernt werden mußte. Seiner hohen Verwandtschaft, der Fürsprache einflußreicher Prälaten, bei denen Graf Sedlnitzky sich durch Bigotterie und Willfährigkeit beliebt zu machen wußte, gelang es jedoch, seine Wiederanstellung bei der Polizei- und Zensurhofstelle zu Stande zu bringen. Seiner eigenen Mittelmäßigkeit sich bewußt und daher ein natürlicher Gegner und Verfolger jedes Talentes, war Graf Sedlnitzky hier ganz an seinem Platze und da er, von dem Grundsatze, durchdrungen, „daß ein Volk, von dem Augenblicke an, wo es anfängt, Freigeisterei zu treiben, Bildung in sich aufzunehmen, sich im ersten Stadium der Revolution befindet," ein Feind der Aufklärung war, so befand sich Graf Sedlnitzky, als Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle jedenfalls auf dem Posten, den auszufüllen er dem Kaiser Franz als die am meisten geeignete Persönlichkeit erscheinen mochte. Die in dieser Stellung von dem Grafen eifrig betriebene Knechtung der Geister erstreckte sich aber nicht etwa blos auf den Mittelstand, auf die studierenden und studierten Kreise, auch Männer, die der Regierung und deren Leitern nahe standen, die in den schweren Tagen der Franzosenzeit dem Kaiserhause die vollwichtigsten Beweise ihrer Treue und Anhänglichkeit geliefert hatten, waren ihr ausgesetzt.

Unter den wenigen literarisch thätigen und literarisch bedeutenden Männern, die es damals in Oesterreich gab, nahm der in Innsbruck 1782 geborne Freiherr von Hormayr die hervorragendste Stelle ein. Hormayr hatte sich an dem Tiroler Aufstande als einer der Hauptleiter desselben betheiligt und zu dem für Oesterreich so glücklichen Ausgang dieser Volkserhebung wesentlich beigetragen. Ein weitaus größeres Verdienst um den Staat erwarb sich Hormayr aber durch seine literarische Thätigkeit; sein „österreichischer Plutarch", eine Reihe von Biographien aller Regenten, der berühmtesten Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und Künstler Oesterreichs enthaltend, ist seiner Zeit ein Volksbuch von außerordentlicher Wirksamkeit gewesen und hätte es verdient, in alle österreichischen Sprachen übersetzt und in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet zu werden. Durch seine anderen Werke, namentlich aber durch die Herausgabe von periodischen Taschenbüchern und Archiven, hat sich Hormayr das nicht zu unterschätzende Verdienst erworben, Dichter und Künstler, namentlich jüngere Talente, zum Produziren zu ermuntern, wie denn überhaupt sein Hauptaugenmerk dahin gerichtet war, in den weitesten Kreisen ein österreichisches Bewußtsein zu erwecken, und sowohl in der Politik, wie in allen Zweigen der Literatur und Kunst einem echt vaterländischen Geiste zum Durchbruche zu verhelfen. In diesem Streben wurde Hormayr von der Regierung nicht nur nicht unterstützt, er war vielmehr als zu entschiedener Gegner Napoleons und zu entschiedener Vertreter einer national-österreichischen Richtung dem Fürsten Metternich so unbequem und dem Kaiser Franz so verdächtig geworden, daß er im Jahre 1813 plötzlich nach der Festung Munkacz entführt und dort über ein Jahr gefangen gehalten wurde. Aus seiner Haft entlassen, durfte er seine frühere Stellung als Direktor des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchives wohl wieder einnehmen, ja er wurde später sogar zum Historiografen des kaiserlichen Hauses ernannt, aber er war durch sein früheres Verhalten der Polizei, die einen so aufgeweckten Patriotismus wie den des Freiherrn von Hormayr nicht vertragen konnte, einmal verdächtig geworden und auf allen Schritten und Tritten so strenge überwacht, daß ihm das Leben in Oesterreich endlich anfing geradezu unerträglich zu werden. Hormayr folgte einer Berufung des Königs Ludwig (1828) nach Bayern, in der Hoffnung, dort freier aufathmen und ein seiner hervorragenden geistigen Begabung entsprechendes Wirken entfalten zu können. Die Behandlungsweise, die der Mann in Oesterreich erfuhr, hatte ihn so verbittert, daß er in seiner späteren Zeit namentlich gegen eine erlauchte Person eine Feindschaft offenbarte, die ihm natürlich sehr übel vermerkt worden ist. Die Gereiztheit, die er dabei offenbarte, wird aber Niemanden daran hindern, es tief zu bedauern, daß durch die Verkümmerung alles geistigen Lebens, durch die Niederdrückung jeder geistigen Regung und Bewegung aus Oesterreich ein Mann vertrieben wurde, der berufen war, an dem Neubau des Staates, wie ihn Kaiser Josef im Auge hatte, einen hervorragenden Antheil zu nehmen, und der unter andern Verhältnissen, in weniger verrotteten Zuständen eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelt hätte. Noch größer als für den


E. H. Ludwig.
Kolowrat.
Metternich.

Staat war für die gebildeten Kreise Wiens der Verlust, den sie durch das Ausscheiden Hormayr's aus Wien, aus Oesterreich erlitten. Die Lücke, die nun entstand, ist lange Jahre, vielleicht nicht mehr wieder ausgefüllt worden, denn Hormayr verstand es nicht nur alle jungen Talente an sich zu ziehen, sie anzuregen und aufzumuntern, er war auch so feinfühlend und tiefgebildet, daß er wie geschaffen dazu war, ihnen die gehörige Richtung zu geben, und sie vor Verirrungen zu bewahren. Aus diesem Grunde verdient es dieser Mann auch trotz seiner Schwächen und Fehler, die zumeist seinem erregbaren Temperamente zugeschrieben werden müssen, daß ihm die Nachwelt eine dankbare Erinnerung bewahre.

Aber nicht blos der Unterricht, die Literatur, die Wissenschaft und Kunst, auch das Bürgerthum vermochte es unter der Regierung des Kaisers Franz zu keiner gedeihlichen Blüthe zu bringen. Die verhängnißvolle Politik des Staates hinderte die Regierung daran, durch Einführung von Ersparungen in der Staatsverwaltung den Staatskredit zu heben und der Förderung der volkswirthschaftlichen Interessen eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Es entsprach auch nicht dem Systeme der Regierung, namentlich die Industrie zu sehr zu begünstigen und überhaupt die bürgerliche Klasse zu größerem Wohlstande kommen zu lassen, da sie sich doch nicht verhehlen konnte, daß sie mit der Industrie ein Element aufkommen lassen würde, das noch in allen Staaten dazu mitgewirkt hat, die bestehende Ordnung zu stürzen und im Stande aller Dinge eine Veränderung herbeizuführen. Das gleiche Mißtrauen wurde gegen das Bürgerthum überhaupt genährt. Von den Bürgern wußte man, daß sie seiner Zeit die Reformen des Kaisers Josef gebilligt und gepriesen halten, daß sie nur den einen Wunsch im Geheimen nährlen, diese Reformen zu Ende geführt zu sehen; von ihnen wußte man, daß sie Freunde der verhaßten Aufklärung seien und in staatlichen wie in kirchlichen Dingen sich häufig zu Anschauungen bekennen, die in Oesterreich eben nur unter Kaiser Josef geduldet waren, seitdem aber verpönt worden sind. Dieses Mißtrauen in die leichte Verführbarkeit der Bürger veranlaßte Kaiser Franz schon am Anfange seiner Regierung den Wiener Bürgern den ganz untergeordneten Einfluß zu nehmen, der ihnen auf die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten von Kaiser Josef eingeräumt worden war. So hatte Kaiser Josef ausdrücklich verordnet, daß der Wlener Magistrat eine b ü r g e r l i c h e Behörde sein, daß der Bürgermeister und sämmtliche Magistralsräthe, der Erstere auf vier Jahre, die Letzteren auf Lebenszeit von der Bürgerschaft durch den äußeren Rath gewählt werden sollen, daß der Magistrat sich seine Beamten selbst wählen solle, u. s. w. Der Regierung des Kaisers Franz schien ein solcher selbstständiger Magistrat, der nur die Wünsche und Interessen der Bürgerschaft zu vertreten hatte, gefährlich. Der Magistral verlor daher bald vollständig den Karakter einer bürgerlichen Behörde, und seine Beamten geriethen der Regierung gegenüber, die auf die gesammte städtische Verwaltung den leitenden Einfluß nahm, in dasselbe Abhängigkeitsverhältniß wie die Staatsbeamten. Zuerst fiel die Wählbarkeit der Magistralsräthe, deren Ernennung sich nun die Regierung vorbehielt; dann wurde dem Magistrale das Recht entzogen, sich seine Unterbeamten selbst anzustellen. Ferner wurde verordnel, daß der Bürgermeister nicht mehr auf vier Jahre gewählt, sondern auf Lebenszeil vom Kaiser ernannt werden solle, dem jedoch vor jeder Ernennung die Magistralsräthe und die äußern Räthe sechs zu wählende Kandidaten für diese Stelle in Vorschlag bringen dürfen. Damit fiel auch der letzte Ueberrest der allen Stadtfreiheil, denn das der Bürgerschaft noch übrig gebliebene Wahlrecht war nichts mehr als eine leere, inhaltslose Formalität. An diese in das Wesen und die Ausbildung des Magistrats tief einschneidenden Veränderungen schlossen sich auch noch Beschränkungen seines Wirkungskreises, und den äußeren Räthen, den eigentlichen Vertretern der Bürgerschaft, wurde es sogar untersagl, den Sitzungen des mit der städtischen Verwaltung betraulen Magistrats-Senats beizuwohnen. Es kam schließlich mit dem Magistrate so weit, daß nur solche Beamte desselben Aussicht auf Beförderung hatten, bei denen die Regierung sich versichert halten konnte, sie würden niemals bestrebt sein, sich die Sympathie und das Vertrauen der Bürgerschaft zu erwerben. Die Bürger sollten in den Magistralsräthen keine Vertrauenspersonen finden; es schien dies der Regierung um so nothwendiger, als sie von Jahr zu Jahr mit stärkerer Besorgniß darüber wachte, die Bürger von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuhalten. Man darf nämlich nicht vergessen, daß es trotz der Politik des Fürsten Metternich dem Konstitutionalismus doch gelungen war, sich in der entstellten Form der ständischen Vertretung in mehreren Ländern Deutschlands einzubürgern. Die parlamentarische Musik dieser Kammerverhandlungen, deren Fortissimo manchmal sogar über die österreichische Grenze hinüber klang und dort die Aufmerksamkeit der gebildelen Klassen erregte, war der Regierung natürlich ein Gräuel. Dazu gesellte sich noch ein anderer Umstand, welcher der Regierung gleichfalls nicht geringe Sorgen bereitete. Das gewerbetreibende, das industrielle Element gewann nämlich während der zwanziger Jahre in Wien immer mehr Boden. Fortwährend entstanden neue Werkstätten und Fabriken und aus dem „aufgeklärten" und vom „Freiheitsschwindel" vollends ergriffenen Auslande strömten immer zahlreichere Arbeitskräfte herein, die sich in Wien und den übrigen industriellen Orten heimlich niederließen und dort jene Ideen verbreiteten und befestigten, auf deren Ausrottung es die Regierung gerade abgesehen hatte. Mit dem immer lebendiger werdenden Verkehre nahmen aber auch die Reisen der Bürger ins Ausland fortwährend überhand, und zahlreiche wohlhabende Industrielle begannen ihre Söhne ins Ausland zu schicken, um ihnen die Erwerbung einer größeren fachlichen Ausbildung und die raschere Sammlung von Kenntnissen und Erfahrungen zu ermöglichen. Diese jungen Leute befanden sich dort in einer andern Welt, sie fanden dort ein, wenn auch noch so beschränktes öffentliches Leben, sie nahmen plötzlich Antheil an einer geistigen Bewegung, sie bekamen Verständniß und Theilnahme für die Zeiterscheinungen. Nach Oesterreich zurückgekehrt, fühllen sich diese jungen Männer unbehaglich. Die Stellung, die hier der Bürger in der Gemeinde, die er im Staate einnahm, schien ihnen eine unwürdige zu sein. So bildeten sich schon zu Lebzeilen des Kaisers Franz in Wien, in den übrigen größeren Städten der deutsch-slavischen Erblande die Elemente zu einer Opposition, die den Absolutismus verwarf,


Hye.
Feuchtersleben.
Sommaruga.
Kudler.
Bach.

und die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, wenn auch vorläufig erst im Stillen, verlangte. Diese Erscheinung mag auch die Aufmerksamkeit der Regierung, die des Kaisers erregt haben, der auf den Konstitutionalismus als das „Vorspiel der Revolution“ immer schlechter zu sprechen war, und nun in leidenschaftliche Aufwallung gerieth, wenn das Worl „Konstitutien“ in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde.

Im Februar 1822, erzählt Hormayr, sagte der hochbetraule Leibarzl Baron Stifft zum Kaiser: „Dieser obwohl quälende Husten macht mir gar nicht bange, da ich Eure Majestät so lange kenne. Es geht doch nichts über eine gute Konstitution.“ — „Was reden Sie da?“ (fiel der Kaiser ein) „Wir sind alte, gute Bekannte, aber Stifft, dies Wort lassen Sie mich uicht mehr hören! Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottes Namen, eine gute Komplexion, aber es gibt gar keiue gute Konstitution. Ich habe keine Konstitntion und werde nie eine haben!“ — Auch die Strenge, womit der Kaiser alle Diejenigen verfolgte, die sich in seinen Staaten politischer Umtriebe schuldig machten, wurde immer herber und unbeugsamer. Die Amnestie der auf dem Spielberg sitzenden Lombarden war bei Kaiser Franz, so lange er lebte, nicht durchzusetzen, obwohl sie von dem Fürsten Metlernich bei dem Kaiser zu wiederholten Malen in Anregung gebracht und für diese Maßregel die schwerwiegendsten politischen Motive geltend gemacht wurden. Versöhuen und verzeihen konnte der Kaiser nicht, wo es sich um die Allmacht seiner Majestäl, um die Aufrechterhaltung seiner Herrscherrechte handelte. Es widerstrebte seiner Natur, in diesem Punkte sich auch nur das Geringste zu vergeden. Nur daraus, weil Kaiser Franz Alleinherrscher sein wollte, erklärt es sich, daß er selbst der Kirche gegenüber keine Nachgiebigkeit an den Tag legte. Franz war nämlich der strenggläubigste Katholik und kannte in Glaudenssachen so wenig Duldsamkeit, daß er den mehreren Hundert Zillerthalern, die während der zwanziger Jahre sich dem Protestantismus zuwandten und die das Toleranzedikt des Kaisers Josef für sich in Anspruch nahmen, nichts übrig ließ, als entweder in den alleinseligmachenden Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, oder nach Siebenbürgen auszuwandern. Die armen Leule zogen es aber (1834) vor, in Preußisch-Schlesien eine Zuflucht zu suchen. So rechtgläubig der Kaiser aber auch war, so hielt er doch dem Klerus gegenüber an der josefinischen Gesetzgebung und Praxis fest, durch welche die Kirche in die vollste Abhängigkeit der Regierung gegenüber gekommen war. Eine Versöhnung dieser, in mehreren Punkten von ultramontaner Seite für schismatisch erklärten Gesetzgebung mit dem Herrscherrechte und dem heiligen Stuhle scheiterte, und es kam wegen der Besetzung der Bisthümer in der Lombardie sogar mit Rom zu einem förmlichen Bruche. Auch die Bemühungen, zwischen Oesterreich und dem heiligen Stuhle ein Konkordat zu Stande zu bringen, mißlangen zu wiederholten Malen in Folge der Besorgniß des Kaisers, daß es dann der Kirche gelingen würde, der Staat im Staate, die Nebenbuhlerin seiner Regierung zu werden. In dieser Besorgniß war Franz auch kein allzu warmer Beschützer jener religiösen Körperschaften, die ihre Aufgabe darin erblicken, die Macht des Papstthums zu vermehren. Den Jesuiten gönnte er keinen Einfluß in seinen Staaten, und nur während einer schweren Krankheit war es möglich, von ihm die Erlaubniß zu erlangen, daß die Ligourianer (Redemploristeu) in Wien sich niederlassen durften, welche übrigens, so lange Franz am Leben war, sich wohlweislich davor hüteten, sich in die Regierungsangelegenheiten einmischen zu wollen. Diese Andeutungen mögen zur Karakterisirung des „Systems“ der Regierung des Kaisers Franz genügen, von dem Graf Hartig, ein Staatsmann in der Umgebung des Kaisers, behauptet, daß es „aus der Ueberzeugung, dem Herzen und dem Gewissen“ des Kaisers hervorgegangen sei. Diese Behauptung erscheint um so gegründeter und glaubwürdiger, als Kaiser Franz in allen inneren Angelegenheiten seiner Regierung die Räthe seiner Krone keinen entscheidenden Einfluß nehmen ließ. Er war stels voll Mißtrauen, daß diejenigen, die berufen waren, seiner Einsicht zu Hilfe zu kommen, Ideen und Richtungen verfolgen könnten, vor denen er seine Regierung bewahrt wissen wollte. Um von ihneu (seinen Räthen) nicht geläuscht zu werden, bemerkt Graf Hartig, hielt er es für Gewissenspflicht, selbst von den Einzelnheiten in Geschäften Kenntniß zu nehmen und über vorkommende Zweifel die Meinung verschiedener, einander unbekannler, wohl auch dem Staatsdienste ganz fremder Persouen zu hören; die Verschiedenheit der Meinungen machte ader sein eigenes Urtheil noch schwankender und verhinderte ihn, zu einem Beschlusse zu kommen; die Nichterledigung der Geschäfte war gewöhnlich die Folge davon. Hätte der Kaiser seinem praktischen Verstaude und seiner Erfahrung mehr zugetraut, oder sein volles Vertrauen irgend einem seiner Rathgeber geschenkt, so würden die Verzögerungen im Geschäftsgange, welche zu vielen und gegründeten Klagen Anlaß gegeben, nicht eingetreten sein. Es ist eine, vorzüglich außerhalb Oesterreichs, sehr verbreilele Meinung, daß Fürst Metternich einen unbeschränkten Einfluß auf ihn hatte. Diese Meinung ist ganz irrig; denn iu der inneren Verwaltung wurde der Fürst wenig gehört und absichtlich ferne gehallen; in dieser arbeitele der Kaiser wie ein Bureau-Chef, und that sich darauf viel zu Gute, indem er sich selbst das sehr bescheidene Lob gönnte, „daß er wohl ein brauchbarer Hofrath sein würde.“

---

## Zweites Kapitel.

## Das junge Oesterreich.

### 5.

Als Franz I. am 2. März 1835 starb, soll er seinem Nachfolger Kaiser Ferdinand empfohlen haden, zu regieren, wie er selbst regiert hatte, und in keiner Weise auf Veränderungeu sich einzulassen. Er empfahl dem Kronprinzen, sich bei allen Regierungshandlungen auf den Rath seines Oheims, Erzherzogs Ludwig, des Fürsten Metternich und des Grafen Kolowrat zu stützen, und es geht die Sage in Wien, daß Erzherzog Ludwig dem Sterbenden das Gelöbniß abgegeben hade, sein Rath werde immer der sein, die Regierung in dem bisheri-

gen Geiste fortzuführen. Die Weltlage war damals eine solche, daß es allerdings schwer zu begreifen ist, wie Kaiser Franz auch noch in seiner Todesstunde an die Möglichkeit und Heilsamkeit der Fortdauer seines Systems glauben konnte. Die neuen Ideen, die liberalen Reformen fanden damals in allen Ländern Europas reißenden Eingang und gewannen täglich mehr Boden. Die Juli-Revolution, die

letzten Jahren des Kaisers, namentlich in den unteren Volksklassen, große Unzufriedenheit und Krawallsucht. Die Einführung der verhaßten Verzehrungssteuer gab hier die Veranlassung zu bedenklichen Ruhestörungen, die freilich sogleich beim Ausbruche erstickt und dadurch verhindert wurden, größere Dimensionen anzunehmen, aber nichtsdestoweniger geeignet waren, den Hof und die Regierung zu beängstigen.




belgische Revolution hatten gesiegt, die polnische Revolution hatte ganz Europa in Aufregung gesetzt, und die öffentliche Meinung hatte für sie einstimmig Partei genommen. In der Schweiz gewann das demokratische Element Jahr für Jahr mehr Einfluß und Gewicht; in Deutschland, Italien, selbst in Ungarn gährte es und bereitete sich schon eine politische Bewegung vor. Aber auch in Wien äußerte sich in den

Wie Schmidt einem handschriftlichen Berichte aus jener Zeit entnimmt, und woran sich auch noch lebende ältere Personen erinnern, fand 1830 an der Lerchenfelderlinie ein Auflauf statt (von dem natürlich in den damaligen Zeitungen nichts gemeldet werden durfte) und eine ähnliche, obwohl weniger ernste Scene an der Taborlinie, beides aus Anlaß der Verzehrungssteuer. Diese Krawalle, von

denen der Erstere einen ziemlich bösen Karakter besessen haben mag, weil bei der Lerchenfelderlinie die Amtslokalitäten ausgeplündert, die Beamten mißhandelt und die Finanzwachmänner entwaffnet wurden und sich die Tumultuanten nicht früher entfernten, als bis sie das Militär im Anzuge sahen, zeigten der Regierung, daß auch in Wien das Volk bereit sei, wenn es sich gekränkt glaubt, sich den Behörden thätlich zu widersetzen. „Sollte indessen (heißt es bei Schmidt) auch in einer der Vorstädte eine Empörung ausbrechen, so würde sie nach aller Wahrscheinlichkeit auf der Stelle gedämpft werden. Die Schnelligkeit, womit in verschiedenen Städten des Auslandes eine Anfangs unbedeutende Insurrektion alle Schranken überstieg, hat der hiesigen Regierung zur Lehre gedient. Alle erforderlich erachteten Vorsichtsmaßregeln sind ohne Aufsehen getroffen worden und, wie mit Bestimmtheit versichert wurde, an alle Regimenter der Garnison Patronen vertheilt worden."

Kaiser Ferdinand, geboren 1793, als Mensch „der liebevollste, wohlwollendste und gütigste aller Oesterreicher, von seinen Unterthanen in diesen Eigenschaften aufrichtigen Sinnes geliebt, das beste, edelste Herz der Monarchie," durch ein schweres körperliches Leiden schon am Beginne seiner Regierung verhindert, die anstrengende Regierungsweise seines Vaters fortzusetzen, mußte sich (1836) zur Einsetzung eines aus dem Erzherzog Ludwig, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat bestehenden Konferenzrathes entschießen, in dem auch Erzherzog Franz Karl, der muthmaßliche Thronerbe, eine, jedoch blos berathende Stimme hatte, und der unter Umständen, während der häufig eintretenden Erkrankungen, während des Landaufenthalts des Kaisers Ferdinand, von ihm autorisirt worden war, die in seinem Namen in höchster Instanz entscheidende Staatsbehörde zu bilden. Es dürfte aufgefallen sein, daß wir in den früheren Abschnitten der genannten drei Staatsmänner, die schon unter Kaiser Franz die höchsten Regierungsämter bekleideten, gar nicht oder nur ganz oberflächlich erwähnten. Der Grund liegt darin, weil in den innern Angelegenheiten, die uns hier ausschließlich interessiren, keiner dieser Staatsmänner einen entscheidenden Einfluß hatte. Erst unter der Regierung des Kaisers Ferdinand nahmen sie jenen überwiegenden und fast ausschließlichen Antheil an der Leitung der Regierungsgeschäfte, der die öffentliche Stimmung geneigt machte, sie für Alles, was geschah, allein für verantwortlich zu halten. Erzherzog Ludwig, geboren 1784, ein Politiker aus der Schule des Kaisers Franz, kalt, zaudernd und klug, tiefreligiös, vertrat in der Staatskonferenz, in der er in Abwesenheit des Kaisers den Vorsitz führte, die Grundsätze des alten Systems. Seinem Einflusse dürfte es wesentlich zugeschrieben werden müssen, daß unter Kaiser Ferdinand Alles beim Atten blieb und namentlich die Verneinung jedes Anspruches der Vötker auf Theilnahme an den Souveränitätsrechten so sehr auf die Spitze getrieben wurde, daß es endlich zu spät war, eine friedliche Reform in Ausführung zu bringen. In seinen Anschauungen und Grundsätzen stand dem Erzherzog der Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst Klemens Wenzel Lothar Metternich am nächsten. 1773 zu Koblenz als der Sprosse eines uralten rheinländischen Grafengeschlechtes geboren, trat er, dem Beispiele mehrerer seiner Vorfahren folgend, noch sehr jung (1801) in österreichische Dienste. Er erhielt zuerst den Gesandtschaftsposten in Dresden, den er später mit dem zu Berlin und zuletzt 1808 mit dem zu Paris vertauschte. Hier erst lenkte er durch seine hervorragenden diplomatischen Vorzüge die Aufmerksamkeit des Kaisers Franz auf sich, den er für sich so einnahm, daß er nach dem Wiener Frieden, als Oesterreich in der prekärsten Lage sich befand, zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt wurde. Als solcher gelangte er allmälig zu einem Einflusse auf alle europäischen Angelegenheiten, wie ihn noch wenige Staatsmänner sich erworben hatten, und es läßt sich nicht verkennen, daß Oesterreich zum großen Theile es den diplomatischen Triumfen Metternich's zu verdanken hatte, daß es aus dem Pariser Frieden neugekräftigt und mit seinem alten Ansehen wieder ausgestattet hervorging. Trotzdem haben jene Geschichtsschreiber Recht, die, obgleich sie die hohe diplomatische Gewandtheit des Fürsten vollständig anerkennen, ihm jedoch den Ruhm streitig machen, auch ein großer Staatsmann gewesen zu sein. Wäre er dies gewesen, er hätte die Zukunft des Staates in Betracht gezogen, und Oesterreich würde sich heute wohl in einer anderen, besseren Lage befinden. Metternich zog aber nur das Oesterreich in Betracht, in dem er um jeden Preis als erster Minister sich erhalten wollte, und das er mehr aus Rücksicht auf die Neigungen des Kaisers Franz, wie aus eigener Ueberzeugung durch sein stetiges Ankämpfen gegen jede Neuerung, jeden Fortschritt in jene vollständige Isolirtheit brachte, die seine europäische Großmachtsstellung gegenwärtig so tief erschüttert. Um Oesterreich vor dem Brande einer Revolution zu wahren, setzte er den halben Welttheil unter das Wasser einer, für jeden Mann von einigem Selbstständigkeitsgefühl unerträglichen Reaktion. Unter Kaiser Franz, wo die ganze Welt an die Festigkeit und Stärke der österreichischen Großmacht glaubte, reichten die zahl- und endlosen diplomatischen Noten vollkommen aus, der Politik Metternich's das nöthige Ansehen zu verschaffen. Nach der Juli-Revolution aber, da es sich immer mehr und mehr herausstellte, daß Oesterreich nicht die Mittel besitze, den Drohungen Metternich's den nöthigen Nachdruck zu verleihen, fühlte sich der kleine Kanton Tessin groß und mächtig genug, der österreichischen Politik durch seinen Widerstand die peinlichsten Verlegenheiten zu bereiten. Metternich hatte sich in seine diplomatischen Geschäfte so hinein verloren, daß er es ganz übersehen zu haben scheint, wie weit Oesterreich mit seiner öffentlichen und geheimen Polizei, seiner Zensur, seinen Zollschranken hinter den übrigen Staaten zurückgeblieben war, die sich während der Jahre 1815 bis 1830 zumeist auf eine hohe Stufe des Wohlstandes, der Bildung und Gesittung emporgearbeitet hatten. Fürst Metternich setzte aber, wie wir im Verlaufe unserer Geschichtserzählung sehen werden, auf die Polizei und die Zensur auch fernerhin noch das Vertrauen, daß sie die Völker Oesterreichs in jener Unmündigkeit und Unvollkommenheit erhalten würden, auf der seine ganze Politik basirte, und von deren gedeihlicher Fortpflanzung in den heranwachsenden Generationen er auch die ganze Zukunft des Staates abhängig gemacht haben mag. Graf Kolowrat-Liebsteinsky, das dritte Mitglied der Staatskonferenz, in der er speziell mit der Leitung der inneren Angelegenheiten sich befaßte, war, durchdrungen von der Unaufhaltsamkeit der Fortschritte der Zeit, von


Auersperg.
Kuranda.
Andrian.
Schuselka.
Bauernfeld.

jeher ein innerlicher Gegner des Regierungssystems des Kaisers Franz und der Nebenbuhler Metternich's als der er, selbst um den Preis seiner besseren Ueberzeugungen, stets bemüht war, sich am Ruder zu erhalten. Die auseinandergehenden Richtungen dieser beiden Staatsmänner waren schon kurz nach dem Ableben des Kaisers Franz das öffentliche Geheimniß von Europa, und Erzherzog Ludwig hatte vollauf zu thun, den Frieden unter ihnen thunlichst aufrecht zu erhalten. Graf Kolowrat, zu Prag 1778 geboren, diente dem Staate seit 1799 und machte eine so rasche Karriere, daß er schon 1809 an des bereits oben erwähnten späteren Finanzministers Grafen Wallis Stelle zum Obristburggrafen von Böhmen ernannt wurde. In diesem Amte entfaltete er ein überaus gemeinnütziges, alles Gute, Nützliche und Schöne förderndes Wirken, und wußte er sich den Ruf einer solchen Kapazität zu erwerben, daß von einer Partei am Hofe seine Ernennung zum Staats- und Konferenzminister (1825) in der geheimen Absicht herbeigeführt wurde, durch Kolowrat den Einfluß Metternich's zu schwächen, in der Besorgniß, der Letztere könnte nach dem Tode des Kaisers Franz zu sehr das Uebergewicht bekommen. Kolowrat erwies sich in dieser Stellung noch zu Zeiten des Kaisers Franz als Gegner eines allzu lästigen Polizei- und Zensur-Regiments und war nach dem Ableben des Kaisers sichtlich bemüht, sich bei Hofe, unter den Landständen, im Bürgerstande, in der Publizistik eine Partei zu bilden, dem Einflusse des Fürsten Metternich hemmend in den Weg zu treten, seine Pläne zu durchkreuzen, ihn im größeren Publikum immer unbeliebter zu machen und die alleinige Verantwortung für alles gegenwärtige und künftige Unglück auf sein Haupt zu wälzen. Kolowrat wußte sich so unentbehrlich zu machen, daß es selbst der mächtigen klerikalen Partei am Hofe, deren unnachgiebiger Gegner er stets war, nicht gelingen konnte, seinen Sturz herbeizuführen. Nebenbei bemerkt, diente er auch ohne Gehalt.

## 6.

Schon in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Franz war es die Ueberzeugung einer größeren Anzahl politischer Männer in Wien, daß Oesterreich in nächster Zukunft einer ungeheuren Krisis unvermeidlich entgegengehe. Man wußte es bereits voraus, daß mit dem Ableben des Kaisers ein eigentlicher Systemwechsel nicht stattfinden, daß sogar die leitenden Staatsmänner am Ruder bleiben werden, und man konnte sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß es der Mehrzahl dieser Staatsmänner und gerade der mächtigsten und einflußreichsten unter ihnen an der nöthigen Einsicht, Entschlußfähigkeit und Energie fehle, mit dem herrschenden Systeme zu brechen. Als nach dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand auch jene größeren Kreise, welche an die Thronbesteigung die Erwartung zeitgemäßer Reformen knüpften, gänzlich enttäuscht wurden, nahm die vorhandene Mißstimmung mit wahrhaft entsetzlicher Schnelligkeit zu. Die herrschende Unzufriedenheit wurde jetzt aber auch lauter geäußert; der starre, unbeugsame Wille, der die politische Bewegung, die sich nur langsam vorbereitete, mit dem Aufwande aller Gewalt und Hartnäckigkeit schon in ihrem ersten Stadium unterdrückt und zermalmt hätte, fehlte jetzt auf dem Throne, und da die häufige Zwietracht und Zerfahrenheit im Konferenzrathe eben auch kein Geheimniß blieb, so scheute man sich bald nicht mehr, aus seiner Unzufriedenheit ebenfalls kein Geheimniß zu machen. Die Stimmung und Gesinnung der gebildeten Kreise wurde nun für die Regierung von Tag zu Tag ungünstiger und sie hatte, als solche, schlechthin gar keinen Anhang, keine Partei im Volke. Jeder Versuch, für sie das Wort zu nehmen, wurde förmlich gebrandmarkt, und es wurde herrschender Modeton, bei allen „Zeitgemäßen", jeden Feind der Regierung als einen Freund der Aufklärung, des Fortschrittes und der Humanität zu ehren und jedem Widersacher der bestehenden Ordnung öffentlich und heimlich ermunternden Beifall zu spenden. Denn ausdrücklich oder stillschweigend galt der Grundsatz: daß Wahrheit und unabhängige Gesinnung nur in den Reihen der Gegner der Regierung zu finden seien. Nur jene Mitglieder der höheren Beamtenwelt, von denen, wie von Kolowrat, Pillersdorf, dem Hofkanzler bei der vereinigten Hofkanzlei, Sommaruga u. a. die Sage ging, daß auch sie in ihren Neigungen und geheimen Bestrebungen auf der Seite des Widerspruchs ständen, erfreuten sich bei den Gebildeten einer gewissen Popularität. Im öffentlichen Leben und Treiben Wiens war von dem geschilderten Umschwunge im Volksgeiste bis in die Mitte der vierziger Jahre hinein freilich wenig wahrzunehmen. Eigentliche politische Journale, von der „Wiener-Zeitung" und dem „Beobachter", die beide Niemanden interessirten, und von der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", die ziemlich verbreitet war, abgesehen, existirten nicht, und die öffentliche und geheime Polizei, das „Nadererwesen"*) sorgte gleichfalls dafür, daß das Publikum sich nicht dazu angeregt fühlte, viel über politische Dinge zu diskutiren. Es paßte auch ganz in den Kram des herrschenden Systems, daß gerade in den vierziger Jahren in der Wiener Theater- und Musikwelt eine Abwechslung, eine Lebendigkeit herrschte, die ganz geeignet war, den frohen, genußliebenden Sinn der Bevölkerung zu fesseln, und die es allerdings dahin brachte, daß eine neue Oper, ein neues Stück von Nestroy, ein neuer Walzer von Strauß oder Lanner, das Auftreten der Lind u. s. w. gleich mehrere Wochen hindurch das Tagesgespräch bildeten. Aber selbst in diesem gedankenleeren Treiben, das die Masse der Wiener Bevölkerung für die allgemeinen Interessen so gleichgültig machte und sie dazu antrieb, den Genuß in seiner sinnlichen Form als höchsten Zweck des Daseins zu betrachten, war eine nicht zu verkennende Veränderung vor sich gegangen. Dem Einfluße der Theaterstücke des genialen Volksdichters Johann Nestroy auf die Lebensanschauungen, auf den Humor, ja selbst auf die Ausdrucksweise der Wiener muß diese Veränderung wesentlich zugeschrieben werden. Nestroy beschränkte sich, trotz der strengen Zensur, nicht darauf, die Menschen und die Zustände seiner Zeit lebenswahr und humorvoll zu schildern, er machte es sich vielmehr zur Aufgabe, die Schwächen dieser Menschen, die Verkehrtheiten dieser Zustände mit diabolischer Satyre zu geißeln und mit frivolem Hohne zu züchtigen.

*) Die Agenten der Polizei werden vom Volksmunde in Wien „Naderer" genannt.


Montecuccoli.
Schmerling.
Stifft.
Doblhoff.

Der Ton, den Nestroy in seinen Stücken zuerst anschlug, wurde alsbald der Grundton der Conversation der Wiener; das negirende, Alles bekrittelnde und bespöttelnde Element, das in allen Stücken Nestroy's vorherrscht, erlangte auch im Wiener Leben und Treiben das Uebergewicht. Die Wiener hatten in Nestroy ihre Zunge gefunden. Der Wiener Witz, der vordem harmlos, gemüthlich war, fieng nun an, bös, ätzend zu werden, und die Stelle der früheren sprichwörtlich gewordenen Gemüthlichkeit nahm gleichzeitig jener Geist des Widerspruchs ein, der sich natürlich nicht scheute außer den gemeinschaftlichen, auch die social-politischen Zustände in den Bereich seiner Thätigkeit zu ziehen. Die politischen Verhältnisse nöthigten überdies die Regierung selbst, die Bevölkerung daran zu erinnern, daß es außer dem Theater, der Musik und den „Backhendeln“ doch auch ganz andere und ernstere Dinge gebe, über welche die Bevölkerung selbst sich den Kopf zerbrechen müsse, um darüber mit sich ins Klare zu kommen. Welchen regen Meinungsaustausch hatte z. B. die Regierung durch die in ihrem Schooße am Anfange der vierziger Jahre gepflogenen Verhandlungen über die Frage des Anschlusses Oesterreichs an den deutschen Zollverein in der gesammten Gewerbs-, Industrie- und Handelswelt herbeigeführt? Nun kam plötzlich reges Leben in die Gewerbevereine, nun fanden auf einmal in den industriellen Kreisen kleinere und größere Versammlungen statt, in denen über die Handelspolitik der Regierung hin- und hergesprochen wurde, wobei es unvermeidlich war, das rein-politische Gebiet ganz unbetreten zu lassen; nun wurde zum ersten Male von einem Petitionsrechte Gebrauch gemacht und Adressen und andere Eingaben zur Unterschriftensammlung kolportirt. Der Ausgang der im Schooße der Staatskonferenz gepflogenen Verhandlung war ein für Oesterreich bekanntlich höchst unglücklicher. Der Zollanschluß an Deutschland, der damals Oesterreich nur geringe Opfer auferlegt hätte, kam nicht zu Stande, trotzdem er von Fürst Metternich, Kübeck, der sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zum Freiherrn und Hofkammer-Präsidenten (Finanzminister) hinaufgeschwungen hatte, u. a. einflußreichen Staatsmännern warm befürwortet wurde. Er kam nicht zu Stande, einerseits weil man wie Erzherzog Ludwig die Besorgniß hegte, die volkswirthschaftliche Einigung mit Deutschland würde in Oesterreich einen Systemwechsel herbeiführen, durch den die am Ruder befindlichen Staatsmänner verdrängt würden, und den man überhaupt als gefährlich für den Bestand des Staates um jeden Preis vermieden wissen wollte, anderseits, weil man der Agitation einer großen Klasse von Gewerbetreibenden und Industriellen nachgeben zu müssen glaubte, die nicht müde wurden, der Regierung zu versichern, sie würden durch den Zollanschluß vollständig ruinirt und die von dem Grafen Kolowrat, gewiß weniger aus Ueberzeugung, wie aus Rivalität dem Fürsten Metternich gegenüber auf das Wärmste und Eifrigste unterstützt wurden.

Die Bewegung für und gegen den „Zollanschluß“ hielt die industriellen Kreise durch mehr als vier Jahre in Athem. Sie erreichte in den letzten Monaten des Jahres 1844 ihren Höhepunkt, als der unvergeßliche Zollvereinsagitator List nach Wien kam, um bei der Regierung wie bei den Industriellen für den Zollanschluß zu wirken. List stellte die deutsch-nationale Seite der Zollfrage in den Vordergrund, und nun betheiligte sich die gesammte Intelligenz an der Debatte, für den Zollanschluß die Partei ergreifend. Zu Ehren List's veranstaltete damals der Gewerbeverein (23. Dezember 1844) im Casino am hohen Markte ein Bankett, das als erstes politisches Meeting in Oesterreich für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutungsvoll wurde. Prof. Kudler, der uns im Verlaufe des Buches noch häufig begegnen wird, feierte bei diesem Bankette List's Bemühen, die Volkswirthschaftslehre zu einer „wahrhaft nationalen Doctrin“ zu erheben und sein Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß es bei der Emporbringung der Betriebsamkeit eines Volkes nicht auf einige vereinzelte ökonomische Beförderungsmittel ankomme, sondern auf die Vervollkommnung des ganzen socialen Zustandes, „auf die Ausbildung aller seiner Institutionen“ und auf die Fortschritte der sittlichen und geistigen Bildung in allen ihren Zweigen. List selbst brachte hierauf einen Toast auf Deutschland aus, dessen Schlußsatz: „Deutschland — in Wissenschaft und Kunst, in Literatur und Gesittung ein Stern erster Größe unter den Nationen der Erde — Deutschland, bestimmt durch seine natürlichen Hilfsquellen, durch die Tüchtigkeit seiner Völker und durch eine weise Handelspolitik das reichste Land des europäischen Continents zu werden, — Deutschland, durch Einheit und innere Entwicklung berufen zu der hohen Stellung eines der ersten Garanten des europäischen Friedens — Deutschland, unser großes und herrliches, unser gemeinsames und geliebtes Vaterland, die deutsche Einheit lebe hoch!“ einen Beifallssturm hervorrief, wie man einen solchen in Wien außerhalb der Theater und der Conzertsäle wohl noch selten gehört hatte. Bei diesem Bankette wurde (wie wir aus L. A. Frankl's interessanten Mittheilungen aus der vormärzlichen Zeit in Oesterreich entnehmen) ein Toast des damaligen amerikanischen Consuls in Wien auf den Fürsten Metternich mit demonstrativem Schweigen aufgenommen. Von dem ungeheuren Aufsehen, das diese Tischreden ihrer Zeit in ganz Oesterreich erregten, kann sich die Gegenwart keine annähernde Vorstellung mehr machen. Es darf uns übrigens nicht wundern, daß die „Zollfrage,“ seitdem List ihren national-deutschen Charakter betonte, von allen gebildeten Kreisen mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit aufgegriffen und erörtert wurde. Damals herrschte in Wien, nicht etwa blos auf dem List-Bankette, außerordentlich viel deutsch-patriotische Gesinnung. Der Toast, den Erzherzog Johann bei der Grundsteinlegung in Köln (1842) ausgebracht haben soll: „Kein Preußen, kein Oesterreich! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!“ und dem er zu danken hatte, daß er sechs Jahre später an die Spitze Deutschlands gestellt wurde, erregte auch in Oesterreich, namentlich in Wien, eine Begeisterung, die auch hier zeigte, daß die bestehenden Zustände mit den Wünschen der Menge im Widerspruche stehen. Die patriotische Aufwallung, in der sich ganz Deutschland seit zwei Jahren befand, und welche sich durch das Becker'sche Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ in alle Volksschichten verbreitete, erreichte durch den Trinkspruch des Erzherzogs Johann eine mächtige Steigerung. In allen patriotischen Kreisen faßte man nun neue Hoffnungen und die Einheitsbestrebungen nahmen einen neuerlichen Aufschwung.

## 7.

Es ist gewiß bezeichnend, daß in dieser Zeit auch in Wien Vereine ins Leben traten, welche auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse des Staates, auf die Heranbildung der öffentlichen Meinung Wiens einen nicht geringen Einfluß erlanglen. Unter diesen Vereinen ist der im Jahre 1842 ins Leben getretene juridisch-politische Leseverein jedenfalls der wichtigste. Dieser Verein, den Graf Sedlnitzky als den „Herd der Revolution“ zu bezeichnen liebte, und von dem er voraussagte, daß sich seine Mitglieder zu „Verbrechern lesen“ werden, ist, wie L. A. Frankl in seinen früher erwähnten Mittheilungen erzählt, im Jahre 1842 von den Herren Eugen von Mühlfeld, Freiherrn v. Sommaruga, Dr. Alexander Bach, Dr. v. Würth, Dr. Wildner v. Maithstein, den Professoren v. Stubenrauch und Hye gemeinschaftlich begründet worden.



Die erste Vertheilung der Rumforter-Suppe.

Um die Bewilligung zum Inslebentreten des Vereins zu erlangen, gab man als Zweck desselben an, man wolle durch Auflegung der wichtigsten Zeitschriften, der bedeutendsten wissenschaftlichen und belletristischen Werke dem gebildeten, vorzüglich dem juridischen Publikum Gelegenheit bieten, sich mit den Fortschritten der Literatur in ihrem weitesten Umfange vertraut zu machen. Die den Verein begründenden jungen Männer stellten den in allen Kreisen hochverehrten Freiherrn v. Sommaruga sen., einen der ehemaligen Lehrer des Kaisers, Hofrath und Referenten des Staatsrathes, als Loyalitätsfahne in den Vordergrund, und dieser benützte den Moment einer Erholungsreise des Fürsten Metternich dazu, das Ansuchen um Bewilligung des Vereins beim Grafen Sedlnitzky persönlich zu unterstützen. Diese Befürwortung bot dem Grafen die sicherste Gewähr für die Unschädlichkeit des Vereins, der bald darauf die kaiserliche Sanktion erhielt, und der sein Inslebentreten in der kaiserlichen „Wiener-Zeitung“ in einer Einladung zum Beitritte ankündigte, deren verwegener, wie Hochverrath, wie

ein Aufruf zur Revolution klingender Ton die ganze Lesewelt in Erstaunen setzte. Auch die Druckbewilligung dieses Aufrufes wurde von dem Baron Sommaruga durchgesetzt, der ihn seinem hofräthlichen Kollegen Maltz bei der Zensurhofsstelle persönlich vorlegte, welcher, ohne den Aufsatz zu lesen, die Druckbewilligung ertheilte. Mit diesem Vereine, den wir im Verlaufe unserer Geschichtserzählung noch wieholt erwähnen werden, erhielten die gebildeten Kreise der Residenz den Sammelpunkt, der ihnen bisher gefehlt hatte. „Der Verein", bemerkt L. A. Frankl, „zählte seine Mitglieder vorwiegend aus der juridischen hohen Beamten- und Militärwelt. Schriftsteller aus allen Sfären, Aerzte und Theologen waren darunter. Eine so glücklich kombinirte Gesellschaft mußte andere Zwecke erreichen, als Bücher und Zeitungen lesen. Jeder Einzelne brachte aus seinem Kreise Gedanken, Erlebnisse und Erfahrungen zu lebendiger Mittheilung, und alle Geistigen und Strebenden waren von dem Bewußtsein durchdrungen, daß eine neue, eine andere Ordnung der Dinge kommen müsse. Es stimmten hier auch Jene überstimmt bei, die im Herzen andere Hoffnungen trugen. Die Mitglieder gesellten sich wohl auch in Gruppen, um einen Gegenstand in lebhafter Debatte zu besprechen. Die Sehnsucht nach freier Rede fand vorerst in engeren Kreisen Befriedigung. Selbst das Wünschebuch des Vereines trug manche Spur von dem Drange, sich politisch mitzutheilen; dasselbe nahm sich zuweilen wie ein stenographirter Parlamentsbericht aus und diente wohl auch zur nachschleichenden Denunziation ... Eine solche Bewegung der Geister blieb nicht ohne Wirkung und Anziehungskraft auf außerhalb liegende Kreise und Personen. Elektrische Funken schlugen über, und es fing an ein neugieriger Drang, wohl auch ein edler Ehrgeiz wach zu werden, einem Vereine anzugehören, welcher den Muth hatte, der allgemein sich regenden Unzufriedenheit, wenn auch noch so vorsichtig, Ausdruck zu geben .... Im Vereine mündete fast alles geistige Leben der Residenz. Hier schöpften die Korrespondenten für ausländische Blätter aus den besten Quellen. Wie die Börse für die Politik, war, wenn auch nicht in so gewagter Weise, der Verein ein Thermometer für die Stimmung in Wien. Der Verein wurde von allen bedeutenden Fremden fast aller Nationen Europa's besucht, die lebendiger als Bücher und Journale vermittelten, was sich namentlich in Deutschland, England und Frankreich begab, und nicht aufhörten, die heimischen Geister zu bewegen. Diese fort und fort zuströmenden Gäste ersetzten manches strengst verbotene Buch, manche verpönteste Brochüre. Der Verein strebte in jeder Weise, seine Gesinnung, seine Theilnahme für öffentliche Ereignisse an den Tag zu legen. So beschloß er keine nachgedruckten Werke anzuschaffen, Herder's Geburtstag zu feiern; er sammelte Geld für die abgebrannten Städte Hamburg und Steyr, und als der Dombau in Köln als Symbol der deutschen Einheit galt, auch für diesen. Vor allem aber war die Absicht lebendig, freie Vorträge über allgemein interessirende Fragen des Tages zu halten. Man schritt mit Umgehung der Polizei bei der Studienhofkommission um die Bewilligung ein und erhielt sie. Dr. Josef v. Würth eröffnete den Reigen mit Vorträgen über das Gefängnißwesen, denen alle Notabilitäten der hohen Beamtenwelt, Exzellenzen, Polizeidirektoren, Kavaliere, Diplomaten anwohnten. Diese Vorträge wiederhallten in allen Kreisen der Residenz und fanden in ausländischen Journalen die lebhafteste Besprechung. Dieser Umstand, vorzüglich aber, daß Graf Sedlnitzky umgangen worden war, machte, daß diese Vorträge die ersten und letzten blieben. Dr. Johann Nep. Berger bot sich an über deutsche Philosophie, Dr. L. Aug. Frankl über politische Poesie seit dem Jahre 1830, Dr. F. R. Seligmann über Phrenologie zu lesen. Vorträge über letztere schienen sich am natürlichsten denen über Gefängnisse anzuschließen und für einen juridisch-politischen Verein umsomehr geeignet, als die Phrenologie wieder anfing mit der Rechtslehre und moralischen Zurechnungsfähigkeit in Zusammenhang gebracht zu werden. — Diesmal ertheilte aber die Studienhofkommission der Direktion die Weisung, bei der Polizei-Zensurhofsstelle um die Bewilligung zu bitten. Diese wies das Ansuchen ohne jede Motivirung ab ... Ebenso wurden Vorträge Prof. Hye's über die Geschichte des österreichischen Strafrechts nicht gestattet. Um das Prinzip der Vorträge zu retten, wurde nach einem ganz ungefährlichen Stoffe gegriffen, und Dr A. J. Becher, der im November 1818 durch den Fürsten Alfred v. Windischgrätz zu Pulver und Blei begnadigt wurde, aufgefordert, einige Vorlesungen über Musik zu halten. Wir erinnern uns nicht, warum sie unterblieben. Je mehr der Verein Lebenszeichen geben wollte, desto ingrimmiger wurde Graf Sedlnitzky. Er durfte, was er am liebsten wollte, die Schließung desselben nicht wagen, weil die bedeutendsten Staatspersonen Mitglieder desselben waren, und weil er dem Fürsten Metternich gegenüber, der die Konzession des Vereines einen großen Mißgriff nannte, nicht Recht geben wollte. Alle Klagen konnte er aber doch nicht unterdrücken, und bei solchem Anlasse erhielt er im Salon des Fürsten von diesem die Antwort: „Das Gespenst ist einmal heraufbeschworen; man muß sich einrichten und es versuchen, mit ihm zu wirthschaften." Was Faust zu Mephisto sagt:

„Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts verrichten,
Und fängst es nun im Kleinen an."

bewahrheitete sich im vollen Maße. Graf Sedlnitzky quälte den Verein, wo er nur konnte, und bei Bewerbungen um Beamtenstellen oder um eine Beförderung kam die Bezeichnung: „Mitglied des juridisch-politischen Lesevereins" einem Verdammungsurtheil gleich; und doch gingen aus diesem Vereine später die bedeutendsten und noch jetzt einflußreichsten Staatsbeamten hervor, und kommt der Geist des Vereins von damals der jetzigen Regierung noch gar sehr zu statten. — Der Verein beabsichtigte die Herausgabe einer Gesetzsammlung aus dem 18. Jahrhundert, die ein Beamter, Herr Polivka, redigirt hatte. Die Landesregierung hatte den Druck bewilligt, der Finanzminister oder, wie er damals hieß, der Präsident der k. k. Hofkammer, Freiherr v. Kübeck, denselben unentgeltlich durch die Staatsdruckerei zugesagt; Graf Sedlnitzky verbot ihn, trotzdem der klare Ausspruch des Gesetzes, auf den sich der Verein berief, für denselben redete. Solche Maßregeln mußten als Akte einer haßvollen Willkür erbittern, und wie sie bekannt wurden, dem Vereine auch immer wärmere Sympathien bereiten. Das Gefährlichste geschah; auf dem „Herde der Revolution" fing die Flamme des Märtyrthums zu lodern an. — In einer Generalversammlung der Mitglieder durfte

Prof. Hye mit vollem Rechte sagen: „Versagen wir uns die ermuthigende Genugthuung nicht, daß unser Verein in den literarisch-politischen Bewegungen unseres Vaterlands als schönes Wahrzeichen der höheren Schwingungen des Geistes der Neuzeit von den Zinnen unserer Hauptstadt herunterstrahlt, daß er zu einer Macht geworden ist. Dieses Wunder bewirkte der Geist der Assoziation, das Zentnergewicht der öffentlichen Meinung, die Publizität u. s. w." Das war zu viel in einem Athemzuge. Wie Fabrizius Flatter, als er mit Martinitz und Stawata aus dem Fenster in Prag auf den historischen Misthaufen fiel, stehenden Fußes nach Wien in die Hofburg lief, um das Ereigniß zu melden, so geschah es auch hier. Ein den Ministern zunächst stehender Beamter, von dem ein Publizist sagte, daß er stets „ein Hemmschuh der Staatskarosse war, aber nicht, wenn der Wagen abwärts, sondern wenn er vor- und aufwärts gehen sollte", dessen vorragende Polizeitugenden sich auf einen glorreichen Sohn vererbten, verließ augenblicklich den Konsistorialsaal der Universität, wo die Versammlung war, und eilte in die alte Hofburg, auf den Hofball, denn er fühlte sich in seinem Gewissen verpflichtet, den Geist des Vereines, dem er selbst angehörte, zu denunziren. Unglaublich, und dem ist doch so! Der Direktion des Vereins wurde darauf das Referat abgefordert, der Staatsrath unter Vorsitz des Erzherzogs Ludwig eigens zusammenberufen und die Absetzung des jungen Professors berathen, bis der Prinz die Debatte mit den kurzen und derben Worten abschnitt: „Macht nicht aus jeder Dummheit so viel Wesens!"

Nicht dieselbe Bedeutung wie der Leseverein erreichte die Concordia, ein Verein von Schriftstellern und Künstlern, der sich, um keiner polizeilichen Genehmigung, die nicht ertheilt worden wäre, zu bedürfen, als eine ganz gewöhnliche Wirthshausgesellschaft gerirte, deren Unterhaltung aber eine so entschieden freisinnig-politische Färbung hatte, daß es die Polizei nothwendig fand, dieselbe streuge zu überwachen. An manchen Abenden wurde in der Concordia von den meisten Vortragenden und Rednern in Reimen und in Prosa ein so „radikaler" Ton angeschlagen, daß List, der einem solchen Abende einmal als Gast beiwohnte, zur Erheiterung der Gesellschaft die Bemerkung fallen ließ: „Leutchen, wenn Ihr noch einige solche Essen feiert, so bleibt Euch nichts übrig, als eine Revolution zu machen."

Auch der Wiener Männergesangverein, dessen Gründung gleichfalls in diese Zeit fällt, trug nicht unwesentlich dazu bei, die deutsch-patriotische Strömung in Wien in stetem Flusse zu erhalten. Die leise sich verbreitende und allmälig sich steigernde politische Bewegung erstreckte sich aber nicht etwa blos auf die sogenannte Intelligenz, auch in den kleinbürgerlichen Kreisen fing man damals bereits an, sich sehr unzufrieden zu fühlen. Es ist wenigstens sehr bezeichnend, daß am 28. Dezember 1841 schon sich das Rathsplenum des Magistrats veranlaßt sah, die vom Bürgermeister Czapka bereits im Jahre 1838 beantragte Einsetzung eines Bürgerausschusses in Berathung zu ziehen. Der damalige Magistratsrath Walter, der das Referat führte, trug — „da dies auf die Stimmung der Bürger günstig einwirken würde" — auf die Annahme des Antrages an: Der Bürgerausschuß sollte, wie er vorschlug, einhundert Mitglieder zählen, an der Berathung und Feststellung des Jahresvoranschlages theilnehmen, auch bei außerordentlichen Anlässen zusammenberufen und gemeinschaftlich durch den Magistrat und den etwa vierhundert Bürger zählenden, übrigens nur mehr dem Titel nach bestandenen äußeren Stadtrath mittelst Stimmzetteln gewählt werden. Ein einziger Magistratsrath, Küßwetter, war dafür, einem solchen Bürgerausschusse einen ausgedehnteren Wirkungskreis einzuräumen; alle übrigen Räthe sprachen sich aber mehr oder weniger gegen den Referenten aus.

Rath Wilfling z. B. meinte, die Einsetzung eines Bürgerausschusses würde manche Unzukömmlichkeiten herbeiführen, weil sich die Ausschüsse berufen glauben würden, Alles zu kritisiren, alle Verhandlungen zu veröffentlichen, Clubbs zu bilden und über Gegenstände abzusprechen, „die sie nicht gänzlich verständen." Rath Sögner meinte gleichfalls, daß ein solcher Bürgerausschuß „gefährlich", für manches nothwendige Unternehmen hindernd und überhaupt eher von „Schaden" als von Nutzen sein würde. Der Vicebürgermeister Lanser meinte, wenn es zweckmäßig und an der Zeit sei, der Wiener Bürgerschaft zu „schmeicheln", so setze man den Ausschuß ein; würden die Ausschüsse jedoch aus den äußeren Räthen gewählt, so würde man offenbar sehr wenige mit der erforderlichen Intelligenz, Selbstständigkeit und mit gutem Rufe versehene Ausschüsse erhalten. Trotzdem entschied sich die Mehrheit der Magistratsräthe dafür, bei der Regierung um die Bewilligung zur Einsetzung eines aus sechzig Mitgliedern bestehenden Bürgerausschusses einzuschreiten. Das Gesuch des Magistrats wurde von dem Grafen Kolowrat „warm befürwortet", vom Fürsten Metternich dagegen „ziemlich ungnädig" aufgenommen und vom Erzherzog Ludwig, dem es schließlich zukam, mit der Bemerkung ad acta gelegt: „Fangt denn der Czapka auch schon zum rappeln an!" So wird in dem Tagebuche eines Magistratsbeamten aus jener Zeit, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, erzählt. Von dem Bürgerausschusse war bis zu den Märztagen, in denen er plötzlich in's Leben trat, nicht weiter mehr die Rede.

## 8.

Das in den vierziger Jahren in Wien erwachende Volksleben vergrößerte die Kluft zwischen der Regierung und den Regierten immer mehr und mehr. In den verschiedenen Vereinen, namentlich im Lesevereine, fingen einzelne Persönlichkeiten, wie die Professoren Hye und Kudler, die Advokaten Bach und v. Würth, die beiden Sommaruga, Feuchtersleben und viele Andere, zumeist auch jüngere Leute, an, eine politische Rolle zu spielen, und die Bildung einer öffentlichen Meinung begann sich allmälig zu vollziehen. Aber diese öffentliche Meinung vermochte lange Zeit hindurch zu keiner Kraft und Würde zu gelangen, da es ihr der herrschenden Censurverhältnisse wegen nicht möglich war, sich der Tagespresse und mittelst derselben der Volksmassen zu bemächtigen, und auf diese Weise auf die Regierung nachhaltig einzuwirken. Durch die zahllosen Bonmots, die fortwährend in Umlauf waren, und in denen die Regierung und ihre Vertreter auf das Boshafteste bekrittelt wurden, durch das demonstrative Beklatschen jeder freisinnigen „Stelle"

nicht nur in den Vorstadttheatern, sondern vorzüglich auch im Burgtheater, in der Gegenwart des Hofes und der ganzen hohen Aristokratie; durch Anwendung so unschuldiger Mittel durften die oppositionellen Elemente eben nicht hoffen, sich Geltung zu verschaffen. Es waren zwar schon in den dreißiger Jahren die Ideen der Wiener Liberalen von dem unter dem Pseudonym Anastasius Grün schreibenden Grafen Anton Auersperg in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" poetisch verklärt worden, in einer Reihe von Gedichten, die jenes freie Oesterreich besingen, das noch nicht vorhanden ist, und dessen Aufbau von den damaligen Wiener Liberalen schon angestrebt wurde. Aber ein poetischer Ausdruck ihrer Ideen, ihrer Wünsche konnte den Liberalen doch unmöglich genügen. Worauf es ihnen zunächst ankommen mußte, das war die Formulirung ihres politischen Glaubensbekenntnisses, die Klarmachung ihrer Bestrebungen, die Erläuterung ihrer Grundsätze, ihrer Absichten. Sie mußten in erster Linie dahin wirken, für ihre Zwecke sowohl in der Bevölkerung Oesterreichs, als in der öffentlichen Meinung Europas Propaganda zu machen, und dies war nur möglich durch die Publizistik. Da sie aber nicht daran denken konnten, sich im Inlande solche publizistische Organe zu schaffen, so erübrigte ihnen eben nichts anderes, als in den publizistischen Organen des Auslandes für ihre Zwecke thätig zu sein. Diese Thätigkeit war aber im Anfange eine ziemlich frucht- und hoffnungslose. Man beschränkte sich nämlich am Ende der dreißiger Jahre darauf, einzelne unabhängige deutsche Blätter, namentlich den Nürnberger Korrespondenten und die Hamburger Nachrichten, Blätter, denen in Oesterreich eine stärkere Verbreitung nicht gesichert werden konnte, mit Wiener Korrespondenzen zu versorgen, worin die österreichischen Zustände sehr grell beleuchtet wurden. Dieses „Manöver" bereitete der Regierung wohl vielen Aerger, aber sie konnte sich damit trösten, daß die in diesen Korrespondenzen enthaltenen Ausfälle auf ihr „System" doch nur von einem ganz kleinen Kreise gelesen werden, ihr also fast gar keinen Schaden zufügen. Erst einige Jahre später gelang es dieser publizistischen Opposition, einen außerordentlichen Aufschwung zu nehmen und dadurch bedeutenden Einfluß zu erlangen. Im Jahre 1843 erschien nämlich im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg unter dem Titel: „Oesterreich und dessen Zukunft," eine anonyme Schrift, als deren Verfasser nachträglich der im Staatsdienste befindliche Baron Andrian sich bekannte, die, obgleich sie, oder vielleicht auch eben weil sie sofort nach ihrem Erscheinen in Oesterreich strenge verboten wurde, unermeßliches Aufsehen machte. Das strenge Verbot hinderte die Buchhändler nicht daran, diese Broschüre in ganz Oesterreich in vielen Tausenden von Exemplaren abzusetzen, und ihr Inhalt, der förmlich verschlungen wurde, war in den gebildeten Kreisen wochenlange der Gesprächsstoff. Mit dieser Schrift beginnt aber nicht blos in der politischen Literatur, sondern auch im politischen Leben Oesterreichs eine neue Epoche. „Oesterreich und dessen Zukunft" enthielt nämlich einen beredten Appell an das Standesbewußtsein der österreichischen Aristokratie, welcher zu Gemüthe geführt wurde, daß sie eine wenig ehrenvolle Stellung in Oesterreich einnehme und schon um ihrer selbst willen sich aus ihrer Versunkenheit erheben und auf die Wiederherstellung ihrer alten verfassungsmäßigen Rechte dringen müsse. Baron Andrian war nicht etwa ein Feudaler in dem Sinne, daß er wohl den Sturz des Absolutismus, dafür aber eine Adelsherrschaft in Oesterreich aufgerichtet wissen wollte, durch welche das bisher von der Bureaukratie am Gängelbande geführte Volk nun von der Aristokratie bevormundet worden wäre. Er appellirte vielmehr an den Adel in Oesterreich in der Ueberzeugung, daß derselbe durch seine Vergangenheit, seinen Reichthum, seinen mächtigen Einfluß am ehesten dazu befähigt sei, die österreichischen Zustände friedlich und am wenigsten gefahrvoll zu reformiren. Baron Andrian wollte alle „Stände" des Volkes zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten herangezogen wissen und verlangte demgemäß vom Adel, darauf sein Augenmerk zu richten, daß durch die Vertretung aller Klassen der Bevölkerung in den Provinzial- und in den zu kreirenden Reichsständen, durch die Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, vor Allem aber durch die Freiheit des Gemeindelebens dem volksthümlichen Elemente im Staate eine hinreichende Beschäftigung und der ihm gebührende Platz angewiesen werde. Dieser Appell an die adeligen Stände, deren Institutionen, wie wir früher schon erwähnt haben, im Laufe der letzten Jahrzehente jämmerlich verstümmelt worden waren, verhallte nicht wirkungslos, die Stände erwachten, worauf wir später zu sprechen kommen werden, namentlich in Böhmen und Niederösterreich zu neuem Leben wieder und brachen jener liberalen Opposition die Bahn, durch welche das vormärzliche System in drei Tagen vollständig und für alle Zeiten beseitigt wurde. Andrian gerieth übrigens durch seine Eingenommenheit für das Ständewesen mit dem Liberalismus des österreichischen Mittelstandes in theilweisen Widerspruch, „weil man im Mittelstande seit Kaiser Josef's Zeiten niemals aufgehört hatte, sich gegen alle vom Adel ausgehenden Reformanträge und Neuerungen zu sträuben und lieber der Regierung sich auf Gnade und Ungnade in die Arme warf, ehe man die verheißene Hesperidenfrucht aus den Händen der Aristokratie empfangen wollte, wenn damit die Bedingung verknüpft war, daß diese an Kraft und Einfluß gewinne." Dieser Liberalismus gelangte auch bald nach dem Erscheinen der Andrian'schen Schrift in Schuselka's gleichfalls anonym veröffentlichtem: „Deutsche Worte eines Oesterreichers" zum energischen Ausdrucke. Auch Schuselka suchte die dringende Nothwendigkeit einer durchgreifenden und bleibenden Veränderung im österreichischen Regierungssysteme zu beweisen, aber seine Gesichtspunkte waren dabei ganz andere. Von dem Adel, auf den Andrian seine Hoffnungen setzte, erwartete Schuselka kein Heil. „Der Adel — als solcher — erklärte er — ist nie eine politische Nothwendigkeit gewesen und ist heutzutage das äußerste Gegentheil einer Nothwendigkeit . . Der Thron muß im Herzen und in der Vernunft der großen Volksgemeine wurzeln, dann steht er fest und ewig; glaubt man ihn auf die Gaukelleiter privilegirter Geburten gestützt, so macht man ihn gleich diesen zur windigen Gaukelei . . . Im Volke allein ist alle Macht und Herrlichkeit des Thrones, nicht in der aus dem lebendigen Ganzen ausgeschnittenen Adelskaste . . . Ein wahrer Bürgerkönig (nur nicht nach französischem Zuschnitte) ist allerdings möglich, und er wird unter lauter Bürgern sicherer und mächtiger regieren, als

unter den eifersüchtigen Großen, die ihn immer nur als den Ersten unter ihres Gleichen ansehen, die sich an ihn drängen, nicht um ihn zu unterstützen, um ihn zu vertheidigen, sondern um ihn in ihrem engen Gesichtskreise gefangen zu halten und zu beherrschen; die sich nie als Vermittler, sondern immer als Entzweier zwischen Volk und Thron stellen, um den ihrigen. Es ist in der That unbegreiflich, wie noch immer so viele Monarchen das Produkt ihrer Gnade und Laune, den Adel nämlich, für eine Stütze ihrer Macht halten können... Nur aus Furcht vor der Demokratie schmiegt sich der Adel an die Monarchie; in seinem Wesen ist er keineswegs monarchisch, sondern oligarchisch gesinnt, und wenn




Maueranschlag beim neuen Kärntnerthor am frühen Morgen des 29. Februar 1848.

bei dieser Entzweiung von beiden Seiten Nutzen zu ziehen. Dem Adel liegt an der Erhaltung seiner Privilegien, nicht an der des Thrones; er vertheidigt ihn daher nur so lange, als er eine Quelle und Stütze desselben sein will und sein kann, und verläßt oder bekämpft ihn, sobald dies nicht mehr der Fall ist. Das Volk dagegen vertheidigt seinen volksthümlichen Thron wie sein eigenes Leben. Nie und nirgends hat der Adel so für einen Thron gekämpft, wie die Tiroler für er die Macht hätte, so würde die Welt alsbald nur venetianische, oder noch scheußlichere Republiken haben. Wahrlich die vernünftige, die christliche Monarchie soll demokratisch sein. Es ist Irrthum und Lüge, zu sagen, das monarchische und demokratische Prinzip seien unvereinbar. Was kann ein Monarch Größeres und Mächtigeres sein, als der erste Demokrat. Ist er es, dann ist er Kopf und Herz des Volkes, dann steht er zugleich in und über dem Volke, dann ist er

mit dem Volke eins . . . Wo der Monarch nur der erste Aristokrat ist, wo zwischen ihm und dem Volke die Zwischenmacht der privilegirten Kaste besteht, da ist das organische Wechselleben zwischen Thron und Volk aufgehoben, da steht der Monarch nicht an der Spitze des Volkes, sondern dem Volke gegenüber, und die Erfahrung zeigt es bis zu dieser Stunde, daß in solchen Staaten Regierung und Volk verschiedene Wege gehen, die, je länger, je weiter auseinanderlaufen und zuletzt nicht mehr vereinigt werden können. Wenn daher die Völker von der Beschimpfung und dem Drucke, die sie durch die Adelsvorrechte erleiden, befreit sein wollen, so haben sie nicht blos ihr eigenes Interesse, wie auch das der Throne im Auge. Es handelt sich hier in der That um eine Emancipation der Monarchen, denn bis zur Stunde stehen sie alle unter der Vormundschaft des Adels." Daß Andrian und Schuselka trotz der Grundverschiedenheit ihrer Principien doch in der Ueberzeugung übereinstimmten, daß Oesterreich auf dem Wege seines bisherigen Systems der Auflösung entgegengehe, beweist jedenfalls, wie unzufrieden man in allen Klassen der Bevölkerung mit diesem Systeme war. So sehr aber auch Baron Andrian durch seine Schrift, von der einige Jahre später (1847) noch ein zweiter Theil erschien, und Schuselka durch eine größere Anzahl vielgelesener Bücher über österreichische und deutsche Zustände dazu beitrugen, in allen gebildeten Kreisen des Kaiserstaates den Oppositionsdrang gegen die Regierung anzufeuern und zu ermuthigen, sie ergriffen doch nur zeitweilig die Feder und sprachen doch nur ihre Anschauungen aus. Sie unterließen es aber, ihren Landsleuten in der deutschen Journalistik ein regelmäßiges und periodisch erscheinendes Organ zu begründen, um ihnen dadurch die Gelegenheit zu verschaffen, in demselben ihre Wünsche und Beschwerden, ihre Hoffnungen und Befürchtungen zum Ausdrucke bringen zu können.

Ein fortdauernder, unausgesetzter Kampf mußte gegen das „System" eröffnet werden, um es zum Falle zu bringen, und diesen fortdauernden, unausgesetzten geistigen Kampf ermöglicht zu haben, ist das große, nicht genug zu würdigende Verdienst Ignaz Kuranda's, der durch die Begründung seiner anfänglich in Brüssel, seit 1842 in Leipzig erschienenen „Gränzboten" der österreichischen Opposition eines der bestredigirten, geachtetsten und gelesensten Organe der deutschen Journalistik zur Verfügung stellte. Erst durch die „Gränzboten" gewannen die verschiedenen politischen Schattirungen, die damals schon in Oesterreich vertreten waren, jenen neutralen Boden, auf dem sie sich besprechen, verständigen und zu jener Uebereinstimmung gelangen konnten, ohne deren Erzielung die Opposition in Oesterreich nicht die Kraft und Unwiderstehlichkeit erreicht hätte, die sie befähigt hat, den Absolutismus zu stürzen. Durch das Erscheinen der „Gränzboten" wurde einem von allen unzufriedenen Parteien in Oesterreich seit Langem schon tiefempfundenen Bedürfnisse abgeholfen, und es ist aus diesem Grunde schon erklärlich, wenn sich Männer der verschiedensten politischen Ueberzeugungen — die hocharistokratischen Oppositionsmänner des böhmischen Landtages eben so gut wie die „Girondisten" der niederösterreichischen Ständevertretung, und neben den gemäßigt liberalen Gesinnungsgenossen der Letzteren, aus den Kreisen des Wiener-Mittelstandes auch deren radikal-freiheitliche Widersacher an die „Gränzboten" herandrängten, um in denselben zum Worte zu gelangen. Die Opposition der „Gränzboten" erlangte in Folge dessen auch in Oesterreich alsbald einen Einfluß, eine Bedeutung, die der Regierung die mannigfachsten Verlegenheiten und Besorgnisse bereitete. Was konnte sie gegen eine solche Opposition thun? Sie hatte Andrian's und Schuselka's Schriften strenge verboten, ohne deren massenhafte Verbreitung in ganz Oesterreich verhüten zu können; sie verbot auch die „Gränzboten", aber auch diese fanden überall, wo es Buchhandlungen in Oesterreich gab, reißenden Absatz, und in Wien lief man thatsächlich Gefahr, für unwissend und ungebildet gehalten zu werden, wenn man nicht fortwährend im Stande war, sich über den neuesten Inhalt der „Gränzboten" allwöchentlich genau zu unterrichten. Mit dem einfachen Verbote der Oppositionsliteratur richtete die Regierung also so viel wie nichts aus. Sie scheute sich aber nicht, noch ein anderes Mittel in Anwendung zu bringen, um diese ihr so gefährliche Literatur in der Achtung des Publikums herunterzusetzen. Sie kehrte ihren ganzen Ingrimm zuletzt weniger gegen die Schriften, als gegen die Person der Schriftsteller selbst. Im Anfange hetzte sie Schuselka und Kuranda die deutsche Polizei auf den Hals und wirkte dahin, daß Beide aus allen deutschen Ländern ausgewiesen wurden und sich nirgends dauernd niederlassen konnten. Dadurch erhöhte sie aber nur die Theilnahme des österreichischen Publikums für diese beiden Männer. Dann erließ sie an beide die Weisung, sich unverweilt nach Hause zu begeben, um sich wegen Uebertretung der Zensurvorschriften einer Untersuchung und Amtshandlung zu unterwerfen. Da weder Schuselka noch Kuranda Lust hatten, in irgend einer österreichischen Festung zu verschwinden, so leisteten sie diesem Auftrage natürlich keine Folge. Die Regierung rächte sich nun an den Beiden und an den übrigen nach ihnen auftauchenden Oppositionsschriftstellern dadurch, daß sie Alles aufbot, dieselben in der Achtung ihrer Mitbürger herabzusetzen. Sowohl Schuselka als auch Kuranda waren arme Literaten, und die Regierung, welche sie nicht kaufen, aber auch nicht zum Stillschweigen nöthigen konnte, fügte ihren in Oesterreich zurückgebliebenen Angehörigen die mannigfachsten Kränkungen zu, und verdächtigte ihr Wirken, indem sie in zahllosen offiziösen Korrespondenzen erklären ließ, Schuselka und Kuranda schrieben aus persönlicher Erbitterung, boshafter Lüge, grober Unwissenheit, eitler Ruhmsucht oder gemeiner Geldspekulation gegen Oesterreich. Aber auch diese Verdächtigungen fruchteten nichts, denn Kuranda und Schuselka nahmen, dieser bei der Herausgabe der „Gränzboten", jener in seinen Schriften einen österreichischen Standpunkt ein, und Schuselka konnte mit Fug und Recht im Namen der publizistischen Opposition in seinem Buche „Oesterreichische Vor- und Rückschritte" dem Publikum die Fragen zur Erwägung anheimstellen: „Durch solche freie Schriften soll Oesterreich beschimpft werden? Was ist denn aber Oesterreich? Ist der Fürst Metternich oder der Graf Sedlnitzky Oesterreich? Machen die Zensoren, Polizeispione, die Jesuiten, Ligourianer Oesterreich aus? Ist Oesterreich das, was in den Protokollen und Registraturen licht- und luftscheuer Bureaukraten steht? Darauf antworten nicht etwa die liberalen Schriftsteller, sondern

die österreichischen Völker ein millionenstimmiges Nein. Diese kräftigen, hochbegabten Völker mit ihren gesegneten Ländern, durch das welthistorisch wichtige Erbrecht des Hauses Habsburg-Lothringen zu einer Großmacht ersten Ranges vereinigt, das ist Oesterreich. Für dieses Oesterreich kann man in treuer Liebe begeistert sein und dennoch gegen dieses oder jenes Gesetz, ja selbst gegen das ganze Regierungssystem Opposition machen. Und eben wenn man das herrliche, zu so großen Weltaufgaben berufene Oesterreich männlich aufrichtig liebt, so ist man verpflichtet, gegen alles in die Schranken zu treten, was den Ruf des Kaiserstaates befleckt, seine Fortdauer gefährdet, seine Entwicklung hindert, die Erfüllung seiner politischen und humanen Aufgaben vereitelt." — Solchen Repliken gegenüber that die Regierung am besten daran, ihren Ingrimm durch keine Silbe weiter zu verrathen.



L. Batthyányi. Kossuth.

Der Erfolg aber, den der Dichter Anastasius Grün, die Publizisten Baron Andrian, Schuselka und Kuranda mit ihren Schriften erzielten, war ein so tiefeingreifender, daß sich alsbald auch noch viele andere jüngere Schriftsteller gleichfalls angeeifert fühlten, den Kampf mit dem in Oesterreich bestehenden Systeme aufzunehmen. Nun entstand binnen wenigen Jahren eine sehr umfang- und inhaltreiche politische Literatur über Oesterreich, eine Literatur, die wie ein Strom anschwoll, dessen Einbrechen in das Reich die Regierung trotz der vielen Schutzdämme an allen Gränzen nicht verhindern konnte.

Da zeigte es sich plötzlich, welch ein reicher geistiger und moralischer Fond in der deutschen Bevölkerung Oesterreichs schlummere. Während Oesterreich und speziell Wien unter der Regierung des Kaisers Franz neben den Walzer,

königen Strauß und Lanner nur Franz Schubert, einen lyrischen Komponisten, und Franz Grillparzer, einen dramatischen Dichter, beide allerdings ersten Ranges, aufzuweisen vermochte, tauchten jetzt binnen wenigen Jahren die Dichter Nikolaus Lenau, Karl Beck, Moriz Hartmann, Hermann Rollet, Alfred Meißner, Albert Knoll, die Publizisten Dr. Wiesner, Hauptmann Möring, Beidtel und viele andere auf, gleichsam um vor aller Welt ein beredtes Zeugniß zu geben von dem Anlagenreichthume, von der Bildungsfähigkeit ihrer Landsleute, und von dem unversöhnlichen Widerspruche, in dem das System in Oesterreich mit dem dort erwachenden Volksgeiste sich befinde.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die Geschichte dieser literarischen Sturm- und Drangperiode des jungen Oesterreichs ausführlicher zu erzählen; wir haben dieser neuen Erscheinung blos in Kürze zu erwähnen, aber wir dürfen es nicht unterlassen, an dieser Stelle schon auf einen Mann hinzuweisen, der, obschon er als politischer Schriftsteller nur Unerhebliches geleistet hat, es doch verdient, in der Reihe von Männern wie Anastasius Grün, Baron Andrian, Schusetka und Kuranda aufgeführt zu werden, die um den Umschwung, der in den österreichischen Verhältnissen im März 1848 eintrat, sich am meisten verdient gemacht haben: es ist dies der liebenswürdige und mit Recht gefeierte Lustspieldichter Bauernfeld. Die dramatische Muse ließ Bauernfeld nicht genug Zeit, das Feld der Publizistik emsiger zu kultiviren, und so kommt es, daß außer der ganz trefflichen Denkschrift „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“, die bei ihrem Erscheinen (1842) Aufsehen machte, außer einer weniger bedeutenden kleineren Broschüre und einer größeren Anzahl von Wiener Korrespondenzen in den „Gränzboten“ von ihm nur wenige politische Arbeiten produzirt wurden; nichts desto weniger entfaltete Bauernfeld während der vierziger Jahre ein überaus eifriges und fruchtbringendes politisches Wirken. Er stand im Staatsdienste, und es verlautete daher niemals viel von den unausgesetzten Verbindungen und Beziehungen, die er mit Kuranda, Schusetka und den übrigen im Auslande, im Exile befindlichen Oppositionsschriftstellern unterhielt. Er war es aber, der zwischen diesen Schriftstellern und ihrem Vaterlande so recht eigentlich die Verbindung offen hielt, der ihnen unausgesetzt Nachrichten, Aktenstücke und sonstige Enthüllungen zukommen ließ, der Korrespondenzen für sie übernahm und in ihrem Sinne am eifrigsten thätig war. Namentlich um die allgemeine Verbreitung, um den Einfluß, den die „Gränzboten“ in Wien gewannen, erwarb sich Bauernfeld ein dankenswerthes Verdienst, und überhaupt war er es, der in den zahlreichen Vereinen, denen er als Mitglied angehörte, in den vielen gesellschaftlichen Kreisen, in denen er sich bewegte, nie müde wurde, auf die Unerträglichkeit des geistigen Druckes hinzuweisen, der auf ganz Oesterreich lastete, und auf die Nothwendigkeit eines Systemwechsels aufmerksam zu machen. In einem uns vorliegenden Tagebuche aus dem Jahre 1846 heißt es: „Bauernfeld wirkt mit seiner boshaften Zunge in einer Stunde mehr, als ein ganzes Dutzend verbotener Broschüren in einem ganzen Jahre. Er weckt die Schläfrigen auf, wirkt auf die Gleichgültigsten anregend ein, ermuthiget die Hoffnungslosesten und öffnet den Blinden die Augen. „Von selbst wird es bei uns nicht anders werden, wir müssen es aber anders machen!“ Bauernfeld hat durch diesen Ausspruch, den er vor ein Paar Tagen in einem größeren Kreise gethan, bei Vielen ganz eigenthümliche Ideen erweckt. Die °schen streiten bereits darüber herum: ob und wie man es bei uns anders machen könnte! Die Zukunft wird's ja lehren . . . .“

Wir werden im Verlaufe unserer Geschichtserzählung noch Gelegenheit haben, nicht blos Bauernfeld, sondern auch Baron Andrian, Schnfetka, Kuranda, Hartmann, Wiesner, Möring u. A., die in diesem Zeitraume eben den Anfang gemacht haben, auf literarischem Wege für Oesterreichs Zukunft zu arbeiten, auch als Männer der That kennen zu lernen. Zuuächst hat es aber gewiß Interesse, die realen, praktischen Erfolge zu überschauen, welche diese literarische Opposition sich zuschreiben durfte.

## 9.

Wie schon erwähnt, waren es die Landstände in Böhmen und Niederösterreich, welche durch die Schrift des Baron Andrian in ihrem Standesbewußtsein, wie in ihrem Ehrgefühle aufgestachelt, plötzlich wieder zu neuem Leben und zu neuer politischer Thätigkeit erwachten. In Böhmen war die ständische Bewegung am stürmischesten; sie war aber der Regierung weniger gefährlich, als die in Niederösterreich, da sie einen vorwiegend aristokratischen Charakter trug, womit übrigens nicht in Abrede gestellt werden soll, daß von den böhmischen Ständen während der vierziger Jahre auch wichtige allgemeine Volksinteressen mit Entschiedenheit zur Sprache gebracht wurden. Die böhmischen Stände gingen in ihrem Oppositionseifer gegen die Regierung bis an die äußerste Grenze des gesetzlichen Widerstandes. Sie waren kühn genug, den Kaiser an seinen böhmischen Krönungseid zu erinnern, worin er (1836) geschworen hatte, die Privilegien der Stände aufrecht zu erhalten; sie nahmen keinen Anstand (1847), der Regierung eine von ihr verlangte Steuerbewilligung zu verweigern, und wenn das Jahr 1848 nicht gekommen wäre, so hätte man es vielleicht erlebt, daß die Stände Böhmens den deutschen Bund angerufen hätten, ihnen in der Ausübung ihrer Gerechtsame und in der Wahrung der Landeskonstitution Beistand zu leisten. Durch die deutsche Bundesakte wurde nämlich festgesetzt, daß in allen Staaten des Bundes die bestehende landständische Verfassung und persönliche Freiheit aufrecht zu erhalten, wo „dermalen“ (1815) nicht vorhanden einzuführen und unter Schutz und Garantie des Bundes zu stellen sei.

Mehr auf die Geltendmachung allgemeiner Volksinteressen gerichtet, und daher viel gefährlicher für die Regierung, war die ständische Bewegung in Niederösterreich. Während in Böhmen sich viele Landtagsmitglieder der Einsicht verschlossen, daß die Bedrängnisse der Jahrhunderte die papierenen Fesseln der Verträge, Konzessionen und Reverse längst zersprengt haben, daß von dem verbrieften Alten das Meiste unmöglich geworden sei; daß man in das Chaos des Mittelalters nicht mehr zurückkehren könne, faßte die Opposition unter den niederösterreichischen Ständen ihr verfassungs-


Széchenyi.
Eötvös.
Deák.

mäßiges Recht und ihre verfassungsmäßige Pflichl dahin auf, daß für die Wohlfahrt des Landes mit Rath und That zu sorgen sei. Sie verkannte dabei keinen Augenblick, daß das Institut der Landstände, um von diesem Rechte wirksam Gebrauch machen, um diese Pflicht entsprechend erfüllen zu können, einer neuen Organisation, einer ausreichenden Verstärkung durch den „vierten" (Bürger-) Stand unumgänglich bedürfe. Ihre Bestrebungen waren daher für die Regierung um so unbequemer, als ihnen nicht gleichfalls, wie den böhmischen Ständen, die Absicht unterschoben werden konnte, daß es ihnen ausschließlich nur um ihre Privatinteressen zu thun fel. Die Bestrebungen der niederösterreichischen Stände: die *Veröffenllichung des Staatshaushaltes* zu erzielen, welche eine unerläßliche Grundbedingung des ihnen verfassungsmäßig zustehenden Steuerbewilligungsrechtes bildete und wohl das Hauptmittel war, der Regierung das Vertrauen der öffentlichen Meinung wieder zu gewinnen; ferner *das ihnen zustehende Recht* zu wahren, *in allen wichtigen Landesangelegenheilen* um *ihr Gutachten angegangen zu werden*, wodurch sie der herrschenden Willkür einen Damm entgegenzusetzen hofften, dann *eine gehörige Vertretung des Bürgerstandes in den ständischen Versammlungen* durchzusetzen — diese Bestrebungen waren gewiß ganz geeignet, den Landständen den Beifall und das Vertrauen der gemäßigten Fortschrittsfreunde zu erwerben. Aber es gelang trotzdem auch den niederösterreichischen Ständen erst langsam und allmätig, in der öffenllichen Meinung fest Wurzel zu fassen. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Stände sich nichl einmal eines Schatlens von Oeffenttichkeit erfreuten, daß die Regierung Alles daran setzte, das Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Stände zu schüren, die Thätigkeil der Letzteren so viet wie nur möglich zu hemmen, und in der gesammten deutschen und ausländischen Presse (in den inländischen Blättern durfte der Stände mit keiner Silbe erwähnt werden!) in bezahlten Artikeln sie zu verdächtigen und lächertich zu machen. Die Stände legten daher einen hohen Grad von Muth, Ausdauer, Zähigkeit an den Tag, indem sie sich durch die gehässigen Angriffe der Regierung nicht abschrecken ließen und fortfuhren, in tiberaler Weise zu wirken. Am Ende ließen viele ihrer Beschlüsse, wie z. B. ihre Anträge auf Gründung einer ständischen Kreditanstalt für Landwirthe (1846), ihre Petition um Ermäßigung der Verzehrungs-Steuer, Umänderung der Stempeltaxe, „die in ihrem dermaligen Bestande gerade für die ärmere Klasse eine drückende Bürde, während die Vermöglicheren sie kaum fühlen"; auf Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer (1846), auf Hebung des Volksschulunterrichts (1847), auf Einführung autonomer Gemeindeordnungen in Niederösterreich (1847) — keine Mißdeutung und Entstellung zu. Ja, zuletzt war es die Regierung, die den Ständen gegenüber selbst in jene schwierige Lage kam, die sie anfänglich ihnen bereitet hatte.

Viele dieser Kundgebungen fanden auch in weiteren Kreisen so großen Widerhall, daß die Regierung es nicht riskiren konnte, alle Anträge der Stände rundweg abzulehnen; sie unterließ es aber dafür, den Ständen namentlich auf ihre Reformvorschläge Antwort zu ertheilen, und so wohlgemeint und im allgemeinen Interesse diese Vorschläge auch gelegen waren, dieselben hatten doch nicht die geringste praktische Folge, da es der Regierung bis zu den Märztagen des Jahres 1848 nicht gefiel, auch nur auf die Berathung eines einzigen dieser Vorschläge einzugehen. Die Regierung überschritt vielmehr in ihrer Feindseligkeit gegen die Stände die ihr von der Klugheit vorgezeichneten Grenzen. Daß sie die Stände, als dieselben eine Revision ihrer unbequemen Geschäftsordnung anstrebten, mit der Ausstreuung lächerlich zu machen suchte, daß sie eine „Verfassung" sich hätten ausarbeiten wollen, darauf ist weniger Gewichl zu legen, als auf den Aufsehen erregenden Vorfall im Jahre 1845.

Eine ständische Deputation, die für die Herabsetzung der Militärdienstzeil an den Stufen des Thrones eine Dankadresse niederlegen sollte, wurde nicht vorgelassen und zwar deshatb nicht, weil die Gestattung eines Dankes die Stände in einem anderen Falle auch zur Aeußerung eines Tadels berechtigen könnte; ebenso wurde einer anderen Deputation an den Kaiser, die eine ehrfurchtsvolle Vorstellung in Beziehung auf das Recht der Stände, in allen wichtigen Landesangelegenheiten ihr Gutachten abzugeben, überreichen wollte, nicht vorgelassen. Die Regierung arbeitete mit systematischer Konsequenz dahin, den Ständen in Allem und Jedem den hartnäckigsten Widerstand entgegen zu setzen. Aber mochte sie auch immerhin in allen ihr zu Gebote stehenden Journalen Deutschlands und des Auslandes den „mittelalterlichen Unfug" der Stände im entstellten Lichte darstellen lassen, die öffentliche Meinung wurde über die niederösterreichische Ständeopposition doch frühzeitig genug eines Besseren belehrt, und daß sie dies wurde, ist wesentlich das Verdienst von Kuranda's „Gränzboten", in denen der ständischen Bewegung in ganz Oesterreich die lebhafteste Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und die nicht müde wurden, die Stände zur Ausdauer aufzumuntern und daran zu erinnern, daß sie in ihrem Kampfe mit der Regierung nicht berufen seien, ihre ständischen Vorrechte, sondern die allgemeinen Volksinteressen zur Gellung zu bringen. In den „Gränzboten" wurden auch die interessantesten Ständeverhandlungen, die wichtigsten Aktenstücke, die aus den ständischen Berathungen hervorgingen, veröffentlicht; aus den „Gränzboten" konnte sich Jedermann Belehrung verschaffen über die systematische Absicht der Regierung, das auf die Geltendmachung gesünderer Principien in der Staatsverwaltung gerichtete Streben der Stände nicht aufkommen zu lassen; aus ihnen erfuhr die Bevölkerung, daß sich in der Ständeversammlung Niederösterreichs wahrhaft patriotische, gemeinsinnige und parlamentarisch-gewandte Männer, wie Baron *Doblhoff*, Baron *Stifft*, Graf Albrecht *Montecuccoli*, Ritter v. *Schmerling*, Graf *Breuner*, Fürst zu *Lamberg*, Ritter Karl *Kteyle*, Ferdinand Graf v. *Colloredo-Mannsfeld* u. s. w. befanden, die den Fortschritt wollten, und denen es nicht allein um ihr besonderes, sondern auch um das allgemeine Wohl zu thun sei. Die Regierung konnle es nicht verhindern, daß namenttich in jenen Kreisen der Wiener Intelligenz, die mit den Mitgliedern der ständischen Opposition Niederösterreichs in fortgesetzter Berührung waren, das Ansehen der Wortführer unter den Ständen fortwährend wuchs, und sie mußte es sich auch gefallen lassen, wenn dieselben, bei aller Loyalität,

die sie stets bewahrten, doch Selbstvertrauen genug gewannen, einen immer entschiedeneren Ton anzuschlagen und von ihren Forderungen kein Haar breit zurückzuweichen. Es ereignete sich sogar, daß die Stände in ihrer Sitzung vom 8. März 1847, nachdem sie die Hoffnung aufgeben mußten, die Regierung werde ihre Petition um Verstärkung des bürgerlichen Elementes in den Ständeversammlungen erledigen, nicht Anstand nahmen, die beiden Abgeordneten des „vierten Standes“, den Wiener Bürgermeister Czapka und „seinen Oberkämmerer“ aufzufordern, in Zukunft an den Berathungen und Abstimmungen über die Steuervorlagen Theil zu nehmen und nicht mehr, wie bisher, die Vorlesung der Steuerforderungen der Regierung blos anzuhören und sich dann schweigend aus dem Sitzungssaale zu entfernen. Der Bürgermeister und der zweite von der Regierung nicht weniger abhängige Magistratsbeamte, welche die armselige Vertretung des vierten Standes am Landtage bildeten, nahmen wirklich schon am nächsten Landtage (im Juni 1847) an der Berathung der Steuerforderung insoferne Antheil, als sie während dieser Berathung im Sitzungssaale ver-



Plünderung eines Bäckerladens in Gaudenzdorf (Jänner 1848).

blieben, ohne jedoch an der hierüber stattfindenden Debatte und Abstimmung sich irgendwie zu betheiligen. Diese Passivität, welche der „vierte Stand“ des Landtages jedenfalls auf Kommando der Regierung an den Tag legte, ließ den Freisinn der niederösterreichischen Stände in nur noch günstigerem Lichte erscheinen, und diese durften, ohne von Seiten der Bevölkerung eine Einsprache besorgen zu müssen, sich das Recht herausnehmen, nun bei jedem Anlasse sich als die wahren Vertreter des Landes, als die Wortführer seiner Bevölkerung zu bezeichnen. Nach oben waren sie auch bei jedem Anlasse bemüht, diese bedeutungsvolle Stellung, die sie einzunehmen strebten, in Erinnerung zu bringen. So finden wir in den „Gränzboten“ die bemerkenswerthe Mittheilung, daß bei dem Leichenbegängnisse des Erzherzogs Karl (2. Mai 1847) sich folgende interessante Szene ereignete: Die verschiedenen großen Staatskörper, welche der Leiche das Gefolge zu geben hatten, versammelten sich in großer Galla im Zeremoniensaale der Hofburg. Jeder Korporation war dort ein besonderer Platz zur Aufstellung angewiesen, der erste, nächst der kaiserlichen Familie, den

Ministern und geheimen Räthen, der zweite der Generalität, der dritte den Landständen und dem Wiener Magistrate. Als nun die niederösterreichischen Stände, ihren Präses, den Grafen Montecuccoli, an der Spitze, in den Saal traten und ihnen der ihnen vorausbestimmte Platz angewiesen wurde, antwortete der Graf: „Die Landstände sind die nächsten Beiräthe der Krone, und sie nehmen daher auch den ihnen gebührenden Platz in Anspruch!“ worauf er, gefolgt von den Landständen, rasch vorschritt und sich mit ihnen in der Mitte der geheimen Räthe in der unmittelbaren Nähe der kaiserlichen Familie aufstellte.

## 10.

Aber so hohe Wogen die ständische Bewegung auch schlug, man würde ihre faktische Bedeutung und Tragweite doch weitaus überschätzen, wollte man annehmen, daß sie zu dem in den Märztagen des Jahres 1848 stattgefundenen Umschwunge der Dinge den eigentlichen Anstoß gegeben habe. Dieß wäre ihr nur möglich geworden, wenn alle landständischen Vertretungskörper in den Erblanden ihre Aufgabe darin erblickt hätten, die Vorkämpfer der politischen Reform zu sein. So aber blieb die Bewegung auf Böhmen und Niederösterreich beschränkt. Denn in Mähren war die landständische Opposition, nachdem sie kaum das erste Lebenszeichen gegeben hatte, von der Regierung schon zum Schweigen gebracht worden, und in Schlesien, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol ließen es sich die Landstände, trotzdem sie im Besitze derselben „altersgrauen Privilegien“, wie ihre böhmischen und niederösterreichischen Genossen waren, nicht „beifallen“, über die Auslegung dieser Privilegien mit der Regierung zu streiten und auf die Vornahme von Reformen zu dringen. Aber auch in Böhmen und Niederösterreich war die Regierung durch den Egoismus der Stände davor geschützt, den liberalen Forderungen der Letzteren, bevor noch in der Lage Europa's der revolutionäre Umschwung sich vollzogen hatte, nachgeben zu müssen. Die Landstände hätten nämlich, um einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Entscheidungen der Regierung zu erlangen, sich mit Hintansetzung ihrer eigenen materiellen Interessen dazu entschließen müssen, die von ihnen zwar in Anregung gebrachte, aber durch ihr eigenes Verschulden wieder in's Stocken gerathene Frage der Robot- und Zehentablösung in den gehörigen Fluß zu bringen, sie hätten nach dem glänzenden Beispiele vieler ungarischer Adeligen, für eine solche Ablösung sich erklären müssen, durch welche dem ohnehin herabgekommenen Grundbesitz so wenig wie möglich Opfer zugedacht worden wären. Um die Bedeutung dieser Frage vollständig würdigen zu können, erscheint es nothwendig, die Lage des erbländischen Bauernstandes in der vormärzlichen Zeit sich zu vergegenwärtigen. Der Bauer in den Erblanden unterschied sich damals von dem Leibeigenen einzig und allein dadurch, daß er seine Beschäftigung und seinen Aufenthaltsort nach dem Gesetze frei wählen durfte. Der Besitzer der Herrschaft, innerhalb deren Grenzen der Bauer seßhaft war, besaß über diesen grundherrliche Rechte, in Folge deren letzterer zu dem Besitzer im Verhältnisse der Gutsunterthänigkeit stand. Der Bauer hatte blos das Nutzeigenthumsrecht auf sein Bauerngut, dessen Obereigenthümer der Herrschaftsbesitzer war. Auf diesem Gute haftete überdies oder haftet vielmehr noch immer der Bestiftungszwang, das heißt, die zu einem Bauerngute gehörigen Gründe dürfen nicht getrennt werden; ferner durfte kein Bauer mehr als ein gestiftetes Bauerngut haben. Die gutsherrlichen Rechte bestanden außerdem aber ihrer Wesenheit nach in Folgendem: Der Herrschaftsbesitzer konnte die Robot, das heißt die unentgeltliche Arbeit seiner Gutsunterthanen, auf seinen (den herrschaftlichen) Gründen in Anspruch nehmen. Diese Robot, die in früherer Zeit ganz unbeschränkt war, wurde von Kaiser Josef für den Ganz- und Halblehner auf 104 Tage im Jahre eingeschränkt und zwar so, daß der Ganzlehner dieselbe mit vier, der Halblehner mit zwei Pferden verrichten mußte. Von dem Viertellehner durfte der Herrschaftsbesitzer 104, von dem Häusler mit mehr als einem Joch Grundstücken 52, von dem Häusler mit nicht mehr als einem Joch oder ohne Grundstücke 26, und von dem Inmann 12 Tage im Jahre Handrobot fordern. Der Herrschaftsbesitzer hatte ferner das Alleinjagdrecht auf der ganzen Herrschaft. Wenn der Bauer auf seinem eigenen Grunde ein Wild erlegte, so beging er einen Diebstahl. Dem Herrschaftsbesitzer stand endlich das Recht der Gerichtsbarkeit sowohl in Kriminal-, als in Zivilrechtsfällen über seine Unterthanen zu, sowie die Führung des Grundbuches, der Waisenkassa und des Depositenamtes. Die Folge dieses Rechtes war, daß dem Bauer in fast allen Rechtsstreitigkeiten Unrecht gegeben wurde, selbst wenn er offenbar im Rechte war. Außer der Grundherrlichkeit, die den Bauer brandschatzte, gab es aber noch eine Dorfherrlichkeit, die in der Regel mit der Grundherrlichkeit vereint war, dem Bauer aber noch besondere Abgaben, Taxen u. s. w. erpreßte, und endlich die Zehentherrlichkeit, die dem Bauer eine besonders drückende Last aufbürdete. Es gab einen großen und einen kleinen Zehent, einen Sack- und Blutzehent, von Getreide, Rüben, Eiern, jungem Vieh u. dgl. Der Zehent war nicht immer der zehnte Theil des Ertrages, aber immer beträchtlich genug, um den Bauer zur Verzweiflung zu bringen. Auch die Art der Einhebung des Zehents, der entweder dem Herrschaftsbesitzer oder dem Pfarrer gehörte, war sehr drückend. Der Bauer mußte seine Frucht in Garben oder Haufen gesondert so lange auf dem Felde liegen lassen, bis der Zehentherr sich seinen Zehent abgezählt hatte. Die Weinlese durfte, um Beeinträchtigungen des Zehentherrn bezüglich des Weines zu erschweren, nur in der von diesem bestimmten Zeit vorgenommen werden. Ungeachtet aller dieser belästigenden Abgaben hatte aber der Bauernstand auch noch so wie jeder andere seine Steuern an den Staat zu bezahlen, ja auf ihn fiel fast die ganze Last der Militäreinquartierung, der Vorspannsleistung bei den Militärtransporten, und die meisten Rekruten wurden aus der Landbevölkerung ausgehoben. Die Bedrückungen des Bauernstandes gingen also in's Ungeheure.

Wir haben weiter oben gesagt, der Bauer habe sich von dem Leibeigenen einzig und allein dadurch unterschieden, daß ihm das Recht zustand, seine Beschäftigung und seinen Aufenthalt jederzeit zu verändern. Er war aber in der That ein Leibeigener, denn was nützte ihm dieses Recht, da er nach dem Verkauf seines Bauerngutes nicht fähig gewesen wäre, sich wo anders und auf andere Weise sein Brot

zu verdienen. Trotzdem aber Regierung und Adel beflissen waren, den Bauernstand zu keinem klaren Bewußtsein seiner Unterdrückung und seiner Menschenrechte kommen zu lassen, drohte diesem Zustande der Dinge doch von Seite der Bauern selbst immer größere Gefahr. Es blieb diesen endlich auch kein Geheimniß, daß während der zwanziger und dreißiger Jahre „im Reich draußen" Robot und Zehent fast vollständig abgelöst und der bairische, sächsische, hessische Landmann längst schon von jenen Lasten befreit worden war, unter deren Drucke der Bauer in Oesterreich sich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Dazu kam noch die willkürliche, wahrhaft empörende Behandlungsweise, welcher sich viele Herrschaftsbeamten den Bauern gegenüber schuldig machten und die allein schon hinreichend war, die Bauern ganzer Gegenden in beständigi Aufregung zu versetzen. In der That fanden schon lange vor dem Jahre 1848 bald in diesem, bald in jenem Theile des Reiches mehr oder weniger erhebliche Bauerntumulte statt, zu deren Unterdrückung sehr häufig die Militärgewalt aufgeboten werden mußte. Diese im Bauernstande selbst sich vorbereitende Opposition, namentlich aber auch die weiter unten zur Sprache kommenden Ereignisse in Galizien waren für verschiedene Ständeversammlungen in den Erblanden die erhebliche Veranlassung, die Befreiung des bäuerlichen Grundeigenthums von den zahlreich darauf haftenden Lasten in Berathung zu ziehen. Die niederösterreichischen Stände schritten auch in dieser Angelegenheit den Ständen der übrigen Erbländer voran. Schon im Jahre 1843 erklärten sie der Regierung in einer umfangreichen Staatsschrift: „Die Robot ist eine der wesentlichsten Ursachen der sittlichen Entartung des Volkes; Unzufriedenheit, Erbitterung der Gemüther und endlose Streitigkeiten sind die gewöhnlichen Begleiter derselben. In der Robot lernt der Arbeiter Trägheit, Nachlässigkeit und allerlei Unrechtlichkeiten ... Verlust an Zeit, geringer Ertrag der Gründe, Beschränkungen in der Viehzucht und Vernachlässigungen in derselben sind die Ursachen der minderen Wohlhabenheit, ja der Armuth des Volkes — sie sind die Hindernisse des geistigen und sittlichen Fortschrittes, der industriellen und ökonomischen Entwicklung." — Eben so lästig und hemmend



„Im Namen der konstitutionellen Regierung, still! Ich werde vorlesen!" Kaffeehausszene vom 3. März 1848.

für die Zunahme der landwirthschaftlichen Produktion und daher für die Vermehrung des Nationalreichthums war, wie die erwähnte Staatsschrift des Weiteren ausführt, der Zehent. Auch dieser stand jedem Aufschwunge der Bodenkultur, daher des materiellen Wohlstandes des Landvolkes als ein unübersteigliches Hinderniß entgegen, ohne dem Berechtigten einen entsprechenden Vortheil zu gewähren. Auch der Zehent war ganz dazu geeignet, den Landbebauer durch eine fortwährende Versuchung und Gelegenheit zur Unredlichkeit nach und nach zu demoralisiren. „Alle Unternehmungen — so heißt es ausdrücklich in jener Staatsschrift — welche darauf hinzielen, mit Hilfe eines Kapitalaufwandes den Ertrag der Ländereien zu erhöhen, werden von dem Zehenten um so mehr erschwert, auf je kürzere Zeit die Wirkung einer solchen Operation sich erstreckt. — Bodenverbesserungen und größerer Kulturaufwand sind also bei zehentpflichtigen Gründen nicht wohl denkbar . . . Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes, um in einer Feldflur den zehentpflichtigen Acker in seiner Pflege, Kraft und Frucht von dem zehentfreien zu unterscheiden . . . Der Zehent ist ein wesentliches Hinderniß, daß weniger erglebige Gründe bebaut werden, denn ihr Ertrag kann nach Abzug des Zehents nicht mehr lohnen.“. — In Erwägung dieser und vieler anderer Umstände sprach sich eine Majorität der niederösterreichischen Landstände in einer, an die Regierung gerichteten Erklärung für eine Ablösung der Robot- und Zehentrechte aus. Interessant ist das Ergebniß der über diesen Gegenstand gepflogenen Abstimmung. Eine Anzahl der reichbegütertsten Landstände, worunter sämmtliche Prälaten, im Ganzen 19 Stimmen, erklärten sich gegen die Ablösung dieser Rechte und überhaupt gegen jede Aenderung in dem Wesen der bäuerlichen Verhältnisse. Von den übrigen Mitstimmenden sprachen sich 33 für einen von den Freiherren von Doblhoff und Walterskirchen gestellten Antrag aus, nach welchem, jedoch gegen Bewilligung und Instandsetzung der von den Antragstellern angedeuteten Modalitäten und Mittel, für die freiwillige Ablösung der Zehent- und Robotrechte ein Termin von fünf Jahren festzusetzen gewesen wäre und nach Ablauf dieser Frist zur endlichen Durchführung dieser Ablösungen ein zwangsweises Verfahren einzutreten gehabt hätte. 28 Stimmen hatten sich — größtentheils mit ausdrücklicher Verwahrung gegen jeden Zwang — für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Ablösung jener Rechte ausgesprochen. Aus dieser Darlegung der Abstimmung ist zunächst zu entnehmen, daß die niederösterreichischen Stände über die Aufstellungen von Bedingungen, unter denen die von ihnen blos prinzipiell befürwortete Ablösung erfolgen sollte, sich nicht zu vereinigen vermochten. Selbst die erwähnten 33 am liberalsten Stimmenden waren blos für eine solche Ablösung, durch welche der Bauer vom Regen in die Traufe gekommen, von Robot und Zehent wohl befreit, dafür aber das Opfer drückender Darlehensverträge geworden wäre. Es wurde der Regierung ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß sie der erwähnten Staatsschrift nicht die gebührende Würdigung gezollt und nicht schleunigst sich dazu entschlossen hat, wegen der Reform der bäuerlichen Verhältnisse mit den Ständen in Unterhandlung zu treten. Dieser Vorwurf war nur zu begründet, aber der Regierung wäre es gewiß nicht möglich gewesen, der Durchführung der ganzen Operation Hindernisse und Chikanen in den Weg zu legen, wenn die Stände in dieser Angelegenheit auf einen höheren Standpunkt sich gestellt, und sich der Einsicht nicht verschlossen hätten, daß nur eine solche Ablösung von Robot und Zehent dem Bauernstande emporhelfe, die einer Aufhebung dieser Lasten so ziemlich gleichkomme. Der Bauernstand war durch seine Unfreiheit zu tief herabgekommen, als daß es recht und billig erscheinen mochte, ihn die Freiheit durch zu schwere Opfer erkaufen zu lassen. Hätten sich die Stände Niederösterreichs in diesem Sinne ausgesprochen, dann wäre nicht blos die wohlhabende, gemäßigt liberale Klasse des Bürgerthums, die mit den Reformbestrebungen der Stände ganz einverstanden war, sondern auch der in der Mehrzahl befindliche, seiner Erlösung harrende Bauer auf die Seite der Stände getreten; dann wären die Stände in der Lage gewesen, sich mit der gesammten Volkskraft zu verstärken, und wir hätten in Oesterreich dann gewiß ein ähnliches Schauspiel erlebt wie in Preußen, wo schon am Anfange des Jahres 1847 durch die Einberufung des vereinigten Landtages zwar nicht die Volkswünsche befriedigt, aber der Absolutismus beseitigt und der politischen Reform für immer die Bahn gebrochen wurde. So aber blieb selbst in Niederösterreich die Masse der Bevölkerung den Ständen gegenüber vollkommen indifferent und selbst in jenen Kreisen, wo trotz des Mangels einer jeden Oeffentlichkeit und trotz der alle politischen Kundgebungen in den Ständesälen todtschweigenden Zensur die liberalen Reden der Stände vernommen wurden, schenkte man dem ständischen Liberalismus keinen rechten Glauben. Wenn es übrigens auch wahr ist, daß die Schwäche der ständischen Opposition darin lag, daß die Stände sich nicht dazu entschließen konnten, gerade in der Angelegenheit der bäuerlichen Verhältnisse dem Vaterlande große materielle Opfer darzubringen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es gar nicht der Beruf der Stände war und gar nicht in deren Interesse lag, die Mauerbrecher eines totalen Umsturzes der bestehenden Staatsordnung zu sein. Man vergesse doch nicht, daß der Adel im vormärzlichen Oesterreich und die mit ihm vereinte Geistlichkeit die beiden durch die Gesetzgebung privilegirten Stände waren, daß der Adel das Privilegium genoß, Andere für sich arbeiten zu lassen und sich von dem Ertrag dieser Arbeit ein gar üppiges Leben zu bereiten. Denn war der Adelige reichbegütert, so genoß er ein privilegirtes Einkommen, nämlich das von der schweren Arbeit seiner Bauern; war er wenig begütert oder gar güterlos, aber im Stande, eine tüchtige Adelsprobe abzulegen, so erhielt er entweder Sinecuren bei Hofe oder hervorragende Stellen in der Bureaukratie, im Heere, im Klerus, die ihm ein ausreichendes Einkommen abwarfen, das ihn jedoch nicht abhielt, dem Staate so viel wie keine Dienste zu leisten und seine schlecht besoldeten Untergebenen für sich arbeiten zu lassen. Jene Publizisten hatten also Unrecht, die, wie z. B. Baron Andrian in seiner für die ständische Bewegung epochemachenden Schrift, den Beweis zu führen suchten, daß es vorwiegend der Beruf des Adels in Oesterreich sei, einen Systemwechsel herbeizuführen. Der Adel hatte blos darauf zu verzichten, die Regierungsgewalt in seine Hände zu bekommen, und es lag für ihn dann kein Grund vor, diesem Systeme Widerstand zu leisten; der Bürgerstand dagegen, der unter dem Drucke dieses Sy-

stemes selbst in seinen häuslichen Angelegenheiten von einer sich in Alles einmengenden, herrschsüchtigen Bureaukratie bevormundet, in seiner Erwerbsthätigkeit durch die kopflosesten Anordnungen der Regierung gehindert wurde; der Bauernstand, den dieses System in Noth und Elend gefangen hielt, mit einem Worte, nur die arbeitenden, produzirenden Klassen der Gesellschaft im vormärzlichen Oesterreich

mußten nicht, wie der Adel, blos aus Gründen des politischen Ehrgefühls, sondern ihrer heiligsten Interessen, ihrer Menschenwürde, der Verbesserung ihrer materiellen Existenz wegen dahin streben, eine neue Staatsordnung in Oesterreich aufzurichten. Wenn es aber auch nicht der Beruf der Landstände in Oesterreich war, sich zur Brustwehr des Volkes zu machen und es dahin zu bringen, daß die Regierung, indem



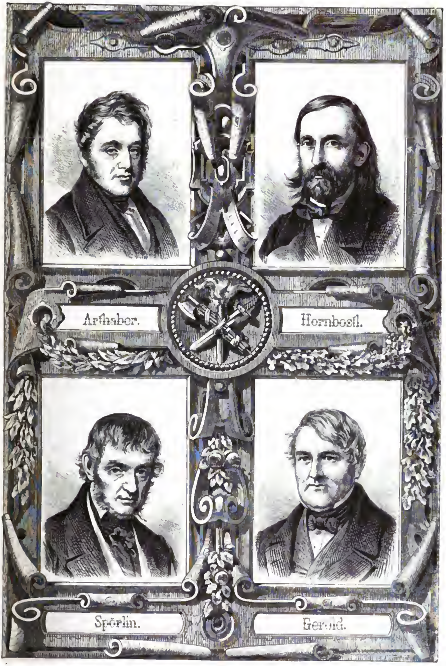

Die Bestürmung der niederösterreichischen Sparkasse am 5. März 1848.

sie ihnen sich entgegenstemmte, zugleich dem Volke Widerstand leistete, waren gleichwohl die innern und äußeren Verhältnisse in Oesterreich in der Mitte der vierziger Jahre schon dahin gediehen, daß die an ihrem verderblichen Systeme unerschütterlich festhaltende Regierung bereits in einer höchst kritischen, geradezu gefahrvollen Lage sich befand. Um den hohen Ernst dieser Lage würdigen zu können, darf man den Umschwung nicht übersehen, der sich schon während der letzten Lebensjahre des Kaisers Franz in allen europäischen Verhältnissen vollzogen hatte.

## II.

Die Isolirung, in welcher Oesterreich in Folge seiner orientalischen Politik in der Mitte der zwanziger Jahre sich befand und nicht minder die Einsicht, daß sich in Ungarn ohne Landtag nicht regieren lasse, machten es der „Wiener“ Regierung im Jahre 1825 schon wünschenswerth, mit den Ungarn wieder Frieden zu schließen. Wie schon weiter oben erzählt wurde, hatte Kaiser Franz, jeder Opposition abgeneigt, den ungarischen Landtag im Jahre 1811 nach Hause geschickt, ohne in den darauffolgenden zwölf Jahren einen neuen einzuberufen. Diese langjährige Willkürherrschaft trug der österreichischen Regierung die schlimmsten Früchte. Sie hatte seit einer langen Reihe von Jahren nicht blos die alte Verfassung Ungarns tausendfach verletzt, sondern auch die wirthschaftlichen Interessen des Landes arg vernachlässiget. Die Regierung gab durch diese Politik selbst den Anlaß zur Bildung einer nationalen Opposition in Ungarn, deren ganzes Streben darauf hinausging, dem magyarischen Element in Ungarn das Uebergewicht über die übrigen Nationalitäten des Landes zu verschaffen und dieses in ein Land der Magyaren verwandelte Ungarn von „Wien“ so viel wie möglich unabhängig zu machen. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die politischen Parteikämpfe, deren Schauplatz das Land vom Jahre 1825 bis in die Mitte der vierziger Jahre war, eingehend darzustellen, es genügt, den Zustand Ungarns, wie er bis zum Beginne des Landtages vom Jahre 1847 sich entwickelt hatte, näher zu betrachten. Neben der Regierung, die nur unter den hohen, reichbegüterten Magnaten eine Partei hatte, im Volke aber ganz ohne allen Anhang war, gab es hier zwei mächtige Parteien, die beide darauf ausgingen, der Regierung Widerstand zu leisten. An der Spitze der einen dieser beiden Parteien, der gemäßigten, stand Graf Stefan Széchényi, einer der edelsten Patrioten aller Zeiten und aller Völker. Széchényi, der, dem alten Adel des Landes angehörend, im Magnatenstande vielen Einfluß besaß, verfolgte in allen seinen Reformbestrebungen kein anderes Ziel, als die ungarische Nationalität auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben und sie dadurch in moralischer wie in politischer Beziehung sicher zu stellen. Schon auf dem Landtage von 1825 gründete Széchényi die ungarische Akademie der Wissenschaften, ein Institut, welches sich um die Förderung der ungarischen Sprache, Literatur und Gelehrsamkeit die unerreichtesten Verdienste erworben. Seit dieser Zeit finden wir den edlen Patrioten fortgesetzt thätig für die Errichtung von Schulen und anderweitigen Bildungsanstalten, in der Unterstützung aller wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Kräfte des Landes. Es ist das Verdienst Széchényi's, daß es in Ungarn alsbald Nationalsache wurde, der geistigen Entwicklung des magyarischen Volksstammes den möglichsten Vorschub zu leisten. Széchényi erkannte aber, daß die Förderung der Sprache, der Literatur und Wissenschaft allein noch nicht hinreiche, um dem magyarischen Elemente die Kraft und Fähigkeit zu verleihen, die übrigen minderbegabten und minderkultivirten Nationalitäten des Landes sich auf langsamem, aber friedlichem und sicher zum Ziele führendem Wege zu assimiliren. Um dieses Ziel erreichen zu können, mußte der Magyare auch in materieller Hinsicht den übrigen Nationalitäten des Landes weitaus vorangeeilt sein, mußte die gesammte Arbeit und Produktion Ungarns sich in seinen Händen befinden. Széchényi und seine Anhänger setzten sich daher die schöne Aufgabe, den Wohlstand Ungarns zu heben. Sie waren es, welche durch die Schiffbarmachung der Donau, durch die Anlage von Straßen und Kanälen Ungarn dem europäischen Verkehre zugänglicher zu machen und dem Lande hiedurch einen lukrativeren Absatz seiner reichen Bodenerzeugnisse zu ermöglichen suchten. Széchényi war zu fest überzeugt, daß Ungarn nur auf diesem langsamen, aber sicher zum Ziele führenden Wege volkswirthschaftlicher und nationaler Reformen einer schönen Zukunft entgegengeführt werden könne, als daß er es sich zur Aufgabe hätte machen können auf politische Reformen in Ungarn ein zu großes Gewicht zu legen. Aristokrat, nicht blos von Geburt, sondern auch von Gesinnung, war er überdies kein Anhänger der demokratischen Ideen des Tages und ein natürlicher Gegner aller Jener, welche diesen Ideen in Ungarn Geltung zu verschaffen suchten. Wir sehen daher Széchényi in manchen politischen Fragen mit der Regierung Hand in Hand gehen, mit der im leidlichen Einvernehmen zu verbleiben, ihm schon aus dem Grunde wünschenswerth schien, weil er den ungarischen Volksstamm noch nicht für gekräftigt und gesichert genug hielt, um der Regierung hartnäckigen Widerstand leisten und bei solchem Widerstande sich vor schlimmen Gefahren schützen zu können. Széchényi wünschte, daß Ungarn erst nach seiner vollendeten Magyarisirung seine politische Reform vollenden und den Versuch machen solle, sich um seine eigene Achse zu drehen.

Die zweite Oppositionspartei in Ungarn, die radikale Partei, deren Führer anfänglich Graf Ludwig Batthyányi, einer der reichsten und angesehensten Magnaten des Landes, später der Advokat Ludwig von Kossuth war, unterschied sich von dem Anhange Széchényi's wesentlich nur dadurch, daß sie den Zeitpunkt für die Vornahme tiefeingreifender politischer Reformen in Ungarn schon gekommen glaubte, indem sie dem magyarischen Volksstamme genug Kraft, Fähigkeit und Ausdauer zutraute, seinen Willen ebenso gegen den Willen der „Wiener“ Regierung wie gegen jenen der übrigen Nationalitäten des Landes durchsetzen zu können. Diese Partei schrieb die Umwandlung der alten Adelsverfassung Ungarns in eine moderne Konstitution, sie schrieb die Errichtung einer verantwortlichen Regierung für Ungarn mit dem Sitze in Buda-Pest auf ihre Fahne. Diese Partei nahm auf die Geschicke nicht blos Ungarns, sondern auch des ganzen übrigen Oesterreichs großen Einfluß. Während nämlich der Anhang Széchényi's in seiner Opposition fortwährend



Arthaber.
Hornbostl.
Spörlin.

innerhalb der engen Grenzen des Magyarismus verblieb und nur die Interessen Ungarns im Auge hatte, nahm die radikale Partei nicht Anstand, auch auf die Gesammtzustände des Staates ihr Augenmerk zu lenken, sich den oppositionellen Elementen in den Erbländern zu nähern, über die Verfassungsverletzungen der Regierung in Böhmen und Niederösterreich ihr Verdikt auszusprechen und sich durch diese Taktik bei allen Fortschrittlichen und Konstitutionellen in ganz Oesterreich Sympathie und Vertrauen zu erwecken. Ja, die ungarische Opposition erklärte in ihrem 1847 veröffentlichten Programme ausdrücklich: „Wir sind überzeugt, daß — wenn die alten konstitutionellen Freiheiten der österreichischen Erbländer noch beständen, wenn sie nach den Forderungen der Zeit und Gerechtigkeit ebenfalls in die Reihe der konstitutionellen Nationen treten würden, und die Regierung der ganzen Monarchie im ganzen Systeme wie in den einzelnen Theilen vom Geist der Konstitutionalität durchweht würde — unsere Interessen und die ihrigen, welche jetzt geschieden, ja sogar feindselig einander gegenüberstehen, leichter vereinigt und alle Theile der Monarchie durch größere Einheit der Interessen und ein größeres Vertrauen zusammengehalten und gekräftigt werden könnten, wodurch die Monarchie sowohl geistig als materiell gedeihen und mit Erfolg den Stürmen der Zeit und feindlichen Ereignissen trotzen würde.“ Diese Sprache versetzte die am Ruder befindlichen Staatsmänner einigermaßen in Schrecken. Das ganze System der Unterdrückung und Bevormundung der Völker beruhte darauf, daß alle Nationalitäten des Staates unter sich uneinig und zerspalten waren, daß sie sich gegenseitig fremd blieben, geringschätzten, verspotteten, verhöhnten. Welche Aussichten hatte aber dieses System, wenn jene Nationalitäten den Versuch machten, sich zu verständigen, sich eine der anderen anzunehmen und unter der gemeinsamen Idee des Fortschrittes und der Freiheit gemeinsam gegen die Regierung zu kämpfen. Aber so beunruhigend es für die Regierung auch sein mochte, von Seite der Radikalen den Bestand einer Interessengemeinschaftlichkeit zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich ausdrücklich anerkannt zu sehen, so kurzsichtig und engherzig war es von ihr, daß sie frühere Gelegenheiten unbenützt hatte vorüberstreichen lassen, wo diese Interessengemeinschaftlichkeit von der gemäßigten Reformpartei gleichfalls wahrgenommen worden war und der Regierung es vielleicht gelungen wäre, das Band zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich fester zu knüpfen. Wir erinnern z. B. daran, daß noch am ungarischen Landtage von 1832—1836 die Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben wurde, bezüglich der Regelung der Handelsverhältnisse eine ungarische Landtagskommission mit einer Kommission von erbländischen Notabilitäten die nöthigen Vereinbarungen treffen zu lassen. Die Regierung stellte sich ein geistiges Armuthszeugniß damit aus, indem sie solche Anerbietungen der Ungarn, statt sie mit Freuden anzunehmen und thunlichst zu begünstigen, schroff und unwillig zurückwies und für unberechtigte Eingriffe in die absolute Macht des Kaisers von Oesterreich erklärte. Die Regierung wollte aus Rücksicht auf ihr gegen die Freiheit der Völker gerichtetes System von einer festeren Verbindung zwischen den absolut regierten Erbländern und dem konstitutionellen Ungarn nichts wissen, die radikale Opposition wollte Ungarn gleichfalls nicht abhängiger von Oesterreich machen, und sie hatte in der Erklärung ihres 1847er Programmes, daß zwischen Ungarn und den Erbländern gemeinschaftliche Interessen bestehen, gewiß nur dem Gedanken Ausdruck geben wollen, daß es das gemeinschaftliche Interesse aller Völker des Reiches sei, im Ankämpfen gegen den auf ihnen allen lastenden Druck des herrschenden Systems sich gegenseitig zu unterstützen.

Dieser Hintergedanke des Oppositionsprogrammes blieb der Regierung natürlich keineswegs verborgen, und es ist bekannt, daß Fürst Metternich schon im Jahre 1844 eine Revolution in Ungarn für bevorstehend erklärte und in einer eigenen Denkschrift den Nachweis zu liefern suchte, daß Ungarn bereits in der Vorhölle dieser Revolution angelangt sei. Es war aber noch ein anderer Umstand, der wirklich geeignet war, die Regierung in Betreff Ungarns besorgt zu machen. Wie schon oben bemerkt wurde, hatte die Regierung keine Partei in der Bevölkerung Ungarns, und das Vertrauen in die Redlichkeit ihrer Absichten war in den vierziger Jahren bereits so gänzlich geschwunden, daß sie damals nicht einmal mehr im Stande war, sich eine Achtung gebietende Partei am Landtage zu schaffen. Denn in den Reihen der Opposition, namentlich unter der Fahne Batthyányi's, kämpften alle Männer von Vaterlands- und Freiheitsliebe, von Talent und Beredtsamkeit, von Charakter und Ehrgefühl, und die öffentliche Stimme des Landes sprach sich in enthusiastischer Weise für diese Männer aus und zollte den wenigen Einzelnen Haß und Verachtung, die den Muth hatten, für die Regierung das Wort zu führen und die Ehrlichkeit ihrer Pläne erweisen zu wollen. In der langen Reihe von Männern, die in diesem Parteienkampfe sich hervorgethan und ausgezeichnet haben, nehmen Baron Eötvös und Franz von Deák unser regstes Interesse für sich in Anspruch. Diese beiden Patrioten gehörten der vorgeschrittenen Oppositionspartei an, trotzdem sie jederzeit mit Mäßigung und Leidenschaftslosigkeit vorgingen. Aber die Regierung selbst trieb durch ihre fortgesetzten Angriffe auf die Gesetze Ungarns (noch 1845 wollte sie durch die Einsetzung der von ihr abhängigen Administratoren der Autonomie der Komitate den Garaus machen) die ruhigsten, leidenschaftslosesten Männer in die heftigste Opposition. Baron Eötvös, der durch eine Reihe ausgezeichneter Kultur-Romane die ungarische Literatur auch in Deutschland zu Ehren brachte, und der namentlich auch in den gebildeten Kreisen der Residenz, bei den ständischen Oppositionsmännern und in den Zirkeln des juridisch-politischen Lesevereines Achtung und Ansehen genoß, war einer der Ersten unter den Staatsmännern Ungarns, der es im Interesse seines Landes für dringend geboten erklärte, daß der in den Erbländern fortwuchernde Absolutismus durch einen eben so echten Konstitutionalismus ersetzt werde; der dafür hielt, daß die ungarische Verfassung so lange in Gefahr sei, als die „Wiener“ Regierung sich versucht fühlen werde, den in den nichtungarischen Theilen in voller Blüthe befindlichen Absolutismus auch nach Ungarn zu verpflanzen. Eötvös that sich aber auch in dem Kampfe für die Aufhebung aller Adelsvorrechte rühmlich hervor, und es ist ein Beweis seiner humanen Gesinnung, daß er dabei von dem Grundsatze ausging, der Adel adle die ganze Nation, indem er zu ihren Gunsten auf seine Privilegien ver-

zichte. Nicht minder lenkte Franz von Deák, der schon seit dem Jahre 1825 im öffentlichen Leben Ungarns rühmlichst thätig war, in der Mitte der vierziger Jahre die Aufmerksamkeit nicht blos seines Landes, sondern auch der westlichen Reichshälfte auf sich. Deák war schon damals, zum Unterschiede von Széchényi, für eine Reform der ungarischen Verfassung thätig, in der Besorgniß, diese Verfassung würde dadurch gefährdet, wenn die veralteten, von dem Zeitgeiste längst überwundenen Institutionen, aus denen würde, sich die übrigen Nationalitäten des Landes zu assimiliren, es mit ihrer Herrschaft über Ungarn ein rasches Ende nehmen müßte. Um mit der öffentlichen Stimmung aber nicht zu sehr in Widerspruch zu kommen, mußte es die Regierung vermeiden, den Bestrebungen des ungarischen Landtages wegen Aufhebung aller adeligen Standesvorrechte, wegen Ausdehnung der Rechte und Vortheile der Verfassung auf alle Bewohner Ungarns, wegen Erhebung der ungarischen Sprache zur Landtags-, Regierungs- und Gerichts-




Gestörtes Faschingsfest im Stern Gasthause in der Alservorstadt (5. März 1848).

sie zum Theile bestand, noch länger konservirt und nicht binnen kürzester Zeit der bereits unerläßlich gewordenen Reform unterzogen würden. — So war Ungarn also in der Mitte der vierziger Jahre in vollem Begriffe, sich in ein Land der Magyaren zu verwandeln und seine alte Adelsverfassung mit einer den Verfassungen des westlichen Europas ähnlichen modernen zu vertauschen. Der Regierung schien übrigens das erstere Bestreben die größere Sorge einzuflößen, denn sie mag sich nicht verhehlt haben, daß in dem Augenblicke, wo es dem Magyarenstamme gelungen sein sprache u. s. w. offenen Widerstand zu leisten. Es ist sogar bekannt, daß Seitens der Regierung die Sprachbestrebungen der Magyaren, die Erhebung des ungarischen Idioms zur offiziellen Sprache sehr lebhaft begünstiget wurden. Die Regierung scheint nämlich bei der Anregung des Sprachzwanges im Landtage sogleich die Entdeckung gemacht zu haben, daß dieser Zwang, die mit demselben verbundene Nöthigung der nichtungarischen Bevölkerung des Landes, sich zum Magyarismus zu bekehren, das geeignete Mittel sei, um alle Nationalitäten Ungarns mit den Magyaren in

Konflikt zu bringen. Es ist wenigstens eine Thatsache, daß dieselbe Regierung, die ihre Zustimmung dazu gab, daß die magyarische Sprache in Ungarn die herrschende sein solle, schon kurz darauf bei den illirischen (südslavischen) Nationalitätsbestrebungen die Hand mil im Spiele hatte, welche Bestrebungen darauf abzielten, das ungarische Element aus Kroatien zu verdrängen und Kroatien selbst von Ungarn vollständig loszutrennen. Auch bei den slovakischen Nationalen, die gleichfalls gegen die Magyaren agitirten, machten sich Regierungs-Einflüsse geltend, und zwar nicht etwa um deren Leidenschaftlichkeit zu beschwichtigen.

Durch diese Politik ist die Staatskunst mit einem neuen Kapitel bereichert worden. Der vormärzlichen Regierung in Oesterreich muß nämlich leider der schwere Vorwurf gemacht werden, die verschiedenen Nationalitäten des Reiches durcheinandergehetzt, vermeinigt, tödtlich verfeindet zu haben, in der verwerflichen Absicht, aus diesem Wirrwarr Vortheile zu ziehen und jede dieser Nationalitäten in ihrer Vereinzelung besser und bequemer beherrschen und bevormunden zu können. Die Regierung gab sich dabei der auch Hoffnung hin, daß sie durch die Beschäftigung der Völker mit dem „unschuldigen Spiele der Nationalitätsbestrebungen“ deren Aufmerksamkeit von den liberalen Ideen des Tages ablenken und sie davor behüten werde, eine zu große Sehnsucht nach dem Besitze bürgerlicher und religiöser Freiheit und Gleichheit zu empfinden. Eine Folge dieser Potitik war, daß von der Regierung bei allen Nationalitäten Hoffnungen erweckt wurden, die sie zu erfüllen nicht im Stande war, und daß alle Nationalitäten nachträglich die Erfahrung machen mußten, daß sie von der Regierung als Werkzenge mißbraucht und wissentlich hintergangen worden waren. Oesterreich hat sich von den traurigen Folgen dieser machiavellistischen Staatskunst noch immer nicht erholt, und die Zerrüttungen, die diese Staatskunst in dem ganzen Organismus des Reiches hervorrief, werden nicht bald wieder vollständig geheilt und beseitigt werden können. Die nächste Wirkung dieser Politik war, daß nicht etwa blos in Ungarn, sondern auch im ganzen übrigen Oesterreich nationale Parteien sich bildeten, welche sich jedoch anfänglich damit begnügten, einen nationalen Kultus einzuführen, in Liedern und Gedichten, in Kompositionen und Malereien die eigene Nationalität zu feiern. Alle diese Nationalen, von denen sich die Deutschen in Oesterreich vollständig ferne hielten, gehörten der slavischen Völkerfamilie an, und von ihrem ersten Auftreten datirt das erste Erwachen des slavischen Geistes in Oesterreich. Wenn man bedenkt, wie gerne dieser Geist sich anfänglich beschied, nur in kleinen literarischen Zirkeln, bei Konzerten und auf Bällen sich zu manifestiren, so könnte man fast staunen über die politischen Wirren, die derselbe schon ein paar Jahre später heraufbeschwor. Prag und Laibach waren damals zwar noch immer deutsche Städte, aber das Slaventhum begann auch schon innerhalb ihrer Mauern sich zu fühlen.

## 12.

So viele Verlegenheiten aber alle diese Vorgänge der Regierung auch bereiteten, es waren eben nur Verlegenheiten; sie zeigten dem Auslande, daß es in Oesterreich in den sogenannten höheren Klassen der Gesellschaft, in den Reihen der „Intelligenz“ Unzufriedene, Mißvergnügte gebe, daß man in diesen Kreisen die bestehenden Zustände zu ändern, einen Systemwechsel herbeizuführen wünsche. Die Massen der Bevölkerung blieben aber allen diesen Bewegungen ferne, und so lange die Betheiligung dieser Massen ausblieb, durfte die Regierung noch immer hoffen, mit der ganzen Opposition fertig zu werden. Die am Ruder befindlichen Staatsmänner, namentlich Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich, legten dieser Opposition der Stände, der Zeitungs- und Broschürenschreiber auch nur eine sehr untergeordnete Bedeutung bei, und die Gereiztheit, mit der sie dieselbe bekämpften, galt weitaus mehr den Oppositionsmännern selbst, die man übrigens für ungefährlich hielt; „denn — tröstete man sich — in der Bevölkerung können dieselben keinen Boden gewinnen, der fehlt es an politischer Reife, an politischem Ehrgeize und Interesse, und wir werden durch Schule, Klerus und Zensur schon dafür sorgen, daß es ihr auch in der Zukunft daran fehlen wird.“ Der gegen die „liberalen Bestrebungen“ so mißtrauische Fürst Metternich, dessen Grundsatz es sonst war, sie schon im Keime zu ersticken, sie nicht um sich greifen und zu einer ernstlichen Gefahr anschwellen zu lassen, sprach noch im Jahre 1847 von den Oppositionskundgebungen der niederösterreichischen Stände mit spöttischer Verachtung. „Es gibt Berge, die Mäuse gebären. Wir in Wien aber haben ein Landhaus in der Herrengasse (der Ort der ständischen Versammlungen), wo liberale Flöhe das Licht der Welt erblicken.“ Und als die böhmischen Stände mit der Steuerverweigerung drohten, soll der greise Staatskanzler von den „Affen in Prag“ gesprochen haben, „die ein Stück englischer Revolutionsgeschichte nachäffen wollen.“ Bezeichnend sind diese Aeußerungen jedenfalls, und es ist charakteristisch für die Sorglosigkeit und Zuversicht der Regierenden, daß sie bis einen Tag vor dem 13. März es nicht für nothwendig hielten, den Forderungen des Zeitgeistes auch nur die geringsten Konzessionen zu machen. Nur die Bewegung in Ungarn scheint namentlich Fürst Metternich, wie auch seine oben erwähnte Aeußerung darlegt, für gefahrvoll gehalten zu haben, und die Regierung entschloß sich sogar, hier zu Reformen die Hand zu bieten, in der Hoffnung, hiedurch die Opposition unschädlich zu machen. Wirklich trat sie auf dem im November 1847 in Preßburg zusammentretenden Landtag mit einer Anzahl von Gesetzesvorschlägen hervor, durch welche Forderungen erfüllt wurden, welche von Seite der Opposition seit einer Reihe von Jahren geltend gemacht worden waren. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß es der Regierung gelungen wäre, durch fortgesetztes Einlenken in die Bahnen der Reform und des politischen Fortschrittes die hochwogende Bewegung in Ungarn zu besänftigen. Aber es war im November 1847 bereits „zu spät!“ Die bald darauf einbrechende Pariser Februar-Revolution und die europäische Krisis, welche dieselbe zur unmittelbaren Folge hatte, fanden kein beruhigtes, mit seinen Verhältnissen zufriedenes Ungarn vor, und die Zugeständnisse, die von Wien aus gemacht worden waren, erwiesen sich daher nicht als hinreichend, um Ungarn beschwichtigen zu können. Was aber die Erbländer anbelangt, so war bis in die Mitte der vierziger Jahre nicht blos die Regierung, sondern auch das ganze Ausland davon überzeugt, daß es

noch Jahrzehnte hindurch ohne alle Schwierigkeiten gelingen werde, dieselben im Zustande der vollständigsten politischen Unmündigkeit zu erhalten. Es ist für den Oesterreicher beschämend und muß ihm das Blut in die Wangen treiben, wenn er die Berichte von Reisenden und die Mittheilungen auswärtiger Journale aus den dreißiger und den ersten vierziger Jahren über Oesterreich und speziell über Wien liest und sich überzeugt, mit welcher vornehmen Geringschätzung damals über den Oesterreicher, über den Wiener abgeurtheilt wurde. Aus Böhmen, Galizien, Mäh-



Arthaber überreicht dem E. H. Franz Karl die Adresse des niederösterreichischen Gewerbe-Vereins (6. März 1848).

ren, Steiermark u. s. w. wußte man kaum mehr zu melden, als daß die Bewohner dieser Länder auf einer noch sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen, und die Wiener, über die natürlich am meisten geschrieben wurde, galten in ganz Europa für das gemüthlichste, vergnügungs- und genußsüchtigste, aber dabei gedankenträgste, politisch-unreifste und gesinnungsloseste Völkchen auf Gottes weiter Erde. Nur die „feurigen, ritterlichen Magyaren" erfreuten sich der Gunst und Aufmunterung der auswärtigen Beurtheiler.

Diese Beurtheilung der Bevölkerung und der Zustände Oesterreichs und der gute Glaube an die zwar dem Fortschritte und der Freiheit abgeneigten, im übrigen aber „väterlichen" Absichten der österreichischen Regierung für ihre Völker, welche in ganz Europa allseitig genährt wurden, dauerten übrigens nur bis zum Jahre 1846. Der Aufstand in Galizien oder vielmehr die kannibalische Art und Weise, wie dieser Aufstand unterdrückt wurde, hat die österreichische Regierung um diese gute Meinung gebracht. Dieser Aufstand, der bekanntlich die Bestimmung hatte, einen neuen Kampf Polens um seine Unabhängigkeit herbeizuführen, wurde mit so knabenhafter Unvorsichtigkeit angestiftet, daß der österreichischen Regierung bereits viele Wochen früher die Absichten, Hilfsmittel, Pläne der Unruhestifter bis in das kleinste Detail bekannt waren. Sie hätte nur Ernst zeigen müssen und es wäre gar nicht zum Aufstande gekommen, und als es durch die Unfähigkeit eines im Dienste ergrauten Generalmajors wirklich dazu kam, genügten ein paar hundert Soldaten, den tapferen, umsichtigen Obersten Benedek an der Spitze, um binnen wenigen Stunden die ganze Macht der Insurgenten zu versprengen und unschädlich zu machen. Welche Mittel wurden aber in einzelnen Kreisen von Galizien angewandt, um die dortigen Adeligen und ihre Leute, die gleichzeitig sich erheben und dem Aufstand in Krakau dadurch zu Hilfe kommen sollten, daran zu verhindern! Der Haß der unter dem Joche der Gutsunterthänigkeit schmachtenden Bauern gegen ihre Gutsherren wurde hier aufgestachelt und dieselben dazu benützt, die allerdings gefährdete Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Statt der zur Verfügung stehenden Militärgewalt bedienten sich ein paar galizische Kreishauptleute der Bauern, die nun sengend, brennend, plündernd, mordend über die Edelhöfe herfielen und ein Blutbad anrichteten, welches in ganz Europa Schauder und Entsetzen hervorrief. Die österreichische Regierung mußte für die Unfähigkeit und Beschränktheit dieser Kreisbeamten furchtbar büßen, sie mußte es sich nun gefallen lassen, von der öffentlichen Meinung der blutgierigsten Grausamkeit, der rohesten Barbarei geziehen zu werden; und es ist wohl ein Beweis, wie sehr durch diese Bluthaten ganz Europa gegen Oesterreich aufgebracht worden ist, weil es der Regierung bis heute noch nicht gelungen, die empörte öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß sie die Bauern zu ihren Mordplänen nicht angestiftet und ihnen nicht für den Kopf eines jeden Edelmannes und auch für jeden lebendig eingebrachten Edelmann besondere Prämien ausbezahlt habe. Aber nicht nur den letzten Rest der Sympathien der gebildeten Welt verlor die österreichische Politik in Folge des polnischen Aufstandes, sie erlitt gleichzeitig eine nicht minder schwere moralische Niederlage. Worin bestand die Stärke Oesterreichs seit dem Jahre 1815 nach Außen? Darin, daß es mit unerschütterlicher Konsequenz und ausdauernder Hartnäckigkeit jenen Rechtszustand vertheidigte, der durch die Wiener Verträge von diesem Jahre hergestellt worden war. Fürst Metternich sah sich aber nach der Bewältigung des polnischen Aufstandes, ohne ein zwingendes Motiv hiefür geltend machen zu können, veranlaßt, diesen Rechtszustand, den er bisher so zähe in Schutz genommen hatte, flagrant zu verletzen. Der Freistaat Krakau, eine durch die Verträge des Wiener Kongresses geschaffene staatliche Existenz, wurde nämlich, gleichsam über Nacht seiner Unabhängigkeit für verlustig erklärt und Oesterreich einverleibt.

Es war dies ein Akt der Gewalt, den eine Macht wie die österreichische, die sich zur Vertreterin und Schirmherrin des konservativen Prinzips in Europa aufgeworfen hatte, nicht zu beschönigen, noch weniger aber zu rechtfertigen vermochte. Die österreichische Politik verlor durch den Bruch der Wiener Verträge, dessen sie sich durch die Einverleibung Krakaus schuldig gemacht hatte, das imponirende Ansehen, das sie bisher bei allen Kabineten genoß. Mit ihren Traditionen hatte sie damit gebrochen, und das alte Oesterreich, dieser Hort der Legitimität, wurde nun jenen für die Ruhe Europas so gefährlichen Staatswesen beigezählt, welche darauf ausgehen, ohne Rücksicht auf das von ihm so starr vertheidigte legitime Recht sich vergrößern zu wollen.

Durch die winzige Gebietsvergrößerung, welche sich Oesterreich mit der Konfiscirung des kleinen Freistaates verschafft hatte, war aber nicht blos seine bisherige Stellung im europäischen Staatensysteme verrückt worden, es hatte damit auch die Eifersucht und das Mißtrauen der übrigen Großmächte gegen sich aufgestachelt, die nun in der Besorgniß, Oesterreich werde sich bei einer nächsten Gelegenheit abermals zu vergrößern suchen, sich nicht mehr so willig zeigten wie früher, den konservativen Rathschlägen und Ermahnungen des Wiener Kabinetes Folge zu leisten. Von England abgesehen, das sich von der Politik des Fürsten Metternich schon längst losgesagt hatte, fingen nun auch Frankreich, Preußen, ja selbst Rußland an, sich Oesterreich gegenüber spröde und unnachgiebig zu zeigen. Diese Isolirung trug dem Wiener Kabinete alsbald schlimme Früchte, und Fürst Metternich, der bisher nur auf diplomatische Siege und Erfolge stolz zurückblicken konnte, erlebte in den beiden letzten Jahren seines staatsmännischen Wirkens eine Reihe von Schlappen und Niederlagen, welche nicht blos den Ruf, den er sich als Staatsmann erworben hatte, tief erschütterten, sondern auch die kindesgläubige Vorstellung zerstören mußten, welche sich in ganz Europa von der gewaltigen Macht und dem hehren Ansehen Oesterreichs seit dem Jahre 1815 wieder herangebildet hatte. Die erste schwere Niederlage erlitt Oesterreich in der Schweizer Angelegenheit. Hier, wo durch die Väter der Gesellschaft Jesu und deren fanatische und fanatisirte Anhänger ein Bürgerkrieg zum Ausbruche gebracht worden war, welcher die Eidgenossen in zwei Lager trennte, in eines, das von den Jesuiten nicht ablassen, und in ein anderes, das die Jesuiten als ewige Ruhestörer nicht geduldet und außerdem die Verfassung der Schweiz entsprechend verbessert wissen wollte, nahm Oesterreich für die Jesuiten und deren schweizerische Anhänger Partei. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß, wenn Oesterreich in der

Schweizer Angelegenheit mit Frankreich gemeinsam und einverständlich vorgegangen wäre, es gelungen sein würde, die Jesuiten zur freiwilligen Räumung der Schweiz und die gegen einander aufgebrachten Kantone zu einer gütlichen Beilegung ihrer Streitigkeiten zu bewegen. Aber Oesterreich war damals bereits isolirt, Frankreich war bereits mißtrauisch geworden, und ohne Frankreich war es Oesterreich nicht möglich auf die Jesuiten kräftig genug einzuwirken, und hiedurch den Ausbruch des Sonderbundskrieges (1847) zu verhindern, der bekanntlich mit der totalen Bewältigung der Sonderbündler endete, der Schützlinge Oesterreichs, deren Niederlage auch für Oesterreich eine Niederlage war. Fast gleichzeitig traf Oesterreich ein zweiter, nicht minder folgenschwerer Schlag. König Friedrich Wilhelm IV. entsagte plötzlich (3. Februar 1847) aus freiem Antriebe seiner ererbten unbeschränkten Selbstherrschaft und eröffnete Preußen die Bahn politischer Reformen. Das Wiener Kabinet konnte durch diesen Schritt des Königs nicht überrascht werden. Schon kurz nach dem Regierungsantritte des Königs (1840) erhielt Fürst Metternich Nachricht, daß sich derselbe mit weitgehenden politischen Reformplänen beschäftige, daß er das Institut der auch in Preußen damals (wie in Oesterreich) bestandenen Provinzialstände fortzubilden und dieselben derart zu zentralisiren beabsichtige, daß sie, in einem Vertretungskörper vereiniget, fähig wären nicht blos die Interessen ihrer Provinzen, sondern die von ganz Preußen zu vertreten. Der König beschäftigte sich mit diesem Plane seit Jahren und war verschiedene Male entschlossen, die bereits bis zur Beisetzung seiner Unterschrift fertig liegenden Entwürfe der neuen Verfassung verlautbaren zu lassen. Aber jedesmal war es den Vorstellungen und Abmahnungen des Wiener Kabinets und des in dieser Beziehung sich ganz derselben Meinung zuneigenden Kaisers von Rußland, des nahen Verwandten des Königs, gelungen, den letzteren von diesem Entschlusse wieder abzubringen und ihn von der Gefährlichkeit aller Konzessionen zu überzeugen, welche den politischen Ideen des Jahrhunderts gemacht werden. Fürst Metternich wußte, warum er seinen ganzen Einfluß aufwendete, den preußischen König von der Vornahme staatlicher Reformen abzuhalten. Für das vormärzliche Oesterreich war es eine Lebensaufgabe, zu verhindern, daß die modern-konstitutionellen Staatsformen auch in Preußen verwirklicht wer-



Berathung der Studentenadresse in der Wohnung des Mediziners Fritsch am 8. März 1848.

den. Geschah dies, dann war der Sieg des Konstitutionalismus im ganzen übrigen Deutschland so viel wie entschieden, dann war im Prinzipe auch die Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung und deren Verwirklichung nur mehr eine Frage der Zeit; dann war nicht blos Oesterreichs dominirende Stellung in Deutschland bedroht, sondern dem Wiener Kabinete es geradezu unmöglich gemacht, sein System, das es um keinen Preis aufgeben, ja selbst nur modifiziren wollte, länger aufrecht zu erhalten; dann mußte es daran denken, auch den Völkern Oesterreichs Konzessionen zu machen und sich mit der Idee der Verleihung einer Verfassung für den so verschiedenartig zusammengesetzten Staat vertraut zu machen. Wollte man das Letztere nicht, dann blieb eben nichts anderes übrig, als verlassen von allen Bundesgenossen dem Zeitgeiste Widerstand zu leisten und im Bereiche Deutschlands und des westlichen Europas sich allein noch der Aufgabe zu befleißen, das Prinzip einer Theilung der Regierungsgewalt starrköpfig abzuweisen. Ueber alle diese unvermeidlichen Folgen eines Regierungswechsels in Preußen war man sich in der Wiener Staatskanzlei vollständig klar, und wer weiß, ob es dem Fürsten Metternich und dem Einflusse Rußlands nicht gelungen wäre, König Friedrich Wilhelm IV. auch noch länger von der Verwirklichung seiner Reformpläne zurückzuhalten, wenn in Folge der Einverleibung Krakaus zwischen Oesterreich und Preußen nicht eine Erkaltung eingetreten wäre, die gewiß nicht dazu beigetragen haben mag, den Rathschlägen Metternich's in Berlin eine freundlichere Aufnahme zu bereiten. Und so rückte plötzlich der 3. Februar 1847 heran, an dem es sich erfüllte, was die Wiener Regierungskreise so lebhaft besorgten und so eifrig zu verhindern strebten, der Tag, an dem Preußen seinen vereinigten Landtag erhielt, mit dem es in der Reihe der modernen Staaten sich aufstellte.

Das dritte Ereigniß endlich, durch welches die Stellung Oesterreichs tief erschüttert und der Fortbesitz eines seiner Theile (Lombardo-Venetiens) in Frage gestellt wurde, war die im Jahre 1846 seit der Erwählung Mastai Feretti's zum nachmaligen Papste Pius IX. immer kräftiger auftretende Forderung der Wiedergeburt Italiens. Wir haben bereits (Seite 2) erwähnt, daß mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche dem österreichischen Staatskörper ein Element eingefügt wurde, das er nicht zu assimiliren, nicht mit sich zu verschmelzen vermochte. Das österreichisch gewordene Italien konnte sich in Oesterreich schon vom Anfange her nicht heimisch fühlen, aber es betrachtete sich als erobertes Land und dachte im Gefühle seiner Schwäche nicht daran, einen Lostrennungsversuch zu wagen. Die österreichische Politik besaß nämlich im Anfange die Kraft und Energie, um den unzufriedenen Italienern Respekt einzuflößen und sie so gehörig einzuschüchtern, daß sie dazu gebracht wurden, die österreichische Herrschaft wie etwas Unvermeidliches zu ertragen. Es war dies jene Politik, die es dem Könige von Neapel durch eine österreichische Okkupations-Armee möglich machte, die seinem Volke beschworene Konstitution umzustürzen und deren Anhänger gerichtlich zu verfolgen, die in Sardinien eine Reaktion in Szene zu setzen wußte, durch welche dort Zustände wiederhergestellt wurden, als ob in Turin das Mittelalter plötzlich zurückgekehrt wäre. Es war dies jene Politik, die allen italienischen Souverainen die vertragsmäßige Verpflichtung auferlegte, ihren Völkern nicht das geringste Zugeständniß zu machen, und die sich dagegen verpflichlete, diesen Souverainen im Nothfalle österreichische Armeekorps zur Verfügung zu stellen, um sie gegen das Drängen ihrer Völker in Schutz zu nehmen; jene Politik, die es verstanden hatte, selbst den römischen Stuhl von dem österreichischen Einflusse abhängig zu machen und welche thatsächlich die ganze italienische Halbinsel der österreichischen Oberherrschaft unterwarf. Aber Oesterreich hätte es gelingen müssen, auch den, den Italienern eigenthümlichen Nationalstolz, ihren Haß gegen jede Fremdherrschaft zu besiegen, um sich dieser Oberherrschaft, die außer den österreichischen Bajonneten in Italien keine Stütze gefunden hatte, für die Dauer zu versichern. Weil es aber dies nicht konnte, so schlug die geistige Entwicklung des italienischen Volkes eine Richtung ein, welche der österreichischen Herrschaft todfeindlich war und dahin zielte die Idee von Italiens staatlicher Unabhängigkeit und Einheit zu verwirklichen. Zuerst kam diese Idee in der gesammten Literatur Italiens zum Durchbruche, und wie überall waren es auch hier zuerst die gebildeten Klassen des Volkes, welche diese Idee in sich aufnahmen und weiter verbreiteten. Es bildete sich auf diese Weise rasch ein „junges Italien", welches von England, zeitweilig auch von Frankreich aufgemuntert und beschützt, in allen Theilen Italiens allmälig Wurzel faßte und in der öffentlichen Meinung mit der Zeit das Uebergewicht erlangte. Wir haben hier nicht die Aufgabe, die Geschichte dieses jungen Italiens zu schreiben, uns kommt es blos darauf an, zu zeigen, wie der allmächtig gewordene österreichische Einfluß in Italien nach und nach vollständig gelähmt und Oesterreich in die Gefahr gebracht wurde, mit diesem Einflusse auch seine italienischen Provinzen insgesammt zu verlieren. Der Schlag, den die österreichische Autorität in Italien erlitt, kam von einer Macht, von der man in den Wiener Regierungskreisen wohl fest überzeugt war, daß Oesterreich auf ihre Unterstützung und Mitwirkung stets werde rechnen können. Dem gutkatholischen Oesterreich passirte es, wie gesagt, im Juni 1846, daß durch den Einfluß des auf das Uebergewicht Oesterreichs in Italien eifersüchtigen Frankreichs der päpstliche Stuhl plötzlich von einem Manne eingenommen wurde, der, Italiener mit Leib und Seele und mit einem Anfluge von Schwärmerei, bis zu dem Augenblicke ein Anhänger des italienischen Einheitsgedankens war, wo er zwischen der Förderung dieser politischen Idee und der Herrschaft des Papstthumes die Wahl zu treffen hatte. Der Patriot Mastai Feretti, der souveraine Beherrscher des Kirchenstaates, der italienische Fürst, kam mit dem Papste Pius IX., dem Träger der Tiara, dem Repräsentanten der Einheit der katholischen Welt, nicht gleich anfänglich, sondern erst dann in Konflikt, als die in Folge seiner Erwählung in ganz Italien gleichsam zum reißenden Strome angeschwollene Bewegung von keiner irdischen Macht mehr eingedämmt und gehindert werden konnte, die ganze Halbinsel bis in ihre entferntesten Winkel hinein zu überfluthen. Was half es dem Fürsten Meternich, daß er noch zu einer Zeit, in der sich die meisten Fürsten Italiens bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, die Bewegung durch Konzessionen zu beschwichtigen, nicht müde wurde, den Westmächten (August 1847) die Meinung aufzudringen, daß Ita-

lien blos ein geographischer Name sei, während doch gleichzeitig in einer Menge großartiger Kundgebungen vom italienischen Volke der Beweis zu liefern gesucht wurde, daß Italien — Italien sein und nur sich selbst angehören wolle.

## 13.

Alle diese Erscheinungen, die jeden Mann von Einsicht und Erkenntnißvermögen in der Ueberzeugung befestigen mußten, daß in Europa eine neue Zeit sich vorbereite, daß die Völker den Kampf um die bürgerliche Freiheit neuerdings aufnehmen werden, und daß alle jene veralteten Systeme der Staatskunst dem Sturze nahe seien, welche, wie das System des Kaisers Franz, im Volke keine Stützpunkte besitzen, schienen nur auf die Machthaber in Wien den entgegengesetzten Eindruck zu machen.

Von einer Ahnung, daß Oesterreich in nächster Zeit schon in den Strudel einer politischen Bewegung werde hineingerissen werden, daß es daher dringend nothwendig sei, bei Zeiten sich vorzusehen, durch weise Reformen sich der Hingebung und Anhänglichkeit der im Staate doch so überaus zahlreichen Männer von Mäßigung und Ordnungsliebe zu versichern, ist, in den Handlungen der Regierenden wenigstens, nicht die leiseste Spur zu entdecken. Im Gegentheile schienen sie sich der Ansicht zuzuneigen, daß es nun erst recht an der Zeit sei, keine Konzessionen zu machen, keine Neuerungen zuzugeben, keine Reformen zu bewilligen. Es ist eine Thatsache, daß im Laufe des Jahres 1847 die ziemlich lax gewordene Thätigkeit der Wiener Polizei plötzlich wieder energischer wurde, und daß das „Nadererwesen" (Angeberwesen) in allen öffentlichen Lokalen mit einem Male wieder einen Aufschwung nahm, welcher der Bevölkerung anfing höchst unangenehm zu werden. Graf Sedlnitzky erlangte wieder eine erhöhte Wichtigkeit, und man gab sich wirklich dem Wahne hin, daß, wenn nur die Polizei gehörig ihre Schuldigkeit thue, und wenn sie bei der geringfügigsten Ruhestörung die größte Sorgfalt und Wachsamkeit sich angelegen sein lasse, es ganz ohne alle Schwierigkeiten gelingen werde, „den Zweck



„Es ist nichts zu besorgen!" Konferenz von Wiener Polizei-Beamten im niederösterreichischen Regierungs-Präsidium (12. März 1848).

des Staates mit Beibehaltung aller alten Einrichtungen zu erreichen." In einer dem Herausgeber vorliegenden handschriftlichen Aufzeichnung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1847, deren Verfasser häufig in die Gelegenheit kam, in die höheren Regionen der Regierung einzublicken, werden über die Anschauungen der Machthaber von dem Stande der Dinge folgende gewiß bezeichnende Bemerkungen gemacht: „Unter den Regenten (Regenten!) ist Erzherzog Ludwig der Einzige, der mit fast religiöser Wärme an der Ueberzeugung festhält, daß im Sinne des Kaisers Franz fortregiert werden müsse, nicht etwa blos aus dynastischen Rücksichten, sondern aus Rücksicht für das Glück und die Wohlfahrt der Völker. Als jüngsthin ein böhmischer Industrieller dem Erzherzoge eine Bitte vortrug um Aenderungen in der Besteuerung seines Produkts, richtete der Erzherzog am Schlusse der Audienz an den Industriellen die Frage, ob es in seiner Gegend gleichfalls „einzelne Unzufriedene" gebe, welche nach dem Auslande hinausschielen und den Wunsch nähren, daß wie dort es auch in Oesterreich dem Volke gestattet sein solle, sich in die Regierungssachen zu mischen?" Der Industrielle war aufrichtig genug, diese Frage zu bejahen, worauf der Erzherzog folgende, seine Denkweise charakterisirende Aeußerung fallen ließ: „Die Ruhe ist die Grundbedingung aller staatlichen Wohlfahrt, ohne Ruhe gibt es keinen Handel und Verkehr, keine Arbeit und keinen Verdienst. Das Volk muß vor Allem Ruhe haben, um glücklich sein zu können. Ich fürchte aber sehr, daß, wenn es in Oesterreich jemals dahin kommen sollte, daß die Völker in die Staatsdinge sich hineinmischen, die Ruhe gar nicht mehr wiederhergestellt werden könnte. Geben Sie das Ihren Bekannten zu bedenken . . . ." „Dem Fürsten Metternich dagegen" (fährt unser Gewährsmann fort) „fehlt es zu sehr an aller Liebe und Achtung für das Volk, als daß er sich wohl jemals hätte mit der Frage beschäftigen können, ob das „System" dem Staate und seinen Angehörigen auch zum Segen gereiche. Ihm kommt es blos darauf an, sich in der hohen Stellung, die er sich errungen, zu erhalten, aber ihm fehlt der Glaube an die Richtigkeit und Heilsamkeit seiner Grundsätze. Da er recht gut weiß, daß er sich mit dem Systeme zu sehr identifizirt hat, um auch dann am Ruder bleiben zu können, wenn dasselbe total geändert würde, so wird er nicht müde, seinen mächtigen Einfluß zu Gunsten aller Jener wirken zu lassen, die in den Kreisen des Hofes, im Schooße der kaiserlichen Familie die Aufrechthaltung alles Bestehenden vertheidigen und schon von vorneherein gegen große Veränderungen in der bisher befolgten Regierungsweise sich erklären. Darüber, daß es zu einer politischen Explosion auch in Oesterreich einst kommen wird, ist der Fürst gewiß nicht in Zweifel, aber er findet Trost und Beruhigung in dem Gedanken, daß diese Explosion sich erst in einer späteren Zeit ereignen, und daß es ihm während seiner Laufbahn erspart bleiben werde, dieselbe überwinden zu müssen und die Sicherstellung des Staates zu versuchen. Es macht gegenwärtig eine Aeußerung des Fürsten die Runde durch alle Gesellschaften, die ihm ganz ähnlich sieht. Er soll auf der letzten Soiree bei dem englischen Gesandten den Konsul *** (eine Wiener Stadtpersönlichkeit, die sich die Stellung des Konsuls einer Macht ersten Ranges zu verschaffen wußte, und deren Unterwürfigkeit gegen den Fürsten Metternich sprichwörtlich geworden war) gefragt haben, warum er so niedergeschlagen dareinsehe, was doch sonst nicht seine Gewohnheit sei. Der Konsul versicherte dem Staatskanzler, daß er die italienische Verwickelung gar nicht aus dem Kopfe bringen könne, und daß ihm namentlich der heilige Vater durch seine „ganz unpassende" Haltung sehr große Sorgen bereite. „Bah! — soll der Fürst dem Konsul erwiedert haben — schlagen Sie sich die Italiener aus dem Kopfe. Sie sind ein alter Knabe und ich bin es auch, und so lange wir beide bei der Spritze stehen, werden es die Italiener nicht riskiren, einen Weltbrand zum Ausbruch zu bringen." Der einzige Mann im Kabinete (heißt es in den Aufzeichnungen weiter), der es nicht blos sich selbst gesteht, sondern auch bei Hofe es unumwunden ausspricht, daß man mit dem Zeitgeiste rechnen und sich den Forderungen der Stände anbequemen müsse, ist Graf Kolowrat. Die ganze Bevölkerung weiß dies, und es ist mir wenigstens noch nicht vorgekommen, daß irgend Jemand dem Grafen die Schuld dafür beigemessen hätte, daß man oben mit aller Beharrlichkeit sich für die öffentliche Stimmung die Ohren verstopft, und in der starrsten Unnachgiebigkeit sich gegenseitig zu übertreffen sucht. Zu dem Grafen hat man eigentlich allein Vertrauen, aber er entspricht diesem Vertrauen doch sehr wenig, da er sonst längst entweder einen Systemwechsel hätte herbeiführen, oder sich in's Privatleben hätte zurückziehen müssen. Da er aber bei der Regierung es aushält, ohne mit derselben einverstanden zu sein, so wird er es sich auch gefallen lassen, wenn er einmal mitverantwortlich gemacht wird für das, was geschehen und unterlassen worden ist. Der einstige Nachfolger des Fürsten wird gewiß einmal Jemand Anderer als Graf Kolowrat sein, der, je länger er an der Seite Metternichs im Amte bleibt, sich desto unmöglicher machen wird. Vielleicht, daß der Graf energischer auftreten würde, wenn er bei dem Hofkammer-Präsidenten (Kübeck) sich einer besseren Unterstützung versichert halten könnte. Das ist aber ein ergrauter Bureaukrat, der recht gut weiß, wie ungern man es sieht, daß er, der Bürgerliche, eine so hohe Stufe erklommen, und der sich davor hütet, sich durch eine Meinungsverschiedenheit mit dem Erzherzoge und dem Fürsten im Amte unmöglich zu machen. Ich habe noch nie gehört, daß es der Präsident gewagt hätte, bei den hohen Herren zu opponiren und es ist dies am bedauerlichsten aus dem Grunde, weil es von unseren Großen keiner so gut weiß, wo es überall fehlt, als wie Kübeck, der als Finanzier gewiß am besten in der Lage ist, sich zu überzeugen, wie sehr die gesammte Nationalwirthschaft unter dem Drucke der politischen Zustände leidet."

Wir stimmen mit diesem Urtheile unseres Gewährsmannes im Wesentlichen überein und glauben demselben blos zur Ergänzung Einiges beifügen zu sollen. Seine Ansicht, daß man im Schooße der Staatskonferenz auch noch im Laufe des Jahres 1847 daran geglaubt habe, es sei länger möglich, die Herrschaft des Absolutismus aufrecht zu erhalten, ist im Ganzen richtig. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß zur Zeit der Einberufung des vereinigten Landtages in Preußen, also im Februar 1847, es allerdings selbst Fürst Metternich für „zweckmäßig" erachtete, daß nun auch in Oesterreich der Wirkungskreis der ständischen Vertretungskörper erweitert werde. Der Staats-


E. H. Sophie.

kanzler scheint die Ausführung dieses Planes aber weder für besonders dringend, noch für besonders nöthig erachtet zu haben, denn es ist eine Thatsache, daß trotz der Zustimmung, welche er sowohl beim Grafen Kolowrat wie beim Freiherrn von Kübeck gefunden, der ganze Plan sogleich wieder fallen gelassen wurde, da, wie Pillersdorf versichert, jene Männer, denen der letzte Ausspruch zustand, d. i. vor Allen der Erzherzog Ludwig, „sich nicht von der Ueberzeugung losreißen konnten, daß die Revolution als der gewaltsame Umsturz bestehender Verhältnisse und die Reform als die zeitgemäße Regelung dieser Verhältnisse, nicht Gegensätze ausdrücken, sondern nur geheime Bundesgenossen bezeichnen, welche zu demselben Endpunkt der Auflösung führen.“ Die hervorragendsten Vertreter des durch die Märzrevolution gestürzten Systems gaben sich freilich Mühe, die Welt davon zu überzeugen, daß ihr System nicht die Schuld an dem Ausbruche der Revolution trage. Aber die Gründe, die sie zu ihren Gunsten anführen, sind wahrlich nur geeignet, sie erst recht zu beschuldigen. Alle diese Vertheidiger, unter denen der Verfasser der „Genesis“, der ehemalige Staats- und Konferenzrath Graf Hartig, die größte Aufmerksamkeit fand, geben mit Erröthen zu, daß das System Gebrechen hatte, daß von der vormärzlichen Regierung zahlreiche Sünden, hauptsächlich Unterlassungssünden begangen wurden, aber sie kommen gerade, weil sie dieses Geständniß ablegen, mit sich selbst in die handgreiflichsten Widersprüche. Ja, sagen sie, Gebrechen hat unser System gehabt, es sind viele Fehler von uns begangen worden, aber die Wirkungen dieser Gebrechen, die Folgen dieser Fehler, die dürfet Ihr uns nicht zur Last legen u. s. w. Es gibt gewisse Prinzipien, die bereits allgemein anerkannt werden, und die mit keiner Silbe mehr vertheidigt zu werden brauchen, und ebenso wie über diese Prinzipien sind alle Vernünftigen, ohne Unterschied des Parteistandpunktes, darüber mit sich im Reinen, daß die Beharrlichkeit, mit der die Regierung im vormärzlichen Oesterreich ihr System festhielt und verfolgte, die eigentliche und wirkende Ursache davon war, daß durch die spätere Revolution der Staat in den Zustand einer schauderhaften Zerrüttung fallen mußte. Denn gerade das Gegentheil von dem, was Graf Hartig behauptet, ist richtig. Dieses System hat die ihm feindlich entgegengetretene Macht, der zu widerstehen es später nicht mehr vermochte, erst selbst geschaffen.

## 14.

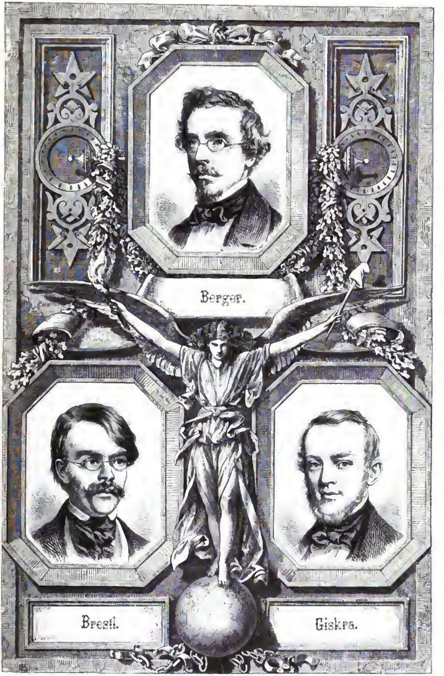
Bei diesem Bewandtniß der Umstände, bei der bedrohlichen Gestaltung, die alle europäischen Verhältnisse annahmen, konnte es in der Mitte der vierziger Jahre nur mehr als eine Frage der Zeit angesehen werden, wann in dem Stande der Dinge in Oesterreich eine Aenderung eintreten werde. Die gesammte Bevölkerung wünschte diese Aenderung und die Widerstandskraft der Regierung, die von einer solchen allein nichts wissen wollte, mußte endlich erlahmen und zusammenbrechen. Wo die friedliche Reform Jahre hindurch starr verweigert und dem Bürger die Hoffnung genommen wird, daß sich die Regierenden endlich aus eigenem Antriebe entschließen werden, diese Reform durchzuführen und hiedurch das ganze Staatswesen vor unheilbaren Schlägen und empfindlichen Nachtheilen sicherzustellen; wo die Regierenden nicht dafür thätig sein wollen, die Fäulniß und Verwesung zu beseitigen, welche den ganzen Organismus des Staates zu ergreifen und zu zerstören droht, dort pflegen, nach dem ganz natürlichen Gange der Dinge, revolutionäre Katastrophen, die mit so wenig Aufwand von Weisheit verhindert werden können, nicht auszubleiben. Im vorliegenden Falle darf aber ein Moment nicht aus den Augen verloren werden, durch welches eine revolutionäre Katastrophe in Oesterreich wesentlich erleichtert, ja, wir möchten fast sagen, geradezu heraufbeschworen wurde. Es ist schon angedeutet worden, daß, so lange Kaiser Franz der Regierung vorstand, trotz des Mißbehagens über sein System Niemand, mit Ausnahme der Ungarn es gewagt hatte, seinem Mißbehagen auch nur durch ein öffentliches Wort einen schwachen Ausdruck zu verleihen. Die Völker Oesterreichs wußten, daß dieses System „aus der Ueberzeugung, dem Herzen und dem Gewissen“ des Kaisers hervorgegangen sei, daß er niemals zu einer Aenderung desselben die Hand bieten würde, und sie fügten sich demnach nur in eine Nothwendigkeit, indem sie während der Regierungszeit des auf dem Throne bereits ergrauten Monarchen ihre Gefühle der Unzufriedenheit nicht laut werden ließen. Mit dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand änderte sich dieses Verhältniß. Kaiser Ferdinand war während seiner ganzen Regierungszeit der Gegenstand der ungeheucheltsten Liebe für alle seine Völker. Sein gütiges, edles Herz, sein menschenfreundlicher Sinn hatten ihm schon vor seiner Thronbesteigung die Liebe der Völker Oesterreichs erobert. Namentlich die Stadt Wien war der Gegenstand seiner besonderen Huld und Vorliebe. Was hat er alles für Wien gethan! Wie hat er es durch Bauten verschönert, mit gemeinnützigen Instituten bereichert, wie unzählige Beweise von Zuneigung und Liebe gab er den Bürgern der Stadt; was hatten ihm die Armen Alles zu verdanken! Wir könnten dies durch eine lange Reihe von Angaben näher ausführen, aber wir beschränken uns darauf, hervorzuheben, daß Kaiser Ferdinand es war, der durch den aus seiner Privatkassa bestrittenen Bau der nach ihm benannten Wasserleitung einem seit Jahrhunderten von der Bevölkerung, namentlich vieler Vorstädte Wiens, tief empfundenen Bedürfnisse für eine lange Reihe von Jahren vollständig abgeholfen hatte. Die älteren Bewohner in den höher gelegenen Vorstädten Wiens werden sich noch mit gelindem Schrecken der Zeit erinnern, wo sie, um dem Mangel an trinkbarem Wasser abzuhelfen, vor ihren Hausthoren Tag für Tag den „Wasserbauer“ erwarten mußten, der ihnen ein Wasser verkaufte, das während der Sommerszeit geradezu ungenießbar war. Kaiser Ferdinand hat sich durch seine Wohlthaten zu sehr den Dank der Bevölkerung erworben, als daß dieselbe sich jemals hätte entschließen können, ihm auch nur einen Augenblick dafür zu grollen, daß sie während seiner Regierungszeit zu so vielen Klagen und Beschwerden sich veranlaßt sehen mußte. Ausschließlich nur die Rathgeber des Kaisers waren der Gegenstand der Unzufriedenheit des Volkes, einzig und allein sie wurden dafür verantwortlich gemacht, daß die Regierung die alten, wie man allgemein überzeugt war, zum Verderben führenden Geleise nicht aufgeben, daß sie sich nicht entschließen wolle, die Bahn

zeitgemäßer Reformen zu betreten. Und die Bevölkerung war auch im Rechte, alle Schuld an den Fehlern, die von der Regierung begangen wurden, blos den Rathgebern des Kaisers beizumessen. Die Natur hatte den gütigen Kaiser, der so viel Wohlwollen für seine Völker hatte, nicht mit gleicher Kraft zur körperlichen und geistigen Anstrengung ausgerüstet. Seine fortdauernden Kränklichkeit machte die Einsetzung der im 5. Abschnitte dieses Buches ausführlicher besprochenen Staatskonferenz nothwendig, welche in allen Staatsangelegenheiten die in höchster Instanz entscheidende „Stelle" war. Den Mitgliedern der Staatskonferenz hatte der kranke Kaiser es anheimstellen müssen, durch eine weise Regierung das Glück seiner Völker zu befestigen, eine Aufgabe, zu deren Erfüllung es ihnen leider an Befähigung gebrach. Unter seinem Vorgänger hatten sich die Völker daran gewöhnt, schweigend zuzusehen, wie die Regierung fortfuhr Bahnen einzuschlagen, von denen man allgemein überzeugt war, daß dieselben nicht zum Heile führen können. Darüber brach man jetzt ungescheut in Klagen aus. Kaiser Franz war eben der Kaiser, die Mitglieder der Staatskonferenz aber schienen der Bevölkerung doch nicht hoch genug zu stehen, als daß sie sich noch länger zum Schweigen verurtheilen und Anstand hätte nehmen sollen, die üble Stimmung, in welche sie durch die Regierungsweise fortdauernd versetzt wurde, zu verbergen. Die starre, hartnäckige Versagung billiger und gerechter Wünsche, die man von dem Monarchen vielleicht schweigend hingenommen hätte, erweckte, da sie von den Männern der Staatskonferenz ausging, von der Partei der „Großkopfigen", wie das Volk sich ausdrückte, Leidenschaftlichkeit, Gereiztheit, Erbitterung, die zu der Versuchung führte, die Erfüllung dieser Wünsche endlich auf Wegen zu suchen, zu deren Betreten sich der ruhige Bürger nur im Drange der höchsten Staatsnoth zu entschließen vermag. Die ganze Opposition im vormärzlichen Oesterreich hätte eine andere Entwicklung genommen, einen anderen Charakter gewonnen, wenn die Verhältnisse die Einsetzung der Staatskonferenz nicht nothwendig gemacht hätten, deren Existenz wesentlich dazu beitragen mußte, daß in immer weiteren Kreisen ein förmliches Oppositionsfieber um sich griff. Was die hochkonservativen, der Dynastie unerschütterlich ergebenen Landstände Böhmens und Niederösterreichs gegen den Kaiser gewiß niemals zu unternehmen gewagt hätten, das wagten sie, ohne sich zu bedenken, gegen die Staatskonferenz. Die Stände — heißt es in der 1850 in der bestandenen P. Rohrmann'schen Hofbuchhandlung in Wien erschienenen Vertheidigungsschrift der niederösterreichischen Stände gegen die Angriffe der „Genesis" — haben es gewagt, den Kampf einzugehen, „nicht etwa mit der Krone, denn den Träger derselben gewahrten sie ebenso wenig frei, als das Volk, sondern mit jener Partei, welche mittlerweile das königliche l'état c'est moi (Der Staat bin ich!) in ein beamtenthümliches l'état c'est nous (Der Staat sind wir!) verwandelt hatte, und daher jeden Angriff auf sich als einen revolutionären Angriff auf die Krone selbst anzusehen gewohnt war. Diese Partei hatte jedoch, abgesehen von der kolossalen Unrichtigkeit dieser Ansicht, eine Kleinigkeit übersehen, nämlich, daß sie selbst nach dem Tode des Kaisers Franz durch Unterdrückung der verfassungsmäßigen Thätigkeit der Stände, und durch die Persönlichkeit des neuen Kaisers begünstigt, die absolute Monarchie nach und nach faktisch in eine Oligarchie (Ausschußregierung) verwandelt, mithin im Stillen selbst längst eine Revolution in Oesterreich durchgeführt hatte; denn wer sich nicht, durch einige Aeußerlichkeiten irregeleitet oder freiwillig, einer Illusion hingab, mußte längst klar sehen, daß Oesterreich schon seit Jahren nicht mehr absolut-monarchisch regiert wurde, sondern einer Oligarchie verfallen war, die um so verderblicher war, als ihr Wesen nicht in einem organischen Zusammenwirken der einzelnen Glieder derselben, sondern nur in einer durch gegenseitige Zugeständnisse gegenseitig geschlossenen Konvention des sich gegenseitig nicht genirenden Nebeneinanderbestehens lag, welche häufig durch Eifersüchteleien der einzelnen Machthaber erschüttert, und durch geschmeidige Mittelspersonen künstlich erhalten, nur gegen Außen hin festbestand, wenn es galt, das gemeinsam als feindlich anerkannte ständische Element zu bekämpfen. In diesem Kampfe vergaßen aber (heißt es sehr bezeichnend weiter) die Stände, ungeachtet ihre Geduld durch die jahrelangen bureaukratischen Flankenangriffe auf das Höchste gereizt wurde, doch keinen Augenblick den Ausdruck der Ehrfurcht und der besonnenen Ruhe, wobei sie wohl ihre Stütze in dem Bewußtsein fanden, auf dem verfassungsmäßigen Rechtsboden zu stehen, von dem man sie zu verdrängen suchte, und von diesem aus nur das zu erstreben, was bei den sich immer mehrenden unheilvollen Zeichen eines wilden, durch das Regierungssystem selbst im Volke genährten Gährungsstoffes geeignet war, Krone und Volk vor dem Unglücke einer Revolution zu retten."

Aber nicht blos den Ständen gegenüber litt die Autorität der Regierung darunter, daß die wenigstens gesetzmäßige absolute Monarchie in eine Oligarchie umgewandelt worden war, deren Gesetzmäßigkeit angefochten werden konnte. Man muß dies annehmen, um es sich erklären zu können, warum die Sache der Regierung in Folge der auswärtigen Niederlagen auch im Innern des Reiches sich fortwährend verschlechterte. Eine jede Schlappe, welche sich Fürst Metternich im Auslande zuzog, machte die Partei der Unzufriedenen in Wien und in den Provinzen muthiger, zuversichtlicher. Und diese Partei bestand nicht etwa blos aus einer Anzahl unruhiger Köpfe, aus ehrgeizigen, stellensüchtigen Talenten; zu ihr gehörten namentlich in den deutschen Ländern alle urtheilsfähigen Männer ohne Unterschied der Geburt und des Standes. Es ist wenigstens eine Thatsache, die wir im Verlaufe unserer Erzählung erweisen werden, daß namentlich in Wien es die reiche Klasse des Bürgerthums war, die unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Pariser Februarrevolution auf den Sturz nicht blos des Fürsten Metternich, sondern aller mit ihm am Ruder befindlichen Staatsmänner hinarbeitete. Wenn man weiß, welche Persönlichkeiten unter diesen Staatsmännern sich befanden, so kann man sich diese Parteinahme der besitzenden, konservativen Klasse nur erklären, weil allgemein angenommen wurde, die Staatskonferenz handle nicht im Einvernehmen mit dem Kaiser, der Kaiser wäre längst schon geneigt, Konzessionen zu machen, die Staatskonferenz hindere ihn jedoch daran. „Wenn man erwägt", heißt es in handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1847 (Juli), „daß

die Staatskonferenz, das unglückselige Triumvirat, mit dem Oesterreich Gottes Zorn gestraft hat, allein die Schuld daran trägt, daß die Stände nichts ausrichten und die vom ganzen Mittelstande ersehnten Reformen nicht Eingang finden können, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn gerade die Leute, die das meiste Interesse dabei haben, daß Oesterreich eine Macht bleibt, am lebhaftesten die Beseitigung dieses Staatsunglückes wünschen. Und der Kaiser liebt den allmächtigen Staatskanzler bekanntlich so wenig, daß mit dessen Absetzung ihm der größte Gefallen erwiesen würde, sei es nun, daß sie auf eine gesetzliche oder weniger gesetzliche Weise, etwa durch die Ungarn oder auch durch unsere Landstände verfügt würde." Für das Letztere wurde, wie sich bald herausstellen wird, in Wien schon vor dem 13. März förmlich Propaganda gemacht.

Und so wären wir denn an jenem Zeitpunkte angelangt, wo die politische Bewegung anfing, lebhaft und ungestüm zu werden. Der Mangel an Theilnahme in der Masse der Bevölkerung für die politischen Angelegenheiten, für die Ereignisse des Tages hatte die Regierungen in eine verweichlichende Ruhe und Sorglosigkeit eingewiegt, schon im Jahre 1846 wurden diese Massen von einer Gährung ergriffen, deren Verlauf betrachtet und gewürdigt werden muß. Die Parteinahme Oesterreichs für die Jesuiten in der Schweiz und für deren Anhänger war für die Volksmassen in den deutschen Ländern die erste Veranlassung, in öffentlichen Kundgebungen ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen zu erkennen zu geben. Nicht blos die Gebildeten, die ganze Bevölkerung überhaupt nimmt hier in allen kirchlichen Fragen den Standpunkt Kaiser Josefs II. ein, der, weil er einen Staat im Staate nicht dulden wollte, ein unversöhnlicher Gegner aller jener religiösen Körperschaften war, die nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen den Ton angeben wollen. Der einheimische Klerus hatte unter dieser Gegnerschaft nichts zu leiden, desto heftiger wurden von ihm die Väter der Gesellschaft Jesu verfolgt. Schon die Thatsache, daß dieser Orden vom Kaiser Josef II. so strenge behandelt wurde, reichte hin, in der ganzen Bevölkerung die Ueberzeugung zu befestigen, daß die Jesuiten staatsgefährlich, daß sie Feinde der Aufklärung, der Toleranz, Kämpfer für die Verfinsterung, für die Unterdrückung des Volkes seien. Der Haß des Kaisers gegen diesen Orden ging in das Blut der Bevölkerung über. Kaiser Franz war zu sehr für seine Souveränitätsrechte besorgt, um in kirchlichen Sachen nicht an josefinische Grundsätze sich anzuklammern. Nur während einer schweren Krankheit war es möglich, die Bewilligung zur Errichtung einer Ligourianer-Kongregation in Wien von ihm zu erlangen. Der neue Orden erfreute sich nicht der Sympathie der Wiener Bevölkerung. Allgemein hieß es, daß die Ligourianer eigentlich Jesuiten wären, und dies genügte, die heftigsten Angriffe gegen sie zu richten. Gestützt auf die Aussprüche des Staatskanzleirathes Jarcke, eines Parteigängers der Jesuiten, darf man es wohl sagen, ohne es erst beweisen zu müssen, daß die Ligourianer schon zu Kaiser Franz' Zeiten von den Leuten „jetziger Welt" in Wien „gehaßt" wurden. Jarcke schrieb in den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland: „Keine Ordensverbindung in der Stadt (Wien) zählte so viele Freunde aus allen Ständen und Klassen der Gesellschaft, genoß so großen Vertrauens zahlloser Einzelner (!); keine ward so bitter gehaßt, so schwer verläumdet. Hätte die Zensur vor dem 15. März nicht die Angreifenden sowohl, als die Vertheidiger mit gleicher Wucht darniedergehalten, sicher wären seit Jahren schon Schmähschriften gegen dieselbe, aber gewiß auch nicht minder kräftige Schutzreden für sie erschienen." Was aber eben in Folge der Zensur dem geschriebenen Worte nicht verstattet war, das wurde mittelst des gesprochenen versucht. Die Haltung Oesterreichs in der Schweizerfrage versetzte die Wiener Bevölkerung in eine solche Aufregung gegen die Jesuiten, daß, als über deren Aufnahme in Wien verhandelt wurde, die Polizei sich zu der Erklärung genöthigt sah, „die Bevölkerung sei diesem Orden durchaus abgeneigt." Wieder fing man in Wien an, die Jesuiten und die Ligourianer für alles Schlimme verantwortlich zu machen. Jarcke konstatirt, daß den Letzteren sogar an den blutigen Szenen in Galizien die Schuld gegeben ward. „Es wurde — schreibt er — in allen Kaffeehäusern und an ähnlichen Orten fest und steif verkündet, der Prior derselben hätte sich erhängt. Wie dann auch die Aufforderung erging, den gedruckten Personalstand des Hauses mit dem darin vorfindlichen zu vergleichen, es half nichts; der Prior, dessen Namen übrigens Niemand angeben, dessen Person Niemand beschreiben konnte, mußte sich dennoch erhängt haben, so wollte es die öffentliche Meinung; und bekanntlich ist es ein unumstößliches Axiom (Grundsatz), daß Niemand ungestraft mit ihr in Widerspruch sich setzen dürfe. Weil gerade damals ein neuer prachtvoller Altar im gothischen Style in der Kirche gebaut wurde, sollte die That sogar hinter dem Altare verübt und deßwegen von dem Erzbischof (Milde) der Befehl gegeben worden sein, einen neuen aufzuführen. In eben jenen Tagen wurde ein Laienbruder zur Beglaubigung einiger Schriften nach dem gegenüberliegenden Magistratsgebäude gesendet. Der Schreiber, der die Papiere in Empfang nahm, fragte denselben, wie sie sich drüben im Kloster befänden? Als der Bruder erwiederte: Insgesammt wohl, erging an ihn die Frage: Wo sie denn den Selbstmörder hingeschafft hätten? Der Entgegnung des Bruders: Von einem solchen wisse er nichts, folgte die Bemerkung: Es sei wohl zu begreifen, daß er nichts aus der Schule schwatzen dürfe. — Kaum als der Bruder in das Haus zurückgegangen war, theilte er die Unterredung dem P. Rektor mit. Dieser fand zwischen dem, was in Kaffeehäusern geschwatzt wurde, und dem, was von Personen in amtlicher Stellung gesprochen wurde, sei doch ein Unterschied zu machen, und begab sich deshalb unverzüglich mit dem Laienbruder in das Magistratsgebäude hinüber, um den Betreffenden zur Rede zu stellen. Wie er ankam, hieß es, derselbe sei soeben hier gewesen, aber in ein anderes Bureau gerufen worden, man werde gleich hinschicken, um ihn herbeizubringen. Nach längerem Zuwarten kehrte endlich der Diener mit dem Bescheide zurück: er habe den Verlangten in verschiedenen Zimmern gesucht, ihn aber nirgends finden können, er müsse inzwischen fortgegangen sein. Solche Redlichkeit — ruft Jarcke klagend aus — glaubte man gegen die Redemptoristen (Ligourianer) in Anwendung bringen zu können . . ." Außerhalb Wiens, namentlich in Graz und in Pettau, kam es gegen die Jesuiten zu tumultuarischen Auftritten. Im ersteren Orte wurden anläßlich der Versagung eines ehrlichen




7

Begräbnisses der Leiche eines Magistratsbeamten, der nicht bei dem eifernden Spitalgeistlichen, wohl aber bei dem aufgeklärten Benediktiner Muchar, dem bekannten steiermärkischen Geschichtsschreiber, die Beichte ablegen wollte, derart gegen den jesuitenfreundlichen Bischof Zängerle demonstrirt, daß dessen Palast militärisch besetzt und Alles aufgeboten werden mußte, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Im letzteren Orte kam es aus einem ganz ähnlichen Anlasse zu Massendemonstrationen, zu einer gewaltsamen Oeffnung des Aufganges zum Kirchthurme, nachdem von dem Dechanten das Läuten der Glocken bei der Beerdigung eines würdigen Greises hartnäckig verweigert worden war.

Aber die Abneigung gegen einzelne religiöse Körperschaften war es nicht allein, welche die Bevölkerung in den deutschen Ländern des Reiches dazu antrieb, in Massendemonstrationen ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen zu erkennen zu geben. Eine wesentliche Mitursache dieser Kundgebungen waren das Elend und die Noth, unter welchen die arbeitenden Klassen, namentlich seit dem Beginne der vierziger Jahre, immer furchtbarer litten. Die wirthschaftlichen Zustände waren im vormärzlichen Oesterreich womöglich noch trauriger als die politischen. Die Verantworttichkeit dafür trifft auch hier wieder einzig und allein jenes unväterliche System, welches die höchsten Güter des Volkes preis gab, um seine Herrschaft fortfristen zu können. Daß dem Darniedertiegen der Bodenproduktion nicht abzuhelfen war, weil die Regierung es für nothwendig hielt, die unnatürlichen bäuerlichen Verhältnisse fortbestehen zu lassen, der Ablösung von Robot und Zehent die mannigfachsten Schwierigkeiten entgegenzusetzen, dafür ist der Nachweis weiter oben geliefert worden. Aber auch dem fortdauernden Rückgange des Handels und der Industrie, der sich aus den offiziellen statistischen Tabellen von 1840 bis 1846 ziffermäßig beweisen läßt, vermochte das System nicht Einhalt zu gebieten. Es geht aus diesen Tabellen hervor, daß in der an Naturprodukten so reichen österreichischen Monarchie der Werth der 1846 eingeführten Naturprodukte den Werth der ausgeführten um mehr als 43 Millionen Gulden überwog, daß die Einfuhr der Ganzfabrikate 1846 nur auf wenig mehr als 10 Millionen Gulden sich bezifferte, und die Ausfuhr kaum den Betrag von 33 Millionen Gulden zu erreichen vermochte. Diese Thatsachen haben der vormärztichen Regierung die schwersten Angriffe zugezogen; es ist ihr gesagt worden: „Deine Handelspolitik, deine Gewerbegesetzgebung tragen die Schuld an dem materiellen Ruine des Volkes, du erziehst dir selbst in allen deinen Ländern ein sich fortwährend vermehrendes Proletariat, das endlich nicht blos dich, sondern auch die ganze gesellschaftliche Ordnung in deinen Ländern umstürzen wird." Es ist aus den Zollgesetzen durch Anführung einiger frappanter Details der Beweis abgeleitet worden, daß die volkswirthschafttichen Verfügungen der Regierung selbst die einfache Logik des gesunden Menschenverstandes vermissen lassen. „Von der Rohproduktion und der ersten Verarbeitung, die der Staat hätte kräftig schützen sollen, nahm er lange Zeit nur insoferne Notiz, als es der Erhebung eines Ausfuhrzolles (früher selbst von Wolle!) galt, der den Gewerbsfleiß des Inlandes zu Gunsten des Auslandes hemmte. Es verdient als ein ewig denkwürdiges Sinnbild der ganzen Begriffsverwirrung in dem österreichischen Tarifwesen angeführt zu werden, daß nach einem der vielen sich ablösenden Tarife der Eingangszoll des Rohschwefels so hoch gegen den der Schwefelsäure stand, daß man nach strenger Berechnung aus letzterer den Schwefel hätte ohne Schaden zurückerzeugen können." Diese Zollgesetzgebung machte deren Uebertretung für ganze Industriezweige so nothwendig, daß es ganz natürlich erscheint, daß in Oesterreich der Schleichhandel einen außerordentlichen Aufschwung nahm, dem weder durch strenge Verbote, noch durch eine Armee von Finanzwächtern entgegengewirkt werden konnte. Durch den allgemeinen Betrieb des Schmuggels wurde aber nicht blos die öffentliche Moral erschüttert, nicht blos der Staat in seinem Einkommen zweifach beschädigt (durch den Entgang am Zolle und dadurch, daß er seine Finanzwächter-Armee immer mehr verstärken mußte), sondern auch die arbeitenden Klassen, deren Kräfte durch die Masse der eingeschmuggelten fertigen Waaren immer entbehrlicher wurden, sahen sich schwer benachtheiligt. Man würde aber mit Recht einer kleinlichen Auffassung der Sachlage geziehen werden, wenn man das Darniederliegen des Volkswohlstandes in Oesterreich nur aus der grundsatzlosen Handelspolitik, aus der fehlerhaften Zollgesetzgebung der Regierung ableiten wollte. Nicht die Handelspolitik, nicht die eingeführten Tarife allein haben die allgemeine Verarmung herbeigeführt, sondern das öffentliche Erziehungssystem, das nicht dahin abzielte, die Bildung des Volkes zu heben, das vielmehr jeden Einzelnen im Staate in Unwissenheit, Unselbstständigkeit, Willenlosigkeit gefangen hielt. Die schon früher beleuchtete Thatsache, daß Oesterreichs Vötker durch das verderbliche System der Regierenden daran verhindert wurden, den übrigen zivilisirten Nationen des Welttheils an Wissen und Können ebenbürtig zu sein, trat in den wirthschaftlichen Zuständen des Staates am grellsten hervor. Während in den meisten übrigen Staaten die Friedensjahre von 1815 bis 1830 dazu benützt worden waren, einen intelligenten, in tüchtigen Arbeitsschulen herangebildeten Arbeiterstand zu schaffen, machten sich in den höheren Regionen in Oesterreich fortwährend Einflüsse dahin geltend, daß man, „um das Bestehende aufrecht erhalten zu können, Industrie und freie Konkurrenz nicht aufkommen lassen dürfe und namentlich dem demokratischen Uebel der Ansammlung einer Fabriksbevölkerung schon im Entstehen entgegenwirken müsse." In Oesterreich geschah schon aus dieser Besorgniß für die Heranbildung eines tüchtigen Arbeiterstandes nichts, und die Folge davon war, daß die österreichische Produktion mit jener des Auslandes nicht in Konkurrenz treten konnte. Aus der begründeten Furcht der Regierung, sie könne durch einen Fehlschritt die ohnehin blos vegetirende Produktion vollends zerstören, ist das stete Schwanken und die Unsicherheit in ihrer Handelspolitik zu erklären, deren volkswirthschaftliche Strebeziele bei dem Vorhandensein anderer volkswirthschaftlicher Faktoren natürtich ganz verschieden hätten sein müssen. Denn eine blühende, im Aufschwung begriffene Produktion hätte den Regierenden dem Zollvereine gegenüber schon die rechten Wege gewiesen, aber die vorhandene Produktion vegetirte eben nur.

Es ist gewiß nur lokalen Verhältnissen zuzuschreiben,

daß in Wien einzelne Fabrikationszweige, z. B. die Seidenzeugfabrikation, die Shawlweberei und einige andere Branchen einen großen Aufschwung nahmen. Aber auch diese Industrien litten nnter den tranrigen staatlichen Verhältnissen, nnd namentlich die finanzielle Zerrüttung des Reiches, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, hinderte sie daran, gehörig zn erstarken. Die finanziellen Verlegenheiten des Staates, durch welche das der Industrie unentbehrliche Betriebskapital fortwährend vertheuert wnrde, waren für sich allein schon hinreichend, der Ausbreitung nnd Entfaltung der Industrie die engsten Grenzen zu ziehen. Für die Seidenwaarenfabrikation, von der in Wien viele Tansende von Arbeitern lebten, war überdies die fortdauernde Steigerung in den Seidenpreisen von den übelsten Folgen. Sie führte in der Mitte der vierziger Jahre, namentiich in Wien, den Stillstand vieler Fabriken herbei, deren Arbeiter dadurch außer Beschäftigung kamen nnd alsbald mit Hnnger und Elend zn kämpfen hatten. Gleichzeitig wurden in anderen Fabrikationszweigen, besonders auch durch die Anwendung neuer Maschinen, viele Arbeiter brodlos, und ganze Vorstädte, wie Thurv, Lichtenthal, Altlerchenfeld, Strozzengrnnd, Schottenfeld, Nenbau, Mariahilf, Margarethen, Hnndsthnrm, Wieden, Fünf- nnd Sechshaus, Gaudenzdorf wimmelten alsbald von ansgehungerten, zerlnmpten Arbeitern. In Wiener Berichten ans dem Jahre 1846 heißt es: „Obwohl es den Zeitungen strenge nutersagt ist, Mittheilnngen über Ranb-, Mord-, Diebstahl-Versnche zn veröffentlichen, so weiß es hier doch Jedermann, daß mit der Armnth nnd dem Elende anch die Unsicherbeit in unseren Straßen in einem fürchterlichen Grade zunimmt. Dieses Bewnßtsein drückt hier Jedermann nieder, und der Fremde, der jetzt nach Wien kommt, wird dieses nicht mehr das fröhliche Wien nennen. Es hat sich namentlich in den entfernteren Vorstädten eine Masse von Jammer angehänft, wie man es in Wien nie znvor vermuthet hätte, und die Zahl der Bettler nahm von Tag zu Tag zn. Dabei geschieht hier nnn viel, aber doch noch viel zu wenig gegen das Gespenst, das sich immer wachsend ans



Verbrüderung zwischen italienischen Studenten und Grenadieren auf der Türkenschanze (Anfangs März 1848).

unserer Mitte erhebt; denn leider scheint es, als ob gerade der Mittelstand der Gewerbetreibenden dieser Verarmung immer mehr und mehr entgegengehe." Ein anderer Bericht aus dem Jahre 1846 meldet: „Alle Arbeit, aller Erwerb stockt, dafür befindet sich das „Kappelbuben-Unwesen" in solcher Blüthe, daß sich die Polizei seiner gar nicht mehr erwehren kann. Der Regierungsrath Baron B— (derselbe, der nach der Bewältigung der Revolution den Antrag stellte, die Aula dem Erdboden gleich zu machen) wurde trotz der empfindlichen Kälte von einigen Kappelbuben *) am Minoritenplatze ganz nackt ausgezogen, und auf den Glacien und in den Vorstädten treiben es diese Wegelagerer fast noch ärger."

Die uns vorliegenden Berichte aus dem Jahre 1847 lauten noch ernster: „In den Straßen Wiens wurde, es ist dies ein Beweis für die hier herrschende Noth, ein Mann mit drei Kindern Bettelns wegen aufgegriffen, nicht weil er um Almosen bettelte, sondern in brodloser Verzweiflung seine Kinder als Geschenke anbot. Es wäre entsetzlich, wenn sich das allgemein verbreitete Gerücht bestätigte, daß in einer Vorstadt Wiens eine Witwe mit sechs Kindern in einem Anfalle ähnlicher Verzweiflung ihr jüngstes Kind schlachtete und den anderen vorsetzte, um sie vom Hungertode zu retten. Sie ist — heißt es — bereits dem Irrenhause übergeben; jedenfalls war es die entsetzlichste Noth, die sie zum Wahnsinne brachte. Nichtsdestoweniger haben die Straßenecken nicht Raum genug, täglich bis an hundert öffentliche Ertustigungen anzukündigen, wiewohl die Tanzsäle sich in diesem Karneval durchaus nicht recht füllen wollen. Doch hört man von Diners in Banquierhäusern, wo, um einen Gast zu ehren, für zwei Erdbeeren, — die einzigen die im freiherrlich Hügel'schen Garten in Hietzing in der jetzigen strengsten Jahreszeit reiften — sage fünfundzwanzig Gulden K. M. bezahlt wurden. Auch ist das Theater an der Wien, wenn die Lind singt, in allen Räumen voll. Doch ist die Armuth hier bereits so groß, daß die vielfachen Wohlthätigkeitsspenden, Bälle, Lotterien, zu deren Stillung nicht mehr ausreichen." — Zu gleicher Zeit (Februar 1847) schrieb Julius Seidlitz in den „Gränzboten" über die „Verarmung Wiens" unter Anderem auch Folgendes: „Unser heiteres, lebensfrohes Wien, dessen Phäakenthum ein europa-bekanntes war, wird nun auch von dem Pauperismus (der Verarmung), von diesem Gespenste der neuen Zeit, heimgesucht, und der Charakter, den es jetzt, wo sonst Alles nur Lust und Freude war, annimmt, ist ein um so erschreckenderer. Wer Wien früher kannte, weiß, daß bei der Billigkeit aller Lebensbedürfnisse, bei dem lebhaften Verkehr, bei der Leichtigkeit, mit welcher der nur etwas wohlhabendere Wiener sein Geld ausgibt, und bei dem hier wie nirgends in Anwendung gebrachten Grundsatze: Leben und leben lassen — wie leicht es also da Jedem wurde, seinen Bedarf sich zu verdienen, ja, mehr als dieses, auch etwas zu haben, um, wie man hier sagt, sich einen guten Tag zu machen! Daher kam es auch, daß der Zufluß der Wiener Bevölkerung aus den Provinzen so stark wurde, denn früher konnte auch in der That der Grundsatz gelten: In Wien kann sich Jeder erhalten! — Wie haben sich aber jetzt die Zeiten geändert! Es hat vielleicht noch nie in Wien eine so gedrückte Stimmung, eine so allgemeine Klage geherrscht, als eben jetzt, und wenn auch die Theuerung an und für sich, obgleich unverhältnißmäßig gegen andere Winter, doch noch nicht jenen Grad erreicht hat, wie in Norddeutschland, so ist dagegen die Erwerbslosigkeit auf eine hier noch unerhörte Weise gestiegen, und mit dem traurigen Winter steht das Stocken des Handels, der Mangel an Arbeit in den Fabriken, die Erwerbslosigkeit überhaupt, im engsten Zusammenhange. Es gab nun freilich früher auch viel Elend in Wien, aber es verbarg sich, es zog sich zurück, und man war auch im Stande es zurückzuhalten, daß es nicht bis auf offenen Markt, in die glänzendsten Straßen verdringe — fragen wir aber an, wie jetzt die Bettelei zugenommen gegen früher, wie jetzt die Armenväter bestürmt werden gegen früher! Wo hörte man sonst von so vielen Einbrüchen und Anfällen, wo hatte früher der Wiener den Muth zu so häufigen Selbstmorden wie jetzt! Konnte es früher bei dem Wiener Volkscharakter vorkommen, daß Menschen hilflos auf offener Straße verschmachtet wären, wie es unlängst kurz hintereinander zwei Mal, und sogar in frequenten Vorstädten, ein Mal sogar in dem stark bevölkerten Mariahilf geschah?" — „Des Elends viel — sagt ein dritter Bericht — hat der heurige Winter in dem üppigen Wien erzeugt, noch nie waren die Spitäler so überfüllt, noch nie war die Sterblichkeit ohne Seuchen so groß gewesen." — „Das schaudervolle Elend der Fabriksarbeiter, namentlich im verflossenen Winter — heißt es in einem weiteren Berichte — ging in das Unglaubliche, und doch waren sie überglücklich, wenn sie nur nicht ihren Verdienst verloren; denn dann blieb ihnen nichts übrig, als zu verhungern oder zu stehlen. Es gab hier viele brodlose Menschen, welche fast ohne jede Bekleidung sowohl im Sommer als im Winter sich den Tag hindurch in den Unrathskanälen aufhielten und des Nachts, um etwas zu genießen, Einbrüche oder Raubanfälle begingen und sich dann im Prater oder in elenden Kneipen herumtrieben." — „Ich (erzählt der nachmalige Reichstagsdeputirte Violand) besuchte zur strengen Winterszeit einen bekannten Polizeikommissär in seinem Amte, und gewahrte daselbst im Vorzimmer vielleicht zwanzig solcher Troglodyten (Höhlenbewohner), welche eben zusammengefangen worden waren. Sie hatten blos ein zerlumptes Hemd und leinene Unterbeinkleider an dem von Schmutz und Unrath wie mit einer Kruste überzogenen Körper. Ueberall sah ihnen das Fleisch hervor, die Füße, um sie zu erwärmen, waren mit Fetzen umwickelt, und jede Kopfbedeckung fehlte ... Ich erfuhr von dem Polizeikommissär, daß in den Kanälen noch gar viele derart unglückliche Menschen stecken, von denen man gar nicht begreifen könne, wie sie ein solches Leben auszuhalten im Stande wären."

Die zunehmende Noth machte Wiens Vorstädte und nächste Umgebungen schon im Jahre 1847 zum Schauplatze zahlreicher Ruhestörungen und Exzesse. So kam es im Winter 1847 in Folge des Steigens der Brodpreise in Gumpendorf, Gaudenzdorf, Fünf- und Sechshaus zu einer Plünderung zahlreicher Bäckerläden; in Stockerau und Umgebung hatten im Frühjahre solche Plünderungen Schlägereien zur Folge, bei denen es heiß hergegangen sein mag, da theilweise sogar Todte am Platze blieben. Im Juni 1847, als das Brod in

*) Arbeitsscheue, der Hefe der armen Volksklasse in Wien angehörige Burschen, welche in den entlegenen Vorstädten und der nächsten Umgebung Wiens herumvagabundiren.


E. H. Stefan.

Folge der Fruchtpreise abermals um 7 Loth per Laib leichter wurde und das Pfund Rindfleisch auf 11 Kreuzer stieg, wurde dieser Aufschlag von der Polizei selbst „als ein Gradmesser der menschlichen Geduld erklärt.“ Verschiedene Projektenmacher (eine Oelkuchenbrodfabrikation, „der Zentner solchen Brodes zu 40 Kreuzer“, erfreute sich sogar der Unterstützung der Polizei) gaben sich vergeblich Mühe, der Lebensmittel-Theuerung abzuhelfen, und als beim Eintreten der besseren Jahreszeit der Nothstand sich nicht vermindern wollte, bekam sogar die Regierung Angst und Schrecken. Sie zwang den Magistrat, Erdarbeiten (Nothstandsbauten) vorzunehmen und Brodzetteln (Anweisungen auf Brodlaibe) auszutheilen. Nachdem dies auch nicht merklich gefruchtet, bekam Bürgermeister Czapka sogar Befehl, über den Armenzustand der Residenz dem Kaiser Bericht zu erstatten. Gleichzeitig wurde die Garnison von Wien verstärkt, der vermehrten nächtlichen Patrouillen und Streifungen wegen, und den Leitern der Polizei-Bezirke der Auftrag ertheilt, „sich von der Stimmung und den Absichten der Arbeiterbevölkerung, namentlich in der gegenwärtigen ernsten Zeit fortdauernd in genauester Kenntniß zu erhalten.“ Wie groß die Furcht der Regierung war, es werde im Sommer 1847 in Wien zu verzweigteren Arbeiterunruhen kommen, beweist folgende Thatsache:

Man gab sich Mühe, in allen Zeitungen des Auslandes durch bezahlte Korrespondenten versichern zu lassen, in Wien herrsche nicht die mindeste Noth, Handel und Geschäfte befänden sich in bestem Gange, man erzählte in diesen Korrespondenzen sogar von einem Berichte des Bürgermeisters an den Kaiser, durch den nachgewiesen worden sei, daß eine Noth in Wien eigentlich gar nicht existire, da alle Theater, Wirths-, Kaffeehäuser u. s. w. überfüllt seien, gleichzeitig aber ertheilte das Landes-General-Kommando an alle Truppenchefs der Wiener Garnison die Weisung, daß in jeder Kaserne eine Kompagnie mit zwei Offizieren zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung Tag und Nacht in steter Bereitschaft sein muß. Diese Mannschaft führte die bezeichnende Benennung: „Politische Reserve.“ Die strikteste Befolgung dieser Weisung des Landes-General-Kommandos wurde mit einer Strenge überwacht, welche es errathen ließ, daß man in den höheren Regionen jeden Augenblick auf das Schlimmste gefaßt war. So hatten sich an einem heißen Sonntags-Nachmittage im Monat Juli die beiden, zur politischen Reserve in der Salzgries-Kaserne kommandirten Offiziere in der Ueberzeugung, es werde der Tag ganz ruhig verlaufen, in ein, in der unmittelbaren Nähe der Kaserne befindliches Kaffeehaus begeben, um sich am Whisttische die Zeit zu vertreiben. Zufällig wurden gerade an diesem Nachmittage die Reserven in sämmtlichen Kasernen von einem dazu beorderten Generale inspizirt, der von der Abwesenheit der beiden Offiziere dem Landes-General-Kommando sofort Anzeige erstattete. Die zwei Offiziere liefen, einer dem Verfasser vorliegenden handschriftlichen Mittheilung zufolge, Gefahr — kassirt zu werden, denn, wurde erklärt, „die Folgen sind gar nicht zu ermessen, welche für die öffentliche Ordnung daraus hätten entstehen können, daß die Kompagnie ohne Kommando sich befand.“ Schließlich wurde es als „mildernd“ für das Verschulden der beiden Offiziere anerkannt, daß sie nicht in den Stand gesetzt wurden, die volle Wichtigkeit und Bedeutung der politischen Reserve „zu würdigen.“ Diese „Wichtigkeit“ und „Bedeutung“ zeigt uns die vormärzliche Regierung von einer ihrer kläglichsten Seiten.

Daß der große Nothstand in Wien auch seinen politischen Hintergrund habe, das ist übrigens viel früher als von der Regierung von den Mitgliedern des juridisch-politischen Lesevereines erkannt worden, wo es schon Monate vorher Gegenstand der Erörterung war, daß man auf Mittel sinnen müsse, durch eine Association oder „auf irgend eine andere Weise“ den unteren Volksklassen zu helfen. „Es wäre — heißt es in Aufschreibungen aus dem Monat Jänner 1847 — schön, wenn wir (im Lesevereine) dem Proletarial hilfreich beistehen könnten. Nicht blos der Armuth, auch dem politischen Fortschritte würde damit geholfen. Es würde neuerdings einer großen Menschenklasse der Beweis geliefert, daß die Regierung ohnmächtig sei, daß sie in ihrer Gedankenlosigkeit nicht die Fähigkeit besitze, den Weg zur Rettung des armen Mannes zu finden, und dem Lesevereine die Gelegenheit verschafft, auch die praktische Befähigung der freisinnigen und vom Zeitgeiste erfüllten Männer zu bethätigen, die sich unter seinen Mitgliedern befinden.“ — Wirklich wurde im Lesevereine über die Mittel, in Wien Arbeit und Erwerb für die Tausende von Nothleidenden zu schaffen, vielfach hin und herberathen. Der Verein als solcher kam aber nicht dazu, in dieser Beziehung werkthätig zu sein und aus der Wiener Nothlage politisches Kapital für sich herauszuschlagen. Es nahm dies jedoch eine kleine Gruppe von Männern auf sich, welche allerdings der Mehrzahl nach dem Lesevereine angehörten. Der bekannte Professor der Geschichte der Medizin an der Wiener Universität, Dr. Franz Romeo Seligmann, war nämlich auf die Idee gekommen, das Elend in Wien durch die Bereitung von Rumfort'scher Armensuppe zu lindern, und er machte einer Versammlung, in welcher (10. April 1847) Dr. Bach, Fabrikant Hornbostl, Baron Doblhoff, Freih. v. Feuchtersleben, Freih. v. Sommaruga jun. u. a. Männer erschienen waren, den Vorschlag, solche Suppe auch in Wien „regnen“ zu lassen. Die Versammlung ging auf den Vorschlag ein, und nachdem man sich mit dem Bürgermeister verständigt und von ihm die Beiordnung des Vize-Bürgermeisters Bergmüller und der Magistratsräthe Sögner und Krones erwirkt hatte, konstituirte man sich (11. Mai 1847) im großen Rathssaale des Magistrats als provisorisches Komité mit dem Baron Doblhoff als Vorsitzenden an der Spitze. Die von Dr. Bach entworfenen Statuten wurden mit geringen Abänderungen sogleich angenommen und bei der Regierung sofort um Bewilligung eines „allgemeinen Hilfsvereines“ eingeschritten. L. A. Frankl, dessen Mittheilungen „aus halbvergangener Zeit“ wir diese Daten entnehmen, erzählt weiter: „So schnell ist noch nichts von der österreichischen Regierung herabgelangt“, sagte ironisch der in Wien seines schlagenden Witzes wegen vielbekannte Advokat von Sonnleithner, als er zufällig vorübergehend einen Ziegeldecker vom Dache des Regierungsgebäudes herabstürzen sah. Diesmal wäre der Witz ungerecht gewesen, denn schon am 15. Mai wurde die Eingabe vom 13. erledigt. Die Regierung sagte in ihrer bekannten, den deutschen Styl regelmäßig verleumdenden Weise, „sie findet bei der durch

die Persönlichkeit der Herren Proponenten aufliegenden Bürgschaft für das Gedeihen des Vereines denselben zu bewilligen." Eine Köchin, sechs Mägde, ein Maschinenleiter und ein Rechnungsführer wurden nun angestellt; Dr. Bach entwarf die Instruktion für alle diese. Hier konnte man die ersten bescheidenen Versuche seines Organisirungs- und Verwaltungstalentes beobachten; der spätere Justizminister wurde vorerst der Gesetzgeber eines „allgemeinen Hilfsvereines." Er entwarf die Geschäftsordnung und übernahm die sehr mühevolle Arbeit eines Kanzlei-Direktors. Mittlerweile wurde die von Stubenrauch entworfene Aufforderung zum unterstützenden Beitritte veröffentlicht — ohne Censurbewilligung! Dieses Verbrechen wurde dadurch verübt, weil man die Aufforderung unverweilt rasch in's Publikum bringen wollte und die einzuholende Druckbewilligung der Polizeihofstelle eine Verzögerung herbeigeführt hätte. Man beschloß den Aufruf mit chemischer Tinte schreiben zu lassen, da es doch auch jedem Handlungshause unverwehrt war, seine Rundschreiben durch chemische Mittel zu vervielfältigen. Wenige dieser Aufrufe waren ausgegeben und schon kam eine Note der „löblichen" k. k. Polizei-Ober-Direktion im Auftrage der „hochlöblichen" Polizei- und Censurhofstelle an das Komité, die Druckbewilligung des Aufrufes vorzuweisen. Der Lithograf durfte, wie natürlich, nicht preisgegeben werden. Graf Breda übernahm es, den Präsidenten der obersten Polizeibehörde, Grafen Sedlnitzky, persönlich in der Angelegenheit zu sprechen. Sedlnitzky verlangte hartnäckig den Namen des Lithografen. Breda schwieg



Die ersten politischen Abzeichen werden ausgetheilt. (Ball beim Stadtbaumeister ***, 4. März 1848.)

ebenso standhaft; da sagte Sedlnitzky: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Sache fallen lasse und den Lithografen nicht zur Verantwortung ziehe, aber seinen Namen muß ich wissen.“ Breda erwiederte: „Ich habe Ihr Ehrenwort. Es ist der Lithograf Hermann Engel.“ Auch dieses Beispiel zeigt, wie der Polizeipräsident, staatsmännisch immer das große Ganze in's Auge fassend, sich seiner Aufgabe bewußt war. Der Magistrat, durch seine Zuziehung freundlicher gestimmt, forderte im amtlichen Wege sämmtliche Innungs- und Gemeindevorstände auf, den Aufruf in ihren Kreisen zu verbreiten und Beiträge zu sammeln. Zugleich wies er ein Lokal für die Küche im freiwilligen Arbeitshause auf dem Michelbeuern'schen Grunde an, es führte den seltsamen Namen: „Zum blauen Herrgott“, keinesfalls gestattete dieser aber den arbeitenden Armen, den Montag „blau zu machen.“ Die Zuvorkommenheit des Magistrates sollte später sich noch in das Gegentheil umwandeln. Schon am 20. Mai wurde zum ersten Male Suppe gekocht. (Siehe die Illustration Seite 19.) Die Suppe schmeckte gut und war nahrhaft, nur hielt es das Komité für seine Pflicht, um nicht den Ruhm seiner Kochkunst zu schmälern, den Minister Grafen Kolowrat, der die Anstalt an einem Freitage besuchen wollte, vor diesem Tage zu warnen, weil die Klerisei verboten hatte, die ohnehin wenigen Pfunde Fleisch in den Ozean von Wasser zu thun, den dann die Mägde täglich ausschöpften. Die Aufforderung an das Publikum hatte lebhaften Erfolg, Geld und Viktualien strömten zu, der bürgerliche Handelsstand stellte einen Dampf-Kochapparat zur Verfügung. Die Statuten waren bewilligt, der Erzherzog Franz Karl nahm das Protektorat an, der blaue Herrgott ließ im Geiste des Gründers des Vereines „Suppe regnen“ und man schritt zur ersten Generalversammlung. Der künftige Minister des Innern, Doblhoff-Dier, setzte es gegen den Zukunfts-Justizminister Bach durch, daß die konstituirende zugleich die Wahlversammlung war. Einhundert dreizehn Personen, darunter — für damals das erste Beispiel — auch sechs Damen, versammelten sich am 17. Juli im Musikvereinssaale. Die Versammlung wählte 60 Ausschüsse, darunter neben den bereits genannten Männern unter Anderen die Herren Bürgermeister Czapka, Dr. Kaspar Seiller, Dr. Anton Ritter v. Schmerling, Professor Hye, Josef Hurtz, der im J. 1860 so entsetzlich erschlagen wurde, 2c. — Professor Tomaschek erhob sich gegen das etwas aristokratische Wesen des Komités rücksichtlich dessen Statutenoktroyirung und zog einen großen Theil der Anwesenden zu seiner Meinung hinüber, daß den Mitgliedern die Statuten zuerst als gedruckter Entwurf mitzutheilen wären, um sodann, bereits unterrichtet, bei der Vollberathung erscheinen, sie besprechen und annehmen zu können. Die Ungelenkigkeit, eine Debatte zu führen, sowie die Heftigkeit des präsidirenden Grafen Colloredo-Mannsfeld waren wenig geeignet, die Forderung Tomascheks und nun auch der ganzen Versammlung zu beseitigen. Die Bemerkung eines Herrn Lebidart: „Ich glaube die Statuten, wie sie vorliegen, annehmen zu sollen, weil die hohe k. k. Landesregierung, welcher bekanntlich die besten Kräfte zu Gebote stehen, und die stets mit der größten Umsicht in jeder Beziehung vorgeht, sie sanktionirt hat,“ erregte Zischen und schallendes Gelächter als Lohn für den naiven Lobredner der Regierung.

Man erschrak und freute sich doch über diese Demonstration, für welche Niemand verantwortlich gemacht werden konnte. Bedeutungsvoll bei dieser Versammlung war der zum ersten Male öffentlich gethane Ausspruch, daß die Residenz nun auch beginne, ein zeitweiliges, nach der Bezeichnung Bachs „flottirendes“ Arbeiter-Proletariat zu haben. Nach seiner Ansicht sollten die stabilen Armen der Obsorge der Gemeinde überlassen bleiben, jene aber Anspruch auf die Unterstützung des Vereines haben. Eine Stelle in dem vom Sekretär gehaltenen Vortrage lautete: „Es hat sich uns allen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Umwandlung, welche in neuerer Zeit in unseren gesammten gesellschaftlichen Zuständen vor sich gegangen ist, auch das Armenwesen einer neuen Phase zugeführt habe, welche die Anwendung neuer, bisher nicht als nothwendig erkannter Aushilfsmittel erheischt.“ Wie unbedeutend diese Aeußerung auch jetzt erscheint, damals war sie gewagt und kühn. Man sah sich zufrieden lächelnd an und dachte still: Wir sind doch sehr liberal und hätten solche Reden uns vor wenigen Jahren nicht erlauben dürfen. Die Stelle: „Möglichste Publizität, das beste aller Kontrolsmittel, soll in allen Vereinsangelegenheiten herrschen,“ riß die Versammlung zu den lebhaftesten Beifallsbezeigungen hin. Um zwölf Uhr täglich fand beim blauen Herrgott die Suppenaustheilung statt. Der Arme mußte ein rein gescheuertes Geschirr mitbringen und erhielt für ebensoviele Kreuzer oder hellgrüne Freikarten Suppenportionen. Die Karten konnten bei der Direktion gekauft werden, und man sah nicht selten Herren oder Damen, die einem Armen auf der Straße statt Almosen eine solche Anweisung auf Suppe hinreichten. Es erschienen täglich an 3000 Arme, selbst aus entfernteren Ortschaften. Der Verein begnügte sich aber nicht damit, Suppe für die Armen zu kochen. Der Fabriksherr Ignaz Lieben brachte eine Rentenanstalt und die Begründung von Arbeiterprämien in Anregung. Endlich sollte vom Vereine für Zuweisung von Arbeit gesorgt, Wien zu besserer Uebersicht in 9 Armenbezirke getheilt und eine Armenstatistik vorbereitet werden. Dieses Streben nach einer menschenfreundlichen Wirkung in immer weiteren Kreisen erschien aber dem Magistrate als ein Eingriff in seine Rechte und Amtsthätigkeit. Es entstand eine Spannung zwischen dem Vereins- und Magistratsvorstande, die für die Armen verderblich zu werden drohte. Armenväter, die sich beim Vereine betheiligten, wurden vom Magistrate abgesetzt. Der Verein wollte autonom sein, der Magistrat wollte ihn, wenn nicht zu einem ihm untergeordneten Armenväterinstitute umbilden, doch auch nicht zu einem, dem Vereine dienenden Organe sich herabsetzen. Es war eine Demonstration, als in der zur Direktorenwahl anberaumten Sitzung, die nicht mehr beim Magistrate, sondern im Lokale des Gewerbevereines stattfand, weder der anwesende Bürgermeister, noch einer seiner Räthe gewählt wurden, während die meisten Stimmen dem Bäckermeister Wimmer, Herrn Paul Lechner und Leopold von Wertheimstein zufielen! In all diesem, angesichts des machtsüchtigen Magistratsvorstandes, gehörte damals eine moralische Kraft, man war so sehr gewohnt, regiert zu werden, daß der Schein einer Selbstständigkeit selbst diejenigen erschreckte, die sie eben äußerten. Es wurden bald darauf Stadt, Vorstädte und die nächsten Umgebungen in dreißig Bezirke nach Pfarreien eingetheilt,



Löhner.

in denen Suppe aus der Zentralanstalt auf kleinen Wägelchen gebracht, ausgeschöpft, Holz und auf Dampfweg erzeugtes Brod, das der Bäckermeister Herr Wimmer um zehn Perzent billiger lieferte, ausgetheilt werden sollte. Ueber die Machtvollkommenheit der Bezirksdirektoren gab es eine lebhafte Debatte: Herr Dr. Hock wollte, daß ihnen in ihren Bezirken ein d e z i s i v e s (entscheidendes) Votum eingeräumt werde. Gegen ihn sprach Herr Dr. Bach, der, eifersüchtig auf die Zentralgewalt, ihnen nur ein b e r a t h e n d e s zuerkannt wissen wollte. Als eine große Majorität seine Ansicht nicht theilte, gab er sie als ein votum separatum zu Protokoll. Episodisch sei es hier eingeschaltet, daß Dr. Hammerschmidt vorschlug, Pferdefleisch zur Suppe zu verwenden, was der Verein, da dergleichen damals in Wien, bis es der Thierfreund Castelli einführte, noch nicht benützt wurde, nicht annahm. Einen Gegensatz zu diesem materiellen Mittel, den Armen zu helfen bot wohl der duftige Antrag des Apothekers Herrn Alois Feder: von den Armen die sonst vom Winde davongetragenen Linden- und Akazienblüten im Stadtgraben und auf den Glacien sammeln zu lassen, die er dann ankaufen wollte. Mit dem Ende des Jahres 1847 waren folgende Bezirke, nicht ohne den Widerstand manchen Pfarrers, manchen Grundrichters organisirt: Landstraße, Rennweg, Erdberg, Weißgärder, Leopoldstadt, Brigittenau, Lichtenthal, St. Ulrich, Matzleinsdorf, Wieden, Alservorstadt, Währing, Hernals, Ottakring, Sechshaus, Reindorf, Rustendorf. Während die Polizei sich für Neulerchenfeld eindringlich verwendete und den Nothstand als „bedenklich“ schilderte, geschah es, daß die naheliegende Josefstadt ein Lokale verweigerte und der Verein ein solches mit nicht unbedeutenden Kosten miethen mußte. Mit dem Ende des Jahres, nach einer nicht volle sechs Monate währenden Thätigkeit konnte der Verein ein glückliches Resultat mittheilen, indem er, die Jahresbeiträge eingerechnet, schon über 28,480 fl. 59 kr. verfügen konnte und bis dahin 264,083 Portionen Suppe nebst Holz und Brod vertheilt hatte.“

Aber nicht blos der erwerbslose, am Hungertuche nagende Arbeiter, auch sein günstiger gestellter Standesgenosse hatte volle Ursache mit den bestehenden Einrichtungen unzufrieden zu sein. Wie der Gutsherr seinen Bauern, so war auch der Handels- und Fabriksherr seinen Gehilfen und Arbeitern gegenüber durch die Gesetzgebung privilegirt, und wie der Bauer von der Aufhebung von Robot und Zehent, so konnte der Arbeiter nur von der Aufhebung der durch Zunftordnungen und Gewerbsgesetze eingeführten Beschränkungen der Handels- und Gewerbefreiheit eine Verbesserung seiner unfreien Lage erwarten.

Der Arbeiter auf geistigem Felde befand sich in dieser Hinsicht mit dem gewerblichen und industriellen Arbeiter in der ganz gleichen Lage. Auch ihm machte es das herrschende System unmöglich, sich eine gesicherte Existenz erringen zu können. Des Schriftstellers Wirken und Schaffen scheiterte an dem ihn vollständig lähmenden Zensurdruck. Ihm war es nicht zu verargen, wenn er schließlich alle seine Hoffnungen auf einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse setzte. Ein noch weit gefährlicheres, revolutionäres Element erzog sich die Regierung in jenen zahlreichen Juristen, die sich, um nicht in einem Staatsamte verkümmern zu müssen, der Advokatenpraxis zuwandten. Der vormärzliche Advokaturs-Konzipient in der westlichen Reichshälfte befand sich nämlich in einer noch viel traurigeren Lage wie sein nachmärzlicher Standesgenosse. Es gab im Vormärz nicht blos weniger Advokatenstellen wie heute, dieselben wurden daher nicht blos viel spärlicher verliehen, sondern es durfte sich auch nur derjenige der Hoffnung hingeben, eine solche Stelle zu erlangen, welcher der ausreichendsten Protektion, der einflußreichsten Fürsprache sich erfreute. Wer dieser Protektion, dieser Fürsprache nicht theilhaftig war, der hatte fast keine Aussicht, aus der armseligen Stellung eines zum Hungerleiden verurtheilten Konzipienten jemals herauszukommen. Die trostlose Lage dieser gebildeten Proletarier wurde in einem Artikel der „Gränzboten“ (Jahrgang 1847) mit beißendem Sarkasmus geschildert. „Der (Wiener) Advokatenstand wurde,“ wie wir diesem Artikel entnehmen, „vor beiläufig einem Jahre (1846) von Seiten der Behörden aufgefordert, Mittel zur Abhilfe der Mißbräuche und zur Hebung des Standes selbst vorzuschlagen. Der Bericht wurde erstattet und — ruht. Der Inhalt desselben läßt sich errathen. Die Wiener Advokaten sind der Ansicht, daß eine Beseitigung der Winkelschreiberei und eine Sicherung ihrer monopolistischen Stellung am zweckmäßigsten durch eine strenge Kontrole der Personen — freilich nur eine papierne — erhalten werde. So führten sie in neuester Zeit eine förmliche Konskription über alle in ihren Diensten befindlichen Konzipisten (meist Drs. juris), Schreiber und Kanzleidiener ein, und so oft sich eine Personaländerung in einer Advokatenkanzlei ergibt, ist die Anzeige an die Zunft (hier Gremium genannt) zu erstatten, gerade so, wie der neueintretende Dienstbote sich bei der Polizeibehörde behufs der Vormerkung im Dienstboten-Protokolle zu melden hat....“

Dieses spätere Suchen nach Mitteln, um den in der Achtung des Publikums gesunkenen Advokatenstand zu heben, beweist am besten, daß die Wiener-, wie die gesammte österreichische Advokatie in der vormärzlichen Zeit im Zustande des Verfalles sich befand. Während in England, in den nordamerikanischen Freistaaten, in Frankreich, Belgien, Schweden, Dänemark die Advokatie eine bedeutende Stellung im öffentlichen Leben sich errungen hatte und durch ihre Wirksamkeit in alle öffentlichen Verhältnisse tief eingriff, spielte sie in Oesterreich eine höchst unbedeutende, wenig ehrenvolle Rolle. Es ist eine Thatsache, daß die Mehrzahl der älteren Wiener Advokaten in den vierziger Jahren weder durch gediegene Fachkenntnisse, noch durch wissenschaftliche Bildung hervorragte und kaum einen höheren Ehrgeiz kannte als den, aus ihrer Praxis ein möglichst großes Einkommen herauszuschlagen. Es lag auch ganz im Interesse der Regierung, unter den Advokaten ein höheres Streben gar nicht aufkommen zu lassen, und für die Mißachtung, welche die Advokaten deshalb im Publikum genossen, entschädigte sie dieselben dadurch, daß sie deren Anzahl so wenig wie möglich vermehrte und diese Wenigen hiedurch in Stand setzte, sich ohne viele Mühe Reichthümer zu erwerben. Die (geheime) Schriftlichkeit des gerichtlichen Verfahrens machte es übrigens auch den talentvolleren Advokaten nicht möglich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und auch diese begabteren, ehrenhafteren Männer waren in ihrer ganzen Praxis von der Regierung so abhängig, daß ihnen gleichfalls nichts anderes übrig blieb, als

mit dem Strome zu schwimmen und auf die Ausbeutung des Publikums sich zu verlegen. Während die im Besitze ihres Monopols befindlichen Advokaten sich bereicherten, mußten die für dieselben arbeitenden Konzipienten am Hungertuche nagen. Solche Kontraste gab es im vormärzlichen Oesterreich noch viele. Wir finden überhaupt, daß alle Jene, die in ihrer Lebensstellung nicht durch die Gesetzgebung bevorrechtigt, privilegirt waren oder als Gegner des Regierungssystems in den Staatsdienst nicht eintreten wollten, dazu verurtheilt waren, Hunger leiden zu müssen. Es wimmelte in den vierziger Jahren in Wien von Pädagogen, welche die Schulgesetze daran hinderten, sich durch Privatunterricht ihre Existenz zu sichern, von jungen Privatgelehrten, die der freien Richtung wegen, welche sie verfolgten, bei keiner inländischen Universität ankommen konnten, mit einem Worte, von solchen jungen Männern, die durch Streben, Bildung, Gesinnung sich mit der Regierung im vollsten Widerspruche befanden, und für welche diese Regierung das einzige Hinderniß zur Erkämpfung einer erträglichen und ehrenvollen Lebensstellung war.

Dieses so zahlreiche gebildete Proletariat im vormärzlichen Oesterreich wurde noch durch verschiedene andere Elemente vermehrt und verstärkt. Eines dieser Elemente waren die namentlich in Wien zu Tausenden angestellten „kleinen Beamten.“ Wir haben bereits erwähnt, daß die liberalen Ideen in der Bureaucratie, deren Spitzen blos gleich den Rattenkönigen im Käselaibe umwirthschaften konnten, gleichfalls ihre Vertreter gefunden hatten. Von den hohen und höheren Staatsbeamten, die, wie Pillersdorf, die Sommaruga's, Pratobevera u. A. aus politischer Ueberzeugung und Vaterlandsliebe einen Systemwechsel herbeiwünschten, ganz abgesehen, war aber für die Armee von „kleinen Beamten“ schon der Umstand, daß sie von ihren kärglichen Gehalten nicht leben konnten, hinlängliche Veranlassung, Veränderungen in den staatlichen Einrichtungen herbeizuwünschen. In der That spielte in der Wiener Revolution des Jahres 1848 eine große Anzahl von Subalternbeamten eine hervorragende Rolle und zwar fast ohne Ausnahme auf Seite der demokratischen Partei, die namentlich unter den besonders schlecht besoldeten Hofbuchhaltungs- und Postbeamten sehr energische Anhänger gefunden hatte.

Einen nicht minder ansehnlichen, ja vielleicht den verhältnißmäßig stärksten Bruchtheil des gebildeten Proletariats lieferten endlich die Juden. Dieselben schmachteten im vormärzlichen Oesterreich in einem Zustande der drückendsten Rechtslosigkeit, der unerträglichsten Knechtung, der grausamsten Mißhandlung. Die Behandlung, welcher sie unterzogen waren, war in den verschiedenen Ländern des Reiches eine verschiedene. Sie war am barbarischesten, unmenschlichsten in Böhmen und Mähren, aber auch in den andern Ländern ließ sie an Härte und Lieblosigkeit nichts zu wünschen übrig. In Böhmen und Mähren war die Zahl der Judenfamilien, die dort ansäßig sein durften, mit 14.000 festgesetzt worden. Um eine Vermehrung der jüdischen Bevölkerung dort hintanzuhalten, durfte immer nur ein Sohn heiraten und der zweite Sohn oder der Enkel erst dann, wenn er von der Regierung die Bewilligung erhielt, in eine durch das Aussterben der Männer erledigte Judenfamilie einzurücken.

In Niederösterreich, in Wien, wurde gleichfalls einer Vermehrung der Juden mit aller Strenge entgegenzuwirken gesucht. Blos die ansäßigen, tolerirten Juden hatten in Wien das Recht zur Ausübung von Gewerben, Industrien, Manufacturen, freien Künsten. Die fremden, auswärtigen Juden durften sich in Wien blos drei Tage unentgeltlich aufhalten und mit Einkauf und Verkauf solcher Waaren, die jeder auswärtige Handelsmann zu verkaufen berechtigt war, sich beschäftigen. Wollten sie länger als drei Tage verbleiben, so mußten sie sich beim „Judenamte“ melden und dort alle vierzehn Tage einen Leibzoll entrichten, der für Banquiers mit vier Gulden, für gemeine jüdische Erdensöhne mit zwei Gulden festgesetzt worden war. Den österreichischen Juden war es bis zu den Märztagen des Jahres 1848 nicht gelungen, sich von dieser infamirenden Abgabe zu befreien. Einzig und allein den französischen Juden, die nach Wien kamen, wurde seit den dreißiger Jahren die Entrichtung dieses Leibzolles nachgesehen. Der französische Gesandte hatte sich nämlich zu der Erklärung veranlaßt gesehen, daß Frankreich sonst gezwungen sein würde, Repressalien zu brauchen, und da „die französische Konstitution keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen anerkenne, so bliebe wohl nichts übrig, als diese Repressalien auf alle nach Paris kommenden Oesterreicher auszudehnen.“ Aber auch in andere Konflikte wurde die Regierung durch die Einhebung dieses Leibzolls hineingezogen. So erklärte ihr Meyerbeer, er verzichte lieber darauf, jemals nach Wien zu kommen, als daß er sich dem erwähnten Paria-Zoll unterziehen würde. Der Regierung blieb in ihrer Verlegenheit, die Erklärung wurde nämlich dem großen Publikum bekannt, nichts übrig, als Meyerbeer sagen zu lassen, daß er versichert sein dürfe, von der Wiener Polizei nicht als „Jude“, sondern als „Kavalier“ behandelt zu werden.

In anderen Ländern des Reiches, in Steiermark, Tirol, Kärnten, Krain wurden die Juden gar nicht geduldet, und in anderen Ländern gab es wieder Städte, die besondere Privilegien besaßen, entweder keine Juden, oder nur eine einzige Judenfamilie innerhalb ihrer Mauern dulden zu müssen, oder die ansäßigen Juden auf eine Gasse oder ein Viertel (das Judenviertel) beschränken zu können. Aber nicht blos die Freizügigkeit der Juden war beschränkt, es war ihnen auch im ganzen Kaiserstaate das Recht des Grundbesitzes entzogen, und sie waren durch das Gesetz oder durch die Praxis vom gesammten Staatsdienste ausgeschlossen, von der Verwaltung sowohl als vom Richteramte, ferner von der Advokatur, vom Lehramte an allen Schulen (von der Volksschule an bis inclusive zu der Universität), von allen höheren Stellen im Militärdienste, nicht minder schließlich von allen politischen Funktionen, von allen Ehrenämtern. Es würde uns zu weit führen, alle die beschämenden, ehrenkränkenden gesetzlichen Bestimmungen anzuführen, durch welche der Jude auf jedem Schritt und Tritt daran erinnert wurde, daß er, obgleich denselben Verpflichtungen und Leistungen wie die übrigen Staatsangehörigen unterworfen, doch eher ein Höriger als ein Angehöriger des Staates sei.

Durch diese Behandlung hatte sich die Regierung in den Juden ein für die bestehende Ordnung des Staatswesens besonders gefährliches Element herangezogen, und die Juden haben thatsächlich auch auf die Wiener-, wie auf die gesammte österreichische Revolution einen wesentlichen Einfluß genom-

men. Die Juden befanden sich ja in der Lage politischer Proletarier, die bei einem Umsturze auf alle Fälle nur gewinnen konnten, denn eine Verschlimmerung in ihrem Rechtszustande herbeizuführen, das wäre wohl nicht im Bereiche der Möglichkeit gelegen gewesen.

Wir sind im Schildern der Gliederung der Gesellschaft im vormärzlichen Oesterreich, seiner wirthschaftlichen Zustände, der materiellen Noth, in welcher die arbeitenden Klassen sich befanden, der Monopole und Privilegien, die ihrem Wohlergehen hindernd im Wege standen, im Schildern der sozialen Widersprüche, die das „System" geschaffen, ausführlicher gewesen, als es auf den ersten Blick nothwendig erscheinen mag. Diese Zustände, diese Verhältnisse sind aber für die Revolution in Oesterreich von größter Bedeutung geworden. Denn es ist ganz natürlich, daß die Bevölkerung, welche sich, von den wenigen Privilegirten abgesehen, in ihren Arbeits- und Erwerbsinteressen benachtheiligt fühlte, schon aus diesem Grunde ihren Blick auf die Staatsgewalt richtete und von derselben Abhilfe erwartete. Die Bevölkerung hätte sonst den Staat nicht für berufen halten können, das Beste aller seiner Angehörigen zu realisiren. Und so trug die mit der Idee des Rechtes im Widerspruche befindliche Ordnung der Gesellschaft im vormärzlichen Oesterreich wesentlich zur Auflösung des alten Staates bei, und so waren es nicht allein politische, sondern auch soziale Ursachen, die den Umsturz des „Systems" zur Wirkung haben mußten. In den deutschen und slavischen Ländern des Reiches wenigstens würden die Stürme der Revolution das vorhandene Bestehende minder verheert und erschüttert haben, wenn nicht in dem Augenblick, wo die politischen Verhältnisse ins Schwanken geriethen, auch der soziale Kampf zwischen den abhängigen niedergetretenen Klassen der Gesellschaft und der privilegirten Klasse losgebrochen wäre. Indem das alte Oesterreich es sich zur Aufgabe machte, die längst verwitterte Herrschaft des Privilegiums zu schützen und aufrecht zu erhalten, arbeitete es an seinem eigenen Untergang.

## 15.

Gefährlicher noch als die Opposition der Ständeversammlungen, und nicht minder gefährlich als die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen wurde der Regierung der immer mehr unzweideutige, heftige und entschiedene Widerstand, auf den sie seit der Mitte der vierziger Jahre bei dem wohlhabenden Theile des Bürgerthums und bei der gebildeten Klasse, der Intelligenz der Residenzstadt, stieß. Auf die bürgerlichen und gebildeten Kreise, deren Vaterlandsliebe, Treue gegen die Dynastie nicht bezweifelt werden konnte, hatten die schweren moralischen Niederlagen, welche die österreichische Politik seit dem Jahre 1846 in Polen, in der Schweiz, in Italien sich zuzog, ebenfalls tiefen Eindruck gemacht.

Unter diesem Eindrucke war im Geiste der Wiener Bevölkerung eine auffällige Veränderung vor sich gegangen: die Politik fing nun an in den weitesten Kreisen den Gesprächsstoff zu bilden. In Wiener Berichten aus dieser Zeit heißt es: „Die Politik ist hier in bürgerlichen Kreisen plötzlich Mode geworden und wird sich nun erhalten wie die Pantalons, die Glacéehandschuhe und die Seidenhüte. Das Gespräch über Strauß, Oper und Theater ist durch die allgemeine und lebhafte Theilnahme an den italienischen Vorgängen verdrängt. Staatsphilosophen und Diplomaten sind aus dem für diese exotischen Pflanzen bisher unfruchtbaren Boden über Nacht wie die Pilze aufgeschossen. Man muß nicht glauben, daß das hohe Gefühl der Berechtigung, je nach Kraft und Kapazität mit einzugreifen in die Räder der Staatsmaschine, die Wiener plötzlich aus ihrem Schlummer geweckt, sondern die Politik ist Mode, weil sie einen religiösen Charakter und ein romantisches Gewand hat. Der Papst, der Unfehlbare, steht an der Spitze großartiger Reformen, so müssen diese gewiß nothwendig und heilsam sein, man darf sich ihnen daher blindlings anschließen, ohne im geringsten das Heil der Seele zu gefährden; das ist allgemeine Ansicht geworden. Die Schulbildung regt hier nicht an zum tiefen Denken und zur zersetzenden Analyse des Bestehenden, unsere „vorgeschriebene" (in den Schulen eingeführte) Weltgeschichte schwellt nicht die Herzen, schafft keine Heroen und nach Selbstständigkeit ringende Potenzen. Wir haben keine Idee von Ideen, hier muß irgend ein handgreiflicher Gott vorangehen, und dann folgt man blindlings und ohne Bedenken. Dieser Gott ist gefunden, es ist der römische Gott, der auf Erden eine Tiara trägt." Aus anderen Berichten ist zu entnehmen, daß im Laufe des Jahres 1847 die Aufregung in Wien über die politischen Ereignisse, namentlich in Italien, theilweise eine sehr heftige war und große Demonstrationen herbeizuführen drohte. Der Papst, als er die Räumung Ferraras von dem österreichischen Kabinete forderte, hatte, wie wir erfahren, die Sympathien der Wiener für sich, die überhaupt für die Italiener eingenommen waren, so heftig diese auch „Tod den Deutschen!" schrieen. „Man fühlt in Wien — meldet ein Bericht — wohl, daß dieses Geschrei nur unserm verknöcherten System und nicht unseren Personen gelte, und dieses System haben wir eben auch keine große Lust hoch leben zu lassen." — „Als vor einigen Tagen der päpstliche Nuntius in der kaiserlichen Burg auffuhr, um dem Kaiser, der von Schönbrunn zur Audienz hereinkam, eine Note des Papstes in die eigene Hand zu geben und zu den Ohren des Herrschers die Wünsche des Oberpriesters der Christenheit auszusprechen, las man auf den Gesichtern der herbeiströmenden Wiener das Bedürfniß, durch laute Rufe die Sympathien mit den erhabenen Thaten Sr. Heiligkeit auszudrücken. Wenn die heißen Gefühle nicht zum Ausbruche kamen, hat man es nur der fast kindlichen Liebe des Wieners zu dem guten Kaiser zu danken."

Die gebildeten Kreise in Wien verfolgten die Gestaltung der politischen Verhältnisse in Europa mit solcher Aufmerksamkeit und Spannung, daß ihnen die Lust verging, sich mit Theater und Musik ernstlicher zu beschäftigen. Das Auftreten der Jenny Lind im Fasching 1847 erregte allerdings den größten Enthusiasmus, als aber einige Ueberschwengliche mit dem Vorschlag hervortraten, in einer eigenen Adresse der gefeierten Sängerin zu huldigen, da stießen sie sofort auf den lebhaftesten Widerspruch. Nicht blos die Wortführer der Opposition, ein Doblhoff, Bauernfeld, auch

zahlreiche andere weniger bekannte Persönlichkeiten lehnten es entschieden ab, dieser Adresse mit ihren Unterschriften beizutreten, und der Gesinnung, in welcher diese Weigerung geschah, verlieh der eben in Wien anwesende Dichter Anastasius Grün Ausdruck, indem er es öffentlich aussprach: „Es müßten in Oesterreich bereits ganz andere Adressen erlassen worden sein, um eine solche Adresse sich gleichfalls gefallen lassen zu können.“ — In diesem Zeitpunkte begann sich auch im Wiener Leben und Treiben ein Element bemerkbar zu machen, dessen ernste Seite damals noch nicht gewürdigt werden konnte. Zwischen den in Wien befindlichen Nationalitäten kam es plötzlich zu Konflikten, Streitigkeiten, Gehässigkeiten, welche vorderhand freilich noch eines politischen Charakters vollständig entbehrten, darum aber nicht minder besorgnißerregend waren. Es liegen uns Aufschreibungen vor, aus denen zu ersehen ist, daß namentlich in der Wiener Studentenschaft schon in der Mitte der vierziger Jahre sich die einzelnen Nationalitäten schroff absonderten, und daß zwischen den deutschen und czechischen Studenten es fortwährende Händel gab. Im März 1847 fand im Josefstädter Theater zwischen Deutschen und Böhmen ein Tumult statt, an dem sich das große Publikum betheiligte und dessen Bewältigung der Polizei einige Anstrengungen kostete. Auf diesem Theater wurde nämlich eine Posse aufgeführt, in welcher die Böhmen in ordinärer und geradezu herausfordernder Weise lächerlich gemacht und herabgewürdiget wurden. Das Stück fand Beifall zur gerechten Entrüstung der vielen in Wien lebenden Böhmen, die endlich alle Gallerien des Theaters füllten, die Vorstellung mit Zischen, Pfeifen und Schreien unterbrachen und nur unter der Bedingung fortspielen ließen, daß alle Anzüglichkeiten auf die böhmische Nationalität wegbleiben. Einige der Tumultuanten wurden von „Vertrauten“ festgenommen, auf die Wachstube gebracht, und auf der Straße, wo die Polizisten die Verhafteten unter



Szene in der Gloggnitzer Eisenbahn-Maschinenfabrik (11. März 1848).

dem Zusammenströmen einer großen Volksmenge vor sich hertrieben, setzte sich nun der Theaterskandal fort. — Solche Stimmungen, solche Vorfälle machen es erklärlich, daß es nun in Wien eine erhebliche Anzahl von Männern gab, die trotz der aufmerksamen Polizei keinen Anstand nahmen, ihre politische Meinung zu äußern. Was man früher nur im Kreise bekannter Personen zu flüstern wagte, daß das System der Regierung für den Staat von Unheil sei, das sprach man nun in weiten Kreisen offen und unumwunden aus. In diesem Punkte herrschte in allen Schichten der Wiener Gesellschaft eine volle Uebereinstimmung der Ansichten und Meinungen, und der galt für keinen Mann von Kopf und Herz, von dem man voraussetzte, daß er dieser Ueberzeugung sich verschließe. Die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Regierungssystems bildete gleichsam den ersten Glaubensartikel aller Gebildeten; der zweite Artikel ihres Bekenntnisses war aber jedenfalls noch mehr geeignet, die Regierenden besorgt zu machen. Wir finden nämlich, wie in den ständischen Versammlungen, so auch in den Reihen des Bürgerthums, unter den Männern der Wissenschaft, ja selbst in den Kreisen des niederen und hohen Beamtenthums eine große Anzahl kaiserlich-gesinnter, wahrhaft konservativer Männer, die nun den Umsturz der Regierung anstrebten, dabei von der Ansicht ausgehend, diese Regierung und die völkerfreundlichen Absichten des Kaisers Ferdinand befänden sich im vollsten Widerspruche, man befreie den Kaiser, wenn man ihn aus der Gefangenschaft seiner Rathgeber erlöse, die sich eine Macht anmaßen, welche nur ihm, dem Kaiser allein, zugestanden werden könne. Bei solchen Gesinnungen, deren Aufrichtigkeit man den vollsten Glauben schenken kann, läßt es sich begreifen, daß in den konservativsten Kreisen selbst Männer von Verdienst nicht davor geschützt waren, mit Haß verfolgt zu werden, wenn man ihnen vorwerfen konnte, daß sie zu den Stützen des „fluchwürdigen" Systems, zu den „Kreaturen der Staatskonferenz gehören." Ist es doch notorisch, daß der Bürgermeister Czapka*), ein Mann, der sich um die städtischen Einrichtungen, um die Verschönerung Wiens die dankenswerthesten Verdienste erworben, dessen reger, von Vorurtheilen und Zopfhaftigkeit freier Geist selbst von den oppositionellsten Schriftstellern des jungen Oesterreich gewürdigt worden war, am meisten von der wohlhabenden Klasse des Bürgerthums und eigentlich blos darum gehaßt und gemieden wurde, weil man von ihm wußte, daß das „System" an ihm einen seiner treuesten Diener besitze, und daß er sich, noch mehr als den Bürgern Wiens, den Männern der Staatskonferenz dankbar verpflichtet fühle, deren Vertrauen ihm die Bahn zu dem Bürgermeisterstuhle eröffnet hatte. Als Czapka im Jahre 1838 Bürgermeister geworden, schien er die öffentlichen Zustände Wiens mit großer Unbefangenheit beurtheilt zu haben. Wir haben schon weiter oben (Seite 21) erwähnt, daß er damals den Antrag auf Einsetzung eines Bürgerausschusses stellte, ein Schritt, der unter den damaligen Verhältnissen alle Anerkennung verdient. Czapka setzte sich durch diesen Antrag dem Vorwurf aus, daß er seine Macht auf das Volk stützen wolle, und erregte dadurch in den höheren Regionen solches Mißfallen, daß er sich vor den damaligen Machthabern förmlich rechtfertigen mußte. Von dieser Zeit an war Czapka das schmiegsamste, verläßlichste Werkzeug in den Händen der Regierenden. „Wie geschah es — heißt es in einem, dem Verfasser vorliegenden Mannskript — daß dieser Mann trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften, trotz seiner großen Verdienste um die Stadt, ein so ruhmloses Ende als Bürgermeister fand, daß schon lange vor den Märztagen gegen ihn eine tiefe Verstimmung in den weitesten Kreisen der Bevölkerung Boden gewann? Czapka war durch und durch Beamter der Regierung, und wie dies bei energischen Naturen häufig vorkommt, auch ein starker Autokrat. Sich die vollste Anerkennung der Behörden zu erwerben, war sein unverrückbares Ziel. Wenn er häufig in Opposition zur Regierung trat, so waren dies Meinungsverschiedenheiten über administrative Gegenstände, und wenn er dem Magistrate einen größeren selbstständigen Wirkungskreis zu erringen suchte, so war dabei kein anderes Motiv, als weil sein Streben nach Macht und Ansehen damit befriedigt wurde, und weil er bei seinem überlegenen scharfen Verstande wußte, daß jede Sache bei ihm in besseren Händen liege. Auf ein freundliches, vertrauenerweckendes Verhältniß zur Bürgerschaft legte Czapka kein Gewicht, oder vielmehr es lag nicht in seinem ganzen Wesen, sich in den bürgerlichen Kreisen durch eine engere Wechselbeziehung Vertrauen zu erwerben. Er bewegte sich stets in einer ganz exklusiven Sphäre, stand meist im Verkehre mit höheren Beamten, Militärs und

*) Czapka wurde 1792 zu Lieban in Mähren geboren, studierte die Rechte theils zu Olmütz, theils zu Wien, und trat im Jahre 1815 bei dem Wiener Magistrate ein. Nach kaum zehnjähriger Dienstleistung — im Jahre 1825 — erfolgte schon seine Ernennung zum Magistratsrathe, worauf er im Jahre 1835 Vizebürgermeister und im Jahre 1838 Bürgermeister der Stadt Wien mit dem gleichzeitigen Titel eines k. k. Regierungsrathes wurde. Diese für die damaligen Verhältnisse fast unerhört schnelle Karrière verdankte er theils seinem bedeutenden administrativen Talente und seiner ungemein großen Thätigkeit, theils dem Einflusse hoher Gönner, welche bei jedem Anlaße hinwirkten, ihm Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Bis zum Jahre 1835 war Czapka in fast ununterbrochener Verwendung bei dem Senate in schweren Polizeiübertretungen, mithin ohne Beziehung zum eigentlichen politisch-ökonomischen Dienste. Erst in diesem Jahre wurde er zu letzterem übersetzt und zwar Anfangs zu dem Zwecke, eine Voruntersuchung gegen die Fleischhauer Wiens zu leiten, welche der Satzungsumtriebe beschuldigt wurden, um die Fleischpreise auf einer bestimmten Höhe zu erhalten. Mit großem Scharfsinn und rücksichtsloser Strenge deckte Czapka bei diesem Anlaße tief wurzelnde Gebrechen in dem Fleischergewerbe auf und entwickelte überhaupt eine so gründliche Beurtheilung der Marktverhältnisse Wiens, daß man ihm auf Andringen der Regierung das Marktreferat und mit diesem zugleich auch das Referat über das Bürgerspital übertrug. Damit begann Czapka seine politisch-ökonomische Laufbahn. Was eine energische Natur innerhalb weniger Jahre zu leisten vermag, bewies Czapka in reichem Maße. Er beseitigte zahlreiche Unfüge unter den Fleischern und Bäckern im Interesse der Wohlfeilheit der Lebensmittel; erhöhte die Pfründen der Armen im Bürgerspitale, gründete einen Fond zur Erbauung eines Bürgerversorgungshauses und erhöhte auch durch eine wirthschaftliche Gebarung die Zahl der Pfründner. Eine so überraschende Rührigkeit und so tüchtige Erfolge nach kaum vierjähriger Thätigkeit machten in der Bevölkerung einen sehr günstigen Eindruck. Wußte man doch, daß wenigstens ein Mann im Rathsgremium vorhanden war, welcher sich aus dem bisherigen „Schlendrian" emporraffte und, was so wenigen Charakteren eigen ist, die Kraft in sich fühlte, in verschiedenen Fragen die Initiative zu ergreifen. Als daher Czapka an die Spitze der Verwaltung trat, fühlte man allgemein, daß nun die Zeit gekommen, wo in den schwerfälligen Körper des Magistrats ein frischer pulsirendes Leben kommen werde. Czapka rechtfertigte auch als Administrator seinen vorzüglichen Ruf. So bedeutende Fortschritte in wenigen Jahren, wie unter ihm, hatte Wien zu keiner Zeit, selbst nicht zu jener Wahllebens gemacht. Er legte die Grundlage zu dem ansehnlichen Stammvermögen der Gemeinde, er verschönerte und erweiterte die Stadt auf verschiedenen wichtigen Verkehrspunkten, er führte die Würfelpflasterung und die Gasbeleuchtung ein, er vollendete die Ferdinands-Wasserleitung, vermehrte die öffentlichen Brunnen in der Stadt und den Vorstädten und übernahm die freiwillige Arbeitsanstalt und die Zwangsarbeitsanstalt. Er strebte die Regulirung und Zentralisirung der Vorstadtgemeinden an, er drang darauf, das Armen- und Marktwesen in die Administration des Magistrats zu bekommen, ja selbst dahin war sein Streben gerichtet, die k. k. Polizeiwache in eine städtische umzuwandeln und sie dann zeitgemäß zu reformiren. (Handschriftliche Mittheilung.)

Finanzmännern, selten, außer im Dienste, mit Bürgern. Dabei fehlte auch Czapka die äußere gewinnende Erscheinung, sein Auftreten war stets gemessen, zuweilen selbst scharf und heftig, nicht blos seinen Beamten, sondern auch den Parteien gegenüber."

„Hatte Czapka sich schon durch seine administrativen Reformen viele Feinde erworben, weil manche derselben tief in die Interessen einzelner Personen und Korporationen eingriffen, so mußte seine reservirte Haltung gegenüber der Bürgerschaft auch von dieser Seite eine gewisse Scheu hervorrufen, sich mit ihren Wünschen und Beschwerden an seine Person zu wenden. Es trat eine *Entfremdung* zwischen der Bürgerschaft und ihrem Vertreter ein, die bei den sich mehrenden Elementen der Unzufriedenheit in der großstädtischen Bevölkerung bei irgend einem Anlasse leicht einen ernsteren Charakter annehmen konnte. Und dazu fehlte es nicht! Die Gegner Czapka's unterließen es nicht, Verdächtigungen verschiedener Art über ihn zu verbreiten. Sie wurden gläubig hingenommen und wenn auch nicht geglaubt, — doch weiter verbreitet, mit der Absicht „dem Manne eines anzuhängen." Man beschuldigte ihn der Bestechlichkeit, der Parteilichkeit, des Nepotismus und der Willkür, ohne irgend ausreichende Beweise in Händen zu haben. Besonders schlecht waren die gewerblichen Zünfte auf ihn zu sprechen, weil er wesentliche Mißbräuche bei deren Versammlungen beseitigte und weil er überhaupt für eine freiere Bewegung der Gewerbe, für die Heranziehung einer tüchtigen Konkurrenz war. Zuletzt machte man ihn auch für



Dinge verantwortlich, woran er keinen Theil hatte, weil man die höchste Meinung von seinem Einflusse und seiner Allmacht hatte. — Inmitten der ihn beschäftigenden großen Pläne und Ideen sah Czapka gleichgiltig dieser feindlichen Strömung zu, in der festen Zuversicht, daß seine Stellung eine gesicherte sei, weil er in den höheren Kreisen das größte Vertrauen genoß und die Wiener schon lange im Rufe standen, alle Regierungsmaßregeln zu bespötteln oder zu verlästern. — Sein Blick war befangen geworden durch seine Berührung mit den höchsten Kreisen; vielleicht auch durch Aussichten auf eine noch bevorstehende „glänzende Karrière." Es unterliegt keinem Zweifel, daß es schon in den vierziger Jahren bei vielen Mitgliedern des Lesevereins, des Gewerbevereins, bei den ständischen Oppositionellen beschlossene Sache war, wenn einmal der günstige Zeitpunkt für einen Systemwechsel gekommen sein werde, auch den Sturz Czapka's, als „einer Metternich'schen Kreatur", die sich selbst nicht scheute, den Grafen Sedlnitzky zum Ehrenbürger Wiens zu machen, zu betreiben. Dem Verfasser liegt ein Tagebuch vor, worin es im Juni 1847 unter Notizen über die damaligen Schlachthäuser-Bauten heißt: „Ich bin neugierig, wen wir als nächsten Bürgermeister bekommen werden. Im Gewerbevereine hat der Arthaber, bei den Ständen und im Leseverein der Hornbostel die meisten Anhänger". Der „Regierungsrath Czapka" wurde aber zu sehr gefürchtet, als daß man es gewagt hätte, ihm das Mißtrauen und die Abneigung, deren Gegenstand er war, laut zu erkennen zu geben. Desto weniger Furcht hatte man vor der Regierung.

Die Haltung des Lesevereins ist schon weiter oben (S. 19 u. w.) ausführlicher besprochen worden. Nun fing noch ein anderes Element der Intelligenz, das man bisher im blindesten Gehorsam zu erhalten gewußt hatte, an, der Regierung nicht blos Verlegenheiten zu bereiten, sondern auch sie energisch zu bekämpfen: Einzelne Professoren und mehrere jüngere Dozenten der Wiener Universität bekannten sich aller Welt, also auch den Studenten gegenüber, zu Grundsätzen, die den Regierungsgrundsätzen schroff entgegen standen und in einem Studienwesen nicht Platz finden durften, das, wie das österreichische, blos darauf ausging, gehorsame, katzenbuckelnde, schweigsame Unterthanen und Beamtenschreibmaschinen zu erziehen. Das Wirken dieser Lehrer war in zweifacher Beziehung ein folgen- und erfolgreiches. Es trug bei zur Heranbildung und Kräftigung einer öffentlichen Meinung, und es bewahrte die Jugend davor, in den bureaugerechten Stumpfsinn zu verfallen, auf den es das vormärzliche Unterrichtssystem eben abgesehen hatte. Nach den Niederlagen, die sich Metternich im Jahre 1846 zugezogen hatte, fehlte den Regierenden das Gefühl der Allmacht, der Sicherheit, war die Scheu, „unliebsames" Aufsehen zu erregen, bei ihnen schon zu groß, als daß sie es gewagt hätten, mit diesen „aufrührerischen" Universitätslehrern so zu verfahren, wie man unter Kaiser Franz mit ihnen ganz sicher verfahren wäre. Nicht die Väterlichkeit, sondern die Schwäche der Regierung war die Quelle dieser Nachsicht, die in der That weiter reichte, als es von ihrer Seite klug war. Denn die betreffenden Professoren, denen es vorgeschrieben war, wie und was sie lehren sollten, kehrten sich nicht blos gar nicht an diese Vorschriften, sondern ihre Lehren befanden sich häufig auch in feindseligem Gegensatze zu der Regierung. Ein Fall, der sich im Dezember 1846, kurz nach der Besitznahme des Krakauer Gebiets von Seite Oesterreichs, auf der Wiener Universität ereignete, zog für einige Augenblicke nicht blos die Aufmerksamkeit Wiens, sondern des ganzen gebildeten Europas auf sich. In allen Zeitungsblättern wurde darüber gelärmt und die „Times" widmeten dem Vorfalle einen eigenen, das österreichische Kabinet mit giftigem Hohn begießenden Leitartikel. Der von uns schon mehrfach erwähnte Professor Hye wählte nämlich bei der öffentlichen Disputation eines Doktoranden (eines Ritter von Fellner, Sohnes eines k. k. Regierungsrathes) gerade ein Thema, welches ihm den Anlaß zu dem schärfsten Tadel der Besitznahme Krakau's durch die kais. Regierung bot. Prof. Hye führte unter Anderem aus, daß wie der Mord im Privatrechte, so die Vernichtung einer staatlichen Existenz im Völkerrechte gleich strafbare Verbrechen seien. Der Ausfall auf die Regierung war um so verständlicher, als wenige Tage früher der Akt der Besitzergreifung Krakau's publizirt worden war, und Prof. Hye motivirte seine Aeußerung mit so schlagenden Argumenten und solchem Redefeuer, daß der zu kreirende Doktor einigermaßen verblüfft nur sehr matt pariren konnte und dem Opponenten auf diese negative Weise Recht zu geben schien. Die Auseinandersetzungen Hye's machten auf das anwesende zahlreiche Auditorium großen Eindruck und am Schlusse derselben ließen sich einzelne Studenten zu lebhaften Beifallsbezeugungen hinreißen. Die Folge davon war, daß die anwesenden hohen Regierungs-Würdenträger, ja selbst einige Professoren sich augenblicklich aus dem Saale entfernten. Der ganze Vorfall verwickelte Hye in eine langwierige Untersuchung, die gewiß mit seiner Enthebung vom Lehrstuhle abgeschlossen worden wäre, wenn die politischen Ereignisse des Jahres 1847 der Regierung es nicht angemessener hätten erscheinen lassen, dem Professor „durch die Finger zu sehen". Aber Hye's Widerstand gegen die Regierung beschränkte sich nicht etwa auf die eine Beweisführung in der erwähnten Disputation. Sein ganzes Lehren und Wirken stand mit dem „Systeme" in Widerspruch, und seinem Amtsgenossen Kudler, der rationelle Politik und Nationalökonomie vortrug, während Hye Professor des Natur-, Staats- und Völkerrechtes war, muß derselbe ehrenvolle Vorwurf gemacht werden. „Beide wagten einzelne Einrichtungen des Staates zu tadeln, wie den Bestand der Fideikommisse, der Gewerbsverhältnisse, die Beschränkung der Industrie und des Handels. Sie lehrten auch, daß sich das Erbrecht vom Standpunkte des Naturrechtes nicht vertheidigen lasse, und sie erkühnten sich sogar, von nöthigen Reformen des Staates zu sprechen und das Recht des Volkes auf Preßfreiheit in ihren Vorträgen durchschimmern zu lassen. Auch waren sie die Ersten, welche nicht das reine Gottesgnadenthum vertheidigten, sondern die Lehre von den getheilten Souveränitäten zwischen Fürst und Volk und den Vertrag zwischen beiden dozirten und oft durchblicken ließen, daß sie auch mit dieser Lehre nicht einverstanden seien, sondern den Regenten nur für einen Bevollmächtigten des Volkes hielten". Schuselka erzählt irgendwo: „Als ich Kudlers Schüler war, vertheidigten fünf Studenten die — Preßfreiheit: einer stritt

für den Satz, daß der Staat kein Recht habe, von den Bürgern eine bestimmte Religion zu verlangen; Freiheit des Unterrichtes, Abschaffung der Todesstrafe waren andere Streitsätze." Das Beispiel, welches Hye und Kudler gaben, der Ruhm, den sie sich auch außerhalb Oesterreichs erwarben, die Liebe und Anhänglichkeit, die sie bei den Studenten genossen, wirkten auf eine Anzahl begabter jüngerer Universitätslehrer überaus anregend. Mehrere junge Professoren und Supplenten, Prof. Heyßler, Dr. Brestel, Dr. J. N. Berger, Dr. Giskra, Dr. Suttner, Dr. J. Perthaler u. A., fast durchgehends Männer, die in der kurz nachher beginnenden politisch:n Aera h:rvorragend politisch wirkten und theilweise noch wirken, schaarten sich in der Mitte der vierziger Jahre zu dem Zwecke zusammen, der österreichischen Rechtsgelehrsamkeit eine neue, philosophische Richtung zu geben, das in ihr zur Alleinherrschaft gelangte gedankenlose Schablonenthum zu stürzen und ein befruchtendes wissenschaftliches Leben in sie hineinzubringen. Durch dieses Streben machte sich diese „neue Schule" nicht blos die im Besitze fast aller wichtigen Professuren und Studienämter befindlichen alten Kommentarschreiber und Gesetzsammler, sondern auch die Machthaber zu Feinden, die blind und taub



Professor Füster predigt am Morgen des 12. März den Studenten: „Für das Vaterland darf Euch kein Opfer zu groß sein! . . ."

hätten sein müssen, um zu bezweifeln, daß dieser Professoren-Nachwuchs Ideen nachhänge und Tendenzen verfolge, welche nur nach dem Umsturz des bestehenden Systems zum Durchbruch zu gelangen hoffen konnten. Es ist einzig und allein das Verdienst der genannten Lehrer, es ist nur den begangenen Uebertretungen der Studienordnung, die Gesetz war, zu verdanken, daß die alles Leben einengende Knechtung und Verdumpfung des öffentlichen Unterrichts, von der Niemand, der diesen Zustand nicht erlebt und mit eigenen Augen gesehen hat, sich auch nur annäherungsweise einen Begriff machen kann, wenigstens einigermaßen gemildert wurde. Der geist- und ideenlose Absolutismus, in den man verfallen war, und dem namentlich die juridische und die philosophische Fakultät in Wien als Treibhaus dienen sollte, wirkte ohnehin verderblich genug dadurch, daß er die tiefste Verbitterung über ungerechten und unverständigen Zwang in die Gemüther der Studierenden senkte. Läßt sich doch selbst ein Jarcke in dieser Beziehung zu folgenden Aussprüchen hinreißen: „Die studierende Jugend wurde auf dem durch das Studienwesen vorgezeichneten Wege schon von den Kinderschuhen an in eine Opposition gegen die bestehende Staatsordnung geworfen, die, wenn einmal ein Durchbruch erfolgte, unvermeidlich zu den Erscheinungen führen mußte, die heute (1848) alle Freunde Oesterreichs mit Staunen und Betrübniß (!) erfüllen. In keinem Lande war die Erlaubniß zu lehren an engherzigere Bedingungen und pedantischere Formen gebunden, und in keinem Lande war die Lehre (ehrenvolle, vereinzelt stehende Ausnahmen vorbehalten!) im Ganzen in bedenklicheren, untüchtigern Händen. In keinem Lande waren Inhalt und Methode des Unterrichts, auf dem Papier, ängstlicher von Staatswegen vorgeschrieben, und nirgendwo herrschte, insoferne es Prinzipien und Ideen galt, in den Köpfen der Jünglinge größerer Mangel an Orientirung, geringere Kenntniß der in der Zeit liegenden Gegensätze und deshalb betrübendere Haltungslosigkeit in allen Fragen tieferer Wissenschaft. In keinem Lande war der öffentliche Unterricht mehr auf das Gedächtniß gegründet, das in kurzen Perioden wiederkehrende Abfragen des Auswendiggelernten strenger vorgeschrieben, und nirgendwo wurde das widerwillig und zwangsweise Gelernte weniger verstanden und schneller vergessen als in Oesterreich."

Der strebsame Student, der mit gerechtem Eckel vor dem gesetzlichen Studienmechanismus erfüllt war, hatte, da alle guten Bücher thatsächlich verboten waren, da von allen neueren Historikern und Philosophen eigentlich kein einziger auch für ihn existiren sollte, nur dann Aussicht, sich Wissen und wahre Bildung zu erwerben, wenn es ihm gelang, sich in den Besitz der verbotenen Bücher zu setzen. Solche Bücher gingen auch in allen Kollegien von Hand zu Hand, und es ist eine Thatsache, daß gerade nach jenen Werken, die am meisten verfolgt wurden, auch am meisten gegriffen wurde. Der Einfluß dieser von der Zensur verpönten Werke auf die Anschauungen und Grundsätze der Mehrzahl unter den Wiener Studirenden ist schon vor dem Jahre 1848 ein unverkennbarer gewesen, und bei manchem Examen und mancher Disputation verstieg sich der eine und der andere Student zu Zitaten, Aussprüchen und Beweisführungen, die es klar erwiesen, daß derselbe eben so gut oder noch besser als in seinen Lehrbüchern in den Werken von Rousseau und Voltaire, Fichte und Hegel, Börne und Heine zu Hause sei. Diese Jugend, deren Ideale diese Autoren waren, die in ihren poetischen Momenten in Schiller's und Göthe's Werken, in den verbotenen Schöpfungen der neueren Dichter ihren Enthusiasmus zu befriedigen suchte, sie wurde durch den Lehrzwang, durch das Studienwesen um ihre schönsten Jahre geradezu betrogen. Bedenkt man noch, daß es manche Professoren gab, welche ihre Schüler roh und wie Schulbuben behandelten, daß ein Messenzwang existirte, den selbst Jarcke tadelt, und der, wie von Füster versichert wird, dem Atheismus auf der Universität zahlreiche Anhänger warb, dann darf man sich nicht darüber verwundern, wenn die meisten Studenten die Universitäten wie Gefangenhäuser betrachteten und froh waren, wenn sie nach absolvirten Studien denselben den Rücken kehren konnten. Das österreichische Studienwesen hat den Studierenden eine Richtung gegeben, auf welcher sie jeder möglichen revolutionären Bewegung in die Arme sinken mußten, und für eine solche waren namentlich die Wiener Studenten schon lange vor dem Jahre 1848 vollkommen reif.

Nur auf eine einzige Studienabtheilung in Oesterreich, auf die medizinische Fakultät in Wien, findet das eben Gesagte keine Anwendung. Diese Fakultät gereichte schon in der vormärzlichen Zeit nicht blos Oesterreich, sondern auch Deutschland zur Zierde, sie war unbestritten nächst der Pariser die erste medizinische Schule in Europa, und sie darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der Heilkunde neue Richtungen erschlossen zu haben. Begründet wurde der Ruhm und Glanz der Wiener Fakultät durch eine Anzahl hervorragender, schöpferischer Lehrer, unter denen Rokitansky, Skoda und Hyrtl in erster Reihe genannt zu werden verdienen. Auf dieser Fakultät allein herrschte, was auf allen übrigen Studienabtheilungen in Oesterreich fehlte, Wissenschaft und Lernbegierde. Sie allein erfreute sich einer passenden Verfassung, und ihre Mitglieder waren, namentlich seit Beginn der vierziger Jahre, ebenso wie die Landstände bestrebt gewesen, die alt- verbrieften Rechte der Fakultät wieder lebendig zu machen.

Das System, dem jede selbstständige Existenz ein Gräuel war, setzte nämlich unter der Regierung des Kaisers Franz Alles daran, dem bureaukratischen Zopf auch innerhalb der Wiener medizinischen Fakultät zur Herrschaft zu verhelfen. Es nahm in der Verfassung derselben Aenderungen vor, durch die sie ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit verlor und zu einem ganz untergeordneten Beirath der Regierung in Sanitätsangelegenheiten herabgedrückt wurde. An ihre Spitze wurden Männer gestellt, welche Gliederpuppen der Machthaber waren und ihre eigentliche Pflicht als Vorsteher der Fakultät darin erblickten, jene Fakultätsmitglieder, die sich dieser „Reform" der Fakultätseinrichtungen widersetzten, den Chikanen der Polizei und der Behörden zu überliefern. Ohne Widerstand konnte dieser Zustand natürlich nicht hergestellt werden, aber die politischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren nicht darnach angethan, einen solchen Widerstand zu fördern. Es gelang der Regierung, ihre Absichten durchzusetzen, die

Fakultät versank in einen todähnlichen Schlaf und der Servilismus ihrer Vorsteher, unter denen der kaiserliche Leibarzt Ritter von Raimann, der „Fakultätstyrann,“ wie man ihn nannte, einen ganz eigenthümlichen Ruf erlangte, schien allmälig auch auf ihre Mitglieder sich vererbt und sie „unschädlich“ gemacht zu haben. Es kam vor, daß die Fakultät, die von Alters her das Recht hatte, in gewissen Angelegenheiten selbstständig zu entscheiden, sich nun demüthig bedankte, wenn sie in diesen Angelegenheiten von der Regierung um ihr Gutachten befragt wurde. In den Verhandlungen der Fakultät, die sich stets durch Freimüthigkeit auszeichneten, wurde nun bei jedem Anlasse von der „Weisheit“, den „erleuchteten Absichten“ der Regierung gefaselt, derselben Regierung, welche die Fakultät ihrer Freiheit beraubt und unter Kuratel gesetzt hatte. Diese Verhältnisse nahmen schließlich einen so unerträglichen Charakter an, der pedantisch-autokratische Raimann spielte mit solchem Selbstgefallen „hohe Polizei,“ daß sich endlich (1844) eine Anzahl jüngerer Fakultätsmitglieder zu dem Streben vereinigte, eine Revision der Fakultätsstatuten zu betreiben, um der Fakultät ihre alte Selbstständigkeit wieder zurück zu erobern. Die Sitzungen der Fakultät gewannen nun eine ganz veränderte Physiognomie. An die Stelle des einfachen Ja-Nickens nach jedem Referate traten Debatten, wie man sie in Oesterreich, dem Lande des Schweigens, bisher noch nicht erlebt hatte, damals selbst noch nicht in den ständischen Versammlungen. Nach dreijährigen Verhandlungen (1847) wurde endlich der Sieg erkämpft, und die Wiener medizinische Fakultät durfte sich rühmen, in dem absoluten Oesterreich schon das leuchtende Vorbild einer erfolgreichen parlamentarischen Thätigkeit geliefert zu haben. Die Fakultät feierte im September 1847 die Ernennung ihres neuen Präses, Med. Dr. Wilhelm Edlen von Well, der bisher als Vizedirektor der medizinischen Studien fungirt hatte. Die Einführung des neuen Präses in die Fakultät bot ein interessantes Schauspiel. Der ihn einführende Hofrath, Fürst Palm, der Regierungs-Vertreter bei diesem Akte, forderte den neuen Präses in Gegenwart aller Fakultätsmitglieder auf, in seiner Stellung, „dem Zeitgeiste nicht zu fröhnen“; aber sowohl der Präses als der bei diesem Anlasse gleichfalls das Wort ergreifende Freiherr v Feuchtersleben entgegneten dem Herrn Hofrath in kräftigen Reden, daß sowohl sie beide als auch die gesammte Fakultät ihre Stellung und ihre Aufgabe nur darin begreifen, im Sinne der fortschreitenden Zeit dem Geiste der Wissenschaft zu huldigen. Die beiden Reden machten inner und außerhalb der Fakultät den außerordentlichsten Eindruck. Daß durch ihren Kampf mit der Regierung die Fakultätsmitglieder auch für eine politische Wirksamkeit trefflich eingeschult wurden, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden; und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß viele Männer, welche sich in der Revolution des Jahres 1848 hervorthaten, gerade dieser Fakultät angehörten. Zwei der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten, welche aus dem Schooße dieser Revolution hervorgegangen sind, die beiden Doktoren Adolf Fischhof und Ludwig Löhner, waren Mediziner.

Der Erstere, der erst im Jahre 1845 seine Studien vollendet und bald darauf (1846) auf der Abtheilung des Primarius Mikschick im allgemeinen Krankenhause eine Stelle als Sekundararzt erlangt hatte, nahm übrigens an diesen Fakultätskämpfen nicht den entferntesten Antheil. In bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen sich befindend, lebte Fischhof in stillster Zurückgezogenheit, ganz seinem Berufe sich hingebend und in seinen Erholungsstunden in das Studium der Politik, der Staatswissenschaften, der Geschichte sich vertiefend. Man wird fragen, wodurch Fischhof zu diesem Studium sich aufgemuntert fühlte? Er folgte dabei einem inneren Drange. In Pest am 8. Dezember 1816 geboren, war er unter den zeitweilig stürmischen Komitatsverhandlungen herangewachsen und gewann er hohes Interesse für das öffentliche Leben, für staatliche Angelegenheiten. Als Jude, dem damals jede andere Laufbahn in Oesterreich verschlossen war, widmete er sich dem ärztlichen Berufe, aber er hörte darum nicht auf, sich mit den politischen Zeitfragen ernst zu beschäftigen, wenn er auch nicht eine Ahnung davon hatte, daß er selbst einmal berufen sein werde, mit der Lösung dieser Fragen sich zu beschäftigen. Und so kommt es, daß Fischhof erst in der ersten Stunde der Revolution, am Vormittag des 13. März, im Hofe des Landhauses, aber sogleich in seiner vollen Bedeutung, mit seiner ganzen edlen Männlichkeit, seiner festen Entschlossenheit und Alles mit sich fortreißenden Begeisterung, als der erste Verkünder und Patriot des neuen Oesterreichs uns entgegentritt.

Sein Kollege Löhner, der die Märzrevolution vorbereiten half und der, wie wir zeigen werden, unmittelbar vor ihrem Ausbruche bereits bestrebt war, sie in feste bestimmte Bahnen hineinzulenken, nahm bereits an den Kämpfen der medizinischen Fakultät den innigsten persönlichen Antheil.

Im Februar 1848 erschienen in Berlin „Gedichte von L. v. Morajn.“ Ueber der Unruhe der folgenden Tage gingen sie unbeachtet vorüber. Sie schließen sich der großen Reihe lyrischer Dichtungen an, die mit denen Lenau's und Anastasius Grün's begannen. Viel sinniges Naturgefühl, das Bestreben, in allen Stimmen des Waldes und der Flur eine Seele zu belauschen, eine ungemeine Empfänglichkeit für jede freie Regung des Geistes, für jede rührende Geschichte, für jeden edlen Zug, großer Reichthum an wohl oder übel kombinirten Bildern und sehr wenig Melodie in der Sprache wie in der Empfindungsweise.

Der Verfasser der erwähnten Gedichte, Ludwig v. Löhner, bemerkt einer seiner Biographen, ragt „wie ein Leuchtthurm über dem Niveau der gewöhnlichen österreichischen Bildung hervor, und doch erinnern seine Verse an jenes Zwitterwesen, das sich bei jedem Volk finden wird, wo die Kultur eine Treibhauspflanze ist.“ — Nicht als Dichter, sondern als Politiker, als nachmaliger Führer einer mächtigen Partei ist Löhner Gegenstand unserer Darstellung.

Löhner wurde im September 1812, wie wir einer in den „Gränzboten“ erschienenen Biografie entnehmen, auf dem Gut Rostock bei Prag geboren. Er studirte Jura, trat aber nach dem 3. Jahr aus, in Folge eines Konflikts mit dem Vater des nachmaligen Unterstaatssekretärs Helfert, der sich damals als Professor des Kirchenrechts durch seine Barschheit verhaßt machte. In seinem 21. Jahre trat er in Wien in die Medizin ein und trieb mit besonderem Fleiß die physiologischen Studien. Erst jetzt nahm er an dem ge-

sellschaftlichen Leben Theil. Ein tiefer, melancholischer Zug hatte ihn von Jugend auf beherrscht, seine erste Liebe zu einer jungen Gräfin gab den Grundton dazu. Er kehrte zu dem Studium der praktischen Medizin nach Prag zurück unter dem berühmten Krombholz, dem er enthusiastisch anhing. Damals entstand eine Reihe von Gedichten, Märchen, Novellen, die meisten bezogen sich auf die seit 1830 coulanten Freiheitsideen. Seiner Gesinnung nach war er ein Deutscher, für das alte Kaiserthum begeistert; eine Begeisterung, die sich vorzüglich aus Raumer's Hohenstaufen herschrieb. Nach dem Tode seines Vaters (1836) trat er die Erbschaft des Gutes an, beschäftigte sich gezwungen mit Oekonomie und frischte im Verkehr mit seinen Bauern die Kenntniß der czechischen Sprache auf, die er schon als Kind gelernt. — Der Liebesgram trieb ihn nach einem Jahre nach Italien. Er wurde Doktor der Medizin in Padua, lebte dann in Florenz, Rom und Neapel, sah den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1839—40 und schöpfte in Streifereien auf der Küste von Salerno seine Anschauungen für ein Hohenstaufenlied. Nach einem Jahre zog ihn eine erst in Italien übermächtig gewordene Erinnerung an ein Mädchen, das er in Wien flüchtig kennen gelernt, zurück und sie wurde seine Gattin (1840). Er hatte sie durch ihren Oheim Dessauer, den Liederkomponisten, kennen gelernt, mit dem er schon lang befreundet war. Er machte mit seiner jungen Frau eine Reise durch Oberitalien, Frankreich und Süddeutschland. Der Winter 1843 sah ihn in Wien als praktischen Arzt, dann in der Anstellung eines Spital-Sekundars, eines Protomedikats-Praktikanten und endlich eines unbesoldeten Armenarztes in der Vorstadt Rossau.

Im Herbste 1847 kehrte er, nach einem längeren Aufenthalte im Gasteiner Gebirge, wo er von einem ernsten Brustübel Erholung suchte, nach Wien zurück. Hier nahm er nun, aufgeregt durch die Ereignisse in Frankreich und Italien, am Vereinsleben, an politischen Diskussionen den lebhaftesten Antheil, und es erregte Sensation im Leseverein, als Löhner schon im Oktober 1847 in einem größeren Zirkel mit schlagenden Beweisen Alles zu überzeugen suchte, daß in Frankreich nicht ein Ministerwechsel, sondern der Sturz der Dynastie als bevorstehend anzusehen sei, und daß dieses Ereigniß auch in Oesterreich eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse herbeiführen müsse. Löhner war von dem Bevorstehen dieser Ereignisse und davon, daß die Pariser Revolution hinreichen werde, die Machthaber in Wien lahm zu legen, so fest überzeugt, daß er bereits am 6. März darauf drang, es möge in Wien eine provisorische Regierung ausgerufen und die bestehende für abgesetzt erklärt werden. Doch eilen wir den Ereignissen nicht voraus. —

Die günstigen Verhältnisse an der Wiener medizinischen Fakultät kamen selbstverständlich auch den Studierenden derselben zu Gute. In den praktischen Jahrgängen, auf den Kliniken des allgemeinen Krankenhauses waren Studenten und Professoren in steter und innigster Berührung und Wechselwirkung und, da die Arzneiwissenschaften mit der Politik nicht in Kollision kommen, gestattete die Regierung hier einen Grad von Lehrfreiheit, der keiner andern Studienabtheilung jemals eingeräumt worden wäre. Von den Professoren, die sich ihrer geistigen Individualität, ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wohl bewußt waren, wurde diese Lizenz auch gehörig ausgebeutet, und einzelne Lehrer, die es liebten, ihre Vorträge auch mit Betrachtungen und Bemerkungen über allgemeine, politische und soziale Verhältnisse zu würzen, nahmen gar keinen Anstand, auf das „System" der Regierung ironische und sarkastische Ausfälle zu machen, die von der Zuhörerschaft jedesmal mit Heiterkeit und Beifall aufgenommen wurden. Aus allen Gegenden der Welt strömten zu dieser Fakultät Studierende herbei, und in der Alservorstadt, wo die Mediziner ihr Standquartier hatten, gab es auch viele, natürlich geheime, Studentenverbindungen, vorgeblich blos zum Zwecke geselliger Unterhaltung, aber in der Wirklichkeit von ausgesprochen politischem Charakter, insoferne sie nämlich vorzüglich zu dem Zwecke geschlossen wurden, ihren Mitgliedern das Lesen verbotener Zeitungen und Bücher zu erleichtern. Ueber diese Verbindungen berichtet L. A. Frankl: „Die erste derartige Verbindung entstand durch die protestantischen Siebenbürger-Sachsen, denen es allein gestattet war, in Deutschland zu studieren, wo sie das Burschenleben kennen lernten. Die zweite Studentenverbindung gestaltete sich in der gut katholischen Stadt Salzburg 1842 durch den Besuch von Münchner Studenten, die zur Enthüllung der Mozart-Statue gekommen waren. Von Salzburgern wurde 1843 der erste, vorerst literarische „Studentenverein" in Wien, „Iduna", im Jahre 1844 der erste politische, „Arminia", begründet. Zu letzterem gesellte sich 1845 die „Helikia", im Jahre 1846 die „Liberalia", die sich bis zum März 1848 auf neun Verbindungen vermehrt hatten. Magyaren und Slaven hielten sich ferne; die Verbindungen bestanden zur Mehrheit aus Deutschen und aus Medizinern. Sie standen im Verkehre mit den Studenten der Universitäten Breslau, Erlangen, Jena, Leipzig, Tübingen." Einer uns vorliegenden handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1847 entnehmen wir über eine kleine, aus Studenten aller Fakultäten und aus Technikern bestehende rein politische Studentenverbindung interessante Daten.

Die Mitglieder dieser Verbindung hatten die Aufgabe, „sich vorzubereiten für den bevorstehenden Kampf um die Einigkeit Deutschlands." Sie übten sich zu diesem Zwecke nicht etwa im Gebrauche der Waffen, sondern lasen um desto eifriger die Schriften von Fichte, Arndt, Wirth u. A., in denen für die Einigung Deutschlands Propaganda gemacht wurde. Als der Verbindung zahlreichere Mitglieder beitraten und sie anfing, sich bei ihren Besprechungen parlamentarischer Formen zu bedienen, bekam die Polizei Wind davon. In einem kleinen Kaffeehause der innern Stadt, wo diese Studenten nach ihrer Wochenversammlung (in einem Gasthause in Währing) regelmäßig spät in der Nacht einzukehren pflegten, wurden sie von Polizeibeamten erwartet; es kam zu einer Schlägerei, bei der aber die Agenten niedergeworfen wurden und sämmtliche Studenten mit Zurücklassung der streng verbotenen „Geheimnisse eines Mediatisirten" entwischen konnten.

Das von den Medizinern Gesagte gilt auch von den außerhalb des Verbandes der Universität befindlichen Hörern des Polytechnikums, welche gleichfalls in glücklicheren Studienverhältnissen sich befanden, und, als aufgeweckte, scharfblickende, geistesfrische junge Männer, von der Wieden,

ihrem Standquartiere, aus, mit der „Alserverstadt“ den innigsten wechselseitigen Verkehr unterhielten.



Die Studentenversammlung in der Aula am 12. März 1848.

## 16.

Man würde irren, wenn man annehmen wollte, der Regierung sei es unbekannt geblieben, daß im Bürgerthume nicht blos Einzelne, sondern die große Mehrheit, unter den Männern und Jüngern der Wissenschaft nicht blos ein Bruchtheil, sondern gleichfalls die Majorität und darunter namentlich die geistig begabtesten, also ihrem Systeme gefährlichsten Persönlichkeiten mit den staatlichen Einrichtungen unzufrieden waren und dahinstrebten, diesel-

ben zu ändern. Es hätte bei der Regierung und namentlich bei dem rücksichtslosen Chef ihrer Polizei, dem Grafen *Sedlnitzky*, auch nicht an dem guten Willen gefehlt, gegen die unruhigen Köpfe im Bürgerstand, in der Intelligenz, unter den Studenten einzuschreiten, abschreckende Exempel zu statuiren. Sie suchte hiefür nach Anhaltspunkten, aber es gelang ihr nicht, solche aufzufinden. Ideen, Meinungen, Gesinnungen gegenüber ist, so lange diese Ideen, Meinungen, Gesinnungen sich nicht in gesetzwidrigen Kundgebungen manifestiren, die wachsamste Polizei ohnmächtig, und solche Kundgebungen wurden taktvoll und vorsichtig vermieden. Die Gegner der Regierung beschränkten sich vorläufig darauf, dieselbe in der öffentlichen Meinung unmöglich zu machen, und der Polizei blieb daher auch nichts übrig, als Alles hintanzuhalten, was geeignet wäre, diese öffentliche Meinung zu einem kräftigen Selbstbewußtsein kommen zu lassen. Bereits weiter oben ist zu wiederholten Malen auf den unerträglichen Zensurzwang und geistigen Druck hingewiesen worden, unter dem alle Gebildeten in Oesterreich schmachteten. Den Zensurgesetzen gegenüber befand sich die Bevölkerung in der eigenthümlichen Lage, förmlich ein Recht der Nothwehr für sich in Anspruch nehmen zu müssen, und *Schuselka* bemerkte (1847) ganz richtig: „Alles, was Oesterreich an bleibendem geistigen Ruhm und an politischem Bewußtsein besitzt, verdankt es vorzugsweise der Uebertretung seiner Zensurgesetze.“ In der Mitte der vierziger Jahre aber, als die Regierung mit Bangigkeit gewahr wurde, daß die „Gränzboten“ Kuranda's, die Schriften Schuselka's, Wiesner's u. a., die sozialen Romane und Schriften Eugen Sue's, Louis Blanc's, Viktor Hugo's eine geistige Bewegung in Oesterreich hervorrufen, als sie Kenntniß erhielt, von der unzufriedenen Stimmung und Gesinnung in den einflußreichen Klassen des Bürgerthums und der Intelligenz, wurden diese Zensurgesetze noch um ein Bedeutendes verschärft und mit einer bis dahin ungekannten Strenge gehandhabt. Nun beschränkte man sich nicht mehr darauf, die im Inlande erscheinenden Bücher gleichsam zu entmannen, die im Auslande zensurfrei erscheinenden zu verbieten, nun wurden Hausdurchsuchungen bei den Buchhändlern veranstaltet, um nach dem Verlag verbotener Werke zu fahnden, und die brutalsten Drohungen angewendet, um die Buchhändler einzuschüchtern. — So überfiel man (1841) plötzlich die *Schaumburg*'sche Buchhandlung in Wien, visitirte sogar die Wohnung des Chefs, konfiszirte ganze Körbe voll Bücher, nahm die Handelsbücher weg und begann einen strengen Prozeß. Aber was war die Folge davon? Ganz Wien war empört über den Vorfall, Schaumburg zahlte einiges Geld, und der Verkauf verbotener Bücher erhielt einen neuen Aufschwung. Ernstere Folgen schien ein zweiter solcher Fall nach sich zu ziehen, aber er schien es auch nur. Im Jahre 1846 beabsichtigte nämlich Graf Sedlnitzky die erste Buchhandlung Oesterreichs, die *Gerold*'sche, zu züchtigen. Eine strenge Durchsuchung wurde vorgenommen, und man fand natürlich eine Menge verbotener Bücher. Dieses Faktum wurde von der obersten Zensurhofstelle an den in Preßsachen kompetenten politischen Senat des Wiener Magistrats zur Einleitung der gerichtlichen Untersuchung mit der gebieterischen Weisung übergeben, ohne weiteres das Verdammungsurtheil zu sprechen, da das Vergehen erwiesen wäre. Allein die Richter des Magistrats waren in diesem Falle unabhängig genug, gegen die Zensur die Partei zu ergreifen. Gerold wurde freigesprochen, weil ihm wohl der *Besitz*, aber nicht der *Verkauf* verbotener Bücher bewiesen werden konnte. Die Zensurbehörde wüthete über diese öffentliche Niederlage und that alles mögliche, um das Urtheil umzustoßen; aber die Regierung war genöthigt, es zu bestätigen.

Wenn trotzdem, daß jedes freie Wort völlig geächtet war, es hie und da vorkam, daß in einem Wiener Journale, einem im Inlande erschienenen Buche oder auf dem Theater Angriffe gegen die Regierung und deren leitende Persönlichkeiten gerichtet werden konnten, so ist dies wesentlich der Protektion des Grafen *Kolowrat* zuzuschreiben, der, wie bereits angedeutet wurde, dem Einflusse des Fürsten Metternich allenthalben hindernd und hemmend in den Weg trat und denselben zu verdrängen suchte. So ereignete es sich, daß *Bauernfeld* trotz der schärfsten Zensur in seinem, im Burgtheater mit demonstrativem Beifalle aufgenommenen Lustspiele „Großjährig“, einer politischen Satyre im eminentesten Sinne des Wortes, gegen *Metternich* die schärfsten Geißelhiebe des schonungslosesten Spottes richten durfte, und auch in den „Sonntagsblättern“ von L. A. *Frankl* war einmal trotz aller Zensur der Mandarin Chin Rettemf (umgekehrt: F. Metternich), der sich kein Zugeständniß abtrotzen lassen wollte, die Zielscheibe des giftigsten Hohnes. Im März 1845 wurde von fast allen Schriftstellern Oesterreichs ganz ohne Unterschied der Lebensstellung und des Parteistandpunktes auf gesetzlichem Wege der Versuch gemacht, eine Erleichterung des fürchterlichen Zensurdruckes zu erlangen. Im Salon des Freiherrn v. *Hammer-Purgstall*, des berühmten Orientalisten, wurde nämlich von hundert Schriftstellern *) eine übrigens ungemein maßvolle Petition um eine zeitgemäße Reform des Zensurwesens unterzeichnet, die von Metternich zwar entgegengenommen wurde, aber erst durch die am 14. März 1848 bewilligte Preßfreiheit ihre Erledigung erhielt. Denn bis zu diesem Tage verschlimmerten sich die Zensurverhältnisse so, als ob die erwähnte Petition gerade das Gegentheil von dem bewirkt hätte, was sie eigentlich bezwecken sollte. Noch am Beginne des Jahres 1848 wurde ein sogenanntes oberstes Zensurkollegium eingesetzt, um auf eine recht augenscheinliche Weise zu zeigen, daß man in keiner Beziehung und auch nicht um ein Haar breit von dem Prinzipe des starrsten Festhaltens am Alten weichen wolle. Die in Folge dessen in den Schriftstellerkreisen entstandene Aufregung war eine außerordentliche, und man wollte sich schon anschicken eine Gegenvorstellung an Se. Majestät zu richten, als durch die Märzereignisse außer so manchem anderen auch diese oberste Zensurdirektion über den Haufen geworfen wurde. Auch eine andere „Konzession“ war nicht geeignet, den Zorn und Haß der öffentlichen Meinung zu beschwichtigen. Ende 1847 trat

*) Darunter: Grillparzer, A. v. Ettingshausen, A. Baumgartner, v. Feuchtersleben, Erzbischof v. Pyrker, Hofrath v. Münch (Halm), Hofrath Jenull, Regierungsrath Kudler, Graf Auersperg (Grün), Friedrich Fürst Schwarzenberg, Theodor Georg v. Karajan, Oberstlieutenant Pannasch, Jak. Sigm. Ebersberg, fürstbischöfl. Rath, Franz v. Holbein, Adolf Freih. v. Pratobevera, Appellationsgerichtsrath u. s. w.

die k. Akademie der Wissenschaften, über deren Gründung Fürst Metternich, wie er sagte, dreißig Jahre nachgedacht hatte, ins Leben, aber eine Akademie ohne Wissenschaft, denn die Grundlage aller Wissenschaft, die Philosophie (und auch die Staatswissenschaften) war von derselben ausgeschlossen, und in der Wahl vieler ihrer Mitglieder wurde so parteiisch vorgegangen, daß sich die öffentliche Meinung bald darüber klar wurde, es handle sich bei dieser Akademie für Metternich nicht um die Wissenschaften, sondern darum, Gelehrten, die sich bereitwillig finden, das Interesse der Regierung zu fördern, durch die Aufnahme in die Akademie auszuzeichnen. Uebrigens war nicht einmal der Gedanke, eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, das Eigenthum Metternich's, obgleich er behauptete, denselben dreißig Jahre mit sich herumgetragen zu haben. Das ganze Projekt wurde vielmehr von Hammer-Purgstall, dem Orientalisten, Littrow, dem Astronomen, und Feuchtersleben, dem Dichter und Psychologen, zuerst in Anregung gebracht. Diese Gelehrten beabsichtigten vorläufig nur den Keim für eine Akademie der Wissenschaften, nämlich eine wissenschaftliche Gesellschaft zu bilden, welche von der Regierung blos die Erlaubniß haben sollte, zu existiren und ihre Arbeiten auf Staatskosten herauszugeben. Als dem Fürsten Metternich eine in diesem Sinne abgefaßte Denkschrift übergeben wurde, erklärte er, er stehe soeben im Begriffe, eine Akademie u. s. w. zu gründen, werde aber die Behelfe, welche ihm die Denkschrift zu seinem Plane liefere, benützen. Hammer, Littrow und Feuchtersleben hatten also für Metternich den Weinberg gebaut.

## 17.

Wir glauben in den vorhergehenden sechzehn Abschnitten den Nachweis geliefert zu haben, daß die Männer der Staatskonferenz, welchen der gütige, durch andauernde Kränklichkeit aber zu einem unfreiwilligen Stillleben genöthigte Monarch eine politische Allmacht über die sechsunddreißig Millionen Oesterreicher überlassen mußte, durch ihr geistloses, Alles bevormunden wollendes Regierungsverfahren sämmtliche Stände und Klassen der Bevölkerung gegen sich aufgebracht hatten. Jeder, der nur ein Schatten von einem Manne war, fühlte sich versucht, sich gegen die Väterlichkeit dieser Regierung, welche die Völker wie feuchte Wickelkinder behandelte, aufzulehnen. Es dürfte hier nun die Frage aufgeworfen werden, welche Stütze besaß denn diese Regierung? Im Bauernstande, bei den Städtebewohnern, bei den adeligen Landständen hatte sie keine. Auch in der Bureaukratie war, wie wir nachgewiesen haben, ein Zersetzungsprozeß eingetreten. Selbst der Klerus, der höhere Ansprüche machte, als die, sich mit der Stellung eines abhängigen Regierungsorganes zu begnügen, wünschte seine Lage zu ändern, denn „die Kirche galt (wie Jarcke versichert) denen, die der Fahne des Indifferentismus folgten — und ihre Zahl war in Oesterreich Legion! — eben nur als Polizeianstalt, der Priester als Beamter im schwarzen Rocke." Ebenso unzufrieden war endlich die Armee, deren ganze Administration eine rein bureaukratische geworden war, deren Geist während der langen Friedensjahre sich abgestumpft hatte und deren bürgerliches Element durch die wirklich empörende Protektion verbittert wurde, welche bei jedem Avancement es den „adeligen Kreaturen und Hofrathssöhnchen" möglich machte, blitzschnell emporzukommen. Also nicht blos im Volke, sondern auch unter den vom Staate besoldeten Beamten, im Klerus, in der Armee besaß die Staatskonferenz keine Stützen.

Man würde aber irren, wenn man annehmen wollte, daß die Staatskonferenz sich der unbedingten Zustimmung aller Mitglieder des Kaiserhauses zu erfreuen hatte, wenn man bezweifeln wollte, daß es am a. h. Hofe eine Partei gab, welche ebensowohl das Regierungsverfahren als auch die Existenz einer mit der höchsten, nur dem Monarchen allein zustehenden Gewalt betrauten Staatskonferenz mißbilligte. In der Volksmeinung galt Erzherzog Johann von jeher als ein Gegner des Systems, und auch von dem jungen Erzherzog Stefan, der 1847 seinem Vater in der ungarischen Palatinatswürde folgte, nahm man an, daß er kein Anhänger der Staatskonferenz sei. Man kann aber mit Grund dafürhalten, daß nicht blos diese beiden Prinzen eine Gefährdung des monarchischen Prinzips darin erkannten, daß die Gewalt, statt in den Händen des Kaisers zu ruhen, thatsächlich von einem Kollegium ausgeübt wurde, dessen Mitglieder, so hohen Ranges sie auch waren, doch stets besorgen mußten, die Souverainität des Monarchen zu kompromittiren, sobald sie es sich beikommen ließen, aktiver zu regieren. Es war niemand anderer als der Minister Graf Ficquelmont, also gewiß ein loyaler Mann, der in seiner bekannten Schrift über die Palmerston'sche Politik den Nachweis zu liefern suchte, daß die Staatskonferenz gar nicht die gesetzliche Befugniß besaß, die blos dem Kaiser zustehende Macht auszuüben, weil aber der Druck der Ereignisse es dennoch häufig nothwendig machte, Regierungsakte zu vollziehen, so gerieth sie auch den Mitgliedern des Kaiserhauses gegenüber in jene gehässige Stellung, in welche sie auch zur öffentlichen Meinung trat. Ueber dieses Verhältniß zum Hofe hat sich der gegenwärtige k. k. Feldmarschall-Lieutenant Möring, der wohlunterrichtete Verfasser der „Sibyllinischen Bücher aus Oesterreich", die bei ihrem Erscheinen (1847) unermeßliches Aufsehen machten, sehr unumwunden ausgesprochen. Der damalige „Hauptmann" Möring, der in der Bewegung des Jahres 1848 eine hervorragende Rolle spielte und dem wir im Verlaufe unserer Geschichtserzählung noch häufig begegnen werden, äußerte sich über die Beziehung der Staatskonferenz zu den Mitgliedern des Kaiserhauses in folgender Weise: . . „nach Franzen's Tode regierte die ministerielle Oligarchie den Staat ohne Kaiser, machte den Hof und die Erzherzoge zu ihren Dienern, trat und biß Alle, die nicht ihres Gleichen waren, protegirte Niemanden mehr als sich selbst und die Ihrigen, verschaffte sich aller Orten Anhänger, namentlich unter den Geldmännern, brüstete sich zu Zeiten mit falschem Liberalismus und bildete einen grauen Bund, der mit Recht sagen konnte: „L'état c'est nous autres". (Der Staat sind wir Anderen.)

Zur Illustrirung dieser Behauptung Möring's, fügen wir hier ein Citat aus der „Genesis der Wiener Revolution" von Mathias Koch bei, dem Gründer der sogenannten schwarzgelben Partei in Wien (im Sept. 1848). „Vor Metternichs Allmacht" — versichert Koch — „mußten selbst die

Glieder des kaiserlichen Hauses sich beugen und Dinge sich gefallen lassen, die dem Minister wenig anstanden. Wir wollen als Beleg zu dieser Behauptung nicht die heiklen Vorgänge im Familienleben des kaiserlichen Hauses wählen, sondern blos einer reinen Schicklichkeitssache erwähnen. Als der regierende Herzog von Modena im Jahre 1835 Wien besuchte, ließ er dem in Baden weilenden Staatskanzler seine Anwesenheit melden. Der Fürst ließ ihm trocken zurücksagen, er habe ein krankes Kind und könne nicht abkommen. Allein der Herzog von Modena gedachte mit Recht seiner Würde als Glied des Kaiserhauses und als fremder Souverän, und reiste von Wien ab, ohne den stolzen Minister gesehen zu haben. — Das Haus Metternich — fährt Koch fort — legte es fast geflissentlich darauf an, statt Freunde sich Feinde im Volke zu machen. Wer erinnert sich nicht jener Wohlthätigkeitsredoute der adeligen Damengesellschaft des Jahres 1835, mit der zum Behufe einer Absonderung der Fürstin Metternich und ihres Hofstaats vom Volke errichteten Spieltischbarrikade in der Mitte des großen Saales? Wer Zeuge dieses Schauspiels war, wird den Erzherzog-Thronfolger (Franz Karl) und seine Gemalin im Gewoge der um die Tribune Metternich herumkreisenden Menge erblickt und die peinliche und erschöpfende Situation, in der diese erlauchten Personen sich befanden, bemerkt haben. Er wird wissen, daß das im höchsten Grade empörte Publikum nahe daran war, diese erste in Wien gesehene Barrikade niederzureißen." Auch der in alle vormärzlichen Staats- und Hofgeheimnisse tief eingeweihte Graf Hartig läßt sich in seiner bekannten Schrift die Aeußerung entschlüpfen, daß es „selbst in den nächsten Umgebungen des Hofes" Männer gab, welche nicht nur in den im ganzen Reiche geäußerten „Tadel oder Zweifel gegen die Regierung" mit einstimmten, „sondern darin so laut wurden, daß der Kaiser (!) sich kurze Zeit vor den Märzereignissen bestimmt fand, darüber eine ernste Erinnerung zu erlassen."

Eine andere in den höchsten Regionen vertretene Partei dagegen war — was wir aus Unparteilichkeit gleichfalls erwähnen müssen — nicht aus dynastischen, sondern aus rein bigotten Skrupeln auf die Staatskonferenz sehr übel zu sprechen. Letztere war nämlich aus ganz gleichen Motiven wie Kaiser Franz, dem jede andere Macht im Staate als die seine ein Gräuel war, nie Willens, der Kirche die „volle mittelalterliche Herrschaft" einzuräumen, und die Gegnerin aller jener geistlichen Orden, welche, wie jene der Jesuiten und Ligourianer, eine solche Herrschaft überall wieder aufrichten wollen. Die hohen Gönner und Gönnerinnen der Jesuiten und Ligourianer in Oesterreich kamen daher mit der Staatskonferenz ernstlich in Konflikt, als die „kirchliche Partei" im Jahre 1847 die Forderung stellte, daß die aus der Schweiz vertriebenen Väter der Gesellschaft Jesu in Oesterreich aufgenommen und denselben das Theresianum und andere Schulanstalten anvertraut werden sollen.

## 18.

Ein solches Regiment, wie jenes der Staatskonferenz, das außer sich selbst keine feste Stütze hatte, mußte bei dem leisesten Anstoß von Innen oder von Außen zusammenbrechen, selbst dann, wenn es in der finanziellen Lage sich befunden hätte, einen solchen Anstoß durch die Entfaltung der geeigneten Militärgewalt entweder hintanhalten oder ihm wenigstens die Spitze bieten zu können. Das Letztere war aber durchaus nicht der Fall. Der Zustand der österreichischen Finanzen am Anfange des Jahres 1848 war kein beruhigender, und die Bevölkerung fühlte sich durch denselben thatsächlich sehr beunruhigt. Während andere Staaten die langen Friedensjahre von 1815 bis 1847 dazu benützt hatten, ihre Finanzen zu ordnen, den Volkswohlstand zu heben, wurde in Oesterreich die Staatsschuld von 393 Millionen Gulden auf 748 Millionen hinaufgetrieben, schloß hier jedes Verwaltungsjahr mit einem Defizit von vielen Millionen Gulden, waren die Geldverlegenheiten der Regierung namentlich in den vierziger Jahren so groß, daß dieselbe thatsächlich häufig in die Lage kam, von einigen bedeutenderen Banquiers in Wien sich Bedingungen diktiren lassen zu müssen, da sie von der Gnade dieser Geldmänner völlig abhängig war. Abgesehen von den vielen Millionen, die im Interesse der Legitimität in Spanien und anderwärts hinausgeworfen wurden, wäre es ungerecht, der vormärzlichen Regierung den Vorwurf der Unwirthschaftlichkeit zu machen. Aber eine unglückliche Finanzmaßregel, die Verlosung der älteren Staatsschuld, vergrößerte von Jahr zu Jahr die Zinsenlast des Staates, ohne ihm neues Kapital zur Aufschließung neuer Quellen des Nationalreichthums dafür darzubieten. Und in einem Punkte besaß die vormärzliche Regierung wirklich einen Charakter von Väterlichkeit. Sie konnte sich nämlich nicht dazu entschließen, so berechtigt sie dazu gewesen wäre, die Last der wenig bebürdeten Steuerträger zu vergrößern. Sie häufte Jahr aus Jahr ein lieber Anlehen auf Anlehen, um nur nicht neue Steuern und Abgaben einführen oder die bestehenden erhöhen zu müssen. Diese freilich ganz und gar unkluge Finanzpolitik trug wesentlich die Schuld daran, daß der Credit Oesterreichs bereits in den vierziger Jahren tief erschüttert war. Ja, die Furcht vor einem Staatsbankerotte, so übertrieben sie nach den seitherigen Erlebnissen damals auch war, fing im Jahre 1847 an nicht blos bei den Schwarzsehern, deren Zahl zu jeder Zeit groß ist, sondern selbst im großen Publikum zu grassiren. Das Vertrauen in die Sicherheit der Nationalbank, ja selbst in die Solidität der Sparkassen sank immer tiefer, und allgemein war die Ansicht verbreitet, daß blos ein revolutionäres Ungewitter in Europa auszubrechen brauche, um den öffentlichen Kredit in Oesterreich vollständig lahm zu legen, die Nationalbank zur Einstellung ihrer Baarzahlungen zu nöthigen und einen Staatsbankerott unausweichlich zu machen. Den damaligen übertriebenen Besorgnissen muß allerdings die Thatsache entgegengestellt werden, daß sich die Kübeck'sche Finanzverwaltung zu Ende des Jahres 1847 in der wirklich peinlichen Verlegenheit befand, die zur Verstärkung der italienischen Armee nöthigen Geldmittel nicht herbeischaffen zu können.

Somit glauben wir die theils allgemein europäischen, theils spezifisch-österreichischen, theils endlich die lokalen Ursachen nachgewiesen zu haben, welche eine Revolution in Wien, im ganzen übrigen Oesterreich zur natürlichen, unausbleiblichen Folge haben mußten. Die allgemein europäischen Ursachen lagen in den Zeitverhältnissen. In dem Körper Europa's hatte sich eine Masse von Krankheits-

stoffen und schlechten Säften angesammelt, welche gewaltsam ausgestoßen werden mußte. In der That schien die



Der Zigarrenrummel in Mailand am 3. Jänner 1848.

europäische Staatsordnung, welche die ihren Völkern wortbrüchig gewordenen Fürsten im Jahre 1815 hergestellt und durch Bajonnete, Polizei und Jesuiten aufrecht erhalten hatten, im Jahre 1848 vollständig zusammenzubrechen. Alle staatlichen Verhältnisse in Europa fingen mit einem Male zu wanken an und mußten zum Theile, wenn auch blos vorübergehend, ganz neuen Verhältnissen weichen. Die Revolution machte einen Rundzug durch den

europäischen Kontinent, und sie fand unter allen Völkern eine solche Masse begeisterter, selbstsuchtsloser Kämpfer, daß den Fürsten nnd ihren Anhängern im ersten Augenblicke nichts übrig blieb, als sich für besiegt zu erklären, und den Ideen nnd Forderungen des Tages die weitgehendsten Zugeständnisse zn machen. Die nun überall losbrechenden Bürgerkriege nahmen schon im Jahre 1847 in der Schweiz ihren Anfang. Hier rebellirten die Jesuiten und ihre Anhänger gegen die Institutionen eines freien Volkes. Wir haben bereits erwähnt, daß das österreichische Kabinet sich Mühe gab, den Jesuiten zu Hilfe zu kommen. Es wurde durch die Eifersucht Frankreichs daran gehindert, aber wer weiß, ob es nicht trotzdem zu Gunsten seiner Schützlinge eingeschritten wäre, wenn dieselben in offener Feldschlacht auch nur ein einziges Mal gesiegt haben würden. Zwischen der Staatskonferenz, dem entscheidenden Regierungsorgane, und der klerikalen Partei in Oesterreich kam es der schweizerischen Angelegenheit wegen zu einem vollständigen Bruche, der zum Sturze des Fürsten Metternich wesentlich mitbelgetragen haben mag. Die Staatskonferenz gab nämlich dem Drängen der Klerikalen, welche durchaus den Jesniten den Beistand Oesterreichs verschaffen wollten, nicht nach, trotzdem sich die Klerikalen der einflußreichsten Fürsprecherinnen erfreuten. Die Staatskonferenz wollte den Jesniten nicht zu Hilfe kommen, weil die Letzteren faktisch gegen die gesetzliche Ordnung sich empörten und weil durch das Einschreiten Oesterreichs die lokale Angelegenheit der Schweiz jedenfalls eine europäische geworden wäre. Die gnädige Aufnahme, welche die nachher ans der Schweiz vertriebenen Jesuiten in Oesterreich fanden, beweist, daß es vorwiegend die Besorgniß vor einem Weltkriege war, die Oesterreich nöthigte, seine neutrale Haltung nicht aufzugeben. Trotzdem es nämlich der Regierung bekannt sein mußte, daß die öffentliche Meinung in ganz Oesterreich gegen die Jesuiten nnd deren Helfershelfer Partei genommen hatte, nahm sie demungeachtet die Vertriebenen ganz besonders huldvoll anf, ließ sie in Oesterreich sich niederlassen, und mehr als einer von diesen Schweizern wurde, gleichsam zum Lohne für den an seinem Vaterlande begangenen Hochverrath, von der österreichischen Regierung mit einer fetten Beamtenpfründe ausgestattet nnd bis an sein Lebensende glänzend versorgt. In Wien wnrde, wie wir aus Aufzeichnungen ans jener Zeit ersehen, über die Sorgfalt, mit der sich die Regierung der verjagten Schweizer annahm, viel gelacht und manch' derber Witz losgelassen. Ein solcher Wiener Witz lautete: „Weil das Rindfleisch in Wien so theuer ist, hat die Regierung auf ihre Kosten Schweizer Ochsen kommen lassen.“ Wenn die Wiener damals schon hätten ahnen können, daß mancher dieser Schweizer späterhin der Reaktion in Oesterreich ein so schneidiges Werkzeug abgeben werde, sie würden wohl nicht so geringschätzend von ihnen gesprochen haben.

Die Revolutionen des Jahres 1848 nahmen in den ersten Tagen des Monats Jänner in Sizilien ihren blutigen nnd siegreichen Anfang. Ein unter der länger dauernden Herrschaft englischer Staatsgrundsätze an eine liberale politische Leitung gewöhntes Volk erhob sich hier gegen eine despotische barbarische Regierung. Im ersten Augenblicke konnte natürlich Niemand ahnen, daß diese Volkserhebung eine größere Tragweite haben werde, daß sie gleichsam bestimmt sei, den übrigen Völkern zum ermuthigenden Beispiele zn dienen. Erst kurze Zeit später vermochte man die volle Bedeutung dieses Aufstandes zu ermessen. In ganz Italien schlug nun die, wie alle Welt wußte, schon seit Jahren glimmende Revolution in hellodernden Flammen empor. Der Tyrann auf dem Königsthrone in Neapel, der jesuitische Ferdinand, durch seine despotische Regierungsweise der Haupturheber der Revolutionen in seinen beiden Königreichen, verlieh nun, nachdem er in Sizilien sich nicht mehr behaupten konnte, Neapel eine konstitutionelle Verfassung nach französischem Zuschnitte (29. Jänner 1848), durch die er sich im Besitze dieses Königreiches zu erhalten hoffte. Er wurde dadurch Oesterreich gegenüber vertragsbrüchig, da er gegen das Wiener Kabinet, gleich den meisten anderen italienischen Souveränen, die Verpflichtung eingegangen war, sich mit dem Absolutismus nicht in Widerspruch zu setzen nnd den Freiheitsbestrebungen keine Konzessionen zu gewähren. In Sizilien errichtete gleichzeitig die siegreiche Revolution eine provisorische Regierung, den greisen Fürsten Ruggiero Settimo, einen erprobten Ehrenmann, die „Fahne Siziliens“, als Präsidenten an der Spitze. Wenige Tage später begann in Piemont die Agitation um eine Verfassungsverleihung, und die Eifersucht des Königs von Sardinien, Karl Albert, gegen seinen erlauchten Bruder von Neapel, der ganz wider seinen Willen als der erste konstitutionelle Fürst Italiens gefeiert wurde, trug in Turin wesentlich dazu bei, daß ohne viele Schwierigkeiten schon nach wenigen Tagen (8. Februar) die Proklamirung einer Verfassung erfolgte. Der milde Großherzog von Toskana ließ sich zur Gewährung einer Verfassung fast gar nicht drängen. Er ertheilte eine solche seinem Volke (17. Februar) mit der Versicherung, daß schon sein Großvater daran gedacht habe, die in derselben enthaltenen Freiheiten nnd Bürgschaften zu geben. Toskana, dessen Dynastie mit dem österreichischen Kaiserhause so nahe verwandt ist, sagte sich durch diesen Schritt gleichfalls von Oesterreich los. Gleichzeitig rüstete sich auch der Kirchenstaat, um in die Reihe der konstitutionellen Staaten überzutreten. Der heilige Vater sah sich nämlich genöthigt (12. Februar), ein neues Ministerium anzunehmen, in dem auch einige Weltliche (Laien) Sitz und Stimme hatten. Durch den Ausbruch der Pariser Februarrevolution wurde der Papst vier Wochen später (14. März) gezwungen, seine Völker gleichfalls mit den Wohlthaten „einer Konstitutionsurkunde“ zn beschenken.

Für Oesterreich, oder vielmehr für das System seiner Machthaber, war die revolutionäre Bewegung in Italien aus mannigfachen Gründen von großer Gefahr. Sie steigerte die Aufstandsgelüste in dem lombardisch-venetianischen Königreiche, dessen Bevölkerung immer schwieriger, immer unzufriedener wurde, und in welches von Wien aus nicht genug Truppen hineingesandt werden konnten, um einen Ausbruch des allgemeinen Ingrimms über das „österreichische Joch“ niederzuhalten. In Wien war man sich schon im Jahre 1847 darüber vollkommen klar, daß man nur mit Kanonen und Bajonneten seine Herrschaft über die Lombarden und Venetianer behaupten, daß man weder durch Konzessionen noch durch „kluges Temporisiren“ die Italiener daran gewöhnen könne, die österreichische Herrschaft erträglich zu finden. Es ist begreiflich, daß die Regierenden es daher unter-

ließen, den Volksforderungen gegenüber sich nachgiebig zu erweisen, sie konnten es aber nicht verhüten, daß die Stimmung der Bevölkerung in Folge der fortwährenden Truppenverstärkungen immer feindseliger wurde. Diese Feindseligkeit kam nun bei den verschiedensten Anlässen und in der Form der mannigfachsten Exzesse zum Ausbruche. Die Bewegungspartei, in den lombardischen Städten besonders zahlreich vertreten, forderte in geheimen Proklamationen die Bevölkerung auf, sich des Tabakrauchens und des Lottospiels zu enthalten (um dadurch „dem fremden Unterdrücker“ in seinen Einkünften zu schaden) und J e d e n zu insultiren, der es wagen sollte, sich diesem Verbote zu widersetzen. Die Befolgung dieses Verbotes, und das Streben, demselben allgemeine Achtung zu verschaffen, rief schon am Ende des Jahres 1847 in Mailand die ersten revolutionären Exzesse hervor. Diese Exzesse nahmen in den nächsten Tagen Dimensionen an, welche dem Wiener Kabinete große Verlegenheiten bereiteten. Am 2. Jänner 1848 (einem Sonntage) wurden den rauchenden Zivilisten, aber auch einigen Offizieren in Uniform die Zigarren aus dem Munde geschlagen. Am nächstfolgenden Tage gingen die Soldaten auf Anstiften der Offiziere massenweise in den Straßen spazieren, mit Zigarren im Munde. Die italienischen Grenadiere hatten sogar in jedem Mundwinkel eine Zigarre, sie bliesen wohlgemuth Dampfwolken in die Luft und, wie die Italiener sagen, den Zivilisten die glühende Asche ins Gesicht. Bald bildeten sich Zusammenrottungen, es dauerte nicht lange und man ging von mündlichen Beleidigungen zu Thätlichkeiten über, man griff die Soldaten an, bewarf sie mit Steinen, Blumentöpfen u. s. w. Es entstand ein förmlicher Anlauf, Dolch und Messer kamen zum Vorschein, es fanden Verwundungen statt. Die in Bereitschaft gehaltenen Truppen rückten nun aus, mit Steinen beworfene Dragoner sprengten die Volkshaufen auseinander — unter ihren Hieben fanden fünf, nach italienischen Angaben einundsechzig, Menschen den Tod, der Verwundeten war eine große Zahl. Dieser Vorfall machte in ganz Europa unermeßliches Aufsehen und hatte für das Wiener Kabinet die unangenehme Folge, daß allseitig für die Italiener und gegen das „barbarische“ Verfahren der österreichischen Soldaten Partei genommen wurde. Graf Hartig, der Verfasser der schon oft zitirten „Genesis“ gesteht selbst: „Das Unpassendste, was geschehen konnte, war dasjenige, was am 3. Jänner 1848 in Mailand geschehen ist: daß nämlich einige Hundert Soldaten, welchen die Unruhestifter das Rauchen der Zigarren nicht mehr gestatten wollten, in der seit längerer Zeit gefaßten Ueberzeugung, durch die Behörden nicht vor dem Uebermuthe des Pöbels geschützt zu werden, e i g e n m ä c h t i g s i c h s e l b s t d u r c h i h r e W a f f e n R e c h t z u v e r s c h a f f e n s u c h t e n, u n d i n b l i n d e m R a c h e g e f ü h l S c h u l d i g e u n d U n s c h u l d i g e n i e d e r m a c h t e n. Diese unglückliche Selbsthilfe mußte den Feinden der österreichischen Regierung in Italien Vorschub in ihren Bemühungen leisten, das Volk in fanatische Aufregung zu versetzen.“ Von diesem Momente an finden wir nämlich, daß Seitens der Italiener kein Mittel unversucht blieb, die Massen gegen die österreichische Regierung aufzureizen, und dieselbe in der Meinung Europas herabzuwürdigen. Abgesehen davon, daß ganz ähnliche Exzesse, wie sie nun in Mailand an der Tagesordnung waren, in allen übrigen Städten in Szene gesetzt wurden, betrieb nun N a z z a r i, einer der Deputirten der „Feigheitshalber“ verachteten l o m b a r d i s c h e n Zentral-Kongregation, die Erledigung seines in dieser Körperschaft am 9. Dezember 1847 gestellten Antrages auf Einsetzung einer Kommission zur Ergründung der Ursachen der im Lombardischen bestehenden allgemeinen Unzufriedenheit. M a n i n und T o m m a s e o verlangten in der v e n e t i a n i s c h e n Zentral-Kongregation die Einsetzung einer solchen Kommission für Venedig, gingen aber mit ihren Forderungen noch weiter, da sie gleichzeitig eine unabhängige nationale Regierung für Venedig verlangten, das mit dem übrigen Oesterreich blos den Monarchen gemeinsam haben sollte. Die Betreffenden wußten natürlich, daß es dem Wiener Kabinete nicht möglich sei, auf ihre Zumuthungen einzugehen. Darauf kam es ihnen aber auch nicht an, sondern vielmehr darauf, den Beweis zu liefern, daß die Regierung in Wien unfähig sei, den Wünschen der Italiener zu willfahren. Die von den österreichischen Behörden angeordnete Verhaftung der Deputirten Manin, Tommaseo und anderer Volksmänner goß Oel in das Feuer der ohnehin überhitzten Leidenschaften. Die Universitäten mußten geschlossen werden, der Soldat wurde, wo er sich allein blicken ließ, wie ein Vogelfreier behandelt, alle Straßen der Städte widerhallten von Hymnen auf den Papst, auf Mazzini, auf die Einheit Italiens, Alles trug revolutionäre Abzeichen zur Schau und jeden Morgen waren zahlreiche Mauerwände mit Anschlägen beklebt, in denen zur Ausdauer, zur Sammlung auf den bevorstehenden Freiheitskampf, zur Ermordung der fremden Unterdrücker u. s. w. aufgemuntert wurde. Die Regierung befand sich in dem lombardo-venetianischen Königreiche in einer wahrhaft verzweifelten Lage. Nachdem, von Parma und Modena abgesehen, alle übrigen italienischen Staaten sich mit konstitutionellen Einrichtungen versehen hatten, konnte sie sich nicht mehr der Täuschung hingeben, daß der Absolutismus, den sie schon mit Rücksicht auf die übrigen Theile Oesterreichs auch in ihren italienischen Provinzen aufrecht halten mußte, in denselben noch fortbestehen könne. Die Abneigung der Italiener gegen die österreichische Herrschaft hätte es aber der Regierung, ganz abgesehen von ihren leitenden Grundsätzen, unmöglich gemacht, den konstitutionellen Forderungen nachzugeben, da der erste Beschluß eines von ihr nach Mailand oder Venedig berufenen Parlamentes voraussichtlich die Ausscheidung aus dem österreichischen Kaiserstaate, eventuell die Lostrennung von demselben verlangt haben würde. Es rächte sich an Oesterreich furchtbar, daß es in seinem italienischen Antheile die zwanziger und dreißiger Jahre ungenützt vorüberstreichen ließ und statt durch kluge Reformen den nationalen Wünschen der Italiener entgegen zu kommen, den Bestand seiner Herrschaft von Staatsverträgen abhängig gemacht hatte, die es keinem italienischen Fürsten gestatteten, von seinen Souveränitätsrechten auch nur ein Jota aufzugeben und den politischen Ideen der Zeit das geringste Zugeständniß zu machen. Oesterreich hielt seinen italienischen Antheil blos militärisch besetzt, es wurzelte nicht darin, es hatte dort eine Armee tapferer Soldaten, den tüchtigen alten Radetzky an der Spitze, die für Oesterreich war; in der Bevölkerung aber, wenigstens in dem gebildeten, den Ausschlag gebenden Theile derselben, hatte

Oesterreich nur Gegner und Hasser sich herangezogen, die weder durch Milde noch durch Härte umzustimmen waren.

## 19.

Es ist schon in einem früheren Abschnitte (S. 60 ff.) hervorgehoben worden, daß in den freisinnigen Kreisen Wien's mit einzelnen Helden der italienischen Einheitsbewegung namentlich mit dem Papste ein förmlicher Kultus getrieben wurde. Diese Theilnahme für Italien nahm in Wien Angesichts der dort sich vollziehenden Ereignisse in der bezeichneten Schichte seiner Bevölkerung außerordentlichen Aufschwung. Es liegen uns Aufschreibungen aus jenen Tagen vor, aus denen hervorgeht, daß der in den Wiener Regierungsblättern im Auszuge mitgetheilte und einer scharfen Kritik unterzogene Brief Mazzini's an den Papst auf weitere Kreise des Publikum's einen mächtigen, andauernden Eindruck machte, „wie noch selten eine große Staatsangelegenheit.“ In diesem mit leidenschaftlicher Erregung geschriebenen offenen Brief forderte der Agitator Mazzini den heiligen Vater auf, sich an die Spitze der nationalen Bewegung Italiens zu stellen, welche sonst vom Kreuze sich losreißen und ihre eigenen Wege gehen würde. Der Papst wies diese Zumuthung entrüstet zurück. Die für den heiligen Vater natürlich höchst gleichgiltige Folge davon war, daß er von den Wiener Radikalen nunmehr fallen gelassen und die bisher ihm gezollte Verehrung auf Mazzini übertragen wurde. „Im Lesevereine — heißt es in einer handschriftlichen Mittheilung vom Jänner 1848 — kann man sich an dem Sendschreiben Mazzini's nicht satt lesen, es wird hier, trotz anderer wichtiger Ereignisse, schon seit acht Tagen darüber hin- und hergesprochen und sein Pathos hat für die meisten eine unwiderstehliche Wirkung. Noch größere Sensation hat das Schreiben unter den Studenten gemacht, die es sich in den Kaffeehäusern nun Tag für Tag laut vorlesen lassen, und von denen es Viele schon Wort für Wort auswendig wissen. Ein auf der Wieden wohnender Fantast hat nach der Mazzini'schen Schablone ein Schreiben an den Erzherzog Johann verfaßt, worin er denselben auffordert, sich an die Spitze des deutschen Volkes zu stellen, dem sonst nichts übrig bliebe, als sein Heil in einer Republik zu versuchen. Wenn nur nicht die Polizei dahinter kommt....“ Diese Wiener Mazzinisten hatten übrigens nicht blos Ursache vor der Polizei ihre Sympathien zu verbergen, auch vor der Masse der Bevölkerung hatten sie sich in Acht zu nehmen. Die Stimmung des kaiserlich-gesinnten Bürgerstandes, der unteren Volksklassen in Wien, war den Italienern nicht günstig. Viele diesen Volksklassen angehörige Urlauber mußten nun einrücken und wurden nach Italien geschickt, von wo die dort befindlichen Soldaten an ihre in Wien lebenden Angehörigen über die Behandlung, die ihnen dort von der Bevölkerung zu Theil wurde, die schlimmsten Mittheilungen machten. Die Wiener machten aus Mißmuth über die Italiener auf dieselben die bösesten Witze. „Die Mailänder,“ sagten sie unter Anderen, „sind die Affen von uns Wienern. Weil wir unter Kaiser Franz einen Bäcker- und später einen Mehlrummel gemacht haben, so glauben sie, daß sie unter Kaiser Ferdinand einen Zigarrenrummel zum Besten geben müssen.“ Die Regierung, welche diesen Zigarrenrummel natürlich mit viel ernsteren Augen ansah, hatte nichts davon, daß die Wiener den Italienern nichts Gutes wünschen wollten. Nicht einmal die Stimmung in Wien war in Folge dessen eine der Regierung freundlichere geworden, und die Noth der unteren Volksklassen hatte auch im Winter vom Jahre 1847 auf 1848 eine Ausdehnung angenommen, die gewiß geeignet war, der Regierung Besorgnisse einzuflößen. Die Arbeitslosigkeit, der Stillstand der Geschäfte nahmen beim Eintritte des Winters abermals stark überhand, in den Preisen aller Lebensmittel trat abermals eine beträchtliche Steigerung ein, in den Straßen und Gassen wimmelte es wieder von zerlumpten, hungernden Proletariern, deren Weibern und Kindern, und die Unsicherheit in Wien während der Nachtstunden erreichte wieder einen bedenklichen Höhegrad. Die Plünderungen von Bäckerläden kamen wieder in den Vorstädten und in der Umgebung Wien's häufiger vor, und nach schriftlichen Mittheilungen aus jenen trüben Tagen entnehmen wir, daß bei diesen Plünderungen theilweise die rohesten Exzesse begangen wurden. „Während sich das Gesindel (heißt es in einer dieser Mittheilungen vom Jänner 1848) in den beiden vorigen Jahren meistentheils damit begnügte, aus den Bäckerläden das Brod zu schnipfen und mit demselben dann Reißaus zu nehmen, thut es heuer, als ob es sich gar nicht mehr fürchte, weder vor den Bäckern, noch vor der Polizei. Es dringt schaarenweis in die Bäckerläden ein, läßt sich beim Brodzusammenräumen hübsch Zeit, schlägt den Bäcker oder seine Leute, wenn sie sich darüber aufhalten, zu Boden und läßt es selbst auf eine Rauferei mit der Polizei ankommen, wenn dieselbe zufällig dazu kommt. In Gaudenzdorf haben die Weber aus einem dortigen Bäckerladen nicht nur das Brod fortgenommen, sondern auch das zugesperrte „Geldladel“ aufgesprengt und die ganze Baarschaft sich angeeignet. Der dortige Bäcker ist ein ruinirter Mann, denn sie haben auch alle seine Bücher und Papiere vernichtet, aus lauter Zerstörungswuth.“ Nach einer anderen Aufzeichnung aus jener Zeit ereignete es sich (um den 30. Jänner 1848 herum) sogar, daß „ein in später Abendstunde auf der Schönbrunnerstraße fahrender Hofwagen von einem Haufen von Brodlosen angefallen wurde, die den Wagen aufhielten und erst weiterfahren ließen, nachdem der Kutscher seinen Geldbeutel preisgegeben hatte.“ Ein solches Attentat auf die Hofwägen war übrigens im Jahre 1848 nicht mehr ganz neu. Schon im April 1847 wurde den „Grenzboten“ geschrieben: „ein Hofwagen soll auf dem Wege nach Schönbrunn von den Hungrigen und Durstigen angehalten worden sein“, und dieser Vorfall als die Veranlassung zur Einführung der weiter oben (S. 54) erwähnten „politischen Reserve“ bezeichnet.

Namentlich die besitzenden Klassen, und in erster Reihe der Mittelstand, fühlten sich durch diese Vorkommnisse in hohem Grade beunruhigt. Wir sehen hier von den Spitzen des Bürgerthums vorläufig ab, die mit den Wortführern der politischen Opposition in den Ständeversammlungen, in der Zeitungspresse, in den verschiedenen Vereinen und Korporationen in lebhaftem Verkehre und Gedankenaustausche

sich befanden und in den ersten Wochen des Jahres 1848 schon darauf vorbereitet waren, daß eine große Krisis in Europa bevorstehe, die möglicherweise auch in Oesterreich eine Umgestaltung der Dinge herbeiführen werde. Auch die Masse des Bürgerstandes, die es damals noch nicht gewohnt des Februar 1848 durch zwei politische Erscheinungen in Anspruch genommen, deren Auftauchen sie Wochen lang in Spannung erhielt, und sie plötzlich antrieb, sich auf das lebhafteste für die Lage Oesterreichs zu interessiren. Diese beiden Erscheinungen waren zwei politische Schriften, von



Nächtlicher Ueberfall eines k. k. Hofwagens (Ende Jänner 1848).

war, sich mit dem Lesen politischer Journale zu befassen, deren politische Bildung damals noch höchst dürftig war, und für welche nur große Staatsereignisse packend genug waren, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihr Nachdenken zu beschäftigen, auch diese große Mehrzahl der bürgerlichen Klasse in Wien wurde schon in den ersten Tagen denen die eine hauptsächlich nur in Wien außerordentliches Aufsehen erregte, während die andere in ganz Oesterreich eine Wirkung machte, die mit dem Gehalte dieser Schrift in gar keinem Verhältnisse stand.

## 20.

Ende Jänner 1848 langten in Wien die ersten Sendungen eines im Verlage von Hoffmann und Campe erschienenen, also von der Zensur vervehmten zweibändigen Buches an, dessen Titel „*Sibylliaische Bücher aus Oesterreich*“ lautete. Der ungenannte Verfasser dieses Werkes machte darin dem „Systeme“ und seinen „Männern“ die unversöhnlichste Opposition. Er unterzog das „System“ einer Kritik, deren Schärfe und Rücksichtslosigkeit alles bisher dagewesene übertraf. Er deckte die Schäden und Schwächen der Staatskonferenz, die Gebrechen ihrer hochstehenden Persönlichkeiten mit einer Kenntniß der Verhältnisse, mit einem Freimuthe, einer Offenheit auf, die geradezu überraschen. „Möge nie die Zeit kommen“, heißt es in den „Sibyllinischen Büchern“, „die rath- und that-, darum trostlose Zeit, wo die herrliche Austria die Hände ringend, sich die Haare raufend, thränenlosen Auges rufen wird: „Gied mir, Clemens (Metternich), die verlorenen dreißig Jahre wieder!“ Diese Zeit war bald darauf gekommen und mit ihr der Augenblick für Oesterreich, seine Lenker zur Rechenschaft zu ziehen, die es um mehr als dreißig Jahre, vielleicht um seine ganze Zukunft betrogen.

*Schuselka*, dem das Manuskript dieses Werkes ohne Angabe des Autors durch Vermittlung des Baron *Doblhoff* im November 1847 nach Hamburg übersendet wurde, damit er dasselbe dem Buchhandel übergebe, schrieb nach der ersten Durchlesung nach Wien zurück: „Ich verehre den Verfasser der „Sibyllinischen Bücher.“ Ich halte dafür, daß im Vergleiche zu diesem Werke Alles, was bisher über Oesterreich geschrieben, schülerhaftes Zeug ist. Mit dem Buche beginnt eine neue Epoche unserer politischen Literatur.... Wäre ich der Verfasser, so würde ich mich auf dem Titel nennen und ruhig auf der Burgbastei und dem Ballplatze spazieren gehen. Kann dies der verehrte Verfasser nicht, so möge das Buch anonym erscheinen. Es ist so gewaltig und ehrwürdig, daß die Gegner gewiß nicht wagen werden, Gewaltschritte zu thun. Sollten sie es aber, so hat der Verfasser doch nichts zu fürchten, denn das Werk verräth ihn schon deshalb nicht, weil man nicht leicht errathen wird, wer in Oesterreich ein so großes Staatsgenie sei...“ In der That muß man dem Verfasser der „Sibyllinischen Bücher“ zugestehen, daß *die Existenzbedingungen Oesterreichs* mit einer Klarheit und Bestimmtheit von ihm ausgemittelt wurden, wie dies vor ihm nur Wenigen gelungen ist. Das Werk erntete bei seinem Erscheinen auch einen glänzenden Erfolg, und es verdankte dies den in ihm verborgenen Reichthume von neuen und kühnen Ideen, es verdankte dies dem schwungvollen Tone, in dem darin gesprochen wurde, der reifen Bildung, die sich darin kundgab, dem hohen Standpunkte, von dem alle politischen und sozialen Verhältnisse beurtheilt wurden, welcher hohe Standpunkt es allein dem Verfasser möglich machte, *die seither eingetretenen Ereignisse in überraschendster Weise vorherzusagen.* Aber, um der historischen Gerechtigkeit zu genügen, können wir nicht verschweigen, daß das Buch auch seine Schattenseiten hat, daß eine gewisse Turbulenz der Ideen deren Klarheit beeinträchtiget, daß die Anordnung derselben zuweilen geschmacklos, und daß die Bilder in echt-vormärzlich-österreichischer Weise darin auf das Ueppigste wuchern. Wir glauben diese Aussprüche bekräftigen zu sollen, und zitiren zu diesem Behufe die nächstfolgenden Sätze aus den „Sibylliaischen Büchern“:

„Das Fortbestehen des österreichischen Staates, als *Länderkomplex* und *Monarchie*, ist *zur Erhaltung der Ruhe Europa's, zum Wachsthum und Gedeihen aller bürgerlichen Einrichtungen in Deutschland*, wie zur *Zivilisation des Ostens*, sowohl *historisch* als *moralisch gleich nothwendig*... Deutschland und Oesterreich bilden die Brücke zwischen Nordsee und Mittelmeer, zwischen Rhein und Wolga. Damit aber dieser Bau fest dastehe, stark gewurzelt im Strombette der Zeit, muß er homogen sein ... Der Schub der Bogen darf nicht einseitig, er muß nach allen Seiten gleich gerichtet sein, *oder die Brücke stürzt ein.* Oesterreich kann also hinter Deutschland nicht zurückbleiben ... Wie für Deutschland das *südliche Italien*, bildet jetzt das *nördliche* die *unnatürlichste* Angliederung der österreichischen Staaten ... Eher werden sich Slaven und Deutsche verstehen lernen und sich wechselseitig annähern, als dies je zwischen Italienern und Deutschen der Fall sein kann. Darum wünschen wir Italien seinem natürlichen Drange nach bürgerlicher, politischer und kirchlicher Selbstbildung überlassen zu sehen ... Als Ersatz für das nördliche Italien wünschen wir dagegen, daß die Donaugebiete, die Länder bis zum Balkan, dem österreichischen Szepter unterthänig würden ... Noch muß *Rußland* den Kampf um die mit Deutschland und Oesterreich verbundenen slavischen Nationalitäten mit diesen beiden Staaten auskämpfen, *und schmachvoll wird Oesterreichs Schicksal sein, läßt es sich überraschen.* Auf diese Wahrscheinlichkeit hin kann Rußland Großes bauen, weil auch Deutschland einen großen Theil seiner Kraft durch eine Schwächung des österreichischen Länderkomplexes verliert ..... Statt alle Völker Oesterreichs *das österreichische Element hochschätzen und deshalb lieben zu lehren*, indem die Regierung selbst die *Leuchte der Aufklärung und des Fortschrittes* ergriff und sie vorantrug, was that und thut sie da? ... Die engherzige, zagende Kabinetspolitik Oesterreichs ist es, welche bereits die Böhmen zu *Czechen*, die Ungarn zu *Magyaren* machte; sie wird die Italiener zu *Römer* machen ... *Die Regierung Oesterreichs hat für den Panslavismus und ein freies Italien mehr gethan, als ihre Feinde hoffen durften ... Der Kaiserstaat zählt wohl achtunddreißig Millionen Unterthanen, aber nicht* **einen** *politischen Bürger, nicht* **einen** *Menschen, der aus moralischen und historischen Gründen als* **Oesterreicher** *stolz sein könnte* ... Wie schlecht hat also die Monarchie ihr Geschäft verstanden! Wie sollten Sicherung und Gesinnung, Aufopferung und Selbstbewußtsein in die Klassen hinter Adel, Geistlichkeit, Militär und Beamten kommen, wenn gedachte patriotische Tugenden gerade dem Bessern selbst fehlten, wenn die niederen Klassen nur zu deutlich fühlten, daß sie (in Oesterreich) zu nichts auf der Welt da sind, als

Steuern zu zahlen .. Was ist also der Begriff Vaterland für den Oesterreicher? Worin liegt er (der österreichische Vaterlandsbegriff) für den Ungar, den Böhmen, den Italiener? Ueberall findet er ihn nur in den drei mystischen Worten, in der Dreifaltigkeit von Hof, Staat und Aerar... Der Oesterreicher hat kein Vaterland!... Doch gegen den allgemeinen Schlagfluß der Monarchie haben wir ja Bittgänge nach Maria-Taferl, wo wir die heilige Jungfrau, damit sie uns ja nicht versteht, als elfenbeinernen Thurm, als goldenes Haus, als Arche des Bundes anflehen; wir haben die Litaneien, wo wir einzuschalten gut thäten:

Erlöse uns von den Russen!
Vernichte unsere Feinde!
Schlage sie mit Blindheit, damit wir sie auf's Haupt schlagen!
Erlöse uns von den Slaven!
Bewahre uns vor uns selbst!
Heiliger Ignaz,
Heiliger Franz Xaver,
Heiliger Jakob Lainez,
Heiliger Franz Borgia,
Heiliger Mariana,
Heiliger Busenbaum,
Heiliger Pater Lamormaln,
Heiliger Pater Loriquet,
} Bitt für uns!
u. s. w., u. s. w.

Wir haben die kräftige Fürbitte Roms, den heiligen Geist zur Erleuchtung und das „neue Gebet, das wir erst kriegt hab'n.“ Es gibt Leute, denen der Staar mit einem Küchenmesser gestochen werden muß... **Wie Oesterreich den Beruf zur Erhaltung der Monarchie hätte erfüllen sollen.** Ja, wir wollen lustig sein, und uns die Kehrseite vor Augen halten. Völker Oesterreichs, du brausender, ruhmeslustiger Ungar, ihr heißblütigen Illyrier, du verstandeskühler Italiener, dem nur die Allmacht des Geistes imponirt, du fröhlicher Oesterreicher, ihr anstrebenden Böhmen und ehrgeizigen Polen, und ihr Alle, die ihr berufen seid, unter Oesterreichs Szepter aus Deutschen und Slaven ein Volk zu bilden, das die Strahlen einer Sonne in dem Brennpunkte aller seiner Kräfte aufnimmt und aus der Schale der Kaiserkrone den Götternektar des Ruhmes schlürft, Oesterreicher! denket euch, daß die beiden Allmütter, Germania und Slawa hoffnungs- und vertrauensvoll dem Fluge von Austria's Doppelaar entgegenblicken; denkt euch, daß Oesterreicher und Deutsche vollbrachten, was den Russen nicht gelang: die Länder südlich der Unna und Save, der Donau und der siebenbürger Päße, bis an den Drin, den alten Orbelus und Hämus geistig zu erobern, geistig zu entreißen dem weltgeschichtlich erstorbenen Türkenreich, dessen verstockter Fatalismus nimmer und nimmermehr neben christlicher Gesitlung und Gesinnung bestehen kann, und das nach Asien zurückzuschleudern nur gerechte Vergeltung wäre; denket euch dieses herrliche Ländergebiet, von der deutschen Donau durchströmt, wie dorthin statt nach Amerika die Flut deutscher Auswanderung sich ergoß, wie dort Ackerbau und Viehzucht blühen, wie dort Gewerbe und Handel türkische Faulheit und orientalischen Indifferentismus verdrängen; wie ein Kanal von Rassowa nach Kostendsche die Schiffahrt leichten Ganges führt, wie im goldenen Horn statt des friedlichen „Stürmer“ (des damaligen österreichischen Internuntius) ein kräftiger Geist den Divan vor Oesterreich zittern macht; wie Salonich (über Semlin und Temesvar mit Debreczin, und dieses über Pest und Preßburg mit Wien, sowie über Pest mit Zengg durch Eisenbahnen verknüpft) einem Füllhorn gleich, Ungarns todten Segen über die Welt ausströmt; denket euch, daß Oesterreich, als Staat, diese Bahnen baute und der bereicherte Ungar, aus Dankbarkeit willig Steuern zahlend, mit Leib und Seele sein begeistert Éljen dem völligen allseiligen Anschluß seiner Länder an das Erzhaus zuriefe; wie Oesterreich selbst bereichert, sein schmählich Einkommen auf das Fünffache schwellend, eine Flotte schafft, deren stolze Wimpel der Hanse Kauffahrer auf allen Meeren schirmen; wie Genua über Mailand und Venedig seine Waaren sendet, wie Drau, Elbe und Main, und Rhein und Po und Oder, ein lustiges Geäder, Europa's Herzblut frischen und gesunden Schlages von den Alpen hin zur rauhen Nordsee und zum schwarzen Meere jagen, wie des Beltes starre Riegel fallen; wie der Durchstich von Suez, durch österreichische Thatkraft begonnen und vollendet, die Schiffahrt aus dem Kerker des Mittelmeeres befreit; wie dann von der Ostsee bis zum Mittelmeere, vom Ticino bis zur Weichsel, vom Rheine bis zum Balkan Germania herrscht und den Beruf erfüllet — denkt euch dies alles und Jeder juble stolz: „Ich bin ein Oesterreicher!....“ Doch nein! Laßt die Arme sinken, zieht die Schwingen ein. — Die Millionen, so Oesterreich für diesen Zweck zu spenden hatte, der Legitimität mußten sie geopfert werden, Rom mußte sie verschlingen, Don Carlos mußte sie vergeuden.... Wenn die Monarchie, wie es auch dem Vernünftigsten klar ist, das Christenthum als Basis fortbehalten will, muß sie nicht selbst Mittel und Wege schaffen, damit das erste christliche Streben nach Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit sich am Allgemeinsten kund geben und praktisch wirken könne? Ja, das muß sie!.... Volkskaiser müssen unbedingt die Herrscher Oesterreichs in der Zukunft, sie müssen demokratische Kaiser werden..... Was ist aber ein Volkskaiser? Nichts weiter als ein Kaiser, dessen Regierung die Aufgabe löset, das Volk gegen alle Monopole und Oligarchien im Staate zu schützen... Nichts rächt sich furchtbarer als ein historisches Versäumniß, als die Lüge gegen die Menschheit. Hätte der Adel den Kaiser Josef unterstützt, statt ihn in allen seinen hochherzigen Entwürfen zu kreuzen und moralisch zu Tode zu hetzen, wie hoch stünde er jetzt.... Wir rathen daher unseren adeligen Landsleuten insgesammt, ihren Bauern die Robott großmüthigst zu schenken, die Kirchenzehenten abzulösen, um den materiellen Einfluß der Kirche zu zerstören, und durch gute Landwirthschaftsschulen für eine solide Aufklärung des Landmannes zu sorgen, um den geistigen Einfluß der Pfaffen zu schwächen.... Solcher Thaten ruhige Größe nützt und wirkt mehr als das Herumwühlen in alten Folianten nach historischen Rechten und als alle Deklamationen im Herrensaale. Seine wahren Wohlthäter und Aufklärer hat das Volk, selbst in seiner Wuth, zu allen Zeiten noch verschont. Solch ein Volk wird aber nie Gelegenheit finden, seinen Zorn im Herrenblute zu kühlen.... Kein ehrlicher, vernünftiger Mensch kann es leugnen, daß Oesterreich jetzt in der Transitionsperiode begriffen ist. Die Aufgabe von **Oesterreich's Gegenwart** kann daher nur die sein — um zu verhindern, daß die Völker

aus Verzweiflung, weil kein Arzt den Staar ihnen stechen, und sie zur Freude des lichtvollen Daseins beglücken wolle, das scharfe Instrument selbst zur Hand nehmen, und damit in blinder toller Wuth herumstoßen — sie auf die Operation im Geiste vorzubereiten und zu stärken. Die Verweigerung, diese menschenfreundliche Operation ruhig und konsequent als Lebensaufgabe zu vollbringen, haben die älteren Bourbons mit dem Leben, Oesterreich hat die Versagung der Hilfeleistung hierbei mit dem schönen Haupte Maria Antoinetten's, der großen Kaiserin Tochter, Miguel und Carlos haben sie mit ihren Kronen, Europa hat sie mit Strömen Menschenblutes bezahlt — des ersten Karl Stuart's Haupt fiel dafür unter dem Henkerbeile.... Wir nahen uns (1847) einer großen, vielbewegten Zeit, einer Zeit, die Wenige ahnen, und wenn sie da ist, gerade diejenigen am meisten mißverstehen werden, welche sie am besten erkennen sollten.... Der Oesterreicher, der Kammern und Stände, freie Munizipien und Oeffentlichkeit in den Nachbarländern kennen lernt, wird sie auch für sich haben wollen, sie als eine Nothwendigkeit der Zeit, mithin als sein Recht ansprechen. Hierauf müssen die Völker vorbereitet, durch ihre Erziehung zum vernünftigen Genuß und Gebrauch dieser höheren bürgerlichen und politischen Freiheit fähig gemacht werden. Dieses Geschäft der Gegenwart, der Transitionsperiode Oesterreichs liegt nun auch der Staatsverwaltung ob.... Ihr fallen beide Theile der großen Aufgabe zu: die physische und die moralische Erziehung des Volkes.... Wir hoffen an's Ende der blutigen Revolutionen gelangt zu sein, daß aber eine solche Revolution noch in Oesterreich stattfände, dies halten wir für sehr möglich — denn wer dürfte sich wundern, wenn der liebe Herrgott, des langen Wartens und vergeblichen Schulmeisterns müde, mit den Begriffstützigen und Schwerhörigen doch wieder einmal zu Gerichte gehen wollte?.... Wir flehen mit erhobenen Händen, auf unseren Knieen die österreichische Regierung an, mit einer geregelten politischen Erziehung der Völker ernstlich zu beginnen. Der Genius Oesterreichs ruft dies dem hohen Kaiserhause, das im Vertrauen auf die Beamten in edler Einfalt jede trübe Ahnung der Zukunft verbannt, durch unsere schwache Stimme zu. Möge sie gehört werden, ehe sie untergeht in den erzürnten Volksstimmen, in dem brausenden Gewoge von Außen. Aber dann — wird es zu spät sein!! Und verfluchen wird das Erzhaus die selbstsüchtigen, treulosen Rathgeber, die ihm sagten: „Je dümmer das Volk, um so leichter wird es regiert," die um diesen Angelpunkt ihre sämmtlichen Regierungsmaximen drehen. Denn dieses leicht zu täuschende Volk wird umsomehr zur Hyäne verwildern, je dümmer es ist, und je mehr es sich betrogen sah, um so tiefer wird es die scharfen Krallen, den rächenden Zahn in das Fleisch seiner Unterdrücker einschlagen.... Von den philosophischen Strebungen Deutschlands, von der sozialen Tendenz in Frankreich ist mancher Wiederhall nach Prag, nach Wien, Graz, Pest und Mailand gedrungen, der die Betheiligten zur Ueberzeugung führte: Wie nur durch bürgerliche und politische Freiheit Regeneration möglich, dem Armensünderzustande der Gegenwart Oesterreichs abgeholfen, eine Kräftigung und Erhaltung der Monarchie garantirt werden könne; wie aber ohne diese Freiheit, Auflösung und Zerbröckelung des anomalen Staates erfolgen, ein Czechen-Reich in Böhmen, Mähren und Schlesien, ein magyarisches in Ungarn und Siebenbürgen sich gestalten müssen, und wie das nördliche Italien sich losreißen werde. Diese Ueberzeugung, so unglaublich es den k. k. Hofräthen auch scheinen mag, ist keine Frucht der Propaganda, sondern des Studiums und der Wissenschaft.... So wenig Oesterreich politische und darum das Vaterland als den Mittelpunkt ihrer Existenz liebende Bürger besitzt, — ebenso wenig hat es Krieger. Oesterreich hat nur Soldaten. Seine Armee ist wieder wie vor 1792 eine Kabinetsarmee, aber eine noch schlechtere geworden, weil zur alten Führung des Junkerthums noch eine bureaukratische Administration getreten ist... . Die österreichische Armee leidet an zwei großen organischen Fehlern: an der partiellen Gehirnlähmung der Hofräthelei, an der partiellen Herzlähmung des freien, militärischen Geistes, des stolzen Muthes des freien Mannes. Die österreichische Armee ermangelt des Geistes unter den Offizieren, des Wissens und Talentes in den höheren Chargen, der Charaktergröße in den obersten Befehlshabern, hauptsächlich der jungen Prinzengeneration, deren „Genie" zu schwach ist, um aus instinktiv richtiger Intuition das zu errathen, was man ihnen verbirgt, jener Generation, die es noch gar nicht begreifen will, daß jetzt die militärische Auffassung des Soldaten über die soldatische Auffassung des Militärs gestellt werden müsse, und daß ein paar Stunden ernstes Studium doch profitabler die Langeweile zu Hause vertreiben sollten, als das Herumjucken auf dem armen Gaul des Dienstes.... Kraft ist da in der Mannschaft, aber blos materiell rohe Kraft. Die Richtung fehlt. Freudig gestehen wir jedoch ein, daß sich bei der italienischen Armee, d. h. bei den zwei Armeekorps unter dem Kommando des Feldmarschalls Grafen Radetzky, ein besserer Geist offenbart, und dies sicherlich aus der Ursache, weil sie mehr im Angesichte des Feindes stehen, weshalb sich jeder Vorgesetzte hütet, die falschen Lichter allzustark aufzutragen, da die nächste Gelegenheit, von heute auf morgen, ihn unbedingt in seinem wahren Lichte zeigen würde. Der schlechteste Geist hingegen giebt sich dort kund, wo die größte Wohldienerei und die unermüdlichste Buhlschaft um Gunst und Einfluß herrschen; dort also, wo die Quelle der Macht ihren Sitz hat, und die Interessen der großen Herren sich wie die verworrenen Fäden eines schlechtabgehaspelten Strähnes Garn durchkreuzen. Diese Verworrenheit ist um so ärger geworden, da die Zivilfaktion der Oligarchie die militärische ganz unter den Pantoffel gekriegt hat, was Leute zu Ruf, Ansehen und Bedeutung brachte, denen Loudon die Thüre gewiesen hätte..... Zur Vergeistigung der Armee sind, außer der allgemeinen Hebung des Bürgersinnes der Unterthanen und der Sorgfalt für wirkliche Aufklärung noch andere Dinge nöthig. Es muß bei der Vergeistigung der Offiziere der Anfang gemacht werden, um sonach die ganze Armee von der Bahn des Materialismus und der Empirik in Organisation und Verwaltung abbringen zu können.... Der Truppe muß vor Allem Vertrauen zu ihren Offizieren eingeflößt werden.... ein solches Vertrauen kann aber ohne geistige Superiorität nicht erweckt werden, und, um diese zu erzeugen, muß der Charakter des Soldaten im Allgemeinen gehoben, es muß wissenschaftliche Ausbildung zur Grundlage des ganzen Systems gemacht werden.... Nach

dem langen Frieden und dem, was die Ausbildung der Mannschaft anbelangt, ziemlich gleichen Grad der Manövrirfähigkeit der großen europäischen Heere, wird jenes den Sieg erringen, das — abgesehen von der Kraft seines moralischen Muthes — durch die größt-




mögliche Vervollkommnung der Feuerwaffen sich in den Besitz von Zerstörungsmitteln gesetzt hat, die ausgiebiger sind und weiter tragen als jene des Feindes. Diese Ansicht enthält die Grundsätze der neuen, in der Zukunft einzig möglichen Taktik.... Krakau muß in militärischer Beziehung ein großer offensiver Brückenkopf an der Weichsel werden; nicht blos eine österreichische, vielmehr eine deutsche Festung, ein germanischer Waffenplatz gegen das slavische Element! ....." u. s. w., u. s. w., u. s. w.

## 21.

Die „Sibyllinischen Bücher" fanden speziell in Wien eine Verbreitung, wie seit „Oesterreich und dessen Zukunft" keine zweite publizistische Arbeit. Sie wurden massenhaft angekauft und einzelne vermögliche Männer bezogen ganze Ballen dieses Werkes, um dasselbe in weiteren Kreisen zu verbreiten. Man erzählte z. B. von einem reichen Seiden-

zeugfabrikanten in der Vorstadt Wieden, daß er sich Eintausend Exemplare der „Sibyllinischen Bücher" ins Haus bringen ließ und jeden seiner Bekannten, seiner Kunden, seiner Arbeiter mit einem solchen beschenkte. Im Gewerbevereine galt man gar nicht als Mann von Bildung, wenn man sich nicht rühmen konnte, dieses Werk gelesen und wieder gelesen zu haben und in einer Versammlung der Seidenzeug- (oder Bandmacher-) Innung soll es vorgekommen sein, daß der Vorsteher in Gegenwart des landesfürstlichen Kommissärs zu den Innungsmitgliedern sagte: „Die Oesterreicher, die noch nicht wissen, wo sie der Schuh drückt, brauchen blos die, leider Gott, verbotenen „Sibyllinischen Bücher aus Oesterreich" zu lesen und sie werden es dann schon fühlen." Die Bürger, ja selbst die Spießbürger, die Jedem, der nicht ein zünftiges Gewerbe ehrsam betreibt, mit einem gewissen Mißtrauen begegnen, glaubten in dem Verfasser der „Sibyllinischen Bücher" einen ihrer trefflichsten Mitbürger zu erkennen. Man hatte eine Anzahl Wiener Persönlichkeiten im Verdacht, das geniale Werk geschrieben zu haben, und obwohl dagegen geltend gemacht wurde, der Verfasser scheine Soldat zu sein, er müsse England und Nordamerika gesehen haben, so ließ man sich doch nicht nehmen, daß der Verfasser sich eben nur diesen Anschein gebe, um nicht so leicht erforscht zu werden, es sei dies kein Literat von Profession, sondern ein Wiener Bürger, der Haus und Hof habe, u. s. w. Erst in den Märztagen stellte es sich heraus, daß der Verfasser des populär gewordenen Buches der Genie-Hauptmann Karl Möring, der Sohn eines geachteten Schottenfelder Bandfabrikanten sei.

Karl Möring wurde zu Wien am 19. Mai 1810 geboren. Sein Vater, ein aus Preußen eingewanderter Protestant, vertraute die Erziehung und Heranbildung des schon in früher Kindheit vielversprechenden Knaben einem in Wien befindlichen schweizerischen Pädagogen, Namens Blochlinger, an, in dessen trefflichem Institute bei Möring der Grund zu einer tüchtigen Geistes- und Charakterbildung gelegt wurde. Mit Vorliebe wendete er sich in seinen Jünglingsjahren dem Studium der technischen Wissenschaften zu, doch verabsäumte er es nicht, in seinen freien Stunden durch das eifrige Lesen der klassischen Werke aller Zeiten und Völker, durch das Erlernen mehrerer Sprachen sich auf fast allen Gebieten des Wissens Kenntnisse zu erwerben. Mit einer für einen Wiener Bürgerssohn der damaligen Zeit ganz außergewöhnlichen Bildung ausgestattet, widmete sich Möring, aus uns unbekannten Motiven, dem Militärstande, und trat im Jahre 1822 in die seiner Zeit auf der Laimgrube in der Stiftskaserne befindliche Ingenieur-Akademie ein. 1829 wurde Möring zum Unterlieutenant im Geniekorps ernannt, wo er sich rasch den Ruf eines ausgezeichneten Offiziers erwarb. Im Jahre 1840 machte Möring auf der „Medea" die Expedition nach Syrien mit, welche von Seite der Großmächte beschlossen wurde, um die Pforte gegen die Uebergriffe Mehemed Ali's zu schützen. 1841 zurückgekehrt, trat nun Möring zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf eigene Kosten eine Reise nach England und Nordamerika an, während welcher er vom Erzherzoge Johann den Auftrag erhielt, das nordamerikanische Eisenbahnsystem, welches damals die alten englischen Vorurtheile durchbrach, zu studiren und zu beschreiben. Nach seiner Rückkehr nach Wien (1843) erfüllte er diesen Auftrag und wurde bald darauf (1844) zum Lehrer der Mathematik und der Militärwissenschaften bei den vier jungen Söhnen des Vizekönigs, Erzherzog's Rainer, ernannt. Möring verblieb in dieser Stellung, während welcher er abwechselnd in Mailand und Venedig lebte, zwei Jahre. Hierauf kam er, zum Hauptmanne im Geniekorps befördert, in die Garnison nach Wien, wo er (1846) unter dem Eindrucke des für Oesterreich so folgenschweren galizischen Aufstandes die „Sibyllinischen Bücher" schrieb. Möring veröffentlichte noch vor dem Erscheinen dieses Werkes eine Anzahl von Flugschriften über Oesterreich, und schrieb für den „Gränzboten" zahlreiche Korrespondenzen. Alle diese Arbeiten sind im Jahre 1848 im Verlage von Tendler & Comp. in Wien unter dem Titel „Politische Miszellen" gesammelt erschienen. In dieser Gesammtausgabe, die bereits zu den bibliografischen Seltenheiten gehört, da die noch vorhandenen Exemplare in den Reaktionsjahren — eingestampft wurden, ist auch ein im August 1848 erschienenes offenes Schreiben an den Erzherzog Ludwig enthalten, worin Möring den Erzherzog als höchste entscheidende Instanz in der österreichischen Monarchie beschwor, den Staat durch einen Systemwechsel vom Untergange zu retten. Dieser offene Brief lautet im Auszuge:

## Nur Eine Bitte!

An Seine kaiserliche Hoheit den Durchlauchtigsten Erzherzog Ludwig von Oesterreich.

**Euer kaiserliche Hoheit! Gnädigster Herr!**

Wenigen Sterblichen ward ein Loos zu Theil, das dem Ihrigen vergleichbar wäre. Von dem gütigsten Monarchen geehrt und geliebt, durch sein Vertrauen mit politischer Allmacht beschenkt, durch die Bande des Bluts, wie durch frühere Verhältnisse der erste Rathgeber der Krone, der Pilot am Steuer des Staates, so stehen E. K. H. an der Spitze von achtunddreißig Millionen Menschen .... Auf Sie bauen und vertrauen achtunddreißig Millionen Menschen. Sie sind ihre irdische Vorsehung, weil Gott Ihnen die Mittel gegeben, um durch die Einrichtung der Staatsanstalten die Erreichung der Bestimmung all der Unterthanen Ihres Neffen zu fördern, die Gebahrung ihres Wohles gewissenhaft zu vollbringen .... Und welch' ein Material legte die Vorsehung in Ihre Hände! O, blicken E. K. H. um sich! In einem Kusse der Liebe hat die Natur ihren Stempel auf Oesterreich gedrückt. Von der Karpathen schroffen Spitzen, die schon im Gold der Morgensonne leuchten, eh' noch Dämmerungsnebel über Italiens Fluren kreiseln, bis hin zum Comer-See, — von Tirols erhabenen Bergen, die erst im abendlichen Purpur glänzen, indessen nachtumhüllt die Donau ihre Wogen durch des Reiches Felsenthore rollt, — von der Riesenkoppe, schauriger Sagen Herd, bis hin zum Meeresstrand, freien Verkehrs schützendes Asyl: Allüberall hat die Natur das Land geschmückt, beschenkt, bekränzt, gesegnet. O, blicken Sie umher, damit das Herz Ihnen schwelle, die Brust sich hebe und Gott den Geist erfülle! Wie groß, wie herrlich, wie unvergleichlich ist des Oesterreichers Vaterland!! — — — Die Feder zittert in meiner Hand, kaum vermag die Phantasie sich von dem holden Bild zu reißen, das männlich traut wie Eichenland, schauerlich erhebend wie Tannendunkel, erfrischend wie der Bergquell, rein wie Alpenluft, munter wie der Rebe Grün und glänzend wie Sonnenlicht auf klaren Fluten mein Herz umspinnt. Gewiß! auch das Ihrige. Und blicken Sie jetzt auf die Völker, auf die Menschen, die einst so fest und treu, so geduldig aufopfernd Ihres Bruders wankenden Thron mit Gut und Blut geschützt. Betrachten E. K. H. — nicht vom Fußtritte Ihrer goldenen

Equipage, nicht des Richters Bückling entgegennehmend — den *Bauer*, sein mürrisch Wesen, wie er, den Kopf gesenkt, starren Trutz auf der Stirn, verbissenen Ingrimm im Herzen, roh und tölpisch, auf seine Unwissenheit pochend, mit vorgeschobenen Schultern und gebogenen Knieen kaum des eignen Körpers Last erschleppt: ein Bild der Faulheit und Ignoranz, des Trutzes und Sklavensinnes! Und dort der *Städter*, kleinlich furchtsam, philisterhaft unterthänig, auf Gewinn allein bedacht, den Bauch mästend: kein Schatten von einem Mann! Und hier der *Residenzler*, auf der flotten Welle der Gemeinheit, auf der schäumenden Woge des Genusses einherfahrend, ohne edleres Streben, ohne Sinn für Höheres, ohne Männerkraft, ohne Bürgertugend! So der *Adel*, am Gängelband eitler Selbstgefälligkeit und hohler Kaprize gedankenlos durch's Leben tanzend — mit wenigen Ausnahmen; an Aeußerlichkeiten hangend, seines Berufs uneingedenk, vergnügungssüchtig, üppig, gerne den Privilegirten spielend. Und die *Bureaukratie*, ein Weichselzopf unentwirrbarer Selbstinteressen, mit aller Macht sich klammernd an alle Zügel der Gewalt, aushelferisch in Wechselseitigkeiten, eine geistlose Nachbeterin des todten Buchstaben, mit der rechten Hand die linke rein schreibend, aller Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit geschworene Feindin, den Drang des Heute auf's Jahr verschiebend, ganz die Alte in allem Alten, die Stütze und Trägerin des Status quo. Nicht minder der *Klerus*, ein abgestumpftes, geistloses Regierungsorgan, bald mit den alten Hebeln des Aberglaubens die neuen Lasten zu heben versuchend, heute im Sinne des gregorianischen Roms auf Furcht und Hoffnung spekulirend, morgen den Autoritätsglauben, der Gedankenlosigkeit alte Gewohnheit, der Willenlosigkeit bequemen Zwang durch die Jesuiten nährend, übermorgen aber vor dem Gestern erblassend .... Und die *Armee*, im Allgemeinen die Wissenschaftlichen zurücksetzend, hie und da einen ihrer Nothnägel protegirend, sanft Mignons und Männer der Kanzlei emporschnellend, Hofrathssöhnchen und Hofkreaturen avanzirend; der gemeine Mann zwar physisch tüchtig, doch voll Bauerngesinnung; die Administration eine bureaukratische, der Geist zivil, der Lohn fremde Orden. Und die *Flotte* — ja, die Flotte! Sie erzieht Seeoffiziere und bildet Matrosen auf dem Lande. Weiter das *Monopol* allüberall sein Panier schwingend, der Christ in des Juden Sack, die Bureaukroten der Bankokrätzigen Inspirationen gehorchend. Ferner die *Kunst*, ein Mühsal; die *Wissenschaft*, ein mattgeschliffenes Glas ohne Lichtreflexe, nicht für sich, nur zur Förderung der Regierungszwecke zu pflegen; die *Literatur*, eine Pfänderleihanstalt auf Anekdoten, eine Hypothekenbank ruhiger Gesinnung; das *Theater*, ein Sinnenrausch ohne Begeisterung; die *Lokal-Posse*, eine Kloake der unflätigsten Witze, die selbst mit der Ehre, mit der Moral, ihr gern gesehenes Federballspiel leichtfertiger Bonmots treiben. Und die *allgemeine Moralität*, ein wollüstig kitzelnder, doch tief fressender Krebs!! Und darum Korruption und Ehrlosigkeit vorherrschend, in den großen Städten die Hälfte der Neugeburten Bastarde, die Liebe, wenn auch zuweilen unzähmbare prickelnde Wollust, meist nur Sinnentand ohne der Leidenschaft reinigendes Feuer, ein Venusdienst für Geld, Vergnügen, Putz und Kurzweil, eine Gelegenheitsmacherin bei jeder Gelegenheit, im Methrausche aller dem Staate so willkommenen Vergnügungsörter taumelnd, von tausend Kinderbewahr-Anstalten, dem prüde frommen Ersatz für Bordelle, begünstigt, Alles entnervend, verschlechternd: die Damen der höheren Stände und des Adels entweder Schmetterlinge des Putzes, von Visite zu Visite, von Partie zu Partie flatternd, gefolgt von einem Schwarme saftloser Gecken, ihnen ähnlicher Papillons, die als Männer sind, was sie als Weiber — oder geistlose Betschwestern, die mit den Formen der Kirchlichkeit und frommer Mildthätigkeit schwanger gehen, nie aber mit echter Nächstenliebe niederkommen: im Ganzen ohne Gesinnung, höchstens National-Antipathien in farbigen Bändern zur Schau tragend, für die Kindererziehung eine Null, für die Männerbildung verderblich! Und zuletzt die *Politik*, die *äußere*: Der alte Mazarin, der sich die hohle Wange schminkt, damit die Höflinge und das Land an seine Gesundheit glauben. Die *innere*, wie jene, zaghaft und mißtrauend, festhaltend an den verbrauchten Hausmitteln einer erloschenen Staatskunst, der Handel beengt, die Industrie gelähmt, der Staatsschatz ein bodenloses Faß; Vasallenthum in den Dikasterien, die Gerechtigkeit ein polizeiliches Vehmgericht, die Zensur eine Guillotine des Gedankens, Weiber- und Protektions-, Geld- und Aushilfs-Bestechung, Nepotismus aller Orten, die höchste Scheu vor Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit, vor *dem* Staatsprinzipe, das England groß gemacht: keine Besteuerung ohne Vertretung — und, das Ganze zu krönen, als Lohn des befolgten Systems, Haß und Separatismus der Nationalitäten, unter welchen die rührigeren sich außerhalb des Staates dem deutschen Elemente feindlich gegenüberstellen, um auf nationalem Wege zu erringen, was die alte Staatsidee verpönt.

E. K. H., zu dem hehren Naturbilde das ich früher in schwachen Zügen gezeichnet, ist dies das Personengemälde, in grellen Farben zwar gemalt, doch richtig in den Grundtönen .... Und dieser Regierung Zügel halten E. K. H. Hände; in ihnen liegt die ewige Verdammung so vieler Tausende von Tausenden, die unter begünstigerenden Umständen, *unter einer freieren Anleitung zum Gebrauche ihrer Kräfte, moralisch nicht verkümmert wären*. Ihre Seelen wird der ewige Richter von Ihnen fordern. Gewiß, das glauben E. K. H. auch, oder Sie wären, was noch Niemand im Innern seines Gemüthes war — — ein Atheist. Und das kann Ihr frommes Herz doch nicht fassen ....

*Ein* Weg aber bleibt E. K. H. zur Belehrung offen, der *einzige*, auf dem Oesterreich noch gerettet werden kann. Ich sage *gerettet*, und Hunderte Männer, die ich E. K. H. nennen kann, Männer, die ich als Ausnahme achte und verehre, haben es unter sich gesagt, fürchten es aber laut zu bekennen, da die Staatsgage die Nabelschnur ihrer und ihrer Familien Existenz ist... Gewiß sind E. K. H. der Erste einzugestehen, daß es Pflicht einer jeden Regierung ist, gut zu regieren. Wie kann aber eine Regierung dieser Pflicht nachkommen, wenn sie die Mängel und Schäden des Staatsorganismus nicht kennt? Und wie sollten sie gekannt sein, wenn die zu ihrer Erhebung Berufenen hiebei über sich selbst den Stab brechen müßten, daher gezwungen sind, in allgemeiner Wechselseitigkeit die Beschönigung für Wahrheit gelten zu lassen, und Vermeidung des Skandals als ersten Grundsatz der Administration zu üben? Der Wolf reißt dem andern nur das Lamm aus den Zähnen, um es selbst zu verzehren, und kein Fuchs verklagt den andern wegen des geraubten Huhns, keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Wie kann also der Löwe gerecht richten? Klar erhellet daher, daß die Kenntniß jener Mängel und Schäden auf einem anderen Wege als durch Wölfe, Füchse und Krähen zum Ohre des Löwen gelangen müsse, will dieser als gerechter Richter seine Pflicht erfüllen; aber es müssen Mittel der Coërtion vorhanden sein, welche jene Thiere — trotz ihrer schlechten Natur — zwingen, ihre Schuldigkeit zu thun. Solch' ein Mittel läge in der Stärke des Löwen, in seiner Wachsamkeit und Thätigkeit. Leider kann er aber nicht überall sein und muß Aufseher und Angeber bestellen. Damit aber dieser Weg nicht ein neues Mittel der Demoralisation werde, denn sonst würden die Angeber das Ohr des Löwen für sich gewinnen und die Macht, Unrecht ungestraft zu verüben, ginge nur in andere Hände über, darf die Angeberei nicht *geheim* geschehen, die Angeber dürfen nicht bestallt oder vereinzelt dastehen, es muß Jeder, aus purem Rechts- und Wahrheitsgefühl, der Hase wie das Schaf, *öffentlich angeben*, d. h. seine Meinung ungescheut aussprechen und vertheidigen dürfen. — Diese Gattung wohlfeiler Polizei und wirksamer Kontrole heißt man die *Oeffentlichkeit*, ihr Mund ist die *Presse*. Natürlicher Weise sträubt sich Niemand mehr gegen die Oeffentlichkeit als die Wölfe und Füchse; welch' eine Schmach, von einer Heerde Hasen im Zaum gehalten zu werden! Welch' eine Kränkung, daß ein Beamteter blos deshalb seine Schuldigkeit thun muß, weil das Auge des Bettlers auf ihm ruht! Unerträglich!! Nicht wahr, ihr Herren Wölfe und Füchse, die ihr so gerne deshalb im Schafspelz einher-

wandelt, um nicht erkannt zu werden? Aber der größte Monarch Preußens, Friedrich II., der edelste und aufgeklärteste Monarch Oesterreichs, Josef II., sie wußten recht gut, warum sie die Oeffentlichkeit protegirten, und für uns dürfte Josef's Beispiel um so mehr maßgebend sein, als alle guten Gesetze, die wir haben, von ihm stammen, dem Märtyrer des Volks, an dem sich die privilegirten Wölfe und Füchse so grausam rächten. Freilich könnte man sagen, die öffentliche Meinung in Oesterreich müsse erst erzogen werden, es sei eigentlich noch keine vorhanden. Zum Glücke trägt aber die Wahrheit, die von Gott stammende, eine solche Fülle geheimnißvoller innerlicher Allmacht in sich, daß sie sich zu allen Zeiten — trotz aller Hindernisse — Platz gemacht hat, und jetzt — trotz aller Schlingen, trotz der feinsten Netze, die ihr der böse Geist der Finsterniß, das alte Lüfteln der Kollegial- und Kabinets-Gewalt, von allen Seiten stellt — der Herzen stündlich mehr gewinnt. Der Mensch lernt leicht denken und urtheilen, hat er den Nutzen hievon einmal begriffen, und daß er diesen begreife, dazu nöthigt ihn sein eigener höchster Vortheil. Deshalb ist die Oeffentlichkeit zugleich die wirksamste Erzieherin. Die Gewalt gewähre sie nur, aber ehrlich und offen, ohne jesuitischen Rückhalt. Eben so könnten die Zaghaften einwenden, die Oeffentlichkeit sei ein so scharfes Instrument, daß ihre Berührung nicht nur verwunde, vielmehr tödte. Die Geschichte Englands und Amerikas, in neuester Zeit der Prozeß Teste-Cubières, lehren uns aber, daß die Oeffentlichkeit nur Schurken und Dummköpfe trifft, daher gerade in diesem Punkte die größte Segnung für Oesterreich sein müsse, wo es so schwer fällt, die Braven und Gescheidten von jenen zu unterscheiden und wo Jedem das Amt staatsgrundsätzlich den nöthigen Verstand, die höhere Charge auch die höhere Einsicht verleiht. *Nichts untergräbt die Moralität eines Volkes so sehr, als Leuten gehorchen zu müssen, die es verachtet*.... Die größte Stärke der dem Prinzip der Oeffentlichkeit huldigenden Staaten liegt darin, daß die Zügel nur immer von den eminentesten Talenten, von den ausgezeichnetsten Charakteren gehalten werden können und daß die *Mittelmäßigkeiten* gerade nur den Lohn finden, den sie verdienen, indessen sie bei uns die beliebtesten Werkzeuge sind. Nur auf diese Weise, auf dem Wege der Oeffentlichkeit ist es möglich, genaue und wahre Kenntniß der Bedürfnisse und Gesinnungen des Volkes und seiner Zustände zu erlangen, nicht aber auf jenem der amtlichen Berichte der Bureaukratie, die natürlich das von den eigenen Maßregeln erzeugte Unheil verschweigt, um E. K. H. an deren Trefflichkeit glauben zu machen, aber die schlechte Ausführung guter Maßregeln beschönigt. Nur durch die Oeffentlichkeit können E. K. H. zur Kenntniß der schlechten Gebahrung der Beamtengewalt, ihrer Willkür und Fahrlässigkeit, ihrer moralischen Schwäche und ihres Triebes zur Verheimlichung gelangen. Mit Staunen würden E. K. H. sonach gewahren, daß außer den 200,000 Regierungs- und 400,000 Magistrats-Beamteten im Umfange der Monarchie, außer den paar tausend Privilegirten des Kammerherrnschlüssels und den 200 Monopolisten — doch ich gestehe es freudig ein, auch unter ihnen sind viele ehrliche, brave und gescheidte Männer, die gerne redeten, wenn ihre Besoldung nicht zugleich ihr Brot wäre — ja, mit Staunen würden Sie gewahren, daß Bauer und Bürger und der ganze gebildete Mittelstand, so wie in der Neuzeit der untere Adel und manche bessere Herzen des höhern, sehnsüchtig des Anbruchs jener neuen Morgenröthe harren, die auf Oesterreichs innere und äußere Geschicke den frischen Strahl eines neu erwachten Lebens im Geiste der Zeit, statt des fahlen Schimmers jenes phosphorartigen Leuchtens wirft, das die der Verwesung anheimfallenden Körper zeigen. *Die Oeffentlichkeit allein heilt alle diese Schäden!* O, vertrauen E. K. H. auf das österreichische Volk, das, wie keines, seine angestammten Herrscher ehrt und liebt — *jetzt ist mit dieser Liebe noch Manches zu richten* — und glauben Sie, daß der Mensch zuletzt doch keine Maschine ist, und daß, wenn auch das Materielle für das Individuum und für den Augenblick den Ausschlag gibt, in den Massen dennoch ein Geist lebt, der unbezwingbar sein Recht fordert und wie die Geschichte, dieser Fingerzeig Gottes, weiset, auch endlich erringt. Wie hart wurden die Stuarts, die spanischen und französischen Bourbons gestraft für ihr eigenwilliges Mißverstehen der Zeitstimme! Ja, vertrauen E. K. H. dem gesunden Sinne Ihres Volkes mehr als den Rathschlägen derer, die so gerne in der Trübe der jetzigen Zustände fischen. Gewiß, die galizische Revolution, diese furchtbare Warnung Gottes, diese noch keineswegs erschöpfte und den Keim von tausend staatlichen Zuckungen in ihrem unheilschwangeren Schooße tragende Krisis unserer Krankheit, von der ein in Oesterreich hochgefeierter Mann sagte: „C'est le commencement de la fin," sie wäre nicht ausgebrochen, hätte die Oeffentlichkeit ihre Rechte handhaben dürfen, und der Bauer wäre jetzt nicht das störrige Thier in Fragen der Robotablösung, hätte sie seine Gesinnung mildern und ihn belehren können. O, glauben Sie den Worten eines Mannes, der keine Ursache hat Sie zu hintergehen, und der nur dem Drange des Gewissens und einer religiösen Ueberzeugung gehorcht, indem er diese ehrfurchtsvollste Supplik zu E. K. H. Füßen niederlegt. So schließe ich denn. — — — Gewähren Euer Kaiserliche Hoheit dem Oesterreicher Lande eine Bitte, nur *eine* Bitte, und diese ist die *Oeffentlichkeit*. Und ich verharre in Ehrfurcht und Demuth meines Kaisers getreuester Unterthan,

Euer Kaiserlichen Hoheit

ergebenster und dankbarster

Diener.

Eine im Februar 1848 veröffentlichte kleine Flugschrift „*Des Oesterreichers richtiger Standpunkt*" erscheint uns hauptsächlich darum erwähnenswerth, weil *Möring* darin mit positiven Vorschlägen, wie Oesterreich neu aufgebaut werden sollte, hervortritt. Er stellte in dieser Schrift ein Programm auf, das die josefinische Richtung, die er als Publizist verfolgte, scharf kennzeichnet. Er bekennt sich als Anhänger einer politischen Schule, die von dem Grundsatze ausgeht, daß Oesterreich wesentlich darum einer freisinnigen Gesammtverfassung bedürfe, um die nationalen Verschiedenheiten unter seinen Völkern ausgleichen, überwinden zu können. Die wichtigsten Sätze dieses Programmes lauten:

„..... *Das Vaterland ist in Gefahr, der Staat ist krank*"; diese Krankheit ist eine innerliche, darum um so bedrohlicher. Sind wir allein, die dies rufen? Treibt *uns allein* politische Monomanie, Exaltation oder gekränkter Ehrgeiz hiezu? Nein! Man höre die reifsten Männer Oesterreichs, in den höchsten Würden, in den höchsten Chargen, diejenigen, welche die Gabel am tiefsten im Fleischtopfe Egyptens stecken haben, man höre sie, und ihre Stimme ist die unsere. Wie aber helfen?..... Wir reden als *Oesterreicher*, als *Monarchist*, als *Vertheidiger der Einheit*, als *Unterthan des Kaisers*, als *Bürger des Staates*, — wir reden aber auch als Mann von Ehre und Gefühl, der in sich die Ueberzeugung trägt, daß hier keine Zeit mehr zum Zaudern ist, daß nur das *Wort der Wahrheit* Heil bringen könne. Und wir fragen:

„Was sollen wir von einer Regierung denken, die in Wien verfolgt, was sie in Ungarn heilig hält, die hier *die* Männer protegirt, welche Ungarn Verräther schilt, die dort zugesteht, was sie hier nimmt, die dort belohnt, was sie hier bestraft? Die Rechte der Ungarn werden geehrt, die Landstände Böhmens und Oesterreichs, die nur die Ausübung des Wahlspruches der Monarchie, das Recta tueri, fordern, aber mit Füßen getreten..... *Es glaubt Niemand*

mehr an Oesterreich, weder seine Völker, noch die andere Welt. Nun ist aber auch das Mittel zur müthig, wie es die Zeit will, und Liebe und Vertrauen werden wiederkehren . . .



Kossuth hält im ungarischen Reichstage am 3. März 1848 seine Sensationsrede.

Kur gefunden. Oesterreich sei ehrlich und aufrichtig — und die Lüge fällt. Oesterreich sei groß-

„Wir haben einen gnädigen, liebevollen Monarchen. Wir sagen aber laut: Seine Rathgeber sind nicht ehrlich

und aufrichtig. Wer jedoch ungestrafter Egoist sein darf, wird es sein bis zum äußersten Grade. Die Staatsidee muß das zu verhindern wissen. Ihre Einrichtungen müssen so beschaffen sein, daß kein Schlechter oder Dummer als Rathgeber der Krone sich weder halten, noch es werden könne.

„Oeffentlichkeit ist der erste Schritt, das erste Mittel. Oeffentlichkeit ist Belehrung, Zensur und Kontrole.

„Das zweite Mittel sind Kommunalverfassungen zur Hebung des Bürger- und Gemeinsinnes, Kommunalverfassungen **in der ganzen Monarchie** zeigen den nächsten und besten Weg zur Vereinigung, zur inneren Belebung und Thätigkeit.

„Wir glauben die österreichische Monarchie nicht unrettbar verloren, trotz ihrer historischen Anomalie, trotz der Lüge des Systems ihrer Regierung. Beide falsche Prinzipien lassen sich durch dasselbe Mittel korrigiren, ihre cabbalistischen trennenden Tendenzen lassen sich durch dasselbe Mittel vereinigen. Und dieses Mittel ist die Einheit einer zeitgemäßen Staatsidee des Fortschrittes ...

„Allerdings kennen wir die Schwierigkeiten, welche der verkleisterte Bureaukratismus, der Zwang und Drang des Egoismus, der Verwirklichung unserer staatseinheitlichen Idee entgegensetzen. Wir kennen sie alle, schlagen sie hoch an, aber dennoch muß das Wort gesprochen werden. Und dieses Wort, es heißt: **Konstitution.**

„Die Konstitution sei aber keine Nachbildung der obsoleten, inkongruenten Verfassung Englands, der Charte Frankreichs. .... Wir warnen den Staat, vor allem aber die Krone, sich nicht durch das Beamtengeschrei bethören zu lassen. Es lautet: „Nur keine Konstitution, denn sonst geht die Monarchie zu Grunde!" Warum? Mit der Antwort halten sie hinter'm Berge, denn keiner will es gestehen, daß er sonst nicht diesen oder jenen großen Herrn mit Patronanz und Einkommen auf der Staatsbühne vorstellen könnte, dessen Rolle er jetzt hinter den Koulissen spielt. Kann man wohl Leuten trauen, deren Maxime das „Après moi le déluge" ist? Da wir nicht für ihren Egoismus, sondern für das Wohl des Vaterlandes, für die anderen 37,999.347 Menschen mit dem Kaiser an ihrer Spitze schreiben, so sagen wir unverholen, wie wir eine Konstitution verstanden wissen wollen, nachdem Oeffentlichkeit und Kommune und eine verbesserte Volkserziehung durch Unterrichtswesen und die Presse den Weg anbahnten ...

„Die Provinzialstände sind das erste Glied in der Staatskette zwischen Volk und Monarchen, das nationelle Prinzip.

„Das schließende Glied bilden die Reichsstände, wählbar auf die Dauer von 6 Jahren, für jede Provinz fünf, vom Monarchen zu bestätigen. Sie sind das einheitliche Prinzip der Monarchie. Sie behandeln das Totale der inneren Politik in Bezug auf Verwaltung, Gesetzgebung und Verwendung des Gesammt-Staatseinkommens. Sie sind die Räthe der Krone, aus ihnen wählt sie die Minister, deren Forum den engsten Anschluß an die Person des Monarchen in allen großen, inneren und äußeren Fragen bildet....

„Das beste Finanzsystem der Monarchie wäre die Konstitution.

„Auf ihre Garantie hin, durch Vereinigung all seiner Kräfte unter der Aegyde des Gedankens der Zeit, in der Form des liberalen Monarchismus kann Oesterreich, durch Ausgabe von Staatsbons von 20 Gulden „au porteur" binnen Jahr und Tag 200 Millionen zu vier Perzent bei seinen Völkern aufbringen — ohne Rußland!"

## 22.

„Ohne Rußland!" . . . Die Nachricht, daß die Regierung in ihren stets wiederkehrenden finanziellen Bedrängnissen sich dazu entschließen mußte, die Hilfe Rußlands anzunehmen, wurde in ganz Oesterreich mit einem gellenden Schrei der Entrüstung aufgenommen. Die patriotischen Oesterreicher fühlten sich durch diese Hilfeleistung Rußlands in ihrem Ehrgefühle, in ihrem Stolze verletzt, und die Masse der Gebildeten, der es an einem österreichischen Bewußtsein fehlte, und die entweder national oder demokratisch gesinnt war, machte der Regierung aus der Annahme dieser Hilfeleistung schon deshalb ein Verbrechen, weil sie Rußland als Hort des Absolutismus, als natürlichen Feind der Volksfreiheit und Zivilisation, als Zwingburg der Volksverdummung und des Aberglaubens so gründlich haßte, daß es ihr als ausgemachte Sache galt, Oesterreich sei mit den vorgestreckten Rubeln an Rußland verkauft worden, und seine Völker seien nun das Opfer russischer Schlauheit, russischer Tücke, mit einem Worte russischer Politik. Aber von dem bis zum Wahnsinne gesteigerten Haß der öffentlichen Meinung in Oesterreich gegen Rußland waren in höheren Kreisen der Gesellschaft, namentlich bei der Regierung, nicht die leisesten Spuren zu entdecken. Hier hatte man kaum eine Ahnung davon, daß es politisch bedenklich sei, sich von Rußland helfen zu lassen, hier schwelgte man förmlich vor Freude darüber, durch die Gefälligkeit des Kaisers Nikolaus aus einer für den Augenblick peinlichen Verlegenheit gerettet worden zu sein. So weit war es mit Oesterreich am Anfange des Jahres 1848 schon gekommen, so rathlos waren damals schon seine Regierenden, so tief zerrüttet waren bereits die Finanzzustände des Reiches! Der polnische Aufstand hatte die Geldkräfte der Regierung stark in Anspruch genommen, die italienischen Verhältnisse steigerten die Anforderungen des Hofkriegsrathes an den Hofkammerpräsidenten Kübeck von Tag zu Tag. Die Geld-Chatouillen jener Banquiers, von denen schon vor Jahren in den „Gränzboten" geklagt wurde, daß sie „Kaiser, Regierung und Volk in der Tasche haben", von denen einer (ein bedeutender Wiener Banquier) schon im Frühjahre 1847 die Impertinenz hatte, dem Unterhändler des Baron Kübeck zu sagen: „Wenn wir fallen, fällt das Haus Oesterreich auch mit!" — die Chatouillen dieser Herren wollten sich im Jänner 1848 für die österreichische Regierung nicht mehr öffnen. Die Regierung hatte sich bereits bei früheren Fällen genöthigt gesehen, sich von ihren Geldmännern die drückendsten Bedingungen diktiren zu lassen, nun wurden ihr aber Bedingungen gemacht, welche sie nicht annehmen konnte. Bei der Unsicherheit aller Ver-

hältnisse, die damals in Europa überall Platz gegriffen hatte, war es der Hofkammer auch nicht möglich, im Auslande ein Anlehen aufzunehmen, und das Anerbieten des Kaisers von Rußland, ihr aus dem russischen Baarschatze „blos gegen die Unterschrift des Kaisers Ferdinand", wie man glaubte, 50 Millionen Gulden vorzustrecken, kam ihr daher sehr gelegen. Im Publikum nahm man das Gerücht von dem Zustandekommen des russischen Anlehens anfänglich sehr ungläubig auf. Man suchte sich zu bereden, daß das kaiserliche Haus dem Staate aus seinen Geldverlegenheiten heraushelfen, daß es auf die Familiengüter die erforderlichen Millionen aufnehmen und so den Staat davor bewahren werde, zu Rußland in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu kommen. Rußland, sagte man sich im Publikum, strebt ja nach der Herrschaft über wichtige Theile Oesterreichs, und das russische Geld würde ja diese Herrschaft vorbereiten. Damals wurde in Oesterreich nach mehr als drei Jahrzehnten zum ersten Male wieder der Ruf nach Einziehung der Kirchengüter erhoben. „Besser einige reiche Klöster gehen ein, als der Staat wird an Rußland überliefert", so wurde in den weitesten Kreisen geurtheilt. Die im Publikum später auch durch auswärtige Zeitungen kolportirte Nachricht, daß die russische Anleihe wirklich realisirt worden sei, erregte aber nicht blos die gereizteste Erbitterung gegen die Regierenden, sondern sie verbreitete auch im Publikum die Meinung von der vollständigen und unheilbar gewordenen Zerrüttung der Staatsfinanzen und von dem unmittelbaren Bevorstehen eines Staatsbankerottes, einer „neuen verschlimmerten Auflage des Bankazettelsturzes von Anno Elf." Zur Verbreitung und Festwurzelung dieser Befürchtung in der gesammten Bevölkerung trug wesentlich das Erscheinen eines Buches „Die Geldverlegenheiten Oesterreichs, von Albrecht Tebeldi" bei, dessen Daten, Berechnungen und Schlußfolgerungen sich wohl nachträglich als unrichtig und willkürlich erwiesen, nichts destoweniger aber im ersten Momente geglaubt und für richtig und vollständig wahrheitsgetreu anerkannt wurden. Nach diesem Buche befanden sich die Staatsfinanzen im Zustande des unaufhaltsamen Verfalles, war die Entwerthung der österreichischen Banknoten bereits eine vollbrachte Thatsache, waren alle bisherigen Annahmen bezüglich der Zahl der in Umlauf befindlichen Banknoten, der Höhe der Staatsschuld und der aus dieser entspringenden Zinsenlast total unrichtig und weit zurückgeblieben hinter den faktisch bestehenden Ziffern. Tebeldi gab sich zwar Mühe die Mittel zur Heilung des hinfälligen Finanzzustandes ausfindig zu machen, aber er machte die Auffindung und die Heilkraft dieser Mittel von Bedingungen abhängig, deren Erfüllung von den am Ruder befindlichen Machthabern nicht zu erwarten stand. Die Leser des Buches empfingen aus demselben daher den Eindruck, daß Oesterreich finanziell verloren sei, und in nächster Zeit genöthigt sein werde, seine Zahlungsunfähigkeit einzubekennen. Die Völker Oesterreichs hatten wahrlich niemals Ursache zu der Finanzwirthschaft ihrer Regierungen das mindeste Vertrauen zu besitzen, und es war unter den damaligen politischen Verhältnissen wahrlich ein leichtes, das ganz berechtigte Mißtrauen in die wildeste Furcht zu verwandeln. Dazu kam noch, daß die Regierung durch ihre vernunftlose Geheimnißkrämerei dazu wesentlich mitbeitrug, das Mißtrauen der Bevölkerung zu den Finanzverhältnissen zu vermehren. Diese Geheimnißkrämerei ging nämlich soweit, daß selbst höheren Staatsbeamten die Ziffern der Staatsschuld, der Zinsenlast, der Jahresvoranschläge verheimlicht wurden. Die Schrift Tebeldi's mußte daher, trotzdem sie sofort widerlegt und als ein gehaltloses Machwerk selbst in den Organen der Opposition, in den „Gränzboten", im Nürnberger Korrespondenten u. s. w., bezeichnet wurde, eine außergewöhnliche Aufregung in den weitesten Kreisen hervorrufen, eine Aufregung, deren Wirkung die war, daß der durch die Machthaber im Staate erschütterte Kredit desselben durch die den Bankerott fürchtende Bevölkerung lahm gelegt wurde. Nun begann in allen größeren Städten der Monarchie bei den Bankkassen und Sparkassen ein förmliches Sturmlaufen, und nicht blos die kleinen Leute, auch die Wohlhabenden und Reichen geberdeten sich, als ob nunmehr nicht blos nur wenige Tage, sondern nur wenige Stunden noch Zeit wäre, das Seine so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen. Auf der Wiener Börse war nun (Februar 1848) wochenlang täglich das Gerücht verbreitet, die Erklärung des Staatsbankeratts, eine bedeutende Zinsenreduktion u. s. w. stünden für den nächsten Tag, für die nächste Woche bevor. Der Stimmung, welche diese Gerüchte erzeugten, entsprachen die Kursnotirungen vollkommen, und es kam vor, daß Massen von Staats- und Industriepapieren unter diesen Notirungen verschleudert wurden. Gleichzeitig verschwand das Silber immer mehr aus dem Verkehre, und bei den Bankkassen drängte man sich derart, um die Banknoten, die damals noch keinen Zwangskurs hatten, gegen Silber einzuwechseln, daß häufig Militär herbeigeholt werden mußte, um die Ordnung nur einigermaßen aufrecht zu erhalten. Noch bunter ging es bei den Sparkassen zu. Jeden neuen Morgen erzählte man sich ein neues Gerücht über das Schicksal, dem diese Institute verfallen seien. Bald hieß es, die in demselben eingelegten Gelder seien von der Regierung bereits mit Beschlag belegt worden und man leiste nur zum Scheine noch durch ein paar Tage Rückzahlungen, um einen Aufruhr zu vermeiden; bald hieß es wieder, die Beschlagnahme der Sparkassengelder sei „oben" bereits beschlossen und stünde jeden Augenblick bevor. Die Sparkassen wurden von den Leuten, die nun ihr Geld zurückbekommen wollten, förmlich belagert und der Andrang z. B. bei der Wiener Sparkasse war schon in der zweiten Hälfte des Februars ein so großer, daß gewisse Industrieritter von armen Dienstboten, die vor lauter Gedränge nicht in die Kassezimmer gelangen konnten, gegen bedeutende Provisionen ihr Einlagenbüchel sich verkaufen ließen.

Von Seite der Regierung, der Nationalbank, der Sparkassen geschah natürlich Alles, um das Publikum von der Uebertriebenheit seiner Besorgnisse zu überzeugen. Die Regierung ließ durch alle ihr zur Verfügung stehenden in- und ausländischen Blätter die Grundlosigkeit der in Umlauf befindlichen Schreckensgerüchte widerlegen, sie ließ die Verbreiter dieser Gerüchte als Verräther, als mazzinistische Agenten, als Agenten von Faktionen, die es auf den Ruin Oesterreichs abgesehen haben, brandmarken; sie ließ alle Jene, welche den erwähnten Gerüchten Glauben schenken, als Dummköpfe an den Pranger stellen. Die Nationalbank veröffentlichte schleunigst ihr Soll und ihr Haben, und ebenso verabsäumte es die Sparkasse nicht, über ihren Zu-

stand die genaueste Rechenschaft abznlegen. Um das Pubtikum noch sicherer zu machen, wnrden sowohl von Seite der Bank, wie von vielen Sparkassen, die Einwechelnngs- und Anszahlnngskassen vermehrt, um die sich herandrängenden Parteien rascher befriedigen zu können. Alle diese Maßregeln blieben aber vollständig wirkungslos. Das Pnbliknm ließ es sich nicht mehr nehmen, daß der Staat bankerott sei, daß die Banknoten entwerthet, daß die Sparkassen „geliefert" seien. Es rächte sich nnn an den Regierenden, daß sie eine unabhängige politische Presse in Oesterreich nicht anfkommen ließen. Den amtlichen und haldamtlichen Blättern der Regierung glanbte man nicht, nnabhängigen oder wenigstens solchen Jonrnalen, denen es, wenn anch nnr zeitweilig, gestattet gewesen wäre, eine freie Meinnng zn äußern, hätte man im Pnbtikum vielleicht Gehör geschenkt. Solche Journale hiell man in den Regierungskreisen jedoch für staatsgefährlich. Es ist notorisch, daß dem von uns schon öfter genannten Jarcke, einem ultramontanen Reaktionär vom reinsten Wasser, als er in der Mitte der dreißiger Jahre bei dem Fürsten Metternich um die Gründung einer volitischen Zeitschrift in Wien sich bewarb, von demselben entgegnet wurde: „Das wäre von Ueberfluß, wenn wir einer potitischen Begriffsbildung in Wien Vorschub leisten würden!" Eine solche Zeitnng hätte der Regierung nun große Dienste teisten können. Bei dem Mangel unabhängiger oder wenigstens für unabhängig sich ausgebender Journale blieb der Regiernng in ihrer Bedrängniß nichts übrig, als in der damals von dem „Volksschriftsteller" Weiß (k. k. Rechnungsrath) redigirten Monatsschrift „Hans Jörgel" finanzielle Bernhignngsartikel einschalten zu lassen. Diese Artikel legen zu sehr Zeugniß ab von der Kindheit, in denen die jonrnalistischen Verhältnisse in Wien im Vormärz sich befanden, und davon, wie die Regierung die damatige finanzielle Sitnation von der Bevölkerung aufgefaßt wissen wollte, ats daß wir es nns versagen könnten, dieselben im Auszuge mitzutheilen. Unser offiziöser „Hans Jörgel" schreibt unterm 15. Februar:

„Vielgeliebter Herr Schwager! Die Mordbrennerei halt' i für eints der größten Verbrechen. Der Dieb und Räuber übt seine Missethat nur gegen Einzelne aus; aber der Mordbrenner schleudert die Brandfackel in das Besitzthum von Freund und Feind. Er weiß nit, und es kümmert ihn a nit, welches verheerende Unglück er über ein'n ganzen Ort heraufbeschwört. Der Theil, den er bei der allgemeinen Verwirrung g'raubt hat, is vielleicht wenig, aber dös, was nit seine ränberischen Händ', sondern die Flammen g'raubt hab'n, dös bringt Tausende an den Bettelstab. Dieses G'fühl müssen die Leut so ziemli allgemein hab'n, denn i hab' die Bemerkung g'macht, daß Mordbrenner bei Hinrichtungen das wenigste Mitleid finden. Eine ganz eigene Gattung von solchen Menschen sein gegenwärtig die Börsespeknlanten in der Grünangergassen. Wann a der Schwager für den ersten Augenblick über diesen Vergleich erschrickt, so muß er nur rnhig meine Beweisführnng lesen, er wird am Ende ganz sicher meine Ueberzengung theiten. Dös is ein Kapit'l, über dös i schon so oft g'schrieb'n hab. Manchem is durch meine Brief ein Licht aufgangen, und wann's ihn bei der Schasschur in der Grünangergassen a ein Bisserl zwickt hab'n, so hat er do wenigstens no d'Haut g'rett, wann er a die Woll verlor'n hat. Bei den früheren Spekulationen, von denen i dem Schwagern g'schrieb'n hab', hab' i den Zweck g'habt, die Leut auf diese Banditen und Wegelagerer aufmerksam z'machen. Btanker, als wie die meisten von diesen Börsespekulanten is vielleicht no kein Ranber hinter einer Hecken versteckt g'wesen und hat g'warl, bis Einer vorüberzieht, dem er ein's h'nanfbrennen kann. Ohne ein'm Krenzer Geld im Sack haben's ihre G'schäften g'macht, und so haben's denn anf gnt Glück, wo nnr was z'kriegen war, dieses Banditenhandwerk fortg'führt.

„Von Seite der Staatsverwaltung sein mit den bedeutendsten Opfern alle Maßregeln ergriffen word'n, um das Vermögen aller jener, die sich in diesen Schwindel mit einlassen hab'n, auf eine festere Grundlage zu stell'n, daß es keinen solchen Schwankungen durch g'machte Wetter ausg'setzt is. Die Maßregeln waren gnt, obwohl sich vielleicht nit die geeignetsten Organe zur Ausführung g'funden hab'n. Was nutzt ein'm Feldherrn der beste Angriffsplan, wann dnrch ein Verseh'n von einem Unterkommandanten ein Flügel bloßg'stellt und umgangen wird? Diese Maßregeln, die unter den damaligen Verhältnissen eine unbedingte Nothwendigkeit waren, hab'n zu gleicher Zeit ein doppeltes Bewnßtsein rege g'macht. Bei den Einzelnen, die ihre silbernen Lämmtein auf die Schlachtbank g'führt nnd ihr Erspartes der Spekulation zum Opfer bracht hab'n, is das Bewnßtsein entstanden, daß's g'scheidter is, sie erhalten no dös, was ihnen blieben is, ats daß sie das g'wisse Geld an das nng'wisse setzen, und bei den Börse-Banditen is das Bewnßtsein anftaucht, daß sie dnrch die einzelnen Raubereien nix mehr krieg'n. Die Reisenden hab'n die Grünangergassen vermieden, oder sie hab'n als ein'n Talisman die leere Brieftaschen auf ihr Herz g'legt, durch die sein's ohne Gefahren durchkummen. Wie sich in dem lieben deutschen Reich einmal die einzelnen Ranbritter vereinigt und das Faustrecht im Großen ausg'führt hab'n, so hab'n sich a diese Wegelagerer in der Grünangergassen vereinigt, und hab'n die saubere Speknlation im Allgemeinen ang'fangt. Können wir Einzelne nit mehr z'Grund richten, hab'n sie sich denkt, so snchen wir den Kredit im Ganzen zu erschüttern, die Lent furchtsam und ängstlich zn machen, vielleicht daß wir aus dem allgemeinen Unglück ein'n Nutzen zieg'n können. Geht zu Grnnd, wer will, dös hat sie nix kümmert, und so hab'ns, so wie Mordbrenner, an allen Ecken und Enden mit der Fackel der Verleumdung den Brand g'schürt. Die G'scheidten hab'n zwar glei g'seh'n, wo's hinaus will, aber die G'scheidten sein nit immer die Leut, die's Geld hab'n, d'rum hat man im Allgemeinen eine Furcht und Aengstlichkeit bemerkt, die dnrch die falschen Gerüchte und boshaften Lug'n alleweil vermehrt word'n is.

„Diese Börsianer theilen sich in zwa Partei'n: In die Beisser und in die Husser, oder wie sie's französisch heißen: Baissiers und Haussiers. Die Beißer, die spekulir'n auf's Fallen, da woll'ns den Leuten dös, was's hab'n, herauslocken, daß recht viel Papier

auf'n Markt kummen und der Kurs herabgedruckt wird. Die Husser, die mit den abdruckten Blutaktien ein G'schäft machen möchten, treib'n wieder, daß's steigen. Als ein'n börsianischen Hetzhund hab'ns Anfangs den Abdel-Kader g'habt. Wie's den Kurs braucht hab'n, hat der entweder den Franzosen ein'n Biß versetzen müssen, oder er is wieder retirirt. Frankreich hat hiezt diesem Bullenbeißer den Maulkorb ang'legt, dafür hab'ns wieder auf andere Neuigkeiten spekulir'n müssen. I glaub, daß das Bauchweh vom chinesischen Kaiser a schon auf den Börskurs eing'wirkt hat, und so hab'n sich bank ihren Gift auszuspeien ang'fangt. Da hab'ns d' Leut beängstigt, als ob die Bank kaum etliche Millionen bares Geld mehr hätt', wiewohl in den großen Kellern, die sich durch das ganze Gebäude hinzieh'n, ungeheure Vorräthe von Silbergeld aufg'häuft sein. Dadurch hab'ns natürli den Obligationen a allen Werth ab-g'sproch'n, die neuen Staatsauslagen sein in so ungeheuer übertriebenen Summen hing'stellt word'n, daß man nit g'wußt hat, soll man mehr über eine solche Keckheit staunen, die so was ausstreut, oder soll man sich mehr über die Dummheit



Der Banknotenrummel in den Wiener Fleischbänken (Anfangs März 1848).

diese Leut lauter fingirte Nachrichten zuschreib'n lassen, daß's nur immer andre Neuigkeiten auf's Tapet bracht hab'n. Die Wellen, die's von Weiten heraufbe-schwor'n hab'n, hab'n zwar ihre Kraft bei der Brandung größtentheils verlor'n; allein eine stete Bewegung haben's do bewirkt. Um nun die Verwirrung größer zu machen, hab'ns im Herzen von unserm Vaterland den Samen der Verleumdung ausg'streut, der in den beschränkten und beängstigten Köpfen seine Wurzel schlagen sollt'. Dieses Natterngezücht hat z'erst gegen die National-entsetzen, die alle diese Hirngespinnste glaubt. Ja, es is schon soweit kummen, daß's g'heißen hat, die Sparkassa hat dem Staat aushelfen müssen!

„Durch alle diese Lügen und Verleumdungen wollten's Furcht und Angst im Publikum verbreiten, jeder sollt' zittern für dös, was er hat, nur glei damit losschlag'n, daß er's zu Geld macht, und die Unverschämtheit is soweit gangen, daß Einer laut in dem Kaffeehaus in der Grünangergassen g'schrien hat, während er ein'n Artikel der allgemeinen Zeitung g'lesen hat: „Nur ein wahnsinniger oder dummer Mensch kann für

eine Obligation noch einen Zwanziger geben!“ — I frag da jeden unbefangenen und unparteiischen Menschen, wen muß dös nit empören? Wer, der nur ein'n Funken Vaterlandslieb im Herzen hat, muß nit entrüstet sein, wenn er sieht, wie Leut, die schon überall Krida g'macht und Schulden halber davong'jagt worden sein, öffentlich mit so empörenden Aeußernngen auftreten? — Was hab'n aber diese Mordbrenner zur Verbreitung von ihren Lügen gethan? — Kellner in größeren Gasthäusern hab'ns bestochen, daß die solche Nachrichten den Gästen mittheil'n; in die Vorstädte sein's in die bekannten Bürgerhäuser h'rumgangen und hab'n d'Leut g'warnt und weil's unter unsern Landeskindern selber solche Leut g'nug gibt, die mil den Börsianern unter der Decken spiel'n, so hat's Verbreiter g'nug g'funden. Was glaubt denn der Schwager, is do Einer in Speising, der einige 100 fl. Obligationen hat, zu mir kummen, und hat mi g'fragt, ob's denn wahr is, daß keine Int'ressen mehr zahlt werd'n, wann der Kurs auf Hundert steht' — Kein'n größern Unsinn kann man sich do nit denken! Da hab' i aber a Aeußerungen von Leuten g'hört, die den alten Ausspruch, daß die Dienstlent' nur bezahlte Spion sein, in einer weitern Ausdehnung in Anwendung bringen lassen.

„I mag kein'n bezahlten Lobredner; aber der verächtlichste ist ein bezahlter Verleumder, ein Mensch, der das Brod von Ein'm ißt, was er vielleicht nit einmal verdient, nnd der über seinen Brodgeber mit Frohlocken in dasselbe Horn mitstoßt, durch dessen Klagesruf die ruhigen Gemüther verwirrt und beängstigt werd'n soll'n. Ob so was nit no schlechter als eine Mordbrennerei is, dös bleibt eine Frag', die nit schwer zu entscheiden is.... Ob man die Börs von diesen Leuten nit säubern soll? Dös is eine andere Frag. — Werd'n hietzt auf'n Land so eifrig, wofür wir sehr dankbar sein, die Bedel-Leut z'sammeng'fangt, soll man denn hernach solche Kerln frei herumgehen lassen!....“

## 23.

Aber nicht allein die Furcht vor einem Staatsbankerotte, auch die fortwährend einlaufenden Nachrichten von Volksbewegungen, Systemveränderungen in Italien, von einer fortwährend steigenden Aufregung in Frankreich, dessen Volk des korrumpirten Scheinkonstitutionalismus seines „Bürgerkönigs“ anfing überdrüssig zu werden, die Berichte aus Deutschland, wo es, namentlich im Südwesten, bereits heftig gährte, trugen wesentlich dazu bei, in allen Theilen Oesterreichs das Interesse für die politischen Tagesangelegenheiten zu steigern. Von dem lombardisch-venetianischen Königreiche ganz abgesehen, wo die Revolution bereits eine sich vollziehende Thatsache war, ließ sich doch auch in den anderen Theilen des Kaiserstaates schon am Anfange des Februar's 1848 wahrnehmen, daß die öffentliche Stimmung von der in ganz Europa herrschenden Strömung ergriffen worden sei. So sehen wir, wie auf dem „Preßburger Landtage“ die Kossuth'sche Partei immer zuversichtlicher und entschiedener auftritt, wie in Böhmen das czechische Element immer stärker sich geltend macht, in Galizien, trotz des kaum bewältigten Aufstandes, für die nationale Sache offen Propaganda gemacht wird. In den deutsch-österreichischen Ländern gewahren wir bereits die ersten Kundgebungen eines nationaldeutschen Geistes. Man nimmt hier selbst in bürgerlichen Kreisen Antheil an den Einheitsbestrebungen der einzelnen deutschen Kammer-Oppositionen, man äußert die wärmsten Sympathien für die Schleswig-Holsteiner. Schuselka theitt in seinen „Deulschen Fahrten“ ein Stimmungsbild aus Salzburg im Sommer 1847 mit, das in unseren Rahmen hineingehört: Er traf dort mit einer Tischgesellschaft zusammen, in deren Mitte ein kaiserlicher Offizier in Uniform sich befand. Durch den gleichzeitigen Aufenthalt des Königs Ludwig von Baiern in Salzburg war diese Gesellschaft zu einem politischen Gespräche verleitet worden. Man betrachtete das Verhältniß Baierns und Oesterreichs und Salzburg's zwischen beiden. Unverholen sprach man es aus, daß es mit Salzburg in jeder Hinsicht besser stünde, wenn es bairisch geblieben wäre. Ein anwesender Tiroler stimmte in diese Klagen in auffallender Heftigkeit mit ein und gedachte dabei des gepriesenen Tirolerkampfes in bitter tadelnder Weise. „Dabei entwickette er eine so naturkräftige und witzige Beredsamkeit, daß einem von uns (Schuselka und seinen Begleitern) — deren Gegenwart die Sprecher durchaus nicht genirte — der Ausruf entfuhr: „Das ist ja der O'Connell des künftigen österreichischen Parlaments!“ Gegen diese Prophezeiung nun erhob sich der Offizier; aber keineswegs in einer Art und Richtung, wie man sie bei einem uniformirten Schwertträger erfahrungsmäßig vorausgesetzt hätte. Mil Eifer rief der österreichische Offizier: „Was sprechen Sie von einem österreichischen Parlamente? Ein deutsches wollen wir haben, ein allgemein deutsches müssen wir bekommen!“ ....

Ueber die Stimmung in einzelnen potitischen Kreisen Wien's (Anfangs 1848) entnehmen wir den Aufzeichnungen eines Mitgliedes des juridisch-politischen Lesevereines folgende bemerkenswerthe Stellen: „Bei uns (im Vereine) wird über Frankreich, Italien, Preußen, Deutschland, von Polen, Ungarn, Südslaven viel gesprochen, über unsere „Großkopfigen“ ärgert man sich viel und lacht man wieder viel, je nachdem die „Stücke“ beschaffen sind, die sie ausführen, nur darüber, wie die Zukunft Oesterreichs sich gestalten wird, herrscht allseitig ein ganz eigenthümtiches Schweigen. Daran denkt eben Niemand, sondern uns allen steckt nur der Konstitutionalismus im Kopf. Ich bin neugierig, ob unsere Freiheitsliebe mit dem ungarischen, polnischen, böhmischen, illirischen Patriotismus sich dereinst auf guten Fuß setzen wird. Wenn diese Ungarn, Böhmen, Polen u. s. w. ihre Nationalität gerade so hochstellen, wie wir das konstitutionelle System, dann besorg' ich recht sehr, daß wir uns nicht verständigen werden können. Viele bei uns sagen immer, Oesterreich hat sich überlebt, aber die das sagen sind nicht die gefährlichsten, sondern die sind es, welche Alles andere lieber, als Oesterreicher sein wollen. Es gibt so viele Ungarn, Polen, Slaven u. s. w. und so wenig Oesterreicher in Oesterreich, daß ich wirklich neugierig bin, wohin wir deutschen Oesterreicher

mit unserem Konstitutionalismus kommen werden. Ich fürcht' immer, wir werden am Ende noch das Kürzere ziehen, und dann wird nicht blos das jetzige Oesterreich sich überlebt haben, sondern das konstitutionelle gar nicht geschaffen werden können."

Aber auch die untern Volksklassen befanden sich in einer eigenthümlich bewegten Stimmung. Es war als ob die Leute plötzlich nervös geworden wären, alles beunruhigte, alles belästigte sie, allen Vorfällen gaben sie eine ganz außergewöhnliche Deutung, hinter allem vermutheten sie etwas; Dinge, die sie früher ganz gleichgiltig ließen, exaltirten sie nun förmlich. Am Lande, namentlich in Oberösterreich und Steiermark fingen die Bauern hie und da plötzlich an, sich die Militärexekutionen wegen ausständiger Steuern oder Giebigkeiten nicht mehr gefallen zu lassen. Es kam vor, daß die Bauern den Soldaten die Bajonnete und Säbel zerbrachen. In Graz rief im Monat Jänner 1848 eine neue Gemeindeauflage eine gewaltige Aufregung hervor. In Pamphleten, welche man an den Straßenecken affichirt oder in den Vorhäusern niedergelegt gefunden hatte, und in anonymen Drohbriefen, welche an amtliche Personen, namentlich massenweise an den Gouverneur, Grafen Wickenburg, und an den Bürgermeister Hüttenbrenner gelangt waren, suchte ein Theil der Bevölkerung seinem Unwillen Luft zu machen. Zur Charakteristik dieser schriftlichen Demonstrationen fügen wir die nachfolgenden Verse bei, welche als geschriebenes Plakat an mehreren Straßenecken affichirt worden sind:

O Kaiser Ferdinand! was hast du gethan,
Daß du gehst dem schuft'gen Magistrat an die Hand,
O Ferdinand, du machst es nicht schlecht,
Ziehst deine Unterthanen aus, das ist nicht recht,
Aber es wird dir nicht gelingen,
Deine Unterthanen werden dir etwas bringen.
Der schuft'ge Magistrat möcht' gern
Den Grazern die Säckel lehren.
Die Grazer werden sich aber befleißen
Und werden dem Magistrat etwas sch ....
Versammelt euch mit Krampen und Hauen
Und thut's den schuft'gen Magistrat niederhauen.
Die Grazer sind keine Narren,
Das wird der schuft'ge Magistrat schon erfahren.
Sie sollen nur kommen mit der Exekution,
Da wird entstehen eine Revolution.
Auf, ihr Grazer, macht euch zusamm',
Daß der Magistrat uns nix thun kann.
Ihr Grazer, ich sag' es euch noch
Laßt euch nicht stecken in das Joch,
Thut euch wehren, was ihr könnt,
Sonst nimmt das Zahlen gar kein End'.

In Wien waren im Monate Jänner in den unteren Volksklassen die Gerüchte von Vergiftungen an der Tagesordnung. Zuerst exaltirte man sich förmlich über die angebliche Vergiftung des jugendlichen Erzherzogs Friedrich, die den Italienern zur Last gelegt wurde. Dann verbreitete sich wieder das Gerücht, daß eine gewöhnliche Polizeipatrouille in der Vorstadt Landstraße während der Nacht von einer Gasthausgesellschaft, die sich beim Pansch gütlich that, eingeladen wurde mitzutrinken. Diese Patrouille soll bei diesem Anlasse vergiftet worden sein. Kurz darauf starben binnen wenigen Wochen etwa zwölf theils aktive, theils pensionirte Generäle. Im Publikum erzählte man von den meisten, daß sie vergiftet worden seien. Der Glasergesell Friedrich **Untereiter** ist in seiner Geschichte der Wiener Revolution so naiv, diese Gerüchte als Mitursache des Ausbruchs der Bewegung zu verzeichnen. Wir nehmen von ihnen blos Akt, um darzuthun, daß die Stimmung in Wien schon vor dem Bekanntwerden der Pariser Februarrevolution selbst in den untersten Volksklassen eine fieberhafte Hitze war. Es bedurfte wahrlich keines mächtigen Impulses, um die vor wirklichen oder blos in der Einbildung bestehenden Gefahren in Angst und Schrecken gerathene Bevölkerung zu dem Entschlusse zu treiben, gegen die Lenker der Regierung in revolutionärer Weise zu demonstriren, nachdem sie längst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß diese wenigen Persönlichkeiten allein die Schuld an dem Ruine tragen, an dessen Abgrund, nach der Meinung des Volkes, Oesterreich bereits angelangt war.

Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß unter dem Eindrucke der geschilderten Besorgnisse, des eingetretenen Mißtrauens, die Physiognomie Wiens sich total verändert hatte. Schon seit dem Jahre 1846, seit der Zeit des galizischen Aufstandes, wollte, sowie im Staate Oesterreich, auch in seiner lebenslustigen, genußsüchtigen Hauptstadt die frühere Ruhe, Leichtfertigkeit, Vergnügungssucht, Gedankenlosigkeit nicht wieder einkehren. Die Stimmung wurde plötzlich eine ernstere, die Leute ließen mit einem Male die Köpfe hängen und vertieften sich in Gedanken über Fragen und Angelegenheiten, die ihnen früher gleichgiltig waren. Man fing im Jahre 1846, wie wir schon hervorgehoben haben, plötzlich an, Politik zu treiben, und einem großen Theile von Menschen in allen Klassen der Bevölkerung wurde es plötzlich ein Bedürfniß, sich über die Tagesbegebenheiten zu unterrichten und über dieselben einen Meinungsaustausch zu pflegen. Die Ereignisse am Anfange des Jahres 1848 trugen natürlich dazu bei, den bis dahin noch immer florirenden Theatertratsch nicht blos aus den gesellschaftlichen Kreisen, sondern auch aus den öffentlichen Lokalen zum Theile zu verdrängen. Während früher nur wenige Leute das Bedürfniß hatten, täglich eine Zeitung zu lesen, und jene Einzelnen, welche in die „Augsburger Allgemeine" oder den „Nürnberger Korrespondenten" täglich sich vertieften, schon in dem Rufe standen, staatskundige Politiker zu sein, wurden jetzt auch vom großen Publikum die Zeitungen mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Die Vorstadt-Kaffeesieder, welche bisher der Mühe überhoben waren, außer der „Wiener Zeitung" noch andere politische Journale zu halten, konnten nun nicht genug Exemplare von den wenigen ausländischen Zeitungen abonniren, gegen welche die Zensur nichts einzuwenden hatte. In der ganzen Lebensweise der Wiener trat allmälig eine merkliche Veränderung ein. Während früher selbst in den Wintermonaten förmliche Wallfahrten nach Neulerchenfeld unternommen wurden, um in den dortigen zahlreichen Gasthäusern, bis in die spätesten Nachtstunden hinein, in Saus und Braus das Leben zu genießen, wurde es im Winter des Jahres 1848 in den Straßen und Gassen dieses sonst so stark und gerne besuchten Vergnügungsortes plötzlich so ruhig und stille, als ob er bei den Wienern vollständig in Mißkredit gerathen wäre. Es hieß damals, Lerchenfeld sei aus der Mode gekommen, mit der Mode hatte die Sinnesänderung der Wiener, unter welcher dieser Ort plötzlich litt, nicht das mindeste gemein. Auch die beliebtesten Volkssänger kamen plötzlich außer Kurs und hatten sich über schlechte Tageseinnahmen zu beklagen. Während früher bei dem bekannten Moser vor lauter Andrang

kein Platz zu bekommen war, während ein neues Lied dieses Harfenisten früher ganz Wien interessirte und das ganze Tagesgespräch ausfüllte, gelang es diesem „Lieblinge“ eines nach Tausenden zählenden Publikums nun häufig nicht mehr, seine Tagesspesen hereinzubringen. Das Publikum fand an den frivolen, spassigen Volksängerliedern, die es früher entzückt hatten, plötzlich keinen Gefallen mehr, es langweilte sich bei diesen Liedern und Volksszenen, es fand dieselben veraltet, abgeschmackt. In dieser Zeit kamen die möglichst abgesonderten ruhigen Extrazimmer in den Gasthäusern plötzlich in die Mode, und in ganz Wien bildeten sich die ersten politischen Zirkel, in denen fast von nichts als von den Begebenheiten des Tages gesprochen und politische Meinungen und Ansichten durchdebattirt wurden. In diesen Zirkeln führte in der Regel irgend ein Ausländer oder ein Wiener, der länger im Auslande sich aufgehalten hatte, das große Wort. Natürlich litt unter diesen Verhältnissen auch der Fasching des Jahres 1848 bedeutend. Derselbe wäre als ein „langer“, neunwöchentlicher Fasching schon an und für sich nicht besonders belebt gewesen, nun war er aber so flau und träge, wie schon seit Menschengedenken nicht. Es soll damit nicht etwa gesagt werden, daß in diesem Fasching wenig getanzt wurde, in einer großen Stadt wie Wien gibt es eben viel tanzlustiges Volk, und Jahr aus Jahr ein überzahlreiche Fremde, die nur des Vergnügens wegen kommen und sich aufhalten. Aber trotzdem war es wahrzunehmen, daß viele Kreise an den Karnevalsfreuden keinen Antheil nahmen, und auf den Bällen selbst ereigneten sich Vorfälle, die ehemals in Wien gar nicht denkbar gewesen wären. Es begab sich zu wiederholten Malen, daß auf dem einen oder anderen Balle (von den Elitebällen sprechen wir erst später, wir haben hier mehr die sogenannten „Abend-Unterhaltungen mit Ball,“ die „Volksbälle“ in den Wiener Vorstädten im Auge) politischer Meinungsverschiedenheiten wegen Exzesse vorfielen. Während das junge Volk tanzte, erhitzten sich die Väter über Mazzini und Pio Nono, Guizot, Ludwig Philipp und die französische Kammeropposition, die Schweizer Jesuiten und deren Widersacher, die Polen und den russischen Czar, den Deutschkatholizismus und die Ultramontanen, die badischen Volksmänner und den deutschen Bund, das einheimische „Zopfsystem“ und den politischen Fortschritt.

Wir stützen uns bei dieser Schilderung der Physiognomie Wien's auf eine Reihe von Tagebüchern aus jener Zeit, aus denen insgesammt hervorgeht, daß in Wien's Zuständen schon in den ersten Wochen des Jahres 1848 eine Veränderung sich vollzog. Wir gönnen hier auch einem „deutschen Ausländer“, dem Schriftsteller August *Lewald*, das Wort, der im November 1847 in der Absicht nach Wien gekommen war, um über Wien ein Buch zu schreiben. Seine Wahrnehmungen über den Zustand Wien's im Anfange des Jahres 1848 sind die folgenden: Er fand die Stadt, die er schon viele Jahre früher gesehen hatte, „verändert.“ „Der Ernst der Zeit,“ sagt er, „hatte Wien tief berührt; die Harmlosigkeit war aus dem Herzen, und die Lustigkeit aus den Gesichtern verschwunden. Selbst die alten, genußsüchtigen Lebemenschen sah ich nur mit sauerer Miene von den gepriesenen Vorzügen ihrer Stadt sprechen; sie waren gelangweilt und unzufrieden, und sprachen von Dingen, die nur für sie noch da waren, und indem sie es beklagten, daß sie die Zeit nicht mehr verstehen wolle, sah ich deutlich, daß die neue Zeit von ihnen nicht begriffen wurde.“ Von der jüngeren Generation, „welche von der Kost genascht hatte, die sich über die Grenze, trotz aller Schranken der Zensur, zu stehlen gewußt; die dann hinausgereist war, sich den Männern der Bewegung genähert, die Wirkung freierer Institutionen durch Augenschein kennen gelernt hatte, und dann mit zerrissenem Herzen zurückgekehrt war, die Kraft ermessend, welche ihrem herrlichen Volksstamme inwohnte, die eigenthümlichen Vorzüge seines Geistes, die tiefe Innigkeit seines Gemüthes, die Stärke des Staates und seine ungeheuren Hilfsquellen mit dem verglich, was mit allem diesem erzielt werden könnte, und was erzielt wurde, mit dem zusammenstellte, was unter einem freiern Himmel die kleinsten Staaten erreicht hatten“; — von dieser Schichte der Bevölkerung bemerkt Lewald, sie „war finster, zürnend, und sie hielt es unter ihrer Würde, das angeborne Naturell zur Fröhlichkeit und heiteren Laune, wie vordem in tausend Strahlen brechen zu lassen, und verschloß sich ganz, oder verzehrte sich in trüber Sehnsucht.“ — „Nein!“ sagt Lewald weiter, „Wien war nicht mehr das alte Wien. Der Humor hatte keinen Boden, der Geist zerschlug sich die Flügel an den engen Begrenzungen, und wer noch das alte, heitere Wien zu repräsentiren versuchte, unterlag der Mißachtung der Besseren, die ein Einsehen hatten, und denen der Zustand unerträglich war. Alle höher Begabten hatten diese Richtung genommen, und selbst der Geist der Posse, jener allen, wohlbeliebten Freundin des Volkes, die sich ihm fügen muß, wenn diese Freundschaft erhalten werden soll, mußte sich der neuen Richtung bequemen, und unter Lazzi dem Ernste huldigen. Hieraus erwuchs jener Zwitter, dem es immer schwerer wurde, sich zu behaupten, und der bald gänzlich aus dem Wiener Leben geschwunden wäre“ .... „Alle Symptome,“ fährt Lewald fort, „deuteten mir (noch vor der Umwälzung in Frankreich) eine stille Bewegung an; sie hatte nichts von derjenigen, welche anderwärts den großen Umwälzungen vorangeht, allein sie war dennoch vorhanden, von Vielen unbewußt getheilt, für den Augenblick kein festes, bestimmtes Ziel im Auge, allein desto bedeutungsvoller, weil sie so tief gegründet, desto bedrohlicher dem Bestehenden, weil sie so gewaltsam unterdrückt war.“

## 24.

So waren die Verhältnisse in Wien im Monat Februar 1848, *und noch hatte man von einem Umsturze in Frankreich keine Ahnung.* Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß weder von Seite der Regierung, noch von Seite der politischen Oppositionsparteien in den verschiedenen Ländern des Kaiserstaates eine Revolution in Frankreich für bevorstehend gehalten wurde, und einzelne scharfe Beurtheiler der Situation, die, wie *Löhner*, schon im Jahre 1847 die Ansicht äußerten (Seite 68), der Sturz der Julidynastie sei bevorstehend, standen mit ihrer Ansicht ganz vereinzelt, und fanden keinen Glauben. Im Schooße des Wiener Kabinets gab man sich übrigens über die Unhaltbarkeit der



Fritsch.

Zustände in Frankreich längst schon keiner Täuschung hin. Aus den mittlerweile veröffentlichten Depeschen des damaligen schweizerischen Geschäftsträgers in Wien, Herrn v. Effinger, an seine Regierung geht bestimmt hervor, daß Fürst Metternich schon Mitte Dezember 1847 überzeugt war, daß die Rückwirkungen des Bürgerkrieges in der Schweiz auch Frankreich treffen, und namentlich den Sturz des Ministeriums Guizot herbeiführen werden. Dagegen ahnte Metternich nicht, daß in Paris ein gewaltsamer Zusammensturz der Dinge sich vollziehen werde, denn er hielt es nicht für möglich, „daß Guizot bis zu solchem Uebermaße doktrinärer Halsstarrigkeit sich versteigen werde, um unvermeidlichen Nothwendigkeiten Trotz zu bieten." Die Ueberzeugung, daß Guizot sich rechtzeitig aus dem Kabinete zurückziehen und der konstitutionellen Opposition dort Platz machen werde, wurde übrigens auch in Paris noch in den ersten Tagen des Februars allgemein getheilt, und selbst die republikanische Partei in Frankreich hielt sich bei weitem nicht für stark genug, um den Sieg über die Monarchie zu hoffen, zu deren Vertheidigung in Paris beiläufig 40.000 Mann Truppen bereit standen, ungerechnet die etwa ebenso zahlreiche Nationalgarde, deren Masse sich bisher bei allen republikanischen Bewegungen entschieden auf die Seite des Königthums gestellt hatte. So zutreffend und mit den vorhandenen Thatsachen übereinstimmend die Auffassung der französischen Dinge Seitens des Fürsten Metternich auch war, so läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade diese ganz nüchterne Auffassung wesentlich dazu beitrug, den Sturz des „Systems" in Oesterreich zu beschleunigen. Denn würde Metternich, und mit ihm die übrigen Regierenden eine Revolution in Paris vorausgesehen haben, so hätte er sie auch in Oesterreich für möglich gehalten und sich die Aufgabe gestellt, den Forderungen des Zeitgeistes gerecht zu werden, um durch die rechtzeitige Vornahme von Reformen eine Revolution zu verhüten. Trotzdem gab es schon damals im Schooße der Staatskonferenz und ihrer Räthe, am Hofe, **ja selbst in der kaiserlichen Familie** eine Partei, die von der dringenden und unerläßlichen Nothwendigkeit politischer Reformen überzeugt war, und für deren Vornahme wirkte. Wir haben schon weiter oben (S. 44 ff.) erwähnt, daß sich zur Zeit des Umschwunges in Preußen (Febr. 1847) selbst Metternich der Ansicht zuneigte, es sei zweckmäßig, den Wirkungskreis der ständigen Vertretungskörper auch in Oesterreich zu erweitern, „das Preußen nicht nachstehen" dürfe. Diese Reformabsichten wurden aber bald wieder fallen gelassen, da Erzherzog Ludwig nicht davon abzubringen war, daß durch Reformen — eine Revolution herbeigeführt werden könnte. So oft der Erzherzog darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Einrichtungen in Oesterreich mit denen im übrigen gebildeten Europa wenigstens annäherungsweise in Uebereinstimmung gebracht werden müssen, entgegnete er ganz im Geiste des verstorbenen Kaiser Franz: „Was fällt Ihnen ein, es wird sich bei uns schon auch so machen! Diese Neuerungen im Auslande haben uns nicht zu kümmern! Wir wollen uns schon behelfen, auch ohne sie!" In den handschriftlichen Aufzeichnungen, denen wir diese Mittheilungen entnehmen, und deren Verfasser (S. 44) über die Vorgänge in den Kreisen der Regierung und des Hofes genau unterrichtet war, wird allen Ernstes behauptet, „die steten Mahnungen an die Nothwendigkeit von Reformen in Oesterreich (während des Jahres 1847) sind dem Erzherzog-Ludwig so lästig geworden, daß er es sich jetzt (im Dezember 1847) ernstlich verbeten haben soll, ihm mit solchen „Geschichten" zu kommen. Die Pietät vor dem alten Herrn ist auch bei allen Personen seiner Umgebung eine so große, daß man sich dieses Verbot gewiß zur Richtschnur nehmen wird" .... Derselbe Gewährsmann schreibt Anfangs Jänner 1848: „Die kritische Lage der benachbarten Länder wird auf unsere Zustände abermals einflußlos sein. Von einem Systemwechsel bei uns keine Spur. Man ist „oben" weiter als jemals davon entfernt, sich mit Neuerungen zu befassen, und sowohl der Erzherzog (Ludwig) als Fürst Metternich sind in der Ansicht einig, daß die Ruhe in Europa nur dadurch gefährdet wird, weil einzelne Regierungen es immer und immer wieder für nothwendig halten, dem Zeitgeiste zu schmeicheln und durch Neuerungen sich auszeichnen wollen. Namentlich auf den König von Preußen ist man, seitdem er die Verfassung seines Staates reformirte, „oben" sehr schlecht zu sprechen, und ihm gibt man die Schuld, daß in Deutschland gegenwärtig so viel Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und so viel Sehnsucht nach einem Wechsel aller Dinge sich kundgibt." Wir haben es für nothwendig gehalten, diese Bemerkungen vorauszuschicken, um der Einsicht Eingang zu verschaffen, daß geradezu Muth und Unabhängigkeit dazu gehörten, um im Schooße der Staatskonferenz seine Stimme für die Vornahme von Reformen zu erheben. Es geschah dies um diese Zeit wirklich, und zwar von einem Manne, der sich in allen rein politischen Fragen den Ansichten des Erzherzogs Ludwig und des Fürsten Metternich bisher blindlings unterworfen hatte und dessen Stellung bei Hofe, da er ein Mann niederer Herkunft, der Sohn eines armen Gewerbetreibenden in Iglau war, keineswegs dazu beitrug, seinen Reformgedanken einen besonderen Nachdruck zu verschaffen. Die bezeichnete Persönlichkeit war niemand anderer als der an der Spitze der Finanzverwaltung des Staates stehende Baron **Kübeck**. Dieser Staatsmann war vom Anbeginne seines Eingreifens in die Regierung bemüht, volkswirthschaftliche Verbesserungen, namentlich die Nothwendigkeit von Eisenbahnbauten, die Herstellung von Telegrafenlinien u. s. f. zur Geltung zu bringen, als Politiker war er aber ein entschiedener Anhänger des absoluten Staates und befand sich daher mit den Mitgliedern der Staatskonferenz in vollster Uebereinstimmung. Aber das fortwährende Wachsen der Staatsschuld und ihrer Zinsenlast, das damit im Einklange befindliche gleichmäßige Sinken des österreichischen Kredits im Inlande, wie im Auslande, die fortwährende Steigerung in den Staatsausgaben durch die Nothwendigkeit in Italien und Galizien stets stärkere Militärmassen auf den Beinen erhalten zu müssen, endlich die Isolirung, in die Oesterreich dadurch immer mehr hineingerieth, daß es mit den übrigen Staaten Europa's nicht gleichen Schritt halten wollte, alle diese Wahrnehmungen riefen in dem Baron Kübeck eine eigenthümliche Aenderung der Ansichten und Ueberzeugungen hervor, in denen er (1780 geboren) grau geworden war, und mit denen er aus den ärmlichsten Verhältnissen zum hochgestellten, einflußreichen Manne sich emporgeschwungen hatte. **Kübeck** war unter den höchsten Würdenträgern der

einzige, den am Anfange des Jahres 1848 schon die Sorge beschlich, Oesterreich könne in dem Zustande, in dem es war, nicht forterhalten werden, seine Zukunft sei in Gefahr. Diese Sorge wurde noch wesentlich gesteigert, als die gesammte Bevölkerung des Staates plötzlich von der Einbildung in Angst und Schrecken versetzt wurde, ein Staatsbankerott sei gleichsam vor der Thüre. Die Sorge um die Existenz des Staates gab Kübeck plötzlich den Muth, in der Staatskonferenz auf Reformen zu dringen. Er schlug nämlich, und zwar zu einer Zeit noch, wo man von einer Revolution in Frankreich keine Ahnung hatte, vor, „sämmtliche Provinzialstände aufzufordern, aus ihrer Mitte Deputirte nach Wien zu senden, um dort über den Zustand der Finanzen die vollständigste, dokumentirteste Aufklärung zu erhalten, und mit der Finanzverwaltung die Vorschläge und Wege zu berathen, welche zur Herstellung des Gleichgewichtes zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staates führen dürften." Graf Hartig, den wir hier zitiren, fügt dieser Mittheilung die Bemerkung bei: „Dieser Schritt wäre von unberechenbarer Tragweite gewesen, und hätte den Weg zu einer konstitutionellen Einrichtung der Monarchie anbahnen können." Die Unaufschiebbarkeit dieser Anbahnung war, in dem Augenblick, wo Baron Kübeck vor die Staatskonferenz trat, den Mitgliedern derselben noch nicht klar. Wir schicken diese Bemerkung der Feststellung des Ergebnisses voraus, welches die Verhandlungen über die Kübeck'schen Vorschläge zur Folge hatten. Bevor wir aber daran gehen, diese Feststellung zu versuchen, wollen wir von den Nachrichten Kenntniß nehmen, welche über diese Vorschläge, und die Behandlung, die ihnen zu Theil wurde, bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Unterm 13. Februar 1848 berichtete der obengenannte Herr von Effinger an seine Regierung: „Die Staatskonferenz werde schwerlich jemals in eine Konstitution für die Lombardei nach dem Beispiele Sardinien's willigen. Wenn schon das Beispiel Ungarn's die böhmischen und zum Theil selbst die niederösterreichischen Stände zu nachhaltigerer Wirksamkeit belebt habe, so würde eine Verfassung der Lombardei ähnliche unabweisbare Forderungen von Seite der übrigen Erbländer hervorrufen. Schon jetzt bedürfe es aber der Kraft und der Regierungsgewandtheit, um so verschiedenartige Nationen, als der österreichische Kaiserstaat sie umfasse, zu einem Ganzen zusammenzuhalten, und um sie in der auswärtigen Politik Oesterreichs, als europäischer Großmacht, dasselbe Ziel verfolgen zu lassen. Bisher sei es gelungen die Aufgabe mit Erfolg zu lösen. Sie würde sich weit schwieriger gestalten mit einer Menge von besonderen Verfassungen, die jedem Volksstamme eine gewisse Selbstständigkeit verleihen, das nationale Bewußtsein erhöhen, Rivalitäten erzeugen und die monarchische Gewalt schwächen müßten. Diese verschiedenen Verfassungen dann aber in eine einzige für die Gesammtmonarchie aufzulösen, würde vollends, eben wegen der Verschiedenheit der Nationalitäten, der Sprachen, der Bildung und der Bedürfnisse, eine Unmöglichkeit sein."

Aus diesem Schreiben ist zu entnehmen, daß schon in den ersten Tagen des Monats Februar 1848 in den Kreisen der Diplomatie in Wien die Verleihung von Konstitutionen an die einzelnen Länder Oesterreich's besprochen wurde. Es wird darin nicht erwähnt, daß diese Frage auch die Kreise der Regierung in Athem erhielt, aber aus einem vom 19. Februar datirten, also sechs Tage späteren Schreiben des genannten Diplomaten geht dies bestimmt hervor. Es wird darin bemerkt: „Seit ungefähr einer Woche ist in Wien viel davon die Rede, daß mehrere dem Throne nahestehende Mitglieder des Kaiserhauses die Ueberzeugung ausgesprochen hätten, wie die österreichische Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Konzessionen nicht mit Erfolg widerstehen könne. Aeußerungen dieser Art scheinen wirklich gefallen zu sein. Hochgestellte Staatsbeamte (und damit ist hier offenbar in erster Linie Kübeck gemeint), die stets dem Fortschritte in einem gewissen Maße huldigten, sind in Folge davon veranlaßt worden, vorhandene Pläne (siehe Seite 44), welche die Rechte sowohl der Ständeversammlungen als der Kongregationen auszudehnen bezwecken, zur Hand zu nehmen und neu zu bearbeiten, damit sie der Staatskonferenz vorgelegt werden können." Im Weiteren wird dann gesagt: „daß Preußen dabei zum Vorbild diene." Der Vereinigung ständischer Ausschüsse wird hier zwar nicht ausdrücklich gedacht, aber der Plan derselben liegt als ein Mittelglied in der Angabe eingeschlossen, daß die verschiedenen „Provinzialstände" die „Grundlagen" für eine künftige „allgemeine Reichsverfassung" bilden sollen. „Nur ist zu besorgen," fügte Effinger hinzu, „daß bis zu diesem kaum sehr nahen Zeitpunkte die den Kaiserstaat bildenden Volksstämme, die seit einem Jahrzehent in so auffallender Weise zu den alten Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und Sprache zurückkehren, sich zu sehr entfremdet haben werden, um einer einzigen und gemeinsamen Reichsverfassung anzugehören." Schon wenige Tage nach Absendung dieser Depesche war Herr v. Effinger über die Grundhältigkeit seiner Besorgniß mit sich im Klaren. Er schrieb nämlich unterm 26. Februar an seine Regierung: „Wie sehr man sich im Stande fühlt, jeden Aufstandsversuch(!) zu bewältigen, so fühlt man doch nicht minder, daß die Lage der Dinge auf die Länge unhaltbar wird, was die begonnenen Reformarbeiten beschleunigen dürfte. So viel man hört, handelt es sich hauptsächlich um eine Erweiterung der ständischen Befugnisse. Diese soll zuerst den Ständen Böhmens und der deutschen Provinzen, und erst dann der Zentral-Kongregation des lombardisch-venezianischen Königreichs gewährt werden, damit die Gabe nicht als eine unfreiwillige erscheine.... Uebrigens ist noch nichts beschlossen, doch in Italien der Wirkungskreis des Vizekönigs bereits erweitert worden, namentlich durch die den Lombarden sehr erwünschte Berechtigung, in Beziehung auf Gemeindeangelegenheiten ohne Rekurs nach Wien zu entscheiden."

Diese Mittheilung Effinger's, deren Kern darin besteht, daß eine Beschlußfassung über die vorgeschlagenen Reformen bis Ende Februar nicht erfolgte, wird vom Grafen Hartig, dem Theilnehmer an den Verhandlungen der Staatskonferenz, im Wesentlichen bestätigt. In der „Genesis" heißt es in dieser Hinsicht: „Der Antrag (Kübeck's) wurde „vom Kaiser" (!) nicht zurückgewiesen, sondern vielmehr der Maxime nach genehmigt. Als es

sich aber um die Einzelnheiten der Ausführung handelte, trat das Zweifeln und Zaudern auch hier wieder ein, und so geschah es, daß der 13. März hereinbrach, noch ehe in der Sache etwas eingeleitet worden war." Die Beweggründe dieses Zweifelns und Zauderns liegen so zu sagen auf der Hand. Die Mitglieder der Staatskonferenz, namentlich Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich, konnten sich von der Anschauung nicht trennen, daß die Durchführung von Reformen für die Regierung nur zur Quelle unberechenbarer Verlegenheiten werden könnte. Die beiden genannten Staatsmänner waren schon an und für sich grundsätzliche Gegner alles Reformiren's, alles Neuern's und Verbessern's, um so mehr, wenn es die Reform und Aenderung von Einrichtungen galt, die sie theils selbst geschaffen, oder in die sie sich wenigstens ganz hinein gelebt hatten. Pillersdorf versichert freilich, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit von Reformen wäre auch in die Regierung selbst gedrungen, und habe hier stets wachsenden Anhang gefunden, aber an entscheidender Stelle, nämlich vom Erzherzoge Ludwig und vom Fürsten Metternich, wurde diese Ueberzeugung gewiß nicht getheilt, oder sie hatten wenigstens nicht den guten Willen, die erforderlichen Zugeständnisse zu gewähren. Diese beiden Machthaber hielten die Vornahme der Reform von Zuständen, die ihr Werk waren, in denen sie Beide wenigstens sich ganz zufrieden fühlen mochten, deren Kehrseite ihnen als ein Unglück erscheinen mochte, gewiß weder für wünschenswerth, noch für nothwendig. Bezüglich Metternich's bemerkt der von uns schon genannte und charakterisirte Mathias Koch, ein Publizist, dem eine genaue Kenntniß der vormärzlichen Regierung und ihrer Staatsmänner zugestanden werden muß, in seiner „Genesis der Wiener Revolution" ganz richtig: „Bei Fürst Metternich kann ein Verkennen der wahren Sachlage nicht, wie es bei Kaiser Franz vorkam, vorausgesetzt werden, denn ihn konnten Liebesbeweise der Völker, die er nicht bekam, unmöglich täuschen, auch erreichten ihn die Mahnrufe und Warnungsstimmen der Wohlgesinnten, es hing mithin ganz von seinem Willen ab, daß er sie hörte. Dem verständigen Seemanne verkündet die Nähe einiger Sturmvögel die drohende Gefahr. Er wartet nicht, bis es um ihn herum blitzt und kracht, und die zürnende See wogt und tobt, sondern dringt seine Schiffe bei den ersten Anzeichen des nahenden Sturmes in Sicherheit. Hätte man sich im Salon Metternich nicht immerfort mit dem Wahne getragen: „Nur eine ganz kleine Partei ist mit der Regierung unzufrieden," so wäre eine Verhütung des Ausbruches der Bewegung möglich gewesen. Daß es geschehen, und ein gegen die Revolution mit der größten Umsicht gerichtetes System von ihr gestürzt werden konnte, zeugt nur zu deutlich für Metternich's Einsichtsmangel und die hieraus entstandene falsche Sicherheit, deren stärkste Unterlage übrigens seine Geringschätzung des Volkes, die eitle Meinung bildete, die Weichlichkeit und Sensualität des Wieners machen ihn zu einer ernsten Erhebung, zu nachhaltigen Bewegungen, zu Gewaltschritten völlig unfähig. Dazu kam, daß Metternich in der so langen und so glücklich gesicherten Herrschaftsdauer des Absolutismus Bürgschaft, wenigstens für seine Lebenszeit, erstrebt zu haben wähnte. Daß er darüber hinaus nicht mehr haltbar sei, das schwebte dem Vertreter desselben ebenso nahe und klar vor, als die Idee eines Sturzes oder auch nur einer Hemmung seines Systems ihm ferne lag. Im denkbar schlimmsten Falle baute er seine Hoffnung auf seinen Alter-Ego, den Polizeipräsidenten, dem er mit vollkommener Beruhigung die Sicherheit der Hauptstadt und der Monarchie anvertraut hatte. Somit stellen sich die Beweggründe für die Schöpfung des Metternich'schen Systems weder als groß und edel heraus, noch läßt sich in den Durchführungsoperationen etwas Besseres als Berechnung einer gewöhnlichen Geisteskenechtung und Anwendung von Gewaltmitteln erkennen."

Bezüglich der in der Staatskonferenz bestehenden Abneigung gegen jede wie immer geartete Veränderung und Neuerung schreibt Koch: Warum geschah dies nicht (die Durchführung von Reformen), warum überhaupt nichts von 1835 bis 1848 im Bereiche großer organischer Veränderungen? „Weil man," wird uns gesagt, „zu keinem Entschlusse kommen konnte." Warum konnte man nicht dazu kommen? Weil, sagen wir, die im monarchischen Staate unbedingt nöthige Selbstständigkeit des Regenten fehlte, des Kaisers Stellvertreter (Erzherzog Ludwig) aber diesen Abgang nicht ersetzte. Das war für die Monarchie ein Unglück.... Es gibt Menschen, in denen die Eindrücke und Maximen der Jugend so fest wurzeln, daß sie selbst für das Bessere einer späteren Zeit unempfänglich und unzugängig sind. Sie widerstreben unbedingt allen Neuerungen, blos weil sie solche sind, und werden bei dieser Unlust und diesem Widerstreben sogar ungerecht, ohne es sein zu wollen. Die Beschlußfassung in inneren Angelegenheiten kam allerdings nicht dem Fürsten Metternich, sondern dem mit ausgedehnter Vollmacht bekleideten Herrn Erzherzoge Ludwig zu. Gleichwohl kennen wir von den Jahren 1835 bis 1848 nur zwei organische Gesetze: das Stempelgesetz und die Verzehrungssteuer, während eine Reihe von Anordnungen des Kaisers Franz(!), als: Herstellung eines neuen Konskriptions- und Rekrutirungssystems, eines Wechselrechts, dessen Entwurf schon im Jahre 1835 gedruckt war, eines Seekodex, einer (schwer entbehrten) neuen Gerichtsordnung, einer Umarbeitung des Strafgesetzbuches u. s. w. zwar in Angriff genommen, auch erledigt wurde, doch aber nie zum Vollzuge kam. Für diese und andere Verzögerungen kann weder die „Kostenfrage" noch der „Parteienwiderstand" als Entschuldigungsgrund gelten. Uebrigens unterblieb Vieles von dem, wobei weder die Geldfrage, noch der Widerstand Hindernisse abgaben; das Unterbliebene, Gehemmte, Aufgedrungene aber bildete den Zündstoff der Revolution.... Im monarchischen Staate kommen Geschäfte vor, welche nur vom Regenten selbst, nicht von seinem Stellvertreter besorgt werden können, und die unerledigt bleiben, wenn Jener nicht darauf eingeht. Allein obgleich die Fälle, deren Schlichtung ganz von der Persönlichkeit des Souveräns abhängig gemacht sind, nicht selten sind, so läßt doch die Meistzahl der größten und wichtigsten Geschäfte durch eine Vertretung sich abmachen, wofern dazu die ausreichende Vollmacht, die der Erzherzog Ludwig thatsächlich besaß, gegeben ist. Wie der Herr

Erzherzog, so hatte auch Metternich keinen andern Widerstand zu bekämpfen, als den wechselseitigen des Direktoriums, d. h. ihren eigenen, denn das Volk wollte ja nicht den Stillstand, sondern den Fortschritt. Von ihm also wurden keine Hindernisse bereitet, jene der einzelnen Klassen und Personen aber waren wahrlich nicht unüberwindlich, nachdem man der Massen versichert war. Welche Schwierigkeiten stellten sich den Reformen Josef II. in den Weg? Hat er sich von ihnen zurückschrecken lassen?.... Auch der von der Ueberzeugung hergeholte Entlastungsgrund der vormärzlichen Regierung, „daß der Staatszweck im Wesentlichen mit Beibehaltung der alten Einrichtungen doch noch erreicht werden konnte,“ hält nicht Stich, denn bei den bäuerlichen Verhältnissen, beim Unterrichtswesen in geistlichen Angelegenheiten, in der Preßfrage u. s. w., wurde er nicht blos nicht mehr erreicht, sondern erfuhr bestimmt Abbruch und Nachtheil. Die lange Dauer der vormärzlichen Regierung, die handgreiflich gewordene Stockung, die alle Stände ergreifende üble Stimmung, mußten doch die Ueberzeugung schaffen, daß man auf falschem Wege sei, wollte man anders diese Ueberzeugung haben. Allein an diesem Willen gebrach es. Sind doch selbst die in der nächsten Umgebung des Thrones laut gewordenen Stimmen mit Verweisen zum Schweigen gebracht worden (Seite 91). So weit geht der Irrthum für sich allein nie.

## 25.

Man wollte nicht die Ueberzeugung haben, daß man auf falschem Wege sei. Es war Graf Hartig, der in seiner Genesis zuerst die Beschuldigung gegen die Polizei ausgesprochen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan, daß sie es unterlassen habe, die Regierung auf die Gefahr eines Revolutionsausbruches rechtzeitig aufmerksam zu machen. Diese Beschuldigung ist aber gänzlich unbegründet und gewiß nur in der Absicht vorgebracht worden, der Polizei Unterlassungssünden aufzubürden, die nicht von ihr, sondern von den halsstarrigen Machthabern begangen worden sind, in deren Händen das Staatsruder sich befand. Aus den uns vorliegenden handschriftlichen Mittheilungen eingeweihter Personen geht nämlich hervor, daß namentlich die unteren Organe der Polizei am Beginne des Jahres 1818 sehr wohl ihre Schuldigkeit thaten, daß sie es nicht verabsäumt hatten, die Regierung auf die in Wien herrschende Unzufriedenheit aufmerksam zu machen. Auch der oberste Chef der Polizei, der von uns (Seite 8) bereits hinlänglich gekennzeichnete Graf Sedlnitzky, unterschätzte die Besorgnisse nicht, welche in den Berichten enthalten waren, die ihm vorlagen und gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Gesinnung der Wiener einen sehr bedenklichen Grad von „Schlechtigkeit“ erreicht habe. Aber namentlich dem Einflusse des Fürsten Metternich gelang es, sowohl die Polizei als ihren obersten Chef in ihrer Amtshandlung zu stören und sie zu bequemen Zuschauern einer sich bereits in allen Schichten der Bevölkerung kundgebenden Bewegung zu machen, der sie, wenn diese Einflüsse in ihren Reihen nicht Verwirrung hervorgerufen hätten, schon bei ihrem ersten Entstehen entgegengearbeitet haben, und von deren Ausbruche sie sicherlich nicht überrascht worden sein würden. Gewiß ist nämlich, daß die Mitglieder der Staatskonferenz schon in der ersten Hälfte des Monats Jänner von Seite des Grafen Sedlnitzky mit Berichten und mündlichen Vorstellungen darüber, daß in Wien große Unzufriedenheit herrsche, förmlich bombardirt wurden. „Sedlnitzky — schreibt einer unserer Gewährsmänner — ist völlig außer sich gerathen vor Furcht und Schrecken. Er sieht nichts als Gespenster. Er weissagt fortwährend, daß der Aufstand in Sicilien in Wien, in Oesterreich Nachahmung finden, daß die Jesuitenhetze in der Schweiz in Wien eine Ligourianerhetze, die Demonstrationen in Italien in Wien und den Provinzen alle erdenklichen Ruhestörungen zur Folge haben werden. In der Staatskonferenz hat er mit seinen Unglücksprophezeiungen eine solche Verwirrung angerichtet, daß man bereits ganz rathlos und unsicher geworden ist und sich darüber nicht klar werden kann, was man beginnen und was man auf sich beruhen lassen solle. Nur Fürst Metternich verschließt den Besorgnissen des Grafen, „der festesten Stütze des Sistems“, sein Ohr und ist über die Verwirrung, die durch ihn angerichtet wurde, so zornig, daß es zwischen ihm und Sedlnitzky bereits zu heftigen Szenen gekommen sein soll. Der Fürst behauptet rundweg, der Präsident sei das Opfer übereifriger, schlechtunterrichteter Beamten, die Stimmung der Bevölkerung sei den Umständen ganz angemessen und es sei eine Unwahrheit zu behaupten, daß in der Bevölkerung auch nur die leiseste Absicht vorhanden sei, einen Sistemwechsel herbeizuführen.“ Wenn man erwägt, daß der Polizeipräsident ein ganz unselbständiges Werkzeug des Fürsten Metternich war, ein ebenso gedankenloser Nachbeter seiner Meinungen als unterwürfiger Vollstrecker seiner Weisungen, so dürfte man es wohl nicht bezweifeln können, daß Graf Sedlnitzky bald anfing, sich selbst zu mißtrauen, und die Verläßlichkeit der ihm zukommenden Berichte in Zweifel zu ziehen. Durch diese Berichte wurde die Staatskonferenz in ihrer Ruhe und Behäbigkeit aber so sehr gestört, daß es zwischen dem Polizeipräsidenten und dem über die „Verwirrung“ erzürnten Staatskanzler sogar zu einem förmlichen Einverständnisse gekommen sein soll, welche Vorsichtsmaßregeln in Zukunft ergriffen werden sollten, um zu verhüten, daß die Mitglieder der Staatskonferenz mittelst „unwahrer oder wenigstens übertriebener“ Polizeiberichte ganz „unnöthiger Weise“ beunruhigt würden. Die Thatsache steht wenigstens fest, daß schon zu Ende Jänner 1818 in den Wiener Polizeibureau's das Gerücht verbreitet war, jeder Beamte, der in seinen Berichten die Stimmung der Bevölkerung als eine unzufriedene, gehässige, bedenkliche darstelle, laufe Gefahr von dem Präsidenten pensionirt oder mindestens versetzt zu werden. Dieses Gerücht allein gibt für die, wenn auch gewiß nicht rosigen, so doch jedenfalls farblosen Berichte der Wiener Polizei unmittelbar vor den Märztagen einen genügenden Erklärungsgrund über die Stimmung der Bevölkerung ab. Aber noch ein anderer Vorfall beweist, daß Graf Sedlnitzky von einer über ihm stehenden Persönlichkeit den Auftrag bekommen haben mußte, Alles zu vermeiden, was geeignet sein könnte, im Schooße der Staatskonferenz Unruhe zu erregen.

Es läßt sich nämlich gewiß nicht annehmen, daß diese Polizeinatur, die zu allen Zeiten schon den geringfügigsten Symptomen einer Unruhe die größte Sorgfalt und Wachsamkeit angedeihen ließ, aus eigenem Antriebe und nicht über höheren Befehl, nicht aus blindem Gehorsam gegen Metternich sich veranlaßt gesehen hätte, seinen untergeordneten Organen plötzlich einzuschärfen, daß sie in ihrem Eifer sich nicht überstürzen und es sich angelegen lassen sein sollen, bei ihrer Beurtheilung der öffentlichen Stimmung den Zeitverhältnissen gebührend Rechnung zu tragen. Sedlnitzky hielt es nämlich, wie aus vollkommen glaubwürdigen Nachrichten hervorgeht, Mitte Februar, plötzlich für nothwendig, daß die Polizei die Gesinnung und Stimmung des Publikums von einem Standpunkte aus beurtheile, der ihr bisher gänzlich fremd war, und der ihr nur von irgend jemand Anderem zugewiesen worden sein konnte. „Sedlnitzky — schreibt unser Gewährsmann — fängt jetzt (Mitte Februar) an, die Wiener psychologisch zu beurtheilen. Er nimmt es ihnen nicht mehr übel, daß sie sich mit Politik befassen, daß sie über die Ereignisse in Italien, in Deutschland, in Frankreich sich die Köpfe zerbrechen und sich in Aufregung versetzen. Ich zerbreche mir, äußerte er sich, gleichfalls den Kopf darüber, ich bin ebenfalls aufgeregt und in dieser Spannung und Aufregung, die blos in dem Interesse und in der Theilnahme an fremden Angelegenheiten wurzelt, liegt, da sie eine ganz natürliche Erscheinung ist, durchaus nichts, was als staatsgefährlich erachtet werden könnte. Das Letztere wäre nur dann der Fall, wenn diese Spannung und Aufregung einer Unzufriedenheit mit den staatlichen Einrichtungen, mit den inneren Zuständen entspringen würde. Es soll von Sedlnitzky auch an seine Subalternen schon die Weisung ergangen sein, zwischen Aufregung und Aufregung richtig zu unterscheiden und nur von jener Aufregung Notiz zu nehmen, deren Ursprung auch wirklich staatsgefährlich ist." Diese Auffassung der in Wien herrschenden Aufregung stimmt mit der wegwerfenden Denkungsart des Fürsten Metternich über die Neigungen und Lebensanforderungen der Wiener so vollkommen überein, daß wir wohl nicht irren, wenn wir vermuthen, sie sei dem Polizeipräsidenten von dem Staatskanzler soufflirt worden. Metternich konnte es, bei seiner Geringschätzung des Volkes und vornehmlich der Wiener, eben nicht für möglich halten, daß die Bevölkerung aus anderen denn aus ganz nichtigen, oberflächlichen Beweggründen sich plötzlich veranlaßt fühle, mit den politischen Tagsereignissen sich zu beschäftigen. Er gefiel sich in der Täuschung, daß nichts mehr und nichts weniger als Neugierde, Klatschsucht, Skandalsucht, Langeweile die eigentlichen Motive seien, welche die Wiener mit einem Male veranlaßten, sich in politischen „Kannegießereien" zu gefallen. Das Geständniß des Spießbürgers in Göthe's Faust:

„Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker auf einanderschlagen
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

scheint Metternich bei der den Ton angebenden besitzenden Bürgerklasse in Wien vorausgesetzt zu haben, und er bezweifelte gewiß nicht, daß sie, so unzufrieden sie sich auch geberdete, ganz der Ansicht und dem Wunsche des zweiten Spießbürgers im „Faust" sich zuneige, der da ausruft:

„Sie mögen sich (im Auslande nämlich) die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinandergeh'n;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten."

Aber selbst angenommen, Graf Harlig hätte wirklich Recht, die Polizei hätte es in der That unterlassen, über die Stimmung in Wien die Machthaber gehörig aufzuklären, so steht doch die Thatsache fest, daß eine Anzahl der Polizei fernestehender, aber deshalb doch unterrichteter und dabei vollständig vertrauungswürdiger Personen es nicht unterlassen hatte, schon in der Mitte des Monats Februar die höchsten Würdenträger der Regierung davon in Kenntniß zu setzen, daß in Wien die ernstesten Katastrophen sich vorbereiten.

Es liegen uns in dieser Hinsicht ganz verläßliche Nachrichten vor. So wurden am 14. Februar dem als Stellvertreter des General-Genie-Direktors Erzherzog Johann in Wien fungirenden Feldzeugmeister, Grafen Baillet von Latour, von einem, mit den Kreisen des juridisch-politischen Lesevereines in lebhaftem Verkehre stehenden Offizier bestimmte Mittheilungen gemacht, daß in Wien „in Folge der Stürme in der französischen Kammer und der erfolgreichen Freiheitsbestrebungen in Italien" eine bedenkliche Aufregung herrsche, und daß es binnen Kurzem zu Ruhestörungen kommen müsse, wenn diese Aufregung nicht rechtzeitig noch beschwichtigt werden sollte. Der Exzellenzherr, berichtet man uns, nahm diese Nachricht zwar ungläubig auf, verfügte sich aber dessenungeachtet auf die des Abends beim Fürsten Metternich stattfindende Soirée, um dort die ihm gewordene Neuigkeit zu melden. Der Staatskanzler hörte die Mittheilung ruhig an, brach aber, als der Graf zu Ende war, in eine Heiterkeit aus, die Latour um so mehr pikirte, als ihm von der dabei stehenden Fürstin spöttisch bemerkt wurde: „So stark, wie im gegenwärtigen Augenblicke, haben wir uns niemals noch gefühlt." Graf Latour, wüthend darüber, „düpirt" worden zu sein, ließ den nächsten Tag den Offizier zu sich auf das Bureau rufen und sagte zu ihm in barschem Tone: „Wer so falsche Gerüchte weiter verbreitet, wie Sie, der ist ein Narr!...." Fürst Metternich wurde aber, Mitte Februar, nicht blos von dem Grafen Latour, sondern auch von anderen hochstehenden Personen auf die Bedenklichkeit der Stimmung Wiens aufmerksam gemacht. Mitglieder des adeligen Kasino's verständigten ihn von dem, was ihnen in dieser Beziehung von ihren Vertrauenspersonen und Hausleuten erzählt und berichtet wurde, und aus dem Lesevereine erhielt er schon Ende Jänner von einem berüchtigten Stellenjäger eine Liste aller jener „staatsgefährlichen" Mitglieder des Vereines, von denen auf den Sturz des „Sistems" hinzuarbeiten gesucht wird.

Aber nicht blos Metternich, auch andere Mitglieder der Staatskonferenz wurden schon während des Monats Februar von einzelnen, den verschiedensten Kreisen angehörigen, vollkommen vertrauenswürdigen Personen durchaus nicht im Unklaren darüber gelassen, daß der Wunsch nach durchgreifenden Reformen, nach einem Personenwechsel im Kabinete ein allgemeiner sei. Blos dem Erzherzog Ludwig, zu dem man „unten" kein Zutrauen hatte, scheint man seine Ansichten verborgen zu haben. Desto rückhaltloser äußerte man sich dem mit dem Liberalismus kokettirenden

Grafen Kolowrat gegenüber. Es ist eine Thatsache, daß dem Letzteren schon Anfangs Februar von dem hochgeachteten Wiener Industriellen Michael Spörlin offen erklärt wurde: „So geht es weiter nicht mehr. Entweder tritt Fürst Metternich freiwillig ab, oder er wird gestürzt werden, und wer weiß, was dann alles mit ihm fallen wird.“ Doch nicht blos an die Machthaber in der Staatskonferenz, auch an die von den Regierungsgeschäften so ferne wie möglich gehaltenen Prinzen des Kaiserhauses wendete man sich mit Bitten und Vorstellungen. „Schade — heißt es in einer Aufzeichnung aus der ersten Hälfte des Monats Februar — daß der Erzherzog Franz Karl sich in die Regierung nicht einmischen kann. Einzelne von uns (im Gewerbevereine) haben es ihm sehr verständlich angedeutet, daß man große Aenderungen wünscht, und wer weiß, ob er bei seinem milden Wesen, seinen friedlichen Gesinnungen auf diese Aenderungen nicht hinwirken würde, wenn er die Macht dazu hätte.“ Noch dringender und bestimmter waren die Aufforderungen, die um diese Zeit schon, nicht blos aus Wien, sondern auch aus den verschiedenen Theilen der Monarchie an den in der Steiermark lebenden, allgemein beliebten Erzherzog Johann gerichtet wurden, daß er nach Wien eilen und für die Ertheilung von Konzessionen, für die Beseitigung der bestehenden Uebelstände thätig sein möge.

## 26.

So blindgläubig aber auch Graf Sedlnitzky dem Fürsten Metternich vertraute, die Ruhe und das Selbstvertrauen, womit dieser der nächsten Zukunft entgegenblickte, vermochte er sich doch nicht ganz eigen zu machen. Alle seine Maßregeln aus jenen Tagen lassen vielmehr darauf schließen, daß er sich, für Augenblicke wenigstens, der Ansicht zuneigte, man müsse die Zügel straffer halten und es sei nothwendig, mit noch strengerer Wachsamkeit alles das ferne zu halten und zu unterdrücken, was der in der Bevölkerung herrschenden Aufregung einen Nahrungsstoff bieten könnte. Schon im Laufe des Monats Jänner ließ Sedlnitzky eine größere Anzahl von Franzosen, Italienern, Polen und anderen „fremden Elementen“, die bisher ruhig und unbehelligt in Wien sich aufgehalten hatten, ausweisen. In den Augen des Polizeipräsidenten war eben jeder Ausländer, wenn er nicht ein offenkundiger Legitimist oder Ultramontaner war, ein staatsgefährliches Individuum. Aber auch Inländern, namentlich zahlreichen ungarischen, der gebildeten Klasse angehörigen Juden passirte es damals, daß sie genöthigt wurden, Wien zu verlassen, ohne daß sie sich einer Gesetzesübertretung schuldig gemacht hätten. Sie hatten sich eben nur in den üblen Ruf gebracht, sich ganz unverhohlen für die Vornahme politischer Reformen in Oesterreich auszusprechen, und dies war für die Polizei ein hinreichender Grund, sie aus Wien zu entfernen. Auf einem anderen Gebiete seiner Thätigkeit glaubte aber Graf Sedlnitzky sich selbst noch überbieten zu müssen, nämlich auf dem Gebiete der Zensur. Wir haben bereits (Seite 70) erwähnt, daß am Beginne des Jahres 1848, nämlich am 1. Februar, das sogenannte oberste Zensur-Kollegium in's Leben trat. In der Staatskonferenz meinte man mit diesem Institute den Wünschen der literarischen Kreise entgegenzukommen. Graf Kolowrat war es, der in reformfreundlicher Absicht die Errichtung dieses Kollegiums nach harten Kämpfen durchgesetzt hatte. Sedlnitzky verstand es aber dieses Kollegium für seine Zwecke auszunützen und es als Werkzeug anzuwenden, mittelst dessen eine verstärkte Ueberwachung bezweckt werden konnte. Wenn man erwägt, daß die Zensur ohnedies den Zweck vollständig erreichte, jeden freien Meinungsausdruck im Lande zu hindern, daß ihre Härte und Tyrannei geeignet war den Buchhändlern den Heldenmuth aufzuzwingen, der sie dazu antrieb, sich um der Erhaltung ihrer Existenz willen mit dem Handel verbotener Bücher zu befassen, so wird man es kaum für möglich halten, daß die Strenge, Willkür und Rücksichtslosigkeit dieser Zensur noch vermehrt werden konnte. Es war dies aber vom Monate Jänner an thatsächlich der Fall, denn Sedlnitzky schien sich mit den massenhaften Bücherverboten gar nicht mehr begnügen zu wollen, er spekulirte vielmehr auf einen allgemeinen Büchermord, den ihm einer seiner Untergebenen, der berüchtigte Zensor Kankoffer*), in Aussicht gestellt hatte, und dessen

*) „Kankoffer — schreibt ein ehemaliger Zensurbeamter — erfreute sich von jeher einer mysteriösen Protektion. Vom Kanzelisten des Wiener „Bücher-Revisionsamtes“ wurde er unmittelbar sogleich zum Amtsvorstand in Lemberg befördert. Dort machte er sich durch die chikanirendste Handhabung der bereits zur Unmöglichkeit gewordenen Bücherrevision und nebenbei durch geheime (!) Dienstleistung einerseits ebenso „verdient“, als bei dem Publikum verhaßt. Er und der damalige Polizei-Direktor Sacher-Masoch wußten sich gegenseitig bei dem Gouverneur Erzherzog Ferdinand von Este in's glänzendste Licht zu stellen und die mächtige Verwendung des letzteren war es, durch die Kankoffer am Ende des Jahres 1847, als es an die Bildung der neuen Zentral-Zensurbehörde ging, wieder nach Wien kam. Ein schrecklicher Ruf ging ihm voran, der die Buchhändler bereits zittern machte. Hofrath Martinez wurde Chef des Amtes, Adjunkten: Hölzl und Kankoffer, trotzdem, daß gegen letzteren die ältergedienten Mitbeamten, die sich durch ihn zurückgesetzt sahen, eine Art Protest (in der noch absoluten Zeit!) beim Grafen Sedlnitzky einlegten. — Adjunkt Kankoffer bekam die Leitung des Bücher-Revisionsgeschäftes im Lorenzergebäude, während Hölzl dem Hofrath in einem neuen Bureau der Wallzeile ad latus stand. Sechs Wochen — nicht länger — funktionirte das neue Amt, und man kann sagen, daß Kankoffer zum Ausbruch der Märzrevolution wesentlich mit beitrug. — Das sinnlos strenge Regime, das er in Sachen der Bücher-Revision einführte (nicht ein Abc-Büchlein durfte ohne vorhergegangene Zensur hinausgegeben werden!) steigerte die Mißstimmung der mit Büchern verkehrenden Parteien um so mehr, da die untergeordneten Beamten, von der Unhaltbarkeit dieses drakonischen Sistems überzeugt, durch die minutiöseste Ausführung der empfangenen Instruktionen dasselbe so schleunig als möglich ad absurdum zu führen wünschten. Damals ging in Wien die Rede, Kankoffer habe dem Grafen Sedlnitzky gesagt: „Verlassen sich Ew. Exzellenz auf mich; in sechs Wochen gibt es in Wien kein verbotenes Buch mehr!“ Die Ereignisse machten sein Versprechen wahr. — Am 14. oder 15. März drangen die Buchhandlungs-Kommis, bereits als Nationalgardisten mit Gewehren bewaffnet, in das Revisionslokale, und forderten die Herausgabe der in ämtlicher Verwahrung erliegenden Bücher. Kankoffer sträubte sich noch dagegen, allein die übrigen Beamten, die sich auf die bereits erfolgte Aufhebung

Ausführung wirklich in Angriff genommen wurde. So weit kam es nun freilich nicht, aber die Zensurbeamten nahmen wirklich immer mehr und mehr die Rolle von geistigen Henkern an und wütheten als solche mit einer Grausamkeit, welche Schriftsteller und Buchhändler bis zum Wahnsinne brachte. Man muß diesen Zensurbeamten nur die Anerkennung zollen, daß sie alle Schriftsteller gleich willkürlich und rücksichtslos behandelten, daß nicht etwa blos die oppositionellen, sondern auch die zahmsten, gutgesinntesten Schriftsteller gleiche Ursache hatten, über das Verfahren der Zensur in Entsetzen zu gerathen. Kam es doch vor, daß selbst der Redakteur des ultrareaktionären „Wiener Zuschauer“, der fürstbischöfliche Rath J. S. Ebersberg, ein Mann, der schon des Weihrauchs wegen, den er dem Absolutismus jederzeit und mit größter Bereitwilligkeit streute, selbst bei den Machthabern gut angeschrieben war, mit der Zensur förmliche Kämpfe führen mußte. Ebersberg selbst erzählt, daß er durch die elenden Chikanen des mit der Revision seines Blattes betrauten Zensors einmal so auf's Aeußerste gebracht worden war, daß er diesem Beamten in dessen Bureau erklärte, „wie er, empört über das mit Füßen getretene Recht, im Stande wäre, in diesem Augenblicke seinem schurkischen Zensor eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Ebenso empfindlich wie die Schriftsteller und Journalisten litten natürlich auch die Buchhändler unter dem Drucke der Zensur. Die polizeilichen Untersuchungen ihrer Magazine nahmen plötzlich derart überhand, und wurden mit solcher Genauigkeit gepflogen, daß es wirklich anfing gefährlich zu werden, sich mit dem Handel verbotener Bücher zu befassen. Da aber fast jedes gute, brauchbare Buch in die Kategorie der verbotenen gehörte, so war nun der Buchhandel in Wien in seiner Lebensfähigkeit bedroht. Bei dieser Sachlage erscheint es ganz natürlich, daß die Buchhändler Wiens im Jahre 1848 die Ersten waren, die den Weg der Petition, also der Agitation betraten, um die ihnen unentbehrlichen Konzessionen zu erlangen. Schon Anfangs Februar fanden unter den Buchhändlern Besprechungen darüber statt, was man dem verstärkten Zensurzwange gegenüber beginnen, welche Schritte man einleiten solle, um eine Milderung desselben herbeizuführen. Diese Besprechungen hatten aber vorerst kein Resultat. Es wurden nämlich bei denselben Stimmen laut, die jede Bitte um Milderung der Zensur als unwürdig und unstatthaft zurückwiesen und geltend machten, daß man sich lieber gar nicht rühren solle, wenn man nicht in der Lage sei, von der Regierung die Einführung der Preßfreiheit zu verlangen. Anfangs Februar wagten es natürlich erst Wenige, solche Gedanken in größeren Kreisen laut werden zu lassen, aber daß sie überhaupt laut wurden, reichte schon hin, die große Majorität der Buchhändler, die es auf einen Bruch mit der Regierung nicht ankommen lassen wollte, zum Rückzuge zu bewegen. Die ersten Besprechungen zerschlugen sich daher vollständig, aber schon am 14. Februar traten die Vorsteher Beck und Dirnböck und die Ausschüsse des Buchhändler-Gremiums, Gerold, Rohrmann, Volke, Mayer, Klang in der Wohnung des letztgenannten Buchhändlers neuerdings zusammen, um über die einzuleitenden Schritte zu berathen. Es ist gewiß bezeichnend, daß diese Männer, so streng konservativ sie ihrer ganzen Richtung nach auch waren, doch sogleich in der Ansicht sich vereinigten, daß von einer Petition an die Regierung nicht das Mindeste zu erwarten sei. „Unverhohlen wurde es in diesem Kreise ausgesprochen, daß nicht blos die Buchhändler Wiens, sondern auch die Völker Oesterreichs keine Aussicht haben, auf friedlichem, gesetzmäßigen Wege eine Beseitigung der Uebelstände zu erreichen, unter denen sie leiden, so lange Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich an der Spitze der Regierung stehen. Man wollte (schreibt unser Gewährsmann weiter) sich schon dazu entschließen, kein Lebenszeichen von sich zu geben und, in das Unabwendbare und Unabänderliche sich fügend, alle Rohheit und Willkür der Zensur schweigend über sich ergehen zu lassen, als der „alte“ Dirnböck daran erinnerte, daß man vielleicht doch einen Weg einschlagen könnte, der zu einem wünschenswerthen Ziele führen würde. Dirnböck versicherte, bereits vor längerer Zeit von hochstehenden Männern wiederholt erfahren zu haben, daß Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich durch ihre Regierungsweise nicht blos mit mehreren Erzherzogen, sondern auch mit mehreren weiblichen Mitgliedern des Kaiserhauses in Zwiespalt gerathen seien. Er hob namentlich hervor, vernommen zu haben, daß nicht blos die beiden Kaiserinnen (die Witwe des Kaisers Franz und die Gemalin des Kaisers Ferdinand), sondern auch die Gemalin des voraussichtlichen Thronfolgers (des Erzherzogs Franz Karl, also die Erzherzogin Sophie) in den Kreisen ihrer Umgebung kein Hehl daraus machen, daß Kaiser Ferdinand sich der Staatskonferenz entledigen, hauptsächlich aber den Fürsten Metternich von der Regierung entfernen müsse. Dirnböck machte daher den Vorschlag, man solle von einer Petition an die Regierung, die voraussichtlich fruchtlos wäre, ganz absehen; jedoch eine solche Petition an den Kaiser richten und darin vorstellen, daß die Buchhändler Wiens sammt ihren Familien an den Bettelstab gebracht würden, wenn man die Zensur in der bisherigen Weise fortarbeiten ließe. Dirnböck führte an, daß diese Petition nur dann von Wirkung sein könne, wenn sie derart abgefaßt sei, um das religiöse Gefühl der von ihm bezeichneten allerhöchsten Damen für das traurige Schicksal der Wiener Buchhändler einzunehmen. Sie

---

der Zensur beriefen, gaben dem Verlangen Folge, und so paradirten am 15. März schon in allen Buchhandlungsauslagen die bisher verpöntesten Werke. Es war wirklich in Wien kein verbotenes Buch mehr — denn alle waren erlaubt! — Kankaffer wurde später Polizeidirektor in Kaschau, dann Schulrath in Temesvar (er, der nie in einer Schule gewesen!) endlich Statthaltereisekretär in Niederösterreich. Mir ist unbekannt, wo er gegenwärtig lebt.“ (Der in dieser Mittheilung erwähnte Protest wurde von den Bücherrevisionsbeamten Freiberger und Janota in die loyale Form eines Majestätsgesuches eingekleidet, dessen Wortlaut dem Verfasser vorliegt. Es wird darin von den Gesuchstellern die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Zensuroberdirektion durch die Einschiebung von Polizeibeamten (wie Kankaffer) schon von vorneherein ganz in Mißkredit gestellt werden würde, „da — heißt es in dem Gesuche wörtlich — gerade gegen den Umstand, daß die Zensur in den Händen der Polizei sich befindet, schon seit Jahren alle Stimmen des In- und Auslandes mit allem Rechte sich erhoben haben,“ u. s. f. Anmerk. d. Verf.).


E. H. Johann.

dürfe daher nicht in der gebräuchlichen Form, sondern müsse vielmehr in der Form eines rührenden Gebetes abgefaßt sein, und der Ton, den sie anschlagen soll, müsse zum Herzen sprechen. Die Gremialvertretung erklärte sich nach einigem Zögern, und von der Ansicht ausgehend: „Hilft's nit, so schadt's nit" mit diesen Vorschlägen Dirnböck's einverstanden und berieth sich nun darüber, welchem Schriftsteller oder Advokaten die Abfassung des beschlossenen Schriftstückes übertragen werden solle. Es war ihm unmöglich, einen Schriftsteller von Ruf zu finden, der einerseits von der Regierung unabhängig genug war, um eine solche Petition abfassen zu können, anderseits sich noch nicht mißliebig genug gemacht hatte, um durch seine Autorschaft den Erfolg der Petition schon von vorneherein in Frage zu stellen. Da man über einen solchen Schriftsteller nicht einig werden konnte, so erklärte sich schließlich Dirnböck bereit, die Abfassung der Eingabe zu übernehmen, zu diesem Behufe wurden ihm die Ausschüsse Rohrmann und Klang als Rathgeber beigegeben. Schon nach zwei Tagen soll Dirnböck einen Entwurf seinen beiden Mitbetrauten vorgelegt haben, die sich mit demselben einverstanden erklärten, und am 28. Februar wurde in der abermals in Klang's Wohnung stattgefundenen Sitzung der Gremialvertretung der vorgetragene Entwurf nach geringen Abänderungen genehmigt, bei einer später zwischen dem 1. und 3. März erfolgten Zusammentretung aber beschlossen, „dem Dirnböck sein Gebet" nicht blos dem Kaiser, sondern auch den Erzherzogen Franz Karl und Ludwig, sowie dem Grafen Kolowrat zu überreichen. Als die Reinschrift der Eingabe unter den Buchhändlern zur Beisetzung der Unterschriften zirkulirte, lag derselben ein von unbekannter Hand hineingestreuter Zettel bei, worin die Buchhändler aufgefordert wurden, mit der Schließung ihrer Läden durch mehrere Tage eine Demonstration zu machen, wenn mit dieser Petition nicht binnen Monatsfrist ein günstiges Resultat erzielt worden sein sollte. In der untenstehenden Note theilen wir die, wie wir wissen, bisher noch nicht veröffentlichte Petition vollinhaltlich mit*). Dieselbe ist in einem ganz seltsamen Tone verfaßt, der Kaiser wird darin mit „Du" angesprochen, und obwohl der Servilismus in diesem

---

*) Die Petition der Wiener Buchhändler lautet:

Hilferuf der Wiener Buchhändler

**an Se. Majestät den Kaiser Ferdinand I.**

im März 1848.

Im Namen Gottes

Allergnädigster Kaiser!

Unser Vater!

Unser Herr!

Auf dem letzten Wege, am Rande des Unterganges, in der ernsten Stunde der Entscheidung unserer Lebensfrage rufen wir mit pochenden Herzen unseren Schöpfer um seinen göttlichen Beistand an!

Vergib, o Herr und Kaiser! wenn wir der Rede Schmuck entbehren. Wie der Gläubige in seiner Noth zu Gott betet, also flehen wir Dich an in unserem Jammer, unserem Elende, in unserer Angst und bitten Dich:

O Herr, erhöre uns!

Seit Jahren schmachten wir unter dem Drucke einer Zensur, wie sie in keiner Zeit, in keinem Lande der Welt mit so übertriebener Strenge, mit so schonungsloser Härte je gewaltet hat. — Oft haben wir gebeten, nicht um Freiheit der Presse, nur um Lockerung der Fesseln, doch unser Klageruf kann nie bis zu Deinem Ohre gedrungen sein; denn trotz des allgemeinen Bedauerns und schöner Verheißungen ward uns nie auch nur eine Silbe zum Bescheid, im Gegentheile wurden die Maßregeln verschärft, die Grenzen beengt, die Ketten noch kürzer gespannt, so daß bis jetzt der Brennpunkt erreicht ist, der uns vernichtet und an den Bettelstab schleudert. — Eine spezielle Aufzählung unserer Kalamitäten wäre jetzt zur Unzeit. In unseren flehenden Denkschriften vom April 1840 und September 1845, die bis zur Stunde der Erledigung harren, haben wir die Enfilade (Reihe) unserer Bedrängnisse so klar als erschöpfend dargestellt. Es genügt hier, wenn wir in Kürze die sonnenklare Wahrheit an den Stufen Deines Thrones niederlegen, wenn wir klagen müssen, daß von mehr denn 9000 Werken, welche das deutsche Ausland im Verlaufe eines Jahres liefert, kaum 1500 zensurämtlich erlaubt sind, wie die gedruckten Amtsverzeichnisse beweisen; daß die aus Mitleid entstandene, uns bisher rettende Toleranz in Erfolglassung noch unzensirter Werke und eine durch die Noth gebotene nachsichtige Gebarung in der Revision seit Errichtung der neuen Zensur-Oberdirektion ihr Ende gefunden hat; daß uns von hundert Pfunden neuer Bücher oft kaum 20—30 und in Fällen auch nur zehn Pfunde ämtlich erfolgt werden; daß die Zoll-, Fracht- und Regiekosten uns bei diesem Sachverhalte zu Grunde richten müssen; daß den Antiquaren Massen von Büchern abgenommen werden, die sie in öffentlichen Auktionen rechtlich erkauft haben; daß wir redliche Bürger sind, und es vorziehen, dem Untergange entgegen zu gehen, als uns eines strafbaren Schleichhandels zu bedienen; daß das Schmähen und Murren des Lesepublikums über Vorenthaltung der neuen Werke mit jedem Tage ernster wird; daß jene, auf totalen Geisteszwang berechneten spartanischen Propositionen, die eine kürzlich erschienene, von jedem Gebildeten als Fanatismus erklärte Brochüre über Denk-, Schreib- und Preßfreiheit kund gab, zur himmelschreienden Wahrheit geworden, zur geistesblutenden That gereift sind! Kein gelehrtes Forum schirmt der Musen Tempel. Kein würdiger Hort steht Apollo und Minerven zur Seite. Der Geist, die freie Poesie, die Geschichte, die Weltweisheit, die schönen Wissenschaften, die ganze Literatur ist in Deinem Reiche in die eisernen Bande der Polizei geschlagen!

Das ist nicht Dein Wille, o Herr!

Nicht das Gebot Deines milden Sinnes, nicht der Ausspruch Deines zarten Vaterherzens. Während Deine kaiserliche Huld, Dein hoher Geist eine Akademie der Wissenschaften gründet, während ihr Präsident ausruft, daß damit eine Epoche des Lichtes in Oesterreich bezeichnet wird, schmettert die Exekution der Zensur die Geistesfrüchte in den Orkus der Finsterniß. Während in allen anderen deutschen Ländern nur gefährliche Bücher verboten werden, das sind wohl höchstens 10—15 des Jahres, während sogar Preßfreiheit unaufgefordert proklamirt wird, während selbst der heil. Vater den kurzen Index librorum prohibitorum in den Zeitungen verkündet, scheut sich unsere Zensur, die Unmasse der Verbote den Augen der Welt zu offenbaren. — Deine Präsidenten und Räthe, Heerführer und Kirchenväter, Landesvertreter und Oberhäupter des Lehrstandes bemitleiden unseren Zustand, theilen unsere Noth, unseren Jammer.

Doch helfen kann nur Einer, der Herr! der Vater!

Wir verschmähen es, verkappt die Organe des Auslandes zu benützen, frei und offen gehen wir den geraden Weg zu unserem Vater. Wir vertrauen auf Dich, o Herr! Unsere geringe Habe, unser Blut und Leben, unsere Söhne sind Dein Eigenthum. Fasse auch Du Vertrauen zu uns! Glaube unseren Worten, glaube der in unsere Seelen eingebrannten Ueberzeugung, daß die überstrenge Zensur einer vielleicht nur denkbaren Staatsgefährde nicht vorbeugt, daß sie dem Kornwucher keinen Einhalt thut, daß sie weder das Brot größer, noch irgend eine Staatsbeschwerde geringer macht, daß nie die Schrift, das Buch, die Völker entfesselte, sondern der Drang, das Elend, der Hunger! Daß die Absicht,

Schriftstücke so dick als nur möglich aufgetragen wurde, so werden darin den damaligen Machthabern doch einige derbe Wahrheiten gesagt. Namentlich jenem Passus, worin es ziemlich unverblümt ausgesprochen wird, daß die Fürstenallmacht (also der in Oesterreich damals herrschende Absolutismus) zum „Weltspott" herabgesanken sei, wurde in der Staatskonferenz eine sehr schlimme Deutung gegeben, und Graf Kolowrat ließ „seinem" Buchhändler kurz nach der Ueberreichung der Deputation sagen: „Die Buchhändler sollen Gott danken, daß ihr Gebet ihnen nicht so ausgelegt wird, wie es sich ganz gut auslegen ließe." Von der Ueberreichung und dem Schicksale dieser seltsamen Petition werden wir in einem der nächstfolgenden Abschnitte sprechen.

---

## Drittes Kapitel.

# Der Beginn der Wiener Revolution.

(Vom 28. Februar bis zum 13. März 1848.)

### 27.

Wenn man erwägt, daß die Machthaber in Oesterreich nur in der Ueberzeugung, daß die in Europa aufgerichtete Staatsordnung fortdauern könne, daran denken konnten, auch in Oesterreich alles Bestehende aufrecht zu erhalten, so muß man über die Kurzsichtigkeit und Unwissenheit dieser Staatsmänner erstaunen. Sie sahen den nothwendigen Sturz Ludwig Philipps nicht nur nicht voraus, sondern waren kleinlich genug, für dieses ihnen unerwartete Ereigniß in einer Anzahl unwesentlicher Zufälligkeiten und zusammenhangsloser Aeußerlichkeiten eine Erklärung zu suchen. Ja, man darf wohl behaupten, daß Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich, diese beiden in alle europäischen Staatsgeheimnisse tiefeingeweihten Autoritäten, von dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution nicht weniger überrascht wurden, als die „oberflächlichen" Broschüren- und Zeitungsschreiber und die „unwissenden" Bürger, auf die sie doch mit vornehmer Geringschätzung herabblickten. Und doch wurde es den Mitgliedern der Staatskonferenz in Kuranda's „Grenzboten" und in Schuselka's und Möring's Schriften unzählige Male vorhergesagt, daß in Frankreich eine große Umwälzung sich vorbereite, und doch lag es auf der Hand, daß eine Revolution in Frankreich für das ganze übrige Europa, namentlich aber für Oesterreich die unberechenbarsten Folgen nach sich ziehen müsse. Das konservative Prinzip hatte ja im Rathe Europa's außer in den Mitgliedern der Staatskonferenz, den Regenten Oesterreich's, nur noch einen aufrichtigen, verläßlichen Vertreter, und dieser war der durch den Freiheitsenthusiasmus der Franzosen auf den Thron gehobene Ludwig Philipp, welcher, seinen revolutionären Ursprung verläugnend, durch das Ankämpfen gegen die politischen Bestrebungen der Neuzeit die Zukunft seiner Dynastie sicherzustellen wähnte. König Ludwig Philipp ging in Folge dessen während seiner achtzehnjährigen Regierung in allen großen Angelegenheiten mit Oesterreich so viel wie möglich Hand in Hand oder vermied es wenigstens mit Oesterreich in Widerspruch zu kommen. Im Interesse der Ruhe und des Friedens trat Frankreich der österreichischen

---

den Weltgeist durch Gewalt in Ketten zu bannen, ebenso unerreichbar ist, als die Hemmung des göttlichen Willens!

Wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, wie ein großer deutscher Mann gesprochen, so scheint es ringsum, daß der Kampf gegen den überirdischen Einfluß auf das Völkerloos ohnmächtig erlahmt, daß der gewaltsame Eingriff in die Speichen des Schicksalsrades zum Frevel wird gegen die himmlische Providenz, und zum Weltspott herabsinken wolle. Glücklich preisen wir uns im Lande des ungestörten inneren Friedens, im Hafen der Sicherheit und Ruhe. Uns, denen der Weg zum Throne, ja, der Ruf zum edelsten Herzen unseres Herrn, unseres Vaters offen steht, der uns hilft, den Jammer, die Schmach von uns abwendet und den Zensurdrang mildern wird, unter welchem unsere Erwerbsfähigkeit aufgehört hat, denn bei dieser Gebarung sind wir unfähig, unseren dringendsten, heiligsten Pflichten als Bürger und Familienväter Genüge zu leisten. Wir müßten die Gnade des Himmels um ein ander Brot anflehen, unsere Läden schließen oder wenigstens jedenfalls den Verkehr mit dem Auslande gänzlich aufgeben, da er uns bei diesen Beschränkungen nur gänzliches Verderben bereiten müßte, da die Geistesprodukte der vaterländischen Gelehrsamkeit, somit der ganze Verlagsbuchhandel nach den waltenden Prinzipien in noch strengeren Bann gelegt sind.

Dann aber möge es der Himmel verhüten, wenn durch totale Entbehrung der ganzen ausländischen Literatur in allen Ständen wir die unschuldige Veranlassung des öffentlichen Unwillens oder auch nur mißgünstiger Meinungen sein sollten; denn wenn nicht schnelle und mächtige Abhilfe uns wird, ist unser Untergang so gewiß als seine Folgen.

Doch nein! Unmöglich! — Unser gnädigster Herr und Kaiser, unser gütigster Vater hilft gewiß!

Der den schweren Sündern gleich beim Antritte seiner Herrschaft so gerne und mildreich vergeben hat, wird auch die Bedrängten schirmen, die Tiefgebeugten emporrichten. Recta tueri! tönt Dein schönes, mächtiges Kaiserwort über Gletscher und Meere durch Dein weites Reich.

Vertraue das wichtige Richteramt über Geistesprodukte ebenbürtigen Männern.

Mit einem Federzuge Deiner starken, gerechten Vaterhand mäßige das Deine Milde verhöhnende harte Damnatur auf ein versöhnendes, Deiner Gnade würdiges Transeat*) vergönne dem unterjochten Geiste Deiner eigenen Landeskinder eine freiere Bewegung, wie sie die Zeit fordert, wie sie das Wissen fordert, und so dem Vaterlande zum Nutzen, zur Wohlthat werden muß, und wir sind glücklich, die Musen und ihre Priester und Jünger frohlocken, die Akademie der Wissenschaften erhebt sich mit Jubel und Stolz, die ganze gebildete Welt feiert einen Geistestriumph, und des Auslands Hohn geht in gerechte Verehrung über.

Der wahrhaft staats-, religions- und sittengefährlichen Schandliteratur hingegen werde ein Felsendamm gesetzt, über welchen wir selbst mit freudigem Herzen die strengste Wache zu halten verbürgen.

Schütze uns, o Vater! Uns, Deine schutzlosen Kinder, rechtliche Bürger, bis in den Tod getreue Unterthanen!

Dein ist das Reich!
Dein ist die Macht!
Wir können nicht verzagen.
Amen!

*) Bücher, welche die Zensur mit „Damnatur" bezeichnete, durften ausschließlich nur von angestellten Professoren und auserlesenen Gelehrten, jedoch blos nach eingeholter spezieller Genehmigung der Polizei Hofstelle bezogen werden; die mit „Transeat" bezeichneten Bücher durften dagegen von den Buchhändlern wohl verkauft, jedoch nicht öffentlich angekündigt und in den Auslagen der Buchhändler nicht ausgestellt werden.

Politik auf ihren beiden wichtigsten Gebieten, nämlich in Italien und in Deutschland niemals hindernd entgegen, und wo Ludwig Philipp Oesterreich Schwierigkeiten bereitete, da geschah es nur äußerlich, nur zum Scheine, nur aus Rücksicht auf die nationale Eitelkeit und Empfindlichkeit seiner Franzosen. Es war vorauszusehen, daß die auswärtige Politik Frankreichs, welche nicht im Interesse des französischen Volkes, sondern einzig und allein in dem der Julidynastie gelegen war, in dem Augenblicke die entgegengesetzten Bahnen einschlagen werde, wo diese Dynastie aufgehört hatte, über Frankreich zu regieren. Nachdem diese Gefahr offenkundig vorhanden war, so sollte man meinen, daß man in Wien es sich besonders angelegen sein ließ, über die französischen Zustände genau unterrichtet zu sein. Dies war aber nicht der Fall. Es ist sogar eine Thatsache, daß man in den kaufmännischen Kreisen Wiens von der Proklamirung der Republik in Paris um einen Tag früher Kenntniß hatte, als in den Kreisen der Regierung, die erst in der Nacht vom 29. Februar auf den 1. März von dieser Schreckenskunde überrascht und vollständig betäubt wurde. Die großen Banquier- und Handelshäuser in Wien hatten also raschere und verläßlichere Berichterstatter, als der Haus-, Hof- und Staatskanzler Oesterreichs, und während die in diesen Häusern unterrichtenden Mediziner in den Höfen des allgemeinen Krankenhauses bereits am Vormittag des 29. Februar den großen Umsturz in Frankreich und dessen Konsequenzen mit jugendlicher Lebhaftigkeit besprachen, wußten die alten Staats- und Konferenzräthe noch viele Stunden später nicht das Geringste davon zu erzählen.

Die ersten Nachrichten von der siegreichen Revolution in Paris machten überall in Wien, wo sie schon am 29. Februar durch Privatbriefe bekannt wurden, einen außerordentlichen Eindruck. Man fühlte es so zu sagen instinktmäßig, daß große Ereignisse im Anzuge seien, daß nun auch in Oesterreich ein totaler Umschwung aller Verhältnisse bevorstehe. Die Pariser Ereignisse erzeugten in Wien eine gewaltige Veränderung der vorhandenen Stimmung und Gesinnung. Bei dem Mangel an politischen Tagesblättern dauerte es vier volle Tage, bis alle Schichten der Bevölkerung von den großen Neuigkeiten wie von einem Blitze aus heiterem Himmel überrascht wurden, aber schon nach diesen vier Tagen, vom 3. März angefangen, war die ganze Bevölkerung von einer revolutionären Neuerungslust ergriffen und äußerte sich die öffentliche Meinung ganz ungescheut dahin, daß es nun auch in Oesterreich anders werden müsse. Es ist gewiß von Interesse, so weit es heute noch möglich ist, zu beobachten, wie die Wiener allmälig von jener Stimmung erfaßt wurden, welche revolutionären Ausbrüchen allerwärts vorausgeht. Es liegen uns in dieser Beziehung einige recht markante Stimmungsberichte vor. „In den Kreisen der Gebildeten — schreibt ein Zeitgenosse — erregen die Pariser Neuigkeiten den außerordentlichsten Jubel. Alles freut sich über den Sturz Ludwig Philipp's und Guizot's und man hofft von dem Umschwunge in Frankreich auch für Oesterreich das Beste. Darüber, daß ganz Europa nun in Unruhen gestürzt werden dürfte, täuscht sich natürlich Niemand, aber die Gefahren, mit denen die zweite französische Republik das übrige Europa bedrohen wird, werden doch nur den Fürsten, aber nicht den Völkern des Welttheils ihre Existenz verleiden, und dies bedauert man am wenigsten. Im Lesevereine schwimmt man förmlich in Seligkeit über den Sieg des französischen Volkes, und diese Seligkeit vermochte man so wenig zurückzuhalten, daß man unbesonnen genug war, in einem der Lesezimmer in Hoch-Rufen auf die französische Republik und in einer Reihe toller Freudenausbrüche sich das Herz zu erleichtern. Erfährt die Polizei davon, so wird die Schließung des Vereines jedenfalls verfügt werden."

Beim Handels- und Gewerbestande, beim großen Kapitale, beim wohlhabenden Mittelstande dagegen erzeugten die Pariser Nachrichten anfänglich eine nichts weniger als freudige, hoffnungsvolle Stimmung. Hier besorgte man allgemein, Oesterreich werde auch durch die zweite französische Republik in schwere, langwierige Kriege verwickelt werden und die Folge davon werde der finanzielle Ruin des Staates sein. Alle Nachrichten aus diesen Gesellschaftsklassen lauten in diesem Sinne. „Den Offizieren der verschiedenen Bürgerkorps — lautet ein Bericht — kam schon in der Nacht vom 28. auf den 29. Februar die Nachricht zu, daß Ludwig Philipp verloren sei. Die große Mehrzahl der Bürgeroffiziere befand sich in dieser Nacht auf einem Balle des in Wien stationirten Hußarenregiments, der beim „goldenen Strauß" in der Josefstadt abgehalten wurde, und zu dem sie in corpore geladen worden waren. Die Unterhaltung war hier im besten Zuge, als, kurz vor der Raststunde ein Student, ein Pole, in den Saal stürzte und einer Gruppe von Bürgeroffizieren folgende Mittheilung machte: „In Paris ist die Revolution ausgebrochen, jetzt heißt es auf Alles gefaßt sein, sonst haben wir in drei Wochen die Russen in Wien!" Diese Mittheilung allarmirte die ganze Ballgesellschaft derart, daß an die Freuden des Faschings gar nicht mehr gedacht wurde, aber namentlich die Bürgeroffiziere waren von der Nachricht förmlich niedergeschlagen. Die Revolution in Frankreich, das bedeutete, wie aus den Bemerkungen, die sie fallen ließen, hervorging, für Oesterreich so viel, als einen endlosen Krieg und einen noch furchtbareren Staatsbankerott. „Ist die Nachricht des Studenten (der sich so rasch, wie er gekommen, wieder entfernt hatte) wahr, dann ist es aus mit Industrie und Handel, dann ist der Wohlstand des Mittelstandes ruinirt." So raisonnirten vornehmlich die Bürger.

Auch im Gewerbevereine, dem eigentlichen Tummelplatze des bürgerlichen Elementes in Wien, war man von den Pariser Neuigkeiten nichts weniger als erbaut. In Folge derselben wurde der Verein stärker besucht und war der Gedankenaustausch ein sehr reger. „Am 29. Februar Abends — theilt man uns mit — wußte man bereits im Gewerbevereine, daß Ludwig Philipp gestürzt sei, daß die unzufriedenen Massen in Paris ans Ruder kommen werden. Es waren viele angesehene Mitglieder in den Vereinslokalen versammelt und allseitig wurde die Frage aufgeworfen, welche Tragweite die Pariser Ereignisse für Oesterreich haben werden. Die Revolution in Italien, Krieg in Deutschland, Angriffe von Seite Rußlands, lautete von verschiedenen Seiten die Antwort. Alles stimmte darin überein, daß Oesterreich durch den Umschwung in Frankreich mit großen Gefahren bedroht sei, und daß es diesen Gefahren nicht werde die Stirne bieten können, wenn nicht ein rascher Sistemwechsel erfolge, durch den das allgemeine Vertrauen wieder hergestellt würde. Es war einer

der angesehensten Bürger Wiens, der bereits erwähnte Fabrikant Spörlin, der bei dieser Gelegenheit es ganz unumwunden aussprach: „Wir Bürger vergrößern damit nicht die Verlegenheiten des Staates, wenn wir gerade jetzt, im Augenblicke der Bedrängniß, unsere Stimme erheben und es vor aller Welt bekennen, daß wir mit dem Regierungssisteme unzufrieden seien. Bleibt die jetzige Regierung, dann ist der Staat und sind wir Alle verloren. Es muß eine starke, eine dem Zeitgeist angemessene Regierung an die Stelle der jetzigen gesetzt werden. Wir sind es dem Kaiser, dem Vaterlande, unseren Familien schuldig, darauf zu dringen." Alles gab Spörlin recht, aber Niemand wußte den Weg anzudeuten, auf dem man seinen Wünschen Ausdruck verschaffen könnte, und alle Anwesenden stimmten darin überein, daß der Gewerbeverein nicht gesetzlich befugt sei, solchen Wünschen Worte zu verleihen. Es war dies am 29. Februar; am 6. März, also sechs Tage später, verstand man es bereits, eine politische Kundgebung mit dem gesetzlichen Wirkungskreise des Gewerbevereines in Einklang zu bringen, worauf wir später zu sprechen kommen werden. Uebrigens geschahen gleich unter dem ersten Eindrucke der Pariser Ereignisse vom Gewerbevereine aus Schritte, die es beweisen, daß man im Schooße dieses Vereines von der Unaufschiebbarkeit von Reformen in Oesterreich tief überzeugt war. Schon am 1. März schrieb der Vereinspräses, Graf Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, ein Mitglied der niederösterreichischen Ständeopposition, über Ersuchen und im Namen einer größeren Anzahl von Vereinsmitgliedern an den Erzherzog Johann, daß er nach Wien eilen und seinen ganzen Einfluß aufbieten möge, um durch einen Wechsel im Regierungssisteme Oesterreich vor schweren Schicksalsschlägen zu bewahren. „Wir Alle, Kaiser und Volk — soll es in dem Schreiben geheißen haben — gehen der unglücklichsten Zukunft entgegen, wenn man sich an höchster Stelle noch länger der Einsicht verschließen sollte, daß nichts Anderes mehr übrig bleibt, als durch die Erfüllung der Wünsche der Landstände sich das Vertrauen aller Gebildeten und Besitzenden wieder zu erwerben." Der Brief wurde an einen Vertrauensmann des Erzherzogs mit der Bitte adressirt, diesem denselben zu überreichen. Man besorgte nämlich, ein direkt an den Erzherzog adressirter Brief würde geöffnet und zurückbehalten werden. In Folge des Umweges, den der Brief machen mußte, geschah es, daß derselbe dem Erzherzoge, der am 4. März in Wien eintraf, nicht mehr rechtzeitig zugestellt werden konnte. So weit unser Gewährsmann.

Den Mangel einer gesetzlichen Basis, auf der man seine Wünsche kundgeben könnte, den man im Gewerbevereine so bitter empfand, scheint man in den Kreisen der ständischen Opposition im ersten Augenblicke ganz übersehen zu haben. Hier hatte man sogleich nach den ersten Nachrichten von der Revolution in Frankreich den Entschluß gefaßt, der für die Mitte des Monats März ausgeschriebenen Session der niederösterreichischen Provinzialstände eine alle bisher auf die Stände gesetzten Erwartungen weitaus übertreffende Bedeutung zu verleihen und von den, den Ständen zustehenden gesetzlichen Mitteln den verwegensten Gebrauch zu machen. In den Salons des im Landhause wohnenden ständischen Verordneten Baron Doblhoff, des Führers der ständischen Opposition, ging es sogleich nach dem Eintreffen der Pariser Nachrichten so lebendig zu wie nie vorher. Hier hatte die ganze ständische Reformbewegung seit dem Jahre 1847 ihren eigentlichen Brennpunkt. Die hervorragendsten Männer aller Klassen der Bevölkerung, im Ganzen etwa vierzig bis fünfzig Personen an der Zahl, kamen hier an bestimmten Abenden zusammen, um ihre Gedanken, ihre Meinungen auszutauschen. Man suchte den Schein zu vermeiden, als vereinige man sich hier ausschließlich nur politischer Zwecke halber, aber in der Wirklichkeit, wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl der Theilnehmer dieser „geselligen Abende" war dies doch der Fall. Diese Gruppe von Männern nahm, so scheint es wenigstens, die Nachrichten aus Paris mit einer fast freudigen Genugthuung auf. Man hatte hier längst schon die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne das Eintreffen von großen auswärtigen Ereignissen die ständische Opposition in Oesterreich niemals zu der nothwendigen Kraft und Stärke kommen werde, um die am Ruder befindlichen Machthaber zum Rückzuge zu zwingen. In Paris hatten nun solche Ereignisse stattgefunden, und bei der Gereiztheit und Erbitterung, die jeder länger dauernde Kampf, auch der parlamentarische, unter den Kämpfenden erzeugt, ist es ganz natürlich, daß sich die von Seite der Regierung bisher so vornehm und geringschätzend behandelten ständischen Oppositionellen nun der Verlegenheiten freuten, in welche die Regierenden auch ihnen gegenüber gekommen waren. Ihnen verlieh die Pariser Revolution jenes Stärkebewußtsein, das bisher auf Seite der Machthaber vorhanden war, aber sie verfielen anfänglich, übrigens nur für ein paar Tage, in denselben Irrthum wie diese Machthaber, denn auch sie ließen sich dazu verleiten, sich selbst, ihr Ansehen und ihren Einfluß weitaus zu überschätzen. Es ist nämlich gewiß bezeichnend, daß man unmittelbar unter dem ersten Eindrucke der Pariser Neuigkeiten sich in den ständischen Kreisen dem Wahne hingab, durch den Sturz des Königthums in Frankreich zu einem so großen moralischen Ansehen und Gewichte gekommen zu sein, daß eine einzige einmüthige, entschiedene, dabei aber vollkommen gesetzliche Kundgebung der Stände ausreichen werde, das Sistem und seine beiden festesten Stützen, den Erzherzog Ludwig und den Fürsten Metternich, zum Falle zu bringen. Man hoffte sogar, daß eine solche Kundgebung vielleicht gar nicht mehr nothwendig sein werde, denn man wußte, daß die Mehrzahl der Mitglieder des Kaiserhauses es längst müde geworden sei, in den Händen der Staatskonferenz die Zügel der Regierung noch länger zu belassen. In den ständischen Kreisen wurde, mit einem Worte, schon nach dem ersten Bekanntwerden der Pariser Revolution an nichts weniger gedacht, als daran, eine Revolution hervorzurufen. Man besaß dazu nicht nur zu viel konservativen Sinn, sondern man hatte auch von sich selbst, von der Macht, zu der man nun gelangt war, eine zu hohe Meinung, als daß man bezweifeln konnte, daß die gesetzliche Wirkungssphäre der Stände nicht weit genug reichen werde, um den angestrebten Sistemwechsel innerhalb derselben herbeizuführen. Diese Meinung strebte man in den ständischen Kreisen, namentlich vom Salon Doblhoff aus, in den übrigen Klassen der Gesellschaft, mit denen man in Berührung stand, zur Geltung zu bringen, und es

ist Thatsache, daß gleich Anfangs März, gerade durch die ständischen Führer auf den Leseverein, den Gewerbeverein und die übrigen Vereine, Gesellschaften und Zirkel Wiens beruhigend, mäßigend einzuwirken gesucht wurde. „Vertraut auf uns, wir werden für Euch handeln!" so lautete anfänglich das ständische Losungswort, und den mit den Ständen in Verbindung stehenden Publizisten und Journalisten kam gleichzeitig die Weisung zu, fortwährend darauf aufmerksam zu machen, daß der bevorstehende Ständelandtag ein epochemachender sein und eine denkwürdige Stelle in der Geschichte Oesterreichs einnehmen werde. Freilich wurden auch schon damals in den Reihen der Stände Stimmen laut, die von der Thätigkeit der Stände *allein* nichts Fruchtbares erwarten ließen. Namentlich von dem Ritter Karl von *Kleyle* wird erzählt, daß er die Meinung, es sei nur mit und durch den Bürgerstand möglich, den Absolutismus zum Sturze zu bringen, schon am 1. März mit einem wahren Feuereifer vertreten haben und dabei sogar mit einigen seiner Kollegen in Konflikt gerathen sein soll. Auch in den nächstfolgenden Tagen war *Kleyle* bemüht, diese Meinung zur Geltung zu bringen. *Frankl* erzählt in seinen Mittheilungen aus der vormärzlichen Zeit von einem „politischen Zweckessen", das ein nachmaliges Mitglied des deutschen Parlamentes (Sommaruga der Jüngere?) am 5. März mehreren Gesinnungsgenossen gab, bei welchem auch einige Herren des dritten Standes zugegen waren*). Die Ereignisse des Tages, die Hoffnungen und Wünsche für Oesterreich bildeten den Stoff des Gespräches. Ritter v. *Kleyle* ließ die Herren „des dritten Standes", die Bürgerlichen, hart an. „„Wir Stände sollen für Euch Alles thun! Ihr wollt konstitutionelle Regierungsform, Preßfreiheit, Schwurgerichte. Gut, wir wollen das auch! Wir aber sollen allein die Barrikaden gegen den Absolutismus bauen. Was thut denn Ihr? Wir sollen die goldenen Früchte der Hesperiden holen, aber auch den Augiasstall reinigen! Der dritte Stand, wenn er nicht nichtswürdig ist, muß Chorus sein, wenn wir sprechen, er muß hinter uns anzünden, wenn wir in die Schlacht gehen!"" Diese Worte und manche andere — bemerkt *Frankl* — sind nicht ohne Wirkung geblieben. Diese Ansicht stand übrigens in den ersten drei Märztagen in den ständischen Kreisen noch ziemlich vereinzelt da.

Weder die ständische, noch die bürgerliche Klasse dachte also anfänglich auch nur im entferntesten an eine Revolution, und so sehr man auch die Durchführung zeitgemäßer tiefeingreifender Reformen und die Beseitigung der am Staatsruder befindlichen Persönlichkeiten wünschte, für so unaufschiebbar und dringend man auch diese Reformen, einen solchen Personenwechsel anerkannte, so wenig war man entschlossen, die gesetzlichen Schranken auch nur im mindesten zu überschreiten. Die radikalen Elemente des Lesevereines, Dr. *Löhner* an ihrer Spitze, verzweifelten unter diesen Umständen bereits daran, daß die Februarrevolution in den innern Zuständen Oesterreichs auch nur die leiseste Aenderung herbeiführen werde. Aber die Schwankungen und Wandlungen in der öffentlichen Meinung Wiens waren in diesen kritischen Tagen kaum weniger mannigfaltig als die einander förmlich jagenden Ereignisse, und die Gesinnung und Stimmung Wiens hatte schon nach ein paar Tagen eine Entwicklungsstufe erreicht, auf welcher einmal angelangt, die Wiener der Ehrgeiz antrieb, hinter den Parisern nicht länger mehr zurückzustehen.

Somit hätten wir den Eindruck geschildert, den die ersten Nachrichten von der Pariser Revolution in den Kreisen der *Regierten* in Wien hervorriefen. Die Massen der Bevölkerung scheinen erst nach dem 3. März von den großen Ereignissen Nachricht bekommen zu haben. Die fieberhafte Aufregung, welche die Proklamirung der Republik in Frankreich in ganz Europa erregte, blieb anfänglich auch in Wien auf die besitzenden und gebildeten Klassen der Bevölkerung beschränkt. Erst als die Massen von dem Revolutionsfieber, von dieser charakteristischen Erscheinung der damaligen Tage, ergriffen wurden, gerieth auch in Wien die bestehende Ordnung in Gefahr. Zwei Ereignisse haben wesentlich dazu beigetragen, das Revolutionsfieber in Wien epidemisch zu machen. Die Begebenheiten auf dem in Preßburg soeben versammelten ungarischen Reichstage und die Ereignisse in Süddeutschland. Bevor wir den Einfluß dieser Ereignisse auf Wien nachweisen und würdigen, haben wir noch davon Akt zu nehmen, welchen Eindruck die Kunde von der Pariser Revolution und der Proklamirung der Republik in Frankreich auf die *Regierenden* in Oesterreich und auf die *kaiserliche Familie* machte.

## 28.

Am frühen Morgen des 29. Februar, also schon kurz nach dem Eintreffen der ersten Pariser Nachrichten, war an einem Pfeiler des neuen Kärntnerthores ein Plakat angeklebt worden (Bild Seite 23), welches in mit Tusch gemalten Lapidarbuchstaben die Inschrift trug:

In einem Monate wird Fürst Metternich gestürzt sein!
Es lebe das konstitutionelle Oesterreich!

Vor diesem Maueranschlage versammelte sich sogleich ein ziemlich zahlreiches, meist aus Marktweibern, Lehrjungen, Arbeitern bestehendes Publikum, welches das Plakat angaffte und dessen Text nach seiner Weise sich deutete. Ein Augenzeuge schreibt uns: „Ich werde niemals vergessen, was ich bei dieser Gelegenheit zu hören bekam. Für den zweiten Satz des Plakates, für das konstitutionelle Oesterreich, besaßen die Leute nicht das mindeste Verständniß. Sie wußten offenbar gar nicht, was das sei. Desto mehr Glossen machten sie über den ersten Satz. Alles freute sich über die Ankündigung, daß Fürst Metternich stürzen werde. „Warum soll'n denn die großen Herr'n nit a amal an die Reih kommen!" brüllte eine „Fratschlerin" (Höckerin) zur Erheiterung aller Anwesenden, und eine zweite Dame vom Naschmarkte (Obstmarkte auf der Wieden) fügte hinzu: „No, wenn bei uns der große Dibel (die große Eiterbeule) amal aufgeh'n wird, da wird eine Materi (Eiter) herausrinnen!" Es mochte etwa zwanzig Minuten dauern, während welcher sich vor dem Plakate immer mehr Leute ansammelten. Die Passage

*) Soll wohl heißen des *vierten* Standes, weil es im vormärzlichen Oesterreich die drei oberen Stände, den Prälaten-, Herren- und Ritterstand gab, an welche sich als vierter der Bürgerstand anreihte.

durch das Thor war zuletzt unmöglich, und ich dachte mir, wenn das so fortgeht, so steht in zwei Stunden halb Wien vor dem Kärntnerthore. Plötzlich erschien aber ein „Vertrauter," der seinen Adler sichtbar aufgesteckt hatte. Derselbe drängte sich bis an das Plakat und riß dasselbe unter dem Murren des Publikums herunter. „Was brummen's denn," fragte der Vertraute die Leute, „weil ich den Unsinn nicht steh'n laß'?" — „Sö, mei lieber Herr," rief ihm eine der „Fratschlerinnen" in einem bissigen Tone zu, „was da d'rauf steht, is ka Unsinn, sö wern's no erleb'n."

Durch die Fetzen dieses Plakates mag Graf Sedlnitzky gleichfalls darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß in Wien irgend etwas vorgehe. Kam ihm doch fast gleichzeitig die Nachricht von der Verhaftung einiger Studenten zu, zumeist Italiener, welche während der Nacht in einem Kaffeehause in der Alservorstadt auf das Wohl der französischen Demokratie ihre Punschgläser geleert hatten und von ein paar deutschen Studenten die in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" enthaltenen Korrespondenzen sich vorlesen ließen. Ueber die für Louis Philipp und Guizot ungünstigen Nachrichten brachen die Studenten jedesmal in einen lärmenden Jubel aus, welcher einen Zusammenlauf der an dem Kaffeehauslokale vorbeipassirenden Leute herbeiführte. Schließlich kam die Polizei, verhaftete einige von den Studenten und machte hiedurch dem ganzen Spektakel ein Ende. Ein Eingeweihter versichert uns, daß Graf Sedlnitzky in Folge dieses Vorfalles die Weisung ertheilt haben soll, auf alle jene Personen zu fahnden, welche in ostensibler Weise die französischen und italienischen Staatsangelegenheiten besprechen.

Gleichzeitig wurde an alle hohen Regierungsämter das Ansuchen gerichtet, den ihnen unterstehenden Beamten die Besprechung politischer oder finanzieller Verhältnisse auf das Strengste zu untersagen. Das in Folge dieses Ansuchens an alle Staatsbeamten erlassene Zirkular ist wohl dasselbe, von dem Löhner („Die Märzkatastrophe in Oesterreich") berichtet, daß es noch in den letzten Tagen des März seinen Schneckengang durch die Bureaux machte. Mit solchen kleinlichen Mitteln glaubte der Polizeichef einer Aufregung in Wien entgegenwirken zu können. Diese Aufträge mögen übrigens von ihm noch kaum ertheilt worden sein, als er mit neuen, bedenklicheren Nachrichten förmlich überschüttet wurde.

An der Mittagsbörse herrschte große Bewegung. Trotzdem der Börsenverkehr seit Wochen schon faktisch unter die Polizeiaufsicht gestellt war und Jeder, der ein allarmirendes Gerücht weiter verbreitete, Gefahr lief, als Ruhestörer verhaftet zu werden, herrschte doch auf der Börse panischer Schrecken. Man erzählte sich gegenseitig, daß in Paris eine Katastrophe bevorstehe, man wollte wissen, daß Rothschild und Sina Nachrichten bekommen hätten, die „Alles übersteigen, was man sich als Folge der stattgefundenen Vorfälle denken könnte," auch die alten Staatsbankerottgerüchte tauchten wieder auf. Anfänglich fielen die Kurse bedeutend, und zuletzt fanden fast gar keine Geschäfte statt. Der Hofkammerpräsident Kübeck wurde schon am Vormittag des 29. Februar von einer Deputation der angesehensten Börsebesucher um „positive" Nachrichten aus Paris bestürmt, aber die von ihm gegebene beruhigende Versicherung, daß die Krisis in Frankreich einen die Ruhe Europa's verbürgenden Ausgang nehmen werde, fand bei Niemanden Glauben. Und doch sprach Kübeck nur das aus, was nicht blos von ihm, sondern auch von den übrigen Regierungsmännern thatsächlich erwartet wurde.

Namentlich Fürst Metternich hielt sich für überzeugt davon, daß der in Paris ausgebrochene Konflikt durch einen Ministerwechsel eine friedliche Beilegung finden werde, und er war der Mann dazu, die Sicherheit, mit der er der Zukunft entgegenblickte, auch seinen Kollegen in der Staatskonferenz beizubringen. War doch selbst Graf Kolowrat nur aus Rücksicht auf die inneren Verhältnisse mit den Reformplänen Kübeck's einverstanden, aber gewiß nicht aus dem Grunde, weil er die Besorgniß hegte, die auswärtige Lage werde in nächster Zeit einen Systemwechsel in Oesterreich nothwendig machen. „Von Frankreich aus ist nichts zu befürchten!" Darüber waren die Regierenden in Oesterreich einig. Man kann sich daher den Schrecken vorstellen, den die Pariser Nachrichten in den höchsten Regierungskreisen, im Schooße der kaiserlichen Familie hervorriefen. Man erzählt sich, daß am 27. Februar, als Fürst Metternich in der Staatskanzlei die ersten Nachrichten vom Ausbruche von Unruhen in Paris erhielt, darüber fast gar nicht frappirt gewesen, sondern ganz gleichgiltig bemerkt habe: „Der König kennt seine Pariser, und das Feuer, das Guizot zur Flamme anwachsen ließ, wird unter Thiers gar bald ausgelöscht werden." Ein neues Ministerium und sonst nichts weiter steht in Paris bevor! — damit tröstete man sich in Wien. Als kurz darauf die Meldung von der Ernennung Thiers' und Barrot's zu Ministern in der Staatskanzlei eintraf, schien sich Metternich darüber völlig zu beruhigen. „Nun ist's gut! Nun ist die Ordnung in Frankreich wieder hergestellt!" soll er seiner Umgebung beinahe freudig zugerufen haben. Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer. Eine den nächsten Tag (29. Februar) Abends eingetroffene Depesche meldete bereits die durch die Ereignisse nothwendig gewordene Abdankung Ludwig Philipps, die der Staatskanzler übrigens auch noch mit voller Resignation und mit den Worten hingenommen haben soll: „Abdanken darf jeder, die Regentschaft ist zwar nicht verfassungsgemäß, das hat Frankreich aber mit sich selber auszumachen." Wenige Stunden später, am 29. Februar, kurz vor Mitternacht traf aber ein weiterer Kourier mit der Nachricht ein, daß die Julidynastie vertrieben und die Republik in Frankreich proklamirt worden sei. Bei dieser Kunde soll Metternich leichenblaß geworden und sprachlos in seinen Lehnstuhl zurückgesunken sein. „Das — bemerkt Löhner — bezeichnet die Situation! Die alt und schwach gewordene Willkürherrschaft blieb sitzen, weil ihr die Füße zum Gehen versagten."

Am nächsten Tage (1. März) bildete es in den, dem Hofe nahestehenden Zirkeln den Gegenstand des Gespräches, daß Fürst Metternich noch in der Nacht zu Erzherzog Ludwig geeilt und bis zum frühen Morgen mit ihm ganz allein konferirt haben soll. Gestört wurden — wie es weiter verlautet — die beiden alten Herren in ihren Berathungen durch einzelne an die verriegelten Thüren des Kabinets pochende Mitglieder der kaiserlichen Familie, auf welche die Nachrichten aus Paris, von der Flucht Ludwig Philipps und seiner Familie, von dem Siege der rothen Republik,

einen überaus beunruhigenden Eindruck gemacht haben sollen. Die vor Furcht und Entsetzen ganz außer Fassung gekommenen allerhöchsten Personen — man nannte die Kaiserin-Mutter, die Erzherzogin Sophie, den Erzberzog Franz Karl, die jüngeren Söhne des Erzherzags Karl — verlangten vom Erzherzog Ludwig und vom Fürsten Metternich, daß sie die Thatsächlichkeit der Pariser Neuigkeiten ihnen bestätigen, über deren Tragweite ihnen Aufklärung geden sollen. Die Besorgniß, daß die Revolution in Frankreich zu einer Revolution in Oesterreich deu Anstoß geden werde, wurde hier den beiden höchsten Machthabeen im Staate gegenüber, namentlich von Seite der Damen mit leideuschaftlicher Beredsamkeit klar zu machen gesucht, und sawohl Erzherzog Ludwig als Fürst Metternich stießen, wie ferner mitgetheilt wird, mit ihren entgegeugesetzten Anschauungen auf den hartnäckigsten Widerspruch. Beide — erzählte man sich in eingeweihten Kreisen — wurden füe den Fall, als sie sich nicht zu den weitgehendsten, die Bevölkerung vallständig zufeieden stellenden Neformen rasch entschließen sollen, für das Aergste, für den Bestand der Dynastie, für den Oesterreichs verantwortlich gemacht, und den beiden alten Herren passirte es bei dieser Gelegenheit, daß ihuen wegen der ihnen angebornen Hartnäckigkeit und Feindseligkeit gegen alles Reformiren die bittersten Wahrheiten gesagt wurden.

Diese Nachrichten stimmen mit den Mittheilungen eines Mannes vollkommen überein, dee in seiner Stellung als damaliger schweizerischer Geschäftsträger in Wien gewiß Gelegenheit hatte, sich über die Vorgänge bei Hofe genau zu orientiren. Der von uns bereits zitirte Herr von Effinger schreibt nämlich unterm 1. März an seine Regierung: „Man meint, der Erzherzogin Sophie, .... deren konservative Gesinnungen Bürge sind, daß nur Ueberzeugung von der Unerläßtichkeit einiger Neuerungen sie leitet, werde es getingen, den Erzherzog Ludwig, der als Präsident der Staatskonferenz den Ausschlag gibt, für Aenderungen zu gewinnen, denen er sich von jeher abgeneigt zeigte. Die Denkweise des Geafen Kolowrat über diesen Punkt ist bekannt. Was den Fürsten Metternich betrifft, so ist er ats Staatsmann von zu graßer Ueberlegenheit, um kanstitutionellen Reformen und administrativen Verbesserungen im Innern, wenn sie dringend nothwendig geworden um Oestereeich seinen Schwerpunkt ats europäische Großmacht zu bewahren, seine Zustimmung zu versagen." Diese Ansicht bezügtich des Fürsten Metternich berichtigte Herr von Effinger beeeits sechs Lage spätee vollständig. Unterm 7. März meldete er nämlich seiner Regierung, daß Erzherzog Ludwig und Metternich darin übereinstimmen, nicht nur „keine weiteren Konzessionen zu machen, sondern auch die „schon beschlossenen" Reformen „nicht zu beeiten." Die „schon deschlossenen" Reformen sollten der Bevötkerung nicht als „unfreiwillige", als durch die Zeitereignisse abgedrungene erscheinen.

Man wird hier nun die Frage aufwerfen, was für Reformen denn eigentlich „beschlossen" wurden? In dieser Beziehung vertautet, daß das entschiedene Auftreten der erwähnten höchsten Persouen auf Erzheezog Ludwig und Metternich doch nicht ganz eindruckslos geblieben sein soll. Die Gattin des Fürsten, eine geborene Gräfin Zichy-Ferraris, eine Aristakratin von ziemlich despotischen Neigungen, die auf die Entschlüsse des Fürsten, seit er älter geworden, großen Einfluß gewonnen haben soll, scheint, so zuversichtlich sie auch kurz vorher noch war, von der Revolutionsfurcht gleichfalls ergeiffen, auch das Ihrige dazu beigetragen zu haben, den Fürsten zum Nachgeben zu dewegen. Thatsache ist, daß die bereits im Monat Februar berathenen Kübeck'schen Refarmprojekte wieder herporgeholt wurden, und daß nun eine einzige Sitzung der Staatskonferenz, die zwischen dem 1. und 3. März abgehalten wurde, hinreichend war, die, während des ganzen Manats Februar von Kolowrat, Kübeck und der hinter ihnen stehenden Hospartei vergeblich angestrengte Beschlußfassung über diese Peojekte zur Reife zu bringen. Sawaht Erzherzog Ludwig als Fürst Metternich gaben nämlich hierzu ihre Zustimmung, daß in einer allerhöchsten Erklärung sämmtlichen Provinzialständen bekaunt gegeben werden salle, daß die Regierung zu einer solchen Feststellung der ständischen Rechte ihre Zustimmung geben werde, wodnrch die atten Gerechtsamen der Stände, die bei der Ungunst der Zeiten Schmälerungen erfahren hatten, ihre volle Wiedeeherstellung erhalten würden.

Die „Dränger nach Reformen" verlangten natürlich, daß diese allerhöchste Willensmeinung sogleich offiziell bekannt gegeben werden solle, aber dazu waren Erzherzog Ludwig und Füest Metternich um keinen Preis zu bewegen. Es sallte erst in einer nächsten Sitzung der Staatskonfeeenz in reifliche Erwägung gezogen werden, ob der gegenwärtige Zeitpunkt auch geeignet sei, eine solche „Neuerung" eintreten zu lassen, und blos das Zugeständniß wuede gemacht, daß in ein paar ausländischen, in Oestereeich vielgelesenen Blättern, dem Publikum die Aussicht eröffnet werden dürfe, daß die Regierung die Reform des Ständewesens nun „baldigst" zur Durchführung bringen werde. Und eine solche noch dazu blas im Prinzipe beschlossene Maßregel nannte man im Schooße der Staatsconferenz eine „Konzession," eine „Neuerung", und damit meinte man der ständischen Oppasition das Maul stopfen zu können!*) In den Kreisen dee kaiserlichen

*) „In der Staatskonferenz — wird Anfangs März dem Leipziger „Leuchtthurm" aus Wien geschrieben — hat es bereits harte Kämpfe abgesetzt. Die atten Köpfe können noch nicht den Gedanken fassen, daß eine neue Zeit erschienen sei und daß die großen Ereignisse der letzten Wochen eine Aenderung in den bisherigen „Regiernugsgang" bringen könnten; sie glauben nicht daran, daß die Zeit der alten Kabinetspolitik um ist, und daß die Anziennetät und die tiefste Ergebenheit nicht mehr zu den „Verdiensten" der Staatsdiener gerechnet werden! „Haben wir nicht noch unsere Armee, haben wir nicht die Patizei, haben wir nicht eine Masse Kanzleien zur Verfügung, ist nicht Baran Kübeck Finanzminister und gibt nicht Rußland 50 Mittianen her?" — Ganz richtig, meine Herren. Wir haben noch unsere Armee, wir haden nach die Polizei, wir haben nach die Masse Kanzleien, wir haben nach Baron Kübeck und Rußland hat nach 50 Milliauen. Aber die Hälfte unserer Armee steht bereits im feindtichen Lande, in Italien; die andere Hälfte kann der nächste Trammelschlag an den Rhein rufen; diese Armee kann monatlich 8—10 Millionen kosten, und waher wallt ihr diese Summen auftreiben, aus den mißhandeltea Pravinzen, aus den erschöpften Landeskassen? Die Polizei ist keine Macht mehr, sie kann den Sturm, der von allen Seiten lasbricht, nicht einstecken, sie kann die revalutianären Gedanken in den Millianen Käpfen nicht zu Pratakall nehmen. Sie kann die Blicke des Einverständnisses, die verstahlenen Blicke der Vernünftigen nicht

Familie hatte man davon, was noththue, jedenfalls eine richtigere Vorstellung. Wieder ist es die Erzherzogin Sophie, von der man behauptet, daß sie der Befriedigung der Forderungen des politischen Liberalismus das Wort geredet habe, und in den drei ersten Tagen des Monats März wurde in der kaiserlichen Hofburg zu Wien, gewiß zum ersten Male, von einflußreichster Seite die Verleihung einer repräsentativen Gesammtstaatsverfassung für Oesterreich als eine nunmehr unabweislich gewordene Nothwendigkeit bezeichnet.

## 29.

Eine repräsentative Gesammtstaatsverfassung für Oesterreich! Es war für Erzherzog Ludwig, Metternich und ihren Anhang ein Leichtes, eine solche Forderung zurückzuweisen. Die Octroyirung einer solchen Verfassung wäre ein staatsgefährliches Experiment gewesen. Sie hätte einen Staatsstreich in Ungarn nothwendig gemacht, dessen Ausführung im Monat März 1848 nur der Wahnsinn für möglich halten konnte. In Ungarn gerieth die Regierung durch die Februarrevolution in eine überaus gefahrvolle Lage. Wir haben bereits in einem früheren Abschnitte (Seite 34 ff.) den Zustand dieses Landes, wie er sich vom Jahre 1825 bis in die Mitte der Vierziger Jahre entwickelt hatte, geschildert. Von dem in den Erbländern wirthschaftenden Absolutismus in dem Besitze ihrer freiheitlichen Institutionen bedroht, waren alle Patrioten Ungarns bestrebt, ihr Vaterland von Oesterreich so viel wie möglich unabhängig zu machen. Nur die Person des Monarchen sollten die Ungarn mit den Oesterreichern gemeinschaftlich haben. Die Regierung war blind genug die Ungarn in diesem Streben dadurch zu bestärken, daß sie es verabsäumte, in den Erbländern gesetzliche constitutionelle Zustände zu begründen, die mit denen Ungarns sich hätten in Einklang bringen lassen. Dadurch erweiterte sie die Kluft zwischen Ungarn und Oesterreich immer mehr und die Wahlen für den ungarischen Reichstag vom Jahre 1847, bei denen die Partei Bathyanyi's und Kossuth's sich die Majorität verschaffte, setzten es außer allen Zweifel, daß die Regierung sich entweder dazu entschließen müsse, Ungarn seine volle Selbstständigkeit einzuräumen, oder dazu, es mit Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen und es in allen seinen öffentlichen Angelegenheiten ganz so wie die übrigen Provinzen zu behandeln. Seit dem letzten stürmischen Reichstage in Preßburg, seit dem Jahre 1844 fehlte es nicht an Stimmen, die einen solchen Staatsstreich dringend empfahlen. Die ungarische Verfassung sollte für null und nichtig erklärt, in den Erbländern sollten die ständischen Verfassungen gleichfalls kassirt und ganz Oesterreich in eine einzige untheilbare und uneingeschränkte Gesammtmonarchie „nach russischem Muster“ umgewandelt werden. So entschiedene Anhänger des Absolutismus Erzherzog Ludwig und Metternich aber auch waren, sie waren doch zu conservativ, um solche contrerevolutionäre Pläne gutheißen zu können. Außerdem besaßen die Ungarn an dem greisen Erzherzog-Palatin Josef (geb. 1776, Bruder des Kaisers Franz, Palatin seit November 1795) einen beredten, einflußreichen Fürsprecher bei Hofe, der ein solches Attentat auf die ungarische Verfassung, deren Wächter er seinem Amte nach war, niemals zugegeben hätte. Erzherzog Josef nahm in Ungarn eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Mitglied des kaiserlichen Hauses und als solches berufen, den Selbstständigkeitsgelüsten der Ungarn entgegenzuwirken, erfreute er sich der Liebe und der Verehrung auch jener Parteien im Lande, welche der österreichischen Regierung die energischeste, unversöhnlichste Opposition entgegensetzten. Diese Pietät scheint sich der Erzherzog dadurch erworben zu haben, weil man allgemein im Lande annahm, daß er zwar ein guter Oesterreicher, aber ein noch besserer Ungar sei, und weil man daher von ihm voraussetzte, auch er sei überzeugt, daß Ungarn, um nicht seine Gesetze zu verlieren, von dem österreichischen Despotismus sich unabhängig machen müsse. Erzherzog Josef hatte daher großen Einfluß auf die ungarische Opposition, deren Vertrauen, deren Achtung er genoß, und wesentlich durch diesen Einfluß war er in der Lage, auch der österreichischen Regierung gute Dienste zu leisten. Der Palatin war im Stande auf die Opposition mäßigend einzuwirken, und da er in ihre Pläne eingeweiht wurde, so konnte er die Regierung zu Maßregeln bewegen, durch deren Ausführung einerseits den Absichten der Opposition entgegengekommen wurde und anderseits es der Regierung möglich war, Konflikten mit dieser Opposition aus dem Wege zu gehen. Als daher Erzherzog Josef nach einem mehr als fünfzigjährigen Wirken in und für Ungarn im Jänner 1847 starb, erlitt die Regierung hiedurch einen unersetzlichen Verlust, denn sie hatte den einzigen Mann im Rathe der Krone verloren, der nicht blos die Sympathien der Ungarn besaß, sondern auch das Parteileben des Landes bis hinein in seine tiefsten Geheimnisse kannte. Mit Erzherzog Josef hatte die Regierung die ihr unentbehrliche Fühlung in Ungarn verloren.

---

auf den Spielberg bringen. Die Masse von Kanzleien und Beamten ist eine träge Masse geworden, ein verwickelter Klumpen, der unsere rüstigen Glieder am Fortschritte hindert. Die Bureaukratie hat den Kopf verloren, da sie fürchtet, ihren Sitz zu verlieren. Der Schrecken ist den Vielschreibern in die Finger gefahren und die Dienstpflicht lockt keinen Praktikanten mehr hinterm Ofen hervor. Baron Kübeck ist Finanzminister! Der arme Mann, wachsen ihm die Anlehen auf der flachen Hand? Rußland hat 50 Millionen gegeben. 50 Millionen in gutem Silber und Gold! Wie lange werden die Banken und Sparkassen für diese 50 Millionen ihre „Scheine“ einlösen können, wie lange soll sich der Kredit auf diese 50 Millionen hin einschläfern lassen, welche Bürgschaft haben wir für die Möglichkeit einer Rückzahlung, wenn der gute Vetter Nikolaus plötzlich in böse Laune geräth und Exekutionen in's Haus schickt? Also ist es nichts mehr mit dem alten Kunststückchen, es ist nichts mehr mit der Armee, mit der Polizei, mit den Kanzleien, mit dem „geistreichen“, aber geldarmen Finanzminister, es ist auch bald aus mit den 50 Millionen! Was nun? — Man hält abermals geheime Konferenz, man beruft den Staatsrath mehrmals des Tages, man wechselt vertrauliche Noten mit allen Kabineten der Welt . . . Indessen bleiben EH. Ludwig und F. Metternich am Staatsruder, Graf Fiquelmont wird Hofkriegsraths-Präsident, Sedlnitzky vermehrt das Korps der Polizeiagenten auf's Doppelte, die Hofpostverwaltung öffnet sämmtliche ankommende und abgehende Briefe, die Wiener Zeitung bringt fort und fort Ernennungen, Ordensverleihungen und Witterungsberichte, und der österreichische „Beobachter“ erklärt selbst die erste französische Revolution von 1792 für die tolle Ausgeburt einiger scheußlichen Kommunisten, und die jetzige Revolution sei nur ein Gassenjungenstreich! . . . .“

Der Regierung war es unter dem neuen unerfahrenen Palatin, dem später vielgenannten Erzherzog Stephan, einem Prinzen von größeren Anlagen des Geistes als des Charakters, nicht mehr möglich, sich in Kenntniß der Vorgänge im Lande zu erhalten; sie tappte gleichsam im Finsteren. Es zeigte sich dies gleich am Beginne des im November 1847 in Preßburg zusammengetretenen neuen Reichstages. Die von Erzherzog Josef auf dem Sterbebette ertheilten Rathschläge beherzigend, hatte sich die Regierung dazu entschlossen, dem neuen Reichstage eine lange Reihe von Gesetzesvorschlägen vorzulegen, die, größtentheils dem Programme der Opposition entlehnt, ganz darnach geeignet waren, die Opposition zu überraschen, zu verblüffen. Die Regierung verbesserte aber damit ihre Situation im Lande nicht im geringsten, denn die Opposition wußte, daß die Schwäche der Regierung ihr das Einlenken in die liberalen Bahnen diktire, und die Opposition wurde daher dadurch nur noch entschiedener und kühner. Sie dankte zwar der Regierung für ihr Entgegenkommen, setzte es aber durch, daß das Unterhaus des Reichstages (die sogenannte Ständetafel) den Beschluß faßte, in die Dankadresse an den König gleichzeitig auch alle die Landesbeschwerden aufzunehmen, welche die Regierung noch immer nicht abgestellt, was die Opposition natürlich an die Spitze ihrer Forderungen gesetzt hatte. In dieser ziemlich scharf abgefaßten Adresse heißt es unter Anderem: „Wir erklären, daß wir zur billigen Ausgleichung unserer, denen der benachbarten Erbländer etwa widerstrebenden Interessen mit um so größerer Bereitwilligkeit die Hand bieten werden, je inniger wir davon überzeugt sind, daß die Schwierigkeiten dieser Ausgleichung nicht aus der Natur des zwischen ihnen und uns bestehenden Verhältnisses entspringen. Groß und schwierig ist die Aufgabe der herannahenden Zeiten. Die unserige ist: die gleichmäßige Entwicklung unseres constitutionellen Lebens, wie unserer materiellen Kraft; die Aufgabe Eurer Majestät aber: diese Entwicklung nach den Forderungen der Zeitbedürfnisse und mit allseitiger und unversehrter Bewahrung des Rechtes mit der geistigen Entwicklung und den materiellen Interessen der Gesammtmonarchie in Einklang zu bringen.“ In Wien war man abermals beschränkt und kurzsichtig genug, an diesem Verlangen der Ungarn am meisten Anstoß zu nehmen, und die konservativen Redner im Preßburger Oberhause (der sogenannten Magnatentafel) unterließen es nicht, natürlich im Einverständnisse mit der Regierung, der Opposition den Text dafür zu lesen, daß sie es sich abermals herausnehmen wolle, sich in die Angelegenheiten der Erbländer einzumischen, um die sich Ungarn gar nicht zu „bekümmern“ habe.

„Nicht bekümmern, keine Notiz nehmen von Oesterreich!“ so wollte es die vormärzliche Regierung von den Ungarn haben, und da will man sich noch wundern, daß die Ungarn mit einem wahren Fanatismus darnach rangen, von Oesterreich so unabhängig wie nur möglich zu werden. Die vormärzliche Regierung fürchtete sich nicht vor dem Ausgange dieses vorerst blos parlamentarischen Unabhängigkeitskampfes, den die Ungarn mit ihr führten, sie hetzte, wie wir schon bemerkt haben (Seite 37 ff.), die slavischen Nationalitäten in Ungarn gegen die magyarischen Bestrebungen auf, sie tröstete sich damit, daß die Ungarn zu schwach, zu ohnmächtig seien, sich selbstständig zu behaupten. Aber Eines übersah die vormärzliche Regierung bei ihrer verwerflichen Politik den Ungarn gegenüber, das nämlich, daß sie durch dieselbe in den Herzen der Ungarn den letzten Rest der Sympathien für Oesterreich ertödtet, in ihnen das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit und Wohlthätigkeit der Verbindung Ungarns mit Oesterreich verstummen machte. Die Gefährlichkeit dieses letzterwähnten Resultates der vormärzlichen Politik in Ungarn für den Bestand Oesterreichs zeigte sich in dem Augenblicke, als die europäische Machtstellung Oesterreichs durch die Folgen der Pariser Februar-Ereignisse bedroht wurde. Die Lombarden und Venetianer führten schon seit den ersten Tagen des Jahres mit Oesterreich im Geheimen Krieg, die Ungarn, die keinen Nachbarstaat hatten, auf den sie sich hätten stützen, anlehnen können, verhielten sich zwar innerhalb der Schranken des Gesetzes, aber in dem Augenblicke, wo Oesterreich durch den Sturz Ludwig Philipps und die Proklamation der Republik in Frankreich Gefahr lief, in Italien und in Deutschland in die klippenreichsten Strömungen mithineingerissen zu werden, warfen sie alle Rücksicht für Oesterreich bei Seite. Am 1. März langte in Preßburg die Nachricht von der Verjagung der Julidynastie ein, und sofort nahm die Opposition die entschiedenste Haltung an und führte sie gegen das „Sistem“ die gehässigste Sprache. Das übrige Europa hielt es nicht für möglich, daß Oesterreich so nahe dem Zerfalle, finanziell so herabgekommen sei, wie in einzelnen Parteischriften behauptet wurde. Schon zwei Tage nach dem 1. März wurde dies von der Tribüne des Preßburger Landtagshauses aus von Kossuth vor aller Welt in einer flammenden Rede feierlich bekräftigt, worin er das Sistem des Kaisers Franz, die Metternich'sche Kabinetspolitik, einer überaus scharfen Kritik unterzog und zu dem Schlusse kam, daß Ungarn den günstigen Moment benützen und sich in den Besitz eines in Pest befindlichen unabhängigen Ministeriums setzen, zur Sicherung seiner konstitutionellen Zukunft aber darauf dringen müsse, daß auch die österreichischen Erbländer mit konstitutionellen Einrichtungen versehen werden.

Der Eindruck, den diese Rede Kossuth's nicht bloß in Ungarn, sondern in ganz Oesterreich und namentlich in Wien hervorbrachte, war ein ungeheurer. Ja, man darf, ohne diesen Eindruck zu überschätzen, gewiß die Behauptung wagen, daß auf dem europäischen Continente noch keine zweite Rede eine ähnliche, nachhaltige Wirkung erregt hatte. Bei der Wichtigkeit, welche diese Rede speziell für Wien erlangte, erscheint es wohl gerechtfertigt, dieselbe ihrem wesentlichsten Inhalte nach mitzutheilen.

Kossuth benützte eine Erörterung über Verhältnisse der Wiener Nationalbank dazu, um das Wort zu ergreifen. Er forderte die Repräsentanten Ungarns auf, im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit die Politik des Reichstages zu jener Höhe zu erheben, welche die Zeit verlangt. „Indem wir sehen,“ sagte er unter anderem, „welch' großen Einfluß die österreichischen Finanzverhältnisse auf unsere Geld- und Werthverhältnisse auszuüben vermögen, können wir bei dem Wunsche um die Vorlage des Bankausweises nicht stehen bleiben, denn dieser ist nur ein Detail, welches eine Folge des Ganzen ist, sondern wir müssen die Veranschlagung der ungarischen Staatseinkünfte und Staatsbedürfnisse, die Stel-

tung der Reichsfinanzen unter konstitutionelle Handhabung, mit einem Worte, ein selbstständiges ungarisches Finanzministerium verlangen. Sonst kann die über uns ohne uns verfügende fremde Macht unsere Geldverhältnisse in endlose Verwirrung stürzen. Wenn wir dagegen ein verantwortliches Finanzministerium haben werden, können wir für den Glanz des königlichen Thrones, die Bedürfnisse unseres Vaterlandes und die Erfüllung aller unserer rechtmäßigen Pflichten mit rationeller Sparsamkeit sorgen und die Geldverhältnisse unserer Mitbürger gegen alle gefährlichen Fluktuationen sicherstellen." Die Stände sodann erinnernd, daß er schon bei der Verhandlung über die, auf die königlichen Vorlagen ausgearbeitete Antwortadresse die Nothwendigkeit einer parlamentarischen Regierung für die Monarchie in Anregung gebracht habe, setzte er seine immer größere Begeisterung erweckende Rede fort:

„Seither gewannen Völker ihre Freiheit wieder, deren nahe Zukunft man vor drei Monaten kaum träumen konnte. Wir aber wälzen drei Monate lang unermüdet den Stein des Sysiphus. Und meine Seele verdüstert mit verzehrender Besorgniß der Schmerz der Unbeweglichkeit. Mit blutendem Herzen sehe ich, wie schwer sich so viel edle Kraft, so viel treue Fähigkeit in undankbarer Arbeit abmüht, die den Qualen der Tretmühle gleicht. Ja, hohe Stände, auf uns lastet der schwere Fluch eines erstickenden Nebels; ein verzehrender Wind bläst uns entgegen, der unsere Nerven erstarren macht und auf den Flug unserer Seele lähmend wirkt. Wenn ich aber bisher darüber Besorgnisse hegte, weil es schmerzlich ist, unsere Entwicklung zum unersetzlichen Nachtheil für unser Vaterland unter dem Einfluß jenes Sistems über alles Maß hinaus aufgehalten zu sehen; weil ich sehe, daß die konstitutionelle Richtung unseres Fortschrittes nicht sichergestellt ist, und weil ich sehe, daß jene Divergenz, welche zwischen der absolutistischen Natur des Regierungssistems der Monarchie und der konstitutionellen Richtung der ungarischen Nation schon seit drei Jahrhunderten besteht, bis heute nicht ausgeglichen ist, und auch ohne Aufgeben der einen oder der anderen Richtung nicht ausgeglichen werden kann: so bin ich, hohe Stände, jetzt nicht nur alles dieses wegen besorgt, sondern auch darüber, daß die Politik der bureaukratischen Unbeweglichkeit die Monarchie in Auflösung stürzen, unser Vaterland aber, welches in und mit sich selbst so viel zu vollbringen, welches seiner eigenen Wohlfahrt wegen jede seiner Kräfte, jeden seiner Pfennige unentbehrlich nöthig hat, in verzehrende Opfer, in endlose Uebel verwickeln kann.

„Ich sehe die Sachen auf diese Weise an, und weil ich sie so ansehe, halte ich es für meine, keinen Aufschub leidende Pflicht, die hohen Stände achtungsvoll zu bitten: sie mögen die Gnade haben, ihre Aufmerksamkeit diesem Zustande und dem Zuvorkommen der unser Vaterland deswegen bedrohenden Uebelstände zuzuwenden. Wir, hohe Stände, die wir von der Nation damit betraut wurden, daß wir über ihre Gegenwart wachen und ihre Zukunft sicherstellen sollen, wir dürfen nicht mit geschlossenen Augen warten, bis unser Vaterland die Flut alles Uebels überströmt. Demselben zuvorzukommen, ist unser Beruf. Und ich hege die Ueberzeugung, daß, wenn wir dies versäumen sollten, wir vor Gott, der Welt und unserem Gewissen verantwortlich sein würden für alles Unglück, welches aus dieser Unterlassung entspringen wird. Wenn einmal, der Verkehrtheit der Politik wegen, die Zeit des friedlichen Ausgleichs, der Versöhnung des Schicksals verflossen ist und die Würfel unwiederbringlich geworfen sind; wenn wir es, um alledem zuvorzukommen, versäumt haben, das frei erhobene loyale Wort der Vertreter der Nation in die Wagschale zu werfen; wenn wir die Verwicklungen so weit zu führen erlaubten, daß wir nur zwischen Opfern wählen könnten, deren Ende Gott allein abzusehen vermag: dann wird die Reue zu spät sein; den unthätig verschwendeten Augenblick kann nicht einmal der Allmächtige mehr zurückgeben. Ich wenigstens, wenn ich als Patriot auch bereit sein werde, die Folgen dieser späten Reue zu theilen, so will ich doch als Abgeordneter die Verantwortlichkeit derselben nicht übernehmen.

„Wollen die hohen Stände sich der Zeiten der französischen Kriege erinnern. Was hatten wir Ungarn mit den inneren Angelegenheiten der französischen Nation zu schaffen? Unser Reichstag war 1790 beisammen, aber er dehnte seine Aufmerksamkeit auf die internationale Politik nicht aus. Und was waren die Folgen davon? Dies, daß der Fluch des ohne uns, aber auf unsere Rechnung begangenen Fehlers mit den unermeßlichen Opfern von fünfundzwanzig schweren Jahren auf unserem armen Vaterlande lastete. Das Blut der Nation floß in Strömen; ihr Gut, ihr Vermögen wurde in den Abgrund geworfen; und unter diesen Opfern sahen unsere Väter die siegreichen Waffen des fernen Westens auf dem Boden unseres Vaterlandes; diese Stadt selbst, den gewöhnlichen Sitz unserer Gesetzgebung, in der Macht des Siegers; die Monarchie der Auflösung entgegengehend, der Gnade des stolzen Triumphators preisgegeben. Und sie sahen beklagenswerthe finanzielle Verlegenheiten, welche in Folge unserer engen Verbindung mit der Monarchie mit den furchtbaren Schlägen zweier Staatsbankerotte auf unserem armen, unschuldigen Vaterlande lasteten. Und in diesem ungeheuren Unglück war uns selbst jener Trost versagt, sagen zu können, daß wir zur Abwendung der drohenden Gefahr alles thaten, was wir thun konnten, da es noch Zeit war.

„Gott möge nicht geben, daß die Geschichte einstens auch über diesen Reichstag ein solches Urtheil ausspreche! Gott möge nicht geben, daß unsere Seele der reuevolle Gedanke belaste, daß wir die Gefahr gegen den Thron unseres Königs, gegen unser Vaterland herannahen gesehen haben, und nicht mit männlicher Entschiedenheit aufgetreten sind, um dieselbe abzuwehren, unser Andenken aber für alle Fälle von der Anklage versäumter Pflicht zu retten.

„Ich fordere daher die hohen Stände auf, erheben wir unsere Politik zur Höhe der Umstände; schöpfen wir Kraft aus dem Gefühle der Treue gegen die Dynastie; schöpfen wir Kraft aus dem Gefühle der auf uns lastenden Verantwortlichkeit und unserer Bürgerpflicht zu einem den großen Umständen entsprechenden großartigen Entschluß. Diese Umstände, wie sie innerhalb der Monarchie und im Auslande bestehen, will ich nicht schildern, denn sie sind allgemein bekannt; allein ich spreche meine starke Ueberzeugung aus, daß der eigentliche Ursprung der Auflösung der in der Monarchie herrschenden Ruhe und aller daraus mögli-

*cherweise entstehenden schlimmen Folgen im Regierungssisteme liegt.* Auch naturwidrige politische Sisteme können sich lange aufrecht erhalten; denn es liegt ein weiter Weg zwischen der Geduld der Völker und der Verzweiflung. Aber es gibt politische Sisteme, die dadurch, daß sie lange dauerten, an Kraft nicht gewonnen, sondern verloren haben, bis endlich der Augenblick kommt, da es gefährlich sein würde, dieselben fernerhin unterstützen zu wollen; denn ihr langes Leben ward reif dazu, daß sie sterben können. In den Tod aber kann man sich theilen, jedoch ihm ausweichen nicht. Ich weiß sehr gut, daß es einem abgelebten Sistem, wie einem abgelebten Menschen, schwer wird, sich von der Idee eines langen Lebens zu trennen; ich weiß, daß es schmerzlich ist, Stück für Stück zusammenstürzen zu sehen, was ein langes Leben aufgebaut; wenn aber die Grundlage eine fehlerhafte, ist das Schicksal des Zusammenstürzens unausweichlich. Und auf uns, denen die Vorsehung das Schicksal einer Nation anvertraute, dürfen die Schwächen des sterblichen Menschen keinen Einfluß ausüben. Das Volk ist ewig, und ewig wünschen wir auch das Vaterland des Volkes; ewig den Glanz jener Dynastie, welche wir für unsere Herrscher anerkennen. Die Männer der vergangenen Zeit steigen nach ein, zwei Tagen ins Grab, aber auf den *große Hoffnungen erregenden Sprößling des Hauses Habsburg, den Erzherzog Franz Josef, der sich bei seinem ersten Auftreten die Liebe der Nation erwarb, wartet die Erbschaft eines glänzenden Thrones, welcher seine Kraft aus der Freiheit schöpft.* Ihn in seinem alten Glanze zu erhalten, ist mit dem jetzigen Mechanismus kaum möglich, und ich fürchte, daß, wenn die loyalen Kundgebungen der Nation nicht dazwischen treten, jene Politik noch in einer neuen Ausgabe der in Gott ruhenden heiligen Allianz ihr kümmerliches Leben suchen werde. Und auch bei der ersten Ausgabe der heiligen Allianz war es nicht jene Politik, die die Throne rettete, sondern die Begeisterung der Völker, eine Begeisterung, deren Grundlage das Versprechen der Freiheit war. Einer Dynastie gegenüber, die sich auf die Freiheit ihrer Völker stützt, wird immer Begeisterung entstehen, denn von Herzen treu kann nur ein freier Mensch sein; für die Bureaukratie aber kann keine Begeisterung entstehen. Die Völker können Blut und Leben geben für ihre geliebte Dynastie; für die Politik eines drückenden Regierungssistemes aber wird niemals, nicht einmal ein junger Sperling Lust haben zu sterben. Ja, hohe Stände, es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Zukunft unserer Dynastie an die herzliche, einmüthige Vereinigung der verschiedenen Völker der Monarchie gebunden ist. *Diese Vereinigung kann bei Respektirung ihrer Nationalitäten nur das die Gefühlsverwandtschaft vermittelnde Band des Konstitutionalismus hervorbringen. Das Bureau und das Bajonnet sind ein elendes Band.* Ich gehe daher in meinem Antrage, den ich stellen will, vom dynastischen Gesichtspunkte aus, und Dank sei Gott dafür, daß dieser Gesichtspunkt mit dem Interesse unseres Vaterlandes in Verbindung steht.

„Wer könnte ohne Schaudern daran denken, daß diesem Volke Opfer auferlegt werden, ohne geistige und materielle Entschädigung; wenn wir von diesem Reichstage nach Hause gehen würden, ohne dem Volke mitzubringen, was es von dieser Gesetzgebung mit so vielem Rechte und so billiger Weise erwartet! Wer würde es wagen, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen? Wer würde es wagen, die Bürgschaft zu übernehmen, daß die Begeisterung und Opferwilligkeit, womit wir die Mauern dieses Hauses erschüttern können, auch im Leben ihr Echo finden wird? Die hohen Stände werden das Gewicht der Umstände fühlen. Ich werde daher diese Verhältnisse nicht weiter entwickeln, sondern ich gehe einfach auf meinen Antrag über, welchen die treue Anhänglichkeit gegen die Dynastie, die Pflicht gegen unser Vaterland und das Volk, und das Gefühl meiner Verantwortlichkeit mir auf die Lippen legt.

„Allein ehe ich denselben vorlege, bemerke ich nur noch das Eine, daß ich, in meinem Antrag manches vom Reichstage Vorzunehmende herzählend, Beschwerden, wie solche die Frage der Partes, die Religionsverhältnisse und besonders die so sehr wichtige kroatische Angelegenheit sind, deshalb nicht erwähne, weil ich solche Fundamentalwünsche vorlegen werde, welche, wenn sie, wie ich mit Recht glaube, erfüllt werden, zugleich auch die Garantie zur Aufhebung dieser Beschwerden in sich enthalten. Mit meinem Antrage will ich daher auch diese hochwichtigen Fragen, und insbesondere die kroatische, die man auf diesem Reichstage nicht ungelöst lassen darf, auf die Stufe der sicheren Lösung erheben, da ich unabänderlich entschlossen bin, wenn die Lösung auf diesem Wege, auf welchem zugleich das schmerzvolle Aufreißen der Wunden der Vergangenheit vermieden werden kann, nicht gelingen sollte, die kroatische Frage, und müßte es auch mit dem Aufreißen alter Wunden verbunden sein, mit der ganzen Sympathie meiner Seele in allen ihren Einzelnheiten aufzunehmen, da ich es zu unsern dringendsten Pflichten zähle und glaube, daß auch die hohen Stände für sie in ähnlicher Weise begeistert sind. Und jetzt beantrage ich ohne alle fernere Begründung eine *Adresse an Se. Majestät*, deren Inhalt der folgende ist:

„Allergnädigster u. s. w. Die in der neuesten Zeit entwickelten Ereignisse machen es uns zur unerläßlichen Pflicht, unsere Aufmerksamkeit darauf zu wenden, was unsere Treue gegen das allerhöchste Herrscherhaus Ew. Majestät, unsere gesetzlichen Verhältnisse der Gesammtmonarchie gegenüber und unsere Pflicht gegen unser Vaterland verlangen.

„Auf unsere Geschichte zurückblickend, ist uns das Andenken daran gegenwärtig, daß wir seit drei Jahrhunderten unser konstitutionelles Leben den Anforderungen der Zeit gemäß zu entwickeln nicht nur nicht vermochten, sondern vielmehr genöthigt waren, alle unsere Sorgen der Aufrechthaltung desselben zuzuwenden.

„Die Ursache davon ist, daß, indem die Reichsregierung Ew. Majestät keine konstitutionelle Richtung einschlug, sie weder mit der Selbstständigkeit unserer Regierung, noch mit unserm konstitutionellen Leben in Uebereinstimmung sein konnte.

„Bisher hatte diese Richtung nur die Entwicklung unserer Konstitutionalität verhindert; jetzt aber sehen wir, daß sie, wenn sie auch ferner eingehalten und die Reichsregierung mit dem Konstitutionalismus nicht in Einklang

gebracht wird, den Thron Ew. Majestät und die in Folge der pragmatischen Sanktion mit geliebtem Bande mit uns verbundene Monarchie in unabsehbare Folgen verwickeln, über unser Vaterland aber unaussprechlichen Schaden bringen kann.

„Ew. Majestät haben uns zu Reformen einberufen: wir sahen dadurch unsern atten Wunsch erfüllt und gingen mit eifriger Bereitwilligkeit an die Arbeit ....

„Allein auch unser konstitutionelles Leben nimmt eine Entwickelung in wahrhaft repräsentativer Richtung in Anspruch; unsere geistigen Interessen fordern Pflege auf Grundlage der Freiheit. Unser Landesvertheidigungssistem erheischt auf Grundlage unseres Nationalcharakters und der Interesseneinheit der verschiedenen Klassen der Landesbewohner eine radikale Umgestaltung; dies macht aber ebenso aus Rücksicht auf den königlichen Thron Ew. Majestät, als auf die Sicherheit unseres Vaterlandes unverzügliche Anordnungen nothwendig.

„Die Veranschlagung und verantwortliche Manipulirung der Einkünfte und Bedürfnisse des ungarischen Staates können wir nicht ferner verschieben; denn nur auf diese Art können wir diese unsere konstitutionelle Pflicht erfüllen, sowohl für den Glanz des Königsthrons Ew. Majestät, als auch für die Deckung der Bedürfnisse und aller rechtmäßigen Verpflichtungen erfolgreich zu sorgen.

„In vielen dieser Fragen schwebt die Nothwendigkeit ob, das Zusammentreffen unserer Interessen mit jenen der Erbtänder auszugleichen, wozu wir unter Wahrung unserer selbstständigen Interessen gern hilfreiche Hand bieten.

„Wir sind jedoch auch davon überzeugt, daß unsere zur Entwickelung unseres konstitutionellen Lebens und zum geistigen und materiellen Wohle unserer Nation zu schaffenden Gesetze nur dadurch Leben und Wirktichkeit erlangen können, wenn mit der Durchführung derselben eine, von allem andern Einfluß unabhängige Nationalregierung betraut sein wird, welche der verantwortliche Ausfluß des konstitutionelten Prinzips der Majorität sein muß; und darum betrachten wir die Umgestaitung unseres kollegialen Regierungssistemes in ein ungarisches verantwortliches Ministerium als die Grundbedingung und wesentlichste Garantie aller unserer Reformen.

„So faßten wir unseren Beruf auf.

„Dies im Einverständniß mit Ew. Majestät auf diesem Reichstage glücklich zu lösen, ist unsere entschiedene, ernste Absicht.

„Dies erwartet von uns das Vaterland, dies erwarten die Millionen des Volkes, dies räth uns der Trieb der Treue und Anhänglichkeit an, welche wir für das Herrscherhaus Ew. Majestät unerschütterlich hegen; denn wir sind überzeugt, daß wir nur dadurch in unserem Vaterlande den Frieden, die Ruhe und vertrauensvolle Eintracht auf eine so feste Grundlage stellen können, daß kein Sturm unerwarteter Ereignisse es zum Wanken zu bringen vermöge; und nur mit einer solchen Sicherung des Friedens und der Zufriedenheit können wir jene begeisterte Uebereinstimmung, jenen Aufschwung der Kräfte gewähren, auf welche sich das Herrscherhaus Ew. Majestät unter allen Verhältnissen ruhig stützen könnte.

„Allein, Ew. Majestät werden mit uns zugleich fühlen, daß man zur Durchführung alles dessen Frieden und ungestörte, ruhige Verhältnisse nöthig hat.

„Und in dieser Beziehung können wir jene Zeichen der Störung der Ruhe nicht ohne Besorgniß bemerken, welche sich in manchen Theilen der, kraft der pragmatischen Sanktion mit uns vereinigten Monarchie zeigen, und deren Gewicht die unvorhergesehenen Entwicklungen der neuesten ausländischen Ereignisse auf vielfache Art vermehren können.

„Wir wollen nicht das väterliche Herz Ew. Majestät mit der detaillirten Erzählung jener Zeichen der Auflösung betrüben, nicht die hinsichtlich der Geldverhältnisse schon fühlbare Einwirkung erörtern; allein der Trieb der Treue und die auf uns lastende Verantwortlichkeit zwingt uns auszusprechen, daß, gleichwie wir die eigentliche Quelle der zu Tage tretenden Uebelstände und eine der Hauptursachen unseres eigenen Zurückbleibens in der Natur des Regierungssistemes der Monarchie finden, wir auch fest überzeugt sind, daß Ew. Majestät das sicherste Vorbeugungsmittel der möglicherweise eintretenden mißlichen Ereignisse, die freundschaftlichste Eintracht Ihrer treuen Völker, das stärkste Verbindungsband der verschiedenen Länder der Monarchie und durch alles dies die unerschütterlichste Stütze Allerhöchstihres Thrones und Herrscherhauses finden werden, wenn Ew. Majestät Allerhöchstihren Thron in allen zur Herrschaft in Beziehung stehenden Verhältnissen mit solchen konstitutionellen Einrichtungen umgeben, wie sie durch die Bedürfnisse der Zeit unerläßlich gefordert werden."

## 30.

Das Schicksal dieses von Kossuth eingebrachten Adreßentwurfes kümmert uns vorläufig nicht. Auf das Wiener Publikum machte seine Rede großen Eindruck, und mit ihr allein haben wir uns vorderhand zu beschäftigen. Schon am 4. März war es in Wien bekannt, daß Kossuth in Preßburg gesprochen, daß er durch seine Rede die ungarischen Stände zu einem Beschlusse mit sich fortgerissen, von dem man glaubte, daß er nicht blos der Regierung große Verlegenheiten bereiten, sondern auch das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich total verändern werde. Dieses rasche Bekanntwerden der einfachen Thatsache, daß Kossuth eine fulminante Rede gehalten, hat etwas besonders auffälliges. Trotzdem Preßburg nur sechs Stunden von Wien entfernt liegt, bezog der größte Theil des Wiener Publikums doch alle seine Nachrichten aus dem Preßburger Landtagssaale stets nur durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, und es dauerte daher immer länger als eine Woche, bis man über die dortigen Vorgänge etwas in Erfahrung brachte. Von der Kossuth'schen Rede vom 3. März hatte man schon am nächsten Tage Kenntniß, freilich eine sehr ungenaue und oberflächliche, aber eine immerhin genügende, um zu wissen, daß Kossuth dem vormärzlichen Sistem den Fehdehandschuh hingeworfen und zwischen dem

Reichstage und der Regierung einen Konflikt hervorgerufen habe, der nur dann ausgeglichen werden konnte, wenn die Regierung sich entschloß, auf die Forderungen der Ungarn einzugehen. Die Nachrichten aus Preßburg wurden mittelst zahlreicher Privatschreiben in Wien bekannt. Wie ungenau, übertrieben, entstellt diese Berichte abgefaßt waren, das beweisen die geradezu widersinnigen Gerüchte, welche die Vereine und Korporationen der Stadt in Angst und Schrecken versetzten. In kaufmännischen Kreisen, im Gewerbevereine, ja selbst im Lesevereine hieß es anfänglich, Kossuth habe den Staatsbankerott für unvermeidlich erklärt und die ungarischen Stände hätten in Folge dessen beschlossen, die österreichischen Banknoten in Ungarn außer Zirkulation zu setzen. So absurd diese Nachricht auch war, wurde sie nichtsdestoweniger geglaubt und trug darum wesentlich dazu bei, das Mißtrauen in die Zahlungsfähigkeit der Nationalbank nun auch in den kaufmännischen Kreisen zur Reife zu bringen. „Im Lesevereine," wird ferner gemeldet, „wurde am Abend des 4. März ein anderes Schreiben aus Preßburg vorgelesen, worin berichtet wurde, daß Kossuth in seiner Rede den Sturz der am Ruder befindlichen alten Herren und die Proklamirung einer Konstitution für die Erbländer als das einzige Rettungsmittel bezeichnet habe. Dieses Schreiben rief im Vereine oder vielmehr in dem intimen Kreise, dem es vorgelesen wurde, den größten Jubel hervor, Alles erklärte sich dafür, daß man sich mit der Partei Kossuth's verbünden und mit ihr Hand in Hand gehen müsse. Dieser Enthusiasmus hätte bald einen Bruch unter den Vereinsmitgliedern hervorgerufen. Einige dem Vereine angehörige Kaufleute hatten nämlich blos davon Nachricht erhalten, daß Kossuth die Nationalbank als ruinirt geschildert und für Ungarn einen eigenen Finanzminister gefordert habe. Nach der Meinung dieser Kaufleute war es Oesterreich unmöglich, diese Forderung zu erfüllen, und zwischen ihnen und den über Kossuth entzückten Doktoren und Schriftstellern kam es daher zu einem heftigen Wortwechsel, der nur dadurch friedlich beigelegt wurde, daß sich beide Theile verabredeten, den Wortlaut der Rede abzuwarten, um sich überzeugen zu können, was Kossuth eigentlich gesprochen habe." Wenn wir noch mittheilen, daß einigen in Wien studirenden ungarischen Medizinern am Abende des 4. März die Nachricht aus Preßburg zukam, daß der Reichstag sich für die Einsetzung einer ungarischen Regierung in Pest erklärt und daß dieser Nachricht von den Studenten die Deutung gegeben wurde, man habe es in Preßburg auf eine provisorische Regierung für Ungarn, also auf eine Revolution, abgesehen, so haben wir so ziemlich von alledem Akt genommen, was wir von dem ersten Eindrucke wissen, den Kossuth's Rede in Wien hervorrief. Dieser Eindruck erzeugte nur bei den Radikalen Jubel, in den kaufmännischen Kreisen dagegen große Niedergeschlagenheit. Gerade deshalb weil die Millionen österreichischer Staatsgläubiger durch die Vorschläge, die Kossuth in seiner Rede motivirte, bedroht wurden, wäre es für die Regierung ein Leichtes gewesen, aus dieser Rede für sich Kapital zu schlagen. Sie hätte zu diesem Zwecke nicht so sehr an den Patriotismus der Bevölkerung, als an deren materielle Interessen appelliren müssen. Die Regierung schwieg aber oder vielmehr sie schwieg nicht, sondern ließ gleichzeitig in der „Wiener Zeitung" und im „Beobachter" vom 4. März einen aus Pilat's Feder geflossenen Artikel erscheinen, mit dem sie, statt die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, dieselben nur noch mehr erhitzte und wider sich aufbrachte. Dieser zur Beruhigung der Aufregung verfaßte Artikel lautet:

„Die blutigen Ereignisse in Paris, welche die dort bestehende Regierung umstürzten und durch Straßenaufruhr und Gewalt in jener Hauptstadt ein Reich des Schreckens und der Verwirrung stifteten, sind den Lesern dieser Blätter treu und vollständig mitgetheilt worden. Es liegt jetzt die Frage nach dem innern Zusammenhange jener Thatsachen und ihrer Ursache nahe. Ein Faden zur Auffindung dieses Zusammenhangs läßt sich in dem natürlichen und ordentlichen Gange der Dinge nicht entdecken. Vielmehr zeigt der Augenschein, daß *in den gewöhnlichen Verlauf des dortigen konstitutionellen Sistems, welches Viele als Muster eines wohlgeordneten Staatslebens zu preisen pflegten, plötzlich eine Macht gegriffen hat, die neben der regelmäßigen Staatsgewalt stand, und der es in einem unheilvollen Momente gelang, die Fiktion der Volkssouveränität, auf welcher eben jene Verfassung beruhte, in furchtbaren Ernst umzusetzen. Wir können diese Macht theils als eine in weiten Kreisen verbreitete, tief verderbte öffentliche Meinung ganzer Klassen der Gesellschaft, theils als förmliche, ihres Zweckes bewußte Verschwörung bezeichnen.* Verfolgen wir die Geschichte der gefährlichen Grundsätze, welche die letztere leiteten, weiter zurück, so führt uns diese Untersuchung auf Babeuf und seine Mitverschwornen, welche schon unter dem Direktorium den Versuch, das *Eigenthum* zu bekämpfen und die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zu zerstören, mit dem Tode büßten. Heute hat jene Partei, die von den Leitern der ersten französischen Revolution als zu extrem befunden und deshalb in ihrem Entstehen rasch und kräftig unterdrückt wurde, die Zügel der Gewalt in Frankreich in Händen, möge sie auch — woran wir nicht zweifeln — nach ihrem unvermutheten Siege versuchen, die zerstörende Gewalt und die volle Gräßlichkeit ihrer Grundsätze nach Kräften verhüllen, dennoch wird die Konsequenz dieser Prinzipien stärker sein als der etwaige Wille der zeitweiligen Gewalthaber, und diese werden schwerlich die Mittel haben, den verheerenden Strom der Revolution in seinem Gange aufzuhalten. Zum erstenmale steht also ganz Europa den bis zu diesem Grade von Folgerichtigkeit entwickelten und zur Anwendung gebrachten Lehren der heutigen Weltverbesserer gegenüber. *Wir brauchen es unsern Lesern nicht erst zu sagen, daß eben diese Grundsätze jedwedes Eigenthum, jedwedes Leben, jedwede Familie in jedem Lande der Welt bedrohen.* Zum Glück aber ist die weithin unter dem Boden von Italien und Deutschland gelegte Mine in Paris früher aufgeflogen, als es in der Berechnung der Brandstifter liegen mochte, und Europa hat noch zur rechten Zeit Gelegenheit, einen Blick in den Abgrund zu werfen, in den es gestürzt werden sollte. *Unter diesen Umständen gibt es nur Ein Mittel des Heils: festes Anschließen der Regierten an ihre Regierungen und treue und ehrliche Pflichterfüllung in der Stunde der Gefahr auf jedem Standpunkte und innerhalb jeder Klasse der Gesellschaft.* Auf diese gewohnten Tugenden der dem Szepter Oesterreichs anvertrauten Völker mit Zuversicht zählend, kann auch heute der Monarch, stark in der Hoffnung auf die Vorsehung, stark im Vertrauen zu diesen seinen Völkern, und eingedenk dessen, daß dieses Reich schon schwerere Stürme überstanden, getrost den kommenden Zeiten entgegengehen."

Die dreiste Sprache dieses Artikels war ganz geeignet die ohnehin bestehende Verbitterung nur noch mehr zu steigern. Die Regierten sollten sich an die Regierenden anschließen! In allen Schichten der Bevölkerung hielt man das strikte Gegentheil für nothwendig. Und wurde es in diesem Ar,

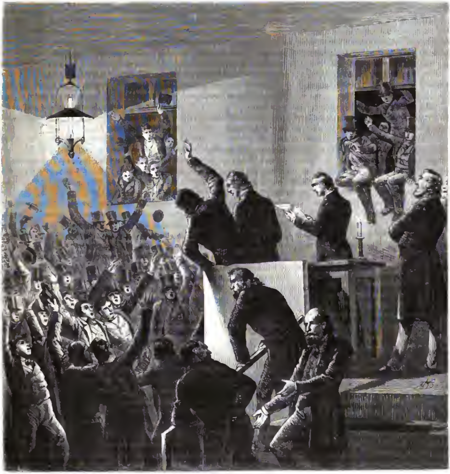
tikel nicht deutlich ausgesprochea, daß die Machthaber nicht willens seien, dem Liberalismas die geringsten Konzessionen zu machen, daß sie gar nicht daran denken, die konstitutionellen Bahnen zu betreten, was doch im Wunsche aller Gebildeten und Aufgeklärten lag? Durch diesen Artikel, in dem es für Jedermann zwischen den Zeilen zu lesen war, daß in Oesterreich alles beim Alten bleiben solle, brachte die Regierung die Gemäßigtesten wider sich auf, selbst jene Besitzenden, die aus Furcht, von ihrem Besitze etwas za verlieren, die Ruhe und Ordnung um jeden Preis aufrecht erhalten wissen wollten. Nicht blos die Radikalen, anch die erbgesessenen ruhigen und gemäßigten Bürger fingen nun an, die Wohlthätigkeit des Umsturzes in Frankreich für Oesterreich einzusehen und sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Revolution in Paris in Oesterreich einen Sistemwechsel nothwendig machea werde. Die Bevölkerung beantwortete daher den Appell der Regierung, ihr Vertrauen zu bezeigen, damit, daß sie fortfuhr, das Silbergeld dem Verkehre zu entziehen und sowohl die Nationalbank als die Sparkassen förmlich zu belagern.

Theils die auswärtigen Ereignisse, theils die Agitation der in Wien in steter Zunahme begriffenen revolutionslustigen Elemente trugen dazu bei, die Unzufriedenheit der Bevölkeruag fortwährend zu steigern. Was die auswärtigen Ereignisse anbelangt, so waren es namentlich die Vorgänge in Deutschland, welche die Wiener aufmunterten, zur Nachahmung reizten. In Süddeutschland errang die Volkspartei in den einzelnen Ländern Tag für Tag die hoffnungsreichsten Siege ohae daß es zum Blutvergießen gekommen wäre. Die badische Regierung proklamirte bereits am 29. Februar vollkommene Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung; der König von Württemberg berief am 2. März den Landtag ein, um die Volkswünsche auf gesetzlichem Wege erfüllen zu können. Die Agitatioa wegen Berufung eines deutschen Volksparlamentes war aber in ganz Deutschland eine so überaus lebhafte und kräftige, daß selbst dem reaktionären Bundestag nichts anderes übrig blieb als sich (1. März) dem dentschen Volke in die Arme zu werfen, sich dessen Vertrauen zu erbitten und den einzelnen deutschen Staaten die Aufhebung der Zensnr und Einführung der Preßfreiheit freizustellen. Noch größerea Eindruck machte auf die Wiener der am 2. März in München losgebrochene Volkssturm, in Folge dessen das reaktionäre Ministerium Berks zurücktreten und die zu König Lndwig in intimen Beziehungen stehende Abenteurerin Lola Montez das Königreich Baiern verlassen mußte. Hier war es nicht der Pöbel, sondern die Bürgerschaft, die an der Spitze der Bewegung stand und die, nachdem sie die Massen mit Waffen aus dem bürgerlichen Zeughause versehen nnd vor dem königlichen Schlosse sich aufgestellt hatte, es durchsetzte, daß ihr der König Alles, was sie forderte: Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, freie Volkswahlen, Schwurgerichte, Reform der deatschen Bundesverfassung durch ein deutsches Parlament u. s. w. bewilligen mußte. Selbst in den deutschen Kleinstaaten, in Nassau (3 März), Weimar (8. März), Hohenzollern-Sigmaringen (8. März), Sachsen-Meiningen (7. März), Oldenburg (10. März), Sachsen-Cobnrg-Gotha (10. März), u. s. f. wurden dem Volke die weitgehendsten Znsagen gemacht, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen worden wäre. Schließlich blieb sogar dem Bundestage nichts übrig, als in einer zweiten Proklamation an die deutsche Nation sich für die Annahme der bisher als revolutionär verpönten schwarzrothgoldenen Farben als Bundesfarben und des Reichsadlers als Bundeswappens zu entscheiden. Die „Wiener Zeitung", die natürlich alle diese Vorgänge im dentschen Reiche nicht todtschwiigea konnte und genöthigt war, die zahlreichen, von den deutschen Fürsten an ihre Völker erlassenen Proklamationen abzudrucken, in denen sie betheuerten, daß sie in die alten Fehler nicht wieder verfallen und stets nur in Uebereinstimmung mit den Volksvertretungen regieren werden — die k. k. priv. „Wiener-Zeitung" hatte in den ersten Tagen des Monats März trotz aller Zensur das Aussehen einer förmlichen Revolutionschronik. Aus ihrea Spalten erfuhren die Wiener, daß die Künste der alten Kabinetspolitik ihre Wirkung verloren haben, daß die Zeit der Fürsten vorüber und eine Zeit der Völker angebrochen sei, deren Drange Alles weichen muß, was sich ihm entgegenzustellen wagt. Und nirgends in Dentschland stand in den ersten Märzwochen der Pöbel, überall befauden sich die Besitzenden Hand in Hand mit der Intelligenz an der Spitze der Bewegung, deren Charakter überdies ein rein politischer war. Das Schreckensgespenst des Kommunismus, das die Regieruagen den Völkern regelmäßig vorhielten, so oft eine revolutionäre Bewegung im Anzage war, und das in dem obigea Artikel der „Wiener-Zeitung" vom 4. März neuerdings zitirt wurde, fing in Deutschland nirgends zu spuken an, nirgends wurde das Eigenthum bedroht, überall hatte man es nur darauf abgesehen, die Souveränitätsrechte der Fürsten einzuschränken uad sie zu einem, dem allgemeinen Wohle angemessenen Regierungsverfahren zu verhalten Durch den unblutigen, friedlichen Ausgang der revolutionären Bewegungen in Deutschland wurde atso die „Wiener Zeitung" mit ihren Schreckensprophezeiungen in den Augen der Wiener Lügen gestraft. Allgemein sah man ein, daß der „Abgrund", den die Staatszeitung so gräßlich ausmalte, blos für die Regierenden, nicht aber auch für die Regierten abschreckend sei, und daß daher wohl die Regierungen, nicht aber auch die Völker Ursache haben, sich vor den Folgen der Februarrevolution zu fürchten. „Das Beispiel, welches die deutschen Mittel- und Kleinstaaten den Wienera gaben, wirkte überhaupt auf sie ansteckend. Täglich hörte man von den schönen Erfolgen, die man in dem einen und dem anderen deutschen Staate errungen, wie dort nicht etwa blos der Arbeiter, der gemeine Mann, sondern auch der Bürger, der Familienvater, der Besitzer von Haus und Hof, die Schranken der gewöhnlichen Ordnung durchbrochen und den Behörden, ja selbst dem Landesfürsten kühn gegenübertrat, um die dem Volke vorenthaltenen Rechte und Freiheiten zurückzufordern. Wenn dies blos in Feankeich oder in Italien geschehen wäre, es hätte dann die Wiener weniger zur Nachahmung aufgefordert, denn daß die Franzosen und die Italiener in potitischen Dingen heißblütiger sind ats die anderen Völker, das wußten sie von jeher. Aber diese Revotutionen in den deutschen Städten, die waren für Wien ganz besonders verführerisch Sie reizten die Wiener an, auch von sich sprechen zn machen, damit Niemand sagen könne, daß sie hinter den Münchnern, den Stuttgartern, den Karlsruhern znrückgeblieben seien. Hatten die Bürger dieser

Städle sich das Recht herausgenommen, in Petitionen mit „zahllosen“ Unterschriften ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen offen und freimüthig anszusprechen, warum sollten die Wiener die einzigen in Deutschland sein, denen es an dem nöthigen Muthe gebricht, ihrer Regierung gleichfalls ihre Unzufriedenheit zu erkennen zn geben; warum sollten sie sich geringer achten, als ihre deutschen Brüder nnd nicht gleichfalls von ihrer Regierung die Hinwirkung auf ein deutsches Parlament, die Abschaffung der Zensur, die allgemeine Volksbewaffnung, Schwurgerichte und die übrigen in diesen Tagen zu Schlagworten gewordenen Volksrechte für sich in Anspruch nehmen? Darum kümmerte man sich znletzt wenig, ob die öffentliche Ruhe und Ordnung dadurch, daß man entschlossen war, für Recht und Freiheit zu petitioniren, zu agitiren, in Frage gestellt wurde. So gnt wie München und andere deutsche Städte einen Auflanf, eine Reihe von Exzessen, eine „kleine“ Revolution vertragen konnte, so gut konnte dies auch Wien. Wenn das Proletariat eine solche Gelegenheit auch benützt um Ausschreitungen zu machen, die Besitzenden nnd Gebildeten, die an Ruhe und Ordnung ein Interesse haben, finden schon, wenn es wieder nothwendig ist, die erforderlichen Mittel, um die außer Rand nnd Band gekommenen Massen wieder in die gehörigen Bahnen hineinzuleiten. Das Proletarial ist nicht so gefährlich, wie die Regierung den Besitzenden glanben machen will.“ Wir entnehmen diese Parallelen einem Tagebuche aus jener Zeit und irren wohl nicht, wenn wir darin die Stimmung, von welcher in der ersten Märzwoche ganz Wien ergriffen war, getreu wiedergegeben finden. Die Achtung vor dem Gesetze, die Furcht vor den Behörden sank ja schon aus dem Grunde nnler den Nullpunkt, weil alle Einsichtsvollen nnd Denkenden darin übereinstimmten, daß diese Gesetze, diese Behörden eines zivilisirten Volkes unwürdig seien. Noch kam dazn, daß die Regierung eine solche Blindheit, ein solches Verkennen der Zeit, in die man plötzlich hineingekommen war, an den Tag legte, daß selbst der ruhige, friedlich gesinnte Bürger sich die Frage stellen mußte: „Ist es nicht deine Pflicht als guter Patriot, als treuer Unterthan des Kaisers auf eine Aenderung des in Oesterreich herrschenden Sistems zu dringen? Ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß, daß Oesterreich unter der Herrschaft dieses Sistems entweder zertrümmert werden, oder vielleicht sogar sich selbst auflösen werde? Taugen die am Staatsruder befindlichen, an alten Vorurtheilen starr festhaltenden Personen noch für die nene Zeit, die mit der Februarrevolution angebrochen ist, nnd die ganz gewiß energische, thatkräftige Männer an der Spitze des Staates fordert?“ Diese und ähnliche Fragen wurden damals in Wien in allen Klassen der Bevölkerung aufgeworfen.

Die Physiognomie der Stadt, des Lebens nnd Treibens derselben veränderte sich dabei vollständig, die Polizei hätte ihre Augen und Ohren vertausendfachen müssen, wenn sie Alles das hätte sehen und hören wollen, was um sie herum vorging. In allen Gast- und Kaffeehäusern, in den Kaufgewölben, in den Werkstätten, überall, wo Menschen beisammen waren und zusammen kamen, wurde politisirt. „Jetzt muß es auch bei uns anders werden!“ war das Thema — das, wie L. A. Frankl in seinen schon öfter zitirten Mittheilungen schreibt — von Tausenden variirt wurde. Solche Aeußerungen kounte man auf der Straße hören, wo sich fort und fort Gruppen sammelten, namentlich in der Nähe des juridisch-politischen Lesevereins (am Lngeck), als ob sie vernehmen könnten, was oben gesprochen wird. In den Behausungen des Vereins, der „deutschen Pest“, wie ihn Sedlnitzky nannle, flackerle der entfesselte Gedanke. Weil hier die aufliegenden Zeitungen nicht ausreichten, mußten Einzelne aus denselben laut vorlesen; die heftigsten Debalten entstanden und wurden vom frühesten Morgen bis spät Abends geführt. Die im Vereine herrschende fieberhafte Erregung theilte sich nach ein paar Tagen auch allen übrigen öffentlichen Orten der Sladt und der Vorstädte mit. „Alle Gast- und Kaffeehäuser — schreibt ein anderer Zeitgenosse — haben sich plötzlich in eben so viele jnridisch-politische Lesevereine verwandelt. Ueberall wird aus den Zeitungen vorgelesen und die Handtungsweise der höchsten Personen im Staate mit einer Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit besprochen, wie nie vorher. Im Adami'schen Kaffeehause kam es am 3. März vor, daß, als viele Gäste die fortwährend von Lesern mit Beschlag belegten Zeitnngen schreiend verlanglen, ein junger, dem Kaufmannsstande angehöriger Mann auf das Billard stieg und mit Stentorstimme rief: „Im Namen der konstitutionellen Regiernng, still, ich werde vorlesen!“ Alles drängte sich nm den Vorleser, der nnter dem Jnbel der Zuhörer aus einem, von der Konfiskation geretteten Exemplare einer deutsch-ungarischen Zeitung (der Preßburger Zeitung?) einen offenen Brief an Kaiser Ferdinand zum Besten gab, worin dessen Rathgeber als „Thoren oder Verräther“ bezeichnet werden, und in sehr energischen Ausdrücken „eine zeitgemäße Konstitution für alle österreichischen Staaten gefordert wird.“ Bei allen diesen Vorgängen waren zahlreichere Personen, als dies sonst der Fall gewesen, zugegen, denn Wien befand sich eben in der letzten Faschingswoche, und alle öffentlichen Lokale waren daher fortwährend überfüllt. Der Karneval trug sogar dazu bei, die vorhandene Aufregung zn steigern. Er führte auf den Bällen zahllose, sich sonst ferne stehende Personen zusammen, und auf dem nngarischen Nobleball, der am 5. März im Sophiensaale stattfand, kam es vor, daß durch eine sich plötzlich bildende Gruppe von Politisirenden, lauter Männern von bekannten Namen und hervorragender Stellung, die Tanzenden derart gestört wurden, daß eine kleine Unterbrechung des Tanzes nothwendig wurde. „Sie befinden sich ja anf einem Ball, meine Herren!“ wurde in die mit Leidenschaft heftig debattirende Gruppe wiederholt hineingerufen, aber man hatte sich in derselben in eine solche Aufregung hineingesprochen, daß man erst nach einiger Zeit zu sich kommen konnte. Sollen ja doch selbst auf dem, am 9. März stattgefundenen Hofballe, dem letzten, den Kaiser Ferdinand in Wien gab, und zn dem Wiener Bürgeroffiziere geladen waren, zwischen einzelnen anwesenden Adeligen ähnliche Meinungsverschiedenheiten wahrzunehmen gewesen sein. Aeußerungen, wie die: „Die Landstände, die gegenwärtig noch Opposition machen, sind Verräther!“ wurden in Gegenwart der Bürger mit einer gewissen Absichtlichkeit lant ausgesprochen. Noch mehr trat auf manchem Privatballe das politische Element in den Vordergrund. Wir wissen von einem solchen Balle, der in einem der angesehensten Bürgerhäuser der inneren Stadt, bei einem be-

kannten Baumeister stattgefunden hatte und auf dem sich die ganze Ballgesellschaft in eine derartige Aufregung hineinpolitisirte, daß Einzelnen von dieser Gesellschaft dafür von dem damaligen Polizeidirektor, Hofrath Muth, eine ernste Rüge ertheilt wurde. Alle Mitglieder dieser Gesellschaft exaltirten sich in Folge der aus Süddeutschland während des Balles eingetroffenen Nachrichten für die konstitutionelle Monarchie, und auf die Bemerkung hin, daß alle Anhänger des Konstitutionalismus in Wien, um sich fest aneinander schließ.n zu können, sich durch Abzeichen erkenntlich machen sollten, zerrissen die Damen ihre Schleier und schmückten die Herren mit weißen Schärpen, Schleifen und Kokarden. Einige mit diesen Abzeichen versehene junge Leute verirrten sich nach dem Balle in das französische Kaffeehaus am Stefansplatze, wo diese „Konstitutionellen" ihrer polizeiwidrigen Abzeichen wegen von einem Vertrauten ersucht wurden, ihm ihre Adressen bekannt zu geben. Wenige Stunden später erhielten die jungen Männer eine Vorladung



Die Versammlung im Wenzelsbade zu Prag am 11. März 1848.

zum Hofrath Muth, der ihnen wegen des Tragens der Abzeichen, deren Bedeutung ihm bereits bekannt war, eine Rüge gab, trotzdem die Vorgeladenen fest behaupteten, daß ihnen ihre Abzeichen bei einem ganz unpolitischen Kotillon verliehen worden wären. Die herrschende Aufregung war so groß, daß selbst die harmlosesten, dabei noch der strengsten Zensur unterworfenen Theaterstücke dazu benützt wurden, sich in Demonstrationen, Gesinnungskundgebungen Luft zu machen. Als im Burgtheater in den ersten Märztagen die Aufführung eines neuen Stückes von Grutsch „Agnes Sorel“ stattfand, setzte es dabei eine so laute Demonstration ab, daß die anwesenden a. h. Herrschaften sich aus dem Theater entfernten. Zu dieser Demonstration gab eine ganz unschuldige Szene die Veranlassung, worin Agnes Sorel den König auffordert, durch Thaten der Noth der Zeit ein Ende zu machen und sein Leben einzusetzen für „Vaterland und Freiheit!“ Diese Worte riefen einen endlosen Beifall hervor, und die letzte Gallerie gerieth dabei in solchen Enthusiasmus, daß sie auf „Vaterland und Freiheit“ Hoch's ausbrachte, welche den Hof zuletzt veranlaßten, sich aus dem Theater zurückzuziehen.

Ernster als diese gewiß harmlose Demonstration waren die Kundgebungen, deren Schauplatz schon in der ersten Märzwoche die Universität, namentlich aber die Studiensäle des allgemeinen Krankenhauses waren. Auf der Universität kam es bereits unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Februarrevolution zwischen der großen Mehrzahl der Studenten, welche für die Pariser sich begeisterten, und einzelnen, meist adeligen Studenten, welche diese Begeisterung mit Spott oder mit Verachtung begeiferten, zu stürmischen Auftritten, freilich nur in engeren Kreisen, aber zu so wiederholten Malen, daß die Professoren bereits ernstlich besorgt waren, ob es ihnen noch lange möglich sein werde, die Disziplin unter den Studirenden aufrecht zu erhalten. Außerdem riß eine solche Unlust zum Besuche der Vorlesungen unter den Studirenden ein, daß mancher Professor, der sonst durch die große Anzahl der Zuhörer, die er hatte, den Neid seiner Kollegen erweckte, nun genöthigt war, vor leeren Bänken seine Vorträge zu halten. Besonders stürmisch ging es in der Alservorstadt, in dem Medizinerviertel zu. Hier verwandelten sich die Kaffee- und Gasthäuser förmlich in politische Klubs, in denen Zeitungen vorgelesen, über die Tagesereignisse Debatten gehalten und die Ansichten und Meinungen so ungenirt ausgewechselt wurden, als ob die in Wien sonst so gefürchtete geheime Polizei mit einem Male abgeschafft worden wäre. Es kam vor, daß Leute aus anderen Vorstädten eigens in die öffentlichen Lokale der Alservorstadt gingen, um sich das dortige Treiben der Studirenden anzusehen. Schon auf den Kliniken ging es ziemlich heiß her. Die hier besonders freisinnigen Professoren machten in ihren Vorträgen Anspielungen, aus denen die Studenten errathen konnten, daß die Professoren mit dem Umschwunge in Paris einverstanden seien und daß sie darauf auch für Oesterreich Hoffnungen bauen. Selbst die Kranken wurden in die politische Diskussion mithineingezogen, und mancher Leidende wurde von den Studenten und den angehenden Aerzten damit getröstet, daß, wenn er geheilt und im Stande sein werde, das Spital zu verlassen, er unter freieren, glücklicheren Verhältnissen als den bisherigen sich befinden werde. Noch ungenirter als auf den Kliniken ging es aber in den Sezirsälen zu, wo die Studenten ganz unter sich waren und alles das über die einheimischen Personen und Zustände gesprochen und gesagt wurde, was man in den öffentlichen Lokalen und in Gegenwart fremder Leute doch nicht vorzubringen wagte. Die Sezirsäle wurden aber nicht etwa blos von den Medizinern, sondern auch von solchen Studenten anderer Fakultäten und Technikern besucht, die mit den Medizinern sympathisirten. In einem dieser Sezirzimmer wurde gleich Anfangs März zwischen etwa vierzig Studenten der verschiedenen Studienzweige ein förmlicher Bund geschlossen, dessen Theilnehmer sich verpflichteten für den Fall, daß es einmal auch in Wien gelten sollte den Kampf um die Freiheit zu kämpfen, hinter den Pariser und Münchner Studenten an Muth und Kühnheit nicht zurückzubleiben. Hier fanden die ersten Verbrüderungen zwischen den einzelnen Nationalitäten statt, und namentlich die Deutschen, Italiener, Ungarn und Polen schlossen sich fest und innig aneinander und ließen alle bisherigen Zwistigkeiten auf sich beruhen.

Dieses Treiben fand zwischen vier Wänden statt, und da Jeder, der daran Antheil nahm, auch Ursache hatte, es geheim zu halten, so ist es begreiflich, daß davon wenig verlautete und nichts in die Kreise der Regierung drang. Aber die Straßenvorgänge, das Sturmlaufen bei der Nationalbank und bei der Sparkassa, die Haltung der Börse, die täglich zahlreicher werdenden Exzesse in den Fleischer- und Bäckerläden hätten der Regierung doch die Augen öffnen, es ihr nahe legen sollen, daß sie aus ihrer Unthätigkeit sich aufraffen und die öffentliche Meinung entweder durch Zugeständnisse beruhigen oder durch strenge Maßregeln einschüchtern müsse. Die Regierung mußte sich klar darüber geworden sein, daß, wenn sie die Dinge so gehen lasse, wie sie eben gingen, eine Revolution in Wien die nothwendige Folge davon sein mußte. Was die Vorgänge bei der Nationalbank anbelangt, so nahmen dieselben täglich einen ernsteren Charakter an. Der Regierung wäre schon zu Anfang des Monats März nichts anders übrig geblieben, als die Banknoten mit dem Zwangskurs zu versehen, denn sie mußte einsehen, daß, wenn das Einwechseln der Banknoten in dem Maße, wie es seit Wochen bisher täglich stattfand, noch einige Zeit fortdauere, die Nationalbank Gefahr laufe, ihren ganzen Silberschatz zu verlieren. Dieses Herandrängen des Publikums an die Bankkassen wurde nach dem Bekanntwerden der Februarrevolution geradezu schreckenerregend. Es konnten gar nicht genug Umwechslungskassen errichtet werden, um die herandrängenden Massen zu befriedigen, und dieses Ansammeln der Leute im Bankgebäude, die von Furcht ergriffen waren, das Einwechseln könne plötzlich eingestellt werden und sie könnten während des Wartens ihr Vermögen verlieren, hatte etwas Unheimliches. Es wurden damals von den Leuten, die schon während der Nachtstunden das mit verstärkter Wache versehene Bankgebäude umlagerten, Träger mitgebracht, die der Bank das Silber entführten und Schiebkarrenführer, die damit auf- und davonfuhren. Anfänglich gab man sich im Schooße der Bankdirektion der Hoffnung hin, durch das Veröffentlichen des Vermögensstandes der Bank vom 29. Februar 1848, worin nachgewiesen wurde, daß das Institut um 32 Millionen Gulden mehr im Vermögen besitze als Banknoten im Umlauf seien, das Vertrauen im Publikum zu heben. Aber dies half nicht

nur nichts, sondern war für die Bank vielmehr von Nachtheil, denn die Massen ließen es sich nicht nehmen, daß die Ziffern des Vermögensausweises fingirt seien, und dies glaubte man um so mehr als diese Ziffern zu Gunsten der Bank sprachen, in deren Zahlungsunfähigkeit man sich seit Wochen völlig hineingeredet hatte. Auch bei der Sparkasse wurde das Gedränge täglich größer, und von den ersten Märztagen an ging es in den Höfen derselben förmlich wie vor der Eröffnung der Theaterkasse bei neuen Vorstellungen zu. Die unteren Volksklassen lieferten hiezu das größte Kontingent. Bereits um 6 Uhr Morgens stellten sich Menschenmengen bei dem Sparkassegebäude auf, welche in heftiger Weise ihrer Unzufriedenheit darüber Ausdruck gaben, daß sie auf die Beamten warten müssen und nicht sogleich zu ihrem Gelde kommen können. Am 6. März Morgens war der Andrang Derer, die ihre Einlagen zurückbezahlt haben wollten, ein so großer, daß sich der Beamten eine völlige Rathlosigkeit bemächtigte. Die Manipulation des Auszahlens der Sparkassebüchel ist eine ziemlich verwickelte, und da die Spätergekommenen lange warten mußten, bis sie bei der Kasse vorgelassen wurden, so fingen sie zu schreien an, daß man sie um ihr Geld bringen wolle, daß sie Gewalt gebrauchen würden u. s. f. Den unter die Schreier eilenden Beamten gelang es mit genauer Noth, dieselben von Thätlichkeiten abzuhalten, und in der Direktion beeilte man sich durch die Veröffentlichung des Rechnungsabschlusses der Anstalt mit Ende Dezember 1847, worin sie einen Ueberschuß von mehr als 2 Millionen Gulden nachwies, zu beruhigen. Diese Kundmachung hatte gleichfalls nicht den mindesten Erfolg. Die Leute nahmen nach wie vor ihre Einlagen heraus und eilten damit in die Nationalbank, um dort die Banknoten gegen klingende Silbermünze umzuwechseln. Ganz entsprechend diesem Treiben war die Haltung der Börse, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel und auf der schließlich eine Geschäftslosigkeit eintrat, als ob man täglich Ereignisse erwartete, deren Ausgang nicht vorauszusehen war und daher abgewartet werden mußte.

Am Schlusse der ersten Märzwoche wurde aber die Furcht vor einem plötzlichen Bankozettelsturze im großen Publikum eine so entsetzliche, daß man anfing, die Annahme von Banknoten in Kaffee- und Gasthäusern, bei Fleischhauern, Greißlern u. s. f. zu verweigern, was eine Unmasse von Exzessen und Raufereien in ganz Wien zur Folge hatte. Es ereignete sich damals in Wien der merkwürdige Fall, daß, während die Nationalbank täglich fortfuhr die Banknoten in ganz unbeschränkten Summen in Silber zu verwechseln, im Publikum für die Silberzwanziger bereits ein fünf- bis achtperzentiges Agio bezahlt wurde. Von den mit dem Publikum in täglichem Verkehr stehenden Gewerbsleuten wollte daher Niemand mehr auf Banknoten Silbergeld herausgeben. Es kam darüber in einzelnen Gast- und Kaffeehäusern zwischen den Gästen und den Marqueuren und Kellnern, in den Fleischbänken zwischen den Dienstmädchen und Fleischerknechten, in den Brotläden zwischen Lehrjungen und Bäckern, zu argen Streitigkeiten, die häufig in Raufereien ausarteten. Dieser „Banknoten-Rummel" trug dazu bei, die bisher blos auf die gebildeten Kreise sich beschränkende Aufregung und Mißstimmung auch unter den übrigen Volksklassen zu verbreiten, ganz abgesehen von den im allgemeinen Verkehre daraus entstehenden Verlegenheiten und Hemmungen. Mit diesem „Banknoten-Rummel" nahm es die Regierung ziemlich ernst und über ihren Auftrag erließ Bürgermeister Czapka unterm 6. März an die Innungen der Fleischhauer und Bäcker nachstehendes Dekret, das auch durch die Marktinspektion den Wein- und Bierwirthen und durch den Magistratsrath Walter den Kaffeesiedern zur Darnachachtung mitgetheilt wurde:

Nachdem es verlautet, daß einige Gewerbsleute Anstand nehmen, beim Ankauf der Waaren Banknoten anzunehmen, gegen diese Silbergeld auszuwechseln, so wird die Innung strengstens aufgefordert, alsogleich durch ein Zirkulandum alle Innungsmitglieder zu verständigen, daß sie bei der k. k. u. a. Nationalbank, welche gegen Banknoten in jeder beliebigen Menge baares Silbergeld farian erfolgt, sich mit dem nothwendigen Silbergeld zu versehen haben, um in jedem vorkommenden Falle den kaufenden Parteien gegen Banknoten das erforderliche baare Silbergeld herausgeben zu können. Da sich jeder Gewerbsmann leicht das nöthige Silbergeld bei der Nationalbank verschaffen kann, so wird jede vorkommende Beschwerde der Parteien strenge geahndet werden.

Wien, am 6. März 1848.

**Czapka,** Bürgermeister.

Der „Banknoten-Rummel" dauerte dessenungeachtet fort, und erst nach den Ereignissen des 13. März hob sich das Vertrauen des Publikums in die Nationalbank für einige Zeit wieder. Zunächst durch denselben wurden die in den entlegeneren Vorstädten wohnenden ärmeren Volksklassen alarmirt. Namentlich in jenen Vorstädten, wo die Industrie-Arbeiter in größeren Gruppen beisammen leben, bildeten die Tagesereignisse plötzlich das Tagesgespräch. Der Arbeiter in Wien fühlte in der vormärzlichen Zeit keinerlei geistige Bedürfnisse. Gleichgiltig gegen alle Erscheinungen der Zeit hatte er nur für das Sinn und Interesse, was seine materielle Lage berührte, alles Uebrige war ihm vollständig gleichgiltig. Als aber die Silberzwanziger zu verschwinden, „rar" zu werden anfingen, da begann auch er über den Grund dieser Erscheinung nachzudenken, und besaß er nicht genug Verstand sich dieselbe zu erklären, so war er wenigstens bestrebt, sich bei einem seiner Genossen die nöthige Aufklärung zu verschaffen. Unter den Arbeitern waren — wie Frankl hervorhebt — viele Fremde, die jahrelang redlich und unbewußt für die Gedanken und Wünsche der neuen Zeit Propaganda gemacht hatten. Diese Fremden ersetzten den einheimischen Arbeitern die aus den Fabriken und Werkstätten ferngehaltenen Zeitungen und mancher aus dem Auslande „zugereiste" Geselle wurde der Lehrherr seines Meisters.

Der politische Sinn war also in allen Klassen der Wiener Bevölkerung mit einem Male erwacht. Man fühlte, daß es nicht mehr so bleiben kann, wie es war und ist, man sprach überall von der Nothwendigkeit der schleunigen Vornahme durchgreifender Reformen. Aber wie diese Reformen beschaffen sein sollen, darüber war man sich vollständig unklar und nur die Ueberzeugung wurde allgemein getheilt, daß nicht blos etwas, sondern daß alles faul sei im Staate Oesterreich.*)

*) Dem „Gränzboten" wurde aus Wien unterm 4. März geschrieben: „Ich müßte aschgraue Tinte nehmen, wollte ich Ihnen mit der rechten Farbe das Aussehen unserer Residenz schildern. Eines solchen Katzenjammers in allen, allen Theilen

## 31.

Wir haben im vorigen Abschnitte von dem Vorhandensein revolutionslustiger Elemente in Wien gesprochen. Wer waren diese Elemente? Es ist schon häufig gesagt und geschrieben worden, daß die Revolution in Wien durch die Agenten italienischer, französischer, polnischer Revolutionskomité's, durch „zahlreiche Sendlinge geheimer, im Auslande befindlicher Gesellschaften“ angezettelt worden sei. Man will sogar entdeckt haben, daß Wien einige Wochen vor dem 13. März von Fremden förmlich überschwemmt wurde. Alle diese Vermuthungen sind aber vollständig grundlos. Die „fremden Elemente“ in Wien haben direkt nicht das Mindeste dazu beigetragen, eine Revolution zum Ausbruche zu bringen. Es kann der Beweis dafür geliefert werden, daß die bedeutungsvollen Demonstrationen, die, wie wir sehen werden, zwischen dem 6. und 12. März in Wien stattfanden, durch Fremde weder in Anregung gebracht noch betrieben worden sind. Wenn L. A. Frankl in seinen mehrerwähnten Mittheilungen hervorhebt, daß man vor den drei Märztagen an allen öffentlichen Orten Gestalten und Erscheinungen bemerken konnte, die an dem auffallend bewegten Treiben ein lebhaftes Interesse nahmen, aber sich nicht in selbes zu mischen schienen, so muß darüber bemerkt werden, daß es an solchen Gestalten in einer Großstadt niemals fehlt. „Sie (die „Gestalten“) beobachteten (wie Frankl bemerkt haben will), sie sprachen zuweilen, wenn sie sich beobachtet sahen, halblaut, als ob sie gehört zu werden fürchteten, untereinander von Sympathien, von nahen Ereignissen. Angesprochen, gaben sie nur kurze Antworten, die der polnisch weiche Accent nicht dämpfen konnte. Sie begnügten sich, einen Funken in die matter werdenden Gespräche geworfen zu haben.“ Die Geschichte weiß von diesem geheimnißvollen Treiben nichts zu erzählen. Frankl weiß auch von einer großen Menge von Arbeitern zu berichten, die kurz vor den Märztagen aus allen Fernen nach Wien kam. „Der oberste Polizeichef, von seinen untergeordneten Beamten, die ihn alle haßten, gut oder falsch unterrichtet, sah in dieser Erscheinung jeden anderen, nur nicht den richtigen Grund. Nicht alle (diese Arbeiter) kamen, um materielle Arbeit zu nehmen, nach Wien, sie kamen vielleicht nicht aus eigenem Antriebe, indem sie einem Gebote, von dem sie nicht wußten, wer es ausgesprochen, wohl aber, wer ihnen Geld zur Reise gegeben, folgten. Sie waren die Propagandisten auf den Arbeitsstätten, die Volksredner in den, namentlich außerhalb der Linie gelegenen Gasthäusern, wo der junge Wein die Köpfe zu erhitzen pflegte. Ein Zufall — erzählt Frankl weiter — führte uns an das Krankenlager eines uns bekannten deutschen Arbeiters, der lange in Straßburg arbeitete. „Ich kann nicht dabei sein! Ich muß aber!“ rief er verzweifelt. Er theilte uns mit, er habe einen heiligen Eid geschworen, überall mitzukämpfen, wo das Volk sich erhebt. Als wir fragten: „Wo erhebt es sich denn?“ erwiederte er: „In diesem Frühjahre. Es müssen noch Andere gekommen sein!“ Aechzend zog er

---

der Bevölkerung erinnern sich nur die ältesten Leute. Der Schrecken im Jahre 1830 ist nur ein abgeblaßter Schatten von dem, den die Nachricht von der Errichtung der Republik uns brachte. Und doch ist es nicht Schrecken, nicht Angst, was den Zustand bezeichnet, es ist das Bewußtsein der Rath- und Hilflosigkeit, das wie ein Sirocco-Wetter über allen Ständen erdrückend liegt. Man zweifelt jetzt sogar nicht einmal an der Reformbereitwilligkeit in der allerhöchsten Sphäre. Aber man fragt sich: Wie? Wer? Wo? Es ist auf so vielen Seiten leck im Schiffe, daß man nicht weiß, wo zuerst beginnen. Der Pulsschlag, der Ideenkreis der Gegenwart ist so sorgfältig fern gehalten worden, daß man vergebens nach einem Manne sucht, der ein fertiges Programm vorlegen könnte. Die Finanzen sind vor allem der alte, wunde und neu eiternde Fleck. Die Lombardei hat uns nicht nur eine materielle, sondern auch eine moralische Wunde geschlagen, durch die Liga gegen die Banknoten. Das Mißtrauen gegen die Bank hat sich bis dahin gesteigert, wo es anfängt, eine Dummheit zu werden. Die Bankaktien sind um mehr als 300 fl. gefallen, Metalliques auf 83! In Ungarn beginnt man gleichfalls die Banknoten mit Mißachtung anzusehen, und selbst am hiesigen Platze zahlt man den Dukaten mit 5 fl. 30 kr. Eine ganze Masse von Abdankungsgeschichten haben gleichfalls ihre Rolle gespielt. Der Fürst Metternich, hieß es, habe abgedankt; den Kaiser sogar ließ man abdiziren; Thatsache ist's, daß das erste so wenig wahr ist als das letztere. Graf Fiquelmont, den man sonst so häufig als Metternich's Nachfolger bezeichnete, ist zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt worden, und somit aus der diplomatischen Karriere in die militärische Verwaltung übergegangen. Der Drang des Augenblicks, der diese Stelle nicht lange unbesetzt zu lassen erlaubt, hat zu dieser Wahl getrieben. Man hat nicht gezaudert, während man in allen Verwaltungs-Angelegenheiten immer auf morgen und wieder auf morgen hinausschiebt, bis vielleicht die Nacht keinen Morgen mehr zuläßt. Seit Monaten ist von der nothwendigen Besetzung der Stelle eines obersten Kanzlers die Rede, und immer wird die Ernennung verschoben. Freilich, die Verbesserungen der inneren Angelegenheiten können noch einen Tag warten, es brennt nicht auf die Stunde, wie im Kriegs- und auswärtigen Departement. Und weil sie noch einen Tag warten können, warum nicht zwei Tage, eine Woche, einen Monat, ein Jahr? Aus dem einen Tag sind Jahre geworden! Wie ein fauler Mensch, der sich die Zähne heute nicht putzen läßt, weil es ja auch morgen geschehen könne, und so, von heute auf morgen wartend, sein ganzes Gebiß allmälich zerstören läßt, so hat sich an allen Zähnen der Staatsmaschine der zerfressende Zahnstein angesetzt. Weil man die Presse durch und durch zerstörte und zum Schweigen verdammte, haben sich die Faulpelze ruhig auf's Ohr legen können, sie haben allen Weckuhren den Pendel ausgerissen, sie haben alle Stimmen mit Tüchern erstickt, die zu dem Throne hätten dringen können, sie haben die kaiserliche Familie nur das sehen und hören lassen, was sie berichteten. So gleicht Oesterreich, mit seinem ungeheueren Reichthum, mit seiner gutherzigen und harmlosen Herrscherfamilie, einem alten Handlungshaus, dessen Herr aus Kränklichkeit die Führung den Buchhaltern überlassen hat, die gleichfalls ergraut, stumpf und ermüdet sind, nichts zum Abschluß bringen, nichts Neues erfinnen mögen, alle Waaren noch auf dem alten Fuhrwege versenden, während rings Eisenbahn und Dampfschiffe erfunden wurden; sie gleichen jenem alten Wechsler, dem man einmal einen Wechsel auf New-York zur Eskomptirung anbot, und der ihn heftig zurückwies mit der Bedeutung: Ich glaube nicht an Amerika! Unsere Staatsmänner glauben auch noch immer nicht, daß Amerika entdeckt sei; sie konfisziren die geografischen Bücher, in welchen diese scheußliche Lehre gepredigt wird, und weil allmälich alle Bücher von dieser Thatsache erfüllt sind, so wurde Alles verboten, und wir durften gar nicht wissen, aus welchen Theilen die Welt besteht. Darum stehen wir jetzt wie Kaspar Hauser da, und unser einziger Trost, aber auch unser Hauptunglück ist, daß unsere Wächter sich mit uns in den Keller einsperrten und nun selber nicht den Weg wissen, den wir zu gehen haben.“

von seiner Brust eine lederne Kapsel, in der auf einem Pergamentblatt die Worte standen: „Dein Eid, dein Leben oder dein Tod!“ Es war am 1. März, als wir die Worte lasen und ungläubig lächelten.“

Es ist wohl möglich, daß einzelne in Wien sich aufhaltende deutsche Arbeiter geheimen sozial-demokratischen Gesellschaften angehört haben, aber von einem massenweisen Eintreffen solcher oder überhaupt aus dem Auslande kommender Arbeiter ist uns nichts bekannt geworden. Im Gegentheile wird uns von einem Manne, der aus ämtlichen Quellen schöpft, versichert, daß die Fremdenbewegung in Wien in den ersten drei Monaten des Jahres 1848 eine sehr geringe war. Noch stärker bezweifeln wir die Existenz von Komité's, Gesellschaften u. s. w., welche Arbeitern Geld zur Reise nach Wien gegeben haben, damit sie auf den Arbeitsstätten für politische Ideen Propaganda machen. Wir bezweifeln dies um so mehr, weil gerade jene Partei, die an dem Ausbruche der Revolution in Wien das meiste Interesse hatte und die in Wien sehr zahlreiche und überaus thätige Anhänger besaß, nämlich die italienische Revolutionspartei, selbst noch in der ersten Märzwoche gar nichts dazu beitrug, die in Wien bereits vorhandene Aufregung für ihre Zwecke auszubeuten. Hälte diese Partei es auch nur für möglich gehalten, daß in Wien eine Revolution in Szene gesetzt werden könnte, sie hätte es gewiß an Geld und guten Worten zu diesem Zwecke nicht fehlen lassen. Die italienischen Revolutionsmänner in Wien glaubten jedoch ihrer Sache nur dadurch nützen zu können, indem sie alle gegen Italien getroffenen militärischen Vorkehrungen rechtzeitig nach Hause meldeten und auf die Bearbeitung der in Wien in Garnison befindlichen italienischen Soldaten, zumeist Grenadieren, sich verlegten. Einzelne Abtheilungen von diesen Grenadieren waren bereits bestimmt nach dem Lombardisch-Venetianischen abzugehen, und namentlich von Seite zahlreicher in Wien studirender Italiener wurde schon im Monat Februar auf die Unteroffiziere dieser Abtheilungen einzuwirken gesucht, damit sie, für den Fall eines Zusammenstoßes zwischen Militär und Volk in Italien, mit dem letzteren gemeinschaftliche Sache machen. Es verlautet ganz bestimmt, daß diese Bemühungen bei einigen Unteroffizieren von Ceccopieri-Grenadieren insoferne von Erfolg waren, als diese Unteroffiziere den sie haranguirenden Studenten wirklich zugeschworen haben sollen, daß sie auf ihre Landsleute nicht schießen und im Falle des Krieges die Gelegenheit suchen werden, mit ihrer Mannschaft zu der italienischen Armee überzutreten. Zwischen diesen Unteroffizieren und den italienischen Studenten — heißt es weiter — hat in der ersten Märzwoche auf der Türkenschanze eine förmliche Verbrüderung stattgefunden, nach deren Schlusse, damit jedes Aufsehen vermieden werde, Unteroffiziere und Studenten auseinander gingen und auf entgegengesetzten Wegen den Rückzug in die Stadt antraten. Erst am 10. März, als die Aufregung in Wien den Siedpunkt bereits erreicht hatte, und ein Ausbruch der Volksleidenschaft zu gewärtigen war, versuchten die Studenten, diese Unteroffiziere, mit denen sie sich verbrüdert hatten, zu überreden, daß diese, im Falle sie gegen die Bevölkerung kommandirt werden sollten, ihre Leute dazu bewegen, auf die Bevölkerung nicht zu schießen, „denn — wurde den Unteroffizieren zu beweisen gesucht — die Wiener sind, sobald sie revoltiren, die Bundesgenossen Italiens, und ihr seid es der heiligen Sache eures Vaterlandes daher schuldig, die Wiener so viel wie möglich zu schonen.“ Thatsache ist's, daß am 12. März sowohl auf der Universität als im juridisch-politischen Lesevereine das Gerücht verbreitet war, daß die italienischen Grenadiere in die Luft schießen werden, wenn es morgen zu einem Kampfe mit dem Militär kommen sollte. Die italienische Revolutionspartei hat also nichts dazu beigetragen, in Wien eine Revolution hervorzurufen, erst im letzten Augenblicke war sie bestrebt, im Interesse dieser Revolution zu wirken. Auch von ungarischer Seite aus ist nichts geschehen, um eine Volkserhebung in Wien zuwege zu bringen. Die Kossuth'sche Partei war, trotzdem ihr die Wiener Revolution zum vollständigen Siege verholfen, an derselben doch ganz unschuldig. Allerdings aber fing man in Preßburg an, sich für die Stimmung in Wien sehr lebhaft zu interessiren, nachdem man sich von dem mächtigen Eindruck überzeugt hatte, den die Rede Kossuth's hervorgerufen. Sofort wurden von Seite der ungarischen Landtagsopposition mit bekannten Wiener Persönlichkeiten Verbindungen zu dem Zwecke angeknüpft, um über alle Vorgänge in Wien genau und rechtzeitig in Kenntniß gesetzt zu werden. So wissen wir ganz genau, daß ein damaliger Großhändler in Wien, ein geborner Ungar, der mit zahlreichen Gastwirthen der Stadt und der Vorstädte in lebhaftem Geschäftsverkehre stand, bei vielen seiner Kunden täglich über die Stimmung der Bevölkerung, über deren Erwartungen, Hoffnungen, Wünsche die genauesten Erkundigungen einzog, um den bei ihm sich Tag für Tag einfindenden ungarischen Freunden alle neuen oder sich vorbereitenden Vorfälle schleunigst rapportiren zu können. Der betreffende Großhändler hatte sich unter seinen Wirthen eine förmliche Polizei organisirt und war viel besser unterrichtet, als die wirkliche Polizei es war. Die Berichte über Wien, die von dem Komptoir dieses Großhändlers aus an die befreundeten Deputirten nach Preßburg geschickt wurden, waren natürlich geeignet, die Opposition des Reichstages im Beharren auf ihren Forderungen zu bestärken, sie sollen übrigens auch dem Erzherzog Stephan nicht unbekannt geblieben sein, der einige dieser Berichte sogar nach Wien mitgenommen haben soll, um durch dieselben die Nothwendigkeit von Konzessionen zu begründen. Ein Beweis, wie wenig man in Preßburg darauf rechnete, daß die Wiener zu einem Aufstand sich ermannen werden, liegt übrigens auch darin, daß viele angesehene Ungarn, die des Faschings wegen von Preßburg heraufgereist und mit zahlreichen Wiener Persönlichkeiten in Berührung gekommen waren, Wien verließen, ohne irgend zu ahnen, daß die sichtbar große Gährung zu einer Revolution führen werde. Selbst einige, in das Wiener Leben und Treiben genau eingeweihte magyarische Politiker, wie der bis zum 9. März in Wien gewesene Herr v. Pulszky, verließen die Stadt, ohne etwas anderes vorherzusehen, als daß der nächste Landtag der niederösterreichischen Provinzialstände besonders stürmisch sein werde. Die eigentlichen revolutionslustigen Elemente in Wien waren also nicht vom Auslande dahin entsendet worden, es waren nicht fremde, sondern einheimische Elemente.

## 32.

„Auf friedlichem, gesetzlichem Wege, durch Petitionen und Adressen, durch demüthige Bitten und mit güttichen Worten ist für den politischen Fortschritt in Oesterreich nichts zu erreichen. Wenn die Landstände, die den gesetzlichen Weg um keinen Preis vertassen wollen, auch noch so viele „allerunterthänigste“ Petitionen und Adressen beschließen, wird dies doch nichts helfen. Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich werden es stets so machen, wie sie es bisher gemacht haben, sie werden diese Petitionen und Adressen einfach ad acta legen, in ihrer Regierungsweise aber nicht das Mindeste ändern. Der Ohnmacht der Landstände gegenüber vermag sich das Sistem in seiner ganzen Allmacht zu behaupten. Soll aber das Sistem gestürzt, sollen Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich dazu vermocht werden, zeitgemäßeren, votksthümtichen Männern die Leitung der Staatsregierung zu überlassen, dann dleidt nichts übrig, ats daß das Volk aufstehe und eine Revolution mache. Der Absolutismus ist eine Gewalt, die nur mit Gewalt vernichtet werden kann, und diese Gewalt steht nur dem Volke zur Verfügung. Von den Ständen ist nicht das Geringste zu hoffen.“ Diese Ansicht eines Zeitgenossen wurde schon sogleich nach dem Bekanntwerden der Pariserrevolution in Wien von einer größeren Anzahl von Männern in geachteter Stellung und von bekanntem Namen getheilt. Unter denjenigen, die von der Nothwendigkeit der Umwälzung überzeugt waren und für ihre Anschauung Propaganda machten, war der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Alexander Bach einer der hervorragendsten. Dr. Bach versammelte schon in den ersten drei Märztagen um sich einen größeren Kreis der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, in der Absicht, mit diesen Männern Demonstrationen zu vereinbaren, durch wetche einerseits die Stände zu energischen Schritten gedrängt, anderseits die Regierung eingeschüchtert werden sollte. Die Versammlungen bei Bach nahmen immer mehr und mehr die Phisiognomie politischer Conventikel an, und es kam vor, daß die Theilnehmer an densetben öfter gewarnt wurden, nicht wieder zusammenzukommen, „da,“ wie Professor Hye, Professor Dr. Josef Neumann und andere Gesetzeskundige es gerichtsordnungsmäßig bewiesen, „der Graf Sedlnitzky vollkommen berechtigt sei, die Wohnung des Dr. Bach in der Singerstraße mit Polizeiagenten umstellen und den Herrn Advokaten sammt seinen Freunden in Gewahrsam dringen zu lassen.“

Die Versammlungen bei Bach werden uns in einem nachfolgenden Abschnitte beschäftigen, und wir wenden uns nun einer Gruppe von Männern zu, wetche es sich untereinander nicht verbargen, daß eine Revolution das Einzige sei, was Oesterreich noch helfen könne. „In dieser Gruppe von Männern befanden sich der Mehrzahl nach Doktoren, Literaten, einige Kaufleute und Private, und sogar ein paar Staatsbeamte. Die Mehrzahl der Genannten gehörte dem juridisch-politischen Lesevereine an, hatte sich dort persönlich kennen gelernt und zu einander Vertrauen gewonnen. Das eigentliche Haupt dieser Versammlung war der in einem früheren Artikel bereits charakterisirte Dr. v. Löhner. Die Februarrevolution hatte auf alle diese Männer den mächtigsten Eindruck gemacht und einige derselben hatten sich im Lesevereine verabredet, in einem geeigneten Lokale zusammenzukommen, um sich über die Folgen, welche der Umsturz in Paris für Oesterreich haben muß, zu besprechen. Der Musikkritiker Dr. Becher, ein Angehöriger dieses Kreises, übernahm die Besorgung eines geeigneten Lokales, das endlich von einem ihm befreundeten Fabrikanten auf der Wieden, einem bekannten damaligen Musikdilettanten, zur Verfügung gestellt wurde. Am 1. März, in später Abendstunde, fand die erste Versammlung dieser „Lesevereins-Partei“ statt. Wir wissen nur, daß von Dr. Löhner in tängerer Rede die Versammlung zu überzeugen gesucht und überzeugt wurde, daß alle friedlichen Unterhandlungen mit der bestehenden Regierungsgewalt zu keinem greifbaren Ziele führen können. Besäße das Volk, soll Löhner ausgeführt haben, die nöthigen gesetzlichen Mittel, um seine Forderungen zur Geltung zu bringen, so wäre es ein Verbrechen, dem Volke zuzumuthen, daß es Gewatt versuchen solle, bevor es noch diese Mittel vollständig erschöpft hat. Das Volk besitzt aber, folgerte Löhner weiter, solche Mittet nicht, die Gesetze verbieten es ihm vielmehr ausdrücklich, sei es auch nur bittgesuchlich, sich in die Staatsangetegenheiten hineinzumischen. Also erübrige dem Volke nichts, als sich durch ein Ueberschreiten der Gesetze, durch eine Revolution, aus dem unerträglichen Zustand, in dem es sich befindet, zu befreien. Man einigte sich (schreibt unser Gewährsmann weiter) über elf Punkte, die man dem österreichischen Volke mittelst eines Manifestes durch die ausländischen Zeitungen bekannt zu geben beschtoß, und Dr. Löhner nahm es auf sich, mit den ständischen Oppositionsmitgliedern wegen der Herbeiführung eines revotutionären Ausbruches in Wien in förmliche Unterhandlungen zu treten.“

Ueber die in dieser Richtung statlgefundenen Versuche hat Dr. Löhner in seinen Artikeln über „die Märzkatastrophe in Oesterreich“ Andeutungen gemacht, die wir später zu ergänzen bestrebt sein werden. Dr. Löhner selbst schreibt: „Nach meinem Vorschlage sollten die Stände gleich bei ihrem Zusammentreten durch Zuruf das Vaterland in Gefahr, Metternich für einen Feind desselben, und sich selbst für permanent erklären. Dann sollten sie, entweder durch einen eidlich zu verpflichtenden Buchdrucker sogleich den Druck und die Verbreitung dieser Beschlüsse und einer ans Volk zu erlassenden Proklamation in mehreren hunderttausend Formutaren besorgen, oder wenn dies noch zu gefährlich scheine, jene Proklamation und die sonst etwa zweckmäßigen Veröffentlichungen in eben sotcher Masse im Voraus bereiten und sodann vertheilen lassen. Der Erfolg dieser Maßregeln (bemerkt Löhner weiter) konnte kaum zweifelhaft sein; ihre Kühnheit allein hätte jede Hemmung ferngehalten, und die Korporation, die sie unternommen, hätte auch den Preis, die Herrschaft davongetragen. Doch soweit auch die Richtigkeit dieses Katküls einleuchtete, so willig die Mitglieder des ständischen Ausschusses auf die Darlegung horchten, das Ende war und blieb: Das sei ungesetzlich, die Stände könnten die Linie der Gesetzlichkeit nicht vertassen.“

Wir werden noch sehen, welche Anstrengungen in den folgenden Tagen von Löhner gemacht wurden, die Landstände insgesammt, insbesonders aber Einzelne derselben, zu

einer Revolution zu vermögen. „Die von der „Lesevereinspartei“ vereinbarten elf Punkte wurden sammt der Proklamation an die Oesterreicher an eine Menge ausländischer Zeitungen versendet. Diese betreffenden Briefe scheinen indeß von der Polizei geöffnet und unterschlagen worden zu sein, wenigstens hat keine der deutschen Zeitungen von den elf Punkten jemals Notiz genommen.“ Diese Ansicht unseres Gewährsmannes scheint uns nicht ganz richtig zu sein. Zu dem, von dem bekannten Buchhändler Ernst *Keil* in Leipzig herausgegebenen „Leuchtthurm“ erschien in der zweiten Woche des März eine (in Braunschweig gedruckte) Extra-Beilage, in welcher der Aufruf und das Programm der Fortschrittspartei in Oesterreich, datirt von Wien, am 4. März 1848, mit elf Vorschlägen zu einer Reform der Staatsverwaltung, veröffentlicht wird. Das ganze Schriftstück ist mit einer so genauen Kenntniß der damaligen Verhältnisse geschrieben und gibt der damaligen Stimmung im fortschrittlichen Lager Wiens so getreuen Ausdruck, daß wir wohl nicht irren, wenn wir in diesem Schriftstücke das auf der Wieden beschlossene Manifest mit den elf Punkten zu erkennen glauben. Der Wortlaut dieses Aktenstückes, welches schon als erstes in Wien erschienenes, revolutionäres Manifest Interesse verdient, ist folgender:

**Aufruf und Programm der Fortschrittspartei in Oesterreich.**

Oesterreicher!

Seit sechzig Jahren schmachten wir unter dem Drucke einer absolutistischen Regierung! Seit sechzig Jahren hat die „väterliche Fürsorge“ des Absolutismus an unserm Gut und Blut gezehrt; seit sechzig Jahren sind wir unterjocht durch die Willkür der Beamten, durch die Gewalt der Bajonnete, durch die offenen und geheimen Werkzeuge der Polizei! Seit des großen Josef II. Tode hat man unsern Geist geknechtet, hat man jeden freien Gedanken erlauscht und zum Verbrechen gestempelt, jedes bittende Wort mit Verachtung zurückgewiesen, jede Forderung des Rechts als offene Empörung bezeichnet und mit Kerker und Beil gestraft! Oesterreicher! Seit sechzig Jahren werden wir von einer Regierung beherrscht, deren einziger Zweck die Erhaltung der rohen Gewalt, deren einziges Ziel die Unterjochung der Unterthanen ist; wir werden von einer Regierung beherrscht, deren Staatskunst in den jesuitischen Handtierungen der Geistestödtung und der Volksverdummung besteht, deren ganze Stütze auf der blinden Ergebenheit einer verderbten Beamtenkaste und einer der eigenen Heimat entfremdeten Armee beruht, deren ganze Kraft und Macht in der Verbindung mit den tyrannischen Regierungen des Auslandes begründet ist.

Diese Regierung, welche stets die Wohlfahrt des Landes im Munde führt, hat Oesterreich nach sechsunddreißig Friedensjahren in eine Lage gestürzt, in welche andere Staaten nur in den Zeiten der heftigsten Revolutionen und nach langen und schweren Kriegsjahren versetzt werden können.

Hunger und Noth raffen nun Tausende unserer unglücklichen Landsleute in den fruchtbarsten Provinzen dahin, Grundbesitz und Gewerbe erliegen unter dem Drucke von Privilegien, unter der Last von peinlichen Auflagen, Industrie und Handel sind durch Monopole und Zölle gehemmt und in die Hände großer Kapitalisten gegeben; die Mehrzahl der redlichen und fleißigen Bürger kann nothdürftig das tägliche Brot erschwingen; der Lohn der Arbeit wird zehnfach von dem Preise der Lebensmittel überboten. Der Kredit ist nach jeder Richtung hin untergraben, die öffentlichen Kassen sind erschöpft, der Werth der Staatspapiere sinkt mit jeder Stunde, die Staatsschuld hat eine unerschwingliche Höhe erreicht und die Verwaltung der jetzigen Regierung erfordert von Tag zu Tag neue Millionen und erschöpft den letzten Rest der materiellen Staatskräfte. Wir gehen mit jeder Minute einem großen Unglücke, dem völligen Staatsbankerotte entgegen.

Dies ist der faktische Zustand in unserm Oesterreich, in einem Lande, dessen Provinzen zu den blühendsten, fruchtbarsten Europa's gehören, dessen Bewohner an Kraft und Ausdauer, an Fleiß und Betriebsamkeit keinem anderen Volke nachstehen; in einem Lande, dessen Regierung zu jeder Zeit bei allen ihren Maßregeln und Unternehmungen von dem Vertrauen und dem guten Willen des Volkes unterstützt wurde; dies ist die traurige, hoffnungslose Lage eines Staates, dessen Regierung noch in *diesem* Augenblicke von ihrer alleinigen Fürsorge für das Wohl des Volkes zu sprechen wagt!

Oesterreicher! Wir stehen an dem Rande eines tiefen, unermeßlichen Abgrunds!

Die altersschwache Hand, welche bis jetzt die Geschicke Oesterreichs geleitet, hält im letzten Todeskrampfe starr an dem Hebel der morschen, zerrütteten Maschine fest, und jeder nächste Augenblick bringt uns durch die Blindheit und Gewissenlosigkeit der Führer dem Verderben näher!

*Es gibt keine Rettung mehr für uns als in unserer eigenen Kraft, in dem Muth und dem festen Zusammenhalten aller freigesinnten Bürger!* Das alte Oesterreich stürzt zusammen, das schwache, unterhöhlte Gebäude der Tyrannei kracht in seinen Fugen, und aus seinen Trümmern muß sich ein neues, freies, starkes Oesterreich erheben, ein Oesterreich für die Institutionen der Freiheit und des Rechtes, ein neues Reich für die Erhebung des jugendlichen Geistes und für die Bewährung der Manneskraft, ein Oesterreich für freie Bürger und gestützt auf die Kraft und Bildung des Volkes. Blickt um Euch! Von allen Seiten drohen dem alten, dem verkommenen Oesterreich neue Gefahren. Der Geist der neuen Zeit, der Strom der Freiheit ergießt sich mit unwiderstehlicher Gewalt über alle Länder Europa's. Vom Norden und Süden, von den Ufern der Seine bis an die Mündung der Donau durchdringt Ein Gefühl und Ein Gedanke alle Nationen, und Ein Ruf ertönt aus dem Munde der Millionen, welche bisher unter dem Joche der Tyrannei geschmachtet haben. Es ist das Gefühl der Freiheit, der Ruf nach Erfüllung der vorenthaltenen Rechte des Volkes.

Das ganze zivilisirte Europa hat sich nun begeistert und einmüthig um die Fahne der Freiheit geschart, in allen Staaten haben sich die kämpfenden Parteien in dem Einen Streben nach Licht und Recht vereinigt und verbrüdert, und die Geschichte aller Jahrhunderte hat keine großartigere Bewegung, keinen höheren Aufschwung des menschlichen Geistes aufzuweisen, als die in unseren Tagen durch die Kraft des Volkes und in friedlichem Bunde vollbrachte Befreiung.

Blicket zurück auf die Geschichte unserer Tage! Der Papst, das Oberhaupt der ältesten christlichen Kirche, hat der Erste den Kreuzzug gegen die Unterdrückung des Geistes und der Freiheit degonnen und schreitet rüstig und unverzagt auf dem Wege des Lichtes vorwärts. Mit einem Zauberschlage war das Gefüht der italienischen Nationalität erwacht, Sardinien, Toskana, Sizilien, Neapet und die Lombarden erhoben sich, und vom adriatischen Meere dis an die Atpen haben sich freie Staaten mit freien, verbürgten Verfassungen gebitdet. In der Schweiz siegten die Waffen des souveränen Volkes gegen die Umtriebe und Schleichmittel eines finstern, heuchlerischen Bundes und gegen die tyrannischen Einwirkungen der Großmächte. In Frankreich endlich wurde vor wenigen Tagen die Republik, die gesetzliche Herrschaft des einigen, unerschütterlichen Volkswillens verkündigt. Der Thron der Orteans ist in sich selbst zusammengefallen, da er seine Stütze nicht in der Kraft des französischen Volkes fand, in der feigen, eigennützigen Politik der Dynastie gesucht hat.

Die Monarchie hat sich in Frankreich setdst ihre Grube gegraben, da sie den schimpflichsten Verrath an der heitigen Sache der Freiheit beging, da sie die Rechte der Nation mit Füßen getreten, jene ewigen Rechte, welche Frankreich für sich, für die ganze Wett in zwei großen, weltgeschichtlichen Revotutionen mit seinen theuersten Gütern erkämpft und mit seinem Blute besiegett hatte; die Monarchie ist nun in Frankreich für immer unmögtich geworden, da die Bourbons und die Orteans stets dem Geiste der freien votksthümtichen Entwicklung treulos geworden und mit den Unterdrückern der Völker in Europa Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen hatten! Der Same der Metternich'schen Politik hat dem „Napoleon des Friedens," sowie allen Verräthern des Volkes bittere Früchte getragen, die Nemesis der Geschichte hat die feigen Tyrannen gerichtet und aus den Trümmern ihres konstitutionellen Absotutismus erhod sich in wenigen Tagen eine freie, wohlgeordnete und mächtige Republik.

Die Worte des Friedens und der allgemeinen Verbrüderung wehen von den Fahnen des neuen Frankreich, und die gebildetste Nation des Westens, welche den europäischen Staaten stets im Kampfe für die ewigen, angebornen Menschenrechte, für Freiheit und Licht vorangegangen, diese edte Nation wird auch jetzt das neue Reich des Friedens, der Liebe und des Wohles aller Menschenktassen begründen.

Bereits hat sich in Dentschland die Volksstimme erhoben, die gesetzlichen Vertreter der deutschen Staaten haben von ihren Regierungen die lange vorenthattenen Rechte, die Erfüllung der vor 30 Jahren gegebenen Versprechungen gefordert und — sogleich bewilligt erhalten. Baden, Württemberg, die Rheintande, Baiern, Sachsen und die freien Städte haben in Einer Woche durch die Energie und den Muth der Bürger alle Wünsche des deutschen Volkes, alle gerechten Ansprüche der Freunde des Fortschritts und des Gesammtwohles in Erfüllung gebracht. Die Presse ist frei, die Herrschaft des Gedankens und des Wortes hat die Herrschaft der Gewalt und der Bajonnete verdrängt; der freie Bürger wird durch das attehrwürdige Schwurgericht nach dem Gewissen und der freien Ueberzeugung seines Gteichen gerichtet; die Aufrechthaltung der Ordnung und die Vertheidigung des Vaterlandes ist durch die allgemeine Volksbewaffnung in die Hände der Bürger gegeben; der deutsche Bund endlich, dieses „gesetzliche Organ der deutschen Einheit", wird nicht mehr durch die geheime Potitik der Kabinette, sondern durch den Gesammtwillen der deutschen Nation, durch die gewählten Votksvertreter geteitet und dadurch die Macht und das Ansehen Deutschlands den üdrigen Nationen gegenüber würdig und kräftig gehandhabt werden.

Auf diese Weise hat Deutschland in wenigen Tagen durch die Gewalt der großen Freiheitsbewegung, welche plötzlich alle Gemüther mit Blitzeskraft durchzuckte, die Grundtagen zu einem einigen, starken öffentlichen Leben getegt, die Regierung und Verwaltung der einzelnen Staaten ruht auf votksthümtichen Stützen, die persönliche Freiheit der Bürger ist gesichert, Recht und Gesetz, Ruhe und Ordnung sind durch die Eintracht des Volkes und der Regierungen verbürgt. Die Liebe für das Vaterland, der deutsche Patriotismus ist nun kein teerer Schall mehr, sondern hat tiefe Wurzeln gefaßt in den Herzen freier, setdstständiger Männer, wetche dereit sind, Gut und Blut für die erworbenen verfassungsmäßigen Rechte nud Gesetze der Heimat hinzugeben. Dieser Patriotismus jedoch hat jetzt eine andere, höhere Bedeutung gewonnen als in den Tagen der Freiheitskriege, der deutsche Patriotismus vom Jahre 1848 steht auf einem andern Waffenplatze, ats jener von den Jahren 1813 und 1815. Nicht Frankreich, dem erobernden, unterjochenden Frankreich, nicht dem corsischen Tyrannen gelten nunmehr die Wachsamkeit und die Begeisterung der deutschen Bürger! Frankreich hat in diesem Angenblicke alle seine Kräfte auf die eigene Wiedergeburt gerichtet, Lamartine, der Mann des Vötkerfriedens, der Bruderschaft und Liebe, steht an der Spitze der französischen Nation, und deren freie Bürger haden ihre Waffen in der Hand zum Schutze und Schirme der Repudtik gegen innere Feinde, gegen die atten Freunde der Tyrannei, des Absolutismus. Deutschland, das freie, verjüngte Deutschland, hat in diesem Augenblicke von jenseits des Rheines nichts zu fürchten; Frankreich und Deutschland haben heutzutage nur Ein Ziet, ein gemeinsames Streben: die Wiederkehr der alten finsteren Gewalt zu verhindern, die neue Freiheit zu vertheidigen und zu befestigen. Dies fühten auch die deutschen Patrioten, dies fühten sogar die Herren des deutschen Bundestags, indem sie sich nicht wie sonst und jeher mit gebietenden, trotzenden Worten an die „Unterthanen des deutschen Bundes", sondern dittend und flehend an „die guten, nach Entwicklung ringenden Deutschen" wenden. Die Zeiten haben sich mächtig geändert und die Gesinnungen der Machthaber beugen sich unter die Gewalt des neuen Freiheitsgeistes. Frankreich und Deutschtand haben nur dieselben Feinde: die Feinde der gesetzlichen Ordnung, die Unterdrücker der freien Volksentwicklung, die feigen Beschützer des alten, verrosteten Regierungssistems. Diese Feinde haben die deutschen wie die französischen Patrioten zu fürchten, gegen diese Verräther muß Deutschland und Frankreich die Waffen erheben, sobald sie es wagen sollten, mit offenem Visir, mit roher Gewalt zu erscheinen.

Blicket um Euch, Oesterreicher! Wo haben wir diese gemeinsamen Feinde aller Freiheit und aller gesetzlichen dürgerlichen Ordnung zu suchen? Von welcher Seite bedrängt uns die Gefahr, für immer unterjocht zu werden, wo sind

die Mächte, gegen welche sich die österreichischen so wie die deutschen Vaterlandsfreunde zu rüsten haben?

Es gibt nur zwei solche mächtige Feinde! Die Einen wohnen unter uns, sie essen mit uns an Einem Tische, sie zehren an unserem Mark und Leben, sie bereichern sich an unseren besten Gütern, sie untergraben die Grundstützen des Staates, sie untergraben das Glück der Familien! Es sind die jetzigen Unterdrücker Oesterreichs, die jetzigen Handhaber unserer Gesetze und Rechte, die starren Vertheidiger eines volksfeindlichen, veralteten Sistems, es sind die Befehlshaber der zahllosen, in Unthätigkeit und moralische Verwesung versunkenen Heere der Beamten! Dies sind die Ersten unter den beiden Feinden unseres Vaterlandes, sie sind die mächtigsten und zugleich die schwächsten. Die mächtigsten, weil sie ihre Macht auf die Unterdrückung des Geistes, auf die Verdummung des Volkes, auf das gewaltsame Brechen jedes eigenen Willens und jeder selbstständigen Kraft gestützt haben; aber die schwächsten, weil sie selbst nicht an den Bestand ihrer Gewalt mehr glauben, weil ihnen das Vertrauen zu sich selbst, zu ihrer eigenen Herrschaft und das Vertrauen des Volkes gebricht; die schwächsten und am leichtesten zu besiegen, weil ihr ganzes Actenreich vor dem Hauche des neuen Geistes in Staub zerfällt, weil ihre ganze Weisheit nicht über die Wände der Kanzleien hinausreicht, weil die Schwächlinge vor dem eindringenden Lichte zurückbeben, weil ihre willenlosen Werkzeuge, die bezahlten Creaturen der Bajonnete, der Feder und der Polizei, vor dem Muthe und der Energie der Bürger, vor der gerechten Rache des Volkes wie Spreu in alle Winde zerstieben werden! Dies sind also unsere ersten und nächsten Feinde! Nieder mit ihnen!

Aber nicht mit dem Schwerte und dem Leibe wollen wir sie vernichten, nein, wir wollen sie vernichten mit den Waffen des Geistes, mit der Gewalt der Wahrheit, mit dem scharfen Schwerte des Wortes. Wir wollen ihnen die heuchlerische Larve vom Gesichte reißen, wir wollen ihre trügerischen Staatskünste enthüllen und zu nichte machen, wir wollen den Helfershelfern der europäischen Tyrannei, den Protectoren der Orleans, den Handlangern der russischen Despoten ihr verderbliches Handwerk legen, wir wollen die Ludwig Philippe des österreichischen Staates aus ihren Ministerien, von der Berathung unseres Wohles und unserer heiligsten Interessen verdrängen; wir wollen die Verräther des Vaterlandes als Hochverräther an Kaiser und Reich vor dem Throne anklagen und dem gerechten Urtheile unseres Monarchen und der Verachtung des österreichischen Volkes anheimgeben.

Wir wollen, beseelt von dem Geiste der Freiheit und ermuthigt durch das Bewußtsein unseres Rechts vor den Thron unseres Kaisers hintreten und sprechen von den Bedrückungen, unter welchen wir seit fünfzig Jahren seufzen, von der rohen Gewalt und Anmaßung der jetzigen Regierung, von der entwürdigenden Behandlung unserer heiligsten Interessen, von der absichtlichen verderblichen Trennung zwischen den ruhigen, gesetzlichen Bürgern und den vom selben Blute entsprossenen Soldaten, wir wollen sprechen von den rohen Eingriffen der Polizei in unsere edelsten Menschenrechte und in die geheimsten Verhältnisse der Familien, von der Entsittlichung und Geistestödtung unserer Jugend, wir wollen klagen von der Noth und dem Unglücke des Landes, von dem Elende der Bauern, von der gebrochenen Kraft der Gemeinden und dem unterwühlten Rechtszustande der Bürger, wir wollen offen und ehrlich auf das unsägliche Verderben hinweisen, welches über uns durch den mächtig brausenden Sturm der Zeitverhältnisse, durch einen bevorstehenden Krieg, durch einen Staatsbankerott verhängt würde . . . Ja, Oesterreicher, wir wollen ehrlich und offen den ganzen tiefen Inhalt unserer langjährigen Leiden vor den Stufen des Thrones niederlegen — aber wir wollen zu gleicher Zeit auch keine Silbe von d e m verhehlen, was uns gut und recht dünkt, wir wollen unumwunden unsere verkümmerten Rechte und Freiheiten wiederfordern, wir wollen vollständige Bürgschaft für den Bestand unseres Staates und das Wohl unserer Zukunft, wir wollen eine geordnete, einfache und gesicherte Verwaltung und Einsicht in die jährliche Verwendung unserer Güter und des Staatsschatzes, wir wollen Gleichheit und Gerechtigkeit vor dem Gesetze, Freiheit des Gedankens und der Rede, Abschaffung der Polizeiwillkür und des Lehrzwanges bei der Erziehung unserer Kinder, wir wollen gesetzliche und selbstgewählte Vertreter unseres Wohles, unserer Bedürfnisse und Interessen, Selbstverwaltung in unseren Gemeindeangelegenheiten, vollständige Bewaffnung der Bürger zur Sicherheit nach innen, zur Schutzwehr nach außen; wir wollen endlich das angeborne Recht jedes Menschen und jedes Staatsbürgers, unsere Wünsche ä u ß e r n zu dürfen, das Recht um die Erfüllung dieser Wünsche vor dem Throne unseres Monarchen b i t t e n zu dürfen.

Dies wollen wir Oesterreicher. Und da wir es aufrichtig und mit voller Ueberzeugung wollen, da wir uns in dem Festhalten an Gesetz und Recht und in der Treue gegen unsern Kaiser die Hand bieten, da wir mit Gut und Blut, mit dem Glücke unserer Familien, mit der Zukunft unserer Kinder für die Rettung des Staates, für die Wiedergeburt Oesterreichs einstehen, da wir fest entschlossen sind, keinen Fußbreit vor den Widersachern unserer guten, gerechten Sache zurückzutreten, da wir in der schnellen Erfüllung unserer Wünsche, in der Verwirklichung unserer Ansprüche das e i n z i g e u n d l e t z t e H e i l für unser Vaterland erblicken — so werden wir es auch erreichen, und keine Macht der Erde wird im Stande sein, uns von dem Ziele, das wir mit Ernst, Muth und Energie anstreben, hinwegzudrängen. Oesterreicher! Es ist unsere heiligste Pflicht, als gute, ehrliche Unterthanen unseres Kaisers, ihn aus den Händen seiner und unserer Feinde, seiner jetzigen Rathgeber, zu befreien. Oesterreicher! Es ist unsere heiligste Pflicht, die Schranken hinwegzuräumen, welche bis jetzt ein Verständniß zwischen uns, zwischen den treuen Bürgern und zwischen unserm edlen, geliebten Monarchen verhindert haben, diejenigen eisernen und papierenen Schranken, welche bisher das Herz unsers Kaisers für die Bitten und Klagen des Volkes verschlossen gehalten haben.

Oesterreicher! Es ist unser schönster, höchster Beruf, das Vertrauen zwischen dem Fürsten und dem Volke, die Liebe und Treuherzigkeit zwischen dem Kaiser und uns wiederherzustellen, nachdem sie so lange Zeit zu unserer tiefsten Betrübniß durch die verderblichen Staatskünste einer volksfeindlichen Regierung erschüttert gewesen waren — —

Oesterreicher! Die Zeiten sind jetzt vorüber, wo man die Hände ruhig in den Schooß legen konnte, die Zeiten

von heute erfordern die ganze Kraft des Mannes, den ganzen Muth, die volle Einsicht des Bürgers. Laßt uns einmal die Schmach abwerfen, welche uns die deutschen Brüder jenseits der Grenze so oft an den Kopf geworfen haben; die Schmach, keine ernsten Männer, sondern nur lustige Zecher, keine denkenden Köpfe, sondern gutmüthige Unterthanen, keine braven Bürger, sondern mit Ketten prunkende Müssiggänger zu sein; laßt uns einmal zeigen, daß uns das Wohl unseres Staates höher steht, als das tägliche Brot, daß wir nicht blos den Magen, sondern auch das Herz und den Kopf auf dem rechten Flecke haben, daß wir ebenso stark wie in der Liebe, im Wein und im Gesang, auch in der Freiheit, im Rechte und im Geiste sind; laßt uns den deutschen Brüdern zeigen, daß die rastlosen Bemühungen unserer bisherigen Regierung, die Kraft und den gesunden Sinn der Oesterreicher zu brechen, vergeblich waren, daß wir mit Begeisterung und ausdauerndem Muth den Kampf um die Rechte und Freiheiten des Volkes, welchen die deutschen Männer am Rheine begonnen, aufnehmen und bis zum siegreichen Ende führen wollen, laßt uns unser selbst, eines freien Bürgerthums, der Selbstständigkeit unseres Denkens und Wollens würdig erscheinen, laßt uns Männer, ganze Männer sein!

Oesterreicher! Der entscheidende Augenblick ist gekommen. Ein muthiger, besonnener Schritt vorwärts führt uns an's Ziel, zum Glück, ein einziger Moment der Rathlosigkeit, des stummen Verzagens führt uns ins Verderben, in den gänzlichen Ruin des Staates. Eine jede Stunde, in welcher wir selbst mit kühner Hand in das Rad der herabstürzenden Staatsmaschine greifen, bringt uns Rettung für jetzt und immer, aber jede Minute, die wir den jetzigen Leukern unserer Schicksale noch ferner das Staatsruder vertrauen, bringt uns dem sichern politischen Tode entgegen, verlöscht den Namen Oesterreichs aus der Reihe der europäischen Staaten, führt uns den natürlichen Feinden aller Freiheit, aller Bildung und Gesetzlichkeit, führt uns den Barbaren des Ostens, führt uns den Russen in die Arme!

Ja, Oesterreicher, dieser zweite Feind unseres Staates und unserer heiligsten Interessen, dieser zweite gemeinsame Feind aller gebildeten und freien Völker Europas, dieser despotische Verräther an dem heiligen Geiste der Menschheit, dieser Judas Ischarioth unter den Freiheitsjüngern der neuen Welt, er steht bereits vor unseren Thoren! Er wartet schon seit Jahren mit seinen Horden, ob wir ihm den Eintritt in die Heiligthümer unserer Sitten, Gesetze und geistigen Errungenschaften freiwillig gestatten wollen, oder ob er mit der ganzen Wucht seiner rohen Gewalt sich den Eingang erzwingen soll, um Oesterreich mit allen seinen schönen Provinzen, Oesterreich mit dem ganzen Hab und Gut seiner kräftigen, intelligenten Bewohner, Oesterreich, dieses einzige und letzte Bollwerk Europas gegen die Barbaren des Ostens, an Einem Tage zusammenzustürzen und sich aus den Trümmern unseres Vaterlandes einen Fußschemel für den Thron des nordischen Kolosses zu erbauen!

Ja, Oesterreicher, der Russe lauert an unseren Grenzen, der Großmeister der Tyrannei blickt mit zufriedenem Lächeln auf unsere Länder und reicht seinen Ordensbrüdern in den europäischen Kabineten, seinen alten, treuen Verbündeten, die hilfreiche Hand. Der Russe hat seine Goldminen aufgethan und seine Handlanger, die Verräther unseres Vaterlandes, die Männer, welche seit dreißig Jahren nur ein gewagtes Spiel mit unserem Oesterreich trieben, die Männer, welche die Macht und das Ansehen unseres Monarchen und das ganze Wohl des Staates als den letzten Einsatz auf den Bestand ihres sinkenden Sistems hingegeben haben, diese Männer haben uns nun auch mit Leib und Seele an die Tyrannei verkauft, sie haben unsere Freiheit, unsere ganze Zukunft in die sibirischen Bergwerke abgeliefert, sie werden unsere Wünsche mit der Knute befriedigen, unsere feurigen Hoffnungen auf den Eisfeldern an der Lena abkühlen, unsere kühnen Gedanken in den unterirdischen Gängen des Ural ersticken, unseren edlen Bestrebungen — — in den blutigen Kämpfen am Kaukasus freien Raum gewähren.

Dies ist unser unerbittliches Schicksal, wenn wir nicht rasch ans Werk der Befreiung schreiten, wenn wir nicht in den nächsten Stunden die modernden Ueberreste einer verknöcherten Politik aus unserm Staatskörper entfernt und denselben durch junge, thatkräftige Glieder wiederbelebt und gestärkt haben.

Oesterreicher und Mitbürger! Laßt uns zusammenstehen in diesen Tagen der Gefahr, laßt uns vereint und friedlich die Wiedergeburt des Staates vollbringen, laßt uns rasch im Entschlusse, besonnen im Fortschritte, stark in der Arbeit, muthig und unverdrossen in der Vollbringung, unüberwindlich gegen alle Hindernisse sein, laßt uns Mann für Mann, Einer für Alle und Alle für Einen, das schwere Werk für's Vaterland beginnen! Dann werden wir in kurzer Zeit ein neues, großes, ein verjüngtes und mächtiges Oesterreich begrüßen können! Dann wird endlich der Makel vertilgt sein, der auf dem Namen der Oesterreicher unter den Völkern Europa's gelastet hat; dann werden uns die freien deutschen Brüder an der Elbe und am Rhein, in den Alpen und am Harz jubelnd empfangen und aufnehmen in den großen Bund der freien deutschen Männer.

Dann laßt die Feinde kommen, von Osten oder von Westen, mit den Krallen des russischen Aars oder der dreifarbigen Fahne der Republik! Sie sollen uns bereit finden zu jedem Kampfe, sie sollen fühlen, was Freiheitsmuth und echter Bürgersinn vermag, sie sollen das Gewicht unserer Schwerter kennen, sie sollen den freien, patriotischen Oesterreicher achten lernen!

Auf, Ihr Oesterreicher! Erwachet aus dem Schlummer! Werdet Männer! Rettet den Staat, rettet den Kaiser und das Reich! Es gilt einen Kampf auf Tod und Leben! Seid stark, muthig, einig! Ein neuer Geist hat die Völker beseelt, die Freiheit ruft! Die Freiheit für uns, die Freiheit für Oesterreich! Die Freiheit für alle Völker der Erde!

Wien, am 4. März 1848.

---

Vorschläge der österreichischen Bürger zu einer Reform der Staatsverwaltung im Sinne des gesetzlichen Fortschritts:

**1. Ministerien mit bestimmten Portefeuilles.** Umwandlung und Verminderung der Hofstellen in Regierungsbehörden mit genau bezeichnetem Wirkungskreise.

**2. Durchgreifende Reformen im ganzen Verwaltungssisteme.** Selbstverwaltung der Gemeinden und Kreise durch freie Wahl der Gemeindevorstände und

Kreisbehörden. Gerechte und gleichmäßige Vertheilung der Steuern auf alle Klassen der Staatsbürger. Berechtigung für Jeden, alle Arten Grundbesitz zu erwerben. Abschaffung des Lotto und Aufhebung der Monopole (Tabak, Salz 2c.) Gewerbefreiheit. Kreditanstalten für Ackerbau und Gewerbe. Verminderung des Beamtenstandes.

**3. Provinzialstände.** 1. Erweiterung der ständischen Verfassung durch Zuziehung des Bürger- und Bauernstandes zur Vertretung ihrer Interessen. 2. Wiedererstattung und Ausdehnung der ständischen Rechte: Vorlage und Berathung von Gesetzentwürfen, Rechnungsbericht über die jährlichen Einnahmen und Ausgaben. Steuerbewilligungs- und Verweigerungsrecht. 3. Oeffentlichkeit der Ständeverhandlungen.

**4. Vereinigter Landtag** mit jährlicher Einberufung zur Berathung der den ganzen Staat betreffenden Gesetze und Beschlüsse.

**5. Oeffentliches und mündliches Gerichtsverfahren.** Abschaffung des jetzigen heimlichen, inquisitorischen Gerichtswesens. Vertheidigung der Parteien durch selbstgewählte Anwälte gegenüber dem Staatsanwalte. Uebergabe der angeklagten Person binnen 24 Stunden an die kompetente Gerichtsbehörde.

**6. Aufhebung der Zensur.** Erlaß eines Preßgesetzes. Unter Preßfreiheit versteht man das angeborne Recht des Menschen, seine Gedanken anderen Menschen unverstümmelt mittheilen zu können. Die Preßfreiheit ist das einzige Mittel durch Verbreitung guter Schriften und Bücher geistige und moralische Bildung unter allen Klassen der Staatsbürger zu verbreiten, die Begriffe eines jeden Menschen über seine Stellung im Staate aufzuklären, die Beamten in ihrem Wirken zu überwachen, die Regierung auf Uebelstände in der Verwaltung aufmerksam zu machen und hierdurch vollkommenes Vertrauen und Uebereinstimmung zwischen den Behörden und Bürgern herzustellen. Gegen Angriffe auf Religion und das Staatsoberhaupt sowie gegen Verläumdungen und Skandale schützt das Kriminalgesetz oder das betreffende Preßgesetz.

**7. Religiöse Duldung** und Aufhebung aller, die einzelnen Konfessionen bedrückenden Dekrete.

**8. Beschränkung der Polizeiwillkür.** Persönliche Freiheit der Bürger. Schriftliche Verhaftsbefehle. Abschaffung des politischen Spionirsystems. Bewahrung des Briefgeheimnisses.

**9. Verbesserungen in der Volkserziehung und im öffentlichen Unterrichte.** Aufhebung der geisttödtenden Unterrichtsmethode in den Normal- und Volksschulen. Gänzliche Reform des gegenwärtigen Studienplanes. Aufhebung der geistlichen Studienanstalten. Lehrfreiheit und Abschaffung des Fachstudienzwanges auf den Universitäten.

**10. Allgemeine Volksbewaffnung.** Wirkliche Verwendung der bestehenden Bürgergarden zum Wachdienste, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit. Jeder waffenfähige Bürger werde in die Bürgermiliz eingereiht und exerziert, damit der Staat gegen Unruhen und Volksaufläufe im Innern und gegen den Feind nach Außen geschützt sei. Umwandlung des stehenden Heeres in allgemeinen Waffendienst und in Landwehr.

**11. Allgemeines Petitionsrecht.** Jedem Bürger stehe das Recht zu, seine Wünsche und Bitten durch seinen standesmäßigen Vertreter zur Kenntniß der Provinziallandstände oder des allgemeinen vereinigten Landtages, oder an die Stufen des kaiserlichen Thrones gelangen zu lassen.

## 33.

Die in diesem Manifeste enthaltenen Forderungen waren das Maximum dessen, was die vorgeschrittensten Liberalen in Oesterreich damals forderten. Die große Mehrzahl hätte man mit viel geringeren Konzessionen vollkommen zufriedenstellen, und mit der Gewährung einer Erweiterung der ständischen Verfassungen hätte einer Revolution vorgebeugt werden können, wenn die damalige Regierung es nicht hochmüthiger Weise abgelehnt hätte, die öffentliche Meinung in sich aufzunehmen. Die Machthaber wußten recht gut, daß der Wunsch nach Reformen ein allgemeiner sei, aber sie ignorirten es. Namentlich Graf Kolowrat wurde fortwährend mit Briefen überhäuft, in denen er gebeten, beschworen wurde, auf die schleunige Durchführung von Reformen zu dringen, um Oesterreich vor großen Gefahren zu bewahren. Schon am 1. März erhielt der Graf von einem in Wien seit Kurzem sich aufhaltenden Deutschen, Namens Henking, in Angelegenheiten der Schottenfelder Seidenzeug-Fabrikanten ein Schreiben, dessen Verfasser es nicht über sich bringen konnte, „in so ernster Zeit eine Arbeitsfrage einseitig zu erörtern." Henking schrieb dem Grafen unter Anderem:

„. . . . . . . Unverkennbar drängt die Volksentwicklung, wenn auch nicht auf Pariser Art, doch nicht weniger nachdrücklich auch in Oesterreich nach

I. einem Oesterreich, das mit seinen Königreichen und Provinzen ein untheilbar Ganzes, einen mächtigen, den schönsten Theil Deutschlands bilde. Als solchem wünscht sie ihm:

II. eine Reichsverfassung und einen Reichstag mit folgenden Grundsätzen: a) Heiligkeit, Unverletzlichkeit des Monarchen, b) Verantwortlichkeit der Vollziehungsbehörden, c) öffentliche Rechnungs- und Rechtspflege, d) Preßfreiheit, e) Kultenfreiheit, beide mit Repressivgesetzen gegen Mißbrauch, f) Arbeitorganisation für alle Stände, Gesetzlichkeit der Arbeit, worin sich die Geburtstände naturgemäß verschmelzen, g) Verkehrfreiheit im Innern, Schutz für die Arbeit durch mäßige Zölle und h) Petitionsrecht. Sie wünscht ferner:

III. Landesverfassungen, Landtage für alle Landestheile, welche obigen Punkten a bis h nicht entgegen sind, wenn sie auch in den Formen den Nationalitäten angepaßt werden...

Der Regierung bleibt dabei die schönste, angemessenste Rolle, die des wirklichen Regierens, ohne bei der Verwaltung mehr als durch Ueberwachung betheiligt zu sein. Ihr würde ebenso viele Verantwortlichkeit, ebenso viele Geldausgabe abgenommen als die selbstbetheiligten Abtheilungen davon übernehmen würden. Es wird daher auch jener oft gehörte Irrthum widerlegt, ein solches System entfremde von den Regenten, es mache sie entbehrlich. Der Regent, im Gegentheil, steht mit weniger Verantwortlichkeit, als Hort der allgemeinen Rechte, als Ueberwacher der Verwaltungen, um so höher und nothwendiger vor seinem Volke, je mehr Rechte bei diesem zu beschützen sind. Die Gesammtheit muß deshalb, in ihrem eigenen Interesse, den Regenten stark wünschen, gegen Außen und gegen Innen, stark durch die Konkordanz, welche aus der Gesetzlichkeit ohne Vorrechte entspringt. Der Verfasser stellt sich zur Verfügung der hohen Regierung, obgleich er eher bezweifeln als glauben darf, sie werde sich seiner bedienen wollen, und wünscht mit seinen

Eröffnungen, wenn auch keine Panacee, doch vielleicht einige berücksichtigenswerthe Beiträge zu etwa nachfolgenden legislatorischen Verfügungen gegeben zu haben ....

Interessant ist es nun, daß die Vorschläge Henking's von dem Grafen Kolowrat persönlich nicht eben ungünstig aufgenommen wurden. Er ließ vielmehr demselben durch einen Hofsekretär nach wenigen Tagen den Bescheid zukommen: Es seien konstitutionelle Fragen schon von vielen und gewichtigen Seiten her angeregt worden, sie haben jedoch in den oberen Sphären so entschiedenen Widerspruch gefunden, daß nicht zu erwarten sei, man werde diese Privatansicht berücksichtigen. Damit wird, was wir nebenbei bemerken, neuerdings bestätiget, daß von hochstehenden Personen auf Konzessionen gedrungen wurde, ohne die Staatskonferenz dafür gewinnen zu können. Es ist ein Beweis von Charakterschwäche bei dem Grafen Kolowrat, daß er, statt seine Stellung in der Regierung auf das Spiel zu setzen, es vorzog, dem Erzherzog Ludwig und dem Fürsten Metternich willfährig nachzugeben, um sich nur am Ruder zu behaupten. Wenn diesem Staatsmanne Kaiser und Vaterland wirklich höher gestanden wären, als sein eigenes ehrgeiziges Ich, er hätte gleich in den ersten Märztagen sein Verbleiben im Amte von der Bewilligung von Konzessionen abhängig machen müssen, anstatt sich auf eine mattherzige Opposition zu beschränken. Denn namentlich dem Grafen kamen Männer aus den verschiedensten Klassen der Bevölkerung vertrauensvoll entgegen. Das nachfolgende „unterthänigste" Memorandum, das ihm am 7. März von dem Bücherrevisor J. B. Freiberger (siehe die Anmerkung auf Seite 100) überreicht wurde, ist ein besonders sprechender Beleg dafür, daß die Stimmung in Wien in Folge der Katastrofe in Paris innerhalb weniger Tage einen hohen Grad von Gefährlichkeit angenommen hatte. In diesem Memorandum wird am 7. März bereits dem Grafen von einem vollkommen vertrauenswürdigen, in die damaligen Verhältnisse genau eingeweihten Manne mit voller Bestimmtheit gemeldet, daß eine Revolution in Wien nur durch rasche Ertheilung von Konzessionen verhindert werden könne. Das interessante Aktenstück lautet:

## Unterthänigstes Memorandum.

Eure Excellenz!

Wiewohl unberufen und auf die Gefahr hin anmaßend zu erscheinen, beseelet mich doch eine so große Liebe zu meinem Kaiserhause, für das ich jeden Augenblick mein Leben zu geben bereit bin, daß ich nicht umhin kann, in den so bitteren Bedrängnissen der Gegenwart und inmitten der herrschenden so großen Rathlosigkeit, als treuer Unterthan und Staatsdiener, Eure Excellenz meine ganz unmaßgeblichen Ansichten zur gnädigen Beherzigung zu Füßen zu legen, und ich bitte Eure Excellenz inständig, mir meine diesfällige Freimüthigkeit ja nicht übel zu deuten, als ob ich es etwa wagen wollte, der hohen Einsicht Eurer Excellenz vorzugreifen, oder als ob ich von der Gerechtigkeitsliebe und dem besten Willen Eurer Excellenz für alles Gute nicht ganz durchdrungen wäre; aber oft kommt ja auch von einem unbedeutenden Subalternen, der der großen Volksmasse näher steht und sie daher oft auch richtiger zu beurtheilen vermag, als dies in höheren Regionen möglich ist, — ein guter Einfall gelegen, und jedenfalls kommt meine Absicht aus einem wohlmeinenden, für unsern Kaiser und das ganze Kaiserhaus, sowie für unser liebes Oesterreich hochschlagenden Herzen.

Der gegenwärtige Augenblick scheint mir Großartiges dringend zu gebieten. Was die Völker im Gefühle für Gerechtigkeit und Billigkeit wünschen und anstreben, sollte ihnen so viel als möglich durch grandiöse Gnadenakte werden, um sie vor Verzweiflung zu bewahren, und den radikal-revolutionären Wühlern in allen Ländern das Mittel zu entreißen, der großen mißzufriedenen Volksmasse sich zu bemächtigen und Gräuel herbeizuführen, welche schon bei dem Gedanken an ihre bloße Möglichkeit jeden rechtschaffenen Menschen mit Schauder erfüllen müssen. Dies zu verhindern, gilt es, meiner schwachen Einsicht nach, im gegenwärtigen Augenblicke das Vertrauen, die Liebe und Dankbarkeit der großen Masse der Völker der Monarchie auf eine eklatante Weise, mit aller Raschheit auf's Neue wieder zu gewinnen, bevor es noch den Böswilligen gelingt, Konzessionen zu ertrotzen.

Dies könnte wohl am besten z. B. durch folgende Gnadenakte geschehen:

1. Vom so und sovielten an ist die Verzehrungssteuer auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse aufgehoben.

2. Das Stempelpatent vom 27. Jänner 1840 ist aufgehoben, und vom so und sovielten an tritt das frühere Stempelpatent vom 5. Oktober 1802 wieder in Wirksamkeit, bis ein neues in einem gerechteren und billigeren Verhältnisse hinsichtlich der Geldbeträge und der Standesverschiedenheit ausgearbeitet und kundgemacht sein wird.

3. Die Presse ist frei. Alle Druckschriften des Auslandes unterliegen von nun an keiner Zensur mehr, und für die inländische Presse bestehen die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen nur noch insolange fort, bis die für die Freiheit derselben nothwendigen Repressiv-Gesetze entworfen und kundgemacht sein werden.

4. Allen Militär- und Zivilhofstellen, Behörden und Aemtern wird hiermit zur strengsten Pflicht gemacht, bei allen Anträgen zu Besetzungen und Beförderungen von Dienstesstellen bei sonstiger Gewärtigung der allerhöchsten Ungnade, coteris paribus, sich gewissenhaft an die Anciennetät zu halten; den Fall eines begangenen Vergehens oder kompleter Untauglichkeit ausgenommen, welcher Fall jedoch stets legal erwiesen sein muß.

Solche Gnadenakte würden, meiner Ansicht nach, die Volksliebe zu unserem a. h. Kaiserhause zu einem Enthusiasmus steigern, wie er noch nie dagewesen, und der, wie ich glaube, im gegenwärtigen Augenblicke für die ganze Monarchie nur sehr wohlthätig wirken könnte.

Bei Begründung dieser 4 Punkte glaube ich, mich kurz fassen zu können, da Euer Excellenz gewiß ohnedies überzeugt sein werden, wie gerecht und billig sie wäre.

ad 1) sehe ich wohl ein, daß dieser Steuernachlaß einen finanziellen Nachtheil herbeiführen würde, aber die Beglückung von Millionen Menschen ist jedes Opfers werth, zumal im gegenwärtigen Augenblicke, und vielleicht ließe sich dies auf andere Weise wieder ersetzen. Der Einzelne, wie die Gesammtheit muß in so schwerer Zeit zu jedem Opfer bereit sein, und wäre eine finanzielle Krisis etwa ohnedies unvermeidlich, so würde eine solche nach vorausgegangenen, so großartigen, beglückenden Gnadenakten auch um so williger und mit desto ruhigerer und größerer Ergebung in ein unvermeidliches Unglück ertragen werden.

2. Bedarf es keiner Begründung; die Unbilligkeit des jetzigen Stempelpatentes liegt auf der Hand.

3. Behaupte ich aus Erfahrung einer 23jährigen Dienstzeit und bin dessen vollkommen überzeugt, daß durch die Freiheit der Presse der Zweck unserer Zensur (möglichste Verhütung der Verbreitung schlechter und verderblicher Bücher) faktisch wenigstens zum Theil erreicht werden würde, während bisher gerade das Gegentheil der Fall ist *).

Was als verboten bezeichnet wird, wird von dem bei weitem größeren Theile des Lesepublikums blos deshalb gesucht, gelesen und verschlungen, und so waren bisher die

*) Von einem Zensurbeamten gewiß ein höchst merkwürdiges Geständniß!

verbotenen Bücher die gesuchteste und daher auch die verbreitetste Waare im Buchhandel, und so war auch der Zweck der Zensur durch das bisherige System geradezu vereitelt. Heute den Ausspruch thun: „Es gibt kein verbotenes Buch mehr!“ und die Jagd nach schlechten Büchern hat ein Ende; die wirklich schädlichen und verderblichen Bücher, als solche nicht mehr bezeichnet, werden nicht mehr gesucht, und somit gewiß auch wenigstens um zwei Drittheile weniger verbreitet und gelesen, und es würde so von dem Zwecke der bisherigen Zensur wenigstens noch ein Theil erreicht. Für's Inland soll vor Allem die Wahrheit zensurfrei sein, denn kein rechtschaffener Mensch braucht die Wahrheit zu fürchten; dagegen aber wäre Lüge und Verleumdung exemplarisch zu strafen, womit die Presse durch Repressiv-Gesetze bald auf's Beste regulirt sein könnte. Ganz abgesehen davon, daß die Preßfreiheit in unseren Nachbarländern eine diesfalls nothwendige Aenderung auch bei uns herbeizuführen gebietet, und daß man das in unseren Tagen nun einmal bis zur Schwindelhöhe gesteigerte Verlangen der Völker nach Preßfreiheit nicht unberücksichtigt von sich weisen kann.

4. Welche Mißstimmung und Unzufriedenheit die bei Besetzungen und Beförderungen eingerissene Willkür und Protektionssucht im Zivil- und Militärstand bereits hervorgebracht hat, wird Eurer Excellenz durch die vorkommenden, so häufigen Klagen darüber, ohnedies kein Geheimniß sein, und das Traurigste hierbei ist oft noch das, daß häufig in solchen Fällen aus Unwissenheit der Gekränkten oder gar aus Böswilligkeit der Antragsteller die Schuld der Ungerechtigkeit unserem guten Kaiser oder dem Erzherzoge zur Last gelegt wird.

Ich bitte noch vielmals um Vergebung, daß ich es gewagt, mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehen, aber ich fühlte einen solchen Drang in mir, aus Liebe zu meinem Kaiser, zum ganzen Kaiserhause und zu unserem lieben Oesterreich, daß ich demselben nicht mehr widerstehen konnte, und erst jetzt Erleichterung finde, nachdem ich Eurer Excellenz mein Herz aufgeschlossen habe.

Genehmigen Euer Excellenz bei diesem Anlasse die wiederholten Ausdrücke meiner unbegrenztesten Hochachtung und tiefsten, aufrichtigsten Verehrung, womit ich die Ehre habe, in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu sein

Ew. Excellenz ganz gehorsamst ergebenster Diener

J. B. Freiberger, m. p.,
k. k. n. ö. Regierungskonzipist und erster
Bücher-Revisor.

Wien, den 7. März 1848.

An

Se. des Hochgebornen Herrn Herrn Franz Grafen v. Kolowrat, Sr. Majestät wirklichen geheimen Rath, Staats- und Konferenz-Minister, Kämmerer 2c. 2c. 2c. Excellenz.

(Eingehändigt am 7. März 1848, Mittags.)

## 34.

Man sollte meinen, der Inhalt dieser Briefe, Memoranden und Eingaben ähnlichen Inhaltes, welche nicht blos dem Grafen Kolowrat, sondern, wie schon erwähnt wurde, auch anderen hochstehenden Personen zukamen, wäre für wichtig genug gehalten worden, um im Schooße der Staatskonferenz zur Sprache zu kommen. Es geschah aber das direkte Gegentheil. Nicht blos Graf Kolowrat, der sich um jeden Preis in seiner amtlichen Stellung erhalten wollte, sondern auch die übrigen hohen Personen, den Erzherzog Johann allein ausgenommen, ließen diese Zuschriften, trotzdem sie ein vollgiltiger Beleg für die herrschende Stimmung waren, einfach in den Papierkorb wandern, oder legten denselben mindestens gar keine Beachtung bei. Es geschah dies nicht aus Mangel an Einsicht, wohl aber darum, weil in den ersten drei Märztagen, in den höchsten Regierungskreisen ein bemerkenswerther Umschwung sich vollzogen hatte. Erzherzog Ludwig und der sich nun fester als jemals mit ihm verbündende Fürst Metternich scheinen es nämlich plötzlich für nothwendig gehalten zu haben, die in den Hofkreisen gegen das „Sistem“ und dessen „beide Stützen“, also gegen ihre Personen, ankämpfende Opposition zum Schweigen zu zwingen. Wir haben diese Opposition von ihrem Entstehen an aufmerksam verfolgt, wir haben gesehen, wie es zuerst die sich immer steigernden Finanznöthen waren, die den Baron Kübeck bewogen, die Nothwendigkeit zeitgemäßer Konzessionen bei der Staatskonferenz in Anregung zu bringen, wie die Genehmigung solcher Konzessionen nur von dem Grafen Kolowrat befürwortet, später (in der ersten Hälfte des Februar 1848) sogar von einigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie gutgeheißen wurde. Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich wurden endlich dazu bewogen, im Prinzipe wenigstens mit Konzessionen sich einverstanden zu erklären, deren Ausführung aber sich für einen späteren Zeitpunkt vorzubehalten. Mittlerweile verging die zweite Hälfte des Februars, und sei es, daß das Drängen nach Reformen aufhörte, sei es, daß sowohl der Erzherzog als der Staatskanzler neuerdings zu einem kräftigeren Widerstande gegen die Vornahme von Reformen sich ermannten, das Ergebniß der ganzen Reformbewegung in den hohen Kreisen war, daß Alles beim Alten blieb und schließlich ganz darauf vergessen wurde, daß man eigentlich um Reformen sich herumgestritten hatte. Zu deren Durchführung waren mindestens nicht die geringsten Voreinleitungen getroffen worden. Nach der furchtbaren Ueberraschung, die dem Wiener Hofe und der Regierung durch den Ausbruch der Februarrevolution in Paris bereitet wurde, entfaltete die Opposition in den hohen Kreisen neuerdings eine außerordentliche Regsamkeit. Nicht blos einzelne Erzherzoge, sondern die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder des kaiserlichen Hauses war nun ganz entschieden dafür, daß man durch liberale Zugeständnisse, durch das Eingehen auf die Wünsche der Landstände, die im Volke reichlich vorhandene Unzufriedenheit zu beschwichtigen, die bis zum Wahne gesteigerte Furcht vor einem Staatsbankerotte dadurch zu bannen suche. Wir haben bereits berichtet, daß sowohl von Seite des Erzherzogs Ludwig als des Fürsten Metternich solchen Zumuthungen der starrste Widerstand entgegengesetzt wurde, daß von diesen beiden Personen, die faktisch im Besitze der ganzen Regierungsgewalt sich befanden, die Gefährlichkeit der geringsten Konzession aus dem Grunde für erwiesen erachtet wurde, weil das Publikum durch Konzessionen im gegenwärtigen Augenblicke leicht zu der Vermuthung gebracht werden könnte, daß dieselben nicht freiwillig zugestanden, sondern als durch die Zeitverhältnisse erzwungen in Empfang genommen werden könnten. Aber sowohl Erzherzog Ludwig als Fürst Metternich erblickten die höchste Gefahr darin, daß die Regierung auch nur den Schein gewinne, als sei ihr die Freiwilligkeit des Entschlusses abhanden gekommen. Dazu kommt noch, daß die beiden alten Herren sich wirklich nicht davon überzeugen ließen, daß die Gefahr einer Revolution in Oesterreich auch nur im entferntesten vorhanden sei.

Es war also nicht allein die Zähigkeit, mit der sie an dem Bestehenden hingen, sondern auch die Sicherheit, mit der sie der Zukunft entgegenblickten, welche es den beiden Machthabern gerathen erscheinen ließ, den Glauben, daß Konzessionen dringend nothwendig oder überhaupt nur nothwendig seien, in den hohen Kreisen gar nicht aufkommen zu lassen. Und so können wir denn auch der Mittheilung eines eingeweihten Zeitgenossen vollen Glauben beimessen, welcher berichtet, daß der Ansicht, „es sei staatsgefährlich an Reformen auch nur zu denken, von dem Erzherzog und dem Fürsten schon am 2. März zu dem Ansehen eines Dogma verholfen wurde, dessen Wahrheit von Niemanden in Zweifel gezogen werden durfte, der sich nicht dem schlimmen Rufe preisgeben wollte, mit den Interessen der Dynastie und des Staates ein gefährliches Spiel spielen zu wollen.“ Man wird nun glauben, daß namentlich die Mitglieder des kaiserlichen Hauses genug Einfluß besessen hätten, ganz unbekümmert um die Dogmen des Erzherzogs Ludwig und des Fürsten Metternich, ihre Ansichten zu vertreten. Sie besaßen aber den hiezu erforderlichen Einfluß eben nicht. Es ist heute noch ein Geheimniß, dessen vollständige Enthüllung gewiß noch lange auf sich warten lassen wird, welcher Einfluß auf die Regierung des Kaisers Ferdinand dem Erzherzog Ludwig von seinem Bruder, dem Kaiser Franz, auf dem Sterbebette zugewiesen wurde. Thatsächlich übte er im Namen des kranken Kaisers Ferdinand Befugnisse aus, die in einem Rechtsstaate blos dem verfassungsmäßigen Regenten übertragen werden können. Jedenfalls aber war der Erzherzog in der Lage, den übrigen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses das Recht der Einflußnahme auf die Staatsangelegenheiten zu bestreiten und eine Aeußerung des Erzherzogs, die in den ersten Märztagen in den politischen Kreisen Wiens die Runde machte, beweist, daß man auch im Publikum der Meinung war, der Erzherzog befinde sich in dieser Lage.

Das Gerücht meldete nämlich, Erzherzog Ludwig habe den für Reformen sich aussprechenden Erzherzogen und Erzherzoginnen bestimmt erklärt: „Ich habe es dem Kaiser Franz auf dem Sterbebette zugeschworen, daß, so lange ich lebe, an der Staatsverfassung nichts geändert werden wird, und ich werde dies daher niemals zugeben! Es ist dabei auch gar nichts zu befürchten.“ Dieses Gerücht erbitterte das Publikum gegen die starren Aufrechterhalter des Sistems nur noch mehr, weil es dadurch erfuhr, daß der Hof geneigt sei, Konzessionen zu machen. Der Umstand aber, daß sowohl die ständischen Oppositionellen als die bürgerlichen Liberalen sich immer mehr der Ueberzeugung hingaben, bei ihren Bestrebungen auf die Zustimmung der meisten Erzherzoge und Erzherzoginnen zählen zu können, trug wesentlich dazu bei, den Boden Wiens für eine Revolution immer geeigneter zu machen. „Der Starrsinn des Erzherzogs Ludwig und des Fürsten Metternich bildet das einzige Hinderniß für einen gesunden Fortschritt in Oesterreich. Wenn dieser Starrsinn gebrochen werden könnte, dann gäbe es gar keine Schwierigkeit mehr.“ Solche und ähnliche Ansichten wurden damals in allen Vereinen und gesellschaftlichen Zirkeln fortwährend geäußert und nicht der mindeste Widerspruch wurde dabei laut. Die Gerüchte über einen ernsten Konflikt zwischen dem Erzherzoge Johann und dem Erzherzoge Ludwig waren gleichfalls darnach angethan, die bestehende Aufregung zu vermehren. Erzherzog Johann, der in Folge der Pariser Ereignisse nach Wien geeilt war, um für Reformen thätig zu sein, soll sich nämlich, wie erzählt wurde, unmittelbar nach seiner Ankunft zum Erzherzoge Ludwig begeben haben, um ihm über die Lage des Reiches Vorstellungen zu machen. „Johann — versichert man — sprach es dem Erzherzoge, seinem Bruder, gegenüber offen aus, daß, wenn die Regierung es noch länger unterlassen sollte, dem Drange der Zeitverhältnisse nach liberalen Institutionen nachzugeben, die Regierung selbst diesem Drange werde weichen müssen. Er suchte ihn zu überzeugen, daß nichts mehr übrig bleibe, als auf die Forderungen der Landstände einzugehen und durch die Verstärkung der Ständeversammlungen mit freigewählten Vertretern des Bürger- und Bauernstandes die allgemeine Mißstimmung zu beschwichtigen. Im Publikum heißt es nun (schreibt unser Gewährsmann in seinen Aufzeichnungen), daß in Folge dieser Rathschläge zwischen den beiden Erzherzogen es zu einem vollständigen Bruche gekommen sei, und daß Erzh. Ludwig in der Hitze des Gespräches die Stände und alle ihre Fürsprecher als Hochverräther bezeichnet habe, mit denen man, wenn sie sich zu viel herausnehmen sollten, einen ganz kurzen Prozeß machen werde. Erzherzog Johann hat nach dieser Aeußerung seinem Bruder eine sehr heftige Antwort gegeben, und ein paar Stunden später die Rückreise nach Steiermark mit der festen Absicht angetreten, so lange Erzherzog Ludwig am Ruder sich befinde, die Hauptstadt nicht wieder zu betreten.“ Diese Mittheilung eines Zeitgenossen vermögen wir natürlich nicht zu verbürgen, aber sie erscheint uns um so wahrscheinlicher, als Erzherzog Ludwig von jeher geneigt war, den ständischen Oppositionellen die verwerflichsten Absichten zuzumuthen und sie daher für höchst gefährliche Leute zu halten. Es bezeugt dies auch die nachfolgende Thatsache, deren Richtigkeit nicht angefochten werden kann. Erzherzog Ludwig gab im Jahre 1847 plötzlich den Auftrag, die beiden hervorragenden Wortführer der ständischen Opposition, Baron Doblhoff und Baron Andrian, als staatsgefährliche Personen zu behandeln und sie unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Die Polizei leistete dem erzherzoglichen Befehle natürlich Folge und ein höherer Polizeibeamter wurde mit der Mission betraut, die Leibjäger dieser beiden Kavaliere durch Bestechung dafür zu gewinnen, daß sie ihre Herren gehörig auskundschaften und über dieselben der Polizei regelmäßig rapportiren. Der Jäger des Baron Doblhoff, ein ausgedienter Soldat, wurde nun bei dem Eid, den er seinem Kaiser geschworen, dazu verhalten, der Polizei Tag für Tag zu berichten, welche Personen seinen Herrn besuchen, welche Gespräche bei seinem Herrn geführt werden, die an ihn einlangenden Briefe der Polizei zu überantworten, u. s. w. Dem Diener wurde dieses Spioniren endlich unerträglich. Er warf sich seinem Herrn zu Füßen, gestand ihm ein, wozu er mißbraucht wurde, und bat ihn, sich seiner zu entledigen. Doblhoff, überrascht von dieser Eröffnung, eilte zu Andrian, darüber mit ihm Rücksprache zu pflegen, und war erstaunt, als ihm dieser lachend erzählte: „Das hat mir mein Jäger schon vor Monaten eingestanden. Ich habe ihm gesagt, er solle sich von der Polizei nur recht gut bezahlen lassen, die Berichte über meine Person werde ich

ihm aber jedesmal diktiren." Doblhoff, der nicht wie Andrian sich in's Privatleben zurückgezogen hatte, sondern als ständischer Verordneter eine öffentliche Stellung bekleidete, glaubte sich die Polizeiaufsicht nicht gefallen lassen zu dürfen. Er remonstrirte dagegen bei der niederösterreichischen Regierung, und erhielt schließlich vom Grafen Kolowrat den offiziellen Bescheid, daß nicht in Folge eines Auftrages der Regierung, sondern mittelst einer persönlichen Weisung des Erzherzogs Ludwig die polizeiliche Ueberwachung über ihn verhängt worden war. Die Gehässigkeit dieser Maßregel ist um so augenfälliger, als man weiß, daß sowohl Doblhoff als Andrian durch ihr ganzes öffentliches Auftreten auch niemals im Entferntesten zu dem Verdachte die Veranlassung gaben, daß ihre Bestrebungen anderswohin gerichtet seien, als auf eine allmälige und friedliche Aenderung von Zuständen, die sich längst schon überlebt hatten. Auch unter den übrigen Mitgliedern der Stände Niederösterreichs gab es kein einziges, dessen Tendenzen für die öffentliche Ruhe und Ordnung irgendwie gefährlich hätten werden können. Die ständischen Oppositionellen gingen niemals über das von Andrian in seiner weiter oben (Seite 22) besprochenen Schrift „Oesterreich und dessen Zukunft" aufgestellte Programm hinaus. Sie wollten Reform und Kontrole der Verwaltung durch Volksvertretung am Landtage und in der Gemeinde, und eine mäßige Preßfreiheit, weil nur so die Allgewalt der Bureaukratie zu brechen und für die ständische Mitregierung eine Bürgschaft zu erlangen war. Aber sie wollten auch, und schon dies beweist, wenn es noch nöthig wäre, wie fern sie vom eigentlichen Repräsentativsistem waren, blos die Verstärkung ihrer Landtage durch gewählte Vertreter des Bürger- und Bauernstandes: sie setzten also ihren, den ersten Stand, dem ganzen Volk im wahren Sinne gegenüber. „Sie dachten und wollten einfach — bemerkt Löhner — was jede feudal-aristokratische Korporation in gleich günstiger Lage (nämlich in den Märztagen des Jahres 1848) gedacht und gewollt hätte: die Regierung sollte durch den moralischen Zwang des die Stände unterstützenden Volkes zu Gewaltabtretungen gebracht werden, deren bester Theil ihnen geblieben wäre." Um sich von der vollkommen loyalen Haltung und der von allen Revolutionsabsichten himmelweit entfernten Tendenz der Stände Niederösterreichs zu überzeugen, braucht man übrigens nur die vorhandenen Protokolle des ständischen Verordnetenkollegiums und des verstärkten ständischen Ausschusses zu lesen, und man wird keinen einzigen Beschluß, keine einzige Rede darin entdecken können, die darauf schließen ließe, daß auch nur ein einziger dieser Landstände es darauf abgesehen habe, die zeitgemäßen Aenderungen im Staatsleben von der Regierung nöthigenfalls mit Gewalt erzwingen zu wollen. Besonders bemerkenswerth in dieser Richtung erscheint uns die am 3. März über Anregung des Ritters Karl von Kleyle von dreiunddreißig Landständen an das ständische Verordneten-Kollegium erlassene Denkschrift über die Lage der Monarchie und die zu deren Rettung nothwendig gewordenen Reformen. Diese interessante Denkschrift, welche als das politische Glaubensbekenntniß der ständischen Opposition Niederösterreichs angesehen werden kann, lautet:

### Memorandum von 33 Landesmitgliedern.

„Politische und nationale Aufregung, allgemeine Theuerung, welche sich in einzelnen Theilen der Monarchie bis zur Hungersnoth steigert, endlich der wankende Kredit der Finanzen bereiteten in unserem Vaterlande eine Krisis vor, welcher die Bevölkerung in dumpfer Gährung entgegensieht. Der Augenblick der Entscheidung naht mit immer schnelleren Schritten und wird um so zerstörender auftreten, je weniger Kräfte gesammelt werden, die helfen und retten können. Den Ständen kommt es zu, ihre Treue und Anhänglichkeit an ihr angestammtes Kaiserhaus, ihre Liebe zum Vaterlande, welches nach einer ruhmvollen Vergangenheit einer düstern Zukunft entgegengeht, dadurch zu beweisen, daß sie ihrem erhabenen Monarchen ehrerbietig und offen die Verhältnisse schildern und die Mittel zur Abhilfe bezeichnen. Der Stände heiligste Pflicht ist es, nicht in müßiger Verzweiflung zuzuwarten, bis ungesetzliche Gewalten hereinbrechen, sondern mit Hingebung und Aufopferung auf gesetzlichem Wege dahin zu wirken, daß dem Staate eine dauernde Grundlage gegeben und eine kräftige Entwicklung möglich gemacht werde."

„Es ist die Zeit des Friedens, der länger dauerte, als je in einer früheren Epoche — der innern Ruhe, welche in allen Stämmen des Kaiserreiches herrschte — des materiellen Wohlseins, herbeigeführt durch ununterbrochene reichliche Ernten — es ist diese Zeit, so geeignet zu heilbringender allmäliger Reform, fast ungenützt verstrichen. Die aus der Vorzeit herstammenden Urbariallasten sind nicht abgelöst, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit besteht in alter Form, den Gemeinden auf dem Lande wie in den Städten ist kaum der Schatten eines korporativen Lebens eingeräumt, die Stände der Provinzen sind zum Scheinbilde herabgesunken — Zollschranken trennen die Theile eines Gesammtstaates, die Steuern lasten jetzt wie früher auf einzelnen und gerade den ärmeren Klassen, während das Defizit im Staatshaushalte in erschreckendem Maße anwächst — die Bildung des Volkes ist stehen geblieben beim Lehren von Lesen und Schreiben, die höhere Bildung in dem strengsten Schulzwange eingeengt und die Presse geknebelt, wie seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr."

„Die Stimmen Einzelner aus dem Volke wie aus der Regierung, die Stimmen der Stände, welche die so wünschenswerthen Verbesserungen bezeichneten, sie verhallten, weil der geistige Drang, den die Befreiungskämpfe wach geschüttelt hatten, wieder eingeschlafen und der physische Zustand der Bevölkerung im Ganzen und Großen ein günstiger schien. Selbst dann noch, als rings an dem politischen Horizonte die Leuchten einer fortschreitenden Bewegung aufblitzten, tröstete man sich mit dem süßen Glauben, an Oesterreichs Grenzen werden sie Halt machen. Das blutige Losbrechen der rohen Massen in Galizien war die erste oder furchtbare Mahnung im Innern der Monarchie. In wenigen Tagen waren die grausamsten Metzeleien, die sinnlosesten Verwüstungen vollbracht und es drohte die höchste Gefahr, daß sich unter der Fahne der Robotverweigerung ein verheerender Bauernaufruhr in die angrenzenden Provinzen fortwälze. Wiederholte Mißernten suchten Europa schwer heim und verursachten Handelskrisen, wie sie ohne Kriege in dem Umfange und in der Dauer nie erlebt wurden. Auf allen Klassen der Bevölkerung und in allen Theilen der Monarchie lastet der Druck der Theuerung von Lebensmitteln. Das Mißtrauen in kommerzielle und industrielle Unternehmungen zerstört den Privatkredit, und hat schon auf allen Seiten schwere Kapitalsverluste herbeigeführt. In solcher Zeit bricht die politische Gährung in Italien aus. Die italienischen Provinzen entflammt ein glühender Haß gegen die österreichische Regierung, unter welcher sie doch in blühendem Wohlstande und in gesicherter Rechtspflege gelebt hatten, und nur eine Kriegsmacht so groß wie in Feindesland fesselt die Widerstrebenden an den Kaiserstaat. So haben wir nun zwei Königreiche, in welchen ein nationaler und politischer Aufstand mit Waffengewalt niedergehalten wird. Die ungeheuren Ausgaben, welche die Besatzung so großer Länder verursacht,

können nur mit neuen Staatsschulden gedeckt werden. Während der Staat auf das Dringendste Geld bedarf, sinkt bei der ganzen Bevölkerung das Vertrauen in den Bestand der Monarchie und die Angst verschließt die Kasse der Kapitalisten. Eine Erhöhung der Steuern ist fast unmöglich, die ruhigen Pravinzen würde sie aufreizen und in den unruhigen die Erbitterung auf das Aeußerste steigern."

„Die Entwicklung der palitischen Zustände in den westlichen und südlichen Nachbarländern hat in Oesterreichs Bevölkerung einen mächtigen Anklang gefunden. Ungarns Konstitution gibt den Beweis, daß Verfassungen auch unter dem österreichischen Szepter gedeihen können. Die gebildeten Klassen in allen Provinzen, selbst die Mehrzahl der Staatsdiener erkennen, daß mit dem starren Festhalten an dem früher vielleicht nathwendigen Beamtenstaate eine immer wachsende Bewegung zurückgedrängt und ein gewaltsamer Durchbruch herbeigeführt werde. Nicht die äußerste Beschränkung in Verbreitung mißliebiger Bücher, nicht das Verbot der Besprechung palitischer Gegenstände, keine, auch die strengsten palizeilichen Maßregeln werden das rallende Rad der Zeit aufhalten. Ja sie werden durch die gesteigerte Mißstimmung das gewaltsame Ende unvermeidlich und schneller herbeiführen. Mit der Macht des potitischen Strebens verbindet sich die Noth der Finanzen und es wird allen Besannenen klar, daß es so nicht mehr weiter gehen kann."

„Den drahenden Verhältnissen gegenübersteht die Staatsverwaltung in einer Organisation, der ihr vardem frisches Leben mit jedem Tage mehr entflieht. Die Nothwendigkeit, die unteren Schichten der Bevölkerung van dem Drucke der höheren za befreien, war der erste und humane Beweggrund zur Bildung eines Beamtenstaates. Der massenhafte Kampf, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz Europa in Bewegung brachte, nöthigte auch die österreichische Regierung zur Zentralisirung der Staatsgewalt. Die Herrschaft, durch Beamte ausgeübt, entwickelte sich immer entschiedener, und drängte Landstände, Korporationen und Gemeinden in ihrer Wirksamkeit um so mehr zurück, als die Bureaukratie die besten Kräfte der Nation an sich zog und die karparativen Glieder des Staates durch Eigennutz und Theilnahmslasigkeit verkamen."

„Wären die kräftigen Hebel, welche die Regierung durch die zentralisirte Gewalt gewonnen hatte, zur Wegräumung des alten Schuttes und zum Aufbau eines Staatsgebäudes, in welchem auch die geistige Entwicklung Raum gefunden hätte, benützt warden, Oesterreich stünde jetzt in frischer Kraft, in neuem Glanze da. Aber die Regierung verzweigte sich in immer mehr Behörden und die Organe, mit denen sie in dem Volksleben wurzelte, vertrackneten nach und nach. Die Macht, welche von einem Punkte aus kräftig und kansequent wirken kaunte, sie zersplitterte sich in Hunderte von Stellen, welche die getheilte Gewalt in entgegengesetzten Richtungen ausübten. Es gibt kaum eine Regierung, welche in ihrem Gange gefesselter wäre als die österreichische. Die Stimme einer Behörde wird aufgewogen durch die entgegengesetzte einer andern. Ansichten aller Art finden in den Behörden selbst ihre Vertreter und in dem Kampfe der vielen amtlich ausgesprochenen Meinungen steht die Staatsmaschine still, Geist und Kraft reiben sich auf in dem Regimente der Kanzleien."

„Aber das Leben des Valkes ist nicht stille gestanden, es hat in Ruhe und materiellem Wahlstande tausend und tausend Keime getrieben, welche in palitischen und nationalen Reibungen erstarkten, und es wird von Außen angeregt und im Innern bedraht, die engen Schranken der Beamtenherrschaft zerbrechen, wenn seiner Entwicklung nicht Raum gegeben wird. Ueberall zeigen sich die Symptame der herannahenden Krisis und die Manarchie wird zerfallen, wenn die Hilfe nicht schnell und kräftig eintritt. Diejenigen, die zum Helfen berufen, jetzt rath- oder muthlos die Hände in den Schooß legen, um kommen zu lassen, was dakammen will, muß die fürchterlichste Verantwortung treffen"

„In dieser Lage müssen die Stände dem Monarchen rathend zur Seite stehen. Es darf sie nicht der bange Zweifel, ab es noch Mittel gebe, das hereinbrechende Verderben aufzuhalten, nicht die kleinliche Besargniß, ihre edle Absicht mißdeutet zu sehen, wankend machen. Sie müssen als treue Unterthanen ihres Kaisers, als gute Bürger ihres Vaterlandes die Mittel der Abhilfe erwägen und ihren Rath aussprechen."

„Die unterzeichneten Landesmitglieder vermögen die Rettung vor der Auflösung nur in der Wiederkehr des Vertrauens der ganzen Bevölkerung zur Staatsverwaltung zu sehen. Mißtrauen zwischen den einzelnen Klassen und Stämmen, Mißtrauen zwischen Valk und Regierung erscheinen ihnen als die unversiegbare Quelle des Verderbens. Tritt an die Stelle der Furcht var Anmaßung und Unterdrückung das Bewußtsein eines Rechtszustandes, der Hohen und Niederen, Armen und Reichen, allen Natianen des Kaiserthums die wahre Geltung im Staate sichert; so werden alle Klassen der Bevölkerung, erstarkt in der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, bereit sein, Gut und Blut für seine Erhaltung einzusetzen. Der Manarchie mit ihren graßartigen Hilfsmitteln kann dann die Finanzklemme keine Sorge machen, und das Streben nach Trennung van einem palitisch gesunden und graßen Staate wird zur Tharheit."

„Welche palitischen Refarmen nathwendig sind, um die auseinanderstrebenden Theile durch das Band des Vertrauens und der Kraft zu einem Ganzen zu vereinen, darüber können bei der unermeßlichen Schwierigkeit der Lage nur von einer patriatischen und erleuchteten Versammlung nach ruhiger und gründlicher Erörterung ersprießliche Rathschläge erwartet werden."

„Die unterzeichneten Landesmitglieder stellen deshalb an das hachlöbliche Verordneten-Kollegium das Ansuchen, diesen eben so wichtigen als dringenden Gegenstand auf verfassungsmäßigem Wege der nächsten Versammlung der niederösterreichischen Stände zur Berathung und Schlußfassung varzulegen.

Wien, am 3. März 1848."

Die Anschuldigungen des Grafen Hartig in seiner schon häufig zitirten „Genesis", daß „die Stände die selbstsüchtig spekulirenden Kompagnons einer thronstürzenden Fraktion" waren, daß die Stände sich im großen Publikum Sympathien zu gewinnen strebten, in der Absicht, diese Sympathien einmal in revolutionärer Weise auszubeuten, diese Anschuldigungen sind so dreist, um nicht mit Recht als böswillige Verleumdungen zurückgewiesen zu werden. Der Verfasser der ständischen Vertheidigungsschrift: „Die niederösterreichischen Landstände und die Genesis" geht in seinem Eifer dagegen freilich wieder zu weit, wenn er das Handeln der Stände als einen „Meisterdoppelgriff von Loyalität und Freisinn" bezeichnet, aber das darf man ihm glauben, daß sich die Stände darüber klar waren, stark genug zu sein, um gegenüber der Regierungspartei ihre Reformideen im Reformwege durchzusetzen, nicht stark genug, um einer Revolution gegenüber den politischen Einfluß, den sie anstrebten, zu behaupten.

## 35.

Die Nachricht von dem zwischen den Erzherzogen Ludwig und Johann ausgebrochenen Konflikte verbreitete sich in ganz Wien wie ein Lauffeuer. Ueberall sprach man von diesem Ereig-

nisse bei Hofe, von dem „Bruche" in der kaiserlichen Familie und es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß allgemein für Johann, für jene Erzherzoge und Erzherzoginnen Partei genommen wurde, von denen man annahm, glaubte, vermuthete, daß sie für die Bewilligung von Konzessionen sich ausgesprochen haben. „Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich" — hieß es damals allgemein — „tirannisiren nicht blos das Volk, sondern auch den Hof, das Volk muß sich des Hofes annehmen, es muß der kaiserlichen Familie gegen ihre Unterdrücker beistehen." Die gemäßigtesten, ordnungsliebendsten Bürger neigten sich dieser Ansicht zu, und nachdem es gleichsam Volksglaube geworden war, daß man sich in vollster Uebereinstimmung mit einzelnen Erzherzogen befinde, wenn man für einen Sistemwechsel agitire, so ist es ganz begreiflich, daß die mit dem Sisteme Unzufriedenen an Zahl fortwährend zunahmen und immer muthiger und zuversichtlicher ihr Haupt erhoben. Schon am 5. März flogen die ersten Steine in die Feaster der Metternich'schen Villa am Rennwege. Aber nicht blos die unteren Volksschichten, auch die wohlhabenden Klassen verspürten plötzlich einen Kitzel, der Regierung ein Lebenszeichen von sich zu geben. „Am 5. März, am Faschingsonntage," meldet ein uns vorliegender Bericht, „fanden unter einer größeren Anzahl von Gewerbvereinsmitgliedern Besprechungen darüber statt, auf welche Weise man den mit dem Volke Hand in Haad gehenden Erzherzogen den Beweis liefern könne, daß sie das allgemeine Vertrauen besitzen. Die Friedlichsten, Konservativsten waren für eine solche Manifestation und dafür, dem Erzherzog Ludwig und dem Fürsten Metternich es, wenn auch indirekt, aber doch deutlich genug zu verstehen zu geben, daß man ihre Grundsätze veradscheue."

„Viele Mitglieder waren dafür, es dem Präsidenten zu überlassen, daß er es dem Erzherzog Franz Karl, dem Protektor des Vereins, unter vier Augen sagen solle, wie man im Publikum über die Regierung denke. Dagegen wurde eingewendet, daß eine solche Unterredung auf alle Fälle fruchtlos bleiben werde, und daß ein Erfolg nur dann möglich sei, wenn der Regierung es öffentlich ausgesprochen werde, daß man das Vertrauen zu ihr verloren habe. Die ganze Besprechung war übrigens erfolglos, man konnte zu keiner Einigung darüber kommen, was man der Regierung gegenüber unternehmen solle und die Unternehmungslustigsten verließen sich schließlich darauf, daß der Graf Colloredo-Mannsfeld, der Präsident des Vereins, bei der am nächsten Tag stattfindenden Vereinsversammlung dem dieselbe besuchenden Herrn Erzherzog-Protektor gegenüber der Stimmung der Vereinsmitglieder in einer angemessenen Rede Luft machen werde."

Die Mitglieder des Gewerbvereins, fast durchgehends wohlhabende Industrielle, reiche Privatleute und höhere Staatsbeamte, waren unzweifelhaft Männer der gemäßigtesten politischen Richtung. Die Luft, die im Gewerbevereine wehte, war eine kaiserlich-österreichische, und die Loyalität, die dieser Verein bei jedem Anlasse zu erkennen gab, war eine ungeheuchelte und aufrichtige. Trotzdem gerieth auch dieser rein gewerbliche Verein mit der Regierung und ihrem Sisteme in vollsten Widerspruch. Der von uns schon erwähnte längere Aufenthalt des volkswirthschaftlichen Agitators List in Wien, der mit dem Gewerbeverein in vielfache Berührungen kam, trug wesentlich dazu bei, die Mitglieder desselben für die Bestrebungen des Jahrhunderts zu erwärmen. List importirte den deutschen Liberalismus, die Rotteck-Welker'schen Prinzipien in den Gewerbverein, und brachte in dessen Kreisen das Studium des Konstitutionalismus in die Mode. Ein konstitutionelles Oesterreich, ein Oesterreich mit Ständelandtagen, in denen der Bürgerstand genügend vertreten ist, dafür schwärmte man nun im Gewerbvereine. Die absolute Regierung mit ihrer schlechten Finanzwirthschaft trug auch das Ihrige redlich dazu bei, das Vertrauen in ihre Lebensfähigkeit und Heilsamkeit gehörig zu untergraben, und so kam es endlich dahin, daß dieser aus lauter konservativen Elementen bestehende Verein durch die Pariser Februarrevolution sich dazu aufgemuntert fühlte, einen Umschwung der Dinge in Oesterreich offen zu begünstigen. Die Parteinahme dieses großen, allgemein geachteten Wiener Vereins für die Gegner der Regierung hatte aber für dieselbe beiläufig die Bedeutung, daß sich die wohlhabende und reiche Klasse des Wiener Bürgerthums von der Regierung lossagte und sich geneigt zeigte, Tendenzen zu unterstützen, welche die Letztere im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu bekämpfen genöthigt war. Damit glauben wir die damalige Stimmung im Gewerbvereine richtig charakterisirt zu haben, die natürlich der Oeffentlichkeit gegenüber nicht lange verborgen bleiben konnte. Einer solchen Selbstbeherrschung sind eben nur Einzelne fähig. nicht aber größere Körperschaften. Bei dieser Sachlage ist es ganz begreiflich, daß am 6. März. ohne daß besondere Verabredungen dazu getroffen worden wären, in der Versammlung des Gewerbvereins. die im Musikvereine stattfand, eine politische Demonstration vor sich ging, deren Ausgang für die Entwicklung der Dinge von nicht geringer Tragweite war.

Die ganze Demonstration machte sich gleichsam wie von selbst. Eines der einflußreichsten Vereinsmitglieder, der Kaufmann und bekannte Kunstfreund Rudolf v. Arthaber, hatte der erwähnten vertraulichen Besprechung zahlreicher Vereinsgenossen nicht beigewohnt, gleichwohl aber ebenfalls die Meiaung gewonnen, daß die Bevölkerung ihr Schweigen brechen und der Regierung ihre Anliegen, die Gründe ihrer Unzufriedenheit, offen darlegen müsse. Ein Mann von Bildung, reicher Lebenserfahrung, humanen Grundsätzen, in regem Verkehre mit vielen tonangebenden Geistern auf allen Gebieten der Literatur und der Künste, war Arthaber natürlich kein Anhänger des väterlichen Absolutismus, der die Völker am Gängelbande führen wollte. Aber sein Reichthum, das Ansehen, das er genoß, machte es Arthaber möglich, sich selbst eine gewissermaßen privilegirte Stellung zu erobern, sich die Begünstigungen jener kleinen Koterie von hohen Aristokraten und Finanzgrößen zu verschaffen, die auch unter dem vormärzlichen Absolutismus sich ziemlich frei bewegen konnte. Die Bureaukratie, die Polizei, die Zensur wagten es nicht, die zu dieser kleinen Koterie gehörigen Personen zu chikaniren, schon aus Rücksicht auf die hohen Verbindungen, auf den Einfluß, die Geltung, welche diese Mänaer besaßen. Zudem stand Arthaber als eifriger Humanist, Ausschuß und Vorstand zahlreicher Wohlthätigkeitsvereine, mit mehreren Mitgliedern der kaiserlichen Familie in steter Berührung und es war allgemein bekannt, daß er namentlich auch bei Hofe großen Vertrauens und

besonderen Wohlwollens sich erfreue. Endlich trug er als Kunstfreund und Förderer aufstrebender Talente fortwährend dazu bei, dem Auslande von dem künstlerischen Sinne in Oesterreich die beste Meinung beizubringen, was der Regierung gleichfalls nur angenehm sein konnte. Die handelspolitische Agitation, der gegenüber Arthaber als Kaufmann nicht indifferent bleiben konnte, regte ihn zuerst an, sich mit dem Zustande Oesterreichs eifriger zu beschäftigen. Während er bisher in seinen freien Stunden nur seinen kunstfördernden und humanistischen Neigungen gelebt hatte, nahm er nun an den Bestrebungen des Gewerbvereines den eifrigsten Antheil, trat er mit den ständischen Oppositionsmäanern und ihren publizistischen Anhängern in regen Verkehr. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Oesterreich in einen modernen Staat sich umwandeln müsse, befestigte sich bei ihm immer mehr und als die Nachricht von der Proklamirung der Republik in Frankreich, in Wien eintraf, sprach er es sogleich offen im Gewerbevereine aus, daß Oesterreich keinen Augenblick länger säumea dürfe, sich mit zeitgemäßen Institutionen auszurüsten, wenn es seine Existenz sichern wolle. Der früher (Seite 114) mitgetheilte amtliche Artikel der „Wiener Zeitung" vom 4. März, worin die Regierung es deutlich erklärte, daß sie von Zugeständnissen um keinen Preis etwas wissen wollte, machte auch auf Arthaber den ungünstigsten Eindruck und sogleich war er der Ansicht, daß diese Regierungskundgebuag von der Bevölkerung gehörig beantwortet werden müsse. Die Erregung, in die er durch die Nachrichten von den weiter oben besprochenen Vorgängen bei Hofe versetzt wurde, das Schwinden aller Hoffnung darauf, daß die Landstände irgend einen günstigen Erfolg sich zu verschaffen im Stande sein werden, bewogen ihn endlich, selbst den Entschluß zu fassen, die Ertheilung dieser, wie er glaubte unerläßlichen Antwort durch sein persönliches Einschreiten herbeizuführen.

## 36.

„Der Gewerbverein muß, und sollte es ihm seine Existenz kosten, der Regierung ein eklatantes Mißtrauensvotum geben!" Mit diesem Entschlusse verließ Arthaber, der die Nacht über alle die Folgen, welche sein Vorhaben möglicher Weise auch für seine Person nach sich ziehen konnte, reiflich überlegt hatte, am frühen Morgen seine Wohnung, um den mit ihm befreundeten Seidenzeugfabrikanten in Mariahilf, Theodor und Otto Hornbostel, gleichfalls zwei im Vereine angesehenen Männern, seinen Plan mitzutheilen und sie für denselben zu gewinnen. Die Brüder Hornbostel standen den politischen Kreisen Wiens noch näher als Arthaber. Namentlich der Aeltere, Theodor, der spätere Minister, unterhielt schon seit längerer Zeit sowohl mit den ständischen Oppositionsmännern als mit den Kreisen des juridisch-politischen Lesevereins den regsten Verkehr, und war ein schwärmerischer Anhänger konstitutioneller Prinzipien. Ueber seine Anregung wurde im Salon Doblhoff, zu dessen eifrigsten Besuchern er gehörte, schon im April 1847, zur Zeit der Eröffnung des vereinigten Landtages in Berlin, darüber lebhaft verhandelt, ob die ständische Opposition ihre Forderung nach einer zeitgemäßen Erweiterung der ständischen Rechte nicht fallen lassen und für die Verleihung einer der damaligen preußischen ähnlichen Gesammtstaatsverfassung für ganz Oesterreich das Wort ergreifen solle. Hornbostel blieb damals mit seiner Ansicht, die übrigens auch von mehreren ständischen Wortführern getheilt wurde, in der Minorität. Man wird daher glauben, daß die Brüder Hornbostel die rechte politische Gesinnung besaßen, um den Vorschlag Arthaber's, der Gewerbverein müsse der Regierung in einer Adresse seine Unzufriedenheit zu erkennen geben, mit Wärme zu erfassen. Nur über die Form und den Inhalt der Adresse konnten die drei Männer sich nicht einigen, und sie begaben sich daher in das Bureau des ständischen Verordneten-Kollegiums, wo sie den dem Kollegium angehörigen Vorstand des Gewerbvereins, den Grafen Colloredo-Mannsfeld, und die mit ihnen befreundeten Landstände, Ritter v. Schmerling, Baron Doblhoff, Graf Breuner, Graf Fries, Graf Pergen, Baron Stifft u. A. anzutreffen hofften, um mit ihnen über die beabsichtigte Demonstration Rücksprache zu pflegen. Im Landhause herrschte an diesem Tage große Niedergeschlagenheit und Verzagtheit. Man war hier in Kenntniß von den Vorgängen bei Hofe, von der Strenge und Unnachgibigkeit, womit Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich selbst die kaiserlichen Prinzen einzuschüchtern wußten. Die Hoffnung, die man im ersten Momente nach dem Bekanntwerden der Katastrophe in Paris gehegt hatte, daß die Regierung nun froh sein werde, mit den Ständen Hand in Hand zu gehen, um eine für sie schlimmere Krisis zu verhüten, hatten die Stände bereits aufgegeben, und da sie den gesetzlichen Weg um keinen Preis verlassen wollten, so fürchteten sie, der für den politischen Fortschritt so überaus günstige Augenblick werde für Oesterreich fruchtlos vorüberstreichen und es werde Alles beim Alten bleiben. Die im Landhause anwesenden ständischen Mitglieder nahmen daher den Vorschlag der drei Bürger nicht so freudig auf, wie man es zu hoffen berechtigt war, und sie verschwiegen ihnen auch nicht, daß durch die Erlassung einer Kundgebung sowohl der Gewerbverein als die Veranstalter derselben sich in eine, möglicher Weise nicht geringe Gefahr begeben. Sie empfahlen ihnen daher nicht, die Kundgebung in Szene zu setzen, aber sie riethen ihnen auch nicht davon ab, da sie zugeben mußten, daß es von hohem Werthe für die Sache des Fortschrittes sei, wenn das Bürgerthum endlich anfange sich zu rühren und der Regierung den Beweis zu geben, daß es mit ihren Grundsätzen vollständig unzufrieden sei. Die drei Bürger sprachen jedoch so energisch dafür, daß der Gewerbverein, in Ermanglung einer Vertretung der Wiener Bürgerschaft, für dieselbe an die Machthaber ein Wort der Mahnung richten müsse, daß endlich auch der anwesende Vereinspräses für ihre Ansicht Partei nahm und sich mit ihnen verabredete, während des Nachmittags die vorgeschlagene Adresse festzustellen, um sie noch in der des Abends stattfindenden Vereinssitzung zum Vortrag dringen zu können. Arthaber eilte nun in seine Wohnung, um den Adreßentwurf zu verfassen, die Brüder Hornbostel ließen den mit ihnen befreundeten Seidenzeugfabrikanten auf der Wieden, Josef Winter, gleichfalls einen angesehenen Bürger und eifrigen „Konstitutionellen" der vormärzlichen Zeit, zu sich holen, um

gemeinsam mit ihm die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit in der für jenen Abend anberaumten Sitzung die Vereinsmitglieder möglich vollzählig sich einfänden. Sie fuhren zu diesem Zwecke während einiger Stunden in den Vorstädten herum, um alle ihnen näher befreundeten Vereinsmitglieder zum Besuche der Sitzung aufzufordern. „Im Gewerbverein findet heute Abends ein großes politisches Ereigniß statt!" Diese Nachricht wurde überall mit Freuden aufgenommen, aber viele Vorsichtige zogen es doch vor, den Verein deshalb nicht zu besuchen und mancher von denen, die sich durch die Bitten ihrer Familien nicht abhalten ließen, in den Verein zu gehen, schieden aus ihrem Hause mit der Besorgniß, daß sie dasselbe vielleicht nicht so bald wieder betreten werden. Das heutige, an das politische Leben bereits gewohnte Geschlecht wird diese Besorgniß nicht mehr begreifen können, aber damals, wo das Bürgerthum von einem „politischen Leben" kaum noch eine Ahnung hatte, schien sie recht wohl am Platze. **Arthaber** war mit seinem Adreßentwurf bald fertig. Er hatte sich mit dem Grafen **Colloredo-Mannsfeld** dahin geeinigt, daß der Gewerbverein in einer Adresse es in der loyalsten, unterthänigsten Form aussprechen solle, wie die Regierung ihre Stellung verkenne, wenn sie von den Staatsunterthanen verlange, daß sie sich an die Regierung anzuschließen hätten, die Regierung hätte sich vielmehr an die Staatsunterthanen anzuschließen, wenn sie die Kraft gewinnen wolle, die Gefahren abzuwenden, durch die Oesterreich in seiner gegenwärtigen Verfassung von der Republik in Frankreich, von der Bewegung in Deutschland und Italien bedroht werde. Arthaber war so glücklich, diesem Gedankengang den geeigneten loyalen und unverfänglichen, dabei aber doch prägnanten Ausdruck zu geben, und sein Adreßentwurf wurde sowohl von dem Grafen als von den beiden **Hornbostel** und von **Winter** nach ganz unwesentlichen Abänderungen gebilliget. Mit klopfendem Herzen, gespannt darauf, welche Aufnahme die Adresse nicht sowohl bei den Vereinsmitgliedern als bei dem im Vereine erscheinenden Erzherzog **Franz Karl** finden werde, eilten die fünf Männer nun in das damalige Sitzungslokale des Gewerbvereins, dem Musikvereinssaale, wo die Mitglieder bereits fast vollzählig versammelt waren. Die Spannung, die Aufregung, in der sich hier Alle befanden, war eine außerordentliche. Der Erzherzog, der den Verein regelmäßig besuchte, und mit dem namentlich die älteren Persönlichkeiten des Vereins ganz ungezwungen verkehrten, wurde bei seinem Erscheinen mit einer sichtlichen Verlegenheit empfangen. Man machte sich Vorwürfe darüber, daß man seine Vorliebe für den Verein, das Vertrauen, das er dessen Mitgliedern bezeige, mißbrauche, indem man ihm eine Ueberraschung bereite, die ihn vielleicht peinlich berühren werde. Aber den **politischen** Rücksichten gegenüber, die man bei der Adresse im Auge hatte, gewann man es über sich, diese **persönlichen** Rücksichten bei Seite zu setzen. Die Sitzung wurde eröffnet, und während der an diesem Abend interesselosen Mittheilung der „Einläufe" fügte es der Zufall, daß der dem Vereine gleichfalls als Mitglied angehörige Staats- und Konferenzminister Graf **Kolowrat**, also einer der Machthaber, auf die man es abgesehen hatte, in der Versammlung erschien. So sollte denn nicht blos ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, sondern auch ein Mitglied der Regierung, gegen die man im Begriffe war, die Anklage zu führen, Zeuge dieser Kundgebung sein. Das Erscheinen des Grafen trug natürlich dazu bei, das ganze Auditorium in eine noch größere Erregung zu versetzen, und Theilnehmer dieser Sitzung versichern, daß ihnen der Moment unvergeßlich bleiben wird, wo **Arthaber** mit einem Bogen Papier, dem Adreßentwurfe, in der Hand, die Tribüne bestieg, um denselben der Versammlung zur Annahme zu empfehlen. Eine geisterhafte Ruhe trat nun ein, in allen Mienen war die fieberhafteste Aufregung wahrzunehmen, und der Erzherzog selbst, der bisher ganz unbefangen den Verhandlungen zuhörte, blickte erstaunt über die sichtliche Bewegung, die sich der ganzen Versammlung bemächtigt hatte, um sich her. **Arthaber** leitete die Vorlesung der Adresse mit wenigen, aber Alle tief ergreifenden Worten ein. Er bemerkte, daß die Zeit, in die man plötzlich hineingerathen, Oesterreich mit **großen Gefahren** bedrohe, und daß es daher die Pflicht aller Patrioten sei, dem Kaiser einen Beweis ihrer Treue, Anhänglichkeit und Opferwilligkeit zu geben. Auch der **Gewerbverein**, als ein Verein patriotischer Männer, sei hiezu verpflichtet, und er erfülle diese Pflicht, indem er dem Monarchen gegenüber die Hoffnung ausspreche, daß derselbe die **Gefahren erkenne**, in denen der Staat sich befinde, und die Mittel wählen werde, um diese Gefahren zu besiegen. „Wir Alle — schloß Arthaber mit erhobener Stimme — erfüllen eine heilige Bürgerpflicht, indem wir Sr. Majestät unsere Besorgnisse um den Staat aufrichtig bekennen, denn wer hätte ein höheres Interesse an dessen Zukunft und Machtentwicklung als eben wir Bürger!" **Arthaber** las nach diesen kurzen Bemerkungen, die mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden, den Adreßentwurf vor. Derselbe lautete:

**Eure Majestät!**

Ungeheure Ereignisse haben im Westen von Europa stattgefunden. Der Kredit ist auf das Tiefste erschüttert, alle Gewerbe stocken und es droht die **höchste Gefahr**. Nur ein festes, inniges Anschließen der Regierung an die Stände und Bürger, ein festes, inniges Anschließen **Oesterreichs** an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, und **Offenheit** kann das alte, so oft erprobte Vertrauen wieder gewinnen.

In dieser Zeit der Noth wagt es daher der gehorsamste niederösterr. Gewerbeverein, **Eurer Majestät** die Versicherung zu geben, daß alle seine Glieder bereit sind, Gut und Blut für das angestammte Kaiserhaus zu opfern, indem sie überzeugt sind, daß **Eure Majestät** nur die weisesten und zweckmäßigsten Mittel wählen werde, das drohende Uebel abzuwenden.

**Eurer Majestät**
treugehorsamster **Niederösterr. Gewerbeverein.**

Nach der Vorlesung dieses Entwurfs entstand ein solcher Beifallssturm in der Versammlung, daß der das Präsidium führende Vereinsvorstand, als er die Frage stellte, ob der Verein diesem Entwurfe seine Zustimmung ertheile, sich nicht vernehmlich machen konnte. Alles erhob sich von den Sitzen und brachte Hoch-Rufe auf den Kaiser, das Kaiserhaus und auf Oesterreich aus. Erst als **Arthaber** zu dem sichtlich außer Fassung gekommenen Erzherzog sich wandte und sich vor demselben tief verbeugte, trat eine Pause der Ruhe ein. **Arthaber** bat den Erzherzog, daß er als Protektor des Vereines die hohe Gnade haben

möge, die in der Adresse enthaltenen redlichen Wünsche an den Stufen des Kaiserthrones gnädigst zu befürworten. Nach diesen Worten brach abermals ein lange andauernder Beifallssturm los. Der Erzherzog zögerte sichtlich und kämpfte mit sich, was er thun solle, plötzlich erhob er sich aber. Tiefe Stille trat ein, einige Sekunden später, als der Erzherzog eine Abschrift der Adresse aus den Händen des Vereinsvorstandes entgegennahm, fing die Versammlung neuerdings an, in Jubel auszubrechen. „Er nimmt sie! Er nimmt sie!" hieß es im ganzen Saale. Der Erzherzog wendete sich hierauf zur Versammlung und richtete an sie mit bebender Stimme folgende bedeutungsvolle Worte:

„Ich danke Ihnen im Namen Sr. Majestät für diesen Ausdruck Ihrer Anhänglichkeit, welchen ich auch nicht ermangeln werde, dem Kaiser alsogleich mitzutheilen. Gewiß! Wir haben nie in die Treue Zweifel gesetzt, welche Sie neuerdings an den Tag legen. Ja, es ist nun an uns fest zusammen zu halten; denn nur dann können wir zum gewünschten Ziele gelangen."

So eine günstige Aufnahme der Adresse bei dem Erzherzog hatte Niemand erwartet und man war über die Ansprache desselben, die natürlich mit den lebhaftesten und lautesten Zurufen aufgenommen wurde, wie aus den Wolken gefallen. Der Erzherzog wurde durch diesen Beifall so ergriffen, daß er sich nochmals zur Versammlung wendete, mit dem Ausrufe: „In der Mitte solcher Männer zu stehen ist eine wahre Freude!" Der Vorsitzende forderte nun mit bewegter Stimme die Versammlung auf, ihn zu beauftragen, daß er die Adresse dem Kaiser im Namen des niederösterreichischen Gewerbevereins ungesäumt unterbreiten solle, was natürlich einstimmig zum Beschlusse erhoben wurde. *) Der Enthusiasmus, in den die ganze Versammlung hineingerathen war, war so groß, daß die Verhandlungen nun für einige Augenblicke unterbrochen werden mußten. Viele Vereinsmitglieder weinten fast vor Freude, daß der Erzherzog für die Adresse, für den Verein Partei genommen und nach der gnädigen Aufnahme, welche die Adresse bei dem Erzherzoge gefunden, konnte selbst Graf Kolowrat nicht umhin, die Anerkennung den in seiner Nähe sich befindenden Vereinsmitgliedern auszusprechen, „daß die Adresse sicher den edelsten, patriotischesten Gefühlen ihre Entstehung verdanke." Die Verhandlungen wurden bald wieder aufgenommen und der Erzherzog blieb bis zum Schlusse derselben in der Versammlung anwesend. Alle Anwesenden jubelten ihm nochmals nach, als er, von den Vereinsvorständen begleitet, das Lokale verließ, um in die Burg zurückzufahren, und Niemand im Gewerbeverein ahnte wohl in diesem Augenblicke, daß dies die letzte Vereinssitzung war, die von dem Erzherzoge mit seiner Gegenwart ausgezeichnet wurde.

*) Die kaiserliche Antwort auf seine Adresse wurde dem Gewerbeverein am 15. März, einige Stunden vor der Konstitutionsverleihung mittelst folgenden niederösterreichischen Regierungserlasses zugestellt: Hochgeborner Graf! Se. Majestät haben laut h. Hofkanzlei-Präsidial-Erlasses vom 13. d. Mts. mit Allerh. Kabinetsschreiben vom 13. d. Mts. zu befehlen geruht, folgende Eröffnung an den niederösterreichischen Gewerbeverein gelangen zu lassen: „Ich habe die Adresse von deren Inhalt Ich übrigens schon durch Meines Herrn Bruders Liebden Kenntniß erhalten hatte, als den Ausdruck treuer Anhänglichkeit des niederösterreichischen Gewerbevereins mit der Empfindung inniger Befriedigung angenommen, wenn gleich hiebei sowohl die Schranken des Vereinszweckes überschritten worden, als auch in den Ausdrücken Uebertreibungen unterlaufen sind, die Ich nur dem überströmenden Gefühle zuschreiben will, wozu die Zeitumstände Veranlassung gegeben haben mögen." Ich gebe mir die Ehre, Euer Hochgeboren dieses zur weiteren gefälligen Verfügung mit dem Beifügen mitzutheilen, daß diese Allerhöchste Eröffnung von Seite des hoh. Hofkanzlei-Präsidiums in Folge eines weiteren Allerhöchsten Befehles dem Herrn Präsidenten der Polizei-Zensurs-Hofstelle zur Berücksichtigung bei der Einschaltung in die öffentlichen Blätter mitgetheilt worden ist. Genehmigen Euer Hochgeboren die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit ich zu verharren die Ehre habe, Euer Hochgeboren gehorsamster Diener Talatzko. Wien, den 14. März 1848. An Seine des Herrn k. k. Kämmerers, Vorstehers des niederösterreichischen Gewerbevereins ꝛc. ꝛc. Grafen von Colloredo-Mannsfeld, Hochgeboren.

## 37.

Die Ansprache, die der Erzherzog im Gewerbeverein hielt, machte auf ganz Wien einen außerordentlichen Eindruck. Nun erst, nachdem der präsumtive Thronfolger sich gleichfalls dafür ausgesprochen, wurde der Wunsch nach Reformen ein allgemeiner im Volke; nun wagten es die auch damals sehr zahlreichen Furchtsamen und Behutsamen, gleichfalls in die Forderungen miteinzustimmen, die bisher doch nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Männern geltend zu machen gewagt hatte. Nun gewannen erst die das Gesetz und dessen Vollstrecker achtende, die Polizei und deren Spürorgane fürchtende Klasse von Bürgern den Muth, aus ihrer Unzufriedenheit mit der Regierung, aus ihrem Abschen gegen das „Sistem", vor Niemandem ein Geheimniß zu machen. Selbst zahlreiche Staatsbeamte, deren Pflicht es doch gewesen wäre, sich der Regierung gegenüber wenigstens neutral zu verhalten, nahmen gegen dieselbe nun offen Partei und sprachen sich ihren Amtsvorgesetzten gegenüber unumwunden für die Nothwendigkeit eines „Sistemwechsels" aus. Es war nämlich allgemein die Meinung verbreitet, daß die Kundgebung im Gewerbevereine von der „liberalen Hofpartei" angezettelt worden sei. Von Arthaber wußte man, daß er mit einigen Mitgliedern des Kaiserhauses in steter Verbindung stehe, daß er, der Großhändler v. Martyrt, Spörlin und andere angesehene Mitglieder des Vereines schon während des Monats Februar zu einzelnen Erzherzogen gerufen wurde, um über die Stimmung und Gesinnung der Bevölkerung Auskunft zu geben, und man nahm daher an, daß über Veranlassung oder wenigstens mit Zustimmung des einen oder anderen Mitgliedes der kaiserlichen Familie der Adreßantrag im Gewerbvereine eingebracht worden sei. Sagt doch selbst Löhner über die Demonstration des Vereins: „Wenn hier nicht absichtlich gezogene geheime Fäden die Verbindung zwischen so weit von einander abstehenden Regionen (nämlich zwischen der Dynastie und dem Gewerbverein) vermittelt hatten, so ersetzte der Zufall vollkommen die Absicht.

Die Dynastie selbst, in ihrem dem Throne nächsten Zweige, trat hier symbolisch mit dem Bürgerthum auf dem Felde der Opposition gegen die bisherigen Vertreter der Krone zusammen und sie zeigte dem Volk den Weg, auf dem es sich zwischen den Thron und die faktischen Lenker der Monarchie stellen könne. Damit war das Schlagwort gegeben. In nicht tünger als acht Tagen erfolgten zu Prag, Wien und Graz die Ausbrüche der öffentlichen Meinung, unter deren Donner am Schlusse des achten Tages das alte Gebäude der Willkür für immer zusammenstürzte."

Während man es vor dem 6. März noch für geboten hiell, so wenig als nur möglich zu fordern, um nur wenigstens etwas zu erreichen, hielt man es nun mit einem Male für geboten, seine Forderungen so hoch als nur möglich hinaufzuschrauben, in der Hoffnung, die Regierung hiedurch einzuschüchtern und zu einem billigen Vergleiche zu zwingen. „Jetzt — hieß es — muß sich Alles in Wien rühren, jeder Verein, jede Körperschaft muß seine Petition erlassen und so lange damit fortfahren zu bitten, zu verlangen, bis die Großköpfigen (die Mitglieder der Staatskonferenz) es müde geworden sind, dem Drängen nach Reformen Widerstand zu leisten." Die angesehensten Bürger unternahmen es nun, in allen Kreisen für die Erlassung von Petitionen um Reformen zu agitiren und selbst zur Entstehung der in den nächstfolgenden Tagen zu Stande kommenden Studentenadresse, welche die äußere Veranlassung zu dem Ausbruche der Revolution am 13. März wurde, gaben diese Männer den Anstoß. Die Wortführer in jenem Studentenkreise, der diese Adresse in's Szene gesetzt, standen zu ihnen als Hofmeister, Hauslehrer, Vorleser in näherer Beziehung.

Der außerordentliche Fortschritt, den man in Wien von dem 6. auf den 7. März gemacht hatte, bestand darin, daß während man früher Bedenken trug, die Bahn der politischen Agitation zu betreten, man jetzt diese Scheu vollständig überwunden und die Einsicht gewonnen hatte, nur durch das rastlose Verfolgen dieser Bahn irgend etwas zu erreichen. In den Kreisen der Regierung hätte man blind sein müssen, um diese Tragweite der Demonstration des Gewerbvereins zu unterschätzen. Es liegen uns auch Beweise dafür vor, aus denen mit Bestimmtheit hervorgeht, daß man sich über diese Tragweite vollkommen klar und auch Willens war, den Gewerbverein und seine Spitzen für den „unternommenen Revolutionsversuch (!)" schwer büßen zu lassen. Namentlich Erzherzog Ludwig war wüthend über den Verein. Er hatte bereits den Befehl gegeben, die Auflösung desselben zu vollziehen, und Fürst Metternich kostete es viele Mühe diesen Befehl wieder rückgängig zu machen. Nicht etwa, daß der Staatskanzler über den Verein und seine Wortführer weniger aufgebracht gewesen wäre, aber er war der Ansicht, daß man aus Rücksicht für den Erzherzog Franz Karl, der den Schritt des Vereins gebilligt, ja, denselben zu unterstützen zugesagt hatte, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen lassen müsse. Erzherzog Ludwig setzte es trotzdem durch, daß die Polizei beauftragt wurde, Erhebungen zu pflegen, ob die ganze Demonstration nicht durch die „ständischen Oppositionsmänner" veranlaßt worden und ob es nicht möglich sei, die betreffenden Landstände dieser Schnld zu überführen. Wir haben bereits erwähnt, daß der Erzherzog die ständischen Unzufriedenen sammt und sonders, ja selbst Männer wie Doblhoff und Andrian der gefährlichsten Konspirationen für fähig hiell, und der Verdacht, daß beim Gewerbverein Niemand anderer, als die Stände die Hand im Spiele haben, schien ihm um so gegründeter zu sein, als ja der Vorsitzende dieses Vereins zu jener Kategorie von Ständen gehörte, die sich ihrer politischen Richtung wegen bei ihm verhaßt gemacht hatte. Die Polizei erklärte sofort, daß sie nicht in der Lage sei, den Einfluß der Stände auf die Einbringung des Adreßantrages im Gewerbvereine zu eruiren, der Erzherzog (Ludwig) ließ sich dadurch aber nicht abhalten, dem Verein seine Ungnade fühlen zu lassen. Er ließ (am 8. März) den Vereinspräses Grafen Colloredo-Mannsfeld zu sich rufen, um ihn für das, was im Vereine „strafbares" vorgefallen, einen scharfen Verweis zu ertheilen und daran die Drohung zu knüpfen, daß es noch zweifelhaft sei, ob der Verein werde fortbestehen dürfen. Der Erzherzog soll bei der Ertheilung dieser Rüge, ganz wider seine sonstige Gewohnheit, so sehr in Hitze gerathen sein, daß er zweimal die Bemerkung fallen ließ: „Den Erzherzog Franz Karl wird der Verein nicht wieder zu Gesicht bekommen."

Alle diese Daten entnehmen wir den Mittheilungen an den Vorgängen betheiligter und vollkommen verläßlicher Personen. Aber von dem Ingrimme, mit dem man in den höchsten Regierungskreisen die Adresse des Gewerbvereins beurtheilte, gibt auch der in der Umgebung des Erzherzogs Ludwig befindlich gewesene Graf Hartig in seiner „Genesis" Zeugniß. „Zwischen den Zeiten dieser Adresse (heißt es in jener Schrift) ließ sich die Tendenz nach radikaler Umgestaltung der Regierung, ungeachtet der angehängten, verklausulirten Ergebenheitszusicherung, deutlich lesen, welche Zusicherung an und für sich keineswegs noch an der Zeit gewesen wäre, weil die französische Republik auch nicht den entferntesten Anlaß zu dem Verdachte gegeben hatte, daß sie andere Staaten bedrohen wolle, und es dem niederösterreichischen Gewerbvereine seiner Bestimmung und Stellung nach gar nicht zustand, als Prophet in der Politik und als Rathgeber auf diesem Felde aufzutreten. Es lag sonach klar vor Augen, daß man froh war, unter dem Aushängschilde treuer Ergebenheit für die Kaiserdynastie Veranlassung zu finden, in Gegenwart zweier permanenter Mitglieder der Staatskonferenz, wovon eines der präsumtive Thronfolger war, ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung vorzubringen, und durch die Akklamation, mit welcher es aufgenommen wurde, den ersten Versuch einer Demonstration zu wagen. Der Dank, welchen der Erzherzog (in seiner nichts Arges ahnenden Herzensgüte (!) nur die Versicherung, Gut und Blut dem angestammten Kaiserhause opfern zu wollen, in Betrachtung ziehend) der Versammlung unter großem Applause aus dem Stegreife ausdrückte, ließ diesen Versuch als einen gelungenen betrachten. Hiedurch mußte der Muth der Reformatoren steigen...." Noch ein anderer Vorfall beweist, daß die Szene im Gewerbvereine in den Hofkreisen außerordentliches Aufsehen erregte. Am Morgen des 8. März erschien in der Wohnung Arthaber's, des Hauptbetheiligten an der Adresse, der Hofrath Günthner, kaiserlicher Leibarzt,

um im Namen einer allerhöchsten Dame an ihn die Anfrage zu richten, was der Gewerbverein eigentlich mit seiner Adresse zu bezwecken wünsche. Unter den Erzherzogen, theilte der Hofrath mit, herrsche darüber die größte Meinungsverschiedenheit. Ein Theil derselbeu sei höchst ungehalteu über den Gewerbverein, der andere Theil dagegen finde an dessen Kundgebung nichts auszusetzen. Die allerhöchste Dame wünsche von Arthaber, den sie einer illoyalen Handlungsweise nicht für fähig halte, zu erfahren, welche Absichten den Gewerbverein eigentlich geleitet haben. Der Hofrath bekam natürlich zur Antwort, daß diese Absichten patriotische und von der Trene und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus erfüllt waren, woranf Arthaber von dem Hofrathe ersucht wurde, daß er bei der allerhöchsten Dame sogleich Audienz uehmen und ihr dies persönlich versichern möge. Es müssen jedoch während der kurzen Zeit, welche die Sendung des Hofrathes in Anspruch nahm, in den höchsten Regionen eigenthümliche Vorgänge stattgefunden haben, denn als Arthaber die Gewerbvereinsadresse bei der Audienz zur Sprache bringen wollte, wurde er augenblicklich entlassen.

Nur an einem kleinen Kreis von politischen Männern, an den im Lesevereine und in den anderen Vereinen zerstreuten Anhängern demokratischer Grundsätze ging die Manifestation des Gewerbvereins ziemlich eindruckslos vorüber. Löhner bezeichnete dieselbe mit beißendem Spotte, als einen „servilen Akt oppositionellen Uuvermögens" nnd ein hochstehender Justizbeamter, der gleichfalls zu den Radikalen sich bekannte, ging in seinen Anforderungen an die Bevölkerung so weit, daß er zu einem hervorragenden Schriftsteller in einem Gespräche über deu Gewerbverein äußerte: „Es gibt in Oesterreich eine einzige Petition, die eiuigen Sinn hat, und das wäre eine Petition an den Kaiser Ferdinaud, mit der Bitte, daß er die Zügel der Regierung ergreifen und der Staatskonferenz, die sich die Regierung blos anmaßt, wegen Hochverrathes den Prozeß machen möge. Ist Kaiser Ferdiuand zu kränklich, um die Regierung führen zu köunen, dann existirt blos ein gesetzlicher Stellvertreter und das ist in diesem Falle der Kaiser Franz Karl." Man muß es übrigens den Radikalen zugestehen, daß sie mit richtigem Verständnisse und unläugbarer Fernsicht die damalige Situatiou beurthellt haben. Es geht dies anch aus einem Stimmungsberichte hervor, dessen Verfasser einer ihrer Auhänger war, uud in welchem die Sachlage vor dem 13. März mit so prophetischem Geiste beurtheilt wird, daß wir deu Abdruck dieses Berichtes wohl nicht erst rechtfertigen zu müsseu glauben. Wir haben bereits erzählt (Seite 122), welche Anstrengungen vou den Radikalen gemacht wurden, um die niederösterreichischen Laudstäude zur Herbeiführung einer Revolutiou zu bewegen nud die Erfolglosigkeit dieser Bemühungeu angedeutet. Die Weigerung der betreffenden Ständemitglieder veranlaßte viele Radikale, die Hoffnung auf die Stände vollständig fallen zu lassen nnd deu Anstoß zu einer Agitation nach einer andereu Richtung hin zu geben. Man faßte nämlich deu Vorsatz, einerseits die Erwartungen des größteu Thelles der Bevölkerung auf die Stände schon aus dem Grunde zu untergraben, weil man besorgte, daß durch dieses ewige Warteu das Volk nie auf den Gedanken kommen werde, sich selbst zu helfen. Auderseits war man aber bestrebt, die Unznfriedenheit im Volke fortwährend zu nähren, und dadnrch, daß man der Regiernng allein die Macht zuschrieb, die allgemein gewünschte Abhilfe zu treffen, hoffte man im Volke der Ueberzeugung zum Durchbruche zu verhelfen, daß es direkt auf eine Aenderung der Regierung losarbeiten müsse, nicht aber den Ständen alles überlassen dürfe, um seine Wünsche nach politischer Freiheit zur Erfüllung zu bringen.

„Die erste Aufregnng — heißt es in dem erwähnteu Berichte — welche die Kunde der neuen welthistorischen Begebenheiten hier bewirkte, ist vorüber. Dem ersten Freudentaumel, dem Freiheitsrausche, welchem sich Jeder stille hingegeben hatte, ist nun ein politischer Katzenjammer gefolgt. Man fühlt, wie nüchtern und elend das öffentliche Leben hier sei, die Nerven sind für jede Bedrückung viel empfänglicher geworden nnd der Geist brütet noch über die eigene Schwäche und Energielosigkeit. Nach nnd nach ermannen sich erst die stärkeren Seelen und denken an das, was zunächst zu thun wäre. Die einzelnen Korporationen haben bis jetzt nur schwache Töne der allgemeinen Entrüstung von sich gegeben. Die Adresse der hiesigen Gewerbeversammlung, welche bereits als eine Heldenthat bewundert wurde, enthält nichts als den Ausdruck der Verzagtheit nnd nnbeschränkter Ergebenheit. Diese Männer können entweder noch nicht den rechten Muth und das rechte Wort finden, oder sie verstehen ihr eigenes Unglück uicht, sie begreifen nicht die Wichtigkeit ihrer Aufgabe, sie erwägen nicht die Gefahr, welche jede Stunde ihrem Vaterlande dringt, sie haben das Herz oder den Verstand nicht, deu Inhalt der großeu Leideu des österreichischeu Volkes auszusprechen. Noch sind jetzt alle Blicke auf die Stäude gerichtet. Sie enthalten deu einzigen gesetzlichen Boden, auf den mau in Oesterreich etwas — erflehen kanu. Aber die erneute Thätigkeit der österreichischen Stände ist noch zu juug, das Volk kennt sie kaum dem Namen nach, der Mangel an Oeffeutlichkeit hat ihnen bis jetzt alles Vertranen und somit auch alle Kraft versagt. Ueberdies werden die adeligen Stände allein nie eine höhere Entwicklung des Staatslebens zu Staude bringen, denn die gauze materielle Kraft uud Stütze, der gauze Nahrungsstoff des Staatskörpers wurde bis jetzt von dem Bürger- und Bauernstande gebildet; der Adel hatte uur konsumirt, was die anderen Stände produzirten; er hatte uur da geerntet, u. z. Alles an Gut, Recht, Würden, Stellen u. s. w. geerutet, wo der gedrückte Bürger- und Bauernstand gesäet und gebaut hatte. Auch könneu die eiuzelnen Provinzialstände nicht die für das ganze Laud, für die gesammte Verwaltung der Monarchie uothwendigen Gesetze nud Rechte berathen und beschließeu. Es muß daher, wenn auch die erste Anregung von deu Ständen ausgiuge, die Totalreform, die Wiedergeburt des Staates, eiue großartige Entwicklung aller bisher unbeuützteu Kräfte von oben her, vou Seiten der Regierung, bewirkt werden. Daß eine solche Regierung, welche wahrhaft und mit voller Ueberzeugung eine Umgestaltung der bisherigeu Staatsverhältnisse im Siune des Fortschritts nnd der Freiheit bezweckte, daß eine solche Regierung, welche wie die preußi-

sche in den Jahren 1807—1813, mit aller Thatkraft, Energie und Einsicht für das Wohl des Staates arbeiten will, aus anderen Männern als die jetzige zusammengesetzt sein muß, wird Niemand bezweifeln. Es müssen Männer sein, deren Namen allein schon das Vertrauen im Volke, das feste Anschließen aller wohlgesinnten Bürger erwecken kann, Männer, welche ebenso bekannt mit den Forderungen der neuen Zeit, als mit den Hilfsquellen und Bedürfnissen des Landes sind, Männer, welche ein fühlendes Herz für die Sache eines unterdrückten Volkes und einen frischen und kräftigen Geist zum raschen Entschluße besitzen, Männer, denen es nicht um die Erhaltung eines Sistems, sondern um die Erhaltung der Macht und des Ansehens Oesterreichs, um das Glück der Bürger zu thun ist, kurz Männer, welche in allen Stücken das gerade Gegentheil von den jetzigen Mitgliedern und Besitzern der Regierung sind. Solche Männer werden die wahren Konservativen sein; denn sie werden den Staat vom Untergange bewahren und auf neuen Grundlagen befestigen, während wir keinen Anstand nehmen, die jetzigen Leiter der österreichischen Staatsgeschäfte als die radikalen Unterwühler und auf den Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge mit allen ungesetzlichen Mitteln hinarbeitende Menschen zu bezeichnen. Jene Männer würden loyale und treue Anhänger des Kaiserhauses sein, denn sie würden ein gemeinsames Band des Rechts und des Geistes um alle Provinzen schlingen, während wir abermals keinen Anstand nehmen, die jetzigen Rathgeber der österreichischen Krone als Verräther an der Sache des Kaisers, als die wahren Feinde des monarchischen Prinzips zu erklären."

## 38.

Die Kundgebung des Gewerbevereines, bei welcher die ganze Bureaukratie übergangen und der gewöhnliche labyrinthische Schneckenweg zum Throne bei Seite gelassen wurde, hatte aber auch noch aus anderen als den schon erörterten Gründen eine tiefe politische Bedeutung. Die Machthaber, welche durch die welterschütternden Ereignisse in Frankreich, Deutschland und Italien, durch die Kundgebungen am ungarischen Landtage und durch die Gährung in Wien aus ihrer trägen Ruhe sich nicht hatten aufrütteln, in ihrem Sicherheitsgefühle und Unentbehrlichkeitsbewußtsein sich nicht hatten beirren lassen; die sich noch immer getröstet hatten, mit den sie in Selbstverblendung einschläfernden Worten des verstorbenen Kaisers Franz: „Es wird sich alles schon machen!"; diese Machthaber fingen in Folge der Kundgebung im Gewerbverein plötzlich an verzagt, unsicher zu werden, mit einem Worte den Kopf zu verlieren. Die Rücksicht auf den Erzherzog Franz Karl, so schwerwiegend sie für sie auch sein mochte, hätte die auf ihre Macht, ihr Ansehen eifersüchtigen Mitglieder der Staatskonferenz gewiß nicht abgehalten, den Gewerbverein dennoch aufzulösen, aber sie hatten nicht mehr den Muth, den Verein, der durch die anerkennenden Worte des Erzherzogs mit einem Male eine große moralische und politische Bedeutung erlangt hatte, zu unterdrücken. Mangel an Muth war es auch, der die Staatskonferenz abhielt, die, wie wir bereits erwähnt, für den 13. März ausgeschriebene niederösterreichische Ständeversammlung zu untersagen. Man war sich im Schooße der Regierung vollkommen darüber klar, daß die Ständeversammlung unter den obwaltenden Verhältnissen eine über ihren eigentlichen Wirkungskreis weit hinausreichende Wichtigkeit erlangen werde, daß die Bevölkerung den Verhandlungen derselben mit fieberhafter Spannung entgegensehe, daß alle Gebildeten und Politisch-Zurechnungsfähigen an die Stände die Hoffnung knüpfen, sie würden einen Umschwung in allen Dingen herbeiführen, den allgemeinen Wunsch, daß es nun auch in Oesterreich anders werde, in Erfüllung bringen. Aber man wagte es nicht, die Stände an dem ihnen verfassungsgemäß zustehenden Rechte, sich zu versammeln, zu hindern. Freilich waren die Meinungen darüber, ob man die Ständeversammlung zulassen solle, oder nicht, in der Staatskonferenz getheilt. Ein von uns schon oft zitirter, in die Vorgänge dei Hof eingeweihter Gewährsmann berichtet wenigstens, daß Erzherzog Ludwig um keinen Preis zugeben wollte, daß man die Stände, so lange die allgemeine Aufregung dauere, zusammentreten lassen solle. — „Der Staatskanzler und Kolowrat," erfahren wir weiter, „sollen aber darauf bestanden haben; der Erstere, weil er der Ansicht war, daß die in einzelnen, exaltirten Köpfen vorhandene Unzufriedenheit in der Ständeversammlung in einer für die Regierung ganz ungefährlichen Weise sich entladen könne, und weil die Regierung die weitgehendsten Bitten und Beschwerden der Stände immerhin dazu benützen könne, um — Zeit zu gewinnen! Sie behielte sich nämlich deren Erledigung vor, und vertröstete damit die Hoffnungen aller Jener, welche Konzessionen von ihr erreichen wollen." Man sieht, der Staatskanzler glaubte auch am 8. März noch, sein altes Spiel fortsetzen und sich dadurch behelfen zu können, daß er die Ständeeingaden an die Regierung unerledigt lasse, wie das bisher stets der Fall war. „Graf Kolowrat ging um einen Schritt weiter als Metternich, und war dafür, durch die Ausführung der Kübeckschen Reformprojekte, sich mit den Ständen gütlich abzufinden, wegen der Vertretung des Bürger- und Bauernstandes in den Ständeversammlungen aber eine die gerechten Ansprüche befriedigende allerhöchste Entschließung in Aussicht zu stellen." Erzherzog Ludwig, der an der Besorgniß festhielt, daß die Stände über den Staat noch viel Unheil dringen werden und der diese Körperschaft stets als „die Giftpflanze," die eigentlich ganz „auszurotten" wäre, ansah, brachte seinen beiden Kollegen ein, ihm starke Selbstüberwindung kostendes Opfer, indem er es nicht hinderte, daß der Einberufung der Stände für den 13. März nicht mit einem Verbot entgegengetreten würde. Es scheinen damals geheime, bisher wenigstens noch nicht entschleierte Einflüße auf den Erzherzog eingewirkt und ihm die Staatsgefährlichkeit und die Revolutionssucht der Stände fortwährend vorgespiegelt zu haben. „Es steht fest," meldet ein Bericht „daß dem Erzherzoge der Vorschlag gemacht wurde, die neuerungssüchtigen Wortführer der Stände verhaften und auf irgend eine von Wien entfernte Festung abführen zu lassen. Die Polizei, heißt es in jenem Berichte weiter, weiß davon, daß Doblhoff und Andere — mit

Schuselka, Kuranda, Wiesner und mit deutschen Revolutionsmännern überhaupt in brieflichem Verkehre stehen, und dies wäre gewiß genügender Grund dafür, gerichtlich zu untersuchen, ob diese Ständemitglieder sich nicht Handlungen zu Schulden kommen ließen, durch welche sie sich mit dem Strafgesetzbuche in Widerspruch gebracht haben. Der bessergesinnte Theil des Publikums würde dadurch von seinen Sympathien für diese Stände geheilt werden, wenn er erfahren würde, daß diese Männer im Verdachte stehen, mit dem Auslande sich verschworen und im Geheimen Pläne geschmiedet zu haben, welche einen gewaltsamen Umsturz der in Oesterreich bestehenden Ordnung nach sich ziehen sollen." Erzherzog Ludwig neigte sich auch zu der Ansicht hin, „daß bei dem geringsten Anlasse, den die Stände dazu darbieten, sie einer ruhestörerischen Absicht zu überführen, die größte Strenge und das unnachsichtichste Einschreiten der Gerichte unabweislich geboten" sei. Zur Bestätigung dieser Mittheilungen führen wir bloß an, daß in den ständischen Kreisen einige Tage vor dem 13. März stark davon gesprochen wurde, daß man den Ständen eine Falle legen wolle, um sie zu einer Ungesetzlichkeit hinzureißen und sie dann als politische Verbrecher zu brandmarken. Diese Besorgniß bestimmte die Stände auch, sich die weitgehendste Vorsicht und Zurückhaltung aufzuerlegen.

Es steht übrigens zu bezweifeln, daß es auf den Gang und die Richtung der politischen Bewegung in Wien und in Oesterreich, von folgewichtigen Einfluß gewesen wäre, wenn Erzherzog Ludwig seinen Willen durchgesetzt und den Zusammentritt der Stände am 13. März verhindert hätte. Die Revolution wäre dann in Wien vielleicht um einige Tage später ausgebrochen, sie wäre aber sicher nicht verhindert worden, im Gegentheile hätte sie dann ganz gewiß eine blutigere, zerstörungswüthigere Gestalt angenommen. Das Bewußtsein, daß die Stände am 13. März zusammentreten werden, hielt wenigstens vor diesem Tage Alles innerhalb der gesetzlichen Schranken und selbst die radikalsten Elemente der Stadt glaubten vorerst mit Geduld abwarten zu müssen, was die Stände beschließen und welchen Erfolg diese Beschlüsse bei der Regierung haben werden. In allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung offenbarte sich nur der leidenschaftliche Drang, dem Beispiele des Gewerbvereins zu folgen und gleichfalls den Weg der Petition, der Bitte zu betreten. Ein förmliches Petitionsfieber erfaßte plötzlich ganz Wien. In allen Vereinen, Verbindungen, geselligen Kreisen fühlte man sich plötzlich gedrungen, sich über die Abfassung, Verbreitung, Ueberreichung von Petitionen zu besprechen und es ist eine Thatsache, daß eine Menge von Petitionen zwischen dem 7. und 13. März unterzeichnet worden sind, die niemals überreicht und veröffentlicht wurden, theils weil sie der Polizei in die Hände gefallen, wie z. B. eine am 8. März von einem Kreise von Studenten der juridischen Fakultät ausgegangene Petition an die Stände, oder wie eine von Hörern des Polytechnikums an den Kaiser gerichtete Adresse, theils weil sie durch die Märzereignisse ihre Erledigung fanden, wie eine Adresse der Schriftsteller- und Künstlergesellschaft „Concordia" um Preßfreiheit (deren Verfasser der Kompositeur Freih. v. Lannoy war, und die in einem Zimmer des „Hotel Munsch" berathen, beschlossen und unterzeichnet wurde), dann eine Petition der akademischen Künstler ähnlichen Inhalts. Auch im allgemeinen Hilfsvereine (S. 54 ff.), dessen Protektor gleichfalls Erzherzog Franz Karl war, wurde eine Adresse um Reformen zum Beschlusse erhoben, die jedoch gleichfalls von den Ereignissen überholt worden zu sein scheint. Uebrigens erklang auch aus diesem wohlthätigwirkenden Vereine unmittelbar vor den Märztagen eine Stimme, die das Orchester volltönender machte. Einer der Gründer (der kaiserliche Rath von Martyrt?) sprach nach (Frankl's Mittheilung) in einer Vereinsversammlung am 7. März Worte, die einige Wochen früher noch unmöglich gewesen wären, ohne sich die heftigste Inkrimination der Polizei zuzuziehen: „Die Zeit eilt mit Riesenschritten, aber nicht mehr, wie sonst oft, schreitet sie über vieles hinweg, nein, sie zertritt jetzt rasch und fürchterlich, was ihr im Wege liegt. Die neuesten Ereignisse haben Furcht in jede Klasse der Bevölkerung geworfen. Nationalbank und Sparkassa geben Zeugniß davon. Letzteres wird besonders einen Rückschlag auf die ärmste Bevölkerung hervorbringen und die Masse des Proletariats vermehren." Der Sprecher trug darauf an, um die schon gährende Flut zu stauen, von der Regierung einen unentgeltlichen Bauplatz zur Herstellung einer Zentral-Kochanstalt, einer Schlaf- und Arbeitshalle, einer Volks-Wasch- und Badeanstalt und einer Brotbäckerei zu verlangen. Er forderte einen Vorschuß aus dem Stadtarmenfonde, die Errichtung einer Sparkasse für Ankauf von Viktualien und Holz, Befreiung von der Verzehrungssteuer für die vom Vereine angekauften Lebensmittel; endlich die Veröffentlichung der Rechnungen des Armenfondes und jener des Vereines selbst. — „Und sonst fordert dieser bescheidene Volkstribune nichts mehr?" äußerte eine, mit der bereits vorhandenen Bewegung, die zu kennen ihre Pflicht gewesen wäre, völlig unbekannte, sorglose Persönlichkeit.

Zwei Petitionen dagegen, die nicht bloß unterschrieben, sondern auch glücklich vom Stapel gelassen wurden, sind für unsere Geschichte von erheblicher Wichtigkeit. Es sind dies die von Bauernfeld und Dr. Alexander Bach in Anregung gebrachte Eingabe österreichischer Bürger an die niederösterreichischen Stände und die Studentenadresse an den Kaiser. Die Letztere hat die eigentliche Veranlassung zu der Märzrevolution gegeben, die Erstere hat das Wiener Bürgerthum zum klaren Bewußtsein dessen gebracht, was zunächst angestrebt und erreicht werden müsse. Ohne die Studentenadresse wäre vielleicht noch der 13. März ruhig abgelaufen, ohne die Bürgerpetition hätten die Wiener Bürger nicht die Befähigung gewonnen, am 14. März in den Gemächern des Erzherzog Ludwig jene unerschütterliche Festigkeit und jenen Muth der Ueberzeugung zu bethätigen, durch welche der Ausgang der Märzrevolution thatsächlich entschieden worden ist. In den beiden nächsten Abschnitten werden wir das Zustandekommen dieser zwei ewig denkwürdigen Dokumente ausführlich erzählen.

## 39.

Als der eigentliche Schöpfer der Bürgerpetition dürfte der Ritter von Kleyle anzusehen sein. Dieser „Ritter“ war nichts weniger als ein Feudaler, im Gegentheile er gehörte jenem kleinen Häuflein ständischer Landtagsmitglieder an, die eine Erweiterung der ständischen Rechte blos darum anstrebten, weil sie sich der Hoffnung hingaben, daß, wenn diese erreicht sein werde, Oesterreich sich auf ganz natürlichem Wege ohne bedeutende Erschütterungen in einen modernen, konstitutionellen Staat umgestalten werde. Ritter von Kleyle hielt nach der Pariser Revolution den Augenblick für gekommen, in dem Alles daran gesetzt werden müsse, das bestehende Sistem zu beseitigen und wenigstens eine den Wünschen der Stände entsprechende Regierung an's Ruder zu bringen. Er war es, der, wie schon bemerkt wurde, das Memorandum der dreiunddreißig Landstände in Anregung gebracht, der für ein einmüthiges Zusammenwirken des Bürgerthums mit den Ständen agitirt hatte. Als in Folge der trüben Nachrichten, die aus der Staatskonferenz in die ständischen Kreise drangen, man dort anfing, den Muth zu verlieren und die Köpfe hängen zu lassen, war es wieder Ritter v. Kleyle, der die Entmuthigten aufrichtete, die Verzagenden beschämte! „Wenn es die Machthaber auf's Aeußeeste kommen lassen wollen, dann bleibt uns nichts übrig, als ihrem Beispiele zu folgen. Sind sie unnachgiebig, so sind wir es auch, vertheidigen sie ihre Stellung bis auf den letzten Blutstropfen, so zeigen wir, daß wir die unsrige auch nicht früher aufgeben wollen. Kämpfen wir mit ihnen, wenn sie es haben wollen, und steht nur das Volk auf unserer Seite, dann muß der Sieg unser sein. „Zusammenhalten“ — darin liegt für uns die Bürgschaft des Erfolges. Verliert die Mehrzahl den Muth, dann wird die Minderzahl ihren Muth schwer büßen müssen. Wenn wir aber alle den nöthigen Muth an den Tag legen, und wenn das Volk mit uns ist und unsere Anstrengungen zur Beseitigung der Machthaber unterstützt, dann werden diese beseitigt werden können. Einige von uns kann die Regierung einschüchtern, verhaften, verurtheilen, aber sie ist machtlos, wenn wir Alle und mit uns das Volk ihr Widerstand leisten.“ In dieser Weise sprach und wirkte Ritter v. Kleyle bis zum letzten Augenblicke vor dem Sturze des Sistems. Er war es auch, von dem es zuerst in Anregung gebracht wurde, daß die Bürgerschaft auf die Stände eine Pression ausüben solle, einerseits um die Stände zum Vorwärtsschreiten zu zwingen, andererseits um der Regierung den eklatanten Beweis zu liefern, daß auch in ihren Sphären das „Sistem“ keine Anhänger mehr besitze und der Wunsch nach einer volksthümlichen Regierung ein unwiderstehlicher geworden sei. Das Vorhaben des Ritters v. Kleyle wurde von den ständischen Oppositionellen mit Wärme aufgenommen, aber es galt, erst die rechten Männer ausfindig zu machen, die geeignet waren, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen. Zuerst wurde der im Landhause bei Baron Doblhoff wohnende Bauernfeld dafür gewonnen, auf dessen Vorschlag man sich mit dem Advokaten Dr. Alexander Bach in's Einvernehmen setzte, um sich seiner Mitwirkung zu versichern. Bach war dazu unentbehrlich. Die Fäden seines Einflusses zogen sich durch alle Kreise der Wiener Gesellschaft und seine persönlichen, geselligen und geschäftlichen Verbindungen waren so vielseitig, daß sie schon allein hinreichend gewesen wären, das Zustandekommen der Petition zu verbürgen. Hatte man sich der Theilnahme dieses Mannes versichert, dann konnte man auf die Mitwirkung des juridisch-politischen Lesevereines, des Gewerbvereines, der kaufmännischen Kreise und zahlreicher anderer Verbindungen und Korporationen mit Sicherheit zählen.

Bereits am 5. wurde Bach von Bauernfeld angegangen, eine Kundgebung der Wiener Bevölkerung gegen die Regieeung und zu Gunsten der Forderungen des Tages zu veranlassen, und ihm der Vorschlag gemacht, daß zu diesem Zwecke eine Eingabe an die Stände gerichlel werde, damit auch die Stände Gelegenheit bekommen, die in dieser Adresse enthaltenen Vorschläge der Regierung zur Annahme zu empfehlen. Bach war bereit, der Einladung Bauernfeld's Folge zu leisten, und einigte sich mit diesem alsogleich über die Punkte, welche die projektirte Eingabe enthalten, und über den Ton, der in derselben angeschlagen werden solle. „Wir wollen keine „Bittschrift“ verfassen, die Zeit zum Bitten ist vorüber, jetzt gilt es zu fordern, und das wollen wir auch“, in diesem Sinne soll er sich bei dieser Gelegenheit geäußert haben. Bach überließ es Bauernfeld, den ersten Entwurf des Schriftstückes zu verfassen, das noch am selben Tage vollendet und den nächsten Morgen bei Bach einer Schlußredaktion unterzogen wurde. Bach erklärte sich aber dagegen, daß man für die nunmehr fertige Eingabe sofort Unteeschriften sammeln solle, und schlug vor, dieselbe eher noch einem größeren Kreise einflußreicher Personen zur Berathung und Beschlußnahme vorzulegen. Man erklärte sich auch damit einverstanden und Bach nahm es nun auf sich, an eine Anzahl von etwa dreißig Personen für den Abend des 8. März zu einer in seiner Wohnung in der Singerstraße Nr. 885 (im Hause beim „Amor“) stattfindenden „Besprechung“ mündliche Einladungen ergehen zu lassen. Aber noch am Abend desselben Tages fand sich bei Bach eine größere Gesellschaft ihm befreundeter Männer zusammen, welcher der Petitionsentwurf zur Begutachtung vorgelegt wurde. Das Redefeuer loderte in diesem Zirkel gerade hoch empor, als man Nachricht von der gleichzeitig im Gewerbverein stattgefundenen Kundgebung erhielt, auf die hin alle gegen den von Bach empfohlenen Schritt geäußerten Bedenken fallen gelassen wurden. Durch den Erfolg der Adresse des Gewerbvereins war auch der Erfolg dieser Adresse gesichert. Wir bedauern, daß wir nicht in der Lage sind, die Namen all' der Männer zu nennen, die in der 7. Abendstunde des zweitnächsten Tages bei Dr. Bach zusammenkamen, um über die Adresse zu berathen. Es werden uns außer Bach und Bauernfeld noch Arlhaber, Großhändler Martyrt, Buchhändler Gerold, Fabrikant Theodor Hornbostel, Seidenzeug-Fabrikant Josef Winter, Spinnereibesitzer von Pacher, Handelsmann Jägermayer, Fabrikant Spörlin, Sommaruga junior, Dr. Romeo Seligmann, Dr. Seiller, Dr. August Bach (Alexander's jüngerer Bruder), Ludwig August Frankl, Dr. Rizy, Kaufmann Lechner als Theilnehmer dieser Versammlung bezeichnet, doch wird

uns zugleich bemerkt, daß außer den Genannten mindestens noch zehn bis zwölf Personen gleichfalls anwesend waren, welche unseren Gewährsmännern jedoch nicht mehr erinnerlich sind. Nachdem die Versammlung sich im Prinzip dafür ausgesprochen hatte, die liberalen Bestrebungen der Stände durch eine vom Bürgerstand ausgehende Petition an dieselben, zu unterstützen, las Dr. Bach den Entwurf dieser Eingabe vor. An diesem Aktenstücke, das wir weiter unten mittheilen werden, wurde bei der darüber eröffneten Spezialdebatte Vieles getadelt. Der Wunsch nach Preßfreiheit wurde unterdrückt und dafür um Einführung eines Repressivgesetzes gebeten, der Punkt wegen Gleichstellung der Konfessionen wurde auf Arthaber's Rath ganz ausgelassen, ebenso der von Arthaber lebhaft befürwortete Wunsch wegen des Anschlusses an den deutschen Zollverein, gegen welchen die in der Versammlung anwesenden Fabrikanten energisch protestirten. Endlich schien vielen Rednern der Ton der Adresse nicht ehrfurchtsvoll genug. Da rief, wie Frankl, auf dessen Mittheilungen wir uns theilweise stützen, erzählt, Bauernfeld zornig: „Schreibt so demüthig Ihr wollt! Schreibt am demüthigsten!! Es ist ganz gleichgiltig, ob Ihr diese oder jene Phrase wählt! Wir erlangen von all' dem doch nicht, was wir als echte Patrioten für das Heil des Vaterlandes wünschen!"

Nachdem man ein paar Stunden lebhaft debattirt hatte, erklärten sich endlich Bach und Bauernfeld bereit, an der Petition die von vielen Seiten gewünschten Aenderungen vorzunehmen und sie sodann der Versammlung, die am nächsten Abend wieder zusammenzutreten beschloß, zur Unterzeichnung vorzulegen. Als man dies abgemacht hatte, trennte man sich nicht, sondern eröffnete erst eine lebhafte Diskussion über die europäische Machtstellung Oesterreichs, über die dem Staate drohenden Gefahren und die Mittel, um dieselben abzuwenden. Die Versammlung verwandelte sich in ein förmliches Parlament. Arthaber ergriff für den engen Anschluß Oesterreichs an das sich einigende Deutschland das Wort und rief hiedurch den Widerspruch Bach's hervor, der für die Umbildung Oesterreichs in einen zentralisirten, durch demokratische Institutionen befestigten Einheitsstaat sich erklärte, und es als eitle Schwärmerei lächerlich zu machen suchte, wenn man Oesterreich in Deutschland aufgehen lassen und dabei den Bestand Oesterreichs aufrecht erhalten wissen wolle. Gegen die deutschnationalen Bestrebungen, meinte der zukünftige Minister, müsse der Oesterreicher eben so wohl auf der Huth sein, wie gegen die ungarischen, und es dürfe der Schwerpunkt des Staates weder in Frankfurt am Main noch in Pest liegen, weil in dem einen wie in dem anderen Falle Oesterreich zu einem Staate und Wien zu einer Stadt zweiten Ranges herabgedrückt würde. Von anderer Seite wurde die Nothwendigkeit der Wiederherstellung Polens scharf betont und außer diesem Redner der Galizien aufgegeben wissen wollte, sprach noch ein anderer, der den Wunsch aussprach, daß Oesterreich auf seinen italienischen Besitz Verzicht leiste und der Einigung Italiens keine Hindernisse mehr entgegensetze. Diese Debatte war eben in vollem Zuge als Professor Dr. Josef Neumann, der während dem Beginne derselben in der Versammlung erschienen war, gegen deren Fortsetzung Protest einlegte, indem er der Versammlung das Recht bestritt, hochpolitische Fragen zu verhandeln und sich durch die Erlassung einer ungesetzlichen Kundgebung in die Staatsangelegenheiten ganz unbefugt einzumengen. Dieser Redner warnte sogar die Versammlung davor, daß sie, wenngleich ihre Theilnehmer die allgemeine Achtung genießen, sich durch ihre Verhandlungen der Gefahr aussetze, von dem nächstbesten „Polizeispitzel" aufgehoben und zur Verantwortung gezogen zu werden. „Sie machen es ja," eiferte Neumann, „wie die gefährlichsten Verschwörer, sie kommen im Geheimen zusammen und berathen, als ob sie das Licht der Sonne scheuen würden, in später Nacht. Die meisten von Ihnen sind „Familienväter" und sollten bedenken, daß sie durch solche Konventikel sich und die Ihrigen höchst unglücklich machen werden." Diese Warnung stieß auf den heftigsten Widerspruch, in Folge dessen Neumann die Wohnung Bach's augenblicklich verließ. „Wir leben in einer Zeit," wurde ihm entgegnet, „die jeden gemeinsinnigen Mann die Verpflichtung nahelegt, seinen persönlichen Vortheil im Interesse des allgemeinen Besten hintanzusetzen. Nur der Egoismus und die Feigheit brächten es in solcher außergewöhnlichen Zeit mit sich, sich hinter den für das tägliche Leben geschaffenen Gesetzen zu verschanzen."

Die Warnungen Neumann's hatten übrigens trotzdem die Folge, daß die am nächsten Abend (9. März) stattfindende zweite Versammlung bei Dr. Bach schwächer besucht wurde. In derselben erschienen übrigens auch einige neue Gäste, darunter Dr. J. N. Berger und Professor Hye. Auch am zweiten Abende kamen zwei sich schroff gegenüberstehende Meinungen zum Vorschein. Ein Theil der Versammlung stellte sich auf einen national-deutschen, der andere auf einen spezifisch-österreichischen Standpunkt. Die von Bach und Bauernfeld umgearbeitete Petition war übrigens beiden Parteien recht und ein einziger Redner, nämlich Professor Hye erklärte sich überhaupt dagegen, daß man eine solche Petition erlassen solle. Nicht etwa, daß er sich im Prinzipe gegen die Forderungen derselben ausgesprochen hätte, im Gegentheile, er bekannte vielmehr, mit all' dem, was darin verlangt wird, vollkommen einverstanden zu sein; aber dagegen sprach er, daß man sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig mache und er suchte aus dem Strafgesetze den Beweis zu liefern, daß die Petition nicht blos gesetzwidrig, sondern daß sie der ausgesprochene Hochverrath sei, und daß ihre Veranstalter sich der Gefahr aussetzen, dieses Verbrechens wegen verfolgt zu werden! — Gegen diese Anschauung erhob sich abermals ein gewaltiger Sturm. Bauernfeld, erzählt Frankl, machte den von allen Theilnehmern der Versammlung gebilligten Vermittlungsvorschlag, daß Jeder seiner Ueberzeugung folgen und ohne einem moralischen Zwange nachzugeben, das Aktenstück entweder unterschreiben oder nicht unterschreiben möge. „Es gehört — sagte er unter Anderem — mehr Muth dazu, jetzt seine Unterschrift zu versagen, als sie hinzuzufügen." In Folge der Einwendungen Bauernfeld's verließ Professor Hye die Versammlung, aber seine Bedenken schienen auf mehrere der Zurückgebliebenen Eindruck gemacht zu haben. Thatsache ist es, daß gegen die Unterfertigung der Petition, mit der sich doch alle bis auf Hye einverstanden erklärt hatten, nun von allen Seiten Einwendungen erhoben wurden, und sogar der Vorschlag, die Petition einer nochmaligen Berathung an einem der nächsten Tage zu unterwerfen, wurde

gemacht und von mehreren Seiten mit Zustimmung aufgenommen. Erst als Arthaber daran erinnerte, daß der Zusammentritt der Stände unmittelbar bevorstehend sei, schien man von einer Vertagung absehen zu wollen, aber es machte Niemand den Anfang, die Petition zu unterschreiben. Da trat der Großhändler v. Martyrt hervor und erklärte, daß er sich als der Erste unterzeichnen wolle, und daß er diejenigen für feige halten müßte, welche Anstand nehmen würden, seinem Beispiele zu folgen. „Sie unterzeichnen?“ sagte man zu Martyrt in fast vorwurfsvollem Tone, „Sie, der als kaiserlicher Rath dem Kaiser den Eid der Treue geschworen. Wollen Sie sich in's Unglück stürzen?“ — „Gerade deshalb, weil ich diesen Eid geschworen, ist es meine Pflicht dazu beizutragen, daß die Wahrheit bis an die Stufen des Thrones gelange, und wenn die Stände dem Kaiser die von uns berathene Adresse befürwortend vorlegen, dann wird er die wahre Volksstimmung kennen lernen.“ Martyrt unterschrieb die Petition, nach ihm der schon öfter genannte Josef Winter, dann Theodor Hornbostel, Arthaber, Bach, Gustav v. Pacher, Dr. Seligmann, L. M. Pacher v. Theinburg, Otto Hornbostel, S. Jaegermayer, Bauernfeld, Dr. August Bach, Franz Freiherr v. Sommaruga, Spörlin u. s. w. Auch die Advokaten Dr. Seiller und Dr. Th. Rizy wurden wankend, aber Bach zog sie in eine Fensternische und scheint sie dort überzeugt zu haben, daß es kein Hochverrath sei, zu unterschreiben. Die von der Versammlung am zweiten Abend genehmigte Petition lautete, wie folgt:

An die hochlöblichen Stände des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns, zu Handen des hohen ständischen Verordneten-Kollegiums.

Seit einer Reihe von Jahren ist von jedem wahren Vaterlandsfreunde der Wunsch lebhaft gefühlt und von Manchem in Rede und Schrift die Nothwendigkeit laut ausgesprochen worden, auch unser schönes und mächtiges Oesterreich den Weg friedlichen und gediegenen Fortschrittes betreten zu sehen.

Die letzten Ereignisse im Westen Europa's lassen diese Forderung um so unabweislicher und unaufschiebbarer erscheinen, als sie dem Weltfrieden sowie dem Staatskredit, der Sicherheit des Eigenthums, der Ordnung und des Rechtes in jedem Reiche gefährlich werden können. Was in Deutschland in diesem Augenblicke zur Wahrung vor jedem Wechselfalle des Glückes, zum Schutz und zur Stärkung nach Außen und im Innern geschieht, ist Niemanden unbekannt. Jeder hegt zugleich die Ueberzeugung, daß Oesterreich, dessen Herrscherfamilie durch Jahrhunderte die deutsche Kaiserkrone trug, auch nur in festem Anschließen an deutsche Interessen und deutsche Politik sein wahres Heil gewinnen könne. Wenn die österreichischen Bürger sich vor allem gedrungen fühlen, ihre unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus auszusprechen, so halten sie es zugleich für ihre heilige Pflicht, diejenigen Maßregeln offen und frei darzulegen, welche ihrer Meinung nach einzig und allein geeignet sein können, in so drohenden Zeitverhältnissen der Dynastie sowie dem Gesammtvaterlande neue Kraft und neuen Halt zu verleihen.

Diese Maßregeln sind: Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; — periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Kontrole des Finanzhaushaltes sowie der Theilnahme an der Gesetzgebung; — Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes; — Durchführung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesammten Verwaltung; — Verleihung einer zeitgemäßen Munizipal- und Gemeinde-Verfassung und auf deren Grundlage Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht — oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz.

Die Stände — wenngleich in ihrer dermaligen Zusammensetzung nicht der vollständige Ausdruck des ganzen Landes — sind als verfassungsmäßiges Organ für die Bedürfnisse des Volkes berufen, die Gewährung unserer Bitten bei unserem gütigen Monarchen zu vermitteln.

Die Unterzeichneten stellen daher die Bitte: die hochlöblichen niederösterreichischen Stände wollen die vorgeschlagenen Maßregeln in der nächsten Landtagsversammlung in Berathung nehmen und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den allerhöchsten Thron gelangen lassen.

Wien, 9. März 1848.

Alle in Bach's Wohnung anwesenden Männer ließen sich mit den vorhandenen vierzig Abschriften der Adresse und mit Unterschriftenbogen betheilen, und machten sich anheischig, bis am 11. Mittags im Kreise ihrer Bekannten möglichst zahlreiche Unterschriften (als Minimum wurden deren 500 festgesetzt) zu sammeln. Großhändler Martyrt und Fabrikant Winter übernahmen es, die Adresse selbst, sammt allen Unterschriftenbogen, am 11. März Mittags dem ständischen Ausschusse zu überreichen. Der Erfolg dieser Unterschriftensammlung war, wie ihn die allgemeine Stimmung und die Verbindungen der ersten Unterzeichner erwarten ließen. Arthaber, Hornbostel, Bach, Seligmann, Martyrt, Gerold und andere einflußreiche Männer sammelten in den Lokalen des Gewerb-, des Lese-, des Allgemeinen Hilfsvereins, des Handelscasino's, des Schriftstellervereins „Concordia“ und unter deren Mitgliedern überaus zahlreiche Unterschriften. Winter fuhr in den industriellen Vorstädten von einem Fabrikanten zum anderen. Gerold, Beck, Haas und Volke legten Unterschriftenbogen in ihren Buchhandlungen auf, und namentlich der alte Gerold entwickelte den unermüdlichsten Eifer und ging, den Unterschriftenbogen in der Rocktasche verborgen, zu allen ihm bekannten Gewölbbesitzern in der innern Stadt, um sie zum Beitritte zu der Adresse zu bewegen.

„Man muß — bemerkt Löhner — namentlich dem Dr. Bach, wie man auch seine spätere ministerielle Wirksamkeit beurtheilen möge, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er damals vor so vielen Andern Energie und Gewandtheit bewährte.“ Er selbst fuhr noch im letzten Augenblick mit einer Abschrift von Gasse zu Gasse umher, während ihm der Wagen eines Polizeiagenten vergebens folgte.“ Die in Umlauf befindlichen Bogen kehrten am 11. Vormittags von allen Seiten, mit Unterschriften bedeckt, zurück, deren Zahl ein paar Tausend betrug, und unter denen außer den angesehensten und wohlhabendsten Gewerbetreibenden, Fabrikanten, Kaufleuten, Großhändlern, Banquiers, Hauseigenthümern und Kapitalisten der Stadt auch eine große Menge von Doktoren, Advokaten und Professoren, sowie auch einige höhere Staatsbeamte und einige aktive Offiziere sich befanden. Einer dieser höheren Staatsbeamten, Freiherr v. Dercsényi (gebürtiger Ungar, bekannt durch seine humanitären Schriften), motivirte seine Unterschrift mit nachstehender bemerkenswerther Erklärung:

Als ich vor zwei Jahren mein Humanitäts-Sistem der Volkswirthschaft, des Volksunterrichtes und des politischen Volkslebens in meinem geliebten, freien Vaterlande zu Pest herausgab, hatte ich ohne Scheu meinen Namen auf jenes Werk gesetzt, in welchem ich sämmtlichen Regierungen zivilisirter Völker Institutionen, wie die hier angesuchten, mit der ganzen Innigkeit meiner Seele an das Herz legte.

Schon damals hatte ich die Munizipalrechte und das Wahl- und Wählbarkeitsrecht zum gesetzgebenden Körper des Landes, mit volksthümlicher Ausdehnung auf alle Stände und Volksklassen, jedoch so vorgeschlagen, daß dadurch — meines Erachtens — die soziale Ordnung und das Eigenthumsrecht nicht gefährdet, sondern vielmehr, und zwar auf humane Weise, den Bestrebungen, welche gegen diese Grundpfeiler der Zivilisation hie und da bereits nur zu drohend gerichtet sind, die Macht benommen, und zugleich der Verarmung und Verwilderung jener unserer Mitmenschen, die man Proletarier zu nennen pflegt, allmälig abzuhelfen getrachtet werden würde.

Freimüthig und furchtlos, wie damals — wo die Gefahren und Bedürfnisse der Zeit noch so wenig erkannt wurden, schreite ich jetzt zur Mitunterzeichnung der gegenwärtigen Petition, wäre es auch auf die Gefahr hin: daß diejenigen, die etwa königlicher gesinnt sind, wie die Könige selbst, mir diesen Schritt nie verzeihen würden.

Ich kann aber nicht anders, denn

1. habe ich die individuelle, festeste Ueberzeugung, daß — was hier gebeten wird, einem wahren und dringenden Interesse, eben so sehr unseres Landesfürsten als seiner Völker entspricht!

2. Habe ich das Bewußtsein, daß ich — als einer der Räthe des Kaisers, in der Förderung seines Wohles — auch meinem Amtseide gemäß — nach eigenem Wissen und Gewissen zu rathen berufen bin. Ueberdies beseelt mich der Glaube, daß unter dem Szepter eines apostolischen Landesvaters, und in einem so religiösen Staate, wie der österreichische, von mir Niemand, der wahrhaft christlich gesinnt ist, verlangen kann, ich solle es — den gegenwärtigen Fall betreffend — mit meiner Stellung als Rath des Kaisers unvereinbarlich finden, dasjenige zu thun, was ich mir von den Begriffen auferlegt sehe, die ich eben so von der Humanität und dem Staatsbürgerthum überhaupt, als von der Lehre Christi insbesondere habe.

Diesen Begriffen gemäß, muß ich aber auf das Entschiedenste die Wünsche dieser Petition nicht nur theilen, sondern, bei der äußersten Dringlichkeit und Wichtigkeit derselben, muß ich sie auch auf diesem Wege unterstützen.

Ich thue es mit einem Herzen voll der Treue gegen den Landesfürsten, aber auch voll der menschenfreundlichsten Gefühle gegen dessen Völker und alle Volksklassen, wobei meinen Lippen das Gebet entströmt: Gott! sei Du mit uns, und erleuchte unsern guten Kaiser und sein Haus.

Wien, am 11. März 1848.

Johann Freiherr v. Dercsényi,
k. k. Hofrath und Domänen-Referent bei der allg. Hofkammer in Wien.

Am Nachmittage des 11. März wurde endlich die Petition sammt allen Unterschriften von Marlyrt und Winter auf das Landhaus zu dem dort versammelten ständischen Ausschusse gebracht und von diesem unter Aeußerungen unverhohlener Genugthuung zur Uebergabe an die zusammentretenden Stände übernommen. Zwei Stunden später erschien, wie Frankl mittheilt, der Polizei-Oberkommissär Friedrich v. Felsenthal in der Kanzlei des Dr. Alex. Bach. „Ich habe gehört,“ sagte Felsenthal zu Bach, „daß eine Petition zirkulire, die hier unterschrieben worden ist.“ — „Kommen Sie, Herr Oberkommissär,“ lautete Bach's Antwort, „als solcher oder als guter Bekannter zu mir?“ — „Als Kommissär,“ entgegnete dieser, „ich habe den Auftrag, die Petition zu konfisziren.“ — „Dann bedauere ich“, erwiderte Bach, „Ihnen das bereits eingereichte Original nicht übergeben zu können; doch, wenn Sie eine Abschrift wünschen ...“ — „Ich danke sehr,“ unterbrach Felsenthal lachend, „den Inhalt kenne ich.“ Eine polizeiliche Durchsuchung der Wohnung Bach's, die zu keinem Resultate mehr geführt hätte, wurde nicht vorgenommen.

## 40.

Auf einen Umstand ist bei der Beurtheilung der Bürgeradresse an die Stände bisher noch viel zu wenig Gewicht gelegt worden, nämlich darauf, daß alle Schichten der Wiener Bürgerschaft derselben mit ihrer Unterschrift beitraten. Es ist dies ein Beweis, daß die Regierung in der Wiener Bevölkerung selbst alle Sympathien verloren hatte, daß es keine Partei in derselben gab, welche diese Regierung und dieses Sistem erhalten wissen wollte. Alle jene Männer, die früher und die auch wieder nach den Märztagen ihre Interessen nur dadurch zu wahren glaubten, indem sie Hand in Hand mit der Regierung gingen, wendeten sich plötzlich von derselben ab und verstärkten damit die Macht jener Unzufriedenen, die schon seit Jahren auf den Sturz des Sistems hingearbeitet hatten. Die gesammte Bürgerschaft, also der in Wien vorhandene Besitz und die in Wien ansässige Arbeit und Produktion traten den Machthabern widerspänstig gegenüber. Wir sind leider nicht mehr in der Lage, den Beweis für diesen Ausspruch zu liefern.

Das Original der Bürgeradresse im ständischen Archive ist am Beginne der Fünfziger Jahre von einem Unbekannten in Stücke gerissen und theilweise gestohlen worden. Aber die noch vorhandenen Bruchstücke dieses Dokumentes zeigen immerhin, daß das konservative Element in der Wiener Bürgerschaft durchaus nicht Anstand nahm, mit den weitgehenden Forderungen der Petition sich einverstanden zu erklären. Auf den noch aufbewahrten Unterschriftenbogen befinden sich die Namen der Fabrikanten Joh. Garber, Karl Hlawatsch, Ed. Reithoffer, Dingler, Franz Jaquemar, Franz Kirchlehner, Jos. Glanz, Charl. Girardet, Emil Seybel, Jakob Haas, Franz Bujalti, Christian Ulrich, Anton Kötbl, Anton und Alois Zell, Ludwig Reinwald, Josef Bader, Karl Garber, F. X. Spanrafl, Joh. Hartmann's Söhne, A. Bearzi, Joh. Herzig, Jos. Pointner, Johann Bader, Anton Chwalla, Anton Meßal, J. Reckenschuß, Jos. Adensamer, Max Friedmann, Anton Wiesenburg, Eduard Seuffert, Johann Klinglhuber, Tobias Biehler, Philipp Haas, H. D. Schmid, J. B. Streicher, Friedr. Winter, C. Lemann; der Gewerbetreibenden Anton Fritz, Alois Angerer, Leopold Bachmayer, J. G. Angeli, Ignaz Marenzeller, Leopold Wimmer, Anton Lißt, Ignaz Gerstle, Heinrich Pranter, Leopold Mayr, Karl Salzer, Ad. Hottinger, Jos. Laula, Michael Kammerzell, Josef Gunkel, Anton Hauboldt, Josef Fraunbaum, Franz Franz, Karl Katzmayer, Friedr. Stöger, Lud. van Hasz; der Großhändler Ed. Deuberth, Max Todesco, H. Borkenstein, Zinner, A. Walter, Alex. Schöller, Raphael Foges, der Kaufleute S. Jägermayer, Ernest Szontagh, Robert Schlumberger, Josef Ried, August Reymann, Christ. Wakenroder, Aug. Pallehner, Eduard Felbermayer, Jos. Palkh, Jos. Schnh, F. Etzelt, Jos. Kloger, Regenhart, also durchgehends von Männern, die gewiß von nichts weniger als von einer Revolution etwas wissen wollten. Eine so allgemeine, tiefwurzelnde Unzufriedenheit in einer Bevölkerung wie jener Wien's, eine solche Uebereinstimmung der Ansichten und Wünsche bei Reichen und Armen, ein solches Zusammenwirken von so zahlreichen, im gesellschaftlichen Leben einander ganz fernestehenden Personen ist eine wohl zu beachtende und gewiß merkwürdige Erscheinung. Man entgegne uns nicht, daß das Unbehagen mit den bestehenden Zuständen in den bürgerlichen Kreisen auch spezielle Ursachen von nicht sehr großem Gewichte hatte; daß von den Bürgern am heftigsten über die Abstellung ihrer Söhne zum Militär, über das „böhmisch-schlesische Regiment" in der Gemeinde und über das polizeiliche Spitzelwesen geklagt wurde. Kurz vor dem 13. März war die Erkenntniß, daß eine Aenderung der Firma „Erzherzog Ludwig, Metternich und Sedlnitzky" vor allem anderen Noth thue, bereits tief eingedrungen, denn wo hätte man sonst den Muth hergenommen, eine Petition zu unterzeichnen, nach welcher von der Polizei gefahndet, und welche in den höchsten Regierungskreisen auf das gehässigste beurtheilt wurde.

Graf Hartig schreibt in seiner Genesis unter Anderem: „Diese eine radikale Umgestaltung des inneren Organismus der Gesammtmonarchie bezweckende Petition (die Bürgerpetition) war nicht an den Kaiser, sondern an die Provinzialstände eines der kleinsten Länder des Kaiserstaates, nämlich des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns, gerichtet, mit dem Begehren, die vorgeschlagenen Maßregeln als verfassungsmäßiges Organ für die Bedürfnisse des Volkes in der nächsten Landtagsversammlung (welche bereits auf den 13. März ausgeschrieben war) in Berathung zu nehmen, und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den allerhöchsten Thron gelangen zu lassen, — ein Vorgang, welcher um so auffallender erscheinen mußte, als die Erklärung vorausgeschickt wurde, daß die Stände in ihrer dermaligen Zusammensetzung nicht der vollständige Ausdruck des ganzen Landes seien. Es stellt sich sonach heraus, daß einzelne Individuen in Wien, welche nur ihre Sonderansichten zu äußern, nur ihre Sonderinteressen zu vertreten berechtiget sein konnten, sich zu Wortführern der Gesammtbevölkerung Oesterreichs ohne irgend ein Mandat aufwarfen, und zu Ueberbringern ihrer einer jeden Rechtsbasis entbehrenden Petition eine ständische Körperschaft auserkoren, welcher sie rund heraus erklärten, daß sie nicht einmal vollständiger Repräsentant des Landes Niederösterreich sei, und die sonach gewiß gar keinen Titel haben konnte, eine Umgestaltung der ganzen Monarchie beim Kaiser zu beantragen. Die Verbindung des Interesses der regierenden Dynastie mit dem Antrage auf Theilung der Regierungsgewalt zwischen Souverain und Volk hatte in dem Momente, wo in Frankreich die herrschende Dynastie durch das Volk vertrieben worden war, um so mehr den Charakter einer Drohung, als in den politischen Verhältnissen Europa's nichts lag, was dem österreichischen Kaiserhause eine solche Gefahr von Außen bringen konnte.([2]) Wir sahen, daß schon der Gewerbverein dasselbe Schreckmittel sich erlaubt hatte. Die dreiste Anwendung desselben mußte zur Erreichung des Zweckes — Einschüchterung der Kaiserfamilie und ihrer Rathgeber — genügen. Im Laufe der ganzen österreichischen Revolution mußten die Urheber und Begünstiger derselben dies Mittel mit Geschicklichkeit und Erfolg immer wieder anzuwenden, um die Widerstandskraft der Regierung fort und fort zu lähmen. Dieser Lähmung der Kraft müssen wir es zuschreiben, daß die Motion des Gewerbvereines vom 6. März, statt mit der Auflösung oder Schließung des Vereines beantwortet zu werden, vom präsumtiven Thronerben mit einer Danksagung erwiedert wurde, und daß die Adresse österreichischer Bürger in Wien an mehreren Orten zur Sammlung von Unterschriften bis zum 12. (richtiger 11.) März auf den Tischen liegen konnte, ohne daß die in ganz Europa wegen ihrer Argusaugen und Geiersklauen verrufene österreichische Polizei Einsprache dagegen zu thun fand."

Aber die Regierenden selbst sahen ein, daß die Unzufriedenheit und Aufregung in der Wiener Bevölkerung, namentlich aber auch in der Bürgerschaft einen hohen Grad erreicht haben, bei dem sie es nicht für rathsam hielten, den für die öffentliche Ordnung ganz ungefährlichen Ausbruch dieser Stimmung in einer „schriftlichen Kundgebung" zu verhindern. Nur nicht an die Landstände sollte diese Kundgebung gerichtet sein, das wollte man um jeden

Preis hintertreiben. Als am 10. März zwei bekannte Kaufleute der innern Stadt, die dem Vorstande des Handlungsgremiums angehörten, bei dem Bürgermeister v. *Czapka* erschienen, um ihm „mit Bedauern" zu melden, daß sie nicht im Stande seien, die Mitglieder des Gremiums von der Unterzeichnung einer für die Stände bestimmten Bürgerpetition um Staatsreformen abzuhalten, sprach ihnen der Bürgermeister sein Befremden darüber offen und unumwunden aus, daß die Bürger bei den Ständen, denen es doch nur um ihre eigenen Interessen zu thun sei, ihre Anliegen geltend zu machen suchen. Herr v. *Czapka* verwahrte sich dagegen, daß er grundsätzlich gegen eine Petition der Wiener Bürgerschaft um eine im Geiste der Zeit gelegene Theilnahme an der Gesetzgebung sei. Aber nicht an die Stände, *sondern an die zur Vertretung der Bürgerschaft gesetzlich allein berufene Behörde, an den Magistrat*(!), *müsse diese Eingabe gerichtet werden.* Denn (sagte Herr v. *Czapka*), wenn sich die Bürgerschaft an die Stände wendet, so läuft sie leicht Gefahr, *mißbraucht* (!), *und in ihrer seit Jahrhunderten dem allerh. Kaiserhause bewiesenen Treue und Anhänglichkeit gefährdet zu werden* (!). Die beiden Gremialvorstandsmitglieder gaben sich wohl Mühe, dahin zu wirken, daß die Bürgerpetition nicht den Ständen, sondern dem Magistrat überreicht werde, aber sie richteten nicht das mindeste aus. Ueberall entgegnete man ihnen, daß der Bürger beim Magistrate nichts zu suchen habe, weil dieser, vom Bürgermeister angefangen bis herab zum letzten Praktikanten, nie für die Bürgerschaft etwas gethan, sondern es stets nur mit der Regierung gehalten habe. Dazu kam noch, daß gerade damals über den Bürgermeister *Czapka* eine Menge der ehrenrührigsten Gerüchte in Umlauf waren, in Folge welcher er das Vertrauen der Bürgerschaft momentan vollständig verlor. *Czapka*, der übrigens von diesen Gerüchten damals noch nichts wußte, faßte die Nichterfüllung seines Wunsches, daß die Bürgeradresse nicht den Ständen, sondern dem Magistrat, also *ihm* vorgelegt werden solle, als einen Beweis des Mißtrauens auf und verfügte sich daher, zum Rücktritte fest entschlossen, noch im Laufe des 10. März zu Erzherzog *Ludwig* zur Audienz, um demselben zu melden, daß seine Stellung unhaltbar geworden, da er das Vertrauen der Bürger verloren zu haben glaube. Jedenfalls aber muß es Herrn v. *Czapka* nicht gelungen sein, den Erzherzog von der Nothwendigkeit der schleunigen Ernennung eines *neuen* Wiener Bürgermeisters zu überzeugen, weil von ihm die Absicht, zurückzutreten, über das Zureden des Erzherzogs sogleich fallen gelassen und nie wieder, selbst nicht nach den drei Märztagen geäußert wurde.

## 41.

Die Adresse des Gewerbvereins und die Bürgerpetition wären vielleicht wirkungslos geblieben und die am 13. März zusammentretenden Stände wieder überhört worden, hätte dies nicht die *Adresse der Studierenden der Wiener Hochschule* verhindert, die unter dem Eindrucke des Erfolges der Kundgebung des Wiener Gewerbvereines angeregt und beschlossen wurde. Indem wir die Geschichte dieser Adresse, die der „erste Funke" zu dem „Märzbrande" war, erzählen, müssen wir um ein paar Tage vor den 6. März zurückgreifen. Bereits am 3. März zirkulirte in einem Kreise von zumeist aus der Steiermark gebürtigen Hörern der juridischen Fakultät eine Petition an die niederösterreichischen Stände um Aufhebung der Zensur und Einführung der Lehr- und Lernfreiheit an den österreichischen Universitäten, die jedoch so scharf abgefaßt war und so heftige Angriffe auf das System und seine Träger enthielt, daß nur wenige Studierende sich herbeiließen, dieselbe zu unterzeichnen. Diese Adresse wurde von ihrem Verfasser, dem Juristen *Schneider*, alsbald wieder zurückgezogen, und da deren Existenz einigen Studenten verrathen wurde, denen man kein Zutrauen schenkte, am Faschingsonntage (5. März) sammt dem Konzepte und den Abschriften des reingeschriebenen und mit etlichen zwanzig Unterschriften bedeckten Originals dem Flammentode geweiht. Zwei Tage später wurde die Erlassung einer Petition um Reformen von einem Freunde *Schneiders*, dem ehemaligen Studiosus *Loeser*, einem jungen Schriftsteller, neuerdings zur Sprache gebracht. Es kam dies so: Im Gasthause beim blauen Stern in der Alservorstadt, der Kneipe der vorwiegend aus Medizinern bestehenden Burschenschaft *Arminia*, saßen am Faschingdienstag spät Abends eine Menge Studierende beisammen, vorwiegend Mediziner des vierten und fünften Jahres. Die Mehrzahl derselben gehörten der *Arminia* an, es waren aber auch die Mitglieder einer anderen, gleichfalls zumeist aus Medizinern bestehenden Burschenschaft, der *Liberalia*, und mehrere andere Studenten, sowie auch der Schriftsteller *Loeser* anwesend. Das Ende des Karnevals sollte abgewartet und gefeiert werden. Einige Fastnachtsschwänke waren zur allgemeinen Erheiterung vorbereitet worden. Die französische Revolution und das Erwachen des zerrissenen deutschen Vaterlandes aus seiner Ohnmacht und Knechtung wurden bildlich und musikalisch dargestellt. „Die Aufführung der Revolution, heißt es in dem Notizbuche eines der Mitwirkenden, gelang über alle Erwartung. Barrikaden wurden aufgeworfen und gestürmt, unter den Klängen der Marseillaise, die von dem Mediziner *Ferweger* aus Steiermark (einem Arminen und trefflichen Pianisten) unermüdlich gespielt wurde; Louis Philipp, Guizot, Odillon Barrot u. a. wurden mit Stöcken und Püffen aus Frankreich — aus der Wirthsstube verjagt." Die Ausgelassenheit der lebenslustigen jungen Leute hatte eben den Höhegrad erreicht, als das Lokale ganz zufällig von einem „die Ronde machenden" Polizeikommissär inspizirt wurde, der jedoch, nichts Arges ahnend, sich augenblicklich wieder entfernte. Es verursachte das Erscheinen „der Polizei" für einige Augenblicke wohl eine kleine Störung, aber man ließ sich dadurch nicht irre machen und schritt gleich darauf zur Aufführung des „Erwachens des deutschen Michels." „Die Achtunddreißig des deutschen Bundes, heißt es in dem erwähnten Notizbuche, schliefen den Schlaf der Erbarmung. Da erschien der Zeitgeist, das Licht. Die Germanen freuten sich des Lichtes, wunderten sich über die finstere Vergangenheit, und es erfolgte unter warmen Händedrücken das Gelöbniß „zu kämpfen für das einige deutsche Vaterland." Das Spiel war damit zu Ende, aber immer feurigere Worte quollen über die Lippen.

Da rief der den Karnevalsscherzen theilnahmslos zusehende Loeser: „Hört, Freunde! Auch wir sollten eine Adresse ergehen lassen, hier vom Stern aus!" — „Diese Worte, schreibt Loeser, trafen wie ein Blitz in die Pulvertonne, doch schwieg man vor Wirth und Kellner und verabredete nur rasch eine Zusammenkunft für den folgenden Tag." Am nächsten Tag (8. März) theilte Loeser in den Vormittagsstunden einem ihm bekannten Juristen des vierten Jahres, G. Przyborsky, den Beschluß, den man beim „Stern" gefaßt hatte, mit. „Auch einige von uns Juristen, versicherte dieser, hatten schon dieselbe Idee, seid gewiß, daß wir uns anschließen, erwartet von uns das Beste!" Mit dieser Versicherung ging Loeser auf die Klinik, und von hier begab er sich in die in der Aldergasse Nr. 328 (jetzt Mariannengasse Nr. 19) im Hause der Frau Ueberreuter, der Muller des Buchdruckers, im zweiten Stockwerke befindlichen Wohnung der Mediziner Fritsch, Spängler und Portenschlag, von denen der Erstere Präses, die beiden übrigen aber zwei der tüchtigsten Burschen der Arminia waren. Loeser traf hier außer den drei Quartierherren noch zwei andere Arminen und man setzte sich alsbald zu Tische, in der Absicht, eine Adresse zu verfassen. Man einigte sich jedoch nur über die Punkte derselben und betraute schließlich Loeser damit, einen Entwurf auszuarbeiten und diesen am nächsten Tag (9. März) einem größeren Kreise von Studenten zur Begutachtung vorzulegen. Am selben Abend wurden noch beim „Stern" die Kollegen bestimmt, welche bekannte und verläßliche Techniker, sowie eine Zahl aus den theoretischen Jahren der Medizin zur ersten gemeinsamen Versammlung beiziehen sollten. Loeser übernahm es, die Juristen zu berufen, die denn auch, fünf an der Zahl, darunter Przyborsky, Schneider, Harum (Arthaber's Vorleser), Fessel, am folgenden Tage bei ihm erschienen. Er führte sie in Fritsch's und der zwei anderen Mediziner Wohnung, die aus drei Zimmern bestand und daher für eine größere Versammlung ganz geeignet war. Als Loeser mit seinen fünf Juristen bei Fritsch eintrat, bot sich ihnen ein seltsames Bild dar. Mehr als fünfzig Porträts deutscher Studenten, die Fritsch von seinen Universitätsbesuchen heimgebracht hatte, und eine Menge Schläger, Säbel, Mützen, Burschenpfeifen, u. s. w. hingen an den Wänden der originell eingerichteten Wohnung und ungefähr vierzig junge Männer aus allen Theilen Oesterreichs waren in derselben bereits vereinigt, in der Absicht, die Entfesselung, das Emporkommen des Vaterlandes herbeizuführen. „Es war dies, bemerkt Loeser, dessen Mittheilungen wir fast wortgetreu wiedergeben, ein übersehener Rest jener Burschenschaft, die man seit so vielen Jahren so emsig verfolgte und sammt der Wurzel ausgerottet glaubte. Wohl hatte man die Zeitumstände für sich, doch wagte noch Keiner, auch der Kühnste nicht, zu hoffen, was man so bald errang: den Sturz Metternich's, Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Konstitution!" — Nachdem man einige Mitglieder der Arminia und Liberalia auf Vorposten in die in der Umgebung befindlichen Gassen hinausgeschickt hatte, um von einem allfälligen Ueberfall Seitens der Polizei rechtzeitig verständiget zu werden, schritt man zu den Verhandlungen. Fritsch, der sofort zum Präses gewählt wurde, ließ die drei von Loeser, Harum und Schneider verfaßten Adreßentwürfe vorlesen. Loeser's Adresse entsprach dem radikalen Elemente unter den Studenten. Ohne den Schlepp der Titulaturen und Formen schritt sie rasch auf das eigentliche Ziel los, und sprach in kurzen Sätzen für Einführung der Preßfreiheit, der Lehr- und Lernfreiheit, für die Theilung der Gewalten zwischen Kaiser und Volk, für festen Anschluß an Deutschland u. s. w., welche Wünsche als unabweisliche Forderungen bezeichnet wurden. Harum's Adresse sprach keine Forderungen, sondern nur im Allgemeinen den Wunsch aus, daß die Staatseinrichtungen Oesterreichs mit jenen des übrigen Deutschlands in Einklang gebracht werden mögen. Gegen diese Adresse erklärten sich Schneider und Loeser. Ersterer stimmte in feuriger Rede für eine entschiedene Sprache, und Letzterer wies darauf hin, daß man Forderungen aussprechen müsse, und sich nicht damit begnügen dürfe, Wünschen Worte verliehen zu haben. Auch meinte Loeser, daß das Sistem einer Verbesserung nicht fähig sei, und man daher gar nicht wünschen könne, daß auch nur der Versuch gemacht werde, es mit den Einrichtungen anderer Staaten in Uebereinstimmung zu bringen. Harum zog in Folge dessen seinen Adreßentwurf bereitwillig zurück, und die Majorität der Versammlung entschied sich schließlich für Schneider's Adresse, die zwischen den beiden anderen die Mitte hielt und mit einer dem Herkommen entsprechenden Form eine entschiedene Sprache verband. Da sie aber noch zu lang, zu weitschweifig war, begann man sie zu kürzen und umzugestalten. Ihr Wortlaut war nun folgender:

„Kaiserliche Majestät!

„Ein großes Ereigniß hat Frankreich, hat Europa erschüttert, und stellt den allgemeinen Frieden in Frage."

„In so bewegter Zeit nahen vertrauungsvoll die Studirenden Wiens dem Throne Eurer Majestät, ihre Bereitwilligkeit zu erklären, jeden Augenblick mit freudigem Gefühle dem Rufe Eurer Majestät zu folgen, das gemeinsame Vaterland zu schirmen gegen jeglichen Feind, mag er drohen von West oder Ost."

„Kaiserliche Majestät! Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Freiheit es sei, welche das stärkste Band um Fürst und Volk schlinge, dieses zu großen Thaten befähige und geneigt mache, schwere Prüfungen mit Muth und Ausdauer zu bestehen, glauben unterzeichnete Studirende Wiens eine heilige Pflicht treuer Bürger zu erfüllen, wenn sie Euer Majestät in Ehrfurcht ihre Meinung aussprechen, daß die Verwirklichung dieser Freiheit in so kritischer Weltlage ein dringendes Bedürfniß sei; und Euer Majestät daher bitten, Höchstdero Völkern gewähren zu wollen:

„Preß- und Redefreiheit zur Herstellung eines gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens zwischen Fürst und Volk;

„Hebung des Volksunterrichtes und insbesondere Einführung von Lehr- und Lernfreiheit;"

„Gleichstellung der verschiedenen Glaubensgenossen in staatsbürgerlichen Rechten;

„Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens;

„Allgemeine Volksvertretung und außerdem der deutschen Landestheile beim Bunde."

„Kaiserliche Majestät! Stets gewohnt, in Euer Majestät den Freund und Schirmer des Volkes zu erblicken, sehen wir auch jetzt mit Vertrauen Höchstdero Beschlüssen entgegen und verharren in Treue und Ehrfurcht Euer Majestät gehorsamste Studirende Wiens."

Von dieser Adresse wurden sofort eine Menge Abschriften angefertiget und dieselben den aus den verschiedenen Kollegien anwesenden Studirenden mit der Weisung mitgegeben, unter dem Siegel des Schweigens, dieser Adresse die Zustimmung aller vertrauenswürdigen Studirenden zu gewinnen. Nachdem man den Beschluß gefaßt hatte, Samstag den 11. März Abends in Fritsch's Wohnung nochmals zusammenzukommen, um die Adresse einer Schlußberathung zu unterziehen und sie sodann Tags darauf nach dem Gottesdienste der in die Aula zu bestellenden Studentenschaft zur Annahme vorzulegen, ging man auseinander. Um kein Ansehen zu erregen, entfernte man sich nach und nach in kleinen Gruppen.

## 42.

Der Gewerbverein stand mit seiner Demonstration scheinbar ganz vereinzelt da. Ein ähnlicher Vorgang hatte sich seit dem 6. März in der Oeffentlichkeit nicht wiederholt. Die Bürgeradresse und die Studentenadresse wurden vor dem großen Publikum, vor den Behörden sorgfältig verheimlicht. Trotzdem hatte man in der Staatsconferenz und in den Kreisen des Hofes von der Ersteren bereits am 10., von der Letzteren am 11. März Kenntniß. Wenn das Geheimniß dieser beiden Manifestationen aber auch bewahrt worden wäre, so konnte es doch Niemanden verborgen bleiben, daß die Aufregung der Gemüther in Wien nicht nur nicht zur Ebbe gelangt sei, sondern vielmehr in einer stets stärkeren Strömung flute. Die Zeitungsberichte über die Erfolge der Revolution in Frankreich und in Deutschland wurden allerwärts in Wien mit solchem Enthusiasmus gelesen, daß es dem Grafen Sedlnitzky, selbst wenn es seine Absicht gewesen wäre, nicht gelungen sein würde, die öffentliche Stimmung Wiens der Regierung und dem Hofe zu verheimlichen. Es unterliegt übrigens auch keinem Zweifel, daß man, namentlich nach dem 6. März über die Wünsche und Hoffnungen des Publikums in den hohen Regionen genau unterrichtet war. Den tiefen Eindruck, den die Adresse des Gewerbvereins bei den Machthabern, bei den Mitgliedern der kaiserlichen Familie erregte, haben wir bereits geschildert. Die Partei der starren Verneinung jeder Konzession, jeder Reform, die Partei, die Alles Bestehende erhalten, und von dem Alten auch nicht ein Jota aufgeben wollte, diese Partei erhob, wie wir gesehen haben, am 7. März nochmals stolz ihr Haupt, fest entschlossen, das von ihr besetzte Terrain mit Beiseitesetzung aller Rücksichten und mit dem Aufwande ihrer ganzen Macht zu vertheidigen. Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich schlossen sich fester, als je aneinander, Erzherzog Johann wurde von Wien förmlich fortgeschickt, und die übrigen Erzherzoge und Erzherzoginnen, welche für die Ertheilung von Zugeständnissen wirkten, wurden mit einer Barschheit in „ihre Schranken" zurückgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß es ihnen nicht zustehe, sich in die Staatsangelegenheiten zu mengen, als ob sie an den Geschicken der Dynastie nicht im geringsten mitbetheiligt wären. Erzherzog Ludwig und Metternich nahmen eine förmliche Diktatur für sich in Anspruch, aber der Druck, den sie ausübten, erzeugte einen noch heftigeren Gegendruck. Wer weiß, ob sie sich nicht noch um einige Wochen länger am Ruder behauptet hätten, wenn sie ihrer einstigen Energie, Umsicht und Ausdauer noch fähig gewesen wären. Es war dies aber bei ihrem hohen Alter nicht mehr der Fall. Vielleicht nur Erzherzog Ludwig war sich seiner Aufgabe vollkommen bewußt, denn für ihn allein war es Sache der Ueberzeugung, daß an dem Systeme des Kaisers Franz nicht gerüttelt werden dürfe. Metternich war von der Zweckmäßigkeit dieses Systems gewiß nicht so tief überzeugt, aber er kämpfte für dessen Aufrechterhaltung, weil er nur dann am Staatsruder sich behaupten konnte. Er war aber bereits alt und schwach geworden und Einflüssen zugänglich, die ihn davon abhielten, seine Konsequenz auf die Spitze zu treiben oder den Erzherzog, in seinem Entschlusse, es selbst auf eine Katastrophe ankommen zu lassen, ausdauernd zu unterstützen. So kam es, daß der Erzherzog alsbald vollständig isolirt dastand. Am 8. März scheint das Einverständniß zwischen ihm und Metternich noch das Beste gewesen zu sein. Es empfanden dies zunächst die beiden Vorsteher des Wiener Buchhändler-Gremiums, Beck und Dirnböck, die an diesem Tage sowohl beim Kaiser als bei den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl, bei dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat Audienz hatten, um ihre bereits oben (S. 102) mitgetheilte Bittschrift um Reformen im Zensurwesen zu überreichen. Der Kaiser antwortete der Deputation so viel wie nichts. Erzherzog Ludwig nahm sie ungnädig auf und erwiderte ihr in ziemlich gereiztem Tone: „Sie hätten gut gethan, sich von dem Petitionsfieber nicht ebenfalls anstecken zu lassen!" Der Staatskanzler sagte ihr, daß er in den nächsten Wochen kaum Zeit finden dürfte, die Sache der Buchhändler zu untersuchen, und blos Graf Kolowrat zuckte zweideutig die Achseln, und gab ihr die Zusage, daß er sehen wolle, was sich „machen lassen" werde. Das Fiasko, das sich die Buchhändler mit ihrer Bittschrift zuzogen, trug wesentlich dazu bei, die unzufriedene Stimmung der Gebildeten in eine höchst gereizte zu verwandeln, und es ist gewiß bemerkenswerth, daß so konservative Bürger, wie der alte Dirnböck und der alte Gerold nun sogar dafür waren, sich durch die abweisenden Antworten nicht nur nicht einschüchtern zu lassen, sondern jetzt erst recht alle Hebel in Bewegung zu setzen, um eine Abstellung der aus dem Zensurverfahren hervorgehenden Uebelstände zu erlangen. — Wirklich setzten sie es durch, daß vom Ausschusse des Gremiums sofort bei dem ständischen Verordnetenkollegium die Anfrage gestellt wurde, ob eine Eingabe der Wiener Buchhändler um Aufhebung der exzentrischen Zensurmaßregeln auf die Unterstützung der Stände zählen könnte. Der ständische Verordnete, Ritter v. Schmerling, sagte diese Unterstützung den sich an ihn wendenden Buchhändlern zu und machte ihnen Andeutungen, wie die von ihnen beab-

sichligte Eingabe abgefaßt werden müßte. Die Petition wurde auch mit genauer Berücksichligung der Rathschläge Schmerling's sogleich verfaßt und am 13. März um 10 Uhr Vormittags in des Buchhändlers Klang Wohnung von allen Wiener Buchhändlern, selbst von dem Chef der Mechitaristen-Kongregations-Buchhandlung unterschrieben, sie ist jedoch von den Ereignissen jenes Tages gleichfalls überholt, und wie viele ähnliche Adressen und Petitionen von ihren Verfassern ad acta gelegt worden. *)

Das gute Einvernehmen zwischen Erzherzog Ludwig und Metternich, das noch am 8. März bestanden haben mag, scheint sich aber schon am 9. März gelockert zu haben. Zwei Anzeichen deuten wenigstens darauf hin, daß man schon an diesem Tage wieder in den hohen Regionen von einer gewaltigen Furcht vor einer herannahenden Revolution ergriffen und entschlossen war, dieselbe durch Herbeiführung von Konzessionen zu verhindern. Wir erfahren nämlich von einer am 9. März stattgefundenen Unterredung zwischen der Fürstin Metternich und einem den Hofkreisen nahestehenden Geistlichen, in deren Folge sich dieser Geistliche veranlaßt sah, sich zu mehreren ihm bekannten Sonntagspredigern in den verschiedenen Wiener Pfarren zu be-

---

*) Der Wortlaut dieser Petition war folgender:

Hochlöbliche niederösterreichische Herren Stände!

Der Drang der Zeit, die Hemmung der Gewerbe und die mit außergewöhnlicher Härte auf unseren Stand einwirkenden Ereignisse mögen entschuldigen, daß wir ehrfurchtsvoll Unterzeichnete an Sie, hochverehrliche Herren Stände, eine Bitte richten, welche in dem Momente verzeihlicher sein dürfte, wo es verlautet, daß Dieselben im Begriffe sind, Beschwerden, Anträge, Vorschläge und Petitionen zur Minderung der Noth in dem bürgerlichen und Rusticol-Stande Sr. Majestät dem Kaiser vorzutragen.

Am 8. d. M. genoßen wir die Auszeichnung, Sr. Majestät in einer Privat-Audienz unsere Bitten und Beschwerden über die in der neuesten Zeit über allen Begriff gesteigerten Zensurbedrängnisse zu überreichen.

Keinen Augenblick können wir zweifeln, daß uns entsprechende Abhilfe und ein neuer, der Zeit angemessener Organismus für das wichtige Fach der Literatur in Oesterreich begründet werden wird. Doch dürften bis dahin wohl mehrere Monate verstreichen, und die Noth ist so dringlich, und anderseits das Murren des ganzen Lesepublikums über Vorenthaltung neuer Werke und Journale so überhandnehmend, daß wir zur Abwendung drohender Demonstrationen energische provisorische Erleichterungen, die baldigst eintreten dürften, für unerläßlich halten.

Sofort besteht unsere Bitte darin, daß

1. Alle neu erscheinenden Werke, mit Ausnahme von politischen Flugschriften oder incendiarischen Pamphleten von dem Revisionsamte verabfolgt werden, ohne irgend eine Zensur-Bestimmung abzuwarten.

2. Derselbe Fall soll eintreten bei allen älteren Werken, die bis jetzt mit Verbot belegt waren, mit Ausnahme politischer oder incendiarischer Broschüren.

3. Die bis jetzt mit erga schedam beschränkten Bücher sollen erlaubt sein, da ohnedem diese Willkür mit allen Rechtsprinzipien im Widerspruch steht. Ein Gesetz muß für Alle gelten, nicht nur für Einzelne.

4. Büchersendungen, die vom Inlande kommen, sollen von Seite der Zensur gar keiner Revision unterliegen, wie dieses von jeher der Fall war.

5. Bei einzureichenden Manuskripten sollen keine Duplikate gefordert werden. Die Buchhändler und Buchdrucker werden es zu schätzen wissen, wenn das Mißtrauen aufhört, womit man sie der Umgehungen, Winkelzüge und Machinationen im Verdachte hält.

6. Konfiskationen ausländischer Werke sollen nicht stattfinden. Der Ausländer hat das Buch nach seines Landes Konzessionen mit gutem Rechte gedruckt, sofort betrachtet er die Konfiskation für einen Gewaltgriff in sein Eigenthum.

7. Gleichfalls sollen die Verbote des ganzen Verlages einer ausländischen Buchhandlung aufhören, denn dieses Verfahren hat nur Haß und Erbitterung der Ausländer gegen unser Vaterland zur Folge, stachelt den Beschädigten zu gesteigerten Schmähungen auf, und welchen Begriff bekommt unser Publikum von der Zensur, wenn wir erklären müssen, daß ein Wörterbuch, eine Botanik oder ein astronomisches Werk verboten sei, um einen Ausländer zu bestrafen.

8. Die bis jetzt mit Transeat belegten Werke sollen erlaubt sein, da sie verläßlich zu den unschädlichen gezählt werden dürfen.

9. Endlich ist es hoch an der Zeit, daß bei Manuskripten, nämlich den Erzeugnissen unserer vaterländischen Schriftsteller dieselbe billige Toleranz in Zensurrücksichten eintreten möge.

Der Geist unserer Literaten schmachtet in Fesseln und harret seiner Befreiung mit Wehmuth und Sehnsucht. Große Talente versenkeo, verkümmern und gehen unbenützt unter, zum Nachtheile des Vaterlands, der Menschheit.

Europa wird staunen über die Talente, den Geist, das Wissen unserer vaterländischen Köpfe, sobald der Schleier gelüftet, die Bande gelöset werden. Unser Verlagshandel wird imponirend blühen, glänzen durch ganz Deutschland, nicht nur wir, sondern die verwandten Gewerbe, Buchdrucker, Lithografen, Stahl- und Kupferstecher, Xylografen, Buchbinder, Papierfabrikanten, Koloristen und viele betheiligte Techniker werden sich erheben, Arbeit und Brot finden. Des Auslandes Hohn und Spott, die Schmach unseres Vaterlandes wird gelähmt und in Verehrung übergehen.

Hohe, erhabene Stände Niederösterreichs!

Mit allem Rechtsgrunde betrachten wir Sie als das vermittelnde Organ zwischen Regenten und Unterthan.

Wir hoffen, ja, wir rechnen darauf, daß Sie, erhabene Herren, unsere Bitte würdigen und bei Sr. Majestät, unserem allergnädigsten Herrn und Kaiser dahin wirken werden, daß dem übermäßigen Drucke, der unbedingten Willkür unserer Zensur Einhalt gethan und jene Konzessionen uns werden, welche dem gefesselten Geiste ein unerläßliches Bedürfniß und den Anforderungen der Zeit eine unentbehrliche Stütze sein werden, in einer so ernsten, ja dräuenden Periode, in welcher nur ungeschminkte Wahrheit, Offenheit, Geradheit und aufrichtiges Geständniß den echten Patrioten bezeichnen, und nur gegenseitiges Vertrauen und Anschließen Gefahren vorzubeugen vermag, die den Frieden, das Glück und die Wohlfahrt von Millionen schuldlosen Landeskindern zu zerschmettern drohen.

Wien, den 11. März 1848.

Das Gremium der Buchhändler:

Friedrich Beck, erster Vorsteher. Jakob Dirnböck, zweiter Vorsteher. Karl Gerold, Ausschuß. Peter Rohrmann, Ausschuß. Moriz Bolke, Ausschuß. Ignaz Klang, Ausschuß. Alex. Ludwig Mayer, Ausschuß. J. G. Heubner, B. Wallishausser, R. Sommer, Braumüller & Seidel. NB. Nur als Uebergang zur Preßfreiheit! Matthäus Kuppitsch, Schaumburg & Komp., Jasper Hügel & Manz, Pfautsch & Voß, Karl Haas'sche Buchhandlung, als Provisorium zum Uebergange zur vollen Preßfreiheit. Singer & Göring, Wittenbecher, Siegel & Kollmann, Sallmayer & Komp., Johann Schratt, Mechitaristen-Kongreg.-Buchhandlung, Kaulfuß, W. Prandel & Komp., Josef Mahl, Moerschner's W., J. Greß, für das Provisorium zum Uebergange zur vollen Preßfreiheit. Jakob Bader, Tendler & Komp., Schmidt & Leo, Rath's Witwe, Knobloch, Josef Wenedikts Witwe & Sohn, R. Lechner, wie Haas & Mörschner, Zehetmayer's Witwe, Anton Doll's Enkel als Provisorium, ist jedoch für volle Preßfreiheit.

geben, und sie aufzufordern, daß sie in ihren nächsten Predigten die Gläubigen ermahnen mögen, sich selbst und die ihnen nahestehenden Personen zu beruhigen, dem „bösen Beispiele anderer Völker“ nicht nachzueifern, sondern auf Gott und auf die Weisheit des Monarchen zu vertrauen, der alle gerechten Wünsche gewiß befriedigen, und alle wirklichen Beschwerden gewiß abstellen würde. Wir wissen nicht, ob in diesem Sinne am 12. März in Wien auch gepredigt wurde, aber es ist wenigstens bemerkenswerth, daß die Fürstin Metternich es für nothwendig hielt, daß die Bevölkerung von der Kanzel aus vertröstet werde, und wie sehr mag sich diese Dame erst Mühe gegeben haben, ihren greisen Gemal, den ihrem Einflusse blind ergebenen Fürsten, davon zu überzeugen, daß man der öffentlichen Stimmung Rechnung tragen, und die herrschende Unzufriedenheit zu verringern suchen müsse. Aber noch ein anderer Vorfall beweist, daß man sich am 9. März in den höchsten Kreisen der grenzenlosen Besorgniß hingab, sich am Vorabende einer blutigen Revolution in Wien, in ganz Oesterreich zu befinden. In den Abendstunden dieses Tages wurde man nämlich bei Hofe, in dem Zirkel des Fürsten Metternich und in anderen den Spitzen der Regierung nahestehenden Koterien durch die von der Polizei gemeldete Mittheilung beunruhigt, daß dem Bürgermeister Czapka bereits der bevorstehende Ausbruch einer Revolution in Wien denunzirt worden sei. Dieses Gerücht zirkulirte in den verschiedensten Versionen. Man sprach von einer „großartigen Verschwörung,“ die man dem Bürgermeister verrathen, von einem „geheimen Plane“ des „bevorstehenden Aufstandes,“ den man ihm mitgetheilt, von „schauerlichen Enthüllungen,“ die man dem Grafen Sedlnitzky und dem als Landeskommandirenden von Niederösterreich fungirenden Erzherzoge Albrecht gemacht habe. Die aufgeregte Phantasie mancher Dame von hohem Range scheint dem ganzen Gerüchte die ernsteste Deutung gegeben zu haben, denn wir hören sogar, daß an jenem Abende mehrere Ohnmachten vorgefallen seien. Das Thatsächliche des ganzen Gerüchtes reduzirte sich übrigens auf folgenden allerdings merkwürdigen Vorfall: Am 9. März um 1 Uhr Mittags erschien im Bureau des Bürgermeisters Czapka ein, den Präsidialbeamten unbekannter Mann, der sich dem anwesenden Magistratssekretär Pelikan, (dem Schwiegersohne Czapka's) als der Gutsbesitzer Holl Ritter von Stahlberg vorstellte und verlangte, sogleich zum Bürgermeister geführt zu werden, da er demselben eine Reihe hochwichtiger, für die Zukunft Wiens und seiner Beoölkerung entscheidender Nachrichten zu hinterbringen habe. Pelikan säumte natürlich nicht, den Bürgermeister von dem Erscheinen Holl's zu verständigen, der sofort empfangen wurde und Czapka die Meldung machte, daß er Tags zuvor aus Venedig eingetroffen sei, und dort ganz bestimmt vernommen habe, es werde binnen wenigen Tagen in Wien eine der fürchterlichsten Revolutionen, die noch jemals stattgefunden hätten, zum Ausbruche kommen. Holl war zwar nicht in der Lage, die Personen anzugebea, von denen er dies Alles vernommen haben wollte, aber er theilte dem Bürgermeister doch eine Reihe persönlicher Wahrnehmungen mit, die er während seines kurzen Aufenthaltes in Wien gemacht und aus welchen er die Ueberzeugung geschöpft habe, daß in Wien Alles, vom letzten Bettler, bis hinauf zum reichen, angesehenen Bürger, ja nicht blos die Männer, sondern auch die Frauen und die Kinder in einer krankhaft erregten, für die öffentliche Ordnung überaus gefährlichen Stimmung sich befänden.

Diese Stimmung schien dem Gutsbesitzer v. Holl bereits eine so hocherregte zu sein, daß nach seiner Ansicht der Ausbruch arger Exzesse kaum mehr zu verhüten wäre, aber — meinte er, wenn auch die kaiserlichen Truppen nicht im Stande sein sollten, das Eigenthum des Staates und der Kommune vor dem bevorstehenden Aufstande des gesammten Protetariats zu schirmen, die Bürgerschaft, wenn sie rechtzeitig bewaffnet und zum Ausrücken ordentlich angehalten würde, wäre des moralischen Ansehens wegen, das sie genießt, gewiß in der Lage, die Stadt vor zu großem Schaden zu bewahren. Czapka, der durch anderthalb Stunden sich mit Holl beschäftigte, ihm seine Ansichten begründen, seine Wünsche geltend machen ließ, glaubte es anfänglich mit einem Verrückten zu thun zu haben, schließlich schienen ihm aber die Eröffnungen Holl's doch so hochwichtiger Natur zu sein, daß er denselben augenblicklich zu dem an der Spitze der Wiener Stadtpolizei stehenden Hofrath Muth führen ließ, wo Holl seine Mittheilungen wiederholte. Auch dem Polizeihofrathe, der blos davon Kenntniß hatle, daß es in der inneren Stadt „einige unruhige Individuen gebe“ der aber steif und fest behauptete, daß die Stimmung der Vorstädte eine ganz vortreffliche sei, auch diesem „Auge“ der Stadt kam Holl nicht ganz richtig vor und derselbe mußle förmlich darauf bestehen, zu dem Erzherzog Albrecht geführt zu werden, dem gegenüber er seine Eröffnungen abermals als vollkommen glaubwürdig darzustellen suchle. Der Erzherzog entgegnete Holl, daß er den beoorstehenden Ereignissen, wenn nun solche wirklich eintreffen sollten, gefaßt und ruhig entgegensehen, und daß er jede Gesetzlosigkeit und jede Ruhestörung durch die ihm unterstehende bewaffnete Macht zurückzuweisen und zu bestrafen wissen werde. Mit diesem Bescheide wurde Holl von dem Erzherzoge entlassen. Auf die Mitglieder der Staatskonferenz, denen die Nachrichten des Holl gleichfalls referirt wurden, machten dieselben einen ganz verschiedenen Eindruck. Erzherzog Ludwig allein war geneigt denselben vollen Glauben beizumessen, Metternich und Kolowral dagegen waren der Ansicht, daß man es hier entweder mit einem Narren oder mit einem politisch-bedenklichen Individuum zu thun habe; und Thatsache ist es, daß Holt sofort unter strenge Polizeiaufsicht gestellt wurde. Eines ist ganz gewiß, daß die Nachrichten Holl's wesentlich dazu beitrugen, die am 9. Mirz ohnehin nur mehr äußertiche Uebereinstimmung zwischen Erzherzog Ludwig und Melternich vollständig zu vernichten. Wihrend Ezherzog Ludwig sich in Folge dieser Nachrichten gedrungen fühlte, eine Reihe von Maßregeln zu treffen, durch welche die Regierung der Bevötkerung den Beweis liefern sollte, daß sie unter keinen Umständen zurückweichen und selbst

von der Gewalt der Waffen Gebrauch machen werde, war Fürst Metternich plötzlich dafür, ruhig abzuwarten, was die Stände beschließen werden und die Entscheidung der Regierung über die ständischen Kundgebungen von der Haltung der Bevölkerung abhängig zu machen. Zeit gewonnen — Alles gewonnen! das war Metternich's Ansicht, während Erzherzog Ludwig der Meinung war, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Erzherzog Ludwig ließ sich aber durch den Widerstand, auf den er nun nicht blos bei einzelnen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, sondern auch bei Metternich stieß, nicht irre machen. Während er früher alle wichtigeren Regierungs-Maßregeln stets nur im Einverständnisse mit Metternich und Kolowrat getroffen hatte, erließ er plötzlich, ohne die Staatskonferenz auch nur zu befragen, ganz auf eigene Faust eine Reihe wichtiger Verfügungen. So erschien am 10. März in der „Wiener Zeitung" ausschließlich nur im Auftrage des Erzherzogs Ludwig jener berühmte Aufsatz aus Pilat's Feder, der „halb Proklamation, halb Journalartikel, zwischen dem kaiserlichen Ich und der dritten Person schwankend," es aussprach, daß die Regierung auf ihrem Systeme beharren und dem Verlangen der Bevölkerung nach zeitgemäßen Reformen nicht die mindeste Berücksichtigung angedeihen lassen werde.

Dieser halbamtliche Artikel lautete:

„Im Angesichte der wichtigen Begebenheiten der jüngst verflossenen Zeit finden Se. Majestät der Kaiser sich verpflichtet, sich über Ihre Stellung zu dem, was geschehen ist und was nach den Rathschlüssen der Vorsehung die Zukunft bringen mag, offen auszusprechen. Se. Majestät erwarten, daß Ihre Worte irrige Begriffe berichtigen und Mißdeutungen vorbeugen werden, welche unnöthige Besorgnisse erregen könnten.

„Die Regierungsveränderung, welche in Frankreich vor sich gegangen ist, betrachten Se. Majestät als eine innere Angelegenheit jenes Landes. Oesterreich ist fern von jeder Absicht, mittelbar oder unmittelbar auf die dortigen inneren Verhältnisse einzuwirken. Se. Majestät der Kaiser erkennt es für Seine Pflicht, innerhalb Seiner Länder die Institutionen des Staates und das Recht zu schützen und die Wohlfahrt der Ihm anvertrauten Völker zu befördern. Diese Verpflichtung wird Er auch in der gegenwärtigen politischen Lage der Welt in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen wissen.

„Sollten jedoch wider Erwarten die bestehenden europäischen Verträge verletzt oder die Grenzen, entweder der eigenen Staaten oder die des deutschen Bundes, feindlich bedroht werden, so wird Se. Majestät der Kaiser mit allen von der Vorsehung Ihm verliehenen Mitteln einen solchen Friedensbruch zurückweisen.

„Es ist der Wille Sr. Majestät, in diesem ernsten Zeitpunkt kräftigst dafür zu sorgen, daß Oesterreich sich nach innen stark, nach außen gesichert und geachtet fühle. Se. Majestät werden aber auch eben so ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, die Sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung versetzen könnten, der es als leichte Beute den Angriffen jedes Feindes überliefern würde. Für diese allein dem Wohle Seiner Unterthanen gewidmeten Zwecke zählt Se. Majestät der Kaiser auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände Seiner Reiche, so wie aller Klassen Seiner Unterthanen, denen die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt, und die sich die Fähigkeit bewahrt haben, inmitten einer vielfach bewegten Zeit die Folgen zu ermessen, zu denen der entgegengesetzte Weg unausbleiblich führen würde."

Erzherzog Ludwig begnügte sich aber nicht blos damit, die Bevölkerung in dieser Weise darüber aufzuklären, was sie von „Oben" zu erwarten habe, sondern er traf auch noch Verfügungen, die direkt darauf abzielten, den Ausbruch einer Revolution in Wien entweder zu verhindern oder ihm wenigstens kräftig entgegen zu treten. Noch am 9. März spät Abends wurde die Vermehrung der Wiener Garnison durch in Böhmen und Mähren befindliche Truppenkörper beschlossen und gleichzeitig an den niederösterreichischen Regierungspräsidenten Talatzko, Freiherr v. Gestietiez die Weisung ertheilt, daß er eine Kommission niederzusetzen habe, mit der Aufgabe die gegen allfällige Ruhestörungen in Wien zu ergreifenden Maßregeln in Erwägung zu ziehen. Bemerkenswerth ist noch das Eine, daß, warum wissen wir nicht, Erzherzog Ludwig bei allen diesen Anordnungen von der Ansicht ausgegangen zu sein scheint, die Bevölkerung werde sich ganz gewiß bis zu dem Zeitpunkte ruhig verhalten, wo die Stände ihre Kundgebungen an die Regierung erlassen haben werden. Eine Revolution am 13. März, also am Tage des Zusammentrittes der Stände, scheint Erzherzog Ludwig nicht für denkbar gehalten zu haben, denn bei ihm war es gleichsam zur fixen Idee geworden, daß eine Revolution nur in den Ständeberathungen ihre Veranlassung finden werde. Erzherzog Ludwig hätte sonst die Ausführung seiner Befehle jedenfalls beschleunigt, die Avantgarde der herbeigerufenen Truppen wäre nicht erst in der Nacht vom 13. auf den 14. März, sondern schon früher in Wien eingetroffen und die Truppensendungen nach Italien auf der Südbahn wären nicht erst am 13. März Mittags eingestellt worden. Auch hätte sich der Regierungspräsident gewiß beeilt, die erwähnte Kommission statt erst am 12. März zwei Tage früher zusammen zu rufen

## 43.

Der Eindruck, den der Artikel der Wiener Zeitung vom 10. März auf die Bevölkerung machte, war ein ganz außerordentlicher. Die Gemäßigtesten waren über das jeder Vorstellung trotzende Festhalten an dem Systeme, welches in dem Artikel angekündigt wurde, geradezu empört und selbst die Geduldigsten sahen nun ein, daß es Thorheit wäre, von der Regierung das Geringste zu erwarten, und stellten sich in die Reihen der Opposition. Ueber die Aufnahme, die der Artikel in Wien gefunden, wurde dem „Grenzboten" unterm 11. März geschrieben:

„Der wichtigste politische Schritt, den die Regierung zu thun vermeinte, ist die in der Wiener Zeitung im Namen des Kaisers gegebene Erklärung, daß die Umgestaltung Frankreichs zu einer Republik als eine innere Angelegenheit jenes Landes betrachtet wird, und daß „Oesterreich weit entfernt ist von jeder Absicht, mittelbar oder unmittelbar auf die dortigen inneren Verhältnisse einzuwirken." Wir nehmen Akt von dieser Erklärung, obschon sie im offenen Widerspruche mit jener Politik steht, die wir — wenigstens durch Drohungen und Zeitungsartikel — noch vor kurzem der Schweiz gegenüber beobachtet haben. Aber nicht die Haltung gegen Frankreich ist es, was uns zunächst berührt, sondern

die dringenden, unaufschiebbaren Reformen, welche wir im Innern bedürfen. Auch hierüber enthält jene Proklamation der Regierung ein Wort, nein, einen Laut, oder eigentlich nur einen Hauch der Andeutung. „Es ist der Wille Sr. Majestät, heißt es, daß Oesterreich sich nach Innen stark, nach Außen gesichert und geachtet fühle.“ Wodurch dieser Wille zur Erfüllung gebracht werden soll, darüber lassen die unbeugsamen Räthe, welche dieses der kaiserlichen Unterschrift vorlegten, den guten und wohlwollenden Monarchen schweigen. Ja, als glaubte man mit diesen lakonischen Worten schon zu viel gethan zu haben, läßt man ihnen sogleich eine Drohung folgen: „Se. Majestät werden aber auch ebenso ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturz der rechtlichen Ordnung stattfinden, die sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung versetzen könnte.“ — Es ist nicht mehr als billig, daß eine Regierung auf die Ordnung im Staate strenge halte. Aber was heißt bei uns Bestrebungen zum Umsturz der öffentlichen Ordnung? Man frage doch unseren Herrn Polizeipräsidenten, wie weit er die Anklage auf solche Bestrebungen ausdehnen kann. Wir würden den Ausdruck des Manifestes billigen, wenn es hieße, auf g e w a l t s a m e n Umsturz der öffentlichen Ordnung. Aber dieses Wort fehlt. Umsturz ohne Gewalt heißt aber Reform. Auf einen solchen Umsturz denke ich, denken Sie, denken die Stände, die Kaufmannschaft, die Industrie, die Universitäten — wir Alle. Jeder Schritt, der von der Bevölkerung ausgeht, jede Petition, Demonstration, jeder Artikel, jede einzelne Aeußerung kann somit von der Polizei als ein Bestreben zum Umsturze der öffentlichen Ordnung gedeutet werden. Und wie hat sie von dieser Deutelei, von der Omnipotenz Gebrauch gemacht! Da die Auslegung ihr allein überlassen blieb, so wurde sie souverän über die kleinsten Handlungen, über die leisesten Gedanken eines jeden Staatsbürgers, sie wurde souveräner als der Souverän, und weil sie bei alledem doch nicht der Heros, sondern der Büttel blieb, so kümmerte es sie nicht, was sie zerstörte, es kümmerte sie nicht, daß sie die ganze geistige Blüte einer reichbegabten Bevölkerung vernichtete, es kümmerte sie nicht, daß sie alle Rathschläge zur Hebung und Besserung der Wohlfahrt verhinderte, daß sie dem Ohr des Monarchen die Stimmen vorenthielt, die ihm aus der Mitte des Landes die Zustände und die Bedürfnisse desselben geschildert hätten; sie war souveräner Büttel und beutete ihre Gewalt in einer so schauerlichen, eigenmächtigen, bornirten Weise aus, wie die Fantasie des Gesetzgebers sie nie erträumen konnte. Bis in die Familienstube drängte sie sich, bis in das kleinste Gehäuse der Willenseigenheit des Gedankens, und wenn ein Journal eine Tänzerin, die in der Gnade der Polizei stand, als ungeschickt bezeichnet, strich sie es aus und setzte das Entgegengesetzte hin; sie war souverän! Wer konnte ihr wehren? Unwillkürlich spreche ich von diesen Zuständen in vergangener Zeit, obgleich sie nach wie vor als ein Mühlstein auf uns liegen; aber es ist das Bewußtsein, daß es länger nicht so bleiben kann, daß wir in den letzten Tagen dieser Polizeiherrschaft stehen.“

„Wenn Jemand dem Vaterlande jetzt einen Dienst ohne Gleichen erweisen könnte, einen Dienst, für den nicht nur wir Oesterreicher, sondern ganz Deutschland auf ewig verpflichtet würden, so wäre es der, der kaiserlichen Familie vollen Aufschluß zu geben über die wahre Stimmung in Oesterreich, über das wahre Verhältniß zu Deutschland, über die drohende Zukunft, der nach innen, wie nach außen die Monarchie entgegengeht. Wir dürfen kühn behaupten, daß man in den Regionen unserer Dynastie nicht den zwanzigsten, nicht den hundertsten Theil der Dinge kennt. Woher auch? Eine regierende Familie, die über 40 Millionen herrscht, über Völker der verschiedenartigsten Stämme, Sprachen und gesetzlichen Einrichtungen, kann kaum die Hauptpunkte der Bewegung im eigenen Staate erkennen. Die Presse, die in anderen Ländern, durch jahrelang geliefertes Detail, durch Polemik und Controverse dem Monarchen einen Spiegel der innersten Zustände seines Landes liefert, eine solche Presse existirt bei uns nicht. Auf wem ist also der Hof angewiesen? Auf die mündliche Konversation und Berichte hoffähiger Bureaukraten und bureaukratischer Hofleute. Und kennen diese etwa selber die Zustände? Haben sie etwa einen anderen Schlüssel dazu, als dasjenige, was ihnen augendienerische, eigennützige Unterleute melden? Mischen sie sich etwa unter Bürger und Volk? Sind ihre angestammten und weichlich gepflegten Vorurtheile nicht wie eine Rinde um ihre Augen und Herzen gewachsen? Begreifen sie denn dasjenige, was in entgegengesetzter Richtung sich in nothwendiger Entwicklung bewegt? Für sie gibt es nur zwei Kategorien. Stummer Servilismus oder, um den amtlichen Ausdruck zu brauchen: „Enges Anschließen der Regierten an die Regierung,“ oder Jakobinismus und Communismus. Was dazwischen an vernünftigem, naturgemäßem und geschichtlichem Fortschritt liegt, das wollen und können sie nicht sehen, weil sie es nicht begreifen. Und so ist die Krone in den Händen dieser gefährlichen Menschen, die unter dem Mantel der Räthe und Wächter ihr tausendmal mehr Schaden zufügen als diejenigen, gegen die man die Büttel der Polizei und das ganze Heer des Grafen Sedinitzky loshetzt.“

Wir halten diesen Stimmungsbericht für besonders zutreffend, doch eine Lücke desselben glauben wir ergänzen zu müssen. Der Gedanke an eine Revolution der bis nun nur von einzelnen Koterieen der Wiener Gesellschaft, namentlich von dem Anhange des Dr. L ö h n e r genährt wurde, fing am 10. März, so zu sagen, populär zu werden an. Die Wiener Zeitung vom 10. März brachte außer der Regierungserklärung noch eine Menge Nachrichten von Zugeständnissen, welche in mehreren deutschen Staaten der Revolution gemacht wurden. „Wenn wir das erreichen wollen, was in München und anderwärts schon erreicht worden ist, dann müssen wir gleichfalls revoltiren!“ Zu diesem Schlusse gelangte ein immer größerer Theil aller urtheilsfähigen Männer und die Stimmung der Bevölkerung muß am 10. März einen nicht geringen Grad von Bitterkeit und Gereiztheit erlangt haben, weil Dr. L ö h n e r und seine Anhänger plötzlich wieder die Hoffnung faßten, daß ihre Zeit nun gekommen sei und daß es nun gelte, einen Aufstand in Szene zu setzen. Noch am Abende dieses Tages hielt Dr. L ö h n e r mit D o b l h o f f und anderen Ständemitgliedern längere Unterredungen, zu dem Zwecke, sie zur Einsetzung einer provisorischen Regierung zu bewegen, welche die bestehende Regierung und alle ihr unterstehenden Behörden für abgesetzt zu erklären hätte. Dr. L ö h n e r bot alle

seine Beredsamkeit auf, um die Ständemitglieder von der Nothwendigkeit einer Revolution und davon, daß sich die Landstände an deren Spitze stellen müssen zu überzeugen. Er brachte Beweise dafür vor, daß in dem Augenblicke, wo Wien sich gegen die Regierung erheben werde, der ungarische Reichstag in Preßburg für Wien entschieden Partei nehmen und allen seinen Einfluß bei Hofe geltend machen würde, um die kaiserliche Familie zur Gewährung der Forderungen der niederösterreichischen Landstände und der mit ihnen Hand in Hand gehenden Bevölkerung zu bewegen. Dr. Löhner ließ es aber selbst an Warnungen ja an Drohungen nicht fehlen. Er sprach unter Anderem auch die Ueberzeugung aus, daß, nachdem die Revolution unvermeidlich sei, dieselbe auch ohne die Mitwirkung der Stände ausbrechen, daß sie in diesem Falle aber über die Stände hinwegschreiten und einen vorwiegend sozial-demokratischen Charakter annehmen werde. Seine Vorstellungen blieben aber am 10. und 11. März ebenso erfolglos, wie sie es schon einige Tage früher (siehe: Seite 122) geblieben waren, und er wurde abermals mit der Antwort abgefertigt, daß man den Landständen nicht zumuthen könne, den „gesetzlichen Boden", den sie einnehmen, zu verlassen. „Freilich — bemerkt Löhner selbst — die Mehrzahl des ständischen Ausschusses hatte schon aus persönlicher Dankbarkeit gegen die Regierung schonende Rücksichten zu beobachten. Erst vor Kurzem war der Landmarschall Graf Montecuculi, trotz mancher von ihm selbst später erzählten Oppositionsthaten, Staatsminister in ganz außerordentlichem Wege geworden, und sollte nach der Schließung des Landtages als Hofkommissär nach Italien gehen. Ebenso war der nachmalige deutsche Volksminister Schmerling, dem die schwarzgallige „Genesis" wahrlich mit Unrecht demagogische Liebhaberei nachträgt, über seine älteren Kollegen hinweg vom Landrath zum Appellationsrath gestiegen. So mancher Andere hatte Manches zu wünschen! Wenn die Regierung überhaupt solchen Werth darauf legte, die ständische Opposition zu besänftigen, welchen unendlich größeren Werth mußte es für sie haben, daß die Stände an der Schwelle zu volksthümlicher Allgewalt sich auf sich selbst zurückzogen und ihre Ansprüche auf Einfluß — auf die Mäßigung gründeten, mit der sie die Rechte des Volkes verfechten. Daher der Widerspruch, daß während der ständische Ausschuß für die eingelaufene Wiener Petition (die Bürgerpetition) schon eine sehr kräftige und bündige Einbegleitungs-Adresse entwarf, die ständischen Häupter noch in den letzten Tagen alle Mittel der Ueberredung bei den Machthabern des Staates anwendeten, um durch Konzessionen einer Krisis vorzubeugen, ja daß, wie ein Vertheidiger der Stände erzählt, der Landmarschall sich von der gewonnenen Fürstin Metternich mit ihrem Gemahl förmlich zusammensperren ließ um ihn zu bekehren. Von diesem Standpunkte aus wäre selbst jene frühere Sage mit den Umständen vereinbar, nach welcher die Stände durch ihren Marschall im Vertrauen erklärt hätten, die „italienischen Verlegenheiten" der Regierung — nicht benutzen zu wollen. Thatsache ist es jedenfalls, daß der Marschall wirklich nach einer von ihm angeregten Rücksprache mit dem Ausschusse die Verfügung traf, wonach die Stände am 13. März Früh sich nicht wie sonst in Uniform und feierlicher Auffahrt, sondern einzeln und bürgerlich gekleidet im Landhause einfinden sollten."

## 44.

Der Artikel der „Wiener Zeitung" vom 10. März hatte Oel in das Feuer gegossen. Er wurde in den Kreisen der gegen den Fortbestand des Sistems ankämpfenden Intelligenz als eine Herausforderung des „in den letzten Zügen befindlichen Absolutismus" aufgefaßt und versetzte namentlich den juridisch-politischen Leseverein in eine Erbitterung über die Regierenden, welche alle Scheu und Furcht vor der Polizei vergessen ließ. Es wurde in dem Vereine nun ganz laut und unerschrocken die verwegenste Sprache geführt, selbst von Männern, die eine amtliche Stellung bekleideten, welcher sie bisher Rechnung getragen hatten. „Die Regierung will von einer Reform nichts wissen, sie muß sich also eine Revolution gefallen lassen; und wenn die Wiener der Regierung diesen Gefallen nicht erweisen, dann sind sie es für alle Ewigkeit werth, wie Trotteln behandelt zu werden." In diesem Sinne äußerte sich ein höherer Justizbeamter in Gegenwart zahlreicher Vereinsmitglieder, worauf man entgegnete: „Es wird auch nicht länger so fortgehen! Man wird der Regierung den „Gefallen" erweisen! Die Reformen, die man nicht freiwillig zugestehen will, werden vom Volke erzwungen werden!" — Die Mißstimmung des Lesevereins ergriff auch den Gewerbeverein. Das dort in der großen Mehrheit befindliche bürgerliche, gemäßigtere Element war wo möglich noch erregter. Die Hoffnung, daß der Einfluß des Vereins-Protektors, Erzherzog Franz Karl, „hoch oben" das Uebergewicht erlangen werde, hatte man bereits aufgegeben. Alles neigte sich der Ansicht zu, daß Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich und ihre Bundesgenossen nur einem „gehörigen Drucke von Unten" weichen würden. Von dieser Voraussetzung ausgehend, hatten sich bereits einzelne Vereinsmitglieder mit einigen hervorragenden Landständen darüber berathen, ob es dem Bürgerstande nicht möglich gemacht werden könnte, auf gesetzlichem Wege, sei es im Landtage oder durch das zu einer bloßen Scheinexistenz verkommene Institut der „äußeren Räthe" bei dem Magistrate(!) seinen Wünschen oder vielmehr seinen Forderungen (nur von solchen wurde mehr gesprochen) Luft zu machen. Ein Theil der Landstände an die man sich wandte, war der Ansicht, daß die Vertretung des Bürgerthums am Ständelandtage nur aus dem Wiener Bürgermeister und dem Oberkämmerer bestehe, und daß, nachdem Regierungsrath v. Czapka nicht Willens sei, mit der Opposition der Stände sich zu vereinigen, das Bürgerthum auch nicht die Aussicht habe, sich im Landtage gegenüber der Regierung Geltung zu verschaffen. Ein anderer Theil der um ihre Meinung befragten Landstände erklärte, es sei nicht außer Zweifel gestellt, ob nicht dem Bürgerstande die gesetzliche Befugniß zustehe, eine größere Anzahl von Repräsentanten in den Landtag zu entsenden; der Bürgerstand habe in früheren Jahrhunderten das Recht dazu gehabt und blos die Ausübung dieses Rechtes sei in den letzten zwei Jahrhunderten unterblieben. Wenn also in der nächsten Landtagssitzung eine Anzahl äußerer Räthe mit Berufung auf dieses niemals

erloschene Recht erscheinen würde, so würde den Ständen wohl nichts anderes übrig bleiben, als dieser Repräsentanz des „vierten" Standes die Theilnahme an den Verhandlungen zu gestatten.

In Folge dieses Winkes begaben sich am Nachmittage des 10. März drei angesehene Bürger, man nennt uns *Arthaber*, Josef *Winter* und den Kaffeesieder *Daum*, zu dem Landesmarschall Grafen *Montecuculi*, um an ihn die vertrauliche Anfrage zu richten, ob er, für den Fall als in Begleitung *oder gleichzeitig* mit dem Bürgermeister Czapka eine Anzahl Bürger im Ständesaale erscheinen sollten, gegen deren Verbleiben unter den Ständen und deren Betheiligung an den Berathungen Einsprache erheben würde. Der Landesmarschall erwiderte der Deputation, daß er gleichfalls der Ansicht sei, es stehe dem Bürgerstande das Recht zu, eine größere Anzahl von Repräsentanten unter den Ständen zu haben, nachdem jedoch von diesem Rechte durch mehr als zwei Jahrhunderte kein Gebrauch gemacht worden, so könne er, ohne die allerhöchste Willensmeinung einzuholen, dem „vierten" Stande keine andere Vertretung als die durch den Bürgermeister und einen „*Magistratsbeamten*" zugestehen. Die drei Bürger entschlossen sich in Folge dieser Erklärung den Gedanken, einige ihrer energischesten Wortführer in den nächsten Landtag zu schicken, wieder fallen zu lassen. Als sie aber die Mißstimmung gewahr wurden, welche die Regierung durch ihren Artikel in der „Wiener Zeitung" in allen Kreisen hervorgerufen, und als ihnen von allen Seiten bedeutet wurde, daß die Stände es im gegenwärtigen Augenblicke nicht wagen werden, bürgerlichen Vertretern den Einlaß in ihre Mitte, wenn sie darum ansuchen, zu versagen, entschlossen sie sich, mit dem Bürgermeister v. *Czapka* wegen des Erscheinens einer Anzahl von Bürgern unter den Ständen förmlich in Unterhandlung zu treten. Noch in der späten Abendstunde des 10. März wurde im Lokale des Gewerbevereines in einem kleineren Kreise die Verabredung getroffen, den mit Czapka näher bekannten „alten" *Daum* zu ersuchen, daß er sich den nächsten Tag allein zu *Czapka* begeben und ihm das Begehren einer „*großen Anzahl von Bürgern*" auseinandersetzen solle. *Daum* entsprach dieser Aufforderung. Er verfügte sich am nächsten Morgen in aller Frühe in die Wohnung des Bürgermeisters, bei dem gerade der Bürgerspitals-Direktor *Holzlnger* anwesend war, und forderte ihn auf, am nächsten Montag den 13. März in Begleitung von *zwölf äußeren Räthen* in der ständischen Versammlung zu erscheinen. Der Bürgermeister bedeutete *Daum*, daß der „vierte" Stand von den Ständen noch gar nicht eingeladen worden sei, daß er aber, selbst wenn diese Einladung schon erfolgt wäre, zu dem Erscheinen von äußeren Räthen in der Ständeversammlung so lange seine Zustimmung *nicht* ertheilen werde, als die ständische Verfassung *nur* den Bürgermeister und einen Magistratsrath für berechtigt erklärt, den „vierten" Stand bei den Ständen zu vertreten. Der Bürgermeister ließ sich von *Daum* nicht überreden, und blieb dabei, daß jene ständischen Mitglieder, die dem „vierten" Stande ein Recht zuerkennen wollen, welches er verfassungsgemäß *nicht* besitze, *es weder mit dem Staate noch mit den Bürgern redlich meinen*. Er entließ hierauf *Daum* mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie und die, welche Sie sandten, *von ihrem ungesetzlichen Vorhaben abstehen werden*."*)

In den bürgerlichen Kreisen machte sich *Czapka*, der als Stütze des Sistems dort ohnedies unbeliebt und einflußlos war, durch diese ablehnende Erklärung wo möglich noch mehr verhaßt. Die Entrüstung der Reformmänner über die Regierung kehrte sich nun auch gegen ihn. Eine Menge der gröbsten Verleumdungen waren in der Stadt und in den Vorstädten in Umlauf. Allgemein hieß es, der unter der Anklage des Betruges im Kriminal befindliche Pflasterermeister *Schlepitzka* hätte ausgesagt, daß er *Czapka* mit 30.000 Gulden bestochen habe; auf dem Ochsenmarkte erzählte man allgemein, daß *Czapka* sich vergiftet habe, u. s. w. Aber auch eine Menge anderer, die höchsten Regierungskreise berührenden, wenn auch theilweise höchst widersinnigen Gerüchte trugen dazu bei, die öffentliche Stimmung noch mehr zu beunruhigen. In den weitesten Kreisen sprach man davon, daß in der Staatsdruckerei bei verschlossenen Thüren an der Drucklegung eines neuen Finanzpatentes gearbeitet werde, daß Kaiser Ferdinand die Krone niederlegen und Erzherzog Ludwig bis zur Volljährigkeit des Erzherzogs Franz Josef die Regentschaft führen werde, daß der Zusammentritt der niederösterreichischen Stände am 13. März von der Regierung untersagt worden sei u. s. f. Die Leidenschaften der Gemüther wurden durch alle diese und viele andere trübe Nachrichten zu einem förmlichen Paroxismus gesteigert. Alles faßte nur das Eine in's Auge, ob und wie ein Sistemwechsel herbeigeführt werden könnte, und übersah dabei vollständig eine Reihe von Erscheinungen, die unter weniger auf die Spitze getriebenen Verhältnissen die besitzenden Klassen eingeschüchtert, vielleicht sogar zum Schweigen gebracht haben würden. Unter den ärmeren Volksklassen, namentlich unter den industriellen Arbeitern, regte sich vom 11. März an ein Geist der Unruhe und Veränderungssucht, der namentlich dem Mittelstande hätte Bedenken einflößen können. Es liegen uns über die plötzlich beginnende, mit Sturmeseile fortschreitende Bewegung unter den Arbeitern einige glaubwürdige Notizen vor. „Schon am 10. März (wird berichtet) fanden in *Gumpendorf* Besprechungen zu dem Zwecke statt, alle Arbeiter Wiens zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die „Herren" zu vereinigen und nach dem Beispiele der französischen Arbeiter sich eine würdigere Stellung im Staate und der Gesellschaft, eine kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne zu erzwingen. Namentlich unter den am meisten Noth leidenden Webern war die Unzufriedenheit und die Lust „d'reinzuschlagen" sehr groß, und es zeigte sich, daß die in Frankreich eben in voller Blüte prangenden sozialistischen Ideen auch unter den Wiener Arbeitern vielen Anklang gefunden hatten. Die Arbeiterversammlung in Gumpendorf faßte übrigens den Beschluß, mit ihren Absichten vorläufig nach hinter den Berg zu halten und zunächst in anderen

*) In dem uns vorliegenden Manuskripte einer durch die Märzrevolution gestürzten Persönlichkeit heißt es: „Wie es sich später zeigen wird, hat diese an den Bürgermeister gerichtete Einladung, in Begleitung von zwölf äußeren Räthen bei den Ständen zu erscheinen, *zur Einleitung der Revolution mitgehört*, denn eine solche Einladung wurde am 16. März, nach bereits bewilligter Konstitution, mit Umgehung des Magistrats bei dem Bürgerausschusse erneuert."

Vorstädten die Arbeiter für ihre Absichten zu gewinnen.“ — Am 11. März Nachmittags kam es in einem Wirthshause in Gaudenzdorf zwischen einer Anzahl von Gewerbsleuten und einer Gesellschaft von Arbeitern zu einer blutigen Schlägerei. Diese Arbeiter suchte nämlich ein „kleiner, häßlicher Kerl“ durch aufreizende Reden gegen ihre Brodherren, gegen die Linienämter, ja selbst gegen die Dynastie aufzuwiegeln und dabei zu überzeugen, daß sie blos einig zu sein und gegen ihre Unterdrücker und Peiniger energisch loszustürmen brauchen, um dem Staate die Einrichtung zu geben, welche ihnen gutdünke. Ein Theil der Arbeiter wendete sich von dem Agitator mißtrauisch und furchtsam ab, und verlor sich aus dem Lokale, ein Dutzend derselben blieb aber bei ihm zurück und fing, durch den Uebergenuß geistiger Getränke erhitzt, an, mit den übrigen ihnen bisher erstaunt zuhörenden Gästen Streit zu suchen, der in eine blutige Schlägerei ausartete, bei welcher die in der Minderheit befindlichen Arbeiter den kürzeren Theil zogen. Blos dem Agitator, einem polnischen Juden Namens Chaises, dem wir in den Märztagen und häufiger noch in den späteren Monaten der Wiener Revolution begegnen werden, und der sich als Verbreiter sozial-demokratischer Grundsätze, als Arbeiterführer und wüthender Feind der wohlhabenderen Klassen gefürchtet machte, gelang es, noch rechtzeitig zu entwischen und ohne Schläge davonzukommen.

Bemerkenswerther noch wäre ein Vorfall, welcher ebenfalls am 11. März in den Abendstunden in der Gloggnitzer Maschinenfabrik stattgefunden haben soll, dessen Richtigkeit wir indeß dahin gestellt sein lassen. „In einer der dortigen Werkstätten — heißt es in sonst ganz glaubwürdigen Aufschreibungen aus jenen Tagen — erschien plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, ein klafterhoher, hagerer Mann, in einem, an allen Seiten geflickten Rock, die schmutzige Kappe kühn auf ein Ohr gedrückt, der mit geballten Fäusten, mit leuchtendem Blick und herausfordernder Haltung den gerade anwesenden Arbeitern mittheilte, daß er ihnen ein hochwichtiges Geheimniß anzuvertrauen habe. Alles gruppirte sich um den Eindringling, steckte die Köpfe zusammen und erfuhr nun von dem unbekannten Manne, daß am 13. März in Wien die Revolution ausbrechen, daß das Volk seine Tyrannen vernichten und allen seinen Beschwerden mit einem Schlage abhelfen werde. Doch müsse, da es zu einem Kampfe mit dem Militär kommen werde, sich Alles rüsten, und die Arbeiter Wiens dürften dann nicht unthätig zusehen, sondern ihre Pflicht wäre es, dem Beispiele ihrer Pariser Brüder nachzueifern und zu Gunsten der zu erringenden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Ausschlag zu geben. Der Fremde sprach so eindringlich und mit so gewaltiger Gemüthsbewegung, daß er Eindruck machte, und einzelne Arbeiter sich wirklich sogleich daran machten, aus eben bereit liegenden Eisenstäben Waffen (Lanzen, Spieße) zu erzeugen. Es währte dies etwa eine halbe Stunde, als einige ruhigere, besonnenere Arbeiter hinzukamen, die ihre exaltirten Kameraden beschwichtigten, sie zum Einstellen der plötzlich improvisirten Waffenfabrikation bewogen und den fremden „armen Teufel“, den sie übrigens beschenkten, gütlich ersuchten, dahin zu gehen, wo er hergekommen, und wenigstens andere Leute nicht in's Unglück zu stürzen. Aber diese Beschwichtiger selbst versicherten ihren revolutionseifrigeren Freunden, daß sie auch dabei sein würden, wenn in Wien eine Volkserhebung stattfinden sollte, und daß sie nur nicht die Ersten sein wollten, die losschlagen, mit dem Losschlagen selbst aber ganz einverstanden seien.“ Die Thatsache, daß diesen Arbeitern schon am 11. März mitgetheilt wurde, es werde am 13. in Wien eine Revolution ausbrechen, könnte man sich nur daraus erklären, weil am 11. März bereits ganz allgemein davon gesprochen wurde, es werde am 13. zu Ruhestörungen kommen.

Diese Bewegung unter den Arbeitern scheint von der Polizei gänzlich ignorirt worden zu sein, trotzdem über dieselbe in manchen Kreisen lebhaft gesprochen wurde. Es ist aber gewiß bezeichnend, daß man dort geneigt war, für die Bewegung unter den Arbeitern die Regierung verantwortlich zu machen, in der Besorgniß, die Regierung wiegle die Arbeiter gegen die mit ihr unzufriedenen Besitzenden auf, um diese einzuschüchtern und von ihren Reformbestrebungen abzubringen. Am 12. März noch war im Lesevereine das Gerücht verbreitet, daß die Regierung einen Pöbelaufstand gegen die Bäcker oder Fleischer in Szene setzen lassen werde, um für eine Vertagung des Ständelandtages einen „anständigen“ Vorwand zu besitzen.

Fast in demselben Augenblicke, als Bürgermeister v. Czapka von dem niederösterreichischen Regierungspräsidenten v. Talatzko (siehe S. 151) spät Abends die schriftliche Einladung erhielt, am nächsten Vormittag um 11 Uhr bei einer Zusammentretung zur Besprechung der bei etwaigen Ruhestörungen nothwendigen Maßregeln im Rathssaale der niederösterreichischen Regierung zu erscheinen, erhielt er die Meldung, daß sich im Laufe des Tages die Studenten auf der Universität verabredet hätten, an Se. Majestät ein Gesuch um Lehr- und Lernfreiheit zu richten, damit am nächsten Tag (Sonntag den 12.) nach dem Gottesdienste unter einem Massenaufzuge in die Hofburg einzuziehen, und es sodann an den Stufen des kaiserlichen Thrones niederzulegen. An diese Kundgebung knüpften die Freunde der Ruhe und Ordnung natürlich die trübsten Besorgnisse. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Nachricht von der Ueberreichung einer Studentenadresse bereits zu einer Zeit in's Publikum gedrungen war, wo die Veranstalter der Adresse dieselbe noch nicht festgestellt und über deren Veröffentlichung noch nicht einmal eine Verabredung getroffen hatten. Es ist dies daraus zu erklären, daß die ziemlich zahlreichen Veranstalter der Adresse in ihrem jugendlichen Feuereifer ihr waghalsiges Vorhaben nicht blos einer großen Anzahl von Kollegen, sondern auch ihren Angehörigen und Quartierleuten erzählten, theils in der Absicht, für die Studentenadresse die Sympathien einer bedeutenden Menge von Personen zu gewinnen, theils darum, um sich zu überzeugen, ob eine Studentenadresse darauf zählen könne, die Zustimmung der öffentlichen Meinung zu gewinnen.

Dieser Feuereifer der Jugend drohte das ganze Unternehmen zum Scheitern zu bringen. Fast die Mehrheit der Studenten war bereits von ihren Eltern, Vormündern, Gönnern und Freunden ernstlich gebeten worden, sich nicht um ihre „Zukunft“ zu bringen und an einem Werke nicht theilzunehmen, das seine Veranstalter in's Gefängniß

bringen werde. Mancher Student, der es für eine Ehrensache gegenüber den anderen Studiengenossen erklärte, der Adresse beizutreten, setzte sich Seitens seiner Angehörigen gröblicher Verunglimpfungen aus, und Andere wieder wurden derart eingeschüchtert und verzagt gemacht, daß sie in der Furcht, wegen des bloßen Mitwissens an dem Unternehmen als Verschwörer zur Verantwortung gezogen zu werden, die Flucht ergriffen. — Aber nicht blos eifrigst besprochen wurde die bevorstehende Studentenadresse, sondern auch eine Menge von anonymen Briefen war im Umlaufe, deren Empfänger, meistens Gewerbsleute und Arbeiter in großen Werkstätten und Fabriken, aufgefordert wurden, am 13. Morgens vor dem Landhause zu erscheinen und sich dort „den Umständen angemessen zu benehmen." Ebenso wurden von einzelnen Studentenkreisen an die Studirenden der übrigen österreichischen Hochschulen eine Menge Briefe abgesendet, mit der dringenden Aufforderung, dem Beispiele der Wiener Studenten zu folgen und gleichfalls in Petitionen an den Kaiser um Vornahme der durch die Zeitverhältnisse nothwendig gewordenen Reformen zu bitten.

Viele Studirende verfielen außerdem vor lauter Eifer für die Adresse in eine solche Oppositionswuth gegen die Machthaber, brachten in den öffentlichen Lokalen mit so viel Freude und Behagen auf Erzherzog Ludwig, Metternich, Kolowrat, Sedlnitzky und viele Andere ihre „Pereat's" aus, daß die Polizei endlich doch stutzig wurde. Am 11. März spät Abends erhielt nämlich das Universitäts-Rektorat von Seite des obersten Hofkanzlers den Auftrag, am kommenden Tag in aller Frühe die Professoren zu versammeln und sie um die Stimmung der Studirenden genau zu befragen. Dieser Auftrag versetzte die Professoren in nicht geringe Verlegenheit. Sollten sie als die Ankläger der Studirenden auftreten? Obschon meistens konservative Männer, war es ihnen doch klar, daß die Regierung zu Konzessionen sich entschließen müsse, und die Unzufriedenheit der Studirenden wurde von ihnen daher mit nachsichtiger Milde beurtheilt. Aber auch die reaktionären Professoren, die mit den Studenten nicht einverstanden waren, geriethen durch den Befehl des obersten Hofkanzlers außer Fassung. Was hätten sie der Regierung berichten sollen? Sie genossen nicht das Vertrauen der Studenten, und wußten von den Vorgängen unter denselben so viel wie gar nichts. Ihnen erging es, wie den meisten in die „Geheimnisse des Tages" nicht eingeweihten Studirenden: Sie machten sich eine übertriebene Vorstellung von staatsgefährlichen Vorbereitungen, die in einzelnen Studentenkreisen getroffen würden. In der ersten Woche des Monats März war wenigstens, wie Füster erzählt, auf der Universität die Sprache davon, daß eine große Anzahl von Studenten eine Revolution im Schilde führe, daß sich die einzelnen in Wien bestehenden geheimen Klubs mit den Studentenverbindungen in's Einvernehmen gesetzt, und daß nächster Tage schon die österreichische Revolution ausbrechen werde. Seit dem Beginne der zweiten Woche des Monats herrschte auf der Universität, auf dem Platze vor derselben, in den Stiegenräumen und Gängen eine ganz eigenthümliche Bewegung. Ueberall waren Gruppen von Studenten wahrzunehmen, von denen die Nothwendigkeit eines Sistemwechsels laut besprochen wurde. Am 11. März herrschte in den Kreisen der Studirenden große Aufregung; es war nämlich das Gerücht verbreitet, daß die Universitätsbehörden den Auftrag bekommen hätten, eine Liste der „Unruhestifter" der Regierung vorzulegen, daß der Rektor diesem Auftrage nachgekommen sei und der Regierung etliche fünfzig Studenten aus den verschiedenen Fakultäten als die „Aufhetzer" der Uebrigen namhaft gemacht habe.

Unter dem Eindrucke dieses Gerüchtes und anderer niederschlagender Nachrichten kamen die Veranstalter der Studentenadresse, so wie sie es abgemacht hatten, in der Wohnung der Studenten Fritsch, Spängler und Portenschlag zusammen, um die Schlußberathung der Adresse vorzunehmen. Ein Theilnehmer dieser Berathung (Loeser) schreibt über dieselbe: Der Muth, mit welchem man die Adresse beschlossen hatte, war hin und wieder gewichen, der feurige Geist hatte der Ueberlegung Platz gemacht und Mancher, der bei der ersten Versammlung für die Adresse gesprochen und gestimmt hatte, nahm nun nicht Anstand, dieselbe für baren Unsinn zu erklären. Der Eine that dies, weil es ihm an politischer Bildung mangelte, weil er die Zeit nicht begriff; der Andere, weil noch das faule Blut einer schlechten Schul- und Charakterbildung in seinen Adern floß, weil er die Festung vor seinen Augen sah, die allerdings unser Aller Lohn geworden wäre, wenn das alte Polizeisistem hätte fortbestehen können. Selbst der neugefaßte, loyale Adreßentwurf dünkte Vielen nun zu entschieden, und besonders stieß man sich an der Phrase: „daß die Verwirklichung dieser Freiheit, deren süße Gaben der Oesterreicher bisher schmerzlich entbehren mußte, in so kritischer Weltlage ein unabweisbares Bedürfniß sei." — Die Entschiedeneren, obwohl in der Minderzahl unter den Versammelten sahen sich daher gezwungen, dem Wunsche der Mehrzahl nachzugeben und, um das Adreßwerk zu retten, diese Phrase nebst einigen anderen zu opfern und im Ausdrucke Manches zu mäßigen. Doch gegen die völlige Ausmerzung des Wortes Freiheit aus der Adresse stemmte sich die Minorität unerbittlich, und Loeser machte in ihrem Sinne geltend: „Freunde! Bedenkt unsere Ehre Angesichts von Deutschland. Wir haben die strengste Kritik auszuhalten. Ehe wir eine knechtische Adresse beschließen, lieber keine! — Alle, die fürchten, fürchten sich nur, weil sie die Zeit verkennen. Sie sehen noch die Glorie des Polizeisistems im vollen Glanze! Dieses Sistem muß aber fallen, und bringt man selbst uns noch auf die Festung, in kurzer Zeit sind wir befreit! Wagen wir Alles! Wer die Adresse in dieser Fassung nicht unterzeichnet, unterzeichnet sie auch in jener nicht. Er fürchtet schon den Akt allein! Lassen wir es darauf ankommen! Finden wir keine Unterstützung, so falle das Ganze!" Dies wirkte. Die Adresse wurde hierauf endgiltig angenommen. In Bezug auf die Uebergabe derselben wurde beschlossen, sie am nächsten Morgen (12. März) nach dem Gottesdienste in der Aula der Studentenschaft durch den Studenten Heinrich Fessel (von der „Arminia") vorlesen zu lassen, hierauf die Abstimmung über deren Annahme durch die Studirenden vorzunehmen, und dieselben zur sogleichen Beisetzung ihrer Unterschriften aufzufordern. Noch ein Skrupel war, wie man sich während der Bekanntmachung der Adresse

in der Aula im Falle bewaffneten Einschreitens zu benehmen habe? Loeser mahnte vor Allem zur Ordnung und Ruhe. Käme Polizei-Mannschaft oder Militär, nm die Unterzeichnung zu verhindern, so wolle er den Kommandanten vor Allem darauf aufmerksam machen, daß man keine Ruhestörung beabsichtige, daß die Adresse die Versicherung der Anhänglichkeit gegen den Kaiser enthalte, daß die Universität die eigentliche Wohnung der Studenten sei, und man daher die Unterzeichnnng der Adresse nicht hindern dürfe — habe sie stattgefunden, so hafte man ohnedies mit seinem Namen und stehe bereit zu Frage und Antwort. Für jeden Fall aber — setzte Loeser weiter auseinander — müsse man im Innern der Universität die Unterzeichnnng der Adresse vornehmen lassen. Es handle sich hauptsächlich darum, den ersten Bogen rasch mit Unterschriften zu bedecken und sogleich in Sicherheit zu bringen. Würden dann die ersten Theilnehmer selbst verhaftet, so sei für einen Mann, der die Adresse den Ständen übergeben würde, die sie dann an den Stufen des Thrones niederlegen werden, bereits gesorgt. Uebrigens sei ein bewaffnetes Einschreiten nicht zu besorgen, denn die Regierung kenne recht wohl die Gährung aller Gemüther, und was dem Bürger nicht verwehrt wurde, das müsse auch dem Studenten erlaubt sein. Fessel nahm die Adresse zur Anfertigung der Reinschrift mit nach Hause, nnd nachdem Fritsch und Loeser noch die Bögen für die Unterschriften, Tinte und Federn zurecht gelegt hatten, gingen die Letzten um halb zehn Uhr Nachts auseinander. Die für den folgenden Tag in der Aula anberaumte Versammlung sollte um zehn Uhr ihren Anfang nehmen.

## 45.

Fast zur selben Stunde, als in der Alservorstadt die Schlußredaktion der Studentenadresse vorgenommen wurde, nahm in Prag die Revolution ihren Anfang. Das im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte dort zu immer größerer Geltung gekommene czechische Element war durch die Pariser Februarrevolntion und den in Oesterreich sich immer mehr offenbarenden Verfall des alten Staates zu dem Bewußtsein gebracht worden, daß es die Kraft besitze, sich auch politisch geltend machen zu können. Die Herrschaft der Slaven in Oesterreich, ein Bündniß mit Rußland, das waren die beiden Endziele der Czechen, deren gelehrte Wortführer nun ihre wissenschaftlichen und literarischen Forschungen einstellten, nm sich mit voller Kraft der politischen Thätigkeit zu widmen. Aber wie überall waren es auch dort nicht die „Führer" sondern ganz unbekannte Männer, ohne Namen, ohne Stellung, welche mit dem Widerstande gegen die bestehende Ordnung den Anfang machten. Schon am 8. März hieß es in Prag, daß die Abfassung und Absendung einer Adresse an den Kaiser im Werke sei, welche die Wünsche des böhmischen Landes und Volkes enthalten werde. Am 9. wurde theils durch nnbekannte, sich schnell wieder entfernende Ueberbringer, theils durch die Stadtpost verschiedenen Personen ein Aufruf zugesendet, der weder eine Unterschrift, noch eine Chiffre trug, noch eine auch nur allgemeine Bezeichnung seiner Veranlasser, und mittelst welchem die Bürger der Hauptstadt eingeladen wurden, sich am 11. März um 6 Uhr Abends im Wenzelsbade, einem Gasthause, zu versammeln, um dort Fragen zu beantworten, die das in Gefahr gerathene Vaterland, die ganz Europa an sie richte. In diesem Aufrufe wurden als die einzigen Mittel, durch welche das Vaterland gerettet werden könnte, bezeichnet: 1. Ein geregeltes Gemeindewesen. 2. Einbernfung des böhmischen Landtages, der jedoch mit Deputirten aller königlichen Städte und einer entsprechenden Anzahl von Deputirten des Bauernstandes sofort verstärkt werden müßte. 3. Allgemeine Volksbewaffnung. 4. Aufhebung der Zensnr. In Folge dieses Anrufs, der am nächsten Tage auch als Anschlag an vielen Straßenecken prangte, wurden von den Behörden sofort alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Polizei erließ eine Kundmachung, die alle Znsammenrottungen als gesetzwidrig bezeichnete und mit bewaffnetem Einschreiten drohte, die Truppen wurden in den Kasernen konsignirt und dort zum schleunigsten Ausrücken bereitgehalten. Aber die Veranlasser der geheimnißvollen Einladung, die zumeist Mitglieder einer slavischen Verbindung Namens „Repeal" waren, ließen sich nicht einschüchtern. Die Versammlnng im Wenzelsbade fand statt, ohne daß ihre Abhaltung von den Behörden gestört worden wäre. Von derselben wurde fast ohne alle Debatten beschlossen, daß an den König von Böhmen und Kaiser von Oesterreich eine Adresse erlassen werden soll, die folgende Punkte zn enthalten hätte: Gleichstellung beider Landessprachen; Aufhebung der Robot; Union zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien, mit einem gemeinsamen Landtage; Ausdehnung der Landesvertretung auf Städte und Landbezirke; freie, autonome Gemeindeverfassung; Gleichstellung aller Konfessionen, Unabhängigkeit des Richterstandes; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; Preßfreiheit; verantwortliche Zentralstellen für die Landesverwaltnng mit dem Sitze in Prag; Volksbewaffnung; Aufhebung der Verzehrungssteuer; Verbesserung des Tax- und Stempelgesetzes; allgemeine Militärpflicht, Auswahl durch Losung, vierjährige Kapitulationszeit; Sicherstellung der persönlichen Freiheit; Assoziations- und Petitionsrecht. Nach Annahme dieser Punkte wurde zur Wahl eines Komités geschritten, dem die Abfassung einer solchen Adresse und die Ueberreichung derselben an den Monarchen übertragen wurde. In dieses Komité wurden Trojan, Gastwirth Faster, ein fanatischer Czeche, die Grafen Bouquoy, Deym, Franz Thun, die Advokaten Frič und Pinkas, im Ganzen zwanzig Personen gewählt. Von den „ersten Männern" der czechischen Nation nahm Keiner an der Wenzelsbad-Versammlung Theil. Palaczky hütete während derselben das Zimmer, ebenso Brauner, der an einem Fußübel litt, der übrigen nicht zu gedenken.

Aber auch in anderen österreichischen Landeshauptstädten gährte es ziemlich heftig. In Brünn flößte namentlich die unter den Arbeitern herrschende Aufregung den Fabriksherren Besorgnisse ein und in Graz war die Unzufriedenheit in allen Schichten der Bevölkerung so groß geworden, daß der Statthalter es sogar für nöthig fand, in Wien darauf aufmerksam zu machen und um eine Ver-

stärkung der Garnison zu bitten. Dort fand sich schon am Morgen des 6. März im Innern einiger Häuser der Stadt der nachfolgende in der That revolutionäre Anschlag in mehreren gleichlautenden Abschriften vor:

Edle Brüder!

Sei es immerhin, welche Sprache ihr auch redet, ob Ungar, Böhme, Pole oder Italiener, reicht freundlich uns Deutschen jetzt die Hand, um das Joch abzuschütteln, wie der edle Franzose es am 24. Februar gethan.

Glaubt nicht an die Gerüchte, die euch durch unsere elenden Zeitungen zu Ohren kommen: die Italiener, die Ungarn u. s. w. hassen uns Deutsche nicht, sie hassen nur ihre despotischen Unterdrücker. Hat nicht ein jedes Volk sei es, welche Sprache es redet, unter Einem Drucke zu seufzen? Jetzt ist es Zeit, unsere Fesseln zu brechen — vereint euch, denn wenn jetzt Einigkeit unter uns herrscht, so können auch wir uns den glorreichen Sieg erfechten, den die Republik Frankreich sich errungen.

D'rum auf, d'rum auf, ihr Völker all,
Ergreift die Waffen schnell,
Bekämpfet fest den Uebermuth,
Der sich am Throne Gutes thut,
Kommt, opfert Leib und Seel'!
Auf, auf, ihr Völker, hier und dort,
Die Losung heißt: Tyrannenmord!

Noch höhere Wogen schlug die öffentliche Meinung in Ungarn. Die Partei Kossuth's dominirte im ganzen Lande, das Ansehen und der Einfluß der Regierung waren bereits so tief gesunken, daß die Staatskonferenz es für ein zu gefährliches Wagniß hielt, den ihr unbequemen ungarischen Landtag aufzulösen, trotzdem sie es schon beschlossen hatte. Der Erzherzog Palatin Stephan machte diesen Beschluß wieder rückgängig, da er die Machthaber davon überzeugte, daß die Ausschreibung neuer Wahlen im gegenwärtigen Augenblicke einen ungarischen Landtag herbeiführen würde, welcher noch weiter ginge und dahin strebte, zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich das Verhältniß einer Personal-Union herzustellen, durch deren Einführung die Gesammt-Monarchie in zwei von einander vollkommen unabhängige Staaten zerrissen würde, die blos die Person des Monarchen miteinander gemeinschaftlich hätten. Aber alle diese Bewegungen in Prag, Graz, in Ungarn, standen weder mit jener in Wien noch untereinander in irgend einem Zusammenhange, trotzdem überall so ziemlich die gleichen liberalen Tendenzen verfolgt wurden. Auf das Werden der Revolution in Wien waren blos die bereits geschilderten Vorfälle am Preßburger Landtage vom 3. März von förderndem Einflusse gewesen und es ist Thatsache, daß die Rede Kossuth's in Wien einen gewaltigeren Eindruck auf die Gemüther machte als in Ungarn selbst. Dieselbe zirkulirte fortwährend in den verschiedensten Uebersetzungen und Abschriften und sogar noch am 12. März wurden in verschiedenen Vorstadtwirthshäusern Verhaftungen von Personen vorgenommen, welche es unternahmen, die Rede den versammelten Gästen vorzulesen. Ja selbst in den unterrichteten Kreisen des juridisch-politischen Lesevereins, in denen man von dieser Rede bereits am 4. März Kenntniß erlangt hatte, konnte man sich von derselben gar nicht trennen und es machte Sensation im Vereine, als am Nachmittage des 12. März, da alle vorhandenen Exemplare der „Uebersetzung" von einzelnen Lesern mit Beschlag belegt waren, der Ungar Dr. Ivanchich eine ungarische Zeitung zur Hand nahm, um einem großen Kreise die Rede Kossuth's aus dem Originale zu übersetzen. Der Uebersetzer, welcher des Deutschen nicht vollkommen mächtig war, kleidete die Gedanken Kossuth's in eine so unverhüllte Sprache, daß er nach jedem Satze mit Heiterkeit und Beifall unterbrochen wurde, und als die von ihm gebrauchten Ausdrücke und Satzwendungen von den Zuhörern sarkastisch glossirt wurden, entstand in Folge des Vortrags des Dr. Ivanchich im Vereine eine politische Debatte, so stürmisch und mit Betheiligung so zahlreicher Redner, wie sie bisher noch nicht geführt worden war. Es war Dr. Berger, der während dieses Wortgefechtes sich den Ausruf entschlüpfen ließ: „Nur fort in diesem Tone und die Polizeifurcht wird bei uns Allen bald geschwunden sein!"

Außer der Rede Kossuth's beschäftigten noch Alle die Vorfälle auf der Universität, die in ganz Wien das Tagesgespräch bildeten, obschon deren Tragweite nur von Wenigen geahnt wurde.

## 46.

In der Nacht vom 11. auf den 12. März wurden die ersten militärischen Vorkehrungen gegen den Ausbruch einer Revolution in Wien getroffen. Die einzelnen Truppenkommandanten erhielten Befehl, die ihnen unterstehenden Abtheilungen während der nächsten drei Tage in den Kasernen konsignirt und zum sofortigen Ausrücken in steter Bereitschaft zu erhalten; jeder Mann von den Linientruppen wurde mit 60 Stück scharfen Patronen versehen. In die Hofburg wurden nach Mitternacht drei Bataillons Grenadiere und Infanterie, dann eine Batterie sammt der erforderlichen Bedienungsmannschaft verlegt, welche in den verschiedenen Gebäuden derselben untergebracht wurden. Auch andere ärarische Gebäude, namentlich das Hofkriegsgebäude, die Staatsschuldenkassa, das Versatzamt, dann auch die Nationalbank erhielten starke Besatzungen. Man sprach nämlich am 11. März Nachmittags in allen höhern Zirkeln davon, daß es am nächsten Tag auf der Universität zu einem „Rummel" kommen dürfte, aber Alles erwartete, daß derselbe bald unterdrückt sein und kein Resultat haben werde. Namentlich dem Erzherzog Ludwig wurde der Zustand der Universität von einem ihrer Lehramtskandidaten, der in der Revolution später eine hervorragende Rolle spielte, als ein höchst besorgnißweckender geschildert, und die ihm gewordenen Mittheilungen machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er den Auftrag ertheilte, der Aufruhr müsse um jeden Preis noch innerhalb des Universitätsgebäudes unterdrückt werden. In den Regierungskreisen war man also von den kommenden Ereignissen genau unterrichtet, aber es fehlte an der nöthigen Energie und Entschlossenheit, den Ausbruch derselben zu verhindern. Man erzählt allen Ernstes, daß die vom Erzherzog Ludwig noch am 11. März Abends an das General-Kommando erlassenen Befehle, in Bezug auf die Unterdrückung des für den nächsten Tag gewärtigten Aufstandes dem General-Kommando erst am Nachmittage des 12. März zugestellt wurden, da in der Kanzlei des Erzherzogs der Reinschrei-

der des Abends nicht mehr anwesend war und die Reinschrift der konzipirten Befehle von ihm erst Sonntag Vormittags besorgt werden konnte. In den Studentenkreisen selbst befürchtete man allgemein, daß die Regierung einschreiten werde*), und einer ihrer Angehörigen, August Silberstein, schildert in seiner Geschichte der „Aula“ die unter den akademischen Bürgern herrschende düstere Stimmung in ergreifender Weise. „O, wer eine solche Nacht (wie die vom 11. auf den 12. März) wieder erleben müßte. Nicht der Tod lag in der Wagschale, nicht jener Tod, der rasch kommt und ein Leben abschneidet, kurz und auf immer; — ein Leben lag in der Wagschale, ein vielleicht langes, aber hinsiechendes in Kerkerhaft, elender gemacht durch alle geistigen Torturen, schon im vorhinein furchtbar geworden durch die Voraussetzungen über eine Polizei, die man zu Allem fähig hielt, und der man Alles zumuthete.“ Aber nicht blos unter den Studenten, unter denen es neben vielen Zweiflern und Verzagten auch Muthige und Entschlossene gab, auch unter den Professoren herrschte große Niedergeschlagenheit. Sie sahen dem, was der nächste Tag bringen werde, mit Zittern und Bangigkeit entgegen. Sollten sie gegen die Studenten Partei nehmen und sich dadurch der Verachtung nicht blos ihrer Schüler, sondern auch des Publikums aussetzen, oder sollten sie gegen die Regierung Partei nehmen und dadurch ihre Stellung auf das Spiel setzen? Sie hatten zwischen zwei gleich großen Uebeln zu wählen. Der Enthusiasmus war somit am denkwürdigen 12. März auf der Universität kein besonders großer. Die Masse der Studenten erschien zu dem um 9 Uhr beginnenden Gottesdienste, bereits nach 8 Uhr stellte sie sich auf dem Universitätsplatze, in den Gängen und auf den Stiegen in Gruppen auf, die über das bevorstehende Tagesereigniß sich lebhaft unterhielten. Der einsame Polizeiposten an der Ecke des Universitätsgebäudes wandelte, wie er es auch sonst zu thun pflegte, neben ein paar solchen lebhaft debattirenden Gruppen melancholisch auf und nieder. Viele Studenten begaben sich auch in die Hörsäle hinauf, wo sie sich unbewachter fühlten, zu ihrer Ueberraschung aber empfingen sie dort die Weisung, daß sie bis zum Beginne des Gottesdienstes die Hörsäle nicht wieder verlassen dürften. Die Juristen kehrten sich nicht an dieses Verbot. „Warum sollen wir in den Zimmern bleiben?“ fragten sie die Saaldiener. „Das wissen wir nicht!“ antworteten diese achselzuckend. „Dann bleiben wir aber nicht!“ entgegneten die Juristen und gingen aus den Sälen fort. Die Philosophen ließen sich durch die Anwesenheit einiger Professoren imponiren, gegen 9 Uhr zu verließen sie aber in corpore die Säle und drängten auf den Universitätsplatz hinab. Während dieser Vorgänge im Innern des Gebäudes kamen die Professoren von allen Seiten herbei und schritten, die auf dem Universitätsplatz zahlreich versammelten Studenten mit ernsten Blicken musternd, durch die Aula dem Konsistorialsaale zu, wo die von dem obersten Kanzler angeordnete Konferenz abgehalten wurde. Als die einzelnen Professoren zwischen den Studenten sich hindurchdrängten, hieß es unter den Letzteren: „Sie halten eine Konferenz!“ — „Sie werden es mit der Regierung halten und uns ihr überliefern! — „Hye, Endlicher, Kudler, Füster meinen es ehrlich. alle Uebrigen sind Denunzianten und Verräther!“ — Außer den Professoren waren auch noch die Vizedirektoren und Studienreferenten zur Berathung erschienen, alle in größter Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Das Schreiben des obersten Hofkanzlers wurde vorgelesen. Es enthielt die Bemerkung, daß eine sehr große Aufregung an der Universität vorhanden sei, weshalb die Professoren nachdrücklichst aufgefordert werden, sie zu dämpfen, zu unterdrücken, die Studenten zu beruhigen. Das Vorhandensein einer sehr aufgeregten Stimmung unter den Studenten wurde von allen Professoren zugegeben und von dem greisen Kunzek mitgetheilt, er habe gehört, daß viele Studenten entschlossen seien, nach dem Gottesdienste eine Versammlung abzuhalten, um eine politische Kundgebung hervorzurufen. Eine Menge Professoren betonten nun, gleichfalls

*) Einzelne Exaltirte unter den Studirenden mögen wirklich daran gedacht haben, es am 12. März auf einen Kampf mit dem Militär ankommen zu lassen. Der naive Glasergeselle Friedrich Unterreiter theilt in seiner bereits zitirten Geschichte der Wiener Revolution sogar einen für den 12. März festgestellten, übrigens ziemlich närrischen Vertheidigungsplan mit, dessen wirkliches Vorhandensein uns jedoch sehr zweifelhaft erscheint. „Fest überzeugt — erzählt Unterreiter wörtlich — die Wiener Garnison bereite sich für den 12. März vor, entwarf man folgende „Gegendemonstration“: „Ein paar Hundert Hände sollen auf dem Dachboden der Universität mit Brecheisen, vorzüglich aber Sägen, Schaufeln und Hacken in Bereitschaft sein, in längstens 15 Minuten die sämmtlichen Dachsparren, Balken und Bäume durchzuschneiden, und kraft der darauf ruhenden Last provisorisch stehen lassen, das Dach konnte als ganzer Körper vermöge seiner schiefen Richtung nicht einstürzen, und jedenfalls, wenn kein starker Windstoß eingetreten, seine Funktion (!) ungestört fortsetzen. Durch die Bäckerstraße, hohen Markt, Wipplingerstraße, Freiung, Schottenthor bis aus Glacis wäre von 200 zu 200 Schritten ein Mann gestanden, der vom Glacis aus mit einem Handzeichen seinen Nachbar von dem Anrücken des Militärs benachrichtigte. Aehnliche lebendige Telegrafen-Linien wären gegen die Landstraße wie gegen das Kärntnerthor angebracht worden, so zwar, daß diese Nachricht in höchstens einer Minute die Universität erreicht hätte. Die bezeichnete Dachsparren-Durchsägung hätte in demselben Augenblick begonnen, als das Zeichen die Universität erreicht, die telegrafischen Posten sich in dem Maße zurückgezogen, als das Militär angerückt, und hätten sich zum Schlusse auf dieser Hochschule gesichert. Hätte nun das Militär die fünf Zugänge der Universität wirklich besetzt, und den Angriff begonnen —. — an eine Niederlage dachte nur Sedlnitzky und Metternich — so hätten die Studirenden wenigstens 1500 Stück vortreffliche Waffen erobert. — Ja, erobert, denn man war fest entschlossen, bei einem Sturm das Dach auf die Truppen hinab zu stürzen und so viel als möglich die Stockwerke zum Nachtheile der Stürmer zu demoliren. Nebst den Gewehren der unglücklich Erschlagenen rechnete man noch auf die vorräthigen scharfen Patronen und Säbeln. Wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen, so wäre ein mörderischer Barrikadenkampf kaum zu vermeiden gewesen, jedenfalls aber Herrn Metternich und Sedlnitzky es übler ergangen als dies geschehen, und das gehätschelte Hirngespinnst des Erstern, seine Unsinnsmonarchie wäre zertrümmert wie im Jahre 1793 die französische Monarchie. Am 12. März 1848 stand Oesterreich an dem Rande der grenzenlosesten Anarchie, aber das Glück und eine blödsinnige Polizei war an diesem Tage mit uns, denn Herr Sedlnitzky äußerte in seinem maßlosen Dünkel: „Ich habe die Wiener am Faden!“ Inwieferne, wird dieser Polizeimann jetzt wohl am besten wissen.“ — Diese „Gegendemonstration“, mittelst welcher 1500 Gewehre auf einen Schlag erobert werden sollten, ist so hirnverbrannt, daß es mit derselben unmöglich von Jemanden wirklich ernstlich gemeint worden sein konnte.

davon vernommen zu haben, und erklärten sich dafür, daß es versucht werden müsse, das Stattfinden einer solchen Kundgebung zu verhindern. Zahlreiche Vorschläge wurden in dieser Beziehung gemacht. Studienreferent v. Krämer war dafür, daß die beliebtesten Professoren an die Studenten Ansprachen halten, sie von allem revolutionären Beginnen abhalten und zum Auseinandergehen veranlassen sollten. Füster, der während der Konferenz sich entfernen mußte, um die Kanzel der Universitätskirche zu besteigen, wurde ebenfalls aufgefordert, durch seine Predigt auf die Jugend im beschwichtigenden Sinne einzuwirken. Er lehnte den Antrag jedoch mit dem Bemerken ab, die Predigt, die vor dem Sonntage bearbeitet und einstudirt worden sei, könne nicht in wenigen Augenblicken abgeändert werden. Während des Gottesdienstes verblieben die Professoren im Konsistorialsaale, ohne zu einem festen Entschlusse gelangen zu können, und von fünf zu fünf Minuten Diener ausschickend, die über das Verhalten der Studenten ihnen Nachricht bringen sollten. Der Gottesdienst in der Kirche nahm seinen ungestörten Verlauf. Die Mehrzahl der Studenten war außerhalb der Kirche verblieben, und da es ihrer sehr viele waren, so wollten Fritsch, Loefer und die übrigen Veranstaller der Adresse zu deren Veröffentlichung und Unterzeichnung schreiten. Der Ruf: „In den großen Saal!" ertönte, alles stürmte nun dahin, aber die Pforte desselben, sonst immer geöffnet, war diesmal verschlossen worden, wie es hieß auf Anordnung des obersten Hofkanzlers. Der Saaldiener kam herbei, die Studenten machten unter sich eine Kollekte, aber der Diener erklärte ihnen, er dürfe das Geld nicht annehmen, da er brodlos würde, wenn er den Schlüssel auslieferte. Während dieser Verhandlung wurde man im Konsistorialsaale von dem, was vor der Thür des großen Saales vorgeht, bereits in Kenntniß gesetzt. Feuchtersleben machte den Vorschlag, die Studirenden sofort in den Saal hineinzulassen, sie aber dort durch die beiden populärsten Professoren, Hye und Endlicher, befragen zu lassen, warum sie sich versammeln wollen; antworteten sie, politischer Zwecke halber, so sollten sie Hye und Endlicher davon abzubringen suchen. Der Vorschlag wurde angenommen, gerade noch im letzten Augenblick, wo es möglich war, die Studenten zu verhindern, daß sie durch einen Gewaltakt den Eintritt in den großen Saal zu erzwingen suchen. Es geschah dies so. Während der Unterhandlungen mit dem Diener, der um keinen Preis öffnen wollte, erhitzten sich die ohnehin leidenschaftlich erregten Studenten immer mehr. Witze wurden gemacht, darüber, daß die ganze Zukunft Oesterreichs von einem Saaldiener abhängen solle, und über den obersten Hofkanzler, der durch das Versperren einer Saalthüre das „Sistem" retten zu können meine. Die ersten revolutionären Rufe wurden in diesem Augenblick innerhalb der Universitätshalle laut: „Pereat Ludwig und Metternich! Nieder mit der Regierung! Hoch die Freiheit!" — „Aufsprengen die Thüre!" . . . „Keine Umstände machen!" . . . „Aufsprengen!" . . . „Eindrücken!" riefen andere Studenten. In diesem Momente strömten die in der Kirche gewesenen Studenten, wo Füster seine Predigt soeben beendigt hatte, heraus und eilten massenweise der Aula zu. Sie waren durch Füster erregt und in eine weihevolle, enthusiastische Stimmung versetzt worden. Füster hatte, statt zu beschwichtigen, der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß die Wahrheit endlich doch siegen müsse, daß ihre Feinde, und seien sie noch so mächtig, endlich doch bezwungen werden, daß dem Geiste Gottes, der durch die Zeiten weht, keine Erdenmacht widerstehen könne, und daß dieser Geist Gottes die Wahrheit sei. Füster, berichtet ein anderer Gewährsmann weiter, forderte die Zuhörer auf, muthig, aber männlich besonnen zu sein. Eine neue, bessere Zeit — sagte er — bricht herein, eine Zeit, die von jedem Einzelnen verlange, daß er seinen eigenen Vortheil bei Seite setze und Alles, was ihm lieb und theuer sei, für das allgemeine Beste in die Wagschale werfe. Als Füster, der ein trefflicher Kanzelredner war, in seiner Predigt fortfuhr, von den Pflichten zu sprechen, die jeder Einzelne seinem Nächsten, seinem Volke und Vaterland gegenüber zu erfüllen habe und mit dem Ausrufe schloß: „Für das Vaterland darf Euch kein Opfer zu groß sein!" fühlten sich die ihm aufmerksam zuhörenden Studenten wie elektrisirt. Sie verließen nun schaarenweise und in begeisterter Stimmung die Kirche, um in die Aula zu eilen und die dort zur Veröffentlichung gelangende Adresse zu unterschreiben*). Als sie vor der Thüre des großen Saales anlangten, wurde eben noch mit dem Diener wegen der Herbeiholung des Schlüssels unterhandelt. „Die Thüre sprengen!" . . . „Nicht erst lange fragen!" . . . „Die Universität ist unser Haus!" Diese und andere Zurufe wurden von allen Seiten an die unmittelbar vor der Thüre bei den Dienern stehenden Studenten gerichtet. Die rückwärts Befindlichen waren eben im Begriffe, die Thüre in den großen Saal durch starkes Herandrängen an dieselbe aufzusprengen. Der Tumult hatte eben seinen Höhepunkt erreicht, als die den Studirenden bekannte Stimme des an der Seite Endlicher's erscheinenden Professors Hye sich trotz alles Lärmens und Schreiens Gehör zu verschaffen vermochte. „Meine Herren!" schrie Professor Hye, alle Blicke wendeten sich nach ihm, eine tiefe Stille trat sogleich ein. „Meine Herren!" — fuhr Professor Hye mit erregter Stimme fort — „es ist mir die Nachricht hinterbracht worden, daß Sie etwas zu besprechen wünschen, der Diener wird Ihnen den großen Saal aufschließen, treten Sie ein!" Der Saal wurde nun geöffnet und die Studenten erstürmten ihn förmlich, bestiegen alle Erhöhungen und standen bis zum Ausgange Kopf an Kopf dichtgedrängt aneinander. Der Saal war derart überfüllt, daß Hye und Endlicher, deren Absicht es gewesen sein mag, sofort den Katheder zu besteigen und Ansprachen zu halten, nur langsam und mühevoll vorwärts dringen konnten. Die beiden Professoren waren aus dem Gedränge noch nicht herausgekommen, als in dem von Schreien und Lärmen erfüllten Saale ganz nahe bei dem Katheder der Ruf: „Meine Herren!" ertönte. Alle Blicke richteten sich nach dem Katheder, auf dem einige Sekunden später der Jurist Fessel erschien, und mit weithin vernehmbarer, aber vor Befangenheit zitternder Stimme der Versammlung mittheilte, daß er von zahlreichen Kollegen den Auftrag bekommen habe, den Studirenden der Universität und den Hörern des Polytechnikums eine Petition an

*) „Die Predigt — bemerkt Füster — wäre mir, wenn wir nicht gesiegt, wahrscheinlich sehr gut „bezahlt" worden."

Se. Majestät den Kaiser zur Beisetzung ihrer Unterschriften vorzulegen. „Das Vaterland“ — rief der junge Redner aus — „ist in Gefahr und in der studirenden Jugend Wiens müßte jeder Funke von Ehrgefühl und Vaterlandsliebe erloschen sein, wenn sie es unterlassen könnte, in einem solchen, für die Zukunft entscheidenden Momente, ihren Gesinnungen und Empfindungen Ausdruck zu verschaffen.“ Stürmischer Beifall folgte diesen Worten und Fessel las nun die Adresse vor, deren einzelne Sätze mit andauerndem Beifallsjubel und mit außerordentlichem Enthusiasmus aufgenommen wurden. „Wir unterschreiben sie!“ ... „Einen Tisch her!“ ... „Federn her!“ ... „Ein Feigling wer ihr seine Unterschrift versagt!“ ... „Wir stoßen ihn aus unserer Mitte.“ Die Professoren Hye und Endlicher waren in diesem Momente bis an den Katheder vorgedrungen, den nun Hye bestieg. Mit raschen, sicheren Schritten vor die Versammlung tretend, rief Hye: „Meine Herren! Eine Frage! Was wollen Sie denn eigentlich?“ Diese Frage erschien unmittelbar nach der Verlesung der Adresse, welcher Hye beigewohnt hatte, den Studenten lächerlich. Es entstand über dieselbe eine Heiterkeit, die es Hye klar zu machen vermochte, er werde seine Absicht, die Aufregung im Keime zu ersticken, nicht erreichen. Als Hye an die schweigend zu ihm hinausblickende Versammlung nochmals die Frage richtete: „Was wollen Sie eigentlich?“ rief man ihm von allen Seiten zu: „Die Adresse unterschreiben! Die Adresse unterschreiben!“ Hye verlangte nun, daß man ihm die Adresse durchlesen lassen solle, man gab sie ihm auch in die Hand, aber die Versammlung wurde bereits sichtlich ungeduldig. „Nicht länger warten!“ ... „Unterschreiben lassen!“ ... „Wir lassen uns nicht davon abbringen!“ Ein Sturm brach gegen Hye los. Dieser hatte während dem die Adresse durchflogen und richtete nun an die Versammlung, die er mit herausfordernden Blicken förmlich maß, folgende Worte: „Wollen Sie also wirklich die Affen der Münchner sein?“ Ein Ausbruch heftiger Mißbilligung, die Rufe: „Hinaus! Abtreten!“ unterbrachen den Redner, dieser aber fuhr mit gehobener Stimme fort: „Sie werden es wissen, und wenn Sie es nicht wissen, so sage ich es Ihnen hier: Die Bürger Wiens bereiten gleichfalls eine Adresse vor, aber das sind Männer mit Besitz, die hier ansäßig sind; was diese thun, das können Sie nicht thun!“ Der Redner wurde von einem neuen Ausbruche des Mißfallens unterbrochen: „Warum nicht!“ ... „Ist der Student nicht eben so gut Staatsbürger wie jeder Andere?“ ... Diese und ähnliche Bemerkungen wurden ihm zugerufen. Hye, der an Widerspruch Seitens der Studirenden nicht gewohnt war, stand wie verblüfft vor der Versammlung. Er sah ein, daß er, statt zu beschwichtigen, die Aufregung nur vermehrt hatte. Er blickte neuerdings in die Adresse hinein und es war, als ob ein Gedanke ihn durchzucke. Seine, die tiefste Niedergeschlagenheit ausdrückenden Mienen heiterten sich plötzlich auf. Willst du der Bewegung Meister werden, mag Hye in diesem Momente bei sich gedacht haben, mußt du dich an die Spitze derselben stellen. — Hye zog mit einem Male ganz andere Saiten auf. „Meine Herren“ — begann er vom Neuen — „glauben Sie, daß wir, die Männer der Intelligenz, nicht das Gleiche mit Ihnen fühlen? — Glauben Sie, daß die Aufregung, die Sie ergriffen hat, nicht bis in die äußersten Pulse des Staates gedrungen ist? — Auch ich werde, wenn es gilt, Weib und Kind verlassen, und an Ihrer Spitze Blut und Leben zu opfern bereit sein, aber verlassen Sie nur den Weg der Gesetzlichkeit nicht, Sie, deren Beruf es einst sein wird, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten. Die Universität besitzt in der Person ihres Rektors einen Vertreter bei den Ständen. Ich werde dem Rektor Ihre Adresse überreichen, und er wird sie den Ständen übergeben.“ Dieser Vorschlag wurde von den Studirenden, die im Drange des Augenblickes willensstarke Männer geworden waren, mit Mißtrauen aufgenommen. Sie entgegneten Hye: „Nichts vom Rektor!“ ... „Am Ende wird dann die Adresse unterschlagen!“ ... „Wir selbst überreichen sie!“ Hye sprach nun mit der Miene und im Tone des Beleidigten: „Kennen Sie meine Gesinnung? Bereits zweimal schwebte das Damoklesschwert der Untersuchung über meinem Haupte, das nach dem Urtheile der absoluten Regierungsbehörden zu freie Gedanken hegt. Auch jetzt wieder will ich meine Existenz auf das Spiel setzen, und Sie wollen mir Ihr Vertrauen entziehen? Gelte ich Ihnen nicht mehr als Ehrenmann?“ Diese Fragen wurden von der Versammlung mit stürmischem Beifalle beantwortet. „Ja! Ja!“ — rief man Hye von allen Seiten zu — „Sie sind ein Ehrenmann!“ ... „Das genügt aber nicht!“ Hye ließ sich nicht länger unterbrechen, den in seiner Nähe stehenden Professor Endlicher an seine Seite ziehend, fuhr er in größter Aufregung fort: „Hier steht Professor Endlicher, seinen Namen kennt die Welt! Wir Beide legen hier vor zweitausend Zeugen die Versicherung ab, daß die Adresse durch den Rektor den Ständen überreicht werden wird, und nennen Sie mich einen Schuft, wenn es nicht geschieht!“ Die Veranstalter der Adresse hatten im Anfange selbst nichts anderes beabsichtiget, als den Rektor um die Ueberreichung der Adresse bei den Ständen zu ersuchen, allein nun spannte man den Bogen etwas straffer. Einzelne Sprecher aus der Versammlung verlangten nun, die Adresse solle unmittelbar in die Hände des Kaisers gelegt werden. Hye und Endlicher sagten dies bereitwilligst zu, damit waren aber die Studirenden noch nicht zufrieden; nicht blos von den beiden Professoren — verlangten sie — sondern auch von einer Studenten-Deputation, bestehend aus Vertretern sämmtlicher Fakultäten und des Polytechnikums, sollte die Adresse dem Kaiser überreicht werden. Gegen die letztere Forderung wendete sich aber sogar die Mehrzahl der Studenten. Eine Menge Sprecher machten geltend, daß die Wahl einer solchen Deputation Zeit in Anspruch nehmen würde, es aber wünschenswerth sei, die Adresse noch im Laufe des Tages in die Hände des Monarchen gelangen zu lassen. Man müße aber, damit die Ueberreichung heute noch stattfinden könne, Hye und Endlicher das volle Vertrauen schenken. Das wirkte. Man entschied sich dafür, von einer Studentendeputation abzusehen, aber eine neue Mißhelligkeit wurde hervorgerufen. Hye verlangt, daß unter die Adresse einfach geschrieben werden solle: „Die Studirenden der Wiener Hochschule.“ Mit dieser allgemeinen Unterschrift war man schon aus dem Grunde nicht einverstanden, da durch dieselbe die Techniker um ihren Antheil an der Adresse gebracht worden wären. Man wies aber auch, und mit vollem Rechte darauf hin, daß nur durch die Un-

terschriften die Adresse zur That sache werde, indem ohne diese das ganze Beginnen der Studenten als eine bloße Krakehlerei einiger Verblendeter und Thoren dargestellt werden könnte, wie ja stets bisher jede Regung der Freiheit auf ähnliche Art abgefertigt worden war. Die persönliche Unterzeichnung der Adresse, mit der man bereits begonnen hatte, konnte also nur mit schwerer Mühe verhindert werden. Hye wurde nun die Adresse wieder übergeben und von allen Seiten die stürmische Frage an ihn gerichtet: „Wann werden wir des Kaisers Antwort hören?" — „Sobald wir sie erhalten!" lautete die Erwiderung Hye's, der nun an der Seite Endlicher's unter den enthusiastischen Zurufen der Studentenschaft die Aula verließ. Den beiden Professoren sind daraus, daß sie, statt die Studenten gehörig herabzukanzeln, lieber den vermittelnden Weg einschlugen, die gehässigsten Vorwürfe gemacht worden; namentlich Hartig ist geneigt, die den Tendenzen der Regierung widerstrebenden Professoren für die eigentlichen Urheber der „dreisten" und „anmaßenden" Studentenadresse zu erklären, und scheut sich nicht, zu behaupten: „Die Köpfe der jungen Leute waren schon seit geraumer Zeit durch einige Professoren zu sehr, vielleicht planmäßig, erhitzt worden, um in einem Augenblicke, wo auch schon andere Stimmen die Umgestaltung der altösterreichischen Regierung forderten, den Gründen der Vernunft und Besonnenheit Gehör zu geben." Auch diese im Jahre 1850 erhobene, also in denunziatorischer Absicht vorgebrachte Anklage des reaktionären Verfassers der „Genesis" ist völlig unbegründet. Hye und Endlicher waren von jeher ausgesprochene Gegner des „Sistems", aber sie waren Männer der strenggesetzlichen Reform, und gewiß völlig schuldlos daran, daß die Studentenschaft sich bewogen fühlte, das allgemeine Streben nach einem Sistemwechsel auch ihrerseits zu unterstützen. Namentlich Hye gerieth vor lauter starrem Festhalten an dem Gesetze vor dem Ausbruch der Märzrevolution mit seinem gewiß liberalen Rufe in Widerspruch, und rief überall die Meinung hervor, ein Anhänger des Absolutismus zu sein, ohne diese üble Meinung zu verdienen. Seinen Schülern gegenüber war seine Stellung, die er als Universitätslehrer einnahm, eine allerdings schwierige, eine zweideutige und schwankende. Hye hätte, wenn er mit sich selbst nicht in Widerspruch kommen wollte, entweder die Partei der Studenten ergreifen oder, wenn er nicht den Muth dazu hatte, sich in seine amtliche, von der Regierung abhängige Stellung zurückziehen und die Studenten sich selbst überlassen müssen. Keinesfalls aber war es seiner würdig, zwischen der zum Sturze reifen und denselben verdienenden Regierung und der Studentenschaft, dem „lebensfrischen Ausdruck des Zeitgeistes", wie sie Füster trefflich nannte, den Vermittler abzugeben. Man würde sich übrigens irren, wenn man annehmen wollte, die Haltung Hye's sei von allen Studenten mißbilligt worden. Die große Masse derselben mißtraute ihm vom 12. März angefangen, aber eine kleine, den Gedanken an eine Revolution abweisende und von den Ideen der neuen Zeit wenig erbaute Minorität unter den Studirenden, die namentlich unter den Juristen des letzten Jahres stark vertreten war und zumeist aus Söhnen hoher Beamten und adeliger Familien bestand, nahm es Hye sogar übel, daß er sich dazu hergab, auf die Intentionen der Studentenschaft einzugehen. Diese Minorität, so schwach sie auch war, trug doch am 12. März noch die Nase ziemlich hoch, und wenn sie es auch nicht wagte, dem Drängen der übrigen Studirenden nach einem Sistemwechsel offen entgegenzutreten, im Geheimen wühlte sie doch nach ihrem Sinne, und namentlich in den höchsten Kreisen wurde die Studentenschaft von dieser Kategorie von Studirenden schon am 12. März der verwerflichsten Absichten beschuldigt. Die reaktionären Studenten nahmen selbst in der früher geschilderten Aulaversammlung nicht Anstand, ihre gegentheilige Meinung zu erkennen zu geben. Sie getrauten sich freilich nicht, der großen Mehrheit gegenüber offen Opposition zu machen, aber sie waren redlich beflissen, wie uns ein Augen- und Ohrenzeuge mittheilt, ihrer Abneigung gegen die Studentenadresse dadurch Luft zu machen, daß sie sich über die ganze Verhandlung lustig machten, und jedes während derselben gesprochene Wort in höhnischer Weise zu persifliren suchten. Als Hye seine Opposition aber aufgab und dem Anscheine nach auf die Absichten der Versammlung einging, verließen die meisten dieser jungen Reaktionäre den Verhandlungssaal. Es erregte bei den Umstehenden viele Heiterkeit, als einer dieser Juristen seinem Gesinnungsgenossen ängstlich zurief: „Die Sache nimmt jetzt eine schlimme Wendung. Wissen Sie, von uns Zweien will Jeder ein Beamter werden, sehen wir daher zu, daß wir von hier wegkommen!" Die beiden Gesinnungsgenossen und ihre Anhänger eilten wirklich auf und davon.

## 47.

Die Kunde von den Vorgängen auf der Universität durchflog sogleich die ganze Stadt und Alles erwartete mit Spannung die daraus sich entwickelnden Ereignisse. Bemerkenswerth ist dabei nur Eines. Während diese Vorgänge die Professoren mit der lebhaftesten Besorgniß für die öffentliche Ruhe und Ordnung erfüllten, während ihnen in den höchsten Kreisen der Regierung die schlimmste Deutung gegeben und vom gesammten Publikum die größte Wichtigkeit zuerkannt wurde, hielt man sie bei der Polizei-Ober-Direktion für so untergeordnet und unwichtig, daß man es fast nicht der Mühe für werth hielt, davon Notiz zu nehmen. „Wer kümmert sich um diese Buben!" rief man im Bureau des Polizei-Hofrathes Muth, als die erste Meldung von der Universität daselbst eintraf, mit einer Mischung von Heiterkeit und Mitleid aus, und man überlegte es sich erst, ob man dem beim nieder-österreichischen Regierungspräsidenten gerade anwesenden Hofrathe und Polizei-Ober-Direktor Muth, dem Chef der Lokalpolizei, von dem Stattgefundenen verständigen solle. Endlich entschloß man sich, einen Beamten dahin abzusenden. Dort war kurz vorher die mehrerwähnte Kommission zusammengetreten, welche auf Befehl des Erzherzogs Ludwig über die gegen etwaige Ruhestörungen zu ergreifenden Maßregeln eine Vereinbarung zu treffen hatte. Den Vorsitz bei dieser Kommission führte der Regierungspräsident Freiherr Talatzko v. Gestieticz, Exzellenz, in eigener Person; als Mitglieder wurden zu derselben beigezogen: Für das Obersthofmeister-

amt: Hofsekretär Ritter v. Heim, für die Polizeibehörde: Hofrath und Polizei-Oberdirektor von Muth, sammt mehreren Polizei-Oberbeamten; für das General-Kommando: Oberstlieutenant Coló; für die Stadt Wien: Regierungsrath und Bürgermeister v. Czapka, dann der Kreispräsident vom Viertel unter dem Wiener Walde. Dem Verfasser ist es nicht gelungen, sich Einsicht in das Protokoll dieser gewiß interessanten Kommissionssitzung zu verschaffen, aber es liegen ihm die Aufzeichnungen eines Theilnehmers dieser Sitzung und zwei Aktenstücke vor, welche immerhin geeignet sind, über den Gang der Verhandlungen dieser Kommission und die Ansichten ihrer Mitglieder sich ein bestimmtes Urtheil zu bilden. In den Aufzeichnungen des Kommissionsmitgliedes heißt es unter Anderem: Während der Verhandlung wurde Hofrath von Muth aus dem Zimmer gerufen, und kam bald darauf mit der Meldung von den Begebenheiten zurück, die sich soeben auf der Universität zugetragen hatten. Von ihm wurde auf diese (die übrigen Kommissionsmitglieder erschreckenden) Begebenheiten zum Befremden aller Anwesenden kein besonderes Gewicht gelegt, da er von keiner Seite und insbesondere nicht aus den Vorstädten Anzeigen erhalten zu haben erklärte, welche auf einen bevorstehenden Ausbruch von „öffentlichen Ruhestörungen“ irgendwie schließen ließen. Im Verlaufe der Verhandlungen kamen die für den Fall eines Krawalls zu treffenden Maßregeln zur Sprache. Was in das städtische Bereich gehörte, war: die Sicherung der Wasser- und Gasleitungen, die Zuweisung von zwölf Magistratsräthen an die verschiedenen Vorstadt-Polizei-Kommissariate, und die Erlassung eines Ausrückungs-Befehles an das Bürgermilitär. Czapka schlug als Sammelplatz für das Bürgermilitär den Hof vor. Die Kommission beschloß, daß sich dasselbe auf den dem k. k. Militär als Sammelplatz zugewiesenen Josefstädter Glacis, und zwar „an die Garnison angelehnt“, also hinter derselben aufzustellen hätte. Als anzuwendende Polizei-Maßregeln wurden beschlossen: die Einsage an die Stadthauseigenthümer behufs Beleuchtung der Gassenfenster in dem Falle, als die Gasleitung zerstört werden sollte; ferner die Vorbereitung eines Plakates an die Bevölkerung, mit der Aufforderung zum Auseinandergehen unter Androhung der Anwendung von Waffengewalt, welches Plakat sofort nach dem Ausbruche eines Aufruhrs veröffentlicht werden sollte. Besprochen wurde ferner die irrige Meinung des Publikums, als ob die Fleisch- und Brodsatzung vom Magistrate bemessen werde, durch welche irrige Meinung namentlich die ärmeren Volksklassen über Magistrat und Bürgermeister fortwährend aufgebracht wurden. Czapka stellte den Antrag, das Publikum über seinen Irrthum aufzuklären, die Kommission erachtete dies jedoch nicht für zeitgemäß und lehnte den Antrag ab. — Genauere Aufschlüsse über die Kommissionssitzung gibt der von dem Regierungspräsidenten an den Grafen Sedlnitzky über die Kommissionsverhandlungen erstattete ausführliche Bericht. Dieser verworren stylisirte Bericht lautet wörtlich wie folgt:

Schreiben des niederösterreichischen Regierungspräsidenten an Seine des Herrn k. k. geh. Rathes, Kämmerers, Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen von Sedlnitzky

Exzellenz.

Wien, den 12. März 1848.

**Hochgeborener Graf!**

In Folge eines a. h. Konferenz-Beschlusses bin ich im kurzen Wege angewiesen worden, wegen ungestörter Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung bei den obwaltenden Verhältnissen über eine zweckmäßige, alle Konflikte vermeidende Alarm-Ordnung mit Zuziehung des k. k. Hofmarschallamtes, der Militärbehörde, der Polizei-Oberdirektion, des Bürgermeisters und des Kreisamtes U. W. W. im Kommissionswege sogleich zu verhandeln, das Beschlossene ohne Weiteres einzuleiten und das Eingeleitete durch Euere Exzellenz zur a. h. Kenntniß zu bringen.

Ich habe diese Kommission heute abgehalten und hiebei jene Punkte zur Sprache gebracht, welche vor Allem die Aufmerksamkeit der Behörden in Anspruch nehmen dürften, und die betreffenden Herren Vorsteher und Abgeordneten um die Mittheilung der diesfalls vielleicht schon in Ausführung gebrachten Präventiv-Maßregeln angegangen.

In dieser Beziehung hat der Herr Repräsentant des k. k. Obersthofmarschallamtes, Herr Hofsekretär Ritter v. Heim, bemerkt, daß, was die k. k. Hofburg betreffe, bereits alle erforderlichen Maßregeln im Einvernehmen mit dem General-Kommando und der k. k. Polizei-Oberdirektion getroffen worden seien; der Herr Hofrath und Polizei-Oberdirektor v. Muth hat zur Kenntniß der Kommission gebracht, daß er bereits sämmtliche dirigirende Oberkommissäre der Polizei-Bezirks-Direktionen über ihr zu beobachtendes Benehmen wiederholt genau instruirt, ihnen die ohnedies obliegende Pflicht unausgesetzter Wachsamkeit und Beobachtung der Verhältnisse eingeschärft, und zu deren Verdopplung unter den gegenwärtigen Verhältnissen aufgefordert habe. Um von allenfälligen Vorfallenheiten, welche ein Einschreiten erforderlich machen sollten, sogleich Kenntniß zu erhalten, zugleich aber auch den betreffenden Platz nicht ohne Beaufsichtigung zu lassen, sei die Aufstellung von je zwei Individuen an den entsprechenden Punkten, namentlich dem Michaeler Platz, und deren zeitweise Ablösung veranlaßt worden. Als solche vorzüglich zu beaufsichtigende Punkte habe ich der Kommission das prov. Strafhaus, das Arbeitshaus, alle Kassen, das Polizeihaus, das Schrannengebäude, das Kriminalgerichtsgebäude, das Versatzamt und die Nationalbank bezeichnet, welche theilweise auch schon durch ihre dermalige Bewachung, wie das Versatzamt, welches mit 30 Mann besetzt ist, oder durch die naheliegenden Militärkasernen geschützt werden können. Der Herr Hofrath und Polizei-Oberdirektor versicherte übrigens Sr. kais. Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Albrecht, die getroffenen Einleitungen unmittelbar angezeigt und die hohe Bewilligung zu fortgesetzten Meldungen, insoferne die Umstände solche erheischen, im kurzen Wege erlangt zu haben.

Die Vorschriften wegen Abschaffung aller hieher nicht zuständigen Individuen werden fortan auf das Strengste gehandhabt, und es werde sich bestrebt werden, die allenfalls zur Verhaftung kommenden Individuen auch möglichst schnell abzuurtheilen und der

gesetzlichen Behandlung zu unterziehen, da nichts so sehr einwirkt, als wenn die Strafe der That gleich folgt.

Was die öffentliche Straßenbeleuchtung im Falle einer eintretenden Zertrümmerung der Laternen, die Erlassung einer Belehrung an das Publikum und rücksichtlich auch an die Gewerbsleute und die Zünfte in Absicht auf ihre Dienstboten, Arbeiter und Gesellen und das eigene Benehmen betrifft, so wurden zwar die diesfalls nothwendigen Maßregeln gleichfalls besprochen und angenommen, jedoch beschlossen, sie derzeit noch nicht in's Leben treten zu lassen, indem dieses Besorgnisse hervorrufen würde, sie aber, wenn wider besseres Vermuthen wirklich Ereignisse eintreten sollten, die sie nothwendig machen würden, auch sogleich in Ausführung zu bringen und damit die betreffenden Behörden, beziehungsweise ihre Vorsteher, diesfalls alles besprochen worden ist, auch ohne allen Anstand geschehen kann, besonders als rücksichtlich der Beleuchtung jeder Hausherr ohnehin schon derzeit verpflichtet ist, im Falle der Beschädigung der Gasleitungen mittelst den nach den feuerpolizeilichen Vorschriften überall vorräthigen Laternen zu beleuchten. Ferner wurde der Herr Polizei-Oberdirektor aufgefordert, dem hohen Generalkommando-Präsidium jene Kommission namhaft zu machen, die dazu bestimmt, auf dem Platze zu erscheinen, wenn Konflikte vorkommen sollten, um sich daselbst mit den die Militär-Assistenz kommandirenden H. H. Generälen, Stabsoffizieren und Truppenkommandanten über die Art der Herstellung der Ordnung und Ruhe sogleich in's Einvernehmen zu setzen.

Der Herr Oberstlieutenant und Generalkommando-Adjutant, Vinzenz Coló, als militärischer Abgeordneter, bemerkte, daß von Seite des k. k. Generalkommandos bereits die erforderlichen Maßregeln getroffen, der Platz zwischen dem Burg- und Schottenthore als Alarmplatz für die Truppen bestimmt und die nöthigen Instruktionen allerseits ertheilt worden seien. Insoferne für länger anhaltenden Dienst die Einbeziehung von Truppen erforderlich werden sollte, werde der Magistrat wegen der Verpflegung in möglichst großen Körpern allenfalls in geräumigen Gasthäusern angegangen werden. Nachdem von der Kommission in Betreff der Pulvervorräthe bemerkt wurde, daß hievon bei dem Handelsmann Leibenfrost der größte Vorrath, welchen er jedoch immer lieferungsweise von der k. k. Artillerie bezieht, vorhanden sei, ist dem militärischen Herrn Repräsentanten dieser Umstand zur zweckdientich erscheinenden weiteren Verfügung des k. k. Generalkommandos mit der Andeutung an Handen gegeben worden, daß eine solche vielleicht in der Zurückhaltung eines Theils dieser Pulverquantität gefunden werden dürfte.

Der Hr. Regierungsrath und Bürgermeister v. Czapka erklärte insoferne als der Dienst von den Beamten der k. k. Polizei-Oberdirektion nicht mehr ausreichend sollte versehen werden können, einige verläßliche Aushilfsindividuen von Seite des Wiener Magistrats zu diesem Ende der k. k. Polizei-Oberdirektion zuzuweisen, ferner die Fleischer und Bäcker in ordnungsmäßiger Betreibung ihres Gewerbes zu überwachen und genau inspiziren zu lassen. Der Herr Bürgermeister versicherte übrigens, daß die Löschanstalten in dem vollkommensten Zustande vorhanden und im Erfordernißfalle sogleich disponibel seien.

Was den Geist der Bürgerschaft betreffe, habe der Bürgermeister nicht im Entferntesten irgend eine Mißstimmung unter derselben beobachten können und sei von dem Bürgermilitär das thätigste Mitwirken zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewärtigen, in welcher Beziehung sich der Bürgermeister vor der Hand begnügt habe, den Magistratsrath und Major Sögner, sowie auch den Professor Steinfeld vertraulich zur Erhaltung und Belebung der unter den Bürgern bestehenden guten Gesinnung aufzumuntern. Insoferne eine Mitwirkung des Bürgermilitärs als Aushilfe mit den Linientruppen eintreten sollte, hätte sich dasselbe auf dem obb zeichneten Alarmplatze einzufinden.

Von Seite des Kreisamtes V. U. W. W. wurde vor der Hand eine weitere Verfügung nicht für nothwendig erachtet, nachdem die hier vorzüglich in Betracht kommenden nächsten Umgebungen Wiens in dessen Polizeibezirk einbezogen und daher von Seite der k. k. Polizei-Oberdirektion bereits die erforderlichen Weisungen an die betreffenden Organe ertheilt worden sind.

Schließlich habe ich noch beizufügen, daß der Herr Hofrath und Kameral-Gefällen-Administrator v. Guggenthal unter Einem von mir angegangen wurde, die Einleitung zu treffen, damit die Finanzwache bei allfälligen Tumulten an der Linie zur Assistenz mit thunlichster Beschleunigung einschreite, die Amtshandlungen der Gefällenwache bei Einhebung der Verzehrungssteuern aber mit Umsicht und auf eine allen Anlaß zu Reibungen und Konflikten möglichst beseitigende Weise vorgenommen werden mögen, und damit ich als Vorstand der Kommission, deren Zusammenberufung nach Bedarf ich mir vorbehalten habe, von den Ergebnissen jederzeit in die Kenntniß gelange und so in den Stand gesetzt werde, einvernehmlich mit den Polizei- und Militärbehörden die weiters nothwendigen Verfügungen sogleich einleiten zu können, habe ich den Herrn Hofrath und Polizei-Oberdirektor eingeladen, mir alle auf die gegenwärtigen Verhältnisse Bezug habenden Vorfälle allenfalls nur im kurzen Wege in die Kenntniß zu setzen, sowie auch mir ein Verzeichniß der von ihm zur Handhabung der Ordnung und Ruhe aufgestellten Kommissäre und sonstigen Organe mitzutheilen. Ebenso veranlasse ich unter Einem einen Auftrag an den Rektor der Universität, an den Direktor des polytechnischen Institute und an den Gymnasial-Vizedirektor, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf den Geist und die Gesinnungen der ihnen unterstehenden Jugend mit allem Ernste und Eifer einwirken, sie auf die Gefahren, denen sie sich sonst aussetzen, aufmerksam machen mögen, und mich von der Stimmung derselben fortwährend in der Kenntniß erhalten.

Für Substituten in dem Falle meiner Erkrankung habe ich den Vizepräses Freih. v. Lago und den Herrn

Hofrath Grafen Lamberg und den Polizeireferenten, Regierungsrath Ritter v. Regner mit an die Seite genommen, um mich durch ihm mit den Polizei- und Militärbehörden fortwährend in stetem Einvernehmen zu erhalten,

Genehmigen Euere Exzellenz die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit ich zu verharren die Ehre habe," 2c. *)

Aus diesem Berichte geht unzweideutig hervor, daß




damit die für nothwendig befundenen Maßregeln sogleich im kurzen Wege eingeleitet und durchgeführt, sowie auch die Ausführung der den Zivil- und Militärbehörden obliegenden Anstalten überwacht und kontrolirt werden könnte.

---

*) Die in diesem Berichte herrschende stylistische Verworrenheit wurde in das von einem Konzeptsbeamten verfaßte Aktenstück von „Sr. Exzellenz" eigenhändig hineinkorrigirt.

sämmtliche Kommissionstheilnehmer auf nahende Ereignisse gefaßt, aber nichl des ganzen Ernstes derselben sich bewußt waren. Sie trafen Vorsichtsmaßregeln gegen eintreleude Kravalle, aber keine Vorsorge gegen eine ausbrechende Revolution. Einzelne Angaben des Berichtes, namentlich die zuversichllichen Aeußerungen des Bürgermeisters Czapka über den Geist der Bürgerschaft stehen mit einer ausehnlichen Reihe von nus gemachter, vollkommen zuverlässiger Mittheilungen in grellem Widerspruche. Jedenfalls nahm es Czapka mit den Beschlüssen der Kommission sehr ernst, er führte dieselben, so weit es seine Obliegenheit war, rasch aus und noch im Laufe des Nachmittags erstattete er an den Regierungspräsidenten folgende Meldung:

**Bericht an das hohe Regiernngs-Präsidium,** womil das Verzeichniß jeuer Räthe und Magistratsbeamten überreicht wird, welche erforderlichen Falls bei den politischen Behörden aushilfsweise zu verwenden wären. Dem hohen Befehle gemäß werden die in der Beilage benannten 9 Magistratsräthe und 3 Sekretäre angewiesen, bei einer allfälligen Ruhestörung sich bei den bezeichneten Polizei-Bezirks-Direktionen zur Aushilfs-Dienstleistung einzufinden. Die drei Magistratsräthe und Majore des Bürger-Militärs Sögner, Walter und Krones werden zur allfälligen Verwendung bei dem ersteren und in anderweitiger Beziehung zurückbehalten.

Die anderweitigen den Magistrat berührenden Anordnungen sind genau berücksichtiget und bezüglich der Beleuchtung glaube ich nur noch die Versicherung aussprechen zu dürfen, daß die Unterbrechung derselben schon darum nicht leicht möglich ist, weil von allen drei Gasometern Röhren zur Stadt geführt, und diese untereinander so verbunden sind, daß, wenn wirklich eine Hauptleitung vor der Stadt gestört werden sollte, vom 2. und eben so vom 3. Gasometer die Gaszuleitung in der ganzen Ausdehnung der Stadt bewirkt werden kann. Ein verläßliches Aufsichtsindividuum der Gasbeleuchtungsgesellschaft wird übrigens über meine Anordnung in der Nähe des Unterkammeramts untergebracht und dem Ingenieur ist im vertraulichen Wege die sorgsame Beaufsichtigung der Gasleitung aufgetragen worden.

Wien am 12. März 1848. Czapka.

Graf Hartig erhebt, als einer der hartnäckigsten Verfechter des „Sistems", als dessen Rechtfertiger und Beschöniger, gegen die Kommission gewiß mit Unrecht den Vorwurf, daß sie zur Abwendung der wider ihr Vermuthen den nächsten Tag ausbrechenden Revolution Vorbereitungen getroffen habe. Einer seiner diesfälligen Bemerkungen pflichten wir aber vollkommen bei. „Man scheute sich — schreibt er — durch außergewöhnliche Präventiv-Maßregeln dem Gedanken beim Volke Eingang zu verschaffen, daß eine Revolution in der Residenzstadt auch nur versucht werden könne, und gab sich der Hoffnung hin, daß die angekündigten Demonstrationen sich auf einen Zusammenlauf des Volkes vor dem Ständehause, und auf ein Hurrah für einige als liberal gekannte Ständemitglieder beschränken, die Gasennordnungen aber, die daraus etwa entstehen dürften, durch die gewöhnlichen Repressiv-Mittel, welche man in Bereitschaft hielt, leicht abgestellt werden dürften."

## 48.

Hye und Endlicher verfügten sich direkt von der Aulaversammlung in die Burg, um eine Audienz bei dem Kaiser zu erbitten. In den höchsten Regierungssphären herrschte bereits die größte Zerfahrenheit. Die Meinungen in der Staatskonferenz gingen schon am 9. März well auseinander, am 12. März aber befand man sich gegenseitig in dem vollsten Widerspruche. Zwischen Erzherzog Ludwig und Metternich war es noch am 10. zu solchen Mißhelligkelten gekommen, daß Kolowrat und Kübeck Mübe hatten, zwischen den Beiden eine Verständigung herbeizuführen. Metlernich war nicht etwa der Reformpartei nähergetreten, aber er erklärte sich immer entschiedener dafür, daß die Regierung mil den Ständen in Verhandlung trete, um sich den Anschein zu geben, als wolle sie auf deren Wünsche eingehen. Für ihn waren solche Verhandlungen schon darum von hohem Werthe, weil er der Ansicht war, daß der in ganz Europa losgebrochene Völkersturm bald ausgetobt haben werde, und es sich für das „Sistem" in Oesterreich nur darum handle, sich dem Anprall dieses Sturmes nicht auszusetzen. „Wenn in sechs Monaten sich in Oesterreich noch Alles auf dem Punkte befinden wird — soll Metternich geäußert haben — auf dem es gegenwärtig sich befindet, dann bleibt alles Bestehende in Oesterreich für mindestens fünf Jahrzehnte assekurirt.„ Erzherzog Ludwig dagegen war dafür, sich auch nicht einen Moment den Anschein zu geben, als wolle man von Konzessionen etwas wissen. „Faßt einmal — war seine Meinung — die Bevölkerung den Glauben, daß es auch nur denkbar sei, daß wir zu Neuerungen uns entschließen, dann ist schon Alles verloren." Der Erzherzog wurde daher nicht müde, fortwährend auf Gewaltmaßregeln, auf die Einführung des Belagerungszustandes in Wien, auf die Verhaftung der namhaftesten Mitglieder der Stände, sowie aus der Intelligenz und dem Bürgerstande; endlich auf die Verkündigung des Standrechtes für alle Jene zu dringen, welche sich der Veranstaltung oder Verbreitung hochverrätherischer Adressen und Petitionen schuldig machen. „Erzherzog Ludwig — wird von eingeweihter Seite versichert — trug fortwährend eine große Liste von Landständen, Advokaten, Professoren, Bürgern und Studenten bei sich, derer man sich nach seiner Ansicht augenblicklich zu versichern hätte, um ihnen ihrer hochverrätherischen Bestrebungen wegen den Prozeß zu machen." In den unterrichteten Kreisen der Opposition hielt man sich auch fest überzeugt davon, daß Erzherzog Ludwig mit seinen, den geringfügigsten Neuerungen feindseligen Absichten die Oberhand behalten werde. Bemerkenswerth ist es aber, daß man allgemein der Ansicht war, der Erzherzog würde sich zum Rücktritte von der Regierung entschließen, wenn Metternich ihm das Beispiel dazu geben würde. „Der Erzherzog ist ein Unglück für Oesterreich — hieß es damals — aber Metternich ist Oesterreichs Fluch." Daher die noch viel entschiedenere Abneigung der Oppositionsmänner gegen Metternich. Von seinem Sturze allein hoffte man alles Gute, denn man hielt es für selbstverständlich, daß sich der Erzherzog alsdann von den Staatsgeschäften zurückziehen werde. In dieser Voraussetzung mag Baron Doblhoff

noch am 7. März an Schuselka in Hamburg geschrieben haben: „Freund, wir haben nichts zu hoffen. Metternich steht jetzt fester als je!“

Das dritte stimmberechtigte Mitglied der Staatskonferenz, Graf Kolowrat, stand dem Programme der Stände am nächsten, aber er war ein Mann ohne Muth und Gesinnung, und nur darauf bedacht, sich am Staatsruder zu behaupten. In seinen Gemächern erschienen um 11 Uhr Vormittags Hye und Endlicher, um ihm über die Vorfälle auf der Universität Bericht zu erstatten und um eine Audienz bei dem Kaiser zu bitten. Kolowrat schien von den Ereignissen bereits Kenntniß zu haben, er sprach seinen Unmuth über dieselben aus und ließ die Bemerkung fallen: „Das fehlt auch noch, daß uns die Studenten zu schaffen machen wollen.“ Er versicherte übrigens den beiden Professoren, daß er ohne Zustimmung des Erzherzogs Ludwig nicht in der Lage sei, ihnen die erbetene Audienz zu verschaffen. Hye und Endlicher verfügten sich hierauf zu dem Erzherzoge. Auf dem Wege zu demselben trafen sie mit einem Staatsrathe zusammen, der sich also zu ihnen äußerte: „Wissen Sie, das Ganze ist eine Büberei, und man muß die zweitausend Studenten mit Ruthen peitschen!“ — Dem Erzherzoge trugen nun die beiden Professoren ihre Bitte gleichfalls vor und unterstützten dieselbe mit Gründen, die ihre Gewährung nothwendig zu machen schienen. Der Erzherzog war über die Nachrichten, die sie ihm brachten, sichtlich betroffen und äußerte sich über die Studenten in Ausdrücken des heftigsten Unwillens. „Hye — erzählt ein Zeitgenosse — mitgerissen von dem Strudel der Zeit, fühlte doch durch die Berührung mit der Jugend sein Herz erwärmt, er mochte es in seiner Liberalität so weit doch ehrlich meinen, er thaute auf und that mit allen Mitteln der Beredsamkeit die Nothwendigkeit einer Reform, die Dringlichkeit einer Audienz dar. Endlicher, mit dem Kaiser oft in naher Berührung, da dieser sich mit Botanik beschäftigte und dem Professor mithin gewogen war, Endlicher wies auf seine Liebe, auf seine Anhänglichkeit zum Kaiserhause hin, und erklärte es dann offen, daß Metternich der Bevölkerung verhaßt sei, und daß die Liebe derselben zu einzelnen Gliedern der allerhöchsten Familie auf dem Spiele stehe, wenn man diesen Staatsmann in der früheren Weise noch länger schalten und walten lasse. Erzherzog Ludwig hörte die beiden Professoren an und entließ sie hierauf ungnädig, und ohne ihnen die erbetene Audienz in Aussicht zu stellen. Während sie aber im Vorzimmer die Oberröcke anzogen, durchschritt der Erzherzog dasselbe, ging auf Endlicher zu und schüttelte ihm die Hand. In der Burg erfuhren die beiden Abgesandten noch, daß der Staatsrath auf die zweite Nachmittagsstunde zusammenberufen sei. Diese Staatsrathssitzung war jedenfalls von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Vorfälle auf der Universität riefen bei Hofe panischen Schrecken hervor, und namentlich weibliche Einflüsse scheinen thätig gewesen zu sein, um der Reformpartei die Oberhand zu verschaffen. Außer der Frau Erzherzogin Sophie schien namentlich auch die Fürstin Metternich für die Gewährung von Konzessionen gewirkt zu haben, denn ihrer Intervention gelang es noch in der zwölften Stunde, den greisen Staatskanzler zu Zugeständnissen zu drängen. Der Landmarschall Graf Montecuccoli wurde neuerdings von ihr mit dem Fürsten in einem Zimmer eingesperrt, und sie erklärte den beiden Herren, sie öffne ihnen die Thüre nicht eher, als bis sie ihr auf Kavalierswort die Versicherung geben könnten, daß es zwischen ihnen zu einem vollständigen Einverständnisse gekommen sei. Der Landmarschall scheint während dieser Unterredung Metternich von der Nothwendigkeit überzeugt zu haben, daß die Regierung bei der am anderen Morgen bevorstehenden Eröffnung des Landtages durch ein entgegenkommendes Zugeständniß die Stände zu beschwichtigen und die allgemeine Zufriedenheit wiederherzustellen suche. Die Thatsachen beweisen den Erfolg. In der des Nachmittags stattgefundenen Sitzung der Staatskonferenz wurde die schon früher „grundsätzlich“ genehmigte, später aber vertagte Berufung „vereinigter ständischer Ausschüsse“ (das Projekt Kübeck's) neuerdings berathen und beschlossen. Noch in den Abendstunden ergingen an den obersten Kanzler, Grafen Inzaghi, und an den Landmarschall, Grafen Montecuccoli, nachstehende kaiserliche Handschreiben, welche die „schleunige“ Einberufung der vereinigten Ausschüsse in Aussicht stellten:

## Allerhöchstes Handschreiben vom 12. März 1848.

Lieber Graf Montecuccoli!

Im Anschlusse theile ich Ihnen zu Ihrer vorläufigen Kenntniß und angemessenen Benützung die Abschrift des unter Einem an meinen obersten Kanzler erlassenen Kabinetsschreibens mit.

Wien, am 12. März 1848.

**Ferdinand** m/p.

**Abschrift eines a. h. Handschreibens an den obersten Kanzler Grafen Inzaghi.**

Lieber rc. — Ich habe beschlossen, aus allen Provinzen, deren ständische Rechte sich auf alte, bisher unverändert gebliebene Verfassungsurkunden gründen, ständische Mitglieder, u. z. eines aus jedem Stande nach Wien zu berufen, und sie mit einem eigens von mir hierzu bestellten Komité daselbst zu dem Ende in Berührung zu bringen, damit sie mit demselben in Ansehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache treten, und das Ergebniß derselben mir zur Schlußfassung unterlegen. — Dabei behalte ich mir auch vor, diesen Deputirten im vollen Vertrauen auf die in allen Zeiten bewährten Gesinnungen meiner Stände, jene Maßregeln andeuten zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblickes erfordern, um darüber die Aeußerungen sowohl der Deputirten als nöthigen Falls auch der Gesammtheit ihrer ständischen Körperschaft so schnell als möglich zu vernehmen. —

Mit dieser Maßregel ist bezüglich auf die niederösterreichisch-ständischen Angelegenheiten sogleich zu beginnen, und haben sonach die n. ö. Stände unverweilt zur Wahl der Deputirten zu schreiten. Die andern oben bemerkten Stände sind mittelst herkömmlicher Reskripte anzuweisen, sich zur Wahl der Deputirten ehemöglichst zu versammeln, und die Gewählten mir anzuzeigen, wo ich sodann die Zeit ihrer schleunigen Einberufung bestimmen werde.

Wien am 12. März 1848.

Erzherzog Ludwig soll, wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, der Ausfertigung dieser beiden kaiserlichen Handschreiben den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt*) und sie schließlich nur in der Ueberzeugung zugelassen haben, daß dieselben die Partei der „Unzufriedenen" doch nicht zufriedenstellen, und daher die Regierung der Verpflichtung nicht überheben werden, die frühere Ordnung und Ruhe kräftig wiederherzustellen**). Die mächtigen Einflüsse, welche die beiden Handschreiben zu Stande brachten, verschafften der, wie Graf Hartig sich ausdrückt, „durch Schülerübermuth hervorgerufenen „Deputation", ungeachtet neuerer Beispiele von Zurückweisung selbst ständischer Deputationen, wenn der Kaiser den Zweck ihrer Sendung nicht billigen konnte, noch am nämlichen Tage zu einer für solche Audienzen ganz ungewöhnlichen Abendstunde Zutritt zum absoluten Monarchen." Die Audienz fand um 6 Uhr Abends statt. Hye hielt die Ansprache, Endlicher überreichte dem Kaiser die Adresse. Der Kaiser nahm dieselbe entgegen, und indem er bemerkte: „Ich werde die Angelegenheit in Erwägung ziehen!" entließ er auch schon mit einer Handbewegung die beiden Professoren. Als Endlicher nach Hause kam, standen und saßen auf der zu seiner Wohnung führenden Stiege etwa zehn Studenten, um von ihm das Resultat der mit Hye übernommenen Mission zu vernehmen. „Ich komme direkt von Sr. Majestät!" rief er den Studenten, als er sie erblickte, zu. „Und des Kaisers Antwort lautet, Herr Professor?" fragte ihn einer der Studenten. „Ich werde, sagte der Kaiser, Alles in Erwägung ziehen!" erwiderte Endlicher. Die Studenten brachen in ein schallendes Gelächter aus. „Das ist", sagte Einer unter Ihnen, „eine von den abgehaspelten Phrasen!" Die Studenten ließen sich noch von Endlicher den Handschlag darauf geben, daß am nächsten Morgen er oder Hye in die Aula kommen und der Studentenschaft Bericht erstatten werden, und eilten sodann fort, um eine recht große Anzahl von Studenten vom Stattfinden einer Aulaversammlung am nächsten Morgen zu verständigen. Auch Hye kam noch des Abends mit den Studenten in Berührung. Ein paar Hundert erwarteten ihn auf dem Universitätsplatze in der Hoffnung, er werde unmittelbar nach der Audienz zu dem in der Konsistorialkanzlei weilenden Rektor sich verfügen, um ihm das Ergebniß der Audienz zu melden. Hye kam wirklich, die Studenten umringten ihn und schleppten ihn förmlich in die Aula. Dort erzählte ihnen Hye, was er mit Endlicher bei Hofe erfahren hätte. Die Studenten ließen bald darauf den Professor ziehen, nachdem sie ihm noch das Versprechen abgenommen hatten, daß er am nächsten Morgen der ganzen Studentenschaft über die Audienz Bericht erstatten werde. Nachdem Hye fortgegangen war, faßten die Studenten den Beschluß, den nächsten Morgen in einer kompakten Masse vor das Landhaus zu ziehen.

## 49.

Es ist Löhner, der die feine Bemerkung macht, daß man die Haltung der Regierung aus den Ereignissen und Thatsachen selbst sprechen lassen könne, ohne sie erst mit einem Worte der Betrachtung charakterisiren zu müssen. Jetzt nachdem wir hier angelangt sind, zieht sich die Summe einer Reihe von Thatsachen selbst. „Sie liegt in dem schneidenden Kontraste, der kaum durch den Zwischenraum von Tagen getrennten Thatsachen, und in dem furchtbar raschen Uebergange von dem herausfordernden Trotz des 10. März zum schlaffen Dahinsinken des 12. März. Eine Gewalt, die in dem Inventar ihres gewöhnlichen Handzeuges die Gefängnisse des Spielberges und die Deportation der Studenten unter das Militär zählte, und unter deren Augen nun Buchhändler Adressen um Reformen auflegten und 2000 Studenten Staatsveränderungen beriethen, kann nicht aus klarer Anschauung und nach einem wohlerwogenen Plane gehandelt haben." Die Regierung hatte sich überdies durch die Konzession, die ihr am 12. März Nachmittags durch den Druck der Verhältnisse abgenöthigt wurde, eine Blöße gegeben, welche ihren Gegnern gesicherte Angriffspunkte darbot. Man gestand durch das Zugeständniß vereinigter ständischer Ausschüsse in den höchsten Kreisen ein, daß zur Beschwichtigung der allgemeinen Unzufriedenheit etwas geschehen müsse, aber durch dieses Zugeständniß beschwichtigte man eben nicht. Die Kreise, welche noch im Laufe des 12. März von den beiden kaiserlichen Handschreiben Kunde erhielten, erklärten

*) Diese verspätete Reform — bemerkt A. Schmidt in den zeitgenössischen Geschichten — erschien nun aber, unter dem Lichte einer abgenöthigten Konzession betrachtet, wie es die Umstände doch erheischten, als eine so wundersame Halbheit, daß es in der That klüger gewesen wäre, sie lieber völlig zu unterlassen. Denn sie war ganz darnach angethan, herauszufordern statt zu beschwichtigen, das Feuer anzufachen statt zu löschen. Mit Recht hat man sie als ein durchaus verfehltes Beginnen, als den „fast wie Hohn klingenden Schwanengesang" der Staatskonferenz bezeichnet. Es kann indeß keinem Zweifel unterliegen, daß weder Metternich noch Kolowrat, sondern einzig der unbesiegbar starre Absolutismus des Erzherzogs Ludwig für die fabelhafte Knappheit dieser Gewährung den Ausschlag gab, dennach sollten zwar aus allen Provinzen, deren ständische Rechte sich auf „alte, bisher unverändert gebliebene Verfassungsurkunden" gründeten, ständische Mitglieder nach Wien berufen werden; aber nur „eines aus jedem Stande", diese Deputirten sollten mit einem „hierzu bestellten Komité" in „Berührung gebracht" werden, um über ihre „ständischen" Verhältnisse, „Rücksprache" zu nehmen. Es darf als ein theilweiser Sieg Metternichs und Kolowrats erscheinen, daß wenigstens noch der „Vorbehalt" hinzugefügt wurde: diesen Deputirten auch „jene Maßregeln andeuten zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblicks erfordern, um darüber die Aeußerungen sowohl der Deputirten, als nöthigenfalls auch der Gesammtheit ihrer ständischen Körperschaft so schnell als möglich zu vernehmen." Es lag auf der Hand, daß diese Konzessionen weit hinter den Wünschen der Stände zurückblieben, welche auf die Einberufung eines durch besondere Abgeordnete der Korporationen verstärkten Zentralausschusses aller Provinzialstände im Sinne einer allgemeinen Volksvertretung gerichtet waren.

**) Des Abends am 12. — erzählt Füster — sprach ich mit einem Hofgeistlichen. Er erzählte mir, daß man am Hofe gesonnen sei, die Bewegung ohne alle Schonung, mit dem größten Nachdrucke niederzuschlagen, um künftiges größeres Blutvergießen zu vermeiden. „Wenn Ihr wirklich Verehrer des Hofes seid," sprach ich, „so ermahnet ihn, daß er sich in Demuth beuge und endlich Konzessionen mache; die Kugeln werden die Revolution nicht unterdrücken!"

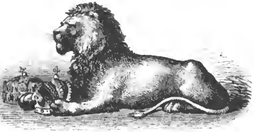
sich mit den damit „in Aussicht gestellten“ Schein-Reformen nicht zufriedengestellt und im großen Publikum, welches gar nichts davon wußte, daß die Regierung einen, wenn auch kläglichen Anlauf genommen, den Volkswünschen entgegen zu kommen, war Alles voller Aufregung über die Vorfälle auf der Universität und gespannt darauf, welche Ereignisse der nächste Tag bringen werde. Im Landhause fand noch in später Abendstunde des 12. März eine Versammlung des verstärkten ständischen Ausschuß-Kollegiums statt, in welcher von dem Verordneten Ritter v. Schmerling über die am Tage vorher eingereichte Bürgerpetition referirt wurde. Während der Verhandlung über den Antrag des Referenten, diese Petition mittelst einer eigenen, von ihm verfaßten Adresse an den Stufen des a. h. Thrones befürwortend niederzulegen, machte der das Präsidium führende Landmarschall die erste offizielle Mittheilung über die von der Krone beschlossene Einberufung vereinigter ständischer Ausschüsse, es zugleich betonend, daß er glaube, die Stände würden diesen Schritt Sr. Majestät dankbar anerkennen. Es fand sich aber kein einziger von den zahlreichen Rednern, die in der Debatte das Wort ergriffen, bereit, in diesen Dank einzustimmen, im Gegentheil beharrte man nun erst recht darauf, die genannte Petition der Berücksichtigung der Krone zu empfehlen. Jene ständischen Mitglieder, die nicht dem verstärkten Ausschusse angehörten, versammelten sich ebenfalls um die achte Stunde im Lesezimmer des Landhauses zu einer Vorbesprechung bezüglich der den nächsten Morgen stattfindenden ersten Zusammentretung. Hier war man über die herabgelangten kaiserlichen Handschreiben insoferne erfreut, als man in ihnen einen Beweis dafür erblickte, daß die „Großkopfigen“ nun anfingen mürbe zu werden, und sich durch eben diese Handschreiben aufgemuntert fühlte, die eingeschlagenen Bahnen einer auf das Vertrauen des Publikums sich stützenden und daher kräftigen Opposition energisch weiter zu verfolgen. Blos der Landmarschall, der gegen 11 Uhr im Lesezimmer erschien, suchte nach allen Seiten hin mäßigend und beruhigend zu wirken, ohne übrigens damit Eindruck zu machen. Noch vor Mitternacht verfügte er sich in die im Landhause befindliche Wohnung Doblhoffs, in welcher über seinen Wunsch Arthaber, die Hornbostel, Martyrt, Winter, Spörlin, Gerold und einige andere angesehene Bürger, mit denen er Rücksprache pflegen wollte, zusammengekommen waren. Auch diesen Männern machte er Mittheilung von der vor wenigen Stunden herabgelangten a. h. Entschließung und forderte sie auf, in allen ihren Kreisen dahin zu wirken, daß die den nächsten Morgen beginnenden Ständesitzungen von Seite des Publikums nicht gestört werden. Die anwesenden Bürger versprachen freilich das Ihrige zu thun, aber sie verhehlten dem Landmarschalle nicht, daß am nächsten Morgen große Volksmassen vor dem Landhause schon aus Neugierde sich zusammenrotten werden. „Ein Resultat — erzählten die Bürger dem Landmarschall treuherzig — erwarte man vor dem Landhause nicht zu erzielen, aber die Aussicht auf einen Skandal genüge, vielen Tausenden ihr Erscheinen wünschenswerth zu machen.“ Wir wissen von mehreren geselligen Cirkeln, welche am 12. März Abends ausschließlich nur zu dem Zwecke zusammen kamen, um ihr Rendezvous am nächsten Morgen zu bestimmen. Bei der „Tabakspfeife“, einem Bierhause in der innern Stadt, wurde eine über ein solches Stelldichein verhandelnde Gesellschaft von einem italienischen Studenten mit der Mittheilung überrascht, daß die in der Garnison befindlichen Italiener am nächsten Tag auf das Volk nicht schießen werden. „Das wäre ein Unglück,“ rief der in dieser Gesellschaft verweilende Dr. J. N. Berger aus, „wenn Morgen keine Schüsse fallen würden. Wenn wir des Absolutismus für immer los und ledig werden wollen, dann muß geschossen werden, sonst bleibt Alles beim Alten!“ Der Verfasser der „Genesis“, dem es wesentlich darauf ankommt, glauben zu machen, daß die Märzrevolution nicht auf natürlichem Wege zum Ausbruche kam, sondern durch künstliche Mittel dazu gebracht wurde, weiß eine Menge Mittheilungen zu machen, welche die Richtigkeit seiner Ansicht darthun sollen. So berichtet er unter Anderem: „Ungarische Agenten, welchen sich auch italienische, polnische und deutsche anschlossen, erhitzten durch Worte und Geldspenden die Köpfe der Wiener und trieben sie zur That am bestimmten Tage. — Dem Staatskanzler wurden zahlreiche anonyme Droh- und Warnungsbriefe zugeschickt. Selbst eine der höchstgestellten Personen im Kaiserhause erhielt Kunde, daß auf die Erwirkung einer Konstitution hingearbeitet werde. — Damen aus dem Kreise höherer Gesellschaften, welche in der Nähe des Ständehauses wohnten, äußerten Furcht vor der nahe bevorstehenden Ständeversammlung. Andern wurde von einem jungen Arzte gerathen, sich auf wahrscheinliche Unruhen in den Tagen vor der Mitte des März vorzusehen. — Noch am Vorabende des 13. machte ein hoher Staatsbeamter den Fürsten Metternich auf die ihm persönlich drohende Gefahr aufmerksam. Mehrere Mitglieder auswärtiger Gesandtschaften luden sich zu einem gegenüber dem Ständehause wohnenden Diplomaten ein, um aus den Fenstern seiner Wohnung auch einmal eine „Wiener Emeute“ mit anzusehen.“

Wir dagegen sind geneigt, die Richtigkeit aller dieser Angaben dahingestellt sein zu lassen. Die Ursachen für eine Revolution in Oesterreich waren zu natürliche, als daß auch noch nach künstlichen gesucht werden müßte. Es ist daher ein großer Irrthum, zu glauben, daß die Wiener Revolution durch die Umtriebe der revolutionären französischen, italienischen, polnischen oder ungarischen Propaganda hervorgerufen worden sei. Oesterreich und namentlich Wien hatte schon vor dem Jahre 1848 die in seinem Schooße ruhenden Keime einer staatlichen Umwälzung zur vollen Reife gebracht, und es bedurfte nur eines Beispieles, nur einiger Aufmunterung und Ermuthigung von Außen, um auch Wien zum Schauplatze einer Volkserhebung zu machen, deren Tragweite, bei der Unfähigkeit der Staatskonferenz, einen Entschluß zu fassen und zu einem nachdrücklicheren Widerstande sich zu ermannen, voraussichtlich eine ungeheure sein mußte. Dieses aufmunternde, ermuthigende Beispiel wurde am Ende des Monats Februar 1848 von Paris aus der Wiener Bevölkerung, den österreichischen Völkern gegeben, die nun der Reihe nach aufstanden und gegen das Regierungssistem sich empörten.

Und somit wären wir am Beginne jenes Zeitpunktes angelangt, bei jenen schicksalsvollen Märztagen des Jahres 1848, wo von Wien aus dem ganzen übrigen Oesterreich

das Signal gegeben wurde, ein Sistem zu stürzen, welches mündig gewordenen Völkern schon aus dem Grunde unerträglich sein mußte, weil es ihrer unwürdig war und ihnen vor dem übrigen Europa zur Unehre gereichte. Indem wir daran gehen, die Schilderung der März-Ereignisse zu beginnen, die Wirkungen zu untersuchen, deren Ursachen wir in dem Voranstehenden nachgewiesen haben, können wir nicht umhin, noch eine Bemerkung vorauszuschicken. Die Wiener Revolution hat, nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, erst am 13. März im Hofraume des Wiener Landhauses, sie hat, wofür wir den Beweis geliefert zu haben glauben, bereits am 29. Februar, nämlich in dem Augenblicke ihren eigentlichen Anfang genommen, wo in Wien die ersten Nachrichten von der Pariser Februar-Revolution eintrafen. Am 13. März trat die Wiener Revolution bereits in ihr zweites Stadium, sie verließ nunmehr die Vereinslokalitäten, in denen bereits viele Tage vor dem 13. März ihr Banner erhoben worden war, sie verließ die „vier Wände", hinter denen sich in allen Theilen der Stadt und Vorstädte energische, freiheitsliebende Männer zu einem gemeinsamen Vorgehen verständigten, und fing nun an, in das Freie hinauszuschreiten und in den Straßen und Gassen ihre Leidenschaft, ihren Zorn, ihre Erbitterung, ihren Enthusiasmus walten zu lassen. In dieser ersten bisher noch viel zu wenig gekannten und gewürdigten Epoche der Wiener Revolution, in der Zeit vom 29. Februar bis zum 13. März 1848 gewannen die in Wien reichlich vorhandenen revolutionären Elemente erst die Kraft, das Stärkebewußtsein und das Selbstvertrauen, um einen Gewaltschlag gegen das Sistem zu führen, welches man bis unmittelbar vor dem 13. März immer noch auf gütlichem Wege zum Rückzuge bewegen zu können hoffte.

Somit schreiten wir denn nun zur Schilderung der März-Ereignisse. „Wer am 12. März — bemerkt Löhner — kalt genug gewesen wäre, vorherzusehen, daß es historisch wichtig werden könne, die Physiognomie Wiens am Abende dieses Tages getreu zu schildern, der könnte vielleicht jetzt unseren Dank verdienen. Er hätte durch den Besuch der verschiedensten öffentlichen Orte, durch Auf- und Abstreifen in der Stadt und den Vorstädten Anschauungen gesammelt, aus deren interessantem Detail sich ein Gesammtbild von Wiens Haltung und Stimmung an jenem Abende geben ließe... Man hat, bis jetzt ohne Widerlegung, versichert, wie an jenem Abende in den Wirthshäusern der Vorstädte Männer erschienen, die aufgefordert, am nächsten Morgen zahlreich beim Landhause zu erscheinen, sowie von anderer Seite mehrfache Aeußerungen erzählt werden, die sich scherzend oder warnend auf die Erwartung einer Emeute beim Landhause bezogen hätten. Das mag sein; aber gewiß ist, daß sich aus der allgemeinen Gährung keine eigentlich neue Gestaltung herausgebildet hatte. Kein Klub hielt Sitzung; keine geheime Verbrüderung wirkte, unter der Menge vertheilt, in bewußter Uebereinstimmung... Es mag sein, daß am 12. Mancher das gewohnte Abendlokal später verließ, daß in manchem Zimmer unter Freunden ernstere Diskussionen stattfanden; aber im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Bewohner Wiens so ruhig als sonst in ihren Betten schliefen. Auf den kommenden Tag war Etwas zu erwarten und es galt — dabei zu sein. Das war Alles!"



## Erstes Buch.

# Der 13., 14. und 15. März 1848

die

## Befreiungstage Oesterreichs.

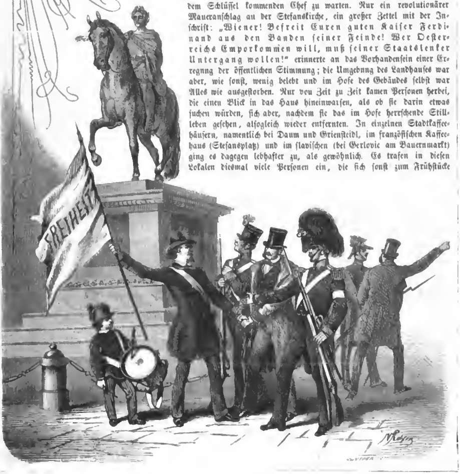
## Erstes Kapilel.

# Der 13. März.

### 30.

### Früh Morgens.

Es war endlich der Morgen herangebrochen, der Morgen des 13. März. Das Firmament war trübe und bewölkt. Windstille herrschte und die Temperatur war milde, wie on einem warmen Frühlingstage. Das Wetter stand also mit der Revolution im Bündnisse, denn es lud die Bevölkernng hinaus auf die Straße. Die innere Stadt hatte um die siebente Morgenstunde ihr ganz gewöhnliches Werkeltags-Aussehen. Die Lebensmittelmärkte wurden wie sonst abgehalten, die Straßen und Gassen waren, wie gewöhnlich um diese Tageszeit, noch wenig belebt und vor den noch verschlossenen Kaufläden stand das Diener-Personale, um auf den mit dem Schlüssel kommenden Chef zu warten. Nur ein revolutionärer Maueranschlag au der Stefanskirche, ein großer Zettel mit der Inschrift: „Wiener! Befreit Euren guten Kaiser Ferdinand aus den Banden seiner Feinde! Wer Oesterreichs Emporkommen will, muß seiner Staatslenker Untergang wollen!“ erinnerte an das Vorhandensein einer Erregnng der öffentlichen Stimmung; die Umgebung des Landhauses war aber, wie sonst, wenig belebt und im Hofe des Gebäudes selbst war Alles wie ausgestorben. Nur vou Zeit zu Zeit kamen Personen herbei, die einen Blick in das Haus hineinwarsen, als ob sie darin etwas suchen würden, sich aber, nachdem sie das im Hofe herrschende Stillleben gesehen, alsogleich wieder entfernten. In einzelnen Stadtkaffeehäusern, namentlich bei Daum und Griensteidl, im französischen Kaffeehaus (Stefansplatz) und im slavischen (bei Gerlovic am Bauernmarkt) ging es dagegen lebhafter zu, als gewöhnlich. Es trafen in diesen Lokalen diesmal viele Personen ein, die sich sonst zum Frühstücke



nicht einzufinden pflegten, und namentlich bei Griensteidl herrschte große Aufregung. Ein dem Kaffeehauspersonale nnbekannter Mann hatte dort an die zahlreich anwesenden Gäste etwa um 7 Uhr Morgens eine Ansprache gerichtet, welche die Mittheilung enthielt, daß im Lanfe der Nacht eine Anzahl Stände und viele bekannte Bürger, er nannte Doblhoff, Breuner, Stifft, Arthaber, Banernfeld, Dr. Bach, Martvrt nnd Hornbostel verhaftet worden seien, und daß die für 9 Uhr angesagte Ständesitzung nicht stattfinden werde. Die Nachricht erregte begreifliche Sensation nnd erbitterte mehr als sie einschüchterte. Ein ähnliches Gerücht wurde im französischen nnd im slavischen Kaffeehause verbreitet, und die Stammgäste bei Danm, meistens Offiziere und höhere Staatsbeamte, sendeten von Viertel- zu Viertelstunde einen Marqueur in das in der Nähe gelegene Landhaus, um zn erfahren, ob dort noch immer keine Menschenansammlung stattfände. Als kurz vor 8 Uhr zum dritten Male die Meldung kam, daß es vor dem Landhause und im Innern desselben mäuschenstille sei, wollte man es dem Garçon nicht glauben, und zahlreiche Gäste verließen das Lokale, um sich durch den Augenschein von dem Stande der Dinge zu überzeugen. — Weniger mit Neugierde, als mit Bestürzung sahen die einzelnen Ständemitglieder, dem, was der Tag bringen werde, entgegen. Es muß hier konstatirt werden, daß viele Landstände der Meinung waren, die Regierung werde noch im letzten Augenblicke das Abhalten der Ständesitzung untersagen, und daß auch in die Wohnungen einzelner Ständemitglieder das Gerücht drang, es seien im Laufe der Nacht massenhafte Verhaftnngen vorgenommen worden, so wie, daß das Hin- und Herrennen von Bedienten, die sich Namens ihrer Herren im Landhause erkundigten, ob die Sitzung wirklich stattfinden werde, bis 9 Uhr Morgens, als schon viel Volk im Landhanse sich angesammelt hatte, gar kein Ende nehmen wollte. Die meisten Landstände witterten noch am Morgen des 13. März einen Gewaltakt und viele von ihnen quälten sich mit Besorgnissen und Einbildungen, daß die Regierung auch ihrer Person sich bemächtigen werde, und daß sich Richter finden dürften, bereit, auf Verlangen von Oben aus dem persönlichen Verhalten jedes beliebigen Ständemitgliedes ein politisches Verbrechen herauszuinquiriren. Lebhafter ging es in den Vorstädten zu. Im Polytechnikum versammelten sich schon vor 7 Uhr Morgens zahlreiche Studenten, nm von dort aus gemeinsam auf die Universität zn ziehen. In den Höfen des Gebäudes standen große Gruppen, die über das Verhalten beim Landhause eifrig sich beriethen. Eine Anzahl Studenten, die an den Vorgängen des vorigen Tages nicht Theil genommen hatte, wurde hier aufzuklären und für den Anschluß an die Universitätsstudenten zu bearbeiten gesucht. Zaghaften wurde hier Muth zugesprochen und als der Professor der Mathematik Schulz von Straßnitzky im ersten Hofe unter den Studenten erschien, um sich nach ihrer Absicht zu erkundigen, wnrde er gebeten, sich zu entfernen. Man verweigerte dem von den Studenten geliebten Lehrer jede Auskunft, wohl wissend, daß er seiner Stellung wegen genöthigt wäre, die Schüler vor ihren Vorsätzen zu warnen. Die Techniker zogen gegen 8 Uhr in etwa 11 größeren Schaaren über das Wasserglacis znr Universität. Nächst dem Bankozettel-Verbrennhause „exerzirte“ ein Bataillon Militär, an dessen Reihen die Techniker knapp vorüberzogen. „Wohin, meine Herren?“ rief ein Offizier einigen ihm bekannten Stndenten zu. „Auf die Universität!“ lautete die Antwort. „Und dann?“ frug der Militär weiter. „Ins Landhaus!“ rief man ihm trotzig zn und eilte weiter. Im Mediziner-Viertel in der Alservorstadt herrschte ebenfalls eine mächtige Bewegung. Studenten eilten dort von Haus zn Haus, immer mit neuen Kollegen weiterziehend und im allgemeinen Krankenhause, wo sich die meisten das Stelldichein gegeben hatten, ging es so laut her, daß der bei den jungen Leuten unbeliebte Direktor Schiffner seine Noth hatte. Er sendete wiederholt hinunter in den ersten Hof, und ließ die „Herren“ zu ruhigem Verhalten oder zum Auseinandergehen auffordern. Die Mediziner waren schon vor dem März das thatkräftigste und energischeste Element nnter der Studentenschaft. Selbst von den gleichfalls sehr entschiedenen Technikern waren am 13. in dem entscheidenden Angenblicke nicht wenige daheim geblieben, oon den Medizinern hielten sich nur einzelne wenige, auf die späterhin mit Fingern gewiesen wurde, von der Bewegnng ferne. In der Alservorstadt allein waren für den Fall eines Aufstandes, freilich höchst primitive Vorkehrungen getroffen worden. Hier hatten sich während der letzten Nacht zahlreiche Studenten Blei in die Stöcke gegossen, um für den Fall eines Zusammenstoßes mit der Polizei auf die „Vertrauten“ nnd die „Numerirten“ tüchtig dreinhauen zu können. Die Mediziner waren fast die Einzigen, die mit Stöcken versehen in das Landhaus zogen. Eine ähnliche Entschlossenheit war bei den übrigen Fakultäten blos in geringem Maße vorhanden. Auch die Bewohner der Alservorstadt, namentlich die Kaffeesieder, Wirthe, Professionisten und Quartiergeber der Stndenten, waren von diesem revolutionslustigen Geiste angesteckt worden. Es ist wenigstens eine Thatsache, daß mancher Schneider nnd Schuster, der viele Studenten zu bedienen hatte, am Morgen des 13. seine Arbeiter feiern ließ, sie mit Geld beschenkte und aufforderte, in das Landhaus zu gehen und dort den Studenten Beistand zu leisten. Eine ähnliche Aufregung und Bewegnng war auch in einzelnen Fabriksgegenden der Vorstädte wahrzunehmen. In einzelnen großen Fabriken, die dringende Bestellungen abzuliefern hatten, verweigerten die Arbeiter zum Entsetzen der Herren die Arbeit. „Wir müssen heute in die Stadt! Es wird heute d'rin' was geben!“ solche nnd ähnliche Aeußerungen fielen, und weder Geld noch gute Worte waren im Stande, die Arbeiter von ihrem Entschlusse abzubringen. Desto auffälliger ist die Ruhe, die bis gegen 9 Uhr in den Kasernen herrschte. Die meisten Truppen hatten wohl scharfe Patronen gefaßt und waren konsignirt, aber die Maunschaft ruhte in den Kasernzimmern. In der Salzgrieskaserne wurde sogar während des ganzen Vormittags, als befände man sich in den tiefsten Friedenszeiten, nnter dem Vorsitze eines Generals Chargenprüfung vorgenommen. In den übrigen Kasernen wurde um 10 Uhr, in dieser erst nm 12 Uhr Generalmarsch geschlagen und die Truppen zogen in gedrückter Stimmung auf ihre Standplätze vor die äußere Burg nnd auf das Josefstädter-Glacis. Was man auch zum Beweise für die Disziplin der Wiener Garnison anführen mag, gewiß ist, daß nnter ihren Offizieren ebenfalls große Unzufriedenheit herrschte, nnd daß anch im Mi-

litär der Wunsch nach einem „Sistemwechsel“, nach der Beseitigung des üppig wuchernden Protektionswesens lebhaft empfunden wurde. Namentlich unter den von der Bevölkerung geachteten, und ihrer Intelligenz wegen geschätzten Bombardieren hatten die Ideen der Neuzeit viele begeisterte, enthusiastische Anhänger und diejenigen, welche diesen Ideen auch in Oesterreich zum Durchbruche zu verhelfen strebten, durften auf die Zustimmung aller gebildeten Militärs mit Sicherheit rechnen.

## 51.
## An der Universität.

Von halb 8 Uhr Morgens ab herrschte an der Universität und in ihrer Nachbarschaft das regste Leben und Treiben. Auf dem Platze derselben und namentlich in der Bäckerstraße, wogten Hunderte von Studenten auf und ab. Die jungen Leute sahen ganz anders aus, als gewöhnlich. Die größte Aufregung sprach sich in ihren Mienen aus und es beseelte sie eine begeisterte Stimmung.



„Sie kommen!“ . . . „Sie kommen!“ Zug der Studierenden nach dem Landhause. (13. März 1848.)

Unter ihnen trieben sich auch massenhafte Polizisten herum, ohne übrigens die Studenten zu beirren. Die fast vollzählig im Konsistorialsaale anwesenden Professoren boten einen bemitleidenswerthen Anblick. Man las es jedem von ihnen im Gesichte, daß er sich vor den bevorstehenden Ereignissen fürchte. Ihre Pflicht war es, den Studenten, die in der heftigsten Bewegung und nicht mehr zurückzuhalten waren, Ruhe zu predigen. Wie sollten sie dieser Pflicht nachkommen. Es war bereits alles vergeblich. „Als ich Morgens um 8 Uhr — erzählt Füster — auf die Universität kam, erblickte ich schon die eigentliche Physiognomie der Revolution." Die Professoren hatten den Auftrag, ihre Vorlesungen wie gewöhnlich zu halten und das Verlassen der Lehrsäle durch die Studenten nach Möglichkeit hintanzuhalten. Aber weder sie noch die Studenten hatten die hiezu erforderliche Ruhe und Fassung. Die Professoren boten übrigens ihr Möglichstes auf. Auch die Mehrzahl der Studenten erschien zur gewohnten Stunde in den Hörsälen. In jenem der Statistik hatte ein Unbekannter eine revolutionäre Proklamation angeschlagen. Da sich sogleich eine Menge Studenten vor derselben versammelte, mußte abwechselnd Einer den Vorleser machen. Er that dies mit großer Energie. Sofort wurden von dem Aufrufe Abschriften verfaßt und in den übrigen Hörsälen weiter in Umlauf gesetzt. Sie begann mit den Worten: „Brüder! Die Verbrechen, welcher wir die berüchtigten Staatsmänner Metternich und Sedlnitzky zeihen sind: 1. Hochverrath an Fürst und Vaterland, 2. Bestechlichkeit, 3. Bestehlung der öffentlichen Kassen, welche Ursache der ungeheuren Schuldenlast ist, die Oesterreich drückt," so ging es fort bis 7, worauf der Schlußsatz kam: „Auf Brüder! nieder mit ihnen, wer es redlich meint mit Oesterreich." In einem andern Hörsaale stand auf der schwarzen Tafel mit großen Buchstaben das Wort „Konstitution" geschrieben. Der in diesem Saale docirende Professor suchte, als er bei seinem Eintritte in den Saal die Inschrift bemerkte, die Studenten vor Ausschreitungen zu warnen, er wurde aber ausgelacht und überschrieen. „So weit es mir möglich war — erzählt Füster — suchte ich den Lehrgegenstand (die Religion) dießmal „interessant" zu machen. Die Studenten saßen wohl ruhig da, so lange man sie nicht störte, man sah es ihnen jedoch an, daß ihre Gedanken an anderen Orten als im Kollegio weilten. Man öffnete zwei Mal während der Vorlesezeit die Thüre und schrie herein: „Geht fort auf die Universität!" (Der Hörsaal befand sich nämlich, wie alle philosophischen Hörsäle in dem der Universität gegenüberliegenden Gebäude.) Ich sagte zu den Studenten, wer Lust habe fortzugehen, könne es thun; sie blieben jedoch Alle. Ich hätte an diesem Tage wieder das Beschwichtigungsamt ausüben sollen. Ich konnte es nicht. Ich erwähnte in der Vorlesung, daß es endlich dazu kommen müsse, daß Reformen vorgenommen werden, daß man von dem Kaiser, dessen Güte man rühmen hört, erwarten könne, er werde den Wunsch des Volkes erhören. Wie ich nur den Namen Kaiser aussprach, vernahm ich gleich Zischen und Scharren mit den Füßen. Man durfte nicht mehr von ihm sprechen, so groß war die Aufregung und die Wuth, am meisten jedoch gegen Fürst Metternich. Um 9 Uhr war endlich die peinvolle Vorlesung zu Ende. Meine Kollegen wollten die Angelegenheiten des Tages ausführlicher besprechen und die Studenten abmahnen, konnten jedoch kaum zu Worte kommen. — Ein Einziger der philosophischen Professoren, Kunzek (der Phisiker), — berichtet Füster weiter — ward wenigstens ruhig angehört. Er war durch viele Jahre Professor in Lemberg gewesen, hatte das traurige Schicksal der polnischen Studenten, welche sich an der Revolution betheiligt hatten, gesehen; er sah seine eigenen geliebten Schüler, wie man sie in Ketten in die Kerker schleppte. Er konnte sich nicht denken, daß bei der Allmacht der Regierung eine Revolution gelingen würde, das traurige Schicksal der Studenten, trat ihm nach dem Bilde, das er in Lemberg gesehen, vor die Augen und er war so erschüttert, daß er bitter weinte. Die Jugend hatte Respekt vor dem alten menschenfreundlichen Manne, sie hörte ruhig seine Beschreibung des Schicksals der polnischen Studenten an, ließ sich aber nicht abmahnen von ihren Vorsätzen." Auch seine Schüler eilten nach der Vorlesung auf den Universitätsplatz hinunter, schlossen sich den übrigen Kollegen an, um mit ihnen nach dem Landhause zu ziehen. Im Universitätsgebäude selbst war das Treiben der Studenten ein derart erregtes, daß an das Abhalten von Vorlesungen gar nicht zu denken war. Hier versammelten sich die massenhaft herbeiziehenden Mediziner und Techniker, von den sie bereits erwartenden Juristen mit freudigen Zurufen und Hüteschwenken bei ihrem Erscheinen begrüßt. Als Professor Hye nach halb 9 Uhr vor dem Universitätsthore erschien, lüfteten die auf dem Platze gedrängt aneinander stehenden Studenten wohl die Hüte, aber der einst so populäre Lehrer wurde mit keinem Zeichen der Sympathie und Anhänglichkeit begrüßt. Er hatte durch sein Auftreten am vorhergehenden Tage die Zuneigung und das Vertrauen der studierenden Jugend verloren. Hye kam, um, wie er es versprochen, über den Erfolg der Adresse, über das Ergebniß der Audienz beim Kaiser Bericht zu erstatten. Er begab sich sofort in den großen Saal, in die Aula, wohin ihm etwa dreihundert Studenten nachfolgten. Die Uebrigen blieben zurück, da sie von der Resultatlosigkeit der Audienz bereits gehört hatten, und es voraussahen, daß Hye neue Versuche machen werde, die Studentenschaft von ihren Vorsätzen abzubringen. Hye erstattete ausführlichen Bericht über die Aufnahme, die er und Endlicher bei dem Monarchen gefunden. Er hob hervor, daß sie gnädig aufgenommen und huldvoll angehört worden seien. „Die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht gebietet es nun" — schloß er seine Anrede — „daß wir Alle mit Ruhe und Geduld abwarten, welche Entschlüsse die Folge der Erwägung sein werden, die Se. Majestät Ihrer Adresse, meine Herren, zu würdigen Ihren beiden Abgesandten allergnädigst versprochen hat." Die Zumuthung, daß man abwarten solle, rief einen Sturm in der Versammlung hervor. „In wenigen Tagen werden Sie die kaiserliche Antwort bekommen!" betheuerte Hye, um die Studenten zu beschwichtigen. „Wir warten keine Stunde länger!" wurde ihm von den Studenten geantwortet. „Unsere Wünsche — hieß es — sind die Wünsche des Volkes, diese aber müssen rasch erfüllt werden!"... „Nun ist es an den Ständen zu handeln, ihnen werden wir die Volkswünsche persönlich an's Herz legen!" — Hye bot Alles auf, die Studenten von diesem Entschlusse abzubringen. „Meine Herren!" — rief er mit bewegter Stimme — „wir

feiern heute den größten Tag in der Geschichte Oesterreichs; Wien, die Monarchie, Deutschland, ganz Europa sieht in diesem Augenblicke auf uns! Lassen Sie uns zeigen, daß der Ruf: „Landhaus!“ ... „In's Landhaus!“ scholl ihm von allen Seiten entgegen. Hye, außer sich vor Aufregung, sprang vom Katheder herab und begab sich mitten unter die,



Fischhof.

wir den Fortschritt auf dem Wege der Ordnung, der Ruhe und des Gesetzes suchen!“ Er bat die Studenten mit aufgehobenen Händen, nicht nach dem Landhause zu ziehen, aber seine Vorstellungen und Ermahnungen ablehnenden Studirenden. „Meine Herren!“ — rief er aus — „Mäßigung, Mäßigung, überlegen Sie, was Sie beginnen wollen! Noch

stehen Sie auf dem Boden des Gesetzes, Sie verlassen die Schwelle dieses Hauses und Sie betreten den Boden der Revolution!“ — „Es gibt nichts mehr zu überlegen!“... „Man zwingt das Volk zu einer Revolution! ..“ Diese und andere Rufe schollen ihm entgegen. Hye machte nun den letzten Versuch. Er wendete sich an einzelne, ihm näher bekannte Juristen, an seine eigenen Schüler, er beschwor sie, ihre Kollegen von dem „verderblichsten Beginnen“ abzuhalten. Alles war vergeblich. Der hundertstimmige Ruf: „Landhaus!“... „Landhaus!“ übertönte alle seine Bitten und Ermahnungen. Einen in seiner nächsten Nähe stehenden Mediziner, der Hye fortwährend mit dem Rufe: „Landhaus!“ in's Wort fiel, so oft er die Studenten ansprechen wollte, fuhr Hye grimmig an. Er faßte ihn am Arme und schrie mit dem letzten Kraftaufwande seiner bereits ermatteten Stimme: „Wissen Sie, daß Sie zu einem Attentate auf die öffentliche Ordnung auffordern?“... Der Mediziner (Hermann aus Mähren) riß sich von dem Professor los, indem er ihm trotzig erwiderte: „Und wenn wir Ihnen Folge leisten würden, so wären wir Bedientenseelen!“ — Dieses und andere heftige Zwiegespräche zwischen dem Professor und einzelnen Studenten wurden nur wenige Minuten lang fortgeführt. In dem Augenblicke als Hye den Katheder verlassen hatte, strömte die Masse der versammelten Studirenden bereits dem Ausgange der Aula zu und selbst das kleine Häuflein derer, in deren Mitte Hye sich begeben hatte, lichtete sich immer mehr. Aber selbst bei diesen Wenigen bot Hye Alles auf, sie zurückzuhalten. „Ich bitte Sie kniefällig“ — sagte er zu den zurückgebliebenen, zumeist ihm nahestehenden Schülern — „Ihren Kollegen nicht zu folgen!“ Der nun von den Stiegen und Gängen in den Saal hereinschallende Ruf „Landhaus!“... „Landhaus!“ unterbrach auch jetzt noch seine Rede und auch die wenigen Studenten, die bei Hye zurückgeblieben waren, rissen sich nun von ihm los und eilten den Kollegen nach. Hye verfolgte sie bis auf die Stiege hinaus mit Bitten und Ermahnungen, aber vergeblich. Er stand plötzlich allein da und brach außer sich vor Aufregung und Gemüthsbewegung auf einer auf dem Gange befindlichen Sitzbank zusammen. Hier wurde der seiner selbst fast nicht mehr mächtige Mann von einem Saaldiener aufgefunden und in das Professorenzimmer geführt. Der zum Losungsworte der gesammten Studentenschaft gewordene Ruf: „Landhaus!“ ... Landhaus!“ und furchtbarer Lärm scholl ihm auf diesem Gange vom Universitätsplatze herauf, bei jedem Fenster, an dem er vorbeiging, entgegen.

## 32.

## Der Zug nach dem Landhause.

Der Universitätsplatz war von den aus der Aula herabdrängenden Studenten alsbald nahezu gefüllt, und immer neue Schaaren von Studenten kamen aus den Nebengebäuden der eigentlichen Universität und auf allen zu derselben führenden Straßenzügen fortwährend herbei, um sich auf diesem Platze mit den Kollegen zu vereinigen. „Der Anblick, den diese Szene bot — erzählt ein Augenzeuge — wird mir stets unvergeßlich bleiben. Man denke sich ein paar Tausend junge Leute, voll des glühendsten Enthusiasmus', die im Begriffe stehen, Leben und Freiheit für das allgemeine Beste auf das Spiel zu setzen.“ Tausende von kräftigen Kehlen stimmten ein in den Ruf: „Landhaus!“ ... „Landhaus!“ der bis in die entlegenen Straßen vernommen wurde, und von allen Seiten strömte das Volk herbei und Alles sagte sich: „Es geht jetzt los!“... „Die ganze Universität ist in Bewegung!“

Wir würden der geschichtlichen Wahrheit nicht vollkommen gerecht werden, wenn wir es verschweigen wollten, daß in dem Momente der Entscheidung, als von dem Worte zur That geschritten werden sollte, nicht auch unter den Studirenden Stimmen laut wurden, die da meinten, es wäre vielleicht doch besser, wenn man den Rath Hye's befolgen und die Antwort des Kaisers noch durch einige Tage ruhig abwarten würde. Aber auch diejenigen, welche in einem Anfalle von Angst und Befangenheit sich in diesem Sinne äußerten, blieben nicht zurück. Die Entschlosseneren, die in der großen Mehrzahl sich befanden, sprachen ihnen Muth zu und rissen sie mit sich fort.

Als endlich die Zuzüge nach dem Universitätsplatze allmälig aufhörten, wurde „Ordnung halten!“ ... „Reihen formiren!“ gerufen, und die ganze Masse bewegte sich nun in ziemlicher Ordnung in vier, fünf und sechs Mann hohen Reihen, gefolgt von einer fort und fort anwachsenden Menge aus allen Ständen des Volkes, durch die Bäckerstraße, über den hohen Markt, Judenplatz, Hof, dem Landhause zu. An allen Straßen-Ausgängen sammelten sich Gruppen von Menschen an, welche die Studenten theils an sich vorübermarschiren ließen, theils ihnen zujauchzten und ihnen folgten. Alle Gewölbthüren, alle Fenster wurden aufgerissen: „Sie kommen!“... „Sie kommen!“ hieß es überall, und es gab wohl nur wenige Einzelne, deren Segenswünsche nicht mit den Studenten waren, deren Sympathien sie nicht begleiteten. Der Zug bewegte sich ruhig und in anständiger Haltung, fast ohne die geringste Störung bis in das Landhaus. Aber während desselben ereigneten sich ein paar ergreifende Szenen. Noch in der Nähe der Universität stießen die Studenten auf eine Anzahl Alumnen, die eben im Begriffe waren, in ihre Vorlesungen zu gehen. Ein in den vordersten Reihen des Zuges marschirender Student rief einem dieser Alumnen, seinem Landsmanne, in böhmischer Sprache zu: „Kommt mit uns! Helft uns die Freiheit miterobern!“ — „Ja, kommt mit!“ rief noch ein anderer Student den Alumnen zu. Die vorderen Reihen des Studentenzuges blieben nun einige Augenblicke stehen, die hinteren Reihen begannen sich in Folge dessen aufzulösen, ein Gedränge entstand. „Ja, kommt mit! — rief man von allen Seiten — „Ihr seid ja auch jung!“... „Ihr seid ja ebenfalls Studenten!“ ... „Das Vaterland ist in Gefahr!“ — Einer der Alumnen sagte zu dem Studenten, der ihn persönlich angesprochen hatte, auf böhmisch: „Wir dürfen nicht mit!“ ... „Was würde der Erzbischof dazu sagen!“ Der Student rief, die Antwort den übrigen Studenten verdolmetschend, nun mit lauter Stimme, so daß es auch die entfernter Stehenden hören konnten: „Sie sagen, sie dürfen nicht mit! Denn was würde der Erzbischof dazu sagen!“ — Die Studenten wurden durch diese Mit-

theilung aus ihrer feierlich ernsten Stimmung für einige Augenblicke herausgerissen. Sie lachten über die Alumnen. „Die armen Teufel!“ ... „Die dürfen nicht, wenn sie auch wollten!“ — „Vorwärts! Vorwärts!“ hieß es alsdann wieder, „Zum Landhause!“ ... „Zum Landhause!“

Der Zug der Studenten setzte sich nun neuerdings in Bewegung und wälzte sich an den Alumnen, deren Wangen vor Schamröthe brannten, vorüber. Als der Zug über den hohen Markt am Schrannengebäude sich vorbei bewegte, dessen Façade mit dem Symbol der die Wage haltenden Gerechtigkeit geschmückt war, ertönte aus den Reihen der Studenten der Ruf: „Nieder mit der Willkürherrschaft! Die Gerechtigkeit wollen wir!“ ... „Ja, dem Rechte wollen wir zum Siege verhelfen!“ ... „Recht und Freiheit in Oesterreich!“ ... „Es lebe der Freiheit!“ rief ein Stockungar unter den Studenten, und Keiner von ihnen fand den Anruf lächerlich, sondern mit begeisterten Hoch-Rufen wurde er aufgenommen. Auf dem Judenplatze wurde das Publikum bereits durch vorauseilende Jungen von dem Herannahen der Studenten verständiget. Es sammelte sich an und erwartete den am Magistratsgebäude vorüber, durch die Jordangasse sich bewegenden Zug. „Nieder mit der Bürgermeister-Wirthschaft!“ scholl es bei dem Magistrats-Gebäude aus den Studentenreihen. „Pereat!“ ... „Pereat!“ wurde darauf geantwortet. Auf dem Judenplatze rief ein bejahrter Mann mit vor Thränen erstickter Stimme den Studenten zu: „Gott segne die Jugend! Das junge Oesterreich!“ — „Hoch Oesterreich!“ wurde ihm von vielen Studenten erwidert. In der Strauchgasse wurde von einem Polizeikommissär der Versuch gemacht (es soll dies der einzige „Versuch“ gewesen sein), die Studenten aufzuhalten. Ein „Vertrauter“ leistete dem Beamten, der die Studenten aufforderte: „Im Namen des Gesetzes! Gehen Sie auseinander!“ Assistenz. Der Kommissär wurde bei Seite geschoben, dem „Vertrauten“ wurde sein Stock entrissen. „Euere Zeit — fagte man zu ihm — ist jetzt vorüber!“ In der in der unmittelbaren Nähe des Landhauses befindlichen Strauchgasse war das Gedränge bereits ein sehr dichtes. „Sie sind da!“ ... „Die Studenten kommen!“ rief man von allen Seiten, als der Zug derselben herannahte, und das Publikum öffnete seine Reihen, so daß die Studirenden das Landhaus ohne Aufenthalt erreichen konnten.

## 53.

## Die ersten Unterhandlungen.

Während der eben geschilderten Vorgänge fanden zwischen dem Rektor der Universität, Hofrath Jenull, und den um ihn versammelten Professoren einerseits, und dem niederösterreichischen Regierungspräsidenten Talatzko Freiherrn v. Gestietiez anderseits bereits die lebhaftesten Unterhandlungen statt. Die Spitzen der Universität hatten nicht verabsäumt, die Regierung von der unter den Studirenden herrschenden Aufregung, „die eine unglaubliche Steigerung erfahren“ und „das Schlimmste besorgen lasse“, sofort in Kenntniß zu setzen. „Die Studenten,“ wird berichtet, „hatten ihren Zug nach dem Landhause noch lange nicht angetreten, und schon hatte sich eine Deputation von drei Professoren in die Privatwohnung des Regierungspräsidenten, in den Schottenhof, verfügt, um dem noch im tiefsten Morgennegligée befindlichen alten Herrn zu melden, daß die Professoren sich ohnmächtig fühlen, die Studirenden von Ausschreitungen abzuhalten und, wenn solche wirklich stattfinden sollten, jede Verantwortung dafür auf das Entschiedenste ablehnen müßten. Der Regierungspräsident wurde durch diese Nachricht ganz außer Fassung gebracht, fragte die Professoren, was für „Ausschreitungen“ eigentlich zu besorgen, und ob sie der Meinung wären, daß die Regierung Gewaltmaßregeln in Anwendung bringen solle, um die Studentenschaft so viel wie möglich einzuschüchtern. Die Professoren versicherten, über die Absichten der Studenten nicht genau unterrichtet zu sein und blos zu wissen, daß die Meisten von ihnen nach dem Landhause ziehen und dort die Stände nöthigen wollen, sich direkt bei dem Kaiser um die Gewährung zeitgemäßer Reformen zu verwenden. Auch baten sie den Regierungspräsidenten, die blos „irregeleitete“ Jugend nicht mit allzugroßer Strenge zu bestrafen. Sie verließen hierauf den Präsidenten und eilten auf die Universität zurück, wo sie in dem Augenblicke anlangten, als die Studenten eben im Begriffe waren, nach dem Landhause zu ziehen. Im Konsistorialsaale, wo der Rektor, die Fakultätsvorstände, Studiendirektoren, Studienreferenten, Professoren und Supplenten gleichsam in Permanenz waren, hatte während dem Alles vor Bestürzung, so zu sagen den Kopf verloren. Etwa eine halbe Stunde nach dem Abzuge der Studenten erschien im Konsistorialsaale ein Abgeordneter des Regierungspräsidenten, der die anwesenden Universitätsvorstände in ziemlich hochfahrendem Tone aufforderte, sich sofort zum Landhause zu begeben und dort allen ihren persönlichen Einfluß aufzuwenden um die Studirenden zum Nachhausegehen zu bewegen. Die Universitätsvertreter gaben dem an sie abgesandten Regierungsbeamten ausweichende Antworten; sie weigerten sich nicht, Alles, was in ihren Kräften steht, aufzubieten, um die Studenten zu besänftigen, aber sie wurden nicht müde, ihm zu versichern und zu betheuern, daß es ihnen an dem nöthigen Ansehen fehle, dem Verlangen der Regierung gerecht zu werden.

Der Ausgang dieser Unterhandlungen zwischen der niederösterreichischen Regierung und den Professoren, die bis zu dem Zeitpunkte fortgesetzt worden sein mögen, wo vor dem Landhause die ersten Schüsse fielen, ist uns nicht näher bekannt, Thatsache aber ist es, daß Seitens der Professoren nicht einmal ein Versuch gewagt wurde, die Studentenschaft zur Umkehr zu bewegen. Es geschah dies bei der überwiegend großen Mehrzahl der Professoren gewiß nicht in der Absicht, die Regierung im Momente der Gefahr sich selbst zu überlassen, sondern einzig und allein nur darum, weil sie, durch das kühne Auftreten der Studenten eingeschüchtert, das „System“ vollständig verloren gaben und plötzlich daran verzweifelten, daß die mindeste Aussicht noch vorhanden sei, dasselbe aufrecht zu erhalten. Die ablehnende Haltung der Professoren erscheint um so undegreiflicher, als die Regierung sich sogar Mühe gab, bei den einzelnen Professoren zu erreichen, was ihr die Gesammtheit verweigerte. Sie richtete nämlich auch an einzelne Universitätslehrer die dringende Aufforderung, ihr beizustehen. Füster gab sich sogar den Anschein,

als besäße er den guten Willen, auf ihre Intentionen einzugehen. „Ein Piarist — erzählt er — suchte mich angelegentlichst. Er fand mich endlich auf der Straße. Der Herr Hofrath der niederösterreichischen Regierung schickt mich zu Ihnen, erklärte ihm der Piarist. Er hat mich gefragt, welcher Professor vorzüglichen Einfluß auf die Studenten habe. Ich nannte ihm Sie. Er läßt Sie bitten, sich schleunigst in die Herrengasse zu begeben und die Studenten zu warnen, sie zu bewegen, sich augenblicklich zu zerstreuen, widrigenfalls man mit allem Nachdrucke von Seite der Regierung gegen sie einschreiten werde. Das Militär ist bereits ausgerückt, es hat scharf geladen und wird, wenn man nicht Folge leistet, Feuer geben!“ Eine sehr hoffnungsvolle Mission — fährt Füster in seiner Mittheilung fort — war mir zu Theil geworden! Man hatte mich als Schluß-Parlamentär oder End-Warner auserkoren. Gehe ich nicht hin, dachte ich mir, und siegt die Regierung, dann ist diese einzige Weigerung des Gehorsams hinlänglich, um mich auf die Festung zu bringen. Gehe ich hin und würde ich zu den Studenten im Sinne der Regierung sprechen, wäre ich meiner Ueberzeugung untreu, und möchte mich noch überdies verhaßt oder lächerlich machen. — Ich ging hin, in der Absicht, mir das Treiben zu besehen, und in meiner Mission nichts zu thun. Es wogte schon in bedeutender Entfernung von der Herrengasse. Ganz in die Nähe des Schauplatzes zu kommen, war mir unmöglich. Ich hätte den Herrn Hofrath sehen mögen, wie er sich durch die Menschenmenge durchgedrängt und dann bei den überall zerstreuten Studenten seine geheime Mission erfüllt hätte; denn man hätte die Studenten, um Aufsehen zu vermeiden, ganz im Stillen warnen sollen (!)“ — „Die Revolution ist da,“ sagte Füster, als er in der Nähe des Landhauses anlangte, zu einem hochgestellten Freunde, „machen Sie sich auf das Schrecklichste gefaßt, das Volk gibt nicht mehr nach.“ Der Leser möge uns nun ebenfalls nach dem Landhause folgen.

## 54.

## Im Hofe des Landhauses. *)

Es gab in den beiden ersten Märzwochen nicht leicht einen zweiten Mann in Wien, der größeren Respekt vor dem Volksgeiste hatte, der inniger davon überzeugt war, daß der Strömung des Tages nachgegeben werden müsse, als den Landmarschall von Niederösterreich, den Grafen Albrecht Montecuccoli. Vom Hause aus ein Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, und als solcher ein Gegner des Beamtenstaates, war er doch während seiner Stellung als Landmarschall stets bemüht, einen vollständigen Bruch zwischen den Ständen und den Machthabern zu verhüten; in der Ueberzeugung, daß die Interessen der Aristokratie durch die Beamtenherrschaft mit geringeren Gefahren als durch die Volksherrschaft bedroht würden. In dieser Ueberzeugung war Graf Montecuccoli schon unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Ausbruche der Pariser Februarrevolution in Wien eifrig bestrebt, in den Kreisen des Hofes, bei den Mitgliedern der Staatskonferenz zeitgemäße Reformen zu erwirken, in der Hoffnung, durch dieselben eine Revolution in Oesterreich zu verhüten. Seine Bestrebungen scheiterten an dem Starrsinne der Machthaber, die Handschreiben vom 12. März (Seite 167) waren das Maximum dessen, was er bei der Staatskonferenz durchzusetzen vermochte und er besaß genug Einsicht, um nicht auf den ersten Blick zu erkennen, daß so ganz unzulängliche Konzessionen vielmehr geeignet seien, das Publikum aufzureizen, als zu beschwichtigen. Trotzdem gab sich der Graf den Ständen gegenüber den Anschein, als müsse selbst dieses „Nichts“, welches den Ständen mit diesen Handschreiben gewährt wurde, von ihnen dankbar angenommen werden, weil er eben überzeugt war, daß man mit der Regierung unter allen Umständen Hand in Hand gehen müsse, um eine Staatsumwälzung, die ihm Schrecken einflößte, zu verhindern. Die Furcht vor einer solchen Katastrophe ängstigte ihn so sehr, daß er, wie wir oben mitgetheilt haben, noch in der Nacht vom 12. auf den 13. März (Seite 169) allen seinen persönlichen Einfluß auf die oppositionellen Ständemitglieder, auf die Vertreter der wohlhabenden Bürgerklasse aufbot, um mäßigend und beruhigend auf sie einzuwirken. Er ersuchte die Ständemitglieder sogar, weder in ihrer prunkvollen Uniform noch in feierlicher Auffahrt in der ersten Landtagssitzung zu erscheinen (Seite 153), nicht etwa in der Erkenntniß, daß es sich jetzt um ernstere Dinge, als um prunkvolle Aeußerlichkeiten handle, sondern weil er es für nothwendig hielt, daß man alles und jedes Aufsehen vermeide, welches zu einem Volksauflaufe den Anlaß bieten könnte.

Graf Montecuccoli traf für den 13. März noch eine andere Verfügung, die gleichfalls den Zweck hatte, jede Störung der ständischen Verhandlungen hintanzuhalten. Er gab den Auftrag, das Landhaus abzusperren und blos den Ständemitgliedern durch das halbgeöffnete Seitenthor des Hauses in der Landhausgasse den Eintritt zu gestatten. Wir wissen nun nicht, geschah es absichtlich oder blos in Folge eines Versehens, das große Thor des Landhauses wurde um die siebente Morgenstunde, wie gewöhnlich halb geöffnet und der Zutritt in den großen Hofraum desselben Niemanden verwehrt. Es wurde seiner Zeit sogar behauptet, daß im Laufe des Morgens der Portier des Landhauses, „der höflichste in Wien“, die Außenstehenden, „die mit einer gewissen Scheu in das Haus hineinblickten“, sogar „eingeladen“ habe, in dasselbe hineinzugehen. Trotzdem war bis nach 8 Uhr Morgens weder vor noch im Landhause die mindeste Bewegung zu bemerken. Erst nach halb 9 Uhr sammelten sich in der Landhausgasse, von welcher aus die Ständemitglieder in schüchter

*) Wir haben, ehe wir an die Darstellung der so denkwürdigen Vorgänge im ständischen Gebäude gingen, über dieselben sorgfältige Nachforschungen bei Personen gepflogen, die bei diesen Vorgängen, sowohl im Hofraume als im ständischen Sitzungssaale, zugegen waren. Einzelne Mittheilungen in den sonst die Märzereignisse trefflich erzählenden „Sonntagsblättern“ über die Szenen im Landhause rühren offenbar von einem Manne her, der in demselben persönlich nicht anwesend war, und da diese Mittheilungen in fast allen historischen Werken über die österreichische Revolution als Quelle benützt wurden, so erachteten wir es für um so nothwendiger, die theils irrigen, theils unvollständigen Daten der „Sonntagsblätter“ in unserem Buche zu berichtigen und zu ergänzen.

bürgerlicher Kleidung sich in das Haus hineinschlichen, mehrere Gruppen an, durchaus aus Personen bestehend, die ihrem Aeußeren nach zu urtheilen, den wohlhabenderen Klassen angehörten. Allmätig füllte sich die Landhausgasse derart, daß einzelne Gruppen, die immer zahlreicher wurden und die sich fort und fort verstärkten, auch in der Herrengasse vor der Hauptfaçade des Hauses Aufstellung nahmen. Dies erregte in den Nachbarhäusern sichtliches Aufsehen, ihre Fenster öffneten sich und an denselben erschienen immer mehr und mehr schien, ohne selbst zu wissen warum, vor dem Hause stehen geblieben zu sein. Die Meisten fragten, warum eigentlich Alles stehen bleibe, Andere warteten blos ab, ob etwas und was vor oder in dem Hause vorgehen werde, aber es soll deshalb doch nicht unbemerkt bleiben, daß unter der neugierigen Menge auch eine größere Anzahl von Männern wie: Schriftsteller, Künstler, Advokaten, Aerzte, Lehrer, Geschäftsleute und andere „Berufsmenschen", sich befanden, die nicht zu den gewöhnlichen Pflastertretern und Gaffern gerechnet



Fischhof spricht zum Volke.

Zuschauer, größtentheils weiblichen Geschlechts. Die Menschenmenge in der Herrengasse vermehrte sich fortwährend und es fanden sich unter derselben allmätig auch zahlreiche Arbeiter ein; endlich entstand um das Haus herum ein solches Gedränge, daß die in der Umgebung befindlichen Läden theilweise zugelehnt wurden; die Sperrung derselben erfolgte erst später und zwar über polizeilichen Auftrag.

Die Menschenmenge vor dem Landhause hätte übrigens dem aufmerksamen Beobachter kein Bedenken einflößen können. Kein Ausdruck der Unzufriedenheit wurde laut, sie werden konnten. Diese Kategorie von Personen kam nicht zufällig zum Landhause, sie erschien vor demselben auf das Gerücht hin, daß dasselbe der Schauplatz einer Demonstration gegen das herrschende Regierungssistem sein werde, sie wußte nicht ob eine solche Demonstration stattfinden, worin sie bestehen, von wem sie ausgehen werde, aber sie hielt sie für wünschenswerth, für nothwendig; sie hielt den Moment für gekommen, den Sturz des Absolutismus auch in Oesterreich zu fordern und ihr bangte vor dem Gedanken, auch dieser Moment könne mögticher Weise unbe-

nützt vorüberstreichen. Auf die Theilnahme, auf die Unterstützung dieser der Intelligenz angehörenden, dieselde theilweise sogar repräsentirenden Klasse von Männern durften die Demonstranten rechnen, deren Erscheinen beim Landhause am Morgen des 13. März das Gerücht angekündigt hatte.

Zu den Männern, die nicht aus Langweile oder aus Neugierde, sondern in der Würdigung der Bedeutung des Augenblickes für Oesterreichs Zukunft vor dem Landhause erschienen waren, gehörte auch der schon weiter oben (Seite 67) erwähnte Dr. Adolf Fischhof, ein außerhalb des Kreises seiner Spitalskollegen bis dahin fast ganz unbekannter Sekundararzt des allgemeinen Krankenhauses. Fischhof hatte sich bis zum 13. März an keiner einzigen Kundgebung betheiligt. Einen so tiefen Eindruck die Begebenheiten des Tages auf ihn auch machten, so scharf er auch deren Tragweite für die österreichischen Verhältnisse erkannte, so sah er sich doch nicht veranlaßt, aus seiner Einsamkeit, aus dem Kreise einer ganz kleinen Anzahl von Freunden herauszutreten, mit neuen Menschen Verbindungen anzuknüpfen, in Verkehr zu treten, um über die Fragen des Tages mit ihnen einen regen Gedankenaustausch zu pflegen. Fischhof widmete sich fortdauernd mit ungetheilter Kraft seinem ärztlichen Berufe, und in seinen wenigen freien Stunden nach wie vor dem Studium geschichtlicher und staatswissenschaftlicher Werke, das seinem Geiste ein Bedürfniß war und ihm zur Erholung diente. Es fiel ihm nicht im Traume ein, daß er jemals berufen sein werde, eine politische Rolle zu spielen und in Verhältnisse einzugreifen, deren Ergründung ihn allerdings lebhaft interessirte. So kam es, daß Fischhof am Morgen des 13. März, nachdem er noch die Morgenvisite auf der Abtheilung des Primarius Dr. Chiari gewissenhaft abgestattet hatte, ganz allein das Krankenhaus verließ, um zum Landhause zu gehen, bei dem, wie auch ihm erzählt worden war, die Studenten und vielleicht auch noch „andere Leute" ihrer Unzufriedenheit über das Sistem Luft machen werden. Fischhof erkannte zu sehr die Schäden, welche dieses Sistem dem Staatskörper beigebracht, den lähmenden Druck, den es auf alle seine Funktionen übte, als daß er nicht den Wunsch hätte hegen sollen, Zeuge des erhebenden Momentes zu sein, wo das Volk sich zum ersten Male ermannen werde, dieses Sistem für seiner unwürdig zu erklären und der Welt den Beweis zu liefern, daß es eine seinen Vorzügen, seiner Ehre würdigere Regierung auch verdiene. Fischhof dachte nicht daran, sich an dieser Demonstration aktiv zu betheiligen, er hätte Denjenigen für einen Narren erklärt, der ihm während des Ganges zum Landhause gesagt hätte, daß er selbst als Redner auftreten, ja vielmehr, daß er durch seine Rede eine Volkserhebung in Wien eigentlich erst hervorrufen werde. Fischhof wollte nichts weiter als der stumme Zeuge eines Schauspiels sein, dessen Stattfinden er für nothwendig hielt, damit Oesterreich sich neugestalten und ein neuer Staat werden könne, und dessen Eintreffen er daher mit pochendem Herzen und mit enthusiastischer Stimmung entgegensah.

In dieser Hoffnung, daß es vor dem Landhause zu einem imponirenden Ausdrucke der Volksstimmung kommen werde, sah sich Fischhof gleich bei seinem Eintreffen bei demselben bitter enttäuscht. Er fand wohl in der Umgebung des Ständesitzes und im Hofe des Gebäudes, in welchem sich mittlerweile ebenfalls viele Leute angesammelt hatten, eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge, aber er fand nur Neugierige, von denen Einer auf den Anderen wartete, die gedankenlos vor sich hinstarrten und sich selbst darüber belächelten, daß sie hier, ohne eigentlich zu wissen warum, beieinander stehen. Erst als die Studenten einige Zeit später im Hofe des Landhauses einzogen, kam einiges Leben, einige Bewegung in die Masse. „Nun wird es etwas geben!" ... „Wir werden jetzt etwas zu hören bekommen!" Damit tröstete sich das Publikum bei dem Erscheinen der studirenden Jugend. Alles gerieth nun in Spannung und drängte sich in die Nähe der Studenten, die in der Mitte des Hofes, auf einen dichten Knäuel eng aneinander gedrängt beisammenstanden, und wartete mit Begier darauf, daß die Studenten ein Lebenszeichen von sich geben werden. So verging eine Viertelstunde, während welcher die Studenten untereinander lebhaft sich besprachen, ohne davon in das übrige Publikum etwas dringen zu lassen. Dadurch, daß die Landstände, nicht, wie man gehofft, in ihren Uniformen durch die Menge schritten, sondern in Zivilkleidern sich heimlich in den Landtagssaal schlichen, trat der zu Demonstrationen anregende Moment nicht ein. Die populären Ständemitglieder Doblhoff, Schmerling(!), Breuner, Stifft, Colloredo, Kleyle u. s. f., die mit lebhaften Zurufen begrüßt werden sollten, befanden sich ebenfalls unter den verstohlen Eintretenden und das Publikum hatte daher nicht Gelegenheit, bei Ankunft derselben zu demonstriren, und so in dem gemeinsamen Ausdrucke der Verehrung für seine Lieblinge seine eigene Stimmung zu erhöhen, und aus einzelnen Gruppen zu einer großen, von einer mächtigen Idee getragenen Volksmasse zu werden. Die Spannung im Publikum hörte daher allmälig auf, die Geduld der Leute ging fast zu Ende, und es wurde an verschiedenen Orten bereits darüber gelacht und gewitzelt, daß Niemand sich rühre und Einer von dem Andern zu erfahren hoffe, warum er eigentlich zum Landhause gekommen sei. Diese Selbstironie Einzelner wirkte so ansteckend, daß Manche bereits anfingen, durch laute Späße die Lachlust ihrer Umgebung zu erregen. Fischhof versetzte dieses Treiben in die lebhafteste Bestürzung. „Ich dachte bei mir — erzählte er später — daß ein Moment, so günstig für das Volk, wie in Oesterreich kein zweiter noch erschienen war, nicht ungenützt verstreichen dürfe. Ich fand es erbärmlich, daß in dieser ganzen großen Menge nicht Ein Mann den Muth und die Kraft habe, ein zündendes Wort in dieselbe zu schleudern, der hohen geschichtlichen Bedeutung des Momentes enthusiastischen Ausdruck zu geben, und diese neugierige Masse zu einer großen Kundgebung hinzureißen. Bist du nicht selbst ein solcher Erbärmlicher? sagte ich zu mir. Tief beschämt faßte ich allsogleich den Entschluß zu reden, und, um von diesem Entschlusse nicht wieder zurückweichen zu können, rief ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: „Meine Herren!" — „Ein Redner!" hieß es nun, Alles richtete seine Blicke auf mich, ich mußte, ob ich nun wollte oder nicht, eine Rede halten."

Als **Fischhof** seinen Ausruf gethan, wurde er, augenblicklich ohne es hindern zu können, von vier jungen Leuten aus den ihn Umstehenden gefaßt und auf ihre Schultern gehoben. Während dies geschah, entstand eine Unruhe, die durch den vielstimmigen Ruf: „Ruhe!“ ... „Still sein!“ noch verstärkt wurde. Endlich trat tiefes Schweigen ein und **Fischhof** hielt nun mit kräftiger weithin vernehmbarer Stimme folgende Ansprache:

## 55.

## Das erste freie Wort in Oesterreich.*)

„Es ist ein großer bedeutungsvoller Tag, an dem wir uns hier zusammenfinden, ein Tag, an dem nach langer, langer Zeit die Stände Oesterreichs sich da oben versammeln, um die Wünsche des Volkes auszusprechen und den Ideen der Zeit an den Stufen des Thrones Ausdruck zu geben. Damit dieser Tag erfülle, was er zu verheißen scheint, müssen wir auf der Höhe desselben stehen.

„So laßt uns denn die Männer, die da oben tagen, durch unseren Zuruf ermuntern, durch unsere Zustimmung kräftigen, und durch unser Zuthun zum erwünschten Ziele führen.

„Wir haben heute eine ernste Mission zu erfüllen. Es gilt ein Herz zu fassen, entschlossen zu sein und muthig auszuharren. **Wer an diesem Tage keinen Muth hat, gehört in die Kinderstube.**

„Die Zeit drängt, vielleicht nur der Moment gehört uns; so sagen wir denn rasch und kräftig, kurz und gerade, was uns Noth thut, was wir fordern, und wofür wir einstehen. Ausführliche Darlegungen überlassen wir den Männern da oben.

„Vor Allem verlangen wir **Preßfreiheit!** Die Wünsche der Individuen, so lange sie nur vereinzelt ausgesprochen werden, bleiben unbeachtet, sie sind wie Wassertropfen, die, wenn sie einzeln niederfallen, vom Boden getrunken werden, im Sande zerrinnen, in die Luft verdampfen; wenn aber die Einzelnwünsche in den tausend Rinnsälen, Bächlein und Bächen der Presse zusammenfließen, dann werden sie allgemach zum mächtigen, unwiderstehlichen Strome der öffentlichen Meinung und wehe dem Staatsmanne, der das Staatsschiff gegen den Strom zu lenken die Stirne hätte!

„Einer der berühmtesten englischen Parlamentsredner, Sheridan, sagte, von der Macht der Presse sprechend: „Gebt mir ein serviles Oberhaus, gebt mir ein feiles Unterhaus, aber lasset mir die freie Presse, und ich will sie herausfordern, auch nur **eine** der Freiheiten Alt-Englands anzutasten!

„Betonen wir daher vor Allem mit stärkstem Accente die **Freiheit der Presse!**

„Aber diese Freiheit allein ist ungenügend. Nicht blos durch den Mund der Presse seine Wünsche auszusprechen, ist des Volkes Recht, es soll auch durch den Mund der Geschwornen sein Rechtsbewußtsein zur Geltung bringen und durch den Mund seiner Vertreter seinem Willen Ausdruck geben, **dort**, wo über seine Geschicke, sein Wohl und Wehe entschieden wird. Ferner müssen die Gewissen entfesselt, muß die Lehre frei werden in Oesterreich. Eine übelberathene Staatskunst hat die Völker Oesterreichs auseinandergehalten, sie müssen sich jetzt brüderlich zusammenfinden und ihre Kräfte durch Vereinigung erhöhen.

„Die Schwächen der **einen** Nationalität werden hiebei in den Tugenden der anderen ihren Ausgleich finden, und die Vorzüge **Aller** durch ihr Zusammenfassen eine **Steigerung** erfahren, welche, für die Zwecke des Staates benützt, Oesterreich auf eine ungeahnte Höhe von Wohlfahrt und Macht bringen müssen.

„Denken wir uns die hochstrebenden, dem Idealen zugewendeten Deutschen, die zähen, fleißigen und ausdauernden Slaven, die ritterlichen und schwungvollen Magyaren, die gewandten und scharfblickenden Italiener an den gemeinsamen Aufgaben des Staates mit vereinter und dadurch potenzirter Kraft arbeitend, und es kann in uns kein Zweifel entstehen, daß die Stellung Oesterreichs inmitten der Staaten Europas eine imposante werden müsse.

„Damit diese schöne Aussicht in die Zukunft uns nicht getrübt werde, wollen wir in dieser feierlichen Stunde mit hochpochenden, von Muth und Hoffnung geschwellten Herzen auf das energischeste mitwirken!

„Oesterreich und seine glorreiche Zukunft hoch!

„Die verbündeten Völker Oesterreichs, sie leben hoch!

„Die Freiheit hoch!!

**Fischhof** sprach aus, was dem Volke Noth thue; was er verlangte, waren die Forderungen der Zeit, was er hoch leben ließ, das schlummerte längst schon in allen edlen Herzen. Tausende von Stimmen wiederholten die von ihm ausgesprochenen Forderungen, und kein Ende nahm das Rufen: **Preßfreiheit! ... Religionsfreiheit ... Lehr- und Lernfreiheit! ... Verantwortliche Minister! ... Volksvertretung! ... Volksbewaffnung! ... Anschluß an Deutschland! ...**“

**Fischhof's** Rede versetzte die Volksmenge im Hofe des Ständehauses in unbeschreiblichen Enthusiasmus, denn **Fischhof** gab Gedanken und Gefühlen Ausdruck, die bis zu diesem Augenblicke Niemand in Oesterreich vor einer großen Volksmenge unter Gottes freien Himmel zu bekennen wagte, er sprach also Worte, die bis dahin in Oesterreich noch nicht öffentlich gehört worden waren. Der Eindruck, den **Fischhof** auf das Publikum im Landhause machte, kann demnach heute gar nicht mehr beurtheilt werden.*)

*) **Fischhof's** Rede, die bisher entweder nur bruchstücksweise oder verstümmelt mitgetheilt wurde, bringen wir hier zum ersten Male vollständig. Das Manuskript derselben verdanken wir der besonderen Gefälligkeit des Herrn Dr. **Fischhof**, der ursprünglich die Veröffentlichung der Rede seinen Aufzeichnungen über das Jahr 1848 vorbehalten hatte.

*) Auf den Wiener Volksdramatiker Friedrich **Kaiser** machte Fischhof so gewaltigen Eindruck, daß er dessen Bild aus dem Gedächtnisse zeichnete und es mit den nachstehenden Versen der Oeffentlichkeit übergab:

Verewigt wurden einst, die mit dem Schwert
Gekämpft im Feld und siegreich heimgekehrt,
Du kam'st mit schönern Waffen in's Gefecht:
Mit freiem Wort' für Freiheit und für Recht!
Wie ich Dein Bild erfaßt, so grub ich's in den Stein —
Haltbarer drückt' es sich in's tiefste Herz mir ein.

Friedrich Kaiser.

aber aus den Berichten von Zeitgenossen, die während der Rede Fischhof's im Landhause anwesend waren, geht unzweifelhaft hervor, daß es die Rede Fischhof's war, welche das Volk im Landhause mit jener glühenden Begeisterung für Freiheit und Volksrecht, mit jenem festen Glauben an die Gerechtigkeit und Durchführbarkeit seiner Wünsche und Forderungen erfüllte, ohne welche Begeisterung, ohne welchem Glauben die in Wien herrschende Unzufriedenheit mit dem Regierungssisteme sich niemals zu einer von der gesammten Bevölkerung unterstützten Revolution entwickelt hätte. Und nur durch eine Revolution war die Aussicht vorhanden, der Idee der Neugestaltung Oesterreichs zum Durchbruche zu verhelfen. Den Anstoß zu dieser Revolution gegeben, gegen den Fortbestand des abgelebten, in Fäulniß übergegangenen alten Staates in Oesterreich das erste Veto gesprochen zu haben, ist Fischhof's unvergängliches Verdienst, und fast alle Zeitgenossen, von denen Berichte vorliegen, stimmen darin überein, daß erst durch dessen Rede der 13. März 1848 in Wien seine geschichtliche Bedeutung erlangte, und daß, wenn Fischhof damals nicht aufgetreten wäre, bei dem Landhaus vielleicht ein Volksauflauf stattgefunden hatte, aber nicht zu einer Revolution der Anstoß gegeben worden wäre. Ein Volksauflauf wäre aber sicherlich unterdrückt worden, nur eine Revolution hatte Aussicht, siegreich durchzugreifen.

Hören wir, was persönliche Theilnehmer der Landhaus-Vorgänge über den Eindruck schreiben, den Fischhof's Rede hervorrief: „Jedes seiner Worte — schreibt der Student Anton Anreiter (Mediziner) in seinen „Erlebnisse und Gedanken eines Wiener Studenten am 13. März 1848“ — ward mit stürmischem Jubel aufgenommen; der Jahrhunderte lang angesammelte Haß, die unterdrückte Wuth über Nichtbefriedigung der billigsten Wünsche, sie machten sich durch furchtbares Schreien Luft. Dabei ließ man aber den konstitutionellen Kaiser von Oesterreich, die liberalen Mitglieder des Kaiserhauses, namentlich den Erzherzog Franz Karl und die Erzherzogin Sophie hoch leben.“ „Nach Fischhof's Rede — schreibt Loeser — war erst die Mauer der Zurückhaltung gefallen — wie man denke, wie man fühle lag nun erst frei und offen da, und dieser kräftige Wille versprach den Sieg schon im Voraus.“ — „Fischhof — wurde den „Gränzboten“ geschrieben — hat durch seine Rede in die Masse im Landhause, die nicht mehr aus Studirenden allein, sondern aus buntgemischtem Volke bestand, allgemeines Bewußtsein erst gebracht.“ — Und Löhner bemerkt über die Folgenschwere der Rede: „Das Eis war gebrochen; der Zusammenlauf war eine Volksversammlung geworden.“

Als nach Fischhof's beendeter Rede der tausendstimmige Ruf erscholl: Der Name des Redners!“ sagte dieser:

„Das Damoklesschwert der Polizei schwebt über meinem Haupte, aber ich sage wie Hutten: „Ich hab's gewagt, ich bin Dr. Fischhof!“

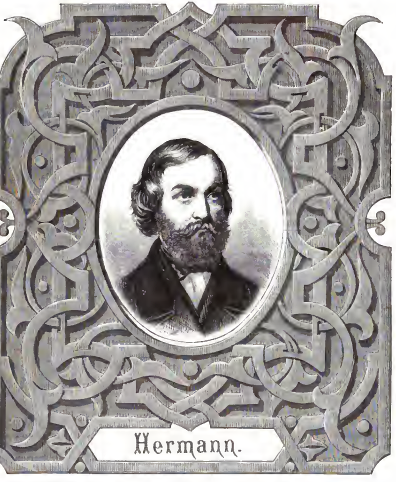
Der Name „Fischhof“ ging nun in der ganzen Versammlung von Mund zu Mund, und wurde von da hinausgetragen in alle Theile Wiens.

## 56.

## Volk und Landstände.

Das Beispiel, welches Fischhof gegeben, der Eindruck, den seine Rede gemacht, war für Einzelne so verlockend, daß sie, ohne sich lange zu besinnen, gleichfalls als Volksredner auftreten wollten. Fischhof hatte kaum geschlossen, als auf dem Bretterdache des im Hintergrunde des Hofes befindlichen Brunnens der 21jährige Dichter Chlodwig Eckardt, (ein reiches, damals noch unentwickeltes Talent und seiner Exzentrizitäten wegen die Zielscheibe des Witzes) sich zeigte, um ebenfalls über die Bedeutung des Tages sich auszusprechen. Seine Geberden (wird in Frankl's „Sonntagsblättern“ erzählt) waren etwas marionettenhaft und seine Rede predigerartig; er deklamirte von Eintracht und Liebe in so wenig eindrucksvoller Weise, daß er gleich am Beginne seiner Rede wieder abbrechen und vom Brunnendache heruntersteigen mußte. Auch den ihm folgenden, ebenfalls von der Bretterverkleidung des Brunnens aus sprechenden beiden Rednern schenkte man nur wenig Aufmerksamkeit. Der Erstere, ein beurlaubter Militär Namens Weber, der bei einem Advokaten als Abschreiber bedienstet war, sprach nur wenige Worte, der Letztere forderte die ihm Zuhörenden auf, ihm ihre Wünsche namhaft zu machen, damit er sie als „Volkswünsche“ proklamiren könne. „Metternich muß zurücktreten!“ . . . „Aufhebung der Censur!“ . . . „Kein Bündniß mit Rußland!“ . . . „Einführung einer Constitution!“ . . . „Ein einiges Deutschland!“ . . . und andere Schlagworte des Tages wurden dem Redner zugerufen, die derselbe sodann „Im Namen des Volkes“ als dessen Forderungen verkündete. Blos der Ruf: Metternich muß zurücktreten!“ rief eine demonstrative Kundgebung hervor. Die Studenten brachten dem verhaßten Staatsmanne „Pereat's“ und eine Anzahl hochstehender Personen, die man als seine Gesinnungsgenossen und „Helfershelfer“ allgemein bezeichnete, wurde gleichzeitig unter heftigen Verwünschungen namhaft gemacht. Alles das ereignete sich innerhalb weniger Minuten, ohne von der Mehrzahl der im Hofe befindlichen Volksmasse beachtet zu werden, die durch Fischhof's Rede in die leidenschaftlichste Bewegung versetzt worden war und unter dem frischen Eindrucke ihres die öffentliche Meinung verdolmetschenden Inhalts den Trieb in sich erwachen fühlte, dem zündenden Worte Fischhofs die im Einklange damit stehende That folgen zu lassen. „Jetzt oder nie gilt es zu handeln!“ Diesen Entschluß rief Fischhof bei der ganzen Volksmasse hervor und sie wartete mit Ungeduld darauf, daß sich Jemand an ihre Spitze stelle. Weil aber Jedermann uneins mit sich war, was nun geschehen solle, so entstand im Hofe allmälig der furchtbarste Lärm. Hunderte riefen wirr durcheinander und Alles drohte sich in ein wahres Chaos aufzulösen. Eine plastische Schilderung der Physiognomie des Innern des Landhauses in diesem Augenblicke ist so schwierig, daß wir unserer Aufgabe gerecht worden zu sein glauben, wenn es uns nur gelingt, dem Leser eine schwache Vorstellung davon beizubringen. Die Feder ist nicht im Stande den Eindruck, den die Rede des Dr. Fischhof

machte, zu beschreiben. Den zunächst folgenden Rednern wurde keine Aufmerksamkeit geschenkt, denn der Sturm der Begeisterung, den F i s ch h o f hervorgerufen, die Exaltation der Zuhörer hatte noch nicht ihr Ende erreicht und dazu kam noch, daß viele Hunderte, die unter der Einfahrt des Landhauses und vor dem offenen Thore desselben (in der Herrengasse) Posto gefaßt hatten, fortwährend bemüht waren, in das Innere des Hauses sich hineinzudrängen, als sie die Wahrnehmung machten, daß darinnen Reden gehalten werden, die von ihnen natürlich, der Entfernung und des steten Lärmens wegen nicht vernommen werden konnten. In Folge dieses ewigen Drängens und Schiebens konnten die im Hofe Befindlichen nicht eine Minute lang ruhig Stand halten. „Die Fläche der Kopf an Kopf geballten Masse“ (heißt es in einer Schilderung der Landhausvorgänge) „schwankte




wie die wogende See oder ein von leichtem Wind überfluthetes Saatfeld unaufhörlich hin und her. Durch den Haupteingang kam stoßweise immer ein neuer Schub von eindringenden oder hinausdrängenden Leuten; jede solche Bewegung pflanzte sich dort im Hofe, hier auf der Gasse bis zu den

entferntesten Enden des Gewühles fort. Dazwischen allerlei Vorfälle, das Geschrei und die Verwirrung vermehrend. Draußen (in der Herren- und in der Strauchgasse) wurde man einzelne Polizeisoldaten gewahr; Spott und Schimpf scheuchte sie vom Platze: „Geh' heim, Nummerirter!" schallte es jedem nach. Einzelne Frauen befanden sich mitten im heißesten Gewühle und hielten allen Abmahnungen zum Trotze so lange Stand, bis eine um die andere ohnmächtig hinausgeschafft werden mußte. Auch andere Ausweisungen, doch nicht so mitleidherzige, fanden statt, wenn Jemand Ausdrücke wagte oder Bedenken äußerte, die mit der herrschenden Begeisterung nicht zusammenstimmten."

Es dauerte etwa zehn Minuten bis es endlich einem jungen Manne gelang, in das reißend um sich greifende Chaos wenigstens die Spur einer Ordnung hineinzubringen. Dieser junge Mann, wie Fischhof Doktor der Medizin, war Josef Goldmark, der von diesem Augenblicke an zu den hervorragendsten Persönlichkeiten Wiens im Jahre 1848 gehörte. „Goldmark" (heißt es in uns vorliegenden Aufzeichnungen) „hat sogleich nachdem Fischhof gesprochen auf die in seiner Umgebung Befindlichen in dem Sinne einzuwirken gesucht, daß das Volk nicht einen Augenblick länger in dem Hofe verweilen, sondern allsogleich in den Sitzungssaal der Stände eindringen solle, um die Ständeversammlung zu den durch den Moment unerläßlich gewordenen Schritten in die Burg zu drängen. Er war der Ansicht, daß man die Stände dazu zwingen müsse, direkt zu dem Kaiser zu eilen und von ihm die Lossagung von dem Regierungssisteme und seinen Trägern zu fordern. Alles müsse den Ständen nachziehen und binnen wenigen Viertelstunden werde ganz Wien auf den Beinen sein und hinter den Ständen stehen." Goldmark hatte diese Ansicht in seiner heftigen, sich überstürzenden Redeweise kaum entwickelt, als er schon aufgefordert wurde, sie auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen. „Meine Herren!" rief er oder schrie er vielmehr aus Leibeskräften. Viele wendeten ihre Blicke nun nach ihm. Eine Pause der Ruhe trat ein. „Meine Herren!" — fuhr Goldmark nun fort — „wenn wir hier im Hofe stehen bleiben und uns gegenseitig anreden, so wird das weder uns noch unseren Mitbürgern etwas helfen. Der Monologe hätten wir genug gehört, suchen wir lieber mit den Ständen ein Zwiegespräch anzuknüpfen!" Diese Worte fielen wie ein zündender Funke in die Gemüther der Menge. Goldmark hatte durch seinen Vorschlag der ihres Zieles unklaren Masse eine bestimmte Richtung gegeben. „Zu den Ständen!"... „Zu den Ständen!"... „Montecuccoli!"... „Doblhoff!"... „Breuner!"... riefen nun hunderte von Stimmen, Alles blickte zu dem Balkon, zu den vier den Hof umschließenden Wänden des Hauses empor. Auf dem Balkon erschien keiner der Gerufenen, aber die vier Mauern des Hauses waren so zu sagen lebendig geworden. Noch bevor Fischhof gesprochen hatte, zeigten sich viele Personen an den Fenstern im Hofe, die dem Treiben „unten" mit sichtlicher Verwunderung zusahen. Während Fischhof sprach, vermehrte sich die Anzahl dieser Zuschauer immer mehr und mehr. Unter denselben war eine große Anzahl von dem Volke gekannten Ständemitgliedern zu bemerken. Der Prälat von Mölk war einer der ersten von denen, die heruntersahen. Sein Gesicht drückte vollkommene Ruhe, Neugierde, Verwunderung aus. Als, nachdem Fischhof geschlossen, Lebehoch-Rufe auf das Kaiserhaus ausgebracht wurden, wehte er mit dem Schnupftuche. Unter diesen Zusehern lenkte auch Bauernfeld, der, mit einem runden Hauskäppchen bedeckt, sich am Fenster zeigte und faunisch lächelnd, als freute er sich darüber, ein Ereigniß zu erleben, das er seit Jahren unermüdlich prophezeit hatte, heruntersah, die Aufmerksamkeit Vieler auf sich. Als Goldmark das Wort ergriff, waren die Fenster mit Köpfen buchstäblich angefüllt. Doch waren die Beifallsbezeugungen, die „oben" dem Treiben „unten" gespendet wurden, ziemlich sparsam, nur Einzelne ließen ihre Taschentücher wehen. „So manches kalte Diplomaten- und Aristokraten-Antlitz — schreibt der schon zitirte Studiosus Anreiter — bildete einen grellen Mißton zu der begeisterten Menge im Hofe. Aber wer unsere Aufregung gesehen und mitempfunden hat, wird ein Beistimmungszeichen von den Fenstern aus ebensowenig für nöthig gehalten haben als Oel in das lodernde Flammenmeer." Während der wenigen Worte Goldmark's und am Schlusse derselben, als Alles zu dem Balkon, zu den Fenstern emporblickte, entstand an denselben eine unverkennbare Bewegung, die auf eigenthümliche Vorgänge in den oben befindlichen Gemächern schließen ließ. Die Mehrzahl der Zuseher eilte plötzlich von den Fenstern hinweg, einige Fenster wurden sogar rasch zugeschlossen, und man glaubte hinter den Scheiben ab- und zukommende Personen wahrzunehmen, die mit ängstlicher Spannung in den Hof hinunterspähten. Die Volksmenge wurde durch diese Wahrnehmung in wo möglich noch größere Erregung versetzt; sie schrie fortwährend: „Montecuccoli!" ... „Doblhoff!"... „Breuner!", als aber Keiner der Gerufenen am Balkone oder an einem der Fenster sich zeigen wollte, drängte sich die Masse gegen das Thor der zu den ständischen Berathungssälen führenden Stiege und rief Dr. Fischhof an ihre Spitze, damit er in der Ständeversammlung ihr Sprecher sei. Mit den Worten: „Kommen die Stände nicht zu uns, so gehen wir zu den Ständen!" begab sich Dr. Fischhof, von der im Hofraume versammelten Volksmenge begleitet, in die ständischen Säle hinauf.

## 37.

## Rathlosigkeit der Ständemitglieder.

Wir sind nun an dem Punkte angelangt, wo wir die Schilderung der Vorgänge im Hofe des Landhauses bis auf Weiteres abbrechen müssen. Denn es ist gewiß von hohem Interesse, den Begebenheiten nachzuforschen, die sich in der Mitte der in ihrem Sitzungssaale und den daranstoßenden Gemächern versammelten Ständemitglieder zutrugen. Wir machen uns keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir mit dürren Worten sagen, daß unter den Ständen dieselbe Erregtheit herrschte, wie unter der im Hofe tobenden Volksmenge. Während man aber unten im Hofe in der Stimmung war, vor den kühnsten Wagnissen nicht zurückzuschrecken, hatte es oben, in den ständischen Berathungssälen, ganz den Anschein, als würde vor Furcht, Kleinmuth, Zag-

haftigkeit, Rathlosigkeit Alles den Kopf verlieren. Nur wenige Einzelne, wie Baron Doblhoff, Graf Breuner, Freiherr v. Stifft, Ritter Kleyle, Graf Colloredo u. a. blieben bei klarem Verstande und waren fest entschlossen, sich von dem losgebrochenen Volkssturme nicht fortwehen zu lassen. „Die Aengstlichkeit der meisten Ständemitglieder — heißt es in den Aufschreibungen eines derselben — war eine grenzenlose. Die meisten von ihnen kamen nur widerstrebend in die Sitzung, weil sie voraussahen, daß die Bevölkerung auf die Verhandlungen werde einzuwirken suchen, weil sie einen Konflikt mit dem Volke ebenso sehr befürchteten, als einen solchen mit der Regierung. Von dem Einen, wie von dem Andern besorgten sie das Schlimmste und ihnen wäre es daher am erwünschtesten gewesen, wenn die Regierung dem Zusammentritte der Stände durch ein Verbot entgegengetreten wäre. Es ist bezeichnend, daß wegen der Erwirkung eines solchen von einzelnen ständischen Koterien bei den höchsten Staatspersonen förmliche Bittgänge veranstaltet wurden, und die Erfolglosigkeit dieser Schritte ist gewiß ein schlagender Beweis dafür, daß es in den höchsten Kreisen des Hofes eine mächtige Partei gab, welche den Zusamentritt der Stände für nothwendig hielt, weil sie der Bevölkerung die Gelegenheit verschaffen wollte, die Stände zu einem imponirenden Auftreten gegen die diesen Kreisen unbequem gewordenen Machthaber zu drängen."

Der mit dieser Partei im Einverständnisse befindliche Landmarschall Graf Monteccoli bot seinerseits alles auf, die konservativen Ständemitglieder vom Fernebleiben von der Sitzung abzuhalten. „Wenn die Stände es im gegenwärtigen Augenblicke unterlassen sollten, ihre Posten zu behaupten, dann sind sie für immer verloren... Zeigen wir der Menge, daß wir den Muth besitzen, weder ihrem Willen noch jenem der Regierung blindlings nachzugeben, und die ständischen Einrichtungen werden dann die Feuerprobe ihrer Lebensfähigkeit bestanden haben..." Durch solche und ähnliche Phrasen ließen weder die konservativen noch die oppositionellen Ständemitglieder sich blenden, sie hatten aber doch die Wirkung, daß auch die Konservativen in der Sitzung erschienen, um, wie sie sagten, sich „seiner Zeit" nicht dem Vorwurfe auszusetzen, daß das Ständewesen durch ihr Ausbleiben Schaden gelitten habe. Der 13. März sah also eine zahlreich besuchte Ständeversammlung, denn es waren zu derselben im Ganzen 127 Ständemitglieder, darunter namentlich auch viele Hochadelige, erschienen *).

Der Beginn der Versammlung war auf 10 Uhr Vormittags anberaumt worden, die meisten Ständemitglieder hatten sich aber bereits vor 9 Uhr in den Nebengemächern des Sitzungssaales eingefunden, in nicht geringer Aufregung über die, obschon von ihnen vorhergesehene Ansammlung einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge in den Umgebungen des Landhauses und im Hofe desselben. Die Besorgniß, daß es „unten" zu Exzessen kommen werde, wurde von den Ständemitgliedern fast allgemein getheilt und es schien ihnen am gerathensten, die Sitzung schon früher, so lange sich das Volk noch passiv verhalte, abzuhalten. Alle vorliegenden Vorschläge und Anträge des Ausschusses wollte man en bloc annehmen, sich sodann sogleich wieder entfernen und erst in einem friedlicheren Zeitpunkte wieder zusammenkommen. Die beschlußfähige Anzahl der Stände war um 9 Uhr bereits anwesend und man drängte in den Lan-

*) In der unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Landmarschalls Albert Grafen von Mantecuccoli-Laderchi stattgefundenen, ewig denkwürdigen Versammlung der „hochlöblichen niederösterreichischen drei oberen Herren Stände" waren — laut offiziellem Protokoll — gegenwärtig: Vom **Prälatenstande:** die Herren Aebte (Prälaten) zu Mölk, Zwettl, Herzogenburg, Klosterneuburg, zu den Schotten, zu Göttweih, Lilienfeld, Heiligenkreuz, endlich der Rec. Magn. der Wiener Universität. Hofrath Jenull; vom **Herrenstande:** Se. Durchlaucht Fürst Liechtenstein, Graf Wimpffen, Freiherr von Gudenus Gabriel, Freiherr v. Sala Gustav, Graf Breuner August, Graf Gatterburg Ferdinand, Freiherr v. Lederer-Trattnern Karl, Graf v. Traun, Graf Attems, Graf Locatelli Hermann, Baron Geusau Karl, Baron Lempruch Karl, Baron Riefenfels, Se. Exzellenz Graf von Hoyos-Sprinzenstein, Graf Bellegarde August, Graf von Hoyos Heinrich, Graf Saint-Julien Franz, Graf Saint-Julien Clemens, Baron von Pereira Ludwig, Baron Thysebaert August, Freiherr von Kalferstein Franz, Graf von Spangen, Freiherr von Haan, Graf Kollowrat-Krakowsky Ferdinand, Graf Harrach, Landgrof von Fürstenberg Karl, Fürst Liechtenstein Karl, Fürst Liechtenstein August, Graf von Lamberg Gustav, Graf Khevenhüller Gustav, Graf von Harnoncourt Max, Fürst von Auersperg Vinzenz, Freiherr von Menßhengen Franz, Freiherr von Ottenfels-Gschwindt Franz, Freiherr Degrazia Franz, Graf von Sellern Josef, Graf Wickenburg Wilhelm, Graf Czernin Ottokar, Graf Fünfkirchen, Graf Hardegg Franz, Graf Gaßß Anton, Freiherr von Tinti Karl, Freiherr von Tinti Nikolaus, Graf M. Barth Adam, Fürst Lobkowitz Franz, Fürst Paar Karl, Graf von Starhemberg, Graf Falkenhayn, Graf Königsacker Leopold, Graf Kurzrack Klemens, Fürst Schwarzenberg Johann, Freiherr von Ludwigsdorf, Freiherr von London Oliv., Fürst Trautmannsdorf Ferdinand, Graf von Pergen Anton (Verordneter), Graf Colloredo Ferdinand, Graf Colloredo Josef, Graf Fries Moriz, Graf Bußy Markus, Baron von Wacker Eduard, Graf von Beratdingen (Ausschuß), Graf van Seldern (Ausschuß), Graf Fuchs (Ausschuß), Graf von Czernin Eugen, Graf Kinsky Ferdinand, Landgraf von Fürstenberg Johann; vom **Ritterstande:** Baron von Aichen (Landes-Unter-Marschall), Bar. Mofer, Ritter von Heintl, Ritter v. Lichtenfels (alle drei Ausschüsse), Baron Doblhaff, Ritter v. Schmerling (beide Verordnete), Ritter v. Managetta Philipp, Ritter v. Gyra Demeter, Ritter v. Schreibers Josef, Ritter v. Kleyle Vater, Ritter v. Managetta, Oberst, Ritter v. Managetta, Major, Ritter v. Zepharovich Jakob, Ritter v. Zepharovich Daniel, Ritter v. Schuster Johann, Ritter v. Stettner Johann, Ritter v. Andrae Franz, Ritter v. Mertens Peter, Ritter v. Mertens Josef, Ritter v. Mertens Heinrich, Ritter v. Schick Ferdinand, Ritter v. Schmerling Moriz, Ritter v. Schmerling Rainer, Freiherr v. Mayr Johann, Ritter v. Mitis Ferdinand, Hofbaurath, Ritter v. Mitis Georg, Ritter v. Meißl Ernst, Ritter v. Holger Philipp, Ritter v. Manner Raimund, Freiherr v. Vidall Karl, Freiherr v. Sardagna Josef, Ritter v. Thavonat Stefan, Ritter v. Unkrechtsberg Georg, Ritter v. Heintl Wilhelm, Ritter v. Hackher Alois, Freiherr v. Guldenstein Anton, Ritter v. Mack Valentin, Ritter v. Czerny Franz, Ritter Kleyle Karl, Ritter v. Engelshofer Ad., Ritter v. Engelshofer Candid., Ritter v. Laveran Ad., Freiherr v. Knorr Franz, Ritter v. Suttner Carl, Ritter v. Hempel Josef, Ritter v. Liebenberg Eugen, Freiherr v. Stifft sen., Freiherr v Redl Julius, Freiherr v. Geymüller Rudolf, Freiherr Borsch v. Borschod Ferdinand; im Ganzen **127 Ständemitglieder.**

desmarschall, daß er „anfange" die Sitzung zu eröffnen, da man bald fertig werden und nach Hause kommen wollte. Der Landmarschall wies die Zumuthung, vor der festgesetzten Stunde die Verhandlungen beginnen zu lassen, entschieden zurück aus formellen Gründen und darum, weil er, wie er wenigstens zu wiederholten Malen versicherte, der Ansicht war, daß die Volksmenge unten sich ruhig verhalten werde. Während dieser Unterhandlungen, die in Gegenwart des Landmarschalls geführt wurden, und bei welchen sich nur Einzelne, wie Freiherr v. Stifft sen., Graf Breuner und Graf Fries ganz im Sinne des Landmarschalls äußerten, während namentlich der regierende Fürst Liechtenstein, ein Graf Saint-Julien, der Prälat von Zwettl und viele Andere, darauf bestanden, daß die Sitzung sogleich stattfinde, weil Gefahr im Verzuge sei, ergriff unten im Hofe Dr. Fischhof das Wort. „Ein Redner!"... „Ein Redner spricht unten zum Volke!" rief man nun in den Sitzungssaal hinein und nun lief Alles auseinander und eilte zu den Hoffenstern um diesem für Oesterreich ganz neuen Schauspiele beizuwohnen. „Es bricht eine Revolution aus!" sagte man sich während der Rede Fischhof's in den Gemächern der Stände. „Und wir werden von ihr ins Schlepptau genommen werden!" fügte man mit vor Angst zitternder Stimme hinzu. Die Rede Fischhof's machte übrigens auch oben bei den Ständen tiefen Eindruck und namentlich die wenigen Oppositionsmänner in deren Mitte waren durch dieselbe in eine gehobene Stimmung versetzt worden. „Was sich heute auch ereignen mag, es mußte in Oesterreich so kommen, die Regierung wollte es nicht anders haben!" damit suchten die Muthigeren die bereits Muthlosen zu trösten.

Dennoch wurde die Mehrzahl der Ständemitglieder durch den Eindruck, den Fischhof's Rede unter der versammelten Volksmenge erregte, die fieberhafte Aufregung, die sie unter derselben erzeugte, die Begeisterung und den Thatendrang, welche sie allerseits erweckte, in Angst und Schrecken versetzt. „Das sind nicht mehr die Wiener!" rief der alte Fürst Liechtenstein aus, als er, nachdem Fischhof geendet, in den Hof hinunterblickte und die gewaltige Bewegung gewahr wurde, welche die Volksmasse durchzitterte. „Wie wird der heutige Tag enden!" klagte ein anderer Landstand, als das ganze Haus von den Hoch-Rufen und dem Jubelgeschrei wiederhallte, womit Fischhof für sein mannhaftes Auftreten gefeiert wurde. „Was wird mit uns Ständen geschehen!" jammerte ein dritter Landstand, dem es schon im Geiste vorschwebte, wie die entfesselten Massen über die Stände herstürzen und sie zu Gewaltakten gegen die Regierung nöthigen werde.

Wir haben diese Schilderungen über die Vorgänge im Ständesaale aus dem Munde eines Ständemitgliedes und können dafür einstehen, daß die mitgetheilten Aeußerungen wenn auch nicht dem Wortlaute so doch dem Inhalte nach vollkommen wahrheitsgetreu sind. Es geht aber auch aus anderen ganz glaubwürdigen Mittheilungen hervor, daß die Rathlosigkeit, in welcher die meisten Ständemitglieder sich befanden, gerade in Folge von Fischhof's Rede ihren Höhepunkt erreichte. „Nach der Rede — meldet ein anderer Bericht — begann Seitens vieler Ständemitglieder bei dem Landmarschall ein förmliches Sturmlaufen, um ihn zur Vertagung der Ständesitzung, zur Verlegung derselben an einen gesicherteren Ort, zu veranlassen. Viele erklärten die Verantwortung für die Folgen einer unter dem Drucke des Aufruhrs stattfindenden Berathung der Stände nicht übernehmen zu wollen, andere wieder meinten, es sei die Pflicht der Stände der Regierung von den Vorgängen im Landhause, von denen sie möglicher Weise keine Kenntniß habe und gegen die sie daher auch nicht einschreiten könne, sofort Meldung zu erstatten; wieder Andere mutheten dem Landmarschalle sogar zu, die Polizeibehörde, die Stadtkommandantur, oder wenigstens die Landesregierung darauf besonders aufmerksam zu machen, daß die Zusammenrottungen von Volksmassen um und im Landhause weder von den Ständen veranlaßt worden seien, noch von denselben gebilliget werden. Der Landmarschall wies alle diese Zumuthungen energisch zurück und betonte, daß die Stände weder Ursache hätten, sich wegen der stattfindenden Uebergriffe zu rechtfertigen, noch sich zu entschuldigen. Er fand dabei von Seite der oppositionellen Ständemitglieder die kräftigste Unterstützung und wieder war es Ritter Kleyle, der das gewichtige Wort aussprach: „Ich würde mich schämen, den Landständen anzugehören, wenn dieselben sich in diesem entscheidenden Augenblicke der Aufgabe nicht gewachsen zeigen sollten, die sie im Interesse des allgemeinen Besten zu erfüllen haben. Der Stände Pflicht ist es jetzt, von ihren Forderungen an die Regierung nicht um ein Haar breit zurückzuweichen, und gestützt auf die in ihrer großen Mehrheit von den reinsten und gemeinnützigsten Absichten durchdrungene Bevölkerung, bei den Machthabern auf die unabweisliche Nothwendigkeit der vollwichtigen Erfüllung dieser Forderungen hinzuweisen." Diesen Zwiegesprächen wurde durch die wirklich drohende Haltung, welche die Volksmasse im Hofe, in Folge der Aufforderung Goldmark's, sich mit den Ständen direkt in Verbindung zu setzen, plötzlich annahm, von selbst ein Ende gemacht. Als sich unten Alles gegen die nach den ständischen Verhandlungssälen führende Stiege zu in Bewegung setzte, als der Ruf: „Zu den Ständen!" ertönte und nach einzelnen im Volke bekannten Ständemitgliedern geschrieen wurde, da ergriff die meisten Ständemitglieder der namenloseste Schrecken. Alles eilte von den Fenstern hinweg und die an Verzweiflung grenzende Furcht Einzelner machte sich Luft in Angstrufen, wie: „Sie stürmen das Haus!"... „Sie werden über uns herfallen und uns zu Gewaltakten zwingen wollen!"... Die meisten stürzten wie Rasende in den Sitzungssaal, ohne selbst zu wissen, was sie dort zu suchen haben und Einzelne versuchten sogar durch eine Hinterthüre aus den Verhandlungssälen zu entfliehen, da sie aber vor lauter Gedränge nicht Aussicht hatten, aus dem Landhause zu entkommen, so blieb ihnen nichts übrig, als in die Mitte der Stände wieder zurückzukehren."

## 58.

## Erstürmung des Ständesaales.

Wir kehren nun wieder an den Punkt unserer Schilderung der Landhaus-Vorgänge zurück, wo wir sie am Schlusse des 56. Abschnittes (Seite 186) abgebrochen hat-


Böhm.
Burian.
Schneider.
Putz.
Kapper.

ten. Als uuten im Hofe von Dr. Fischhof die Aeußerung gethan worden war: „Kommen die Stände nicht zu uns, so gehen wir zu den Ständen!“ da drängte Alles gegen die zu den ständischen Verhandlungssälen führende, im Hintergrunde des Gebäudes befindliche Doppelstiege. Der den Zutrill zu derselben hütende Portier wuede bei Seite geschoben und die Masse wälzte sich unter dem furchtbaren Lärmen der Nachdrängenden, die gar nicht wußten, um was es sich eigentlich handle, über die Stiege hinauf in den rothen Vorsaal, dessen Glasthüren sofort eingedrückt wurden. In einem Augenblicke waren der Vorsaal und die zu demselben führende Stiege überfluthet und immer stärker wurde der Andrang im Vorsaale, so zwar, daß der an diesen anstoßende Rittersaal sich alsbald gleichfalls zu füllen begann. Die Diener, welche die Volksmasse aufzuhalten bemüht waren, wurden zurückgedrängt und Hunderte von Stimmen riefen: „Wo ist der Sitzungssaal? Wir wollen in den Sitzungssaal!“ In diesem ernsten Augenblicke erschien der Landmarschall in Begleitung einiger Ständemitglieder im Rittersaale, um das Eindringen der Volksmasse in den Sitzungssaal hintanzuhalten. Er näherle sich den Eingedrungenen freundlich. Einer der mit ihm erschienenen Landstände rief der Menge zu: „Meine Herren! das ist Seine Exzellenz, der Herr Landmarschall, Graf Monteeuccoli!“ und dieser erklärte sich nun bereit, die Wünsche der Eingedrungenen zu vernehmen. Der Lärm war so groß, der Tumult ein so heftiger, daß das Erscheinen des Landmarschalls anfänglich von den wenigsten beachtet wurde. Graf Monteeuccoli fragte die Volksmasse neuerdings mit weithin vernehmbarer Stimme um ihr Begehren. „Still!“ ... „Ruhig!“ ... „Der Landmarschall will wissen, was wir wollen!“ ... hieß es nun und in einigen Sekunden trat eine Pause der Ruhe ein. Da nahm, der unter den am Vordersten, in der Nähe des Landmarschalls befindliche Dr. Fischhof das Wort: „Herr Graf — sagte der Sprecher — wir sind hier im Namen des Volkes, das unten in dichten Massen versammelt steht, um den Ständen seine Sympathien zu beweisen, und sie durch seine männliche und entschlossene Haltung in ihrem Kampfe zur Wiedererlangung der so lange vorenthaltenen Rechte zu unterstützen. Die Wünsche des Volkes kennen Sie; sie sind in den Petitionen der Bürger und Studirenden deutlich genug ausgesprochen.“ Während Fischhof sprach, entstand wieder ein so furchtbarer Lärm im Vorsaale und auf der Stiege, daß die Worte, mit welchen der Landmarschall die Anrede Fischhof's erwidern wollte, selbst von den Zunächststehenden nicht vernommen werden konnten. Der Graf sah sich genöthigt abzubrechen und der Masse durch Zeichen zu erkennen zu geben, daß er eine Ansprache halten wolle. Um von Allen gesehen zu werden und sich besser vernehmbar zu machen, stieg er auf einen Stuhl und wartete eine Weile, als plötzlich auf den vielstimmigen Ruf: „Still!“ ... „Ruhe!“ ... „Der Herr Landmarschall will reden!“ eine wahre Todtenstille eintrat. „Meine Herren!“ — sprach nun der Landmarschall zu den Versammelten, die einen Kreis um ihn bildeten — „Ihre Wünsche sind auch die der Stände. Es wird uns eine angenehme Pflicht sein, dieselben Sr. Majestät vorzutragen. Ich kann Ihnen sogar die erfreuliche Mittheitung machen, daß Se. Majestät entschlossen ist, die Stände sämmtlicher Provinzen zur Berathung zeitgemäßer Reformen einzuberufen....“ Nach diesen Worten unterbrachen viele Stimmen den Redner: „Keine halben Maßregeln!“ ... „Kein Zögern!“ ... „Wir wissen was solche Versprechungen zu bedeuten haben!“ ... „Keine Worte, sondern rasche, entschlossene Thaten!“ ... so erscholl es verworren durcheinander. Als der Landmarschall nach einiger Weile wieder zum Worte kam, fuhr er fort: „Meine Herren! Wir Stände sind alle für den Fortschritt, wir kämpfen dafür seit Jahren. Aber, ich ermahne Sie, meine Herren, entfernen Sie sich nicht von dem Wege der Gesetzlichkeit. Gönnen Sie uns die nöthige Ruhe, Ihre Wünsche in Erwägung zu ziehen. In diesem Lärm, in dieser Unordnung ist jede Berathung unmöglich. Räumen Sie daher den Saal.“ Diese Worte machten Eindruck. Eine Anzahl von Männern wendete allen ihr zu Gebote stehenden Einfluß auf, die tobende Masse zu beruhigen, zu beschwichtigen. „Zurück, in den Hof!“ hieß es nun und die in den Rittersaal Eingedrungenen drängten nun wieder in den Vorsaal hinaus. Die auf der Stiege Befindlichen erhoben aber, in dem Irrthume, die Eingedrungenen würden mit Gewalt zum Rückzuge gezwungen, plötzlich ein furchtbares Geschrei.

Die Unordnung wurde immer größer und Viele liefen bei den fortwährendem Hinauf- und Hinabdrängen Gefahr, erdrückt zu werden. Fischhof hatte Geistesgegenwart genug in diesem Momente, die Menge über den Stand der Dinge aufzuklären. „Meine Herren!“ schrie er mit dem Aufwande seiner ganzen Kraft, „das Volk hat Unten gesprochen, hier Oben mögen aber die Stände sprechen. Ich hoffe, daß Männer, wie Graf Montecuccoli und Andere, nicht weniger Muth haben werden wie das Volk. Entweihen wir daher nicht durch Exzesse das Heiligthum, in dem die Väter des Vaterlandes tagen. Mögen die Stände die großen Fragen des Tages berathen. Wir wollen das Ergebniß im Hofe abwarten.“ Nun drängten alle im Vorsaale Befindlichen gegen die Stiege zu und versuchten durch den fortwährenden Ruf „In den Hof!“ ... „In den Hof zurück!“ die auf der Stiege und in der Vorhalle Befindlichen zum Rückzuge zu bewegen. Der Ruf „Zurück!“ stieß aber bei den im Hofe Weilenden auf heftigen Widerspruch. „Der Schritt ist gethan — hieß es unten — wir können nicht mehr zurück! Schon sind wir mit dem einen Fuß im Standrecht, mit dem andern auf dem Spielberg. Jetzt müssen wir siegen! Muth und voran!“ Und Tausende von Stimmen antworteten dem Sprecher wie ein donnerndes Echo: „Muth! Muth! voran! voran!“ Die Ungewißheit darüber, was oben vorgehe und warum man in den Hof zurückdränge, steigerte die im Hofe herrschende Aufregung in hohem Grade. Plötzlich hieß es, es seien Arretirungen vorgenommen, Fischhof und andere Volksmänner seien verhaftet worden. „Verrath! Verrath!“ hallte es wüthend durch den Hof. In diesem Augenblicke erschien im Vorsaale, der noch ziemlich gefüllt war, weil durch die auf der Stiege dichtgedrängt stehende Masse nicht hindurch zu kommen war, der Landstand Graf Breuner, theilte mit, was im Hofe unten vorgehe, und bat Dr. Fischhof, sich an einem Fenster zu zeigen und an das Publikum einige Worte der Beruhigung zu richten. Auch der Landmarschall eilte herbei und begab sich von Fischhof dazu aufgefordert, mit diesem an ein Hof-

fenster, um sich dem Volke zu zeigen. Beide wurden von der Menge mit freudigem Jubel begrüßt. Montecuccoli schickte sich zum Reden an und man gebot sich nun im Hofe unten gegenseitig Ruhe. Endlich ward es stille. Der Graf verbürgte sich nun dem Volke dafür, daß die Stände sich für die allgemeinen Wünsche durch eine eigene Deputation an den Stufen des Thrones nachdrücklichst verwenden werden, stellte jedoch Namens der Stände das Ersuchen, daß man ihnen während ihrer Berathungen die nöthige Ruhe gönnen und alles vermeiden müsse, was geeignet wäre, ihre Würde zu beeinträchtigen. Die Ansprache, welche mit der Warnung vor Ueberschreitungen des Gesetzes schloß, wurde mit lebhaftem Beifalle aufgenommen und als der Landmarschall nach allen Seiten hin grüßend, mit Fischhof unter den Lebehoch!-Rufen des Volkes das Fenster verließ, erklärte er sich diesem gegenüber bereit, zwölf Vertrauensmänner der im Hofe versammelten Männer zu der Berathung der Stände zuzulassen, damit sie Zeugen derselben sein könnten. Welche Steigerung hatte die politische Bewegung in Wien binnen ein paar Tagen erfahren! Graf Montecuccoli, der sich, was aktenmäßig nachgewiesen werden kann, noch am 11. März aus Rücksicht auf die Landesgesetze dagegen sträubte, daß zu der Ständesitzung zwölf „äußere Räthe" der Stadt Wien geladen werden, traf nun, also kaum zwei Tage später, selbstständig und ohne Wissen der ständischen Opposition eine Entscheidung, die auf die Märzereignisse schon darum vom wichtigsten Einfluß war, weil durch sie die Volksrepräsentation de facto sanktionirt wurde. Fischhof mit dem Vorschlage des Landmarschalls einverstanden, richtete vom Fenster herab an die im Hofe Versammelten die Frage, ob sie es gutheißen, daß man Zwölf aus ihrer Mitte den Berathungen beiziehe, zur Gewähr dafür, daß die Stände die Wünsche des Volkes vor dem Throne nachdrücklichst befürworten wollten. „Ja, ja! Bravo! bravo!" war die jubelnde Antwort und er verließ mit der Bitte um Ruhe und Ordnung das Fenster. Er wendete sich nun an die in dem Rittersaale und dem Vorsaale befindliche Menge und legte ihr eindringlich an's Herz, daß es jetzt Ehrensache geworden, die Gemächer der Ständeversammlung zu verlassen. Im Vereine mit mehreren Gleichgesinnten, den Doktoren Garner, Goldmark, Rader und Anderen, die im Landhause viel Muth, Einsicht und Besonnenheit bewiesen hatten, gelang es ihm wirklich, den Rückzug der Volksmasse zu bewerkstelligen; die Flut derselben ergoß sich nun die Stiege hinunter, zurück in den Hof, wo in Folge dessen neues Drängen, Rufen, Schreien entstand. Die Ständesitzung war mittlerweile eröffnet worden. Durch diesen neuen Lärm wurde dieselbe gestört, eine Anzahl Stände verließ den Sitzungssaal, eilte an die Hoffenster um zu sehen, was es unten gebe. Graf Breuner beschwor vom Fenster aus neuerdings die Versammelten, sich ruhig zu verhalten, den Ständen ihre Berathungen zu Ende führen zu lassen, in einer halben, höchstens in einer Stunde würden die Beschlüsse kundgemacht werden und die ganze Bevölkerung werde mit denselben zufrieden sein. Man rief dem Grafen Beifall zu und Alles versprach ruhig abzuwarten. Für eine Weile wurde es nun wirklich stiller, aber es dauerte nicht lange und der frühere Höllenlärm ging vom neuen wieder los. In der Säulenhalle der Einfahrt zur Stiege traf nun Fischhof die Anstalten zur Vornahme der Wahl der dem Volke zugestandenen zwölf Vertrauensmänner. Es walteten hiebei große Schwierigkeiten, denn die meisten der Anwesenden waren sich gegenseitig fremd. Unter dem Rufe: „Der Freiheit eine Gasse!" suchte Fischhof die im Hofe dichtgedrängt stehende Masse durch Theilung über's Kreuz in vier größere Gruppen zu trennen. Jede dieser Gruppen, wollte er, solle drei Vertrauensmänner wählen: sechs Bürger und sechs Studenten sollten im Ganzen zu den Ständen hinaufgesendet werden. Damit waren viele nicht einverstanden, welche die Wahl von acht Bürgern und blos vier Studirenden verlangten, damit die Stände nicht zu der Vermuthung kämen, daß sie es größtentheils nur mit jungen Brauseköpfen zu thun hätten. Andere schlugen wieder vor, daß sämmtliche in der österreichischen Monarchie befindlichen Nationalitäten in der Deputation vertreten sein sollen. Es war noch nicht gelungen, weder über die Zusammensetzung, noch über die Art der Wahl dieser Deputation eine Einigung zu erzielen, als ein Zwischenfall sich ereignete, der alsbald die ungetheilte Aufmerksamkeit des größten Theiles der Anwesenden für sich in Anspruch nahm.

## 59.

## Kossuth's Rede.

Es drängte sich nämlich in diesem Augenblicke vom Hauptthore her ein blutjunger Mensch durch die Menge, der fortwährend: „Kossuth's Rede! Ich bringe Kossuth's Rede!" rief, dabei mehrere Bogen Papier über seinem vor Freude strahlenden Antlitze schwingend. Diese Rede hat in der Geschichte der Wiener Revolution zweimal eine folgenschwere Rolle gespielt, das erste Mal nach dem 3. März als sie ganz Wien elektrisirte und in den weitesten Kreisen der Ansicht, „daß es in Oesterreich um jeden Preis anders werden müsse" zahlreiche Anhänger warb, das zweite Mal am 13. März, im Hofe des Ständehauses, wo sie wesentlich dazu beitrug, den Ausbruch der Revolution zu beschleunigen. Wir haben die wichtigsten Stellen dieser gewaltigen Rede bereits in der Vorgeschichte (Seite 110 bis 113) mitgetheilt, an dieser Stelle veröffentlichen wir sie ihrem vollen Wortlaute nach und in derselben Uebersetzung, in welcher sie im Hofe des Landhauses vorgelesen wurde. Ein Dr. Moriz Kalazdy hatte sie nämlich auf Ansuchen mehrerer Freunde wörtlich ins Deutsche übersetzt und eine Abschrift dieser Uebersetzung gelangte durch einen Dr. Martin in die Hände des Medizinä Studenten Maximilian Goldner (eines gebürtigen Ungarn), der sie jetzt triumphirend in den Hof des Landhauses brachte. Schnell machte man ihm Platz und hob ihn auf das Brunnendach. „Meine Herren! sprach er von dort aus, seine Papiere entfaltend zum Volke, ich werde Ihnen nun die Rede vorlesen, welche von Ludwig Kossuth, dem edlen Vorkämpfer der Freiheit, am 3. März im ungarischen Landtage gehalten wurde." — Das Anerbieten wurde mit lebhaftem Beifalle angenommen. „Ich werde aber — bemerkte Goldner nun weiter — jene Stellen der Rede übergehen, die auf unsere Verhältnisse keinen Bezug haben." Auch damit war man einverstanden. Von allen

Seiten wurde gebieterisch Ruhe verlangt und Goldner begann nun zu lesen. Doch seine Stimme erwies sich als zu schwach und da der Redner vor Hast und Aufregung am ganzen Körper zitterte, so vermochte er der Menge nicht zu imponiren. Es wurde nach einem anderen Vorleser gerufen und sogleich bot sich einer dazu an. Es war dies ein kleiner 23jähriger Student, den man aber seinem Ansehen nach für kaum 16jährig gehalten hätte. Demselben, Namens Putz, einem aus Tirol gebürtigen Juristen, wurde rasch auf das Brunnendach geholfen und mit volltönender kräftiger Stimme begann er nun zu lesen. Goldner unterbrach ihn zum Verdrusse der Menge, gleich am Beginne seines Vortrages mit der Bemerkung, daß die Einleitung der Rede nicht interessiren dürfte; allein er wurde überstimmt. „Vom Anfange an lesen!“ ... „Alles vorlesen!“ hieß es und Putz gab diesem Verlangen Folge. Selbst der Titel wurde von ihm vorgelesen. Er begann:

„**Wörtliche Uebersetzung der von Kossuth am 3. März 1848 am Landtage zu Preßburg gehaltenen Rede.**

„Mit Dank nehme ich die Motion des Raaber Komitats-Deputirten an, obgleich ich in der Ueberzeugung, daß die abschwebenden außerordentlichen Umstände sich über die speziellen Gegenstände zu erheben gebieten, von seiner Motion nur die Veranlassung nehmen will, um die löblichen Stände zu bitten, daß sie im Gefühle der ungeheuren Verantwortlichkeit des Augenblicks die Landtagspolitik zu jener Höhe erheben wollen, welche die Zeit uns vorschreibt.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, will ich mich in keine Zergliederung der Bankverhältnisse einlassen. Ich werde nicht jene verfehlte Politik erörtern, der gemäß diese auf die Emission eines neuen Papiergeldes gerichtete Bankinstitution schon in ihrem Ursprunge ein Schritt war, der, mit ungeheuren finanziellen Opfern erkaufend, was die Regierung ohne diese Opfer mit sicherem Erfolg hätte erreichen können, schon bei seinem Beginn den Keim in sich trug, daß die Monarchie nicht nur aus ihren Schulden sich nicht herausarbeiten wird, was besonders in den Jahren 1817—25 sehr leicht hätte geschehen können, sondern in neue und immer neue Lasten sich verwickeln muß. Auch in die Zergliederung jener Verhältnisse will ich mich nicht einlassen, welche zwischen den in Umlauf befindlichen verzinslichen Banknoten und den verzinslichen Anlehen des Staates darum obwalten, weil die Obligationen dieser letzteren zum großen Theile die Deckung der erstern bilden und die Werthverminderung dieser auch die Hypothek für jene vermindert. Und zwar will ich aus zwei Gründen in diese Erörterung nicht eingehen.

Erstens deshalb, weil ich überzeugt bin, daß die in Bezug auf den Banknotenwerth entstandene Beunruhigung verbunden mit der einfachen Interpellation des Raaber Komitates hinreichend sein wird, um dem Monarchen die Ueberzeugung beizubringen, daß, wenn das geringste Mißtrauen gegen ein finanzielles Institut, das wie die Wiener Bank so sehr mit den Privatverhältnissen verflochten ist, im Publikum Platz zu greifen anfängt, man dasselbe augenblicklich zerstreuen müsse, indem sonst die Folgen unberechenbar wären. Zerstreuen läßt sich dasselbe aber nicht durch Verordnungen und Reskripte, nicht durch was immer für vorgeschützte Verheimlichungen, sondern nur dadurch, wenn der Stand der Dinge offen, ohne Rückhalt und erfolgreich dem Publikum unterbreitet wird. Daß die Regierung dies so auffaßt, dafür gilt mir der Umstand als Beweis, daß von Seiten der Bankdirektion schon heute Früh glaubwürdige Ausweise über den Stand der Bank mehreren aus dem Deputirtenstande kommunizirt wurden, welche darthun, daß die bis zum Werth von 24 Mill. emittirten Banknoten gedeckt sind und überdies ein Aktivvermögen von 30 Mill. vorhanden ist. Ich will glauben, die Regierung werde die Nothwendigkeit fühlen, daß es im eigenen Interesse ihre unerläßliche Pflicht sei, diesen beruhigenden Ausweis in beglaubigter Form zu veröffentlichen und daß es ein großer Fehler wäre, dies unter dem Vorwande unterlassen zu wollen, weil die Wiener Bank ein Privatinstitut und deshalb der Regierung nicht verantwortlich sei. Denn das Publikum kennt sehr wohl jene Solidarität, in welcher die Bank zur Regierung steht, indem dieses Institut bezüglich der Banknoten-Emission nichts anderes ist, als eine wenn auch mangelhafte doch ergänzende Institution im Finanzsistem der Monarchie.

Der zweite Grund, warum ich in eine tiefere Zergliederung dieser Verhältnisse nicht eingehen will, ist der, weil ich weiß, daß, insofern der Börsenkurs der Staatspapiere als Barometer für den Stand der Dinge betrachtet werden kann, im Jahre 1830 die Sachen noch viel schlechter standen als jetzt, und ich überhaupt davon überzeugt bin, daß die Wiener Bank gegenwärtig noch in keiner Gefahr schwebe, die eine begründete Beunruhigung verursachen könnte, und daß eine solche Gefahr nur dadurch herbeigeführt würde, wenn durch eine falsche Politik der Staat von Tag zu Tag in größere Opfer gestürzt werden sollte, deren unvermeidliche Folge ein neuer Staatsbankerott sein müßte. Wenn die Politik eine weise Richtung einschlägt, dann können wir nach meiner Ansicht über die Bank beruhigt sein und deshalb wünsche ich, die Aufmerksamkeit der löblichen Stände auf jene Punkte zu richten, welche das Zunehmen der Gefahr unserer öffentlichen Zustände zu fördern im Stande sind. Im Allgemeinen genommen bin ich der Ueberzeugung, daß, nachdem wir sehen, welchen Einfluß die österreichischen finanziellen Verhältnisse auf unsere Geld- und Besitzverhältnisse auszuüben vermögen, wir bei dem Wunsche eines Bankausweises nicht stehen bleiben können, sondern daß wir die Verrechnung der ungarischen Staatseinnahmen und Bedürfnisse, die Unterordnung der ungarischen Finanzen unter eine konstitutionelle Manipulation, mit einem Worte ein selbstständiges ungarisches Finanzministerium verlangen müssen. Sonst kann die ohne unsere Mitwirkung verfügende fremde Macht unsere Geldverhältnisse in endlose Verwirrung stürzen. Wenn wir dagegen ein verantwortliches Finanzministerium haben, können wir bei einem rationellen Haushalte für den Glanz des Thrones, für die Lebensbedürfnisse, für die Erfüllung aller unserer rechtmäßigen Verpflichtungen Sorge tragen und die Geldverhältnisse unserer Mitbürger gegen alle gefährlichen Fluctuationen sicherstellen.

Von den Bankverhältnissen will ich also nur so viel sagen, daß die beiden nöthigen Schritte schon geschehen sind, der eine, daß das Publikum über den Stand der Bank offiziell beruhiget werde, der andere, daß zur Einlösung der Banknoten in Silber in allen Theilen des Landes wirksame Maßregeln ergriffen werden. Wenn hiezu die Richtung der Regierungspolitik zweckmäßig geändert wird, so hoffe ich, daß das Vertrauen zurückkehren werde, dessen Wiederherstellung das Interesse unseres eigenen Beutels, aber auch das Interesse der Dynastie erheischt. Ich richte daher meinen Vortrag auf die Untersuchung der Entstehungsquellen dieser Uebel und auf die Bezeichnung der Heilmittel.

Schon als ich zu Beginn des Landtages eine Antworts-Adresse beantragte, hielt ich es für meine Pflicht, in eine Zergliederung der Lage unseres Landes einzugehen, in Bezug sowohl auf unsere inneren Angelegenheiten, als auch auf jene Beziehungen, welche gemäß der pragmatischen Sanktion zwischen uns und dem österreichischen Kaiserstaate obwalten. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß wir so lange nicht vollkommen beruhigt sein können über die Zukunft unseres Vaterlandes, so lange unseres Königs Majestät nicht in allen ihren Herrscherbeziehungen konstitutionelle Regierungsformen umgeben.“

Diesen einleitenden Stellen der Rede, welche Vorgeschehnisse und Zustände behandelten, für welche die Menge im Landhause fast gar kein Verständniß hatte, hörte man mit stiller Aufmerksamkeit zu. Erst bei dem Schlußsatze, der für alle Länder Oesterreichs konstitutionelle Einrichtungen verlangte, brach der erste allgemeine Beifall los, und es

dauerte mindestens fünf Minuten, bis die Ruhe wieder eintral und Putz in seiner Vorlesung fortfahren konnte:

„Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß ich auch in Hinsicht jener Reformen, die unsere Nation erwartet, dem Vaterlande nicht die Sicherheit geboten sehe, ihre Richtung werde eine konstitutionelle, ihr Erfolg werde ein der nationalen Freiheit günstiger sein, so lange das Regierungssistem der mit uns unter einem Monarchen stehenden Nationen der Konstitutionalität strakt zuwiderläuft, so lange jener Staatsrath,

„Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß die Mannigfaltigkeit der Interessen, die zwischen uns und den übrigen Nationen der Monarchie obwalten, ohne den Verlust unserer Selbstständigkeit, Freiheit und unseres Wohlstandes nur auf der Basis einer die allgemeinen Gefühle verschwisternden Konstitution auszugleichen sei.“

Das wahre Wort war jetzt ausgesprochen; „Konstitution!... Konstitution!“ riefen unter enthusiastischen Beifallsbezeugungen hunderte von Stimmen. „Weiterlesen!“ hieß es dann wieder, und Putz setzte fort:



Hermann zerreißt die Ständeresolution.

der die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie ordnet und auf die innern Angelegenheiten selbst unseres Vaterlandes einen gesetzwidrigen aber überwiegenden Einfluß übt, sowohl im Prinzip als in Verfassung und Richtung antikonstitutionell ist.“

Neuerdings wurde die Vorlesung durch einen etwa fünf Minuten andauernden Beifallssturm unterbrochen, und fast eben so lange währte es, bis die Rufe: „Ruhe! Ruhe! Still sein!“ allmälig verstummten. Putz fuhr nun fort zu lesen:

„Ich warf einen schmerzlichen Blick auf den Ursprung und die Fortpflanzung des Wiener bureaukratischen Regierungssistems, ich enthüllte, wie sie das Gebäude ihrer erlahmenden Macht auf den Ruinen der unterdrückten Freiheit unserer verbrüderten Nachbarn errichtete, und herzählend die verderblichen Folgen dieses unheilvollen Regierungsmechanismus und hineinblickend in das Buch des Lebens, wo die fatalistische Logik der Ereignisse die Enthüllung der Zukunft verkündet, prophezeite ich im Gefühl treuer und warmer Anhänglichkeit an die Dynastie, daß derjenige der zweite Gründer des Hauses Habsburg sein werde, der das Regierungssistem der Monarchie in konstitutioneller Richtung reformiren und den Thron

des erlauchten Herrscherhauses auf die Freiheit seiner treu ergebenen Völker unerschütterlich gründen wird."

Der Jubel, der Enthusiasmus, den diese Worte erregten, entzieht sich jeder Schilderung. Alles wurde wie in einen Taumel versetzt. Man klatschte Beifall, rief „Bravo Kossuth!" brachte Hoch!-Rufe auf das Kaiserhaus, auf den Vorleser aus, jauchzte und schwenkte die Hüte. Der Vorleser, halb erschöpft vor Anstrengung, bat die um ihn Stehenden um ein Glas Wasser. Man reicht es ihm von dem Brunnen, auf welchem er stand, und er schwingt es hoch mit dem Rufe: „Das ist ein klarer, lauterer Quell, und mit ihm trinke ich auf das Wohl dieser Versammlung!" Lauter Beifall unterbrach ihn. „Oesterreich, das konstitutionelle, das freie, das einige — rief Putz weiter — Hoch!" — „Hoch! „Hoch!" scholl es aus tausenden von Kehlen. „Hoch das erlauchteste Kaiserhaus! Kaiser Ferdinand, Hoch! Hoch! Hoch!" — Die Zurufe, mit welchen dieser Toast von allen Seiten beantwortet wurde, der sich immer und immer wiederholende Jubel, den er hervorrief, zeigten es deutlich, daß die im Landhause versammelte Volksmasse von den loyalsten, patriotischesten Absichten erfüllt sei. Auch die weiteren von Putz ausgebrachten Toaste auf die Erzherzoge Franz Karl, Stephan und Johann wurden mit herzlichem Jubel aufgenommen. Während dieser loyalen Demonstrationen erschien wieder eine größere Anzahl von Ständen an den Hoffenstern, die in die „Hoch!"-Rufe auf das Kaiserhaus und dessen einzelne Mitglieder miteinstimmten. Als der Jubel sich nach einer Viertelstunde einigermaßen gelegt hatte, fuhr Putz in seinem Vortrage fort:

„Kaum drei Monate sind seit diesen meinen Worten verflossen; von Weisheit gestützte Throne sind in diesen drei Monaten zusammengestürzt und Völker haben ihre Freiheit wieder erlangt, deren so nahe Zukunft sie früher nicht einmal träumten. Wir aber wälzen seit drei Monaten unermüdet den Stein des Sisyphus und der Schmerz über die Unbewegsamkeit umhüllt meine Seele mit drückender Bekümmerniß. Blutenden Herzens sehe ich so viel edle Kraft, so viel große Fähigkeiten sich abmühen an einer undankbaren Arbeit, die den Qualen einer Tretmühle gleichkommt. Ja, auf uns ruht der schwere Fluch eines erstickenden Qualms; aus der Beinkammer des Wiener Sistems weht eine verpestete Luft uns an, die unsere Nerven lähmt, unsern Geistesflug bannt."

Die versammelten Tausende geriethen am Schlusse dieser Stelle vor Enthusiasmus außer sich; sie gingen in Eins auf mit dem Vorleser, der ihnen die fulminanten Sätze der Rede Kossuth's in immer energischerem, kräftigerem, eindrucksvollerem Tone vortrug. Mit glühendem, begeisterungstrunkenem Auge starrte die Menge zu dem noch knabenhaften Studenten auf dem Brunnendache empor, der ihnen durch seinen Vortrag keine Zeit ließ, nachzudenken, zur Ruhe zu kommen, der im Grunde ihres Innern alle hehren Gefühle von Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, Erbarmen, Tugend erweckte. Ein tosender Beifallssturm folgte dem anderen und als eine Stentorstimme den Ruf erschallen ließ: „Die Stelle wiederholen!" schrie alles: „Nochmals lesen!" ... „Nochmals lesen!" und es dauerte eine Weile bis Putz sich Gehör verschaffen und diese Stelle nochmals vortragen konnte, die neuerdings mit minutenlangem Beifalle aufgenommen wurde. Putz las sodann weiter:

„Wenn mir aber bis dahin nur deshalb bangte, weil es mich schmerzte, des Wiener Sistems wegen unsern Fortschritt zu unersetzlichem Schaden des Vaterlandes über die Maßen gehemmt zu sehen, und weil ich wahrnahm, daß jener Zwiespalt, der zwischen der absolutistischen Tendenz des monarchischen Sistems und der konstitutionellen Richtung der ungarischen Nation seit drei Jahrhunderten auseinander klafft, bis heute noch nicht ausgeglichen ist und, ohne die eine oder die andere Richtung aufzugeben, nicht ausgeglichen werden kann: so bangt mir jetzt nicht deshalb allein, sondern auch darum, daß jene Politik der bureaukratischen Unbeweglichkeit, die in dem Wiener Staatsrathe sich verknöcherte, die Monarchie in Verwirrung stürzen, die Zukunft unserer geliebten Dynastie in Frage stellen, unser Vaterland aber, das daheim mit sich so viel zu thun hat und dazu aller seiner Kräfte und jedes Hellers bedarf, in erschöpfende Opfer, in endlose Leiden verwickeln muß."

Auch diese Stelle fand solchen Beifall, daß sie zweimal gelesen werden mußte.

„Ich sehe die Sachen so, und weil ich sie so sehe, halte ich es für meine unerläßliche Pflicht, die löblichen Stände ehrerbietigst zu ersuchen, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zustand und auf die Vorbeugung der unserem Vaterlande deshalb drohenden Uebel v·rbreiten zu wollen. Uns, löbliche Stände, die wir von der Nation beauftragt sind, über ihre Gegenwart zu wachen und ihre Zukunft sicher zu stellen, uns ist es nicht erlaubt, mit geschlossenen Augen zu warten, bis die Würfel gefallen sind, die unser Verderben besiegeln, bis die Wucht der Ereignisse gleich einer stürmischen Fluth die Wogen über unserem Haupte zusammenschlägt und die Reue ob des unsäglich schweren Verlustes auf der Oberfläche des Ozeans erscheint, wo sich die Geschichte der Völker abspiegelt. Denn wenn wir nicht trachten, dem Uebel vorzubauen, dann wären wir vor Gott, der Welt und unserem Gewissen verantwortlich für all' jenes Unglück, das aus der Versäumniß folgen würde. Wenn einmal in Folge einer schiefen Politik die Zeit friedlicher Ausgleichungen, die Zeit, das Schicksal zu befragen, abgelaufen ist und die Würfel unwiderruflich gefallen sind, wenn wir es versäumt, zur Vorbeugung dessen das frei erhobene Wort der Vertreter der Nation in die Wagschale zu werfen; wenn wir die Verwicklungen dahin kommen lassen, daß uns nur die Wahl bleibt zwischen Verweigerungen und Opfern, deren Ende allein Gott sieht: dann, löbliche Stände, ist die Reue zu spät, den unthätig verscherzten Augenblick kann selbst der Allmächtige nicht wieder zurückbringen. Ich mindestens will als Deputirter an der Verantwortlichkeit verspäteter Reue, wenn ich auch als Landessohn ihre Folgen mit zu erdulden haben werde, nicht Theil haben."

„Mögen sich die löblichen Stände an die Zeiten der französischen Revolution erinnern. Was hatten wir Ungarn mit den inneren Angelegenheiten der französischen Nation zu schaffen? Unser Landtag war 1790 beisammen, aber unsere Väter dehnten ihr Augenmerk nicht auf die internationale Politik aus. Und was war die Folge? Ein fünfundzwanzigjähriger, mit den ungeheuersten Opfern geführter Krieg ist der Nation aufgelastet worden; das Blut der Nation floß in Strömen, ihr Hab und Gut wurde in den Strudel hineingezogen, und was mußte trotz all'dem unsere Väter treffen? Sie mußten die Flucht des königlichen Hauses sehen, die siegreichen Waffen des fernen Westens auf den Boden des Vaterlandes getragen, diese Stadt selbst, den gewohnten Sitz unserer Gesetzgebung, in der Gewalt des fremden Siegers; sie mußten die dem Sturze nahe Monarchie von dem Gnadenwink des stolzen Triumphators abhängig sehen, sehen die beklagenswerthen finanziellen Wirren, welche bei dem engen Verband mit der Monarchie die schrecklichen Schläge zweier Staatsbankerotte unser armes Vaterland schwer empfinden ließen. Und bei all diesem Unglücke hatten wir nicht einmal den

Trost sagen zu können: Wir haben unsere Stimme noch zur rechten Zeit in die Wagschale der Geschicke geworfen. Gebe Gott, daß man nicht dereinst auch über diesen Landtag ähnliches sagen könne; gebe Gott, daß nicht dereinst auf unsere Seelen der reuevolle Gedanke falle, daß wir der Monarchie und dem königlichen Throne das Verderben nahen sahen und dennoch nicht mit männlicher Entschiedenheit auftraten, es abzuwenden, jedenfalls aber unser Andenken vor dem Vorwurf einer Pflichtversäumniß rein zu erhalten."

„Darum, löbliche Stände! würdigen wir die Zeitbegebenheiten, erheben wir unsere Politik auf das Niveau der Umstände, schöpfen wir Kraft aus dem Gefühle der unerschütterlichen Treue für die Dynastie zu einer großartigen, der Zeitlage entsprechenden Entschiedenheit."

„Ich will die Verhältnisse, wie sie in der Monarchie und im Auslande obwalten nicht zeichnen, denn sie sind bekannt; aber meine feste Ueberzeugung will ich aussprechen, daß die wahre Quelle aller Wirren im Wiener Regierungssisteme liege, und mit Bangigkeit spreche ich die Ueberzeugung aus, daß dieser verkehrten Politik, die mit den Interessen der Nation und den rechtmäßigen Forderungen einer vernünftigen Freiheit schnurstraks im Widerspruch ist, anzuhängen soviel hieße, als die Zukunft der Dynastie zu kompromittiren."

Lange andauernder Beifall.

„Widernatürliche politische Sisteme können sich, ich weiß es, wohl durch eine Zeit erhalten, denn zwischen der Geduld der Nationen und ihrer Verzweiflung ist ein langer Weg. Aber es gibt politische Sisteme, die dadurch, daß sie lange dauerten, an Kraft nicht gewonnen, sondern verloren haben, und endlich kommt der Augenblick, wo es gefährlich wäre, sie noch länger aufrecht halten zu wollen; denn ihr langes Leben hat sie zum Tode reif gemacht."

Endloser Beifall. Auch diese Stelle mußte zweimal gelesen werden. Hierauf abermaliger Beifallssturm. Die Leidenschaft der Volksmenge hat den Kulminationspunkt erreicht und Kossuth's Rede war ihr Sprachrohr, war der Ausdruck dessen, was sie begeisterte. Ebenso wie Kossuth in den folgenden Stellen seiner Rede, schlugen nun auch die Versammelten einen gereizten, zornigen, erbitterten Ton an. Sie brechen nicht weiter mehr in „Hoch!"-Rufe aus, sie sind nicht mehr in der Stimmung zu loyalen Demonstrationen. Mit heftiger, donnernder Stimme und mit Entrüstung in den Geberden schreien nun Hunderte und brüllen es ihnen die übrigen Tausende nach: „Nieder mit dem Sisteme!"... „Verflucht seien unsere Unterdrücker!" Bei der folgenden Stelle:

„Antheil kann man am Tode nehmen, aber ihm ausweichen nicht! Ich weiß es, daß es sowohl einer veralteten Politik als einem alten Manne schwer fällt, sich von der Idee eines langen Lebens zu trennen."

die dreimal vorgelesen werden mußte, steigerte sich dieser Zornesausbruch. Die Anspielung auf den „alten Mann" wurde sofort verstanden. Von allen Seiten wurde unter rasendem Beifalle: „Nieder mit Metternich!" gerufen. Auch der Ruf: „Nieder mit Erzherzog Ludwig!"... „Nieder mit der ganzen Regierung!"... wurde vernommen. Ruhe trat erst dann wieder ein, als Puß fortfuhr:

„Ich weiß es, daß es schmerzlich ist, ein Stück nach dem andern einstürzen zu sehen von dem Gebäude, das ein langes Leben aufbaute;"

Abermaliger Beifallssturm; auch diese Stelle mußte wiederholt werden.

„wenn aber das Fundament schlecht war, ist das Fatum des Einsturzes unausweichlich"

Allseitige Zustimmung. „So ist es!"... „So ist es!" rufen Einzelne, während die Masse neuerdings in Verwünschungen und Flüchen über Metternich und die übrigen Regierungsmänner ausbricht, denen sie die Schuld beimißt, Oesterreich an den Rand des Abgrundes gebracht zu haben. —.

„und wir müssen das Schicksal der Dynastie und das Wohl der Nation, nicht aber die Schwächen eines sterblichen Menschen im Auge haben."

Während dieser ganzen Zeit war die im Hofe des Landhauses dicht aneinander gedrängte Menge in unaufhörlicher Bewegung. Zwischen den in dem Gebäude und den auf den Straßen der Umgebung Versammelten bestand ein steter Verkehr, der im Hofe Unruhe verursachte. Außerdem war Fischhof fortgesetzt bemüht, die Wahl der zwölf Vertrauensmänner zu Stande zu bringen, was nur langsam von Statten ging, da die Vorlesung Puß' die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Dazwischen fielen einzelne Wortwechsel vor, zwischen älteren Leuten, die sich nicht stoßen, drücken und drängen lassen wollten, und jüngeren Leuten, wie z. B. dem Studenten Anreiter, der einigen solchen „alten Herren" zornig erwiderte: „Hier werden allgemeine Interessen vertreten, da muß sich der Einzelne wohl solche Kleinigkeiten gefallen lassen." Als Puß in seiner Vorlesung bis zu den oben mitgetheilten Stellen der Rede Kossuth's gekommen war, hatte Fischhof die Zwölferdeputation glücklich zu Stande gebracht. In derselben befand sich, wie Taussig erzählt, auch ein alter schlichter Mann von ehrwürdigem Aussehen, dessen Name nicht bekannt wurde. „Ich bin, äußerte dieser Unbekannte zu seiner Umgebung, zwar ein alter Mann, aber für die gute Sache scheue ich keine Gefahr. Leider ist es beinahe eine Schande, ein Wiener Bürger zu sein, die Art und Weise, wie uns der Magistrat behandelt, berechtigt zu solchem Geständnisse." — Ein junger Mann hatte während der Wahl der Deputation aus seiner Brieftasche ein grünes Blatt, worauf er die Wünsche des Volkes geschrieben, herausgerissen und übergab dasselbe Dr. Fischhof mit den Worten: „Nehmen Sie hier dieses Blatt, damit Sie bei den Ständen keinen unserer Wünsche vergessen." Die Deputation war eben Willens zu den Ständen hinaufzugehen, der Vorleser war soeben zu der oben angeführten Stelle der Rede Kossuth's gekommen, als folgender Zwischenfall sich ereignete: Aus einem geöffneten Hoffenster ertönte plötzlich der Ruf: „Von den Herren Ständen!" und zugleich flog ein Blatt Papier herab auf die Köpfe der wogenden Menge. Hunderte haschten gleichzeitig darnach und von Hand zu Hand fand es seinen Weg zu dem auf dem Brunnendache stehenden Vorleser. Ein fürchterlicher Lärm entstand jetzt, aus dem Niemand klug werden konnte. Die Einen wollten die Zuschrift der Stände sogleich zu hören bekommen, die Anderen bestanden auf der Fortsetzung von Kossuth's Rede*). Eine Partei war nun

*) „Ich schloß mich — erzählt der Student Anreiter — mit Entschiedenheit der letzteren Partei an, in der Ueberzeugung, daß diese kleine Demonstration der Uebergehung

bestrebt, die andere niederzulärmen. Putz war einige Augenblicke in peinlicher Verlegenheit, welcher der stürmisch ausgesprochenen Meinungen er zu folgen habe. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er abwechselnd das herabgeworfene Blatt und die Rede Kossuth's in die Höhe hielt, um zu sehen, wofür sich die Mehrheit der Versammelten ausspräche. Endlich trug Kossuth's Rede den Sieg davon und Putz fuhr nun, nachdem der Unwille der Ueberstimmten sich beruhigt hatte, in seiner Vorlesung fort:

„Ewig möge das Vaterland bestehen und ewig der Glanz jener Dynastie, die wir als unser Herrscherhaus anerkennen. Die Männer der Vergangenheit werden in einigen Tagen in's Grab gehen, aber der hoffnungsvolle Sprosse des Hauses Habsburg Franz Joseph" —

Lange andauernder stürmischer Beifall, die Hüte werden geschwenkt.

— „der bei seinem ersten Auftreten die Liebe der Nation erwarb, erwartet das Erbe eines glänzenden Thrones, der seine Kraft aus der Freiheit schöpfen wird, der sich aber bei diesem unglücklichen Mechanismus der Wiener Politik in seinem Urglanze schwer erhalten würde."

Die ganze Stelle erregte solchen Enthusiasmus, daß sie zweimal vorgelesen werden mußte.

„Die Dynastie muß zwischen ihrem eigenen Wohle und der Erhaltung eines entarteten Regierungssistems wählen und dennoch fürchte ich, wenn die loyale Aeußerung der Nation nicht dazwischen tritt, daß die verknöcherte Politik in einer neuen Ausgabe der in Gott seligen heiligen Allianz auf Rechnung der Dynastie noch einige Tage fortzuvegetiren suchen wird."

Lange andauernder Beifall. Wiederholung der Stelle.

„Sie, die nichts zu vergessen pflegt, vergißt doch das eine gern, daß auch bei der ersten Auflage der heiligen Allianz nur die Begeisterung der Völker es war, welche die Throne rettete, eine Begeisterung, deren Grundlage das Versprechen der Freiheit bildete."

Enthusiastische Jubelrufe unterbrachen hier abermals die Vorlesung. Die Stelle wurde zum zweiten-, zum drittenmale unter donnerndem Beifall vorgelesen und noch immer begehrte man ihre Wiederholung. Dazwischen der Ruf: „Ruhe!"... „Ruhe!"...der die Unruhe noch vermehrte. Endlich konnte Putz wieder fortfahren:

„Für eine Dynastie, die sich auf die Freiheit ihrer Völker stützt, wird immer Begeisterung entstehen; denn vom Herzen treu kann nur ein freier Mensch sein."

Enthusiastischer Jubel. Diese Stelle mußte dreimal vorgelesen werden.

„Der gedrückt wird, dienet, wie er eben muß. Für eine Bureaukratenherrschaft kann keine Begeisterung entstehen."

## 60.

## Der erste revolutionäre Akt.

... Der regierende Fürst Liechtenstein war sonst nicht der Mann der scharfsinnigen Urtheile, aber am 13. März 1848 hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, als er, in den Hof des Landhauses hinunterblickend, die Aeußerung fallen ließ: „Das sind nicht mehr die Wiener!" Ja, das waren nicht mehr die Wiener! Vor zwei Stunden noch waren die Tausende in und vor dem Landhause von einem Geiste der Furcht, des Gehorsams, von einer wahren Scheu vor allen Jenen beseelt, die irgend ein Amt, eine Würde im Staate bekleideten. Sie haßten wohl das „Sistem," aber sie hatten nicht den Muth, diesen Haß seinen Trägern, seinen Stützen, seinen Werkzeugen fühlbar zu machen. Und jetzt! Wie hatten sich die Menschen im Landhause binnen zwei Stunden verändert! Welch' ein Abstand! Die Rede Fischhof's, der Anblick der von dem glühendsten Enthusiasmus für Freiheit und Menschenrechte beseelten studirenden Jugend, die gewaltigen Akkorde, welche Kossuth in seiner Rede anschlug, hatten die anwesenden Tausende fanatisirt. Die vielen, dem Knabenalter kaum entwachsenen Studenten, welche gegenwärtig waren, fühlten sich als Männer und waren plötzlich rasch entschlossen, zu handeln, und mancher altersschwache Greis fühlte die Kraft seiner Jünglingsjahre wieder und warf alle seine Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit von sich hinweg. Und in diesem Momente der höchsten Gemüthsbewegung, während jeder Einzelne sich in einen neuen Menschen verwandelte, und in dieser äußersten Spannung der gesteigerten Leidenschaften, während Alles an Kossuth's Rede seinen brennenden Durst nach Freiheit zu stillen, sein glühendes Verlangen nach einer totalen Staatsreform zu beschwichtigen bestrebt war, gefiel es einem Einzelnen, diesen Tausenden zuzumuthen, sich seinen Befehlen, seinen Drohungen zu fügen. Dieses eigenmächtige Eingreifen in die im Landhause sich vollziehenden Begebenheiten mußte natürlich einen rasenden Sturm, einen gellenden Aufschrei der darüber entstandenen Entrüstung zur Folge haben. Es ereignete sich nämlich plötzlich Folgendes: Putz war in seiner Vorlesung gerade bis zu der obigen Stelle der Rede Kossuth's (siehe Schluß des vorigen Abschnittes) gelangt, als an dem Fenster, aus dem kurz vorher das Blatt Papier unter dem Ausrufe: „Von den Ständen!" heruntergeworfen worden war, ein Mann erschien (eine jener geheimnißvollen Personen, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen, und die bei allen Revolutionen wie Irrlichter auftauchen und verschwinden), der mit lauter, zorniger Stimme in den Hof hinunterdonnerte: „Aufhören mit dem Weiterlesen, Sie, dort auf der Tribune (der Sprecher wies auf Putz hin), sogleich lesen Sie die von den Herren Ständen herabgelangte Zuschrift vor!" Eine tiefe Pause der Ruhe trat sofort ein, Alles stutzte anfänglich über den Mann am Fenster, der im Tone eines Befehlshabers das ganze Publikum anzuherrschen wagte, aber dieses Erstaunen dauerte nur einige Sekunden und sogleich gab sich die allgemeine Entrüstung über die Vermessenheit dieses Individuums in schrecklichem Lärmen kund. Der Unbekannte ließ sich aber dadurch nicht irre machen, er wiederholte seine Forderung fast noch drohender und als er noch hinzufügte, daß die Vorlesung der ständischen Zuschrift keinen weiteren Aufschub dulde, bildeten sich zwei Parteien im Hofe, von denen die eine, die stärkere, für die sofortige Bekanntge-

ihrer Proposition den Herren Ständen nicht schaden dürfte. Es galt ja die Unentschlossenen anzueifern und ihnen durch stolzes Auftreten zu imponiren. Ein paar Bürger, die neben mir gegen die Fortsetzung der Vorlesung protestirten, wies ich mit dem Zurufe zurecht: Haben etwa die Herren Stände schon etwas für uns gethan?"...


E. H. Albrecht.

bung des Zettels sich erklärte, während die andere für die Fortsetzung der Kossuth'schen Rede sich äußerte. Die Mauern des Ständehauses schienen unter der Wucht des nun mit doppelter Stärke brausenden Orkanes, der an sie anprallte, zu wanken. Putz erhob das Papier und suchte die nach der Fortsetzung der Rede Kossuth's immer heftiger Schreienden dadurch zu beschwichtigen, daß er ihnen immer und immer wieder zeigte, wie wenige Zeilen auf dem Zettel geschrieben stehen. Endlich gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Der Zettel enthielt den Entwurf einer Bittschrift der Stände an den Kaiser. „Se. Majestät wolle geruhen, zu befehlen, daß ein Ausweis über den Bank- und Staatshaushalt vorgelegt, desgleichen anzuordnen, daß ein ständischer Ausschuß aller Provinzen zusammenberufen werde, zur Berathung zeitgemäßer Reformen und Mitwirkung bei der Gesetzgebung."

Unglücklicher konnte der Zeitpunkt zu einer solchen Mittheilung nicht gewählt sein. „Nach den Himmeln, in die man sich durch den Schwung des ungarischen Agitators versetzt fühlte, der trockene Boden prosaischer Nüchternheit!" Während alles die höchsten Güter anzustreben entschlossen war, erklären die Stände, daß sie einen Kassenausweis vorgelegt wünschen. Das klang wie Hohn und der Unwille, den es allgemein hervorrief, daß man „solch nichtssagendes Geschreibsel" dem Volke in's Angesicht zu schleudern wagte, brach noch während der Vorlesung desselben auf allen Seiten los. „Das ist ein Wisch!" ... „Das ist nichts! nichts!" ... „Nieder mit den Ständen!" ... „Die Stände sind Verräther!" ... „Ziehen wir ohne Stände in die Burg!" rief man entrüstet durcheinander; dazu ein Zischen, Pfeifen, Heulen, als ob die Meute der wilden Jagd losgelassen wäre. Während dieses Wuthausbruches erscholl aus den Studentenreihen der Ruf: „Provisorische Regierung einsetzen!" ... Putz stand unschlüssig auf dem Brunnendache; er wußte nicht, was er mit dem Zettel anfangen solle, dessen Zerreißung von Einzelnen stürmisch begehrt wurde. Da sah man einen jungen Mann mit einem idealen Christuskopfe und schönen, blonden Vollbarte, den Mediziner im 5. Jahre — Hermann, aus Mähren, das Brunnendach hastig erklimmen. Oben angelangt, riß er Putz den Zettel aus der Hand und rief mit lauter Stimme: „Meine Herren! Sie haben gehört, was man uns vorschlägt, kann uns das genügen?" ... „Nein! Nein!" schrieen Tausende, und mit erhobener Stimme donnerte Hermann über die Häupter der Versammelten: „Und so erkläre ich denn hiemit Angesichts der ganzen Versammlung, Angesichts des österreichischen Volkes, daß keiner unserer Wünsche erfüllt sei, und zerreiße feierlich diesen Wisch!" Mit diesen Worten zerriß Hermann das Blatt Papier in kleine Stücke, die er unter Beifallsjubel unter die Menge warf. Als er vom Brunnen herabsprang, hob man ihn auf die Schultern und trug ihn umher. Alles drängte sich an ihn, ihm die Hand zu drücken, die Einen weinten vor Ingrimm über die Stände und die Regierung, Andere wieder umarmten und küßten sich. Jeder im Landhause Anwesende fühlte es in diesem Momente, daß nun erst der erste revolutionäre Akt geschehen, daß nun erst die ganze Bewegung aus dem Stadium des Straßenauflaufs in jenes der Revolution getreten sei. Das Unerhörte war wirklich geschehen, eine an den Kaiser gerichtete Schrift war in Gegenwart von Tausenden zerrissen und beschimpft, über die von den Ständen angestrebten gesetzlichen Reformen war der Zorn des Volkes heraufbeschworen worden. Nicht blos gegen die Stände hatte Hermann demonstrirt — von denen es nun allgemein hieß: „Sie meinen es auch mit uns nicht gut!" — sondern auch gegen die Regierung, der damit in ihren Entschließungen vorgegriffen wurde. Dazu gesellte sich die Besorgniß, die Viele, namentlich unter den Studierenden, für Hermann empfanden, den man für verloren hielt, wenn es der Regierung gelingen sollte, ihn für sein Auftreten zur Rechenschaft zu ziehen. Ein fürchterlicher Tumult herrschte eine Viertelstunde lang im ganzen Hofe. Putz gab sich wiederholt Mühe, seine Vorlesung der Rede Kossuth's fortzusetzen, aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, sich Ruhe zu verschaffen. Er fuhr nun fort:

„Leben und Blut können die Völker für ein geliebtes Herrscherhaus hingeben, aber für die drückende Politik eines entarteten Regierungs-Sistems wird sich nicht ein junger Spatz todt schießen lassen."

Heiterkeit und Beifall; diese Stelle mußte zweimal vorgelesen werden.

„Uebrigens wenn es Einen in Wien gibt, der im Interesse der Gewalt seiner wenigen Tage auf Rechnung der Dynastie mit der Allianz absoluter Weise liebängelt, so soll er bedenken, daß es Mächte gibt, mit denen es besser ist in Feindschaft, denn in Freundschaft zu leben."

Auch diese Stelle mußte unter großem Beifalle wiederholt werden.

„Ja es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Zukunft der Dynastie an das einmüthige und innige Aneinanderschließen aller Völker der Monarchie geknüpft ist; eine solche Vereinigung aber mit Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten vermag nur das Band einer die Gefühle verschwisternden Konstitution zu schaffen."

Anhaltender Beifall.

„Bureaux und Bajonette sind ein elendes Verbindungsmittel."

Stürmisches Zujauchzen.

„Ich gehe also in der Motion, welche ich stellen will, vom dynastischen Gesichtspunkte aus und dem Himmel sei Dank, daß dieser Gesichtspunkt mit dem Interesse unseres Vaterlandes im Einklang ist. Wohl liegt die Zukunft in Gottes Hand und ich weiß nicht, was der morgige Tag bringen wird, da die verflossenen zwei Tage Dinge an's Licht gebracht haben, von denen ein Mensch der sanguinischesten Denkungsart nicht träumen konnte. Aber diese Umstände erhöhen die Pflichten dieses Landtages. Wenn wir von diesem Landtage auseinander gehen würden, ohne dem Volke mitzubringen, was es mit so viel Recht von der Gesetzgebung erwartet, wer möchte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen und gut stehen, daß die Begeisterung und Opferwilligkeit, womit wir die Wände dieses Hauses erschüttern können, auch im Leben Wiederhall finden wird? Die löbl. Stände werden das Gewicht dieser Umstände fühlen, daher erörtere ich sie nicht weiter, sondern gehe einfach auf die Motion über, welche treue Anhänglichkei für die Dynastie, die Pflicht gegen Vaterland und Volk, und das Gefühl meiner Verantwortlichkeit meinen Lippen eingibt. Und nur das Eine habe ich noch zu bemerken, daß in meiner Motion die einzelnen Gravamina, die Frage der Partes, die Religions-Verhältnisse, insbesondere aber die so wichtige kroatische Angelegenheit deshalb nicht von mir angeführt sind, weil ich solche Fundamentalwünsche unterbreiten werde, die, wenn sie in Erfüllung gehen, wie ich mit Recht

hoffe, zugleich die Garantie für die Heilung jener Beschwerdepunkte in sich enthalten. Mit meiner Motion will ich also auch jene hochwichtigen Fragen, insbesondere aber die kroatische Frage, die auf diesem Landtage nicht ungelöst bleiben darf, auf die Stufe sicherer Lösung erheben, indem ich unabänderlich entschlossen bin, daß, wenn die Lösung auf diesem Wege nicht gelänge, ich für meine dringendste Pflicht halten würde, geschähe es auch mit schmerzlicher Aufreißung alter Wunden, die kroatische Frage mit aller Sympathie meiner Seele in all' ihren Details aufzunehmen, indem ich glaube, daß auch die löbl. Stände von gleicher Gesinnung beseelt sind. Und jetzt ohne alle weitere Motivirung beantrage ich eine Repräsentation an Se. Majestät, deren Inhalt sein soll: daß die Stände für die gesammte Monarchie eine den verschiedenen Nationalitäten angemessene Konstitution und für Ungarn ein verantwortliches Ministerium verlangen." —

Die Rede war beendigt. Putz wendete sich nun mit einigen Worten an die Versammlung, trug alle Forderungen des Volkes vor und betonte namentlich die Nothwendigkeit einer Volksvertretung beim deutschen Bunde, und die Verderblichkeit einer Allianz mit Rußland für Oesterreich. „Keine Russen!" war sein letztes Wort. Er hatte im Ganzen über eine Stunde vorgelesen, und unter enthusiastischen Zurufen wurde er nun auf den Schultern seiner Kollegen im Hofe herumgetragen...

## 61.

## Der Beginn der Ständesitzung.

Während der eben geschilderten Vorfälle im Hofe des Landhauses waren die Stände bereits in voller Berathung versammelt. Ihre Sitzung war in dem Augenblicke eröffnet worden, als Fischhof und seine Gesinnungsgenossen sich anstrengten, die Volksmassen aus den zu dem Sitzungssaale führenden Gemächern zu entfernen und unten im Hofe die Wahl der zwölf Vertrauensmänner zu bewerkstelligen, deren Beiziehung zu den ständischen Berathungen der Landmarschall zugesichert hatte. Unter ähnlichen Umständen, wie die niederösterreichischen Landstände am 13. März 1848, hatte noch selten eine parlamentarische Körperschaft getagt. Wir haben erwähnt, daß die Mehrzahl der Ständemitglieder gegen ihre Ueberzeugung und nur dem Einflusse des Landmarschalls nachgebend, sich dazu herbeiließ, im Landhause zu erscheinen. Wir haben die Rathlosigkeit geschildert, die sich der meisten Ständemitglieder bemächtigt hatte, als sie gewahr wurden, daß der Andrang des Publikums in und vor dem Landhause binnen zwei Stunden Dimensionen annahm, die alle Erwartungen übertrafen; als sie die studirende Jugend in geschlossenen Reihen und in imposanter Anzahl in das Landhaus einziehen sahen; als sie den Eindruck bemerkten, den Fischhof's Rede bei der Volksmenge im Hofe hervorrief; als sie die stetige Steigerung der Leidenschaften, des Enthusiasmus' und der Erbitterung sahen, welche die „neugierigen Gaffer", die anfangs vor und in dem Landhause sich eingefunden hatten, in Freiheitskämpfer verwandelte, bereit und entschlossen, das Höchste zu wagen und für ihre Ueberzeugung Alles auf das Spiel zu setzen. Die Ständemitglieder hätten sich selbst getäuscht, wenn sie auch nur einen Augenblick daran hätten zweifeln können, daß das Publikum im Landhause es unterlassen werde, sich mit ihnen in Unterhandlung zu setzen, auf ihre Berathungen und Beschlußfassungen einzuwirken. Aber vor diesem Gedanken schon zitterte die Mehrzahl der Ständemitglieder. Sie besorgte, daß das Volk mit Gewalt in den Sitzungssaal eindringen, daß es die Ständeversammlung zu einer Reihe von „Staatsverbrechen" zu zwingen suchen und dieser nichts anderes übrig bleiben würde, als sich entweder auseinander sprengen, insultiren zu lassen, oder — sich zum Spielballe der Volksleidenschaften herabzuwürdigen. Daher die wiederholten Versuche, den Landmarschall Angesichts der Ereignisse zu einer Vertagung der Sitzung auf einen friedlicheren, ruhigeren Zeitpunkt zu bewegen, daher das Streben bei vielen Ständemitgliedern, aus dem Landhause heimlich davonzuschleichen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Ständeversammlung dadurch beschlußunfähig würde. Aber zur Zeit dieser Entweichungsversuche war das Landhaus bereits in fast allen seinen Räumen, Stiegen, Gängen, von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge besetzt und selbst den auf der Flucht befindlichen Landständen blieb nichts übrig, als sich in den Kreis ihrer Genossen wieder zurückzubegeben und in der Mitte derselben Schutz und Sicherheit zu suchen.

So kam es, daß die Stände gegen ihren Willen — denn die große Mehrheit derselben war dagegen, sich zur Abhaltung der Sitzung entschließen mußten. Unmittelbar nach der Eröffnung derselben durch den Landmarschall war schon die erste über eine halbe Stunde andauernde Unterbrechung der Verhandlungen nothwendig. In demselben Momente hatte nämlich Goldmark unten im Hofe die Volksmasse zu einem Zwiegespräche mit den Ständen aufgefordert, die sich nun in Bewegung setzte, um die ständischen Säle zu erstürmen. Von diesem Vorgange erhielt die Ständeversammlung durch die große Anzahl von Landständen Nachricht, die sich in der Sitzung noch nicht eingefunden hatten, sondern von den Hoffenstern aus dem Treiben im Hofe unten zusahen und nun außer sich vor Schrecken in den Sitzungssaal mit dem Ausrufe stürzten: „Das Volk stürmt das Haus!" ... „Wir sind verloren!" Man kann sich die Bewegung vorstellen, welche diese Nachricht, zu deren Bestätigung gleichsam ein fürchterlicher Lärm von außen in den Sitzungssaal hereindrang, unter den versammelten Ständen hervorrief. Viele meinten in diesem Augenblick, daß ihre letzte Stunde schon geschlagen habe, und Einzelne überkam eine solche Todesangst, daß sie alles Ernstes nach Schlupfwinkeln in den Vorzimmern des Sitzungssaales suchten, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Die Aufregung unter den Ständen war in diesem Augenblicke schon eine grenzenlose und die meisten waren durch die Vorgänge im Hofe derart eingeschüchtert, daß sie ganz unfähig waren, den Volksforderungen den mindesten Widerstand entgegenzusetzen. Bei der Nachricht, daß das Volk in den Sitzungssaal einzudringen die Absicht habe, verließ der Landmarschall den Präsidentenstuhl und eilte, umgeben von einigen beherzten Ständemitgliedern, hinaus, um die Masse von diesem Vorhaben zurück zu bringen. — Die Unterhandlungen, die nun draußen zwischen dem Land-

marschalle und den Eingedrungenen geführt wurden, sind in einem früheren Abschnitte (Seite 186) geschildert worden Dem Landmarschalle gelang es, die Volksmasse zum Rückzuge in den Hof zu vermögen und er kehrte nun in den Sitzungssaal zurück, um die Sitzung zu eröffnen. Die Ständeversammlung bot bei seiner Rückkehr einen überaus kläglichen Anblick. Von einer Erfassung der Bedeutung des Momentes, von einer Begeisterung für die Bewältigung der hohen Aufgabe, die den Ständen in diesem Augenblicke vorlag, war bei den Meisten keine Spur vorhanden. Um so rühmenswerther war die Haltung jener kleinen Anzahl von Ständen, die auch am 13. März mit ungebeugtem Muthe für die Verwirklichung jener Reformen eintraten, welche die Ständeopposition auf ihre Fahne geschrieben hatte.

Der Landmarschall eröffnete die Sitzung mit einer Anrede, die mit folgenden Sätzen schloß:

„Lassen Sie uns zur Berathung eines Gegenstandes schreiten, der mit den gegenwärtigen Zeitereignissen im engsten Zusammenhange steht. Es sind in letzterer Zeit viele Wünsche theils an die Stände, theils an Se. Maj. geäußert worden, welche die Ergreifung von Maßnahmen bezwecken, die eine dauernde Ruhe verbürgen können. Auch von dreiunddreißig ständischen Mitgliedern ist in dieser Richtung eine Eingabe an das Verordneten-Kollegium geleitet worden, deren Inhalt ich heute den versammelten Herren Ständen vor allen übrigen Gegenständen zur Kenntniß bringe, und ersuche demnach den Herrn Freiherrn v. Doblhoff, diesen Gegenstand vorzutragen."

Der Verordnete, Freiherr von Doblhoff bestieg hierauf die Tribüne, um über die (S. 131 ff.) mitgetheilte Eingabe der 33 Ständemitglieder zu referiren. Während er das Gutachten des ständischen Ausschusses verlas, sah sich der Landmarschall neuerdings genöthigt, die Sitzung auf längere Zeit zu unterbrechen. Der Lärm im Hofe unten steigerte sich nämlich derart, daß der Referent von der Versammlung nicht gehört werden konnte. Alles besorgte einen neuen Sturm auf den Ständesaal, die Ständemitglieder verließen ihre Sitzbänke und liefen wirr durcheinander, die größte Unordnung und Zerfahrenheit riß unter ihnen neuerdings wieder ein. In diesem Augenblicke drangen in den Saal die lärmenden „Lebehoch!"-Rufe, welche im Hofe unten bei jener Stelle der Rede Kossuths ausgebracht wurden, in der es ausgesprochen wird, daß derjenige der zweite Gründer des Hauses Habsburg sein werde, der den Thron auf die Freiheit der Völker gründen wird. — Aber schon im nächsten Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit der versammelten Stände auf einen Vorfall gelenkt, der in dem unmittelbar an den Sitzungssaal anstoßenden Saal sich soeben vollzog. Die Thüre des Sitzungssaales wurde nämlich von einem ständischen Diener aufgerissen, der außer sich vor Angst und Entsetzen in den Saal hineinrief, die Volksmenge draußen lasse sich nicht mehr zurückhalten, wenn nicht einer vor der Thüre bereits stehenden Deputation der Eintritt in den Sitzungssaal sofort gestattet werde, weil diese Deputation die Volkswünsche zur Kenntniß der Herren Stände bringen und deren Gewährung sich von ihnen zusichern lassen wolle. Sofort eilten Graf Colloredo, Graf Breuner und andere Landstände in den Vorsaal hinaus, um die Deputation von diesem Schritte zurückzuhalten. Während der lärmenden Unterredung, die draußen zwischen der Menge und diesen Landständen gepflogen wurde, setzte Freiherr v. Doblhoff seinen Vortrag des Gutachtens fort und ging hierauf zur Vorlesung nachstehenden Adreßentwurfes über:

## Entwurf einer Adresse der niederösterreichischen Landstände

vom 12. März 1848, betreffend die Zusammenberufung eines im Sinne einer Volksvertretung verstärkten Centralausschusses sämmtlicher Provinzialstände.

Allerdurchlauchtigster!

Die Ereignisse der neuesten Zeit, welche mit ungestümer Gewalt in das sociale und politische Leben der Völker eingreifen, haben Europa tief erschüttert.

Oesterreich muß die Bahn einer neuen ernsten Zeit betreten, und sein Pulsschlag stockt bei dem Gedanken, daß diese neue Zeit in ihren Forderungen und Bedürfnissen mit Gegensätzen in einen Kampf gerathen könnte, welcher eine kräftige und würdige Vertheidigung des Vaterlandes oder seine natürliche, friedliche Entwicklung stört, und die Zukunft dem Zufalle Preis gibt.

In einem solchen entscheidenden Momente mit aller Hingebung dem Vaterlande sich zu weihen — erkennen Ew. Majestät treu gehorsamste Stände als eine heilige dringende Pflicht. Die Erfüllung dieser Pflicht gebietet ihnen vor Allem den tiefgefühlten Ausdruck unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit für ihren geliebten Monarchen als eine Huldigung darzubringen, welche die feierliche Versicherung erneuert, Gut und Blut für Habsburgs erlauchten Stamm freudig hinzugeben.

Das höchste Pfand der Treue wahrhaft ergebener Stände aber ist die Wahrheit; sie erst adelt die feurigste Hingebung, und eine schwere Verantwortung müßte sie treffen, wenn sie nicht zugleich die bedrohte Lage des Landes freimüthig schildern, und die von ihnen erwogenen Mittel der Abhilfe bezeichnen würden.

Ew. Majestät! Die Volkserziehung, die Regsamkeit der Wissenschaft und Presse — die Entwicklung des Ackerbaues und der zu seiner Verjüngung erforderlichen Institute — das corporative Leben in den Landgemeinden, und in den Städten — endlich die gemeinsame Mitwirkung und Theilnahme an der Gesetzgebung des Landes, welche seine Wohlfahrt bedingen — sind in jene engen Schranken zurück gedrängt worden, welche die Gesinnung und den geistigen Aufschwung des Bürgers in den niederen Kreis seiner materiellen Interessen bannten, und die besten Keime des Nationalreichthums erstickten.

Dieses Sistem, es hat nicht blos den Gemeinsinn des Einzelnen niedergehalten, sondern es hat auch den Geist und die Kraft der Einheit zwischen den Ew. Majestät Szepter unterworfenen Provinzen zerrissen — es hat das gemeinsame mächtige Nationalgefühl in seinem Leben verdüstert.

Zu dieser unseligen Spaltung gesellten sich die galizischen Ereignisse, Mißwachs, Geldkrise, die politische Gährung in Italien, endlich der in zwei Tagen vollbrachte Sieg der Volksregierung in Frankreich.

Die Auslage, welche die Besetzung jener großen Provinzen verursacht, und der große Aufwand, welcher zur Sicherung der deutschen Grenze erforderlich sein wird, kann nur mit neuen Staatsschulden gedeckt werden, und während der Staat auf dieses äußerste Mittel hingewiesen ist, sinket das Vertrauen der ganzen Bevölkerung in die Haltbarkeit der Finanzlage, die, in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, Schrecken verbreitet.

Die Saat eines solchen Mißtrauens pflanzt sich mit dem Winde fort — sie erschüttert bis in's letzte Glied, und droht den geregelten Verband zu lösen, um der Verwirrung und der Gesetzlosigkeit das Feld zu räumen.

In dieser Lage stehen noch die Stände zwischen der Regierung und dem Abgrunde; — sie können durch Vereinigung der zerstreuten Kräfte, und durch Einverleibung der noch nicht vertretenen Elemente des Volkes die Garantien darbiet.n, welche das volle Vertrauen in die Mittel der Regierung wieder herstellen; sie können den geistigen Aufschwung und das Nationalgefühl wieder entzünden, das zu ungewöhnlichen Anstrengungen begeistert, — und Oesterreich wird dem Aufrufe der deutschen Bundesversammlung „zu dem einmüthigsten Zusammenwirken der Regierungen und Völker, wie zur innigsten Eintracht unter allen deutschen Stämmen" mit gewissenhafter Treue und würdig entsprechen.



Die Deputation in der Ständeversammlung.

Ew. Majestät! Oesterreichs Völker werden zu den Sternen erheben die Krone, welche frei und selbstbewußt, groß und erhaben, das Vertrauen als die wahre Grundveste des Staates erklärt, und dieses Vertrauen mit dem Gedanken der Zeit in Uebereinstimmung bringt.

Nicht allein in diesen Tagen der Gefahr, sondern fort und fort, wie die Stürme der Zeit auch ziehen mögen, Oesterreich wird dann auf dem unerschütterlichen Staatsgewölbe des Volksvertrauens feststehen, und mit stolzer Ruhe wird der Fürst auf die Liebe seiner Unterthanen blicken, die ein gemeinsames Vaterland besitzen, und dieses Vaterland als Bürger mit Begeisterung lieben.

Von dieser Gesinnung beseelt, und die Rettung des bedrohten Vaterlandes nur in den vereinigten Anstrengungen und Bürgschaften aller Stände der Provinzen zu einem gemeinsamen Organe des Reiches erkennend, wagen Ew. Majestät treu gehorsamste Stände der Provinz Niederösterreich die allerunterthänigste Bitte:

„Ew. Majestät geruhen zu befehlen, daß Abgeordnete aller Provinziatstände — wie es in früherer Zeit zur Abwendung einer dem gemeinsamen Vaterlande drohenden Gefahr herkömmlich war — einberufen werden — daß der sohin gebildete Centralausschuß durch eine genügende Zahl von Abgeordneten aus allen Provinzen vervollständigt werde, welche den Corporationen und Elementen des Staates angehören, die in den Provinzialständen derzeit noch nicht vertreten sind — daß dieser Versammtung der Nachweis über den gegenwärtigen Stand des Staathaushaltes vorgelegt, und daß derselben die Berathung und Antragstellung jener Maßregeln abgefordert werde, die das allgemeine Vertrauen durch Sicherstellung der Finanzlage, und durch die unabweisliche Entwicklung der Vertretung des Landes dauernd herstellen.“ —

Nachdem der lebhafte Beifall, womit dieser Adreßentwurf von der Versammlung aufgenommen wurde, sich gelegt hatte, bemerkte der Landmarschall Folgendes:

„Die Sitzungen des Verordneten- und Ausschuß-Kollegiums gehören einem Zeitpunkte an, wo die früher abgelesene allerhöchste Entschließung noch nicht herabgelangt war. Der verstärkte Ausschuß war dem Antrage des Verordneten-Kollegiums beigetreten, daß Se. Majestät gebeten werden soll, Männer von Vertrauen aus den Ständen aller Provinzen zusammenzuberufen, und daß hinsichtlich der bis jetzt in den Provinz-Ständen nicht vertretenen Elemente die Wahl der betreffenden Männer nicht näher angedeutet, sondern der a. g. Bestimmung Sr. Maj. anheimgestellt werde. Se. Maj. haben nun wirklich eine solche Einberufung der Stände angeordnet, wozu Ein Mitglied aus jedem Stande gewählt werden soll, und erklärt, diese mit einem von Sr. Maj. gewählten Komité in Verbindung zu bringen; es ist hierbei wohl nichts Näheres ausgesprochen, aus welchen Männern dieses Komité bestehen werde; ich glaube aber versichern zu können, daß Se. Maj., indem Sie sich die Wahl derselben vorbehalten haben, keineswegs gesonnen sind, das Komité selbst aus der Klasse der Beamten, sondern auch aus anderen vertrauten Männern zusammenzusetzen. Ich muß nun fragen, ob Sie damit einverstanden sind, daß die entworfene Adresse an Se. Maj. überreicht werden soll, oder ob Sie nicht vielmehr der Ansicht sind, daß die inzwischen herabgelangte a. h. Entschließung eine Modifikation bedinge. Da diese a. h. Entschließung erst gestern herabgekommen ist, so konnten sich die Kollegien noch zu keinem bestimmten Antrage darüber einigen, und ich habe mir vorbehalten, bei der heutigen Versammlung den Gesammtwillen der Herren Stände zu vernehmen. Ich bitte nun jeden Einzelnen, der es wünscht, zu sprechen.“

Schon die Vorlesung des Adreßentwurfes wurde häufig durch die lärmenden Kundgebungen unterbrochen, mit welchen die einzelnen Sätze der Rede Kossuth's im Hofe unten aufgenommen wurden. So oft die Thüre des Sitzungssaales geöffnet wurde, und es geschah dies fast ununterbrochen, da einzelne Ständemitglieder fortwährend ab- und zueilten, um die Bewegung im Hofe zu beobachten, schallte der Lärm in noch stärkeren Accorden in die Versammtung hinein, die Verzagtheit, die Angst, den Schrecken in deren Reihen steigernd. Während der Landmarschall sprach, wurde die Unruhe so groß, daß die meisten Stände neuerdings ihre Sitze verließen. Der Landmarschall richtete zu wiederholten Malen an die Versammelten das Ersuchen, auf ihren Plätzen auszuharren, und als trotzdem sich immer zahlreichere Stände entfernten, um an die Hoffenster zu eilen, drohte er sogar mit der Absperrung des Sitzungssaales. „Ich muß die Herren ersuchen, zum letzten Male ersuchen, die Würde der Versammtung zu wahren, und sich durch die Vorfälle außerhalb dieses Saates nicht von der Betheitigung an den hochwichtigen Verhandlungen, die uns hier versammeln, entziehen zu lassen.“ Der Landmarschall sprach dies zu tauben Ohren. Ein lange andauerndes Geschrei der Tausende, die im Hofe unten in höchster Erregung sich befanden, unterbrach plötzlich seine Rede und durchhallte den Sitzungssaal. „Sie schreien: Nieder mit Metternich!.... Sie verfluchen das Sistem!“ wurde von einem unter der geöffneten Thüre des Sitzungssaales plötzlich erscheinenden Landstand, wie man uns mittheilt, dem Ritter von Stettner, in die Versammlung hineingerufen, welchem einzetne Mitglieder wie Verzweifelte entgegeneilten, um von ihm zu erfahren, was sich unten begebe. Die Ruhigeren, Besonneneren gaben sich einige Minuten tang vergeblich Mühe, die Anderen zu beschwichtigen, sie auf ihre Sitze zurückzubringen, und eines von den ältesten, konservativsten Mitgliedern rief klagend aus: „In diesem Augenblick richtet sich der Haß der Menge gegen die Regierung, im nächsten schon wird er sich gegen uns Stände wenden!... „Nein! Nein!“ wurde dem Kleinmüthigen vom Ritter Kleyle entgegnet, „das Volk ist nicht undankbar, und es hat auch keinen Grund, die Stände anzuklagen. Wenn wir es aber untertassen sollten, den jetzigen Moment in seinem wie in unserem Interesse zu benützen, und vom Throne zu begehren, was das öffentliche Wohl und das allgemeine Beste nicht länger mehr entbehren kann, dann hätte das Volk Grund, auch gegen uns Stände seine Anklagen zu erheben. Also setzen wir die Berathungen bald zu Ende!“

„Ja, weiterberathen! Weiterberathen!“ hieß es nun von allen Seiten. Der Landmarschall, der mittlerweile unter die Versammelten sich begeben und beruhigend zu wirken gesucht hatte, verfügte sich wieder an den Präsidententisch und ertheilte dem alten Freiherrn von Stifft als ersten Redner in der Debatte das Wort. Bei der Nennung dieses Namens trat Ruhe in der Versammlung ein. Stifft galt als der geistvollste, scharfblickendste Politiker unter den niederösterreichischen Ständen, und wurde als solcher von allen Parteien derselben auch respektirt. Seine Worte waren von großem Gewichte, und seine Meinung war häufig maßgebend, selbst für die konservativen Ständemitglieder, die ihn seiner starr-konstitutionellen Richtung wegen, freilich im Scherze nur, aber auch da ganz unpassend, „den ständischen Jakobiner“ zu nennen pflegten.

Das offizielle Sitzungsprotokoll bringt über die Rede Stifft's, die bedeutendste parlamentarische Rede, die ständischerseits am 13. März gehalten wurde, folgende, wie man uns versichert, nur unvollständige Mittheilung:

**Freiherr v. Stifft:** „Es ist heute vielleicht die ernsteste Stunde, in der sich jemals die niederösterreichischen Stände versammelt haben. Es ist nicht die Rede von Provinz-Interessen, denn es thürmen sich Ereignisse auf, die mit den Provinz-Verhältnissen in Einklang gebracht werden sollen, und an die Stände geht die Mahnung, ihre Kräfte dazu aufzubieten. In dieser Zeit der allgemeinen Aufregung ist es die erste Pflicht der Stände, mit aller Offenheit aufzutreten und die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange auszusprechen, die sie schuldig sind, dem Monarchen, dem Lande und sich selbst. Ich sende die Ueberzeugung voraus, und glaube, es ist Niemand hier, der sie nicht theilt, daß es keine Kraft gibt außer der Einheit. Um aber diese Säulen des Staates nicht in ihren Grundfesten zu erschüttern, bedarf es nicht allein der Gesinnung jedes Einzelnen, sondern es ist auch nothwendig, daß die Rechte jedes Einzelnen geschützt sind, und daß jeder Einzelne den Antheil zur Verwahrung seiner Rechte erhält. Es war in früherer Zeit der schöne Beruf der Stände, daß sie die Vermittler waren zwischen der Krone und dem Volke. In ihrer Mitte waren Männer, welche durch ihre Stellung im Stande waren, die Ausgaben des Staates, sowie die Leistungsfähigkeit des Volkes zu kennen. Aus dieser Anschauung geht hervor, daß sie die Wächter und Schützer der Krone, und die Vertreter des Volkes waren. In dieser Stellung ist es ihnen nicht selten gelungen, die von dem Landesfürsten gestellten Anforderungen in Einklang mit der Leistungsfähigkeit des Volkes zu bringen — es ist ihnen nicht selten gelungen, selbst Opfer von dem Volke zu erlangen, die weit über seine Leistungsfähigkeit gingen. Dieses schöne Verhältniß ist nach und nach geschwächt worden und endlich ganz zerrissen. Jetzt stehen die Stände zwischen zwei Gewalten, wovon die eine unbedingten Gehorsam begehrt und keinen Rath erträgt. Die Stände haben die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß ihre Vorstellungen, Wünsche und Bitten nicht berücksichtigt, ja nicht gehört worden sind. Die zweite Gewalt begehrt Erreichung von Rechten, die bisher noch nicht bestanden haben, und hinter dieser Gewalt lauert Unzufriedenheit und Gesetzlosigkeit. Es ist nicht die Zeit der Vorwürfe, Beschwerden und Klagen, aber Thatsachen lassen sich nicht verbergen und ungeschehen machen. Alle schönen Träume von Vermehrung des Nationalreichthums, Wohlfahrt, Aufschwung der Industrie sind zerflossen, und nichts ist geblieben als die Treue. In diesem Zustande erwacht ein Drang nach Veränderungen, und die Staatsverwaltung hat alle Gewalt erschöpft, um zu widerstehen. Das öffentliche Vertrauen ist gesunken, die Aufforderungen in die guten Gesinnungen des Volkes sind ohne Erfolg, und die Versicherungen der Regierung geben keine Beruhigung.“

„In diesem Augenblicke, wo man Garantien für Gegenwart und Zukunft fordert, stellt sich die Nothwendigkeit heraus, die Kraft durch neue Elemente zu verstärken.“

„In dieser Zeit geht der Ruf an die Stände, die noch vor Kurzem der Gegenstand der Geringschätzung waren. Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes! Sie nennt die Stände als diejenige Gewährleistung für die Zukunft, welche im Stande ist, das Vertrauen festzustellen. In diesem Augenblicke ist es die Pflicht der Stände, wieder zwischen den Thron und das Volk zu treten, und die Mittel zu berathen, um den Gesammtstaat zu erhalten.“

„In dieser Richtung war die Adresse abgefaßt, welche wir soeben vernommen haben.“

„Mittlerweile gelangte das a. h. Reskript an uns, welches die Wünsche der Stände zum Theil erfüllt. Ich kann nur meine Freude darüber ausdrücken, denn es ist in diesem Reskript das Wiederkehren des Vertrauens zu sehen, welches der Monarch zu den Ständen faßt. Allein ich muß zugleich das Bedauern aussprechen, daß durch diese Anordnung nicht die dringenden Fragen der Gegenwart gelöst sind, und nicht jene Beruhigung für die nächste Zukunft gegen das Aufstreben der Ungesetzlichkeit gewährt wird.“

„Rücksichtlich der Form dieses Reskripts muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß so ernste Gegenstände, wie sie die Gegenwart uns bringt, unmöglich von einer so kleinen Korporation, wie sie angeordnet wird, gründlich erschöpft werden können. Viele Theile da werden sich mehr oder minder verletzt finden.“

„Die Stände haben in ihrer Vorstellung die Nothwendigkeit ausgesprochen, daß alle Interessen, welche im Lande existiren, ihre eigene Vertretung haben müssen, und diese Vertretung kann wohl unmöglich einer zufälligen Wahl unterworfen werden. Die zunächst Betheiligten müssen sie am besten kennen, und werden sie auch am besten vertheidigen.“

„Es handelt sich aber gegenwärtig nicht um provinzielle Vertreter, sondern um Reformen, um wirkliche Aenderungen in den Fundamentalgrundlagen des Staatsgebäudes. Diese müssen berathen werden, um nicht eine sehr traurige Zukunft herbeizurufen, und leider finde ich davon in dem a. h. Reskripte keine Spur. Wir dürfen uns nicht täuschen, der gegenwärtige Augenblick ist der unsrige; aber für den nächsten zu stehen, vermag keine Voraussicht. Wir haben heute den Beweis erlebt, daß mit vieler Mühe die Ruhe nur so weit herbeizuführen war, als diejenigen, von

denen das Volk selbst eine Abhilfe seiner Leiden erwartet, das Versprechen ihrer Unterstützung gegeben haben. Wir wissen aber nicht, welchen Erfolg es haben wird, wenn unsere Berathungen von der Art ausfallen, daß das Volk keine Aussicht schöpfen kann."

„Ich kann daher die Meinung nicht haben, daß es mit diesem a. h. Reskript abgethan sei, und daß die Adresse nicht überreicht werden soll; ich glaube vielmehr darin noch einen neuen Grund zu finden, um Se. Maj. zu bitten, den Standpunkt der Dinge nach seiner ganzen Schwere zu berücksichtigen, was bisher nicht geschehen ist. Ich kann daher nur den Antrag stellen, daß die Versammlung beschließen möchte, dem Verordneten-Collegium das a. h. Reskript zuzuweisen, welches sich damit zu beschäftigen, und in der bereits vorgelesenen Petition alle jene Aenderungen, welche in Folge des Reskripts nothwendig sind, vorzunehmen, zugleich aber auch die Vorschläge hinsichtlich der Finanzmittel zu berücksichtigen hätte."

„Ich muß ferner bitten, daß die Deputation, welche mit dieser Adresse an Se. Maj. abgesendet wird, die gegenwärtige Lage der Dinge auf eine Art schildern möchte, welche der Wahrheit entspricht."

„Wir sehen heute die Aufregung im Volke, welche ohne Zweifel, wenn zu deren Beruhigung nicht durch irgend ein Mittel etwas geschieht, zu einem blutigen Zusammenstoß führen muß; und ich fürchte, daß Bürgerblut fließen wird. Der erste Tropfen Bürgerblut vergossen, und die Monarchie zerfällt in Staub. Leider ist unsere Monarchie die einzige in Europa, die aus einem so schwer zusammenzuhaltenden Gefüge besteht, und wenn es dahin kommen sollte, daß die Gesetzlichkeit der Gewalt weichen muß, dann wird das Zusammenhalten schwerlich möglich sein.

„Ich bitte, daß dieser Gegenstand in Berathung genommen, und morgen das Resultat vorgelegt werde."

Die Rede wurde, wie im Protokoll bemerkt wird, mit „lautem, anhaltendem" Beifalle aufgenommen. Dieser Beifall war aber, wie wir gleich später sehen werden, kein allgemeiner. Es gab eine Partei in der Versammlung, die nicht stark und an diesem Tage auch ohne Gewicht war, trotzdem sie zumeist aus hohen, bei Hofe einflußreichen Aristokraten bestand, die fest entschlossen war, gegen die beantragte Adresse, und überhaupt gegen jede Adresse aufzutreten, welche die sogenannten „Zugeständnisse" vom Tage vorher (s. Seite 167) nicht als zureichend anerkennen würde. Diese Partei hielt selbst die Opposition in den Ständeversammlungen für staatsgefährlich, und man kann sich daher überzeugt halten, daß bei ihren Anhängern die Ausführungen Stifft's, so überzeugend und mit solcher Wärme sie von dem Redner auch vorgebracht worden waren, keine zustimmende Aufnahme fanden. Desto größeres Aufsehen erregte es, daß ein Mitglied der Versammlung, von dem man allgemein wußte, daß es mit einzelnen Mitgliedern des Kaiserhauses seit geraumer Zeit schon in näherer Verbindung stehe, nämlich der nach Stifft das Wort ergreifende Graf Breuner, sich mit seinem Vorredner vollkommen einverstanden erklärte. Bei den Unentschiedenen und Zweifelhaften, die, wie in fast allen Versammlungen, auch bei den Ständen in der großen Mehrheit sich befanden, gab dies den Ausschlag.

**Graf Breuner** bemerkte nämlich: „Ich glaube den Antrag (des Freiherrn v. Stifft) vollkommen unterstützen zu müssen. Die Staatsverwaltung, als sie das Reskript entworfen, hat geglaubt dadurch Abhilfe zu schaffen, sie wußte nicht, daß wir bereits darüber nachgedacht haben. Ich glaube daher, daß es ganz im Einklange mit der Regierung sein wird, wenn wir jetzt Alles zusammenstellen, was zum Heil des Vaterlandes und der Nation im gegenwärtigen Augenblick nöthig ist. Deshalb bin ich auch vollkommen mit Baron Stifft einverstanden, daß dieses Reskript dem Verordneten-Kollegium zugetheilt, von diesem berathen, und das Ergebniß der Berathung morgen vorgelegt werde."

Die schlichten, aber bestimmt lautenden Worte des mit der „liberalen Hofpartei" in Verbindung stehenden Redners machten großen Eindruck. Weniger Aufsehen machte es, daß hierauf Graf Colloredo-Mannsfeld, der uns schon in der Vorgeschichte häufig begegnende „Präsident des Gewerbvereins", sich gleichfalls im Sinne Stifft's aussprach. Denn Graf Colloredo, wenige Tage später „Kommandant der akademischen Legion", galt im Vormärz bei allen Regierungsanhängern als ein „Liberaler vom reinsten Wasser", und er war wegen seiner Neigung für das bürgerliche Element in den Kreisen seiner Standesgenossen nichts weniger als beliebt.

**Graf Colloredo** sprach: „Auch ich unterstütze im Allgemeinen den Antrag (Stifft's). Allein, ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit in Kürze das zu wiederholen, was die Vorstimme geäußert hat. Die gegenwärtige Berathung ist eine der wichtigsten, vielleicht die allerwichtigste, welche die Stände je gepflogen haben. Wir dürfen uns nicht verbergen, welche großen Folgen Jeder davon zu erreichen wünscht. Ich will die Versammlung nicht aufhalten, durch einen neuen Katalog all der Uebel, die Jeder gefühlt hat. Allein ich kann auch nicht bergen, daß viele üble Saaten aufgegangen sind, und aufzugehen drohen. Diese aufzudecken, und ihnen entgegenzuwirken ist die heiligste Pflicht der Stände. Diese Pflicht ist nur zu erfüllen, wenn wir wahr und offen auftreten gegenüber dem Throne. Dieses Gefühl hat mehrere Stände vermocht, die vorliegende Bitte an das Verordneten-Collegium zu stellen. Dieses hat dieselbe gewürdigt, und in Uebereinstimmung mit dem Ausschuß, den ihnen vorgelegten Antrag gestellt, bevor noch das a. h. Reskript zur Kenntniß Sr. Excellenz gelangt war, weshalb auch keine Rücksicht darauf genommen werden konnte. Dieses Reskript ändert allerdings Manches in den gerechten Wünschen und Bitten der Stände. Dieser erste Schritt des Vertrauens ist allerdings erfreulich, allein verhehlen wir uns es nicht, der Moment ist höchst wichtig, indem wir unsern Dank dem Landesfürsten ausdrücken, müssen wir die Aufmerksamkeit darauf hinlenken, daß manches Uebel auftauchte, das zu beseitigen, oder wenigstens demselben en



Schilling.
Engel.
Lerch.
Köck.
Brühl.

gegenzuwirken nothwendig ist. Dieses hat man in der Adresse schon dargestellt, hier haben wir nun die Aufgabe, die Textirung zu modifiziren."

„Wenn aber der Landesfürst etwas thun soll, so muß er doch wissen, was zu thun ist, und dies muß daher klar ausgedrückt sein. Es wird nicht nöthig sein, dem Verordneten-Kollegium für seine Aufgabe eine Richtung anzugeben, denn demselben sind die Gesinnungen der Herren Stände bereits zureichend bekannt. Ich glaube übrigens, daß außer dem Verordneten-Kollegium noch andere ständische Mitglieder zur Deputation zugezogen werden sollen, welche diese Adresse am Throne zu überbringen hat."

Als, nachdem Graf Colloredo geschlossen, der nächste Redner, Se. Exzellenz der Obersthof- und Landjägermeister. Johann Ernst Graf v. Hoyos-Sprinzenstein, von seinem Sitze sich erhob, war Niemand in der Versammlung darüber im Zweifel, daß nun ein Votum gegen den Antrag Stifft's und gegen den vom Referenten vorgelesenen Adreßentwurf abgegeben werde. Der Graf hatte in dem Angenblicke als er sprach. wohl noch keine Ahnung davon. daß die bereits ausgebrochene, von ihm gewiß schwer verurtheilte Bewegung innerhalb weniger Stunden eine Ausdehnung erlangen werde, welche die Regierung nöthigen wird, ihm schon einen Tag später das Oberkommando der neugeschaffenen Wiener Nationalgarde zu übertragen. Er sprach in diesem Momente noch ohne Rücksicht auf die Oeffentlichkeit und ganz seinen absolutistischen Neigungen folgend.

**Graf Hoyos** bemerkte nämlich: „Meine Ansicht ist die, daß, obwohl das eben vorgelesene Reskript in seiner Wesenheit viel Gutes und Wünschenswerthes enthält (Lärm von Außen). dennoch das, was wir gehört haben, von der Art ist, daß Se. Maj. uns und allen Ständen der Monarchie die Freiheit überlassen will, unsere Wünsche und Anträge vor den Thron zu bringen, das enthält in wenigen Worten die Wesenheit dessen, was wir gehört haben."

„Ich sehe nun nicht ein, warum wir gerade die Initiative ergreifen wollen, und das jetzt schon verlangen, was wir ohnedies in wenigen Wochen erhalten werden. Wir werden repräsentirt werden, ob durch Einen oder Zwei oder Vier, ist gleichgiltig."

(Eine Stimme: Das ist nicht gleichgiltig!)

„Der ständische Körper wird sich Deputirte wählen, welche ihre Instruktionen bekommen werden. Ich finde es daher ganz überflüssig, vorgreifend, anmaßend, jetzt etwas zu thun, was nicht an der Zeit ist."

Schon am Beginne der Rede des Grafen Hoyos wurde die Ruhe der Versammlung abermals wieder gestört. Man hörte außerhalb starken Lärm und plötzlich das Klirren von Fensterscheiben (weil in den Vorsälen eine Glasthüre eingestoßen wurde). Am Schlusse der Rede ereignete es sich, daß durch die geöffnete Thüre fünf bis sechs Ständemitglieder, „Sie kommen!"... „Alles kommt heraus!" schreiend. in die Mitte der Versammlung sich flüchteten. Wenige Augenblicke später stürmte in den Vorsaal eine lärmende Menge, deren Vorderste, als sie die imposante Ständeversammlung in voller Berathung erblickten, sich jedoch bemühten, das weitere Vordrängen einzustellen und das immer zunehmende Lärmen zu besänftigen. Die Ständemitglieder geriethen in diesem Momente außer Rand und Band. Einzelne erhoben sich von ihren Sitzen, in der Absicht, die Flucht zu ergreifen, aber der Landmarschall hielt sie, indem er sie zornig anrief: „Bleiben Sie auf Ihren Plätzen!" davon ab. Währenddem zeigten sich draußen immer mehr Menschen, und obwohl die vorne Befindlichen wiederholt nach rückwärts riefen: „Stehen bleiben!"... „Stille!"... „Da sind schon die Stände!" wurde der Lärm doch immer größer und das Gedränge immer furchtbarer. Plötzlich wurde von einer Stentorstimme im Vorsaale in den Sitzungssaal hineingerufen: „Die Leute wollen nicht auseinandergehen, wenn nicht Zusicherungen gemacht werden!" Ein rasender Lärm, das Geheule und Angstschreien von Personen, die draußen in dem Gedränge erdrückt zu werden besorgten, erstickten diese Stimme. Der Landmarschall, der bis dahin, den Blick gegen die Ständeversammlung gewendet, vor seinem Stuhle gestanden hatte, rief nun mit dem ganzen Aufwande seines kräftigen Organs in den Vorsaal hinaus:

**Landmarschall:** „Wir können nicht im Namen des Kaisers Zugeständnisse machen. Das Versprechen ist dem Volke gegeben, daß sich die Stände mit ihren Angelegenheiten beschäftigen, dieselben berathen, und ihre Bitten und Wünsche an den Thron bringen, und Se. Maj. bitten werden, abzuhelfen. Dieses Versprechen wird jeder von uns halten, allein auf weitere Versprechungen können wir uns nicht einlassen, und ich muß nur bedauern, wenn unsere Verhandlungen nicht mit jener Ruhe gepflogen werden können, welche nothwendig ist. Ich besorge nur, daß, wenn die Ruhe nicht hergestellt würde, ich diese Versammlung auseinandergehen lassen müßte..."

Dem Landmarschalle versagte die Stimme. Der Lärm draußen nahm immer mehr und mehr zu und das Gedränge dermaßen überhand, daß Einzelne aus dem Publikum. um sich in Sicherheit zu bringen, bereits die Schwelle des Sitzungssaales überschritten, dabei mit sichtlicher Verlegenheit und mit dem Ausdrucke „des sich Entschuldigens" die Versammlung bekomplimentirend. Diese zuerst in den Sitzungssaal Eintretenden sprach sofort der

**Landmarschall** an: „Ich habe den Auftrag gegeben, daß einige der Herren hereinkommen sollten, vielleicht wird dieser Herr (einen der Hereintretenden, dem Anscheine nach ein Bürger, bezeichnend) die Masse beruhigen."

Der Angeredete zuckte die Achseln und rief. auf die ihm Nachdrängenden zurückweisend, dem Landmarschalle mit sichtlicher Befangenheit zu: „Sie wollen nicht ruhig sein, sie sind mit der Adresse nicht zufrieden."

**Graf Colloredo** entgegnete dem Sprecher: „Mein Herr! Ich bitte den Herren zu sagen, die Stände kennen ihre Pflicht, diese können sie aber nur erfüllen. wenn man sie nicht stört!"

Ein anderer der Eingetretenen rief dazwischen: „Die Herren Stände wollen wir nicht stören, sondern nur aneifern."

**Landmarschall:** „Wenn die Stände hören müssen, daß sie angeeifert werden sollen, so ist dies das erste Wort, welches Mißtrauen ausdrückt, das die Stände nicht verdienen. Sie können sich aber nicht berathen, wenn sie gestört

werden: ernste Dinge sind nicht in einer Minute vollendet. Wir stehen großen Massen Volkes gegenüber aus allen Provinzen, und in dieser Beziehung muß ich darauf bestehen, daß die Stände nicht gestört werden dürfen, wenn sie Alles erwägen sollen . . ."

Eine Stimme aus der Schaar der Hereingedrängten, die mittlerweile die in den Vorsaal führende Thüre des Sitzungssaales hinter sich zuschlossen, rief nun, den Landmarschall unterbrechend: „*Was soll aber gemacht werden, im Hofe sind viertausend Menschen?*"

**Graf Breuner:** „Sie sollen uns aber nicht stören und uns unsere Berathungen ruhig fortsetzen lassen."

**Landmarschall:** „Das bin ich auch der Meinung, und wenn die Ruhe gestört wird, müssen wir andere Mittel ergreifen."

**Graf Breuner:** „Es soll ihnen bekannt gegeben werden, daß wir in ihrem Interesse handeln."

**Landmarschall:** „Ich habe dies zu einer Versammlung von tausend Menschen gesprochen."

**Graf Breuner** (an die Ständeversammlung sich wendend): „*Ich glaube, daß wir auf das Reskript zuerst unsere Loyalität ausdrücken, dankend für diesen ersten Schritt, aber erklären, daß dieses Zuvorkommen nicht alles erfüllt, was das Volk will, und heute noch eine Deputation an den Kaiser absenden* (allgemeiner Beifall unter den Ständen und im Publikum), *welche aus dem Verordneten- und Ausschuß-Kollegium, mit Sr. Exz. dem Landmarschall an der Spitze, bestehen soll, und der sich noch andere Herren Landesmitglieder anschließen wollen.*"

**Landmarschall:** „Es handelt sich um einen so wichtigen Schritt, daher sind bestimmte Maßregeln nothwendig; ich ersuche daher den Herrn Referenten oder den Herrn Antragsteller, den Antrag bestimmt zu stellen, in welcher Weise er an Se. Maj. gerichtet werden soll."

„Weiters muß ich noch eines zur Aufklärung beifügen; es scheint hier eine Verwechslung des Begriffes einer konstituirten Versammlung und eines erst zu konstituirenden Ständekörpers stattzufinden."

„Indem Se. Maj. Stände aus allen Provinzen berufen hat, so wollte er nicht die Auflösung der bisherigen Stände aussprechen, sondern nur den Ständen Gelegenheit geben Anträge zu stellen, um dadurch die Bedürfnisse und Wünsche der Länder zu erfahren und zu berathen, bei diesem Anlasse alles anzubringen, was zu einer besseren Bestellung und Vertretung in den Körperschaften selbst für angemessen erachtet werden wird. Ich zweifle sehr, daß eine Versammlung von mehreren hundert Mitgliedern die Wünsche und Bedürfnisse mit einer solchen Ruhe und Besonnenheit zu berathen im Stande sein wird, die einem solchen Schritte vorangehen muß, darum war der Weg, der an Se. Maj. gewählt worden, ganz gewiß derjenige, der den Interessen Aller entsprechen könnte. Es ist bekannt, daß in allen konstitutionellen Ländern es nie die Stände selbst sind, sondern immer der Souverän, der die Proposition macht, die berathen werden soll; das schließt aber nicht aus, daß vom Verordneten-Kollegium andere gemacht und neue hinzugefügt werden können; aber wie wir es in den Nachbarstaaten sehen, gehen sie von der Krone selbst aus. Es ist die Stellung und der Beruf der Stände Petitionen und Wünsche an den Thron zu bringen."

Der Landmarschall hatte kaum ausgesprochen, als neuerdings im Vorzimmer ein furchtbarer Lärm sich erhob. Die Verwirrung im Sitzungssaale steigerte sich in Folge dessen und mehrere Ständemitglieder geriethen derart außer Fassung und wurden so muthlos, daß sie von Einzelnen unter den Eingedrungenen sich durch die Versicherung trösten ließen: „*Es wird Ihnen nichts geschehen!*" — „*Eine Deputation!*"... „*Ruhig!*"... „*Stille!*" hieß es plötzlich im Vorzimmer, in welches in diesem Augenblicke eine Schaar junger Männer eintrat, die sich sichtlich Mühe gab, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Einige Minuten später bildete die Volksmenge draußen eine Spalier und zwischen derselben erschienen die bezeichneten jungen Männer, die nun ruhigen, gemessenen Schrittes in den Sitzungssaal eintraten und dem Präsidentenplatze sich näherten.

**Landmarschall** (zu den Eintretenden): „Meine Herren! Ich habe vor dem versammelten Volke die Versicherung gegeben, daß seine Wünsche von den versammelten Ständen in Berathung genommen werden, allein wenn Sie sie stören, kann diese Berathung nie stattfinden; ich muß Sie noch einmal bitten, Ruhe herzustellen; ich müßte sonst die Versammlung aufheben. . ."

**Graf Breuner:** „Meine Herren! Sie haben uns das Wort gegeben, uns nicht zu stören, ich glaube, daß Sie es halten werden."

Der Redner wurde von dem Alarm unterbrochen, der sich im Vorzimmer neuerdings erhob. Das Gedränge in demselben wurde so groß, daß abermals eine Anzahl von Personen in den Sitzungssaal entfloh, um sich hier in Sicherheit zu bringen. Der Landmarschall läutete zu wiederholten Malen vergeblich, um die Ruhe herzustellen und die Berathung fortzusetzen. Aus den Reihen der Stände scholl es fortwährend: „*Ruhig! Stille!*" Umsonst! Die Unruhe steigerte sich nur . . .

Bevor wir die ewig denkwürdige Szene schildern, die sich nun in der Ständeversammlung zutrug, wollen wir nach den Ursachen forschen, welche die Erstürmung des Sitzungssaales durch das Publikum, das plötzliche Erscheinen einer Volksdeputation in demselben, welche nicht jene Zwölferdeputation war, deren Wahl von Dr. *Fischhof* im Hofe unten betrieben wurde, herbeiführten.

## 62.

## Die ersten Volksvertreter in Oesterreich.

Wir haben den Hof des Landhauses in dem Augenblicke verlassen, als die darin versammelten Tausende durch den Vortrag der Rede *Kossuth's* in einen förmlichen Fieberparoxismus versetzt worden waren, als das Gedränge darin bereits ein so gewaltiges war, daß Hunderte mit Gefahr ihres Lebens sich daraus entwanden und die Gänge, Stiegenräume und offenstehenden Wohnungen des Gebäudes überfüllten, um sich in Sicherheit zu bringen und von

den Hoffenstern aus einen genaueren Ueberblick über die Bewegnag zu gewinnen. Wir haben an dieser Stelle noch Einiges nachzutragen. Wie schon erwähnt wurde, hatte Fischhof in dem Momente, als Putz sich daran schickte, die Rede Kossuth's vorzulesen, den Versuch gemacht, die Wahl der vom Landmarschalle zugestandenen zwölf Vertrauensmänner vorzunehmen. Wir haben gesehen (S. 191) wie diese schwierige Wahlhandlung durch das Dazwischentreten Putz', gestört wurde. Die Beharrlichkeit, mit welcher aber Fischhof im Interesse des Zustandekommens einer Deputation von zwölf Vertrauensmännern thätig war, blieb nicht ohne Erfolg. Die Wahlen gingen, während Putz vorlas, langsam von Statten, häufig gehemmt, theils durch die Kundgebungen, die Kossuths Rede hervorrief, theils durch den Widerspruch von Männern, die in ihrem Unverstäudnisse die Wichtigkeit nicht einsehen wollten, daß von dem bisher unter den Ständen nicht vertretenen Volke eine Anzahl freigewählter Repräsentanten bei den ständischen Verhandlungen gegenwärtig sei. Endlich, nach einer halben Stunde, war die Wahl von zwölf entschlossenen Männern (darunter der Buchhäadler Josef Klemm, die Namen der Uebrigen, zumeist Studierende, sind nicht bekannt geworden) vollzogen, die soeben im Begriffe waren, mit Fischhof sich in den Sitzungssaal der Stände zu begeben. Wir wissen, daß in diesem Momente (S. 195) der mysteriöse Zettel vom ersten Stockwerke herabgeworfen wurde. Die Steigerung der Leidenschaften, welche der Inhalt desselben herbeigeführt, das stürmische Auftreten Hermann's, welcher den Zettel entzweigerissen hatte, hielten die Deputation noch für einige Zeit im Hofe zurück. Es ist in der That eigenthümlich, daß diese Deputation, welche aus den ersten Volksvertretern, die in Oesterreich gewählt wurden, zusammengesetzt war, ganz wider ihr Verschulden davon abgehalten wurde, ihre Mission zu erfüllen. Denn dadurch, daß sich die Deputation noch einige Zeit im Hofe aufhielt, hatte sie den rechten Augenblick verpaßt und sich in die üble Lage gebracht, mit ihrer Sendung zu spät zu kommen und dieselbe nicht mehr erfüllen zu können.

Es kam dies nämlich so. Als die Deputatiou an der Thüre der zum ständischen Sitzungssaale führenden Vorgemächer anlangte, fand sie vor derselben den schon genannten Dr. Goldmark postirt, der sie mit den Worten aufhielt: „Ich habe mein Ehrenwort verpfändet, Niemanden in den Sitzungssaal hineinzulassen, da ich und eine Anzahl anderer Männer kurz vorher als Volksdeputation im Sitzungssaale erschienen sind.“ Während nämlich Fischhof und die Seinen durch die ergreifenden Vorfälle im Hofe abgehalten wurden, nach dem Sitzungssaale zu eilen, hatte die in dem Korridor außerhalb dieses Saales sich drängende Menge eine Deputation gewählt, die in dem Augenblicke, als die im Hofe Gewählten vor dem Sitzungssaale anlangten, in denselben eingetreten war. Im Korridor hatte man natürlich von der im Hofe bereits vollzogenen Wahl keine Ahnung, und nahm man die Wahl einer Deputation im Drange des Augenblicks vor, da nach dem Zerreissen des Zettels durch Hermann Gefahr im Verzuge zu sein schien. Die im Korridor gewählte Deputation bestand aus den Doktoren Marek, Goldmark, Brühl, Kapper, Schneidermeister Wicht und anderen nicht bekannt gewordenen Männern. Nicht Fischhof und die Seinen, wohl aber die denselben nachdrängende Menge ließ sich durch Goldmark nicht aufhalten, sie stürmte gewaltsam, Thüren und Fensterscheiben zertrümmernd, in den Vorsaal. Dort suchten sie herbeieilende Ständemitglieder, Fürst Trautmannsdorf an deren Spitze, zu beschwichtigen, indem sie die Eindringenden baten, nur einige Augenblicke zu warten, da sie ihnen mittlerweile vom Landmarschalle die Zustimmung zum Eintritte in den Sitzungssaal verschaffen wollten. Die Menge schenkte diesen Bitten Gehör, sie entschloß sich dazu, sich ruhig zu verhalten, aber in diesem Augenblicke war ein neuer Brandfunke in die ohnehin auf das Aeußerste erregten Gemüther gefallen.

Als nämlich Putz die kurze Ansprache, die er an seinen Vortrag der Rede Kossuth's knüpfte, beendigt hatte, trat nacheinander eine größere Anzahl von Rednern, zumeist Studirende, auf. Alle forderten dasselbe; alle ihre Forderungen wurden von den zuhörenden Tausenden mit Jubel aufgenommen. Die Meisten derselben sprachen mit einer Kühnheit und Waghalsigkeit, die ihnen, wenn die Märzbewegung hätte unterdrückt werden können, theuer zu stehen gekommen wäre. Während Putz sprach, wurde der Student Burian von mehreren seiner Kollegen auf die Schultern gehoben und umgeben von einer großen Menge Menschen auf den Ballplatz, unmittelbar vor das Gebäude der Haus-, Hof- und Staatskanzlei getragen, wo Burian, was wir später berühren werden, an das dort zu Tausenden angesammelte Volk eine feurige Ansprache hielt. Dem Publikum im Hofe des Landhauses war es in der wuthentbrannten Stimmung, in die es gerathen war, nun nicht mehr genug, von den auftretenden Rednern die Forderung der Absetzung Metternich's und seiner Bundesgenossen in verblümten Worten aussprechen zu hören, es wollte, daß diese Forderung endlich einmal klar und unzweideutig proklamirt werde. Es war bereits dahin gekommen, daß einem Redner, der von „Wünschen“ des Volkes sprach, zugerufen wurde: „Nichts Wünsche, nichts Bitten, wir fordern, wir haben das Recht dazu!“

Da bestieg Johann Edler v. Böhm, ein Wiener, Jurist im ersten Jahre, eine trotzig-kühne Gestalt mit dunklem Gesicht und blitzenden Augen, das Brunnendach, die Rednerbühne im Hofe des Landhauses. Er wagte, der Erste, unter den dringenden Forderungen des Volkes die Alles in sich schließende, lange verhaltene Forderung vor Tausenden mit donnernder Stimme auszusprechen. „Absetzung des allgemein verhaßten Ministers!“ rief er aus und niegehörter Beifallssturm belohnte seinen Muth. Es war schon unzählige Male in der Menge dies gerufen worden, nun geschah dies auch von Seite eines Redners. Der Beifallssturm hatte sich noch nicht gelegt, als Böhm schon von allen Seiten zugerufen wurde: „Den Namen!“ ... „Den Namen!“ ... Er erwiderte darauf: „Nieder mit Metternich!“ und Tausende von Stimmen fielen ein in diesen Ruf. Böhm verlangte weiter: Die Vertreibung der Jesuiten, „denn sie sind die Werkzeuge, womit man das Volk verdummen will“ (stürmische Zurufe) und als Drittes verlangte er: Augenblick-

liches Unterwaffentreten der Bürgergarde." (Jubelnde Zustimmung.)

Der schon erwähnte junge Chlodwig Eckardt (S. 184) bestieg nun neuerdings die Tribüne um eine Ansprache zu halten. Er fing aber höchst unglücklich an. „Ich will beweisen — rief er aus — daß unser Unternehmen kein nendach verlassen. Hier galt es in kurzen, treffenden Schlagworten die alle Schranken überspringende Begeisterung zu nähren und zu befriedigen. Dies gelang gleich darauf Hermann, der von dem oberhalb des Brunnens kreisförmig erbauten Balkon aus neuerdings eine kurze Ansprache hielt. Der Schluß seiner Worte war: „Wir wollen eine



Das Revolutionskomité verliest seine Adresse an den Magistrat.

revolutionäres ist!" Wozu Beweise, wenn man mitten im Handeln begriffen ist? Wozu Ueberlegung, wenn Ein Gedanke alle Geistesthätigkeit beherrscht, wenn alles Sinnen und Trachten auf Ein Ziel gerichtet ist? Deßhalb mußte Eckardt vor dem Rufe: „Das wissen wir schon!" sogleich wieder die Segel streichen und das Brun- Konstitution und somit lebe unser konstitutioneller Kaiser!" Der stürmische Zuruf, der jubelnde Beifall, womit diese Worte aufgenommen wurden, zeigten, daß Hermann eine Saite berührt hatte, die in allen Herzen vibrirte. Nun wurden von einem Fenster auf den Balkon hinaus Laden gelegt und hervor schritt die

stattliche, würdevolle Gestalt des Grafen *Colloredo*, jede Hilfe auf dem schwankenden Brette verschmähend. Die in den Sitzungssaal eingedrungene Zwölferdeputation, und Andere aus dem Volke gaben dem Grafen das Geleite sich auf dem Balkon im Halbkreise um ihn aufstellend. Mit bewegter Stimme suchte er in längerer Rede die erregten Gemüther zu beruhigen. Er ermahnte zur Geduld, zum Vertrauen; die Stände würden die Wünsche des Volkes seinerzeit dem Kaiser vorlegen. Aber umsonst! „*Heute noch!*“... „*Heute noch!*“ rief die Menge. Der Graf gab zu bedenken, daß den Ständen nur zu bitten zustehe, daß ein überlegtes Betragen am Besten zum Ziele führe. „*Wir sind lange genug ruhig gewesen!*“... „*Wir haben lange genug überlegt!*“... Es war für keine Menschenstimme mehr möglich durchzudringen. So wenig der schwache Ruderschlag gegen die schäumenden Meereswogen zu kämpfen vermag, ebenso ohnmächtig kämpfte *Colloredo* gegen die stürmisch-bewegten Tausende, unter denen die enthusiasmirten Studirenden die Tonangeber waren. Ohne seine Rede schließen zu können, trat er ab. „Interessant — bemerkt *Anreiter* — war es, zu sehen, wie unmittelbar neben dem Grafen während seines Vortrages ein Student sich hinstellte, mit Sammtrock und deutscher Burschenkappe, der ganz ruhig dem Treiben im Hofe unten zusah.“ Auch ein zweiter, unmittelbar darauf unternommener Beruhigungsversuch mißlang. Ein Ständemitglied verlas, ebenfalls vom Balkone aus, die den Ständen von ihrem Ausschusse zur Annahme vorgelegte Einbegleitungsadresse zu der Wiener Bürgerpetition *). Dieser Landstand (Ritter v. *Schmerling?*) mußte sich aber gleichfalls unverrichteter Sache zurückziehen. In der Adresse hatte man die Erwähnung der *Volksvertretung am deutschen Bunde* unterlassen, und das genügte einen neuen, unwiderstehlichen Ausbruch der Leidenschaften hervorzurufen.

Gleichzeitig wurde von einem Fenster des ersten Stockwerkes noch ein anderer Zettel in den Hof geworfen mit den Worten: „*Begnügt Euch nicht mit dem, was die Stände begehren, sie begehren zu wenig!*“ Auch diese Mittheilung, von der man zur Stunde noch nicht weiß, von wem sie kam, war geeignet, die Volksmasse zu reizen und zu erbittern. Aber nicht mehr vom Brunnen oder vom Balkon allein oder von den Schultern Einzelner aus, im ganzen Hause, in allen Stiegenräumen und Gängen, überall, wo man sich Gehör verschaffen konnte, wurden, je mehr die Aufregung sich steigerte, desto zahlreichere Standreden gehalten. Eine dieser Reden, die ein czechischer Student, *Vojtech Fingerhut*, in der Einfahrt und auf der Stiege des Ständehauses hielt, ist besonders bezeichnend und steht in ihrem Gedankengange in der Märzbewegung ziemlich vereinzelt da. Diese Rede lautete:

„Die ungeheuren Umwälzungen der politischen Verhältnisse in Frankreich haben unmittelbare Einwirkung auch auf Deutschland ausgeübt und wirkten mittelbar auch auf uns ein. Davon zeigt die fieberhafte Aufregung, die seit einigen Wochen überall bei uns herrscht. Er ist da, der Zeitpunkt des geistigen Aufschwunges, des Kampfes für Recht, Freiheit und Wahrheit, der freien zeitgemäßen Gestaltung sämmtlicher Verhältnisse. Jubelnd begrüßten wir Alles, was in

---

*) Dieser Petitionsentwurf lautete: „*Allerdurchlauchtigster!* Die treugehorsamsten Stände des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns legen heute ihre ehrfurchtsvolle Bitte an die Stufen Ihres Thrones um Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände, vervollständigt durch Männer jener Corporationen und Elemente des Staates, die bisher in den Provinzialständen nicht vertreten waren; ihre Bitte, allerhöchst zu befehlen, daß dieser Versammlung der Nachweis über den gegenwärtigen Stand des Haushaltes vorgelegt, und daß derselben die Berathung und Antragstellung jener Maßregeln abgefordert werde, die das allgemeine Vertrauen durch Sicherstellung der Finanzlage, und durch die unabweisliche Entwicklung der Vertretung des Landes dauernd herstellen. *Eure Majestät!* Ihre treugehorsamsten Stände haben diese Bitten als den Ausspruch ihrer innersten Ueberzeugung als die laute Empfindung unerschütterlicher Anhänglichkeit und treuester Ergebung, aber auch als den Ausspruch hingelegt, den die pflichtgemäße Sorge für das Wohl ihres Vaterlandes zur unabweislichen Nothwendigkeit gemacht hat. Diese Wünsche entströmen ihren Herzen, geboten durch die Würdigung des tiefen Ernstes der Verhältnisse, sie finden lebendigen Anklang und allgemeine Zustimmung in den weitesten Kreisen der Bewohner Ihrer großen Kaiserstadt. Eine Eingabe an Ihre treugehorsamsten Stände, bedeckt mit noch ungezählten Unterschriften, mit Namen, die das große Kapital der Industrie, des Handels und des Gewerbsfleißes darstellen, mit Namen, die echte Vaterlandsliebe verbürgen, liegt den niederösterreichischen Ständen vor. Sie beurkundet die aufrichtigsten Gefühle unerschütterlicher Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus, aber sie spricht die heilige Pflicht aus, jene Maßregeln offen und frei darzuthun, die in so drohenden Zeitverhältnissen dem geliebten Kaiserhause so wie dem Gesammtvaterlande neue Kraft und neuen Muth verleihen werden. Als diese Maßregeln werden bezeichnet: *Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes, periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, so wie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Kontrole des Finanzhaushaltes, so wie der Theilnahme an der Gesetzgebung; Herstellung eines Rechtszustandes der Presse,* durch Einführung eines Repressivgesetzes, Durchführung des Grundsatzes der *Oeffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesammten Verwaltung;* Verleihung einer *zeitgemäßen Municipal- und Gemeindeverfassung,* und auf deren Grundlage *Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie und der Intelligenz. Allergnädigster Kaiser!* Ihre treugehorsamsten Stände sind verfassungsmäßig die Vermittler zwischen dem Throne und den Wünschen Ihres treuen Volkes. In dieser bedeutsamen Stellung empfangen sie mit der an sie gerichteten Eingabe das Pfand des Vertrauens, aber auch den Ausdruck strenger Gesetzlichkeit. Ferne dem Gedanken, Eure Majestät selbst mit Bitten zu bestürmen, ferne dem Gedanken, im Dunkeln zu wühlen, und böse Saat zu pflanzen, haben die Bewohner der Residenz offen und freimüthig an ihre verfassungsmäßigen Vertreter sich gewendet, gegen sie haben sie ausgesprochen, was ihrem geliebten Kaiser vorgebracht werden soll. *Eure Majestät!* Das, was die Bürger Ihrer Hauptstadt zur Kräftigung Ihres erlauchten Kaiserhauses und des Vaterlandes erbitten, es ist in den meisten deutschen Staaten schon gewährt; es wurde gegeben mit Vertrauen, empfangen mit begeisterter Dankbarkeit. Nicht nachgeahmte, nicht künstlich verpflanzte — altdeutsche Institutionen sind sie dem mächtigen Deutschland zurückgegeben, wo sie einst blühten und belebten. Wenn wir auch nicht verkennen, daß die Einführung mancher dieser Institutionen nicht das Werk des Augenblickes sein kann, daß sorgfältige Prüfung, ernste Ueberlegung den Schritt bezeichnen mögen, der in organischen Gesetzen segensreiche Früchte brin-

französischen, italienischen, deutschen Staaten zum **Wohle und im Interesse des Volkes** ins Leben getreten ist. Aber auch wir sind uns endlich klar geworden über unsere Strebnisse und sehen nun mit jedem Tage das **national-politische** Bewußtsein in unserer Mitte wachsen und kräftig erstarken. Wir stehen an der **Schwelle einer neuen Aera**, man wird uns viele Hindernisse in den Weg legen, aber eben durch dieses Kämpfen wird unser Muth gestählt und eine unerschütterliche Ausdauer gewonnen. Also es ist Sache unserer eigenen Kraft, den bedeutungsvollen Schritt zu thun. — Die Wünsche, die heute schon von Andern ausgesprochen wurden, wiederhole auch ich. Unter allen den Wünschen steht der einer **freien Presse** obenan. Nicht länger wollen wir unter dem Joche der Censur seufzen, die das Recht auf freies Bilden und Wissen zerstört. Die beglückende Sonne, die Preßfreiheit wird alsbald aufgehen müssen — denn sie ist die Grundbedingung aller menschlichen Entwicklung, Vervollkommnung, wie aller freien gesellschaftlichen Vereinigung und Einrichtung! Haben wir einmal Freiheit der Presse, so werden auch alle unsere übrigen Wünsche leicht realisirt werden können. Alle ausgesprochenen Wünsche sind vom Volke festgestellt, von Gott, von der Vernunft und der Vaterlandsliebe geheiligt. Wir wollen nicht kämpfen wie Soldaten mit dem Schwerte oder Bajonette; unsere Waffe, **Studenten! sei der Geist, die Presse**, die nicht mordet, sondern belebt, die nicht verwüstet, sondern aufbauet, die nicht hasset, sondern Liebe weckt, die nicht fluchet, sondern segnet! Es ist dies eine hohe Aufgabe, aber sie wird, sie muß uns gelingen. Studenten! besonders wir sind berufen, an der Durchführung derselben in unserem Vaterlande, in sämmtlichen Ländern Oesterreichs, selbst thätig unsere Hand zu leihen. Kameraden! dahin also muß unser Streben gehen, uns für die erhabene Aufgabe zu kräftigen, auf daß wir tüchtige Bürger des Staates dem Vaterlande nützlich, dem Kaiser treu unsere Kräfte bieten mögen!"

„Nicht dürfen wir jetzt das begonnene Werk bei Seite legen, mit Spott, mit Verachtung würden unsere Nachbarn im nahen und fernen Westen auf uns herabsehen. Aber trachten wir nun aus allen Kräften, das Begonnene auszuführen — und mit Verehrung wird man unser gedenken, und die Nachwelt wird es dankbar zu würdigen wissen, in welchem Maaße wir Studenten zum Heile des Vaterlandes durch Wissenschaft und That, durch Lehre und Beispiel wirksam gewesen sind. — Das Vertrauen, welches das Volk in unsere kräftigen und tüchtigen Gesinnungen setzt, müssen wir nun rechtfertigen. Mit den Waffen geistiger Bildung umgürtet, mit ungeschwächter Kraft seien wir bereit, den Arm zu erheben, um den geistigen Kampf zu bestehen, der vielleicht noch mannigfach bevorstehen mag! Es ist eine erhabene Sache, für die wir unser Dasein einsetzen. Vertrauensvoll und brüderlich reichen wir uns die Hände, und seien wir mit ganzer Seele dem Vaterlande das, was es von uns verlangt. Ohne Arg und Falsch blicken wir der Zukunft entgegen; der sie noch umhüllende Nebel wird bald schwinden und ein schöner Tag hervortreten. Bewahren wir nur die Gesinnungen, die wir jetzt hegen, die **Begeisterung**, die uns jetzt erfaßt, auch durch unser ganzes Leben!"

„**Ein** Wunsch ist von den Rednern **nicht** angeführt worden. Der Deutsche spricht von einem **einigen** Deutschland, der Italiener von einem **einigen** Italien, der Slave von einem **einigen Slavien**. Ich aber rufe: **Es lebe hoch ein einiges Oesterreich!** Die Sonne der Eintracht möge alle Nationen Oesterreichs zu Gefühlen wechselseitiger Achtung und Bruderliebe erwärmen! Und was das gefürchtete Reich im Osten betrifft, es sei glücklich und groß, **außer** im Kampf gegen uns, den wir nie muthwillig beginnen werden, zu dem wir aber fest entschlossen sind, wo es gilt, unser Vaterland, die österreichischen Länder zu vertheidigen. Noch einmal rufe ich: **Eintracht!** Möge unter allen Nationen Oesterreichs ein lebhaftes Gemeingefühl entbrennen! Zwietracht würde uns herabwürdigen. Einer für Alle, Alle für Einen! **Ein Hoch der ernsten Eintracht unter den österreichischen Völkern zu allen guten und hohen Werken; sie gedeihe und wachse!**"

## 63.

## „Blinder Lärm."

Von dem Eindrucke, den diese Rede auf ihr Publikum gemacht, wissen wir nichts zu berichten. Die unmittelbar nach den Märztagen erschienenen Schriften und Zeitungsartikel über die Revolution nehmen von ihr keine Notiz, und aus dem Gedächtnisse der Zeitgenossen von damals ist sie spurlos verschwunden. Immerhin erscheint sie uns der Erwähnung werth, da ihr Verfasser auf einen Standpunkt sich gestellt hatte, der während der Märzrevolution in Wien von Niemandem eingenommen wurde. Die ganze Rede ist übrigens schon darum historisch-wichtig, weil noch während des Vortrages derselben ein Ereigniß sich vollzog, welches einen Konflikt zwischen der Ständeversammlung und der Volksmasse im Landhause zur unmittelbaren Folge hatte, der von unberechenbarer Tragweite war. Es geschah nämlich Folgendes: Um den Massenandrang, der vom Hofe aus zu den ständischen Gemächern stattfand, einigermaßen aufzuhalten, wurde von einem ständischen Diener eine zu der Prälatenstube führende Thüre abgeschlossen und dadurch einigen in derselben befindlichen Personen der Ausgang versperrt. Dieselben glaubten sich plötzlich gefangen, pochten, schrieen und tobten, und riefen dadurch bei der im Vorzimmer der Prälatenstube weilenden Menge die irrige Meinung hervor, als ob in dieser Stube Einzelne aus dem Publikum auf Befehl der Stände eingesperrt worden wären. Diese Vermuthung versetzte Alles in die fieberhafteste Aufregung.

gen soll, so dürfen wir uns es doch nicht versagen, auszusprechen, daß einige der erbetenen Maßregeln längst als wünschenswerth erkannt, daß sie Bedingung des Vertrauens Ihrer Unterthanen geworden sind. **Eure Majestät!** Indem wir daher die Bitten von Tausenden Ihrer treuesten Bürger an Ihren Thron bringen, sind wir von dem erhebenden Bewußtsein durchdrungen, daß Ihre Liebe für Ihr Volk und Ihre Weisheit das bald gewähren werde, was so einstimmig erbeten wird. Wir wagen auch auszusprechen, daß jene Maßregeln, die ihrer Natur nach einer längeren Berathung bedürfen, von jener Versammlung der Abgeordneten aller Provinzen und aller Elemente ihre befriedigende Lösung erhalten werden, um deren baldige Einberufung wir gebeten haben."

Sogleich hieß es, daß von Seite der Stände die an sie abgegangene Volksdeputation in Gewahrsam gebracht worden sei, um ihre Mitglieder dem Gerichte überliefern zu können, daß Fischhof und andere Volksredner in eine Falle gelockt worden und dort Mißhandlungen ausgesetzt wären. Bei der fieberhaften Erregung, in der sich Alles befand, gerieth das vor der Prälatenstube, in dem Korridor und auf der Stiege angesammelte, dicht aneinandergedrängte Publikum über diese, wie man bei ruhigerem Gemüthe hätte einsehen müssen, geradezu unsinnigen Vermuthungen, denen man in Folge eines Mißverständnisses Raum gab, in eine rasende Wuth, deren Ausbruch ein fürchterlicher war. Alles hielt sich plötzlich für verrathen. Ein Student zertrümmerte mit der Faust die Scheiben eines Hoffensters im ersten Stockwerke und schrie aus vollen Leibeskräften in den Hof hinunter: „Kommt herauf, man hat uns eingesperrt, zu Hilfe!“ Die Menge im Hofe gerieth über diesen Hilferuf in die grenzenloseste Verwirrung. Alles drängte sich nun unter wildem Geschrei an die Stiege heran, um die ständischen Säle zu erstürmen und die Gefangenen zu befreien. Von den im ersten Stockwerke Weilenden wurden, wie auf ein gegebenes Zeichen, mehrere Hoffenster zerschlagen, die auf den Gängen und in den Vorzimmern befindlichen Kästen, Tische, Bänke und Sessel zertrümmert. Eine Menge von Personen lief in diesen Augenblicken Gefahr, von den Fenstern in den Hof hinabgeschleudert zu werden. Um nämlich den Vortrag der Rede Kossuth's bequemer zu hören und das Treiben im Hofe genauer beobachten zu können, hatten sich viele Leute auf die Fensterbretter des ersten und zweiten Stockwerkes niedergesetzt und die Füße in den Hof hinaushängen lassen. Als nun das Gedränge in den Gängen der Stockwerke überhand nahm, und als von allen Seiten das Gebäude erstürmt wurde, in dem Wahne, daß es Gefangene zu befreien, in Sicherheit zu bringen gälte, geriethen die auf den Fensterbrettern Sitzenden, an welche die Heraufstürmenden anprallten, in die Gefahr, von den Fenstern hinabgestürzt zu werden. Der Angstschrei dieser Personen erfüllte den ganzen Hof und vermehrte das unten herrschende Entsetzen. Die Raserei der in den ständischen Gemächern herumwüthenden Menge erreichte einen solchen Höhegrad, daß sie sich nicht begnügte, Alles zu zerschlagen und zu vernichten, sondern unter dem Wuthgeschrei: „Man höhnt das Volk!“... „Nieder mit den Ständen!“... „Nieder mit der Regierung!“ und unter lauten Verwünschungen auf die höchsten Personen im Staate wurde auch vom ersten Stockwerke aus eine Anzahl zertrümmerter Einrichtungsstücke, Sessel, Bänke, Tische, Uhren, Spiegel, Luster, Aktenfaszikel u. s. f. bei einem der Hoffenster in den mit Menschen überfüllten Hof hinabgeworfen, auf dessen Pflastersteinen diese zum größten Theile massiven Gegenstände donnernd zusammenkrachten. Im Hofe unten drängte sich Alles, um von den aus dem ersten Stockwerke fliegenden Möbeltrümmern nicht erschlagen zu werden, an die entgegengesetzte Mauer, vor Wuth über die Stände schreiend und tobend. *)

Das durch den oben erwähnten Diener verursachte Mißverständniß klärte sich erst dann auf, nachdem der Sitzungssaal erstürmt und in den ständischen Berathungssälen, in welchen einige der Sinnlosesten sich sogar anschickten, Feuer zu legen, das Werk der Zerstörung vollendet war. Böhm, von dem es gleichfalls hieß, daß er gefangen worden sei, zeigte sich nämlich auf dem Balkone und erklärte unter dem Jubel des Publikums, daß er frei sei wie der Vogel in der Luft. Doch der Jubel über das Erscheinen Böhm's war noch nicht verhallt, die Menge hatte sich von dem Schrecken, der sie betäubte, noch nicht erholt, als durch ein neues Mißverständniß das im Landhause befindliche Publikum in das größte Entsetzen, in die heilloseste Verwirrung versetzt wurde. Plötzlich erbebte nämlich von einem dumpfen Schlage der ganze Hofraum. Die kleine Ursache dieser für den Moment großen Wirkung war, daß von ein paar im Landhause beschäftigten Taglöhnern, die unbekümmert um die ganze Bewegung — es schlug eben 12 Uhr — ihrem Mittagsessen nachgingen, der halboffene Flügel des in die Landhausgasse führenden großen Thores zugeschlagen wurde. Dies verursachte im Hause einen solchen Lärm, daß Viele in ihrer erhitzten Phantasie plötzlich das Abfeuern einer Kanone gehört haben wollten. Denn in demselben Augenblick schrie man im Hofe: „Kanonen!“ ... „Das Militär umzingelt uns!“ ... „Hinaus!“... „Rettet Euch! Wir sind verloren!“... Wirklich verbreitete sich im Hause die Meinung, daß Militär ganz unbemerkt eingeschlichen sei, daß es gegen das in die Ständeversammlung eingedrungene Publikum wüthe u. s. f. Ein großer Theil des Publikums stürmte nun durch das Hauptthor in die Herrengasse hinaus, dort keine geringe Verwirrung erregend. Vom Balkone im Hintergrunde des Hofes aus versuchte man vergeblich die Flüchtenden zu beruhigen, sie zurückzuhalten. Erst als einige Zeit später die große Mehrzahl der Ständemitglieder, den Landmarschall an der Spitze und umgeben von ihnen zujubelnden Studirenden, beim großen Thore des Landhauses hinausschritten und durch die Herrengasse, wo die dicht angesammelte Menge eine Gasse bildete, gegen die Burg zu sich bewegte, wurde man gewahr, daß das Gerücht von dem Einschreiten des Militärs blos ein blinder Lärm gewesen sei. Die Stände verließen nun in corpore das Landhaus und zogen nach der Hofburg. Was hatte sich im Sitzungssaale mittlerweile ereignet?

## 64.

## Der Konflikt zwischen den Landständen und dem Volke.

Wir haben den Sitzungssaal in dem Augenblick verlassen (siehe Seite 207), wo unter stürmischen Auftritten in den anstoßenden Gemächern und gefolgt von einer großen Menge die in einem Korridor improvisirte Volksdeputation in denselben eintrat. Die Ständemitglieder wurden, wie wir geschildert haben, durch das plötzliche Erscheinen der

*) „Ich bekenne,“ — bemerkt der wiederholt zitirte Studiosus Anreiter — „eine ungeheure Freude an dieser Demonstration (!) gehabt zu haben. Sie war zerstörend, Privateigenthum verletzend, gebildeter Männer nicht würdig, ohne Zweifel! Aber wird nicht eine so handgreifliche Thatsache (!) mehr Eindruck machen, als hundert Reden, besonders bei unserem Volke, das man in Unwissenheit verkümmern ließ?“

leidenschaftlich bewegten Masse im Schooße ihrer Versammlung, so eingeschüchtert, daß sie sich nicht mehr sicher glaubten. Die Ruhe trat erst in dem Augenblicke wieder ein, als ein Mitglied der Deputation, der Schriftsteller Dr. Siegfried Kapper, ein junger Mann von 27 Jahren, gebürtiger Deutschböhme, hervortrat und iu folgender Weise das Wort uahm:

„Hochansehnliche Versammlung! Eine stürmisch bewegte Menschenmasse erfüllt die Räume in und vor diesem Wüthen zerrissen. Es ist unsere heiligste Pflicht zu versichern, daß Alles, was außer den Grenzen der Ordnung und der Ruhe ist, durchaus nicht in den Absichten irgend Eines von Allen ist, die sich unten befinden. Fortschritt und Recht ist Alles, was sie wollen, und für dies Alles sind sie bereit Alles zu opfern, wenn es sein müßte! Wir habeu daher im Nameu des Volkes blos die einfache Frage zu stellen, ob das vorgelesene Blatt in der That Alles enthalte, um was die hochansehnlichen Stände in Sache des Volkes zu peti-




Attentat auf den Erzherzog Albrecht.

Hause. Ihre nächste Absicht war, Ihnen für die in letzter Zeit kund gegebene liberale Gesinnung ein Lebehoch zu bringen. Das Volk fühlt genau, wer ihm wohl will, wer seine Wünsche versteht, und zu den seinen macht, und weiß das zu schätzen. Je lebhafter nun der Beifallssturm war, der Ihnen noch vor einer halben Stunde erscholl, desto furchtbarer ist die Erbitterung, welche die Zuschrist hervorbrachte, die, als von Ihnen zugesandt, dem Volke kurz vorher vorgelesen wurde. Sie wurde, als unzulänglich unter tioniren gedenken, oder, was wir hoffen und vermuthen, nur einen Theil dessen! Im erstern Falle steht es außerhalb unserer Macht, die einmal rege gewordenen Gemüther zu beruhigen. Wir wollen nichts Halbes! ist ein Ruf, der von tausend Lippen scholl. Die Lichtlavine, die von Westen gegen Osten heranrollt, reißt alle Völker fort, und kein leeres Wort ist mehr im Stande, sie zu hemmen! Ist das Verlesene aber nur ein Theil der Petition, so wird die Versicherung dessen von Seite der hochansehnlichen Versamm-

lung die Ruhe bis zur Mittheilung der weiteren Punkte herzustellen nicht verfehlen!"

Hierauf erwiderte der **Landmarschall:** „Ich habe zugesichert, daß wir die Bitten des Volkes berathen und Sr. Maj. vorlegen werden. Bisher haben aber die Stände, weil sie gestört worden sind, noch keinen Beschluß fassen können. Es sind der Gegenstände so viele, daß es gar nicht möglich war, sie Alle zu berathen."

„Ich glaube, das Volk kann ganz beruhigt sein, wenn die bestimmte Zusicherung gemacht wird, daß sich die Stände mit allen seinen Wünschen und den gesammten öffentlichen Angelegenheiten befassen und sie zum Gegenstand ihrer dringenden Vorstellung an Se. Majestät machen; ein weiteres Versprechen kann Ihnen nicht gegeben werden, allein ich glaube, daß dies für ein ruhiges treues (!) Volk genüge. Das ist ja nicht Gegenstand des Moments, es bedarf einer gründlichen Berathung, sonst sind wir im Zustande der Empörung und Aufregung und nicht des gesetzlichen Ganges. Gehen Sie auseinander, es ist nicht denkbar, daß wir zu einem Beschluß uns vereinigen können, um auszusprechen, was Noth thut, einen dauernden Zustand zu begründen. Ich bitte also nochmals, überzeugt zu sein, daß die Stände alles thun werden; es handelt sich ja um die heiligsten Interessen der Menschheit (!), aber dieses kann nicht in einem Augenblick geschehen, man kann es unmöglich aus den Aermeln herausschütteln; es ist ja nicht der Feind vor der Thür, es sind die Männer, Stände der Provinzen, welche gesetzlich vom Staate berufen sind, am Throne die Wünsche des Volkes vorzutragen, zur Berathung deshalb versammelt. Es liegt auch in ihrem Wunsche ebenso sehr, wie in dem der Masse der Bewohner, daß dem allgemeinen Wunsche genügt werde, daß alle bis jetzt nicht Vertretenen vertreten werden sollen (!). Sie werden selbst einsehen, daß ohne Ruhe kein Beschluß möglich ist. Es sind ja nicht allein wir, sondern von allen Seiten kommen Wünsche, selbst in diesem Augenblick, während der Versammlung, habe ich eine neue Bittschrift bekommen, das alles muß ja zusammengefaßt und Sr. Maj. vorgetragen werden. Es ist ja nicht das das Beste, was vom Momente abhängt; wie oft ändert sich der Mensch (!). Lassen Sie die Stände zur ruhigen Besinnung kommen, wir sind unseren Nachkommen verantwortlich für das, was wir hier thun (!) und Se. Majestät haben die heilige Pflicht für das Gesammtwohl der Völker zu denken. Ich bitte daher nochmals um Ruhe."

Man merkt es dieser Rede an, daß der Landmarschall, während er sie gesprochen, bereits den Kopf verloren hatte. Ihr Inhalt war nichts weniger als geeignet, die Masse zu beruhigen. Dem Landmarschalle entgegnete zunächst

**Dr. Kapper:** „Es wäre nur der Wunsch, daß dies (?) nicht den ganzen Inhalt der Adresse bilde."

**Landmarschall:** „Das (?) scheint ein Irrthum zu sein."

Dem Landmarschalle bemerkte nun ein zweiter Redner aus der Zwölferdeputation, dessen Name nicht bekannt wurde, in entschiedenem Tone: „Ich denke, es ist jetzt nicht die Zeit zu bloßen Worten. Dies könnte vielleicht schlimmere Folgen als man meint, nach sich ziehen. Ich glaube, wenn man Konzessionen machte, wenn die Stände vermittelnd bei Sr. Majestät einwirken möchten, daß dies gewiß die Masse befriedigen würde."

Dieser Sprecher wurde durch eine Bewegung unter den Ständen und durch vielfaches Durcheinanderreden in der Fortsetzung seiner Rede gehindert. Bald nach ihm ergriff Graf Colloredo, ganz im Sinne des Landmarschalls das Wort.

**Graf Colloredo:** „Meine Herren! Vertrauen Sie auf uns; ich versichere, die Herren Stände haben nicht seit gestern erst, sondern seit einer Reihe von Jahren die Bedürfnisse und Wünsche aller Volksklassen vernommen und in Berathung gezogen. In neuester Zeit, wo ganz Europa mehr oder weniger aufgeregt ist, haben mehrere Korporationen ihre Wünsche schriftlich den Ständen mitgetheilt, auch diese sind berücksichtigt worden, alle Wünsche werden Sr. Majestät unterbreitet und womöglich von den Ständen unterstützt werden."

„Dieses wichtige Geschäft, welches allerdings über das Wohl und Wehe unseres theuren Vaterlandes entscheiden und gute Folgen hervorbringen soll, muß vor Lärm gesichert und mit Ruhe und Ueberlegung berathen werden. Zu diesem Zwecke haben sich die Herren Stände heute versammelt, und ich muß sehr bedauern, daß Sie so wenig Vertrauen auf die Stände besitzen, es muß denselben sehr wehe thun, daß man glaubt, sie erst durch Hereinstürmen und Aufforderung dazu aneifern zu müssen. Eine Berathung kann nur dann von guten Folgen sein, wenn sie anständig geführt werden kann; wenn Sie aber fortwährend drängen und durch Papiere, wer weiß woher, sich bestimmen lassen, nicht einmal Ihre Wünsche genau auszusprechen, so können wir nichts leisten, sondern müssen unsere Versammlung aufheben. Ich bitte Sie also noch einmal, halten Sie Ruhe und Ordnung, denn eine Versammlung, die gestört wird, kann keinen Beschluß fassen! Ich kann versichern, die Stände kennen ihre Pflicht und ihre Rechte ebenso gegen den Thron, als gegen das Volk. Welche Folgen kann es aber vor dem a. h. Thron haben, wenn es heißt, die Stände sind vom Volke eingeschüchtert worden und sprechen nur darum so. Ganz etwas anderes ist es, wenn sie ungestört ihre Vorträge nach Hof erstatten können."

Die letzte Bemerkung des Grafen rief große Unruhe unter der immer mehr und mehr anwachsenden Volksmenge hervor. Ihm fiel ein drittes Mitglied der Deputation, Dr. Brühl, in die Rede.

**Dr. Brühl:** „Niemand wird glauben, daß die Stände eingeschüchtert worden sind, es liegt auch nicht in der Absicht des Volkes, eine solche Menge ehrenwerther Männer einzuschüchtern, es liegt aber in seinem Innern geschrieben, den Herren Ständen zu sagen, was es wünscht und fühlt."

„Was hier unten vorgeht, ist kein Proletarier-Auflauf, sondern eine Bewegung, die von Männern ausgeht, welche die Intelligenz vertreten, es sind größtentheils Doktoren der Medizin und Männer, die wissen, was sie begehren."

**Landmarschall:** „Nachdem Sie dieses schon mehrmal gesagt haben, nachdem ich selbst die Ehre hatte, mich mit Mehreren von Ihnen zu verständigen und zu besprechen, weiß ich Ihnen nichts mehr zu sagen als: Wir werden selbst,

heute noch, Ihre Wünsche an den a. h. Thron bringen, und mit Ihren unsere Bitten um gnädigste Gewährung derselben vereinigen (allgemeiner Beifall), aber kein übereilter Schritt darf geschehen. Mit einzelnen Körperschaften haben wir es nicht zu thun, sondern mit den Wünschen Aller. Ich gebe Ihnen nochmals die Versicherung, daß die Herren Stände heute noch Ihre Bitten und Wünsche an den Stufen des a. h. Thrones niederlegen werden."

„Meine Herren! ich bedinge es aber als eine Gegenleistung, daß Sie dahin wirken, daß die öffenlliche Gewalt nicht einschreiten muß. Wenn Sie sich ruhig verhalten, so gebe ich Ihnen dagegen die Zusicherung, daß Keinem von Ihnen ein Haar gekrümmt werden wird."

„Meine Herren! Sie werden es selbst gesehen haben, welches Vertrauen die hohe Staatsverwaltung gegen Sie beobachtet, indem gar keine Wache aufgestellt ist. Schenken Sie uns auch das Gegenvertrauen. Sie werden von keiner Seite bemerken, daß man Sie belästige. Man vertraut, daß Sie nicht vergessen werden, daß wir die Nachkommen von Geschlechtern(!) sind.... (Unruhe) Lassen Sie uns dieses Vertrauens auch werth sein und vereint zusammenwirken. Jetzt vor Allem muß ich Sie aber bitten, diesen Gang der Verhandlungen nicht mehr zu unterbrechen und Ihre Mitbürger und Commilitonen dahin zu vermögen, daß sie dem Gange der Ereignisse nicht mehr vorgreifen."

**Dr. Brühl:** „Eine einzige Frage muß ich mir erlauben, ob Sie auch unsere Wünsche kennen? Es war der Gesammtwunsch der Menge, vor einer so ehrenwerthen Versammlung sie auszusprechen. Sind wir im Stande, dies unten zu sagen, so wird das Volk auseinandergehen. Jener ehrenwerthe Herr mit den grauen Haaren (Graf Colloredo) hat gesagt, daß wir diese Wünsche noch gar nicht ausgesprochen haben. Unsere Frage ist daher die, ob wir sie mündlich oder schriftlich bringen dürfen?"

(Viele Ständemitglieder: „Mündlich und schriftlich!")

**Landmarschall:** „Vielleicht beide Wege. Wollen Sie vorerst in Kürze dieselben mündlich mittheilen."

**Dr. Brühl:** „Ich rede für Viele. – In unserer gestrigen Versammlung an der Universität wurde beschlossen, Folgendes zu begehren: Fürs Erste verlangen wir Rede- und Preßfreiheit. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß wir weit genug fortgeschritten sind, um von den wohlthätigen Konsequenzen des befreiten Staates, die mißlichen Seiten desselben zu scheiden. Nicht zur Schmähung, nicht zum Schimpfe soll es dienen! Nein! Nur zur Offenbarung gerechter Wünsche, zu gerechtem Tadel, zur freien bandelosen Entwicklung des Geistes! Fürs zweite wird Lehr- und Lernfreiheit verlangt. Das Maß des zu Erlernenden sei Niemanden mehr zugemessen, die Weise, wie er es, und wo oder wann zu erlernen habe, nicht beschränkt; möge Jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeiten ungehindert diese entwickeln, diese verwenden können. Viel wäre über diesen Punkt noch zu sprechen, jedoch Ort und Zeit gebieten mir Kürze. Fürs dritte ist Vertretung bei dem deutschen Bunde ein allgemein ausgesprochener Wunsch. Ich nenne diesen Wunsch einen allgemeinen! Deutschlands Einheit ist die mächtigste Schutzwehr, die das bis jetzt zerstückte deutsche Volk seinen Feinden entgegenzustellen im Stande ist. Aber eine Vertretung aller Stände, namentlich des Bürger- und Bauernstandes, muß die Vertretung beim deutschen Bunde sein. Nicht blos jene Herren, die das Glück begünstigt, mögen reden, sondern auch jene, die von Geburt auf im Unglück schmachten. Dies mag vielleicht in Kürze der Inhalt unserer Wünsche sein."

Diese Ansprache Brühl's wurde von der Volksmenge, die den Saal immer mehr und mehr anfüllte, mit enthusiastischen Beifallsrufen aufgenommen. Gleichzeitig vernahm man vom Hofe herauf starken Lärm. Böhm sprach in diesem Augenblicke unten zum Publikum. Die Mehrzahl der Ständemitglieder, welche schon durch das Erscheinen der Deputation und der Volksmenge im Berathungssaale außer Fassung gekommen war, gerieth neuerdings in große Bewegung, in der Besorgniß, nunmehr vom Hofe aus ernstlich bedroht zu werden. Selbst der Landmarschall gewann erst nach einiger Zeit wenigstens so viel Fassung wieder, um die Unterhandlung mit der Deputation fortführen zu können.

**Landmarschall:** „Mit Ausnahme des Punktes der Lernfreiheit sind alle anderen lautgewordenen Wünsche in einer Petition an die Stände enthalten, die wir aber bisher noch gar nicht berathen konnten, da bei dieser steten Unruhe eine Besprechung in der Zeit von wenigen Minuten gar nicht möglich war. Meine Herren! ich kann Sie beruhigen, daß uns Ihre Wünsche bekannt sind, und wiederhole daher nochmals meine dringende Aufforderung, sich in Ruhe zurückzuziehen und überzeugt zu sein, daß die Herren Stände dieselben mit allem Eifer und Nachdruck bei Sr. Maj. befürworten und sich heute noch bei a. h. Demselben dafür verwenden werden."

Die Unruhe im Saale war jedoch so groß, daß der Landmarschall nur von den Zunächststehenden vernommen werden konnte. Nicht blos vom Hofe herauf, sondern auch aus den an den Sitzungssaal anstoßenden Gemächern herein drang unausgesetzt alles betäubende und verwirrende Schreien und Lärmen. Die Stände verließen ihre Sitzplätze und traten gruppenweise zusammen, und selbst in der Volksdeputation und in der Menge, die ihr gefolgt war, schien man sich über die Vorgänge außerhalb des Sitzungssaales Besorgnissen hinzugeben. Der Lärm von Außen steigerte sich eben wieder, als Dr. Brühl, gegen den Landmarschall gewendet, neuerdings das Wort nahm.

**Dr. Brühl:** „Ich glaube, daß wir nicht mehr im Stande sind, das Volk beruhigen zu können, und bitte daher Einen von den Herren dieser hohen Versammlung, auf den Balcon hinauszutreten und ihm das zu wiederholen, was der Herr Präsident vorher gesagt hat..."

Neuerdings erhob sich außerhalb des Saales so furchtbarer Lärm, daß der Redner abbrechen mußte. Der Landmarschall verließ den Präsidentenplatz und hielt mit den ihm zunächst stehenden Ständemitgliedern eine kurze Berathung. Nach einer Weile erschien er wieder an seinem Tische und nahm das Wort.

**Landmarschall:** „Lieber Herr Graf Colloredo, wollen Sie die Güte haben, und auf dem Balcon im Hofe das Volk beruhigen!"

Der Graf verließ nun, begleitet von der Zwölfer-

Deputation und der ihr nachgeströmten Volksmenge, den Saal. Die Ständemitglieder nahmen über Aufforderung des Landmarschalls neuerdings wieder ihre Sitzplätze ein, und die Berathung über den Adreßentwurf und den Antrag Stifft's wurde nun wieder aufgenommen.

**Landmarschall:** „Meine Herren! So viel hier gesagt worden ist, so wünscht man allgemein, daß eine Deputation an Se. Majestät gerichtet werde, um Sr. Majestät selbst die Wünsche vorzustellen. Dies war auch der Wunsch der Herren Stände. Ich würde bitten, daß sich die Herren Stände gleich zu einem Beschlusse vereinigen, um das Volk zu beruhigen. Der Antrag ist auf diese Weise gestellt, ich bitte zu sagen, sind Sie einverstanden oder nicht? Die Zeit drängt, die Gefahr ist vor der Thür, wir bringen diese Volksmassen nicht auseinander, wenn wir nicht etwas thun!“

**Graf Hoyos** (der nunmehr für den Adreßentwurf des Referenten und für den Antrag Stifft's stimmt, den er kurz vorher als „anmaßend“ und „nicht an der Zeit“ befindlich erklärt halte) bemerkt: „Die natürliche Deputation ist das Verordneten-Kollegium.“

**Freiherr v. Stifft:** „Ich erlaube mir zu bemerken; wir sind in diesem Augenblicke so gedrängt, daß keine Detailberathung mehr möglich ist und schlage daher vor, daß die Adresse hinausgegeben werde, wie sie ist, mit der einzigen Abänderung, daß Se. Maj. geruhe, die Vertretung der Stände durch eine größere Anzahl zu genehmigen.“

„Das Reskript soll nicht weiter berührt werden, die Volksstimme hat den Beweis geliefert, daß es nicht genügen werde.“

„Wir haben durch die heutigen Demonstrationen den Beweis, daß die Stände die letzte Scheidewand sind zwischen Gesetz und Gesetzlosigkeit. Die Stände sind die ersten Räthe der Krone, sie haben wirklich das Recht, eine Abänderung anzutragen, sie haben den Antrag auf bessere Vertretung gestellt, dieser Antrag ist aber unterstützt durch die gegenwärtige Stimmung des Volkes.“

**Graf Hoyos:** „Es ist ja kein Volk, es sind ja nur die Studenten, welche demonstriren!“

**Freiherr v. Stifft:** „Ganze Körperschaften, ganz Wien steht hinter diesen Leuten, wir haben einen Aufruhr zu erwarten. Der Moment drängt, der erste Tropfen Bürgerblut vergossen und die Monarchie steht auf dem Spiele. Wir sind diejenigen, die uns zum Opfer bringen müssen für den Monarchen, für das Volk. Wir dürfen nicht die Schuld auf uns lassen, daß wir die Forderungen der Zeit nicht besser erkannt haben. Ich trage daher darauf an, daß die Deputation aus solchen Männern bestehe, welche mit aller Kraft die Lage der Dinge schildern, daß dieselbe aus solchen Männern gewählt werde, die das Vertrauen des Volkes besitzen und Talente des Wortes haben, um Sr. Maj. die jetzigen Umstände nachdrücklichst vorzustellen.“

„Die Abhilfe ist dringend und daher nothwendig, daß sich diese Deputation schleunigst an Ort und Stelle verfüge, daß Se. Maj. sich heute oder morgen entschließe, damit nicht der Staat in seinen innersten Grundlagen erschüttert werde.“

**Graf Barth-Barthenheim:** „Sollte nicht auch der vierte Stand (das Volk) bei der Deputation vertreten sein?“

**Freiherr v. Stifft:** „Dieser ist bei den Ständen nicht vertreten, kann also auch nicht zur Deputation zugezogen werden. Es ist ein Beschluß der drei oberen Stände zu fassen.“

**Fürst Liechtenstein:** „Der Antrag geht dahin, die Petition, welche uns früher vorgelesen wurde, Sr. Maj. vorzulegen, ich sehe in der Adresse zwei verschiedene Theile; der eine betrifft die Motivirung, der andere das Petitum, das letztere trifft mehr mit dem a. h. Reskript zusammen.“

Die kaum wieder aufgenommene Berathung war bis zu diesem Punkte fortgeführt worden, als sie durch einen rasenden Lärm von Außen neuerdings gestört wurde. Die Saalthüre wurde gleichzeitig aufgerissen und herein stürzten einige Ständemitglieder, Beamte, Diener, wie Verzweifelte, die Meldung bringend, daß das Volk nun Gewalt anwenden wolle und den Ständen nach dem Leben trachte. „Sie wenden nun Gewalt an!“ hieß es, „Sie kommen Alle!“ Diese Nachricht erregte panischen Schrecken in der ganzen Versammlung. Alles verließ die Sitzplätze. „Wir müssen der Gewalt weichen!“ ... „Eilen wir in die Burg!“ ... „Es ist zu spät!“ ... wurde von verschiedenen Seiten gerufen. Alles griff nach den Hüten und Stöcken, und machte sich zum Fortgehen bereit, blos einzelne Wenige blieben auf ihren Plätzen sitzen, unschlüssig mit sich, ob sie es wagen sollen, für die ausgebrochene Volksbewegung bei dem Monarchen Partei zu nehmen. Der Landmarschall, den vor sich liegenden Pack von Petitionen zusammenraffend, rief die Versammlung nochmals zur Ordnung.

**Landmarschall:** „Ich fordere das Verordnungs-Kollegium und alle Gutgesinnten auf, sich der Deputation anzuschließen, an deren Spitze ich sogleich gehen werde.“

In diesem Augenblicke stürzte Graf Colloredo, ganz außer sich vor Aufregung, in den Saal. Er berichtete in hastigen Worten, daß sein Versuch und die Bemühungen eines anderen Mitgliedes der Versammlung, das Volk zu beschwichtigen, gescheitert seien, daß nichts anderes nunmehr übrig bleibe, als sich unverzüglich zum Kaiser zu begeben und dort für die Befriedigung der Volksforderungen zu wirken. Der Graf hatte kaum geschlossen, als im ganzen Hause ein ohrenzerreißendes Wuthgeschrei und Lärmen sich erhob. Die Ständemitglieder sahen im nächsten Momente durch die geöffnete Saalthüre, wie in das Vorzimmer eine erbitterte Volksmenge schreiend und tobend stürzt und daran geht, die in demselben befindlichen Geräthschaften — Sessel, Tische, Aktenschränke — unter gräßlichem Tumulte zu zertrümmern. Die in voller Auflösung begriffene Versammlung war in diesem Augenblicke darauf gefaßt, der Volkswuth zum Opfer zu fallen. „In die Burg!“ ... „Eilen wir!“ wurde von allen Seiten dem Landmarschalle zugerufen; Niemand dachte mehr daran, daß darüber, ob man zum Kaiser sich verfügen solle, erst abgestimmt werden müsse.

**Landmarschall:** „Die Bewegung hat einen solchen Charakter angenommen, daß es dringend ist, sogleich eine Deputation an Se. Maj. zu richten."

„Ich bitte das Verordneten-Kollegium, mich zu begleiten und ersuche alle Herren Stände, wer immer will, sich anzuschließen, es wird mir sehr lieb sein. (Den Grafen Hoyos auffordernd, mitzugehen.) Bitte, Herr Graf v. Hoyos . . ."



Die ersten Freiheitsopfer.

**Graf Hoyos:** „Ich bin nicht vom Ausschuß- und nicht vom Verordneten-Kollegium . . .“

**Viele Stimmen:** „Alle sollen mitgehen!“

Die Stände verließen nun, bis auf einige Wenige, den Landmarschall an der Spitze, und ohne von dem in seiner Erbitterung aus seiner Art gerathenen Publikum insultirt zu werden, den Sitzungssaal. Die daranstoßenden Nebensäle boten ein trauriges Bild der Verwüstung. Binnen wenigen Minuten war sämmtliches Geräthe völlig zerstört worden und der Fußboden war mit Glasscherben wie besäet. Rasch durchschritten sie die Zimmer und eilten über die Stiege in den Hof hinab, wo Alles gerade in voller Auflösung begriffen war. Der Ruf: „Militär umzingelt das Haus!“ scholl ihnen schon beim Stiegenausgange entgegen, aber sie hatten so viel Geistesgegenwart, ohne Aufenthalt vorwärts zu schreiten. Diese Festigkeit imponirte dem Publikum, das nun mit einem Male ihnen zuzujubeln anfing. Freude und Hoffnung war plötzlich an die Stelle der soeben in Exzessen zum Ausbruche gekommenen Erbitterung getreten. Als die Stände, vier und vier, die Arme verschlungen, aus dem Landhause herauszogen, hieß es allgemein: „Platz den Ständen!“ Eine Gasse bildete sich vor ihnen her und unter lautem Grüßen, Hutschwenken und Tücherwehen zogen sie, von zahlreichen Studirenden und vielem Volke begleitet, durch die Herrengasse der Burg zu. Die Grenadiere, welche die Eingänge derselben besetzt hielten, öffneten ihre Reihen, die Stände einzulassen, schlossen dieselben aber unmittelbar hinter ihnen ab, mit vorgehaltenen Bajonneten den Eingang Jenen wehrend, die den Ständen nachgefolgt waren und mit ihnen in die Burg eindringen wollten *).

## 63.

## Das Militär schreitet ein.

Nach dem Abzuge der großen Ständedeputation hatte sich die Volksmenge im Landhause und in dessen Umgebung zwar etwas gelichtet, aber das Landhaus bildete doch nach wie vor den Brennpunkt der Aufregung und des Gedränges. In großen Gruppen aufgelöst, berieth sich die fieberhaft erregte Masse darüber, was nun geschehen müsse, um die ausgebrochene Bewegung zu fördern und ihr zum Siege zu verhelfen. Die verschiedensten Ansichten wurden geäußert. Namentlich viele, der wohlhabenden Bürgerklasse der Stadt angehörige Männer führten nun das große Wort. Sie bekannten sich durchgehends als Gegner des bestehenden Sistems, sprachen sich dahin aus, daß in den höchsten Regierungskreisen ein vollständiger Personenwechsel Platz greifen müsse, aber sie waren dafür, ruhig abzuwarten, was die Stände bei Hofe ausrichten werden. Ja, einzelne Bürger gingen in ihrer Mäßigung so weit, daß sie die Menge wiederholt aufforderten, nach Hause zu gehen und sich ruhig zu verhalten, um, wie sie sagten, den Ständen ihre schwierige Aufgabe nicht noch mehr zu erschweren. Diese Aufforderungen wurden aber mit Hohn beantwortet, und Alles gab sich das Wort, im Landhause zu verbleiben und die Rückkunft der Stände zu erwarten. Eine große Beängstigung riefen die um diese Zeit im Landhause eintreffenden Nachrichten über die militärischen Vorkehrungen, die in der Stadt und den sie umgebenden Glacien bereits getroffen wurden, hervor. Einzelne Redner hinterbrachten

---

*) Was hätten die Stände an dem für das alte Oesterreich so verhängnißvollen 13. März thun sollen? Der jesuitische Verfasser der „Genesis“ hat auch darüber ganz aparte Ansichten. „War es — bemerkt er — stoischer Gleichmuth der Stände, war es Sympathie mit den von Außen Harrenden (!) wodurch sie vermocht wurden, ungeachtet des immer sich mehrenden Volksandranges zu tagen — statt die Berathung zu vertagen, und einzeln, wie sie sich versammelt hatten, bei solchen Andeutungen eines nahen Sturmes auseinander zu gehen? Sie blieben bis die durch einige Redner fanatisirte Menge, in dem zufälligen Schließen des Hausthores einen Hinterhalt argwöhnend, vom Hofraume mit Gewalt in den Saal drang, dort Stühle, Bänke u. dgl. zertrümmerte, und somit der Sitzung gewaltsam ein Ende machte .... Der Moment, wo die ständische Sitzung durch die Eindringlinge unterbrochen wurde, war der Wendepunkt zwischen Gassenkrawall und Revolution. Die Erklärung der Stände, daß sie nach gewaltsamer Störung ihrer Versammlung weder weiter berathen noch handeln könnten, sondern das Erstere bis auf den Zeitpunkt wieder hergestellter Ruhe verschieben, das Letztere aber den zur Aufrechthaltung der Ordnung bestimmten Behörden überlassen und sonach aus einander gehen müßten, würde den Auflauf zu dem untergeordneten Range eines Krawalles herabgedrückt haben, zu dessen wenigstens zeitweiliger Bewältigung in jener Stunde die disponiblen Repressivmittel, wären sie von den Ständen zu ihrem Schutze in Anspruch genommen worden, ohne Zweifel hingereicht hätten, da bis dahin die Bewegung sich den übrigen Theilen der Stadt und der Vorstädte noch nicht mitgetheilt hatte. Der Entschluß der Stände aber, die Bevorwortung der Forderungen des Volkes beim Kaiser augenblicklich zu übernehmen und sich in großer Zahl, ihren Landmarschall an der Spitze, in die Burg zu verfügen, mit der Zusicherung, der harrenden Menge den kaiserlichen Bescheid zu verkünden, gab dem Tumulte eine hohe politische Bedeutung; denn es war nun nicht mehr ein willkürlich zusammen gerotteter Volkshaufen, mit welchem es die Behörden allein zu thun hatten, sondern es stand vor diesem Volkshaufen die ständische Körperschaft Niederösterreichs, welche dessen Sache zu der ihrigen gemacht und das ihr zustehende Petitionsrecht benutzt hatte, um vom Souveraine die Veränderung der bestehenden Ordnung nach dem Geiste der Zeit zu verlangen, und dies Begehren durch ihr politisches Gewicht zu unterstützen, wobei sie der Beistimmung der Stände anderer Provinzen nach den bekannten Gesinnungen derselben gewiß sein konnte. Nicht mehr den Behörden, sondern dem Souveraine allein lag es nun ob, zu handeln.“ —

Die ständische Vertheidigungsschrift bemerkt hierüber ganz richtig: „Abgesehen davon, ob dieses Auseinandergehen (der Ständeversammlung) bei dem Belagerungszustande, in welchem sich das ständische Gebäude befand, físisch möglich gewesen wäre, so würde der Beifall, welchen diese Flucht allerdings von einer gewissen Partei (den Anhängern des „Sistems“) erhalten hätte, hundertfach aufgewogen worden sein durch den Fluch, welchen wegen dieser in ihren Folgen entsetzlichen Feigheit der Genius von Oesterreich auf die Häupter der Versammelten herabgeschleudert hätte. Noch weniger, als sie sich durch die drohenden Ereignisse hindern lassen durften, bei ihrer Versammlung jene Punkte zur Sprache zu bringen, welche ihnen geeignet erschienen, diese zu beschwören, noch weniger durften sie sich jetzt beirren lassen, auf dem betretenen Pfade fortzuschreiten, nachdem jene Ereignisse plötzlich und geharnischt in die ungeschminkt leibhaftige Wirklichkeit getreten waren. — Die Revolution war losgebrochen, mit allen ihren Schrecken — zwar erst nur in Form eines einzelnen Gassenkrawalles im Innern der Stadt — aber schon in ein Paar Stunden darauf sendeten, wie die Genesis selbst berichtet, die Vorstädte ihre mächtigen Zuzüge, und am Abend schon begannen wilde Rotten das Handwerk des Raubens und Mordbrennens. Die angen-

die Meldung, daß aus allen Kasernen das Militär ausgezogen sei, daß zahlreiche Batterien in die innere Stadt gebracht wurden, und daß man schon anfange, die großen Plätze mit Militärmassen zu besetzen. Diese Nachrichten *erbitterten* aber weit mehr, als sie *einschüchterten*. „Will die Regierung“ — hieß es — „den Kampf mit dem Volke aufnehmen, so möge sie es wagen. Das Volk werde sich seine Freiheit zu erkämpfen wissen. Die Wiener würden beweisen, daß sie es ebensogut, wie die Pariser und die Münchener verstehen, sich die Freiheiten und Rechte, die man ihnen nicht gutwillig einräumen will, mit Gewalt zu *erzwingen*“... „Was will man“ — fragte man allgemein — „mit den Soldaten? Sind *wir* bewaffnet? Wir wollen nichts als eine *friedliche* Lösung unserer Angelegenheiten, und man läßt Kanonen auffahren! Glaubt man uns zu schrecken? Glaubt man mit einigen tausend Mann Soldaten eine Bevölkerung von 500.000 einzuschüchtern? Da irrt man sich. Wir wollen zum Throne, und wenn sich auch die Schergen des Despotismus zu Tausenden davorstellen werden, *so werden wir uns den Weg zu ihm mit unserm Blute erzwingen*“... Eine Menge Redner, größtentheils Studenten, traten nun auf, die auf den verschiedensten Punkten des Landhauses, im Hofe, in den ständischen Berathungssälen, unter der Haupteinfahrt u. s. w. das Volk zum Widerstande aneiferten, sein Ehrgefühl, seine Eitelkeit reizten und anspornten. Der Krawall im Landhause gewann so von Minute zu Minute eine *revolutionärere Färbung*. Bereits erging man sich ganz furchtlos in den heftigsten Schmähungen auf die höchsten Personen im Staate, und ein Student, Namens *Schwenda*, ging in seiner Leidenschaftlichkeit so weit, daß er die *Absetzung des Kaisers Ferdinand* für den Fall verlangte, als die Stände abgewiesen und die Staatskonferenz die Zügel der Regierung in Händen behalten sollte. Aber bei aller Gereiztheit und Erbitterung ließ man es doch nicht ungerügt, daß dieser Redner den Kaiser zu verunglimpfen wagte. „Er ist gütig und wohlwollend“ — wurde unter dem Beifalle der Menge von einem älteren Manne, einem Bürger, ausgerufen — „aber seine ganze Umgebung, seine Rathgeber sind *keinen Schuß Pulver werth!*“

In den Berathungssälen der Stände entspann sich mittlerweile zwischen einzelnen zurückgebliebenen Ständen und dem dort befindlichen Publikum ein heftiger Wortwechsel, bei dem es fast zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Einzelne Studenten, Bürger und Arbeiter drangen in diese Ständemitglieder, daß sie sich an ihre Spitze stellen und mit ihnen nach dem Magistratsgebäude ziehen mögen, um dort bei dem Bürgermeister *Czapka* den Befehl zum Ausmarsche des gesammten Bürgermilitärs *durchzusetzen*. Andere mutheten diesen Ständemitgliedern sogar zu, der nach der Burg abgegangenen Deputation nachzuziehen und dem Kaiser vorzustellen, daß, wenn dem Volkswillen nicht sogleich nachgegeben werden sollte, das ganze Volk aufstehen und nicht eher ruhen werde, als bis es sein Ziel erreicht haben würde. Die betreffenden Ständemitglieder weigerten sich auf das entschiedenste, solche Missionen zu übernehmen, trotzdem man sie sogar mit Gewalt dazu nöthigen wollte. Unter der Einfahrt des Landhauses kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen einem Bürger und einem Studenten, der das Volk aufforderte, es möge, wenn ein abschlägiger Bescheid von den in der Burg weilenden Ständen zurückgebracht werden sollte, das ganze Volk sich aufmachen und in die Burg eindringen, mit dem festen Vorsatze, *dieselbe so lange besetzt zu halten, bis der Kaiser Alles gewährt haben wird*. Der Bürger, der den Studenten dafür zurechtweisen wollte, daß er den Kaiser zur Nachgiebigkeit *zwingen* wolle, wurde von dem Publikum verhöhnt. „Nicht den Kaiser gilt es zu zwingen, der Kaiser ist gut und benöthigt keines Zwanges, aber die Großköpfigen um ihn, die geben nicht gutwillig nach, die müssen gezwungen werden.“

Die Situation im Landhause und in dessen Umgebung hatte allmälig eine Gestaltung gewonnen, die einen Konflikt zwischen der Bevölkerung und dem Militär zur unausbleiblichen Folge haben mußte. Der Letztere konnte auch um so weniger lange auf sich warten lassen, als bereits um 11 Uhr von Seite des niederösterreichischen Regierungspräsidiums das Landes- und General-Kommando auf die Vorfälle im Landhause aufmerksam gemacht und aufgefordert wurde, das Landhaus und die zu demselben führenden Straßen und Gassen „*allsogleich*,“ aber „*womöglich ohne Ge-*

---

blickliche gewaltsame Unterdrückung des Krawalles wäre zwar allerdings möglich gewesen, allein die Genesis selbst führt ein Paar Blätter später folgende merkwürdige Worte an, die uns auch hier *wie so oft*, der Mühe sie auf andere Weise als durch sie selbst zu widerlegen, überheben. „Nur das schon nicht mehr zu Vermeidende sei in den Tagen des 13., 14. und 15. März vollbracht worden, ob Bajonnete und Kanonen die Vollbringung hätten *hinausschieben* können, unterliegt dem Zweifel — daß sie das Unvermeidliche nicht *gehindert* hätten, sei Gewißheit —“ Wir fügen dieser von dem Standpunkte der Ausführbarkeit einer gewaltsamen Unterdrückung der Märzbewegung geführten Argumentation von unserem Standpunkte nur noch die Bemerkung bei, daß sie, wenn auch ausführbar, doch jedenfalls ohne vorhergehende Anwendung friedlicher Mittel um so mehr eine Grausamkeit gegen das Volk gewesen wäre, als die allerdings der Form nach gesetzwidrige Bewegung ihrem Wesen nach damals nur *gegen eine Partei* gerichtet war, die mit Recht das Vertrauen des Kaisers und des Volkes gänzlich verwirkt hatte, und die Erzielung von Maßregeln beabsichtigte, die sämmtlich nur Abstellung *alter Mißbräuche*, und Einführung von *neuen in andern Ländern längst einheimischen Staatinstitutionen* bezweckten. Der Damm der Gesetzlichkeit war durchbrochen, die Flut der Revolution wälzte sich heran — fast schon bespülte sie die Stufen des Thrones und neben ihm zu seinem Schutze standen Männer, die eigentlich selbst vielleicht in der besten Absicht schon längst die Macht und den Glanz der Krone gebrochen hatten, und wenigstens in ihrer offiziellen Stellung noch immer nicht die vielleicht noch möglichen Mittel zur Hilfe erkannten oder erkennen wollten, obwohl manche derselben, wie es allgemein bekannt war, in Privatgesprächen mit ihren Unterbeamten und sonstigen Bekannten unverhohlen aussprachen: es fehle an einer obersten Gewalt, die Sache müsse in Trümmer gehen u. dgl. Diese oder ähnliche Betrachtungen müssen es gewesen sein, welche die Stände vermochten, sich zwischen den *Thron* und die *Revolution* zu stellen, und so ihr einziges noch gesundes Element des staatlichen Lebens geltend zu machen, um die Revolution zu bekämpfen. Es ist *nicht* wahr, daß hiedurch dem Gassenkrawall erst eine hohe politische Bedeutung gegeben wurde, er *hatte dieselbe schon*, und die Stände suchten nur — ihr Ziel unverrückt im Auge habend — durch Erreichung desselben den in dem Krawalle gelegenen und schon wuchernd heranblühenden Keim der Revolution zu *ersticken*.“

watt", jedenfalls aber mit „thunlichster Schonung von Menschenleben" von den darin angesammelten Volksmassen zu säubern. Dieser Aufforderung wurde aus Ursachen, die wir nicht zu erforschen vermochten, erst nach längeren Verhandlungen und daher erst dann entsprochen, als der Krawall im Landhause bereits die Bedeutung einer die ganze Stadt in Gährung versetzenden Revolution erreicht hatte. Dem Volke wurde nämlich durch diese Unterhandlungen Zeit gelassen, die Stände zum Abzuge in die Burg zu zwingen und sich durch eine Reihe von im Landhause begangenen Thätlichkeiten in die Zwangslage zu bringen, die bestehende Regierungsgewalt zu stürzen, um nicht von ihr zermalmt und mit schweren Freiheitsstrafen verfolgt zu werden. Das Publikum im Landhause konnte nach dem, was vorgefallen, was gesprochen und „verbrochen" wurde, nicht mehr auf die Nachsicht der Machthaber zählen, und war nun ebensowohl im allgemeinen Interesse, als im Interesse seiner selbst — seiner Freiheit, seiner Existenz, seiner Angehörigen wegen, gezwungen, Alles, sogar das Leben auf das Spiel zu setzen, um die Machthaber unschädlich zu machen und sich dadurch vor ihrer Rache zu schützen.

Wir werden die militärischen Vorkehrungen, die am 13. März getroffen wurden, das Umsichgreifen der Bewegung in der Stadt, den einzelnen Vorstädten und der Umgebung in den späteren Abschnitten mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit schildern, vorläufig deuten wir blos an, daß erst um die erste Nachmittagsstunde vom Josefstädter Exercierplatze aus einige, übrigens unzulängliche Militärabtheilungen gegen das Landhaus zu mit dem Befehle dirigirt wurden, die Umgebung desselben von der daselbst tumultuirenden Menschenmenge frei zu machen. Wirklich rückte kurz nach 1 Uhr von dem Josefstädter Glacis aus, etwa eine Kompagnie italienischer Grenadiere durch das kleine Franzensthor, über den Minoritenplatz, durch die Herrengasse bis an den Heidenschuß, wo die Volksmenge Kopf an Kopf so dichtgedrängt beisammenstand, daß die Grenadiere nicht mehr weiter vordringen konnten. Gleich darauf marschirte eine Abtheilung Pionniere auf die Freiung mit dem Befehle, gegenüber der Schottenkirche sich aufzustellen und sich gleichfalls zum Vorrücken gegen das Landhaus bereit zu halten. Die Grenadiere, die ersten Soldaten, die sich beim Landhause zeigten, wurden schon am Minoritenplatz, wo das Gedränge bereits ziemlich stark war, mit Zischen und Heulen empfangen, in der Landhausgasse aber mußten sie stille halten und erst als sie das Bajonnet fällten, öffnete sich die Masse und ließ sie hindurchmarschiren. „Militär rückt heran! Militär!" scholl es nun in allen Räumen des Landhauses. Furcht, Schrecken, Verwirrung, Erbitterung, Wuthgeschrei. Viele eilten nun aus den verschiedenen Stockwerken in den Hof hinab und suchten auf die Straße zu kommen. In der Herrengasse war das Gedränge derart, daß die Grenadiere, die hier ausgepfiffen und verhöhnt wurden, nur schrittweise vorwärts dringen konnten. Jedenfalls hatte diese Truppe den strengen Befehl erhalten, jeden gewaltsamen Zusammenstoß mit dem Volke zu vermeiden, da sie alle Herausforderungen sich ruhig gefallen ließ.

„Inmitten dieses dichten, tobenden Menschenknäuels — heißt es in einem Berichte — konnte es der Truppe kaum gelingen, Stand zu halten, geschweige denn, Ordnung zu machen. Sie schwamm Anfangs — denn stehen konnte man das nicht nennen — in einer Querposition mit dem Rücken gegen den Michaelerplatz. Aus der Masse brüllte es: „Bajonnete herab!" Der kommandirende Offizier gab diesem Verlangen nach. Nachdem dieser Forderung Genüge gethan worden, schrie Alles: „Gewehr bei Fuß!" Auch dem wurde Folge geleistet. Nun wurde verlangt, die Mannschaft solle ihre Reihe öffnen und den Durchgang (in der Herrengasse) frei lassen. Als dies von Seite des Militärs nicht gewährt wurde, drängte sich Alles an dasselbe heran. Mit Mühe die ganze Grenadier-Abtheilung zusammenhaltend und aus mehreren Aufstellungen verdrängt, wobei jeder derartige mißlungene Versuch von dem immer kühner werdenden Publikum mit Hohngelächter begleitet wurde, nahm die Kolonne schließlich eine Längenaufstellung, mit dem Rücken an das Landhaus gelehnt und dessen Eingang absperrend, die Front gegen die Strauchgasse gekehrt. Der Kommandant ließ abermals „Gewehr bei Fuß!" nehmen und kommandirte sodann „Ladstock in Lauf!", der Menge zum Beweise und zur Einschüchterung, daß die Gewehre geladen seien. Doch das steigerte nur die Wuth. Das Publikum, überwiegend aus Wienern bestehend, schien das von ihm noch nicht erlebte Schauspiel für unmöglich zu halten. Jetzt wurde „Schultert!" kommandirt, dann „Marsch!" und die Truppe setzte sich gegen die Strauchgasse zu in Bewegung. Doch ein tausendstimmiges, mit aufgehobenen Fäusten bekräftigtes „Halt!" schallte aus der zusammengepferchten, bis hart an die Front gedrängten, Fußspitze an Fußspitze vor den Grenadieren stehenden Volksmasse als Echo zurück und mußte, unterstützt von der Unmöglichkeit, sich konzentrirt vorwärts zu bewegen oder von irgend einer Waffe Gebrauch zu machen, über den Befehl des Kommandanten den Sieg davon tragen. Die Volksmasse feierte mit schallendem, wildem Jubel den Sieg, während die Truppe sich einige Schritte zurückzog, bis unmittelbar an das Landhaus. Einige der Entschlossensten aus dem Publikum benützten nun die Gelegenheit, die „gemeine" Mannschaft zu bearbeiten: „Sie mögen ja nicht auf das Volk schießen; es seien gerechte Wünsche, deren Erfüllung das Volk verlange; die Soldaten gehörten ja auch dem Volke an", u. dgl. Da schob sich ein neuer, mächtiger Menschenschwall in das Gewühle hinein. Die Grenadiere wurden durch den unaufhaltbaren Andrang neuerdings aus ihrer Aufstellung verdrängt und allmälig durch das Strauchgäßchen auf die Freiung bis hart an den Heidenschuß gedrückt, von wo aus sie jedoch nach einer Viertelstunde schon gegen die Schottenkirche zu sich zurückziehen mußten. . ." *)

*) „Ich und meine Freunde Engländer (Schriftsteller) und Schleichert (Student) waren" — erzählt Ludwig Eckart in seiner Zeitschrift „Das junge Oesterreich" — „die Ersten, welche, durch Nothwehr gezwungen, vor dem Landhause den Aufstand begannen. Ich rief den Grenadieren zu: „Bei Fuß!", später Schleichert: „Bajonnete herab!" Das Militär gehorchte. Rings umgeben von Arbeitern, leiteten wir nun das Versprengen der Grenadiere, und die gewaltsame

Im Landhause, wo das Erscheinen des Militärs anfänglich mit Schrecken wahrgenommen wurde, wurde man dadurch, daß das Militär sich möglichst passiv verhielt, noch kühner und revolutionslustiger. „Sich durch nichts einschüchtern lassen!" lautete von jetzt an die Losung und es ist eine Thatsache, daß man erst nach dem Vorbeimarsche des ersten Militärs im Landhause in jene gewaltige Gährung versetzt wurde, welche die in den Nachmittagsstunden stattgefundenen blutigen Ereignisse zur unausbleiblichen Folge hatten. Im Hofe des Landhauses, tn dem sich nun, nach dem Vorübermarsche der Grenadiere, die in allen Stockwerken zerstreut gewesenen Massen zusammenfanden, wurde jetzt von mehreren Rednern betont, der Aufmarsch des Mititärs liefere den Beweis, daß die Regierung Gewalt anwenden wolle und man müsse ernstlich daran denken, sich auf einen „energischen Widerstand" vorzubereiten. Dieser Kampfesmuth bei der unbewaffneten und im Waffenhandwerke zumeist ganz ungeübten Volksmenge im Landhause ist nicht so auffällig, als es im ersten Momente den Anschein hat. Man darf nämlich nicht vergessen, daß im Landhause die während der Zeit von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags durch zündende Reden, durch verwegene Handlungen in eine begeisterte, wahrhaft todesmuthige Stimmung versetzten zweitausend Studenten




Heinrich Spitzer.

die Tonangeber waren. Diesen Studenten stand eine große Anzahl von Männern zur Seite, welche mit jugendlicher Begeisterung für die Durchführung liberaler Regierungsprinzipien in Oesterreich schwärmten und endlich — und das war für die Ereignisse des 13. März von entscheidender Bedeutung. waren während der Vormittagsstunden aus den entfernten Vorstädten einige hundert Arbeiter in die Stadt gedrungen, die bei der ersten Nachricht, daß es in der Stadt

---

Oeffnung der Straße: wir jagten nun die Soldaten durch die Strauchgasse bis auf die Freiung. Einzelnen Offizieren wurde dabei der Säbel entrissen und zerbrochen..."

„losgegangen“ sei, eine so wüthende Leidenschaft an den Tag legten, die „hohen Herren“ zu stürzen, als ob das Leben ihnen ganz gleichgiltig geworden wäre. Diese Arbeiter, an deren Erscheinen im Landhause weder die Stände noch die Studenten dachten, waren in den ersten Nachmittagsstunden des 13. März, wo es entweder der bewaffneten Macht gegenüber das Leben auf das Spiel zu setzen und zu kämpfen, oder sich zu unterwerfen und zu demüthigen galt, die ersten entschlossenen Streiter der Wiener Revolution.

## 66.

## Eine „provisorische Regierung.“

Nur aus dem Umstande, daß die studierende Jugend, an welche sich die Arbeiter fest anschloßen, im Landhause dominirte, und daß das gemäßigte bürgerliche Element immer mehr und mehr an Einfluß und Gewicht verlor, lassen sich die kühnen Beschlüsse erklären, welche im Landhause, nachdem die Stände in die Burg gezogen waren und das Publikum sich selbst überlassen war, zu Stande kamen. Die erwartungsvolle Spannung auf die Antwort, welche die Stände vom Kaiser bringen werden, war nämlich für die vielköpfige, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Masse, welche den Hof, alle Stockwerke, Gänge, Stiegen, die Einfahrt des Landhauses besetzt hielt, immer beunruhigenderer, unerträglicherer geworden. Das Erscheinen der Grenadiere hatte die gewaltige Gährung der Menge noch gesteigert. „Während wir hier warten, hieß es, gewinnen die Machthaber Zeit, uns den Untergang zu bereiten!“ Ein Arbeiter, der die Pariser Julirevolution mitgekämpft hatte, schilderte, von welcher Wichtigkeit es damals für die Pariser war, daß sich rasch Männer fanden, welche die Leitung der ganzen Bewegung übernahmen. Ein Pole sekundirte diesem Arbeiter. Wenn man Widerstand leisten und es selbst auf einen Kampf mit dem Militär ankommen lassen wolle, so müsse man vor allem Anderen Führer haben. Nun traten große Meinungsverschiedenheiten hervor. Da man sich einander nicht kannte, so konnte man sich über die zu wählenden Führer nicht einigen. Während man sich so im Hofe längere Zeit herumstritt, trat in einem der ständischen Berathungssäle, umgeben von den stummen Zeugen der kurz vorher stattgefundenen Verwüstung, eingeschlagenen Fenstern, zerbrochenen Spiegeln, zertrümmerten Möbeln und Geräthschaften, eine größere Anzahl von jungen Männern, fast durchgehends Studierenden, zu einem Ausschusse zusammen, der sich die Aufgabe stellte, die Leitung der ausgebrochenen Bewegung zu übernehmen und im Namen derselben für die Erfüllung der von ihr angestrebten Volkswünsche und Forderungen zu wirken. Diese „provisorische Regierung“, deren Autorität vom Publikum sofort anerkannt wurde, und welche zu ihrem Präsidenten den Juristen Stöber, zu ihrem Sekretär den Mediziner Schlesinger wählte, entwickelte sofort nach ihrem Entstehen eine überaus kräftige und entschlossene Thätigkeit. Nach allen Richtungen der Stadt wurden von ihr Volksredner ausgesandt, welche die Aufgabe hatten, die Volksmasse in Athem zu erhalten, der Gerechtigkeit ihrer Forderungen Ausdruck zu verleihen. Vom Balkone des Landhauses selbst waren solche Redner unausgesetzt bemüht, den Muth, das Selbstbewußtsein des Publikums zu stärken und zu kräftigen. Eine Anzahl Arbeiter ließ sich vom Ausschusse den Auftrag ertheilen, die Arbeiter in den Vorstädten „im Namen des Volkes und der Freiheit“ zum Kampfe, zum Hereineilen in die Stadt aufzufordern, und zerstob nun nach allen Richtungen, um diesem Auftrage nachzukommen. Während dies Alles geschah, verging etwa eine halbe Stunde, nach derem Ablaufe man sich wieder daran erinnerte, daß man im Landhause eigentlich blos darum zurückgeblieben sei, um die Antwort des Kaisers zu erwarten. Ungeduld und Aufregung gewannen nun plötzlich wieder die Oberhand. „Man höhnt uns!“ hieß es. „Man täuscht uns! Die Stände und die Studenten, die mit ihnen zogen, sind vielleicht längst schon gefangen, während wir hier noch immer auf ihre Rückkehr warten!“ Die Aufgabe des Ausschusses wurde mit jedem Augenblicke schwieriger, aber er zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. In der Absicht, das Selbstvertrauen des Volkes zu kräftigen, beschloß er auf die Mobilmachung des Bürgermilitärs unter dem Vorwande hinzuwirken, daß diese Maßregel allein im Stande sei, einen Zusammenstoß zwischen Volk und Militär zu verhindern. Es lag auf der Hand, daß es zu einem solchen Zusammenstoße kommen müsse, sobald die militärische Autorität suchen werde, sich Geltung zu verschaffen, aber der Ausschuß verlangte den Ausmarsch der Bürgergarde, weil er voraussetzen konnte, daß das Volk an Hoffnung und Zuversicht gewinnen werde, sobald die bewaffneten Bürger zu seiner Unterstützung ausgerückt sein werden. Unter dem Jubel des Publikums im Landhause verlas daher der Student Schlesinger folgende in aller Eile entworfene Adresse an den Magistrat:

„Ein Ausschuß von Studenten und Bürgern, welcher sich im Momente der Gefahr im Gebäude der niederösterreichischen Landstände gebildet hat, bittet einen Löblichen Magistrat um augenblickliche Mobilmachung eines Theiles der Bürgergarde zur Verhinderung militärischen Einschreitens, welches die Aufregung des Volkes so steigern würde, daß man ihrer kaum mehr Meister werden dürfte.“

Halb 2 Uhr.

Für den Ausschuß:

**Stöber,** Präsident. **Schlesinger,** Schriftführer.

Sofort wurden aus der Mitte der Studierenden fünf junge Leute, durchgehends Techniker, mit dem Auftrage gewählt, sogleich nach dem Magistratsgebäude zu eilen und diese Adresse entweder dem Bürgermeister oder dem Vizebürgermeister zu überreichen, und auf deren Darnachachtung nachdrücklichst hinzuwirken. Diese Deputation lief mehr als sie ging auf den Hof, zu dem städtischen Unterkammeramte, wo die Amtswohnung des Bürgermeisters sich befand. Vor diesem Hause drängte sich bereits eine zahlreiche Menge Volkes, die sich immer mehr vergrößerte, trotzdem in der unmittelbarsten Nähe, zwischen der Marien-

säule und dem gegenüber dem Kugel-Gasthause befindlichen Bassin, ein Bataillon ungarischer Grenadiere bereits um 1 Uhr gegen den Judenplatz zu Stellung genommen hatte, und die Artillerie eben im Begriffe war, mit brennenden Lunten und unter starker Kavalleriebedeckung auf die Hauptwache zu ziehen. Bürgermeister Czapka, der um diese Zeit am Hof erschien, bemerkte das Aufsehen, welches es im Publikum machte, daß zwei Bürger-Artilleristen, ohne vom Bürgermilitär-Kommando hiezu beordert worden zu sein, vor dem Thore des bürgerlichen Zeughauses als Wachposten sich aufgestellt hatten. Er befahl diesen Posten, unter dem Zischen des Publikums, sich augenblicklich in das Innere des Gebäudes zurückzuziehen, und ließ gleich darauf eine, gleichfalls ohne sein Wissen an das Thor des Zeughauses angeschlagene schriftliche Ankündigung herabreißen, die eine große Anzahl von Lesern um sich versammelte und zu vielen humoristischen, frivolen Bemerkungen die Veranlassung gab. Der Inhalt dieser Ankündigung war nämlich folgender:

### Kundmachung.

**Es wird bekannt gegeben, daß das sonst an Montagen zur allgemeinen Besichtigung geöffnete bürgerliche Zeughaus heute, Montag den 13. März, für Jedermann versperrt bleibt.**

Kurz nachdem sich der Bürgermeister in seine Wohnung hinaufbegeben hatte, erschien die Studentendeputation vor dem bürgerlichen Zeughause. Man wollte ihr den Eingang verwehren mit dem Vorgeben, der Bürgermeister sei nicht zu Hause. Allein aus der Volksmenge wurde den Studenten zugerufen: „Er ist zu Hause!... „Der Spitzbube war soeben am Fenster!..." Diese Zurufe veranlaßten die Deputation in das Haus, in die Wohnung des Bürgermeisters zu stürmen. Mit den Worten: „Was wünschen Sie, meine Herren?" trat Herr v. Czapka der Deputation entgegen, so ruhig, als wüßte er gar nichts von der in der Stadt ausgebrochenen Bewegung. Man überreichte ihm die Adresse, die freilich kein Aktenstück war, wie ein solches Herr v. Czapka zu empfangen gewohnt war, sondern ein schmutziger, zerknitterter halber Bogen Papier mit kaum leserlicher Schrift und mit fast eben so vielen Tintenflecken, als Buchstaben bedeckt. — Nachdem er die Adresse gelesen, fragte er höflich: „Wer bildet denn dieses Komité?" — „Männer," war die Antwort, „Männer, die das Schrecklichste von ihren Mitmenschen abwenden wollen, die Sie beschwören, augenblicklich bewaffnete Bürger zur Erhaltung der Ruhe zusammen zu rufen, wenn Ihnen Ihre Pflicht, wenn Ihnen das Schicksal der Stadt am Herzen liegt!".*) Der Bürgermeister verwies diese Deputation auf das „Dienstreglement" der Bürgergarde, welches vorschreibt, daß dieselbe bei Ausrückungen unter dem Befehle des Landeskommandirenden stehe und versicherte der Deputation, daß er daher nicht in der Lage wäre, dem Wunsche ihrer Sender zu entsprechen, denn der Landeskommandirende, Erzherzog Albrecht, sei allein berechtigt, über das Bürgermilitär zu verfügen und an ihn müsse man sich daher wenden, wenn man das Ausrücken der Bürger herbeiführen wolle.

## 67.

## Die ersten Schüsse.

Die Deputation eilte mit der abschlägigen Antwort des Bürgermeisters in das Landhaus zurück. Dort war abermals Militär im Begriffe vom Minoritenplatze her auf das Landhaus vorzurücken. Es hatte neuerdings eine Kompagnie Grenadiere Befehl bekommen, die Umgebung des Landhauses zu säubern. Das Volk wollte dies um jeden Preis verhindern. Der Tumult war fürchterlich. Pfeifen, Zischen, Heulen, das Krachen von Holzwerk, das man zerbrach, um sich mit den Trümmern zu bewaffnen, das Geschrei der Vorwärtsdrängenden, die Jammerlaute Jener, die erdrückt zu werden besorgten, dazwischen Ohnmächtige, die fortgeschafft werden sollten. Da das Militär trotz allen Tumultes sich im Vorwärtsdringen nicht aufhalten ließ, so fingen einige der Verwegensten an, aus dem ersten und zweiten Stockwerke des Landhauses große Einrichtungsstücke auf das Militär hinunterzuwerfen. Die Besonneneren suchten dies zu verhindern. Der jugendliche Silberstein, ein kaum absolvirter Studiosus, stürzte an eines der Fenster und mahnte mit energischen Worten davon ab. Doch im selben Augenblicke hörte man auch schon Schüsse fallen. Ein Grenadieroffizier war von einem Möbelstücke getroffen worden, „Schlagt an! Feuer!" hieß es nun und die erste Salve entlud sich. Man wollte es nicht glauben, daß auf das Volk geschossen worden sei, Einige riefen: „Es waren blos blinde Schüsse!" Andere wollten bemerkt haben, daß man nicht auf das Volk, sondern blos in die Luft geschossen habe, Andere wieder eilten an die Fenster in dem Wahne, es sei blos in Folge eines Mißverständnisses Feuer gegeben worden. Da schlug plötzlich durch dasselbe Fenster, an welchem Silberstein stand, eine Kugel dicht neben ihm an die Wand; er fing sie sammt der noch glimmenden Patrone auf, zerriß diese in kleine Stücke und vertheilte sie an die Anwesenden. Auch die anderen Fenster dieses Zimmers wurden durchlöchert und eine der Kugeln schlug, nachdem sie die Fensterbrüstung durchbohrt hatte, noch in den mit Tafelwerk bekleideten, schön bemalten Plafond.

Im ersten Momente des Schießens fuhr die in der Landhausgasse wogende Menge wirre auseinander. „Man schießt auf uns! Wir müssen uns rächen!

*) Die „Sonntagsblätter" lassen den Bürgermeister mit der Studentendeputation nachstehenden weiteren Dialog führen, der in alle bisher erschienenen Schriften über die Wiener Revolution fast wörtlich übergegangen ist: Czapka: „Und wie viele Bürger verlangen Sie?" Die Deputation: „So viel Sie aufbringen können!" Czapka: „Und wie lange geben Sie mir dazu Zeit?" Die Deputatian: „Nicht einen Augenblick mehr als unumgänglich nöthig!" Czapka: „In einer Stunde, meine Herren, hoffe ich einhundert Bürger beisammen zu haben. Mehr kann ich nicht versprechen..." Die Unrichtigkeit dieser Mittheilung liegt so zu sagen auf der Hand. Czapka war nicht der Mann dazu, einem Volksausschuß von so revolutionärem Ursprunge, wie dem im Landhause in's Leben gerufenen, auch nur einen bewaffneten Bürger, geschweige denn deren einhundert zur Verfügung zu stellen oder dies auch nur zu versprechen.

Nieder mit dem Militär! Nieder mit den Schindern, die wehrlose Leute morden! Fluch dem, der es ihnen befohlen!" Es war ein Schrei der Verzweiflung, der ohnmächtigen Wuth, da man sich den Bewaffneten gegenüber ohne Waffen sah. Erst als der Pulverqualm sich verzogen und als man sich überzeugt hatte, daß Niemand verwundet worden sei, folgte die Menge dem Rufe der Muthigen, die zum Stehenbleiben aufforderten und wiederholte sie ihren Aufschrei der Entrüstung gegen die militärische Einmischung. Das Feuern des Militärs hatte mehr auf den Troß und Eigenwillen der Menge als auf ihre Furcht und Schüchternheit gewirkt. Ihr Zorn, ihre Erbitterung war dadurch nur gesteigert worden und die Gasse und deren Umgebung widerhallte von dem Rufe: „Fort mit dem Militär!" Die Menge fanatisirte sich selbst, aber es half ihr Alles nichts, das Militär war von der Einmündung des Minoritenplatzes in die Landhausgasse, wo es sich festgesetzt hatte, nicht mehr zu verdrängen. Das Volk gerieth darüber in eine so rasende Erbitterung, daß es die Ankündigungstafeln an der Ecke der Strauchgasse herunterriß, in Stücke brach, um doch etwas zu haben, womit es drohen konnte. Ein Wächterhäuschen wurde von ein Paar starken Männern von seinem Platze in die Höhe gehoben und mit Gewalt auf den Boden geworfen, daß es krachend borst. Wer eines der Bruchstücke erwischen konnte, bewaffnete sich damit. Eine Feuerleiter wurde zerschlagen und ihre beiden mit eisernen Spitzen beschlagenen Stangen wurden als Sturmböcke verwendet. Eine herkulische Gestalt schwang und schleuderte einen Schiebkarren mit solcher Kraft gegen ein Fenster im Erdgeschoße des Landhauses, daß es sammt Kreuz und Gitter in Stücke zerschellte. Eckardt vermochte nur mit dem Aufwande aller seiner Beredtsamkeit die erbitterte Menge davon abzuhalten, ein gegenüber dem Landhause befindliches Privathaus zu erstürmen, aus dessem ersten Stockwerke man, gewiß nur aus Versehen, Wasser auf die Straße hinab gegossen hatte. Durch die dichtesten Gruppen sah man die dämonische Zwerggestalt Häfner's, des nachmaligen Redakteurs der radikalen „Konstitution", auf- und niedertauchen, mit dem kreischenden Rufe: „In's Zeughaus!"... „Ins Zeughaus!"... Unter der Leitung Engländer's und anderer muthiger Männer organisirten sich wirklich zahlreiche Schaaren, in der Absicht, nach dem kaisertichen Zeughause zu ziehen und sich die dort befindlichen Waffen „herauszuholen."...

## 68.

## General v. Matauschek und Erzherzog Albrecht.

Mitten in dieser furchtbaren Aufregung ritt der Platzgeneral v. Matauschek blos von einem Kavalleriekorporal und zwei Ordonnanzen begleitet, welche in einiger Entfernung stehen blieben, von der Freiung die Herrengasse herab, mitten unter das vor dem Landhause versammelte Volk, in der gewiß wohlmeinenden Absicht, dasselbe durch gute Worte zum Auseinandergehen zu bewegen und dadurch jedes Blutvergießen zu verhindern. Der hochbejahrte (bereits 72jährige) General beging aber die Taktlosigkeit von den „Böswilligen" zu sprechen, welche die Ereignisse des Tages „angestiftet" hatten und lenkte hiedurch die allgemeine Erbitterung auf sich. Er wurde insultirt, und als er nun von „schlechten Menschen" sprach, die „Unruhen" herbeiwünschen, um aus dem allgemeinen Unglücke persönlichen Vortheil zu ziehen, erhielt er von einem Arbeiter mit einem Stücke Holz einen solchen Schlag auf die Schläfe, daß er heftig blutete. Ja, man machte sich sogar schon daran, den alten Mann vom Pferde zu reißen. Der Kavalleriekorporal und die beiden Ordonnanzen, welche das den General umgebende Gewühle nicht durchbrechen konnten, gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten nach der Freiung zurück, um die dort aufgestellten Pionniere herbeizurufen. Ein Theil des Publikums hatte sich mittlerweile schon des Generals angenommen. Es schützte ihn vor weiteren Angriffen und führte ihn gegen die Freiung zu. Kaum war er fort, als Erzherzog Albrecht, von mehreren Stäbsoffizieren und Adjutanten umgeben, die Landhausgasse heraufgeritten kam. Der Erzherzog war damals im Publikum nichts weniger als beliebt; er galt als ein strenger Militärkommandant, und ihm schrieb man es zu, daß seit Jahren her das drakonische Verbot des Rauchens vor einem Militärposten so unnachsichtlich gehandhabt wurde, daß einmal von einem Posten, der einem entfliehenden Raucher nachfeuerte, ein Unschuldiger verwundet wurde. Es wurde zu jener Zeit das Gerücht ausgestreut, daß dieser Soldat belobt und belohnt worden sei. Das Erscheinen des Erzherzogs vor dem Landhause war darum wenig geeignet, die Gemüther zu beruhigen. Einige zogen grüßend die Hüte von den Häuptern, vereinzelte Vivats ertönten, mehrere Stimmen brachten dem Kaiserhause ein Lebehoch. Der Erzherzog salutirte leichthin und verwies ernsten Blickes und Tones die Menge: „Gehen Sie nur ruhig nach Hause! Gehen Sie nach Hause!" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

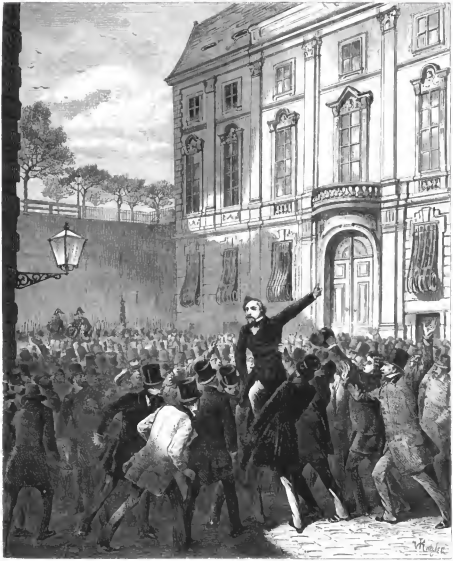
Da kam ein Holzfragment, ein Stück von einer Ankündigungstafel, herangesaust und streifte den Erzherzog am Hut, daß ihm die Augengläser verschoben wurden. Er wandte das Pferd und ritt, gefolgt von seiner Suite, nach dem Minoritenplatz zurück . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

## 69.

## Die ersten Freiheitsopfer.

In demselben Augenblicke rückte von der Freiung her, die Breite der Herrengasse abschließend und die Menge vor sich herdrängend ein Bataillon Pionniere unter dem Befehle des Obersten Frank von Seewies auf das Landhaus zu, mit dem Auftrage, die Herrengasse zu säubern. Durch das Herannahen dieser Truppe wurde das Gedränge vor dem Landhause vermehrt und die Volksmenge theils tiefer in die Herrengasse hinein, theils in die Strauchgasse, die Landhausgasse und in den Hof des Landhauses geschoben. „Mi-



Burian spricht auf dem Ballplatze.

**l i t ä r r ü c k t h e r a n !"** hieß es plötzlich wieder, aber Niemand dachte an das Entfliehen, sondern die Menge wurde vielmehr gegen die Freiung zu gedrängt, den heranmarschirenden Pionnieren entgegen. Diese drangen unter dem Pfeifen, Zischen, Toben, Heulen des Volkes mit gefälltem Bajonnete langsam, aber unaufhaltsam

vorwärts. Von verschiedenen Punkten des Landhauses und der Herrengasse aus stachelten nun Redner das Volk zum Widerstande auf, es daran erinnernd, daß, wenn es die Flucht ergreife, wenn es dem Militär das Landhaus überlasse, Alles verloren sei, Alles beim Alten bleiben und keine seiner Forderungen nach Freiheit und Recht in Erfüllung gehen werde. Die Wuth, die Erbitterung, der Fanatismus der Volksmenge erreichte in diesem Momente den Gipfelpunkt. Doch als die Pionniere immer mehr und mehr vorrückten, fing die Masse zu schwanken an. Einzelne wendeten sich schon, um zu entfliehen. „Wir sind unbewaffnet! ... Sie werden feuern!... Wir sind verloren!...“ „Nicht zurückweichen!“... „Nieder mit dem Militär!“ rief ein Theil des Volkes, während ein anderer Theil in alle Stockwerke des Landhauses stürmte, in der Absicht, von den Fenstern desselben Möbel und andere schwere Gegenstände auf die Soldaten hinabzuwerfen. Wirklich wurde die Avantgarde der Pionniere mit Steinen und Holzstücken von den Fenstern des Landhauses aus beworfen, aus einem der Fenster soll sogar ein Schuß gefallen sein, und der Kommandirende der Avantgarde, Hauptmann Czermack, so wie einige Soldaten, stürzten von Steinen und Holzstücken getroffen zu Boden. Aber in diesem Augenblicke knatterte eine Salve. Auf der Straße unten schrie Alles wild auf und zerstob nach allen Seiten, verfolgt von den mit gefällten Bajonneten nachstürmenden Pionnieren in wilder Flucht. Auch in der Landhausgasse und in den Hof des ständischen Gebäudes wurde hineingeschossen, so daß man in den Mauern des Letzteren in den nächsten Tagen noch die Kugelspuren sah. Das von dem Militär verfolgte Volk befand sich in um so größerer Gefahr, weil ihm kein Zufluchtsort offen stand, nachdem man sowohl in der Herrengasse, als in der Nähe derselben, bei der Nachricht von dem Anrücken des Militärs die Hausthore zugesperrt hatte. Einzelne Pionniere geberdeten sich wie Rasende. Selbst solche Personen erhielten Bajonnetstiche, die von Kugeln getroffen, verwundet auf dem Pflaster lagen. Eckardt wurde in dem Getümmel mit einem Kolben niedergeschlagen, Engländer stürzte neben ihm zu Boden. Der „Doktorand“ Hans Kudlich wurde an der Schulter durch einen Kolbenschlag verwundet*). Ein Greis mit langen weißen Haaren, der in die Brust geschossen und dann von den über ihn hinwegschreitenden Pionnieren mit Kolbenstößen mißhandelt wurde, stammelte im Sterben: „Ich bin ja unschuldig!... Ich bin ja unschuldig!“... Die fliehende Volksmasse, unter der sich viele Verwundete befanden — eine Frau wurde im Gedränge erdrückt — wurde durch die Herrengasse und durch die Strauchgasse verfolgt, wobei einzelne wüthende Soldaten ihren Abtheilungen weit voraneilten.

Einer dieser Soldaten, der seinem Zuge etwa zwanzig Schritte vorausgerannt war, stach in dieser Entfernung einem riesigen Mann das Bajonnet durch den Schenkel. Der Verwundete wandte sich aber um, faßte den Soldaten mit beiden Händen am Halse, hob ihn empor, und ließ ihn, nachdem er ihn in der Luft erwürgt hatte, todt zu Boden fallen. So erzählte wenigstens der „Freimüthige“ in einer seiner ersten Nummern. Entsetzen, Wuth, Nachedurst war in den Mienen der aus der Umgebung des Landhauses entfliehenden und von Militär verfolgten Volksmassen zu lesen; die heftigsten Schmähungen gegen die Machthaber wurden ungescheut ausgesprochen, und selbst von den mit zahlreichen Zusehern besetzten Fenstern der Häuser herab regnete es Flüche und Verwünschungen auf das Militär und Diejenigen, die es zur Anwendung von Gewalt beordert hatten. Die Physiognomie der Umgebung des Landhauses und der in ihr drängenden und schreienden Masse änderte sich plötzlich vollständig. Es schien, als ob aus dem Blute, das in der Herrengasse geflossen, einem Miasma ähnlich, der genius epidemicus der Revolution emporgestiegen wäre und gleichzeitig Alle — Alle, auch die bisher Indolentesten ergriffen habe! Die verrottetsten „Spießbürger“ unter dem „Landhaus-Publikum“, welche die Studenten noch unmittelbar vor dem Schießen als „Buben“ bespöttelt hatten, priesen sie nach dem Schießen als Helden, als Vorkämpfer der Freiheit. Der Wiener, in seiner lebenslustigen Weise gewohnt, Alles von der leichten Seite aufzufassen, durch die Nähe des Hofes verwöhnt und verzogen, hatte Alles eher als den blutigen Ernst einer solchen Katastrophe für möglich gehalten. Was er bisher nur aus Zeitungsberichten aus dem fernen Frankreich vernommen, das war mit einemmal zur entsetzlichen Wirklichkeit in seiner eigenen Vaterstadt, in dem vor allem „gemüthlichen“ Wien geworden. Wenn nicht wahr, so jedenfalls bezeichnend ist ein Wort, das man einer hochgestellten Persönlichkeit in den Mund legte, die über die erste Nachricht von dem, was vorgefallen, die Frage stellte: „Und was haben die Wiener für einen Witz darüber gemacht?“ und als die Antwort lautete: „Keinen!“ mit ernsterer Miene schloß: „Dann steht es schlimm!“

Der blutige Zwischenfall steigerte aber nicht blos beim Landhause, sondern überall in Wien, so wie er bekannt wurde, die Wuth der Bevölkerung auf den Kulminationspunkt. Bürgerblut war nun geflossen, das nach gerechter Sühnung verlangte! Der friedliche Weg war von der Regierung verlassen worden. Der Umstand, daß man auf Wehrlose geschossen hatte, ohne daß eine Warnung vorangegangen, eine Aufforderung zum Auseinandergehen unter Androhung von Anwendung der Waffengewalt erlassen worden war, rief bei der gesammten Bevölkerung die grenzenloseste Entrüstung hervor. Mit wuthentbrannten Mienen, mit feuersprühenden Augen, mit gräßlichen Verwünschungen auf den bleichen von Zorn und Entsetzen zitternden Lippen, mit krampfhaft geballten Fäusten flogen die Zeugen der blutigen Katastrophe nach allen Richtungen davon und fachten, wohin sie kamen, den schon glimmenden Funken der Empörung zur hellen Flamme an. „Auf das wehrlose Volk ist geschossen worden!“ tönte es von Straße zu Straße. Die leichter Verletzten, welche

*) Im Hause Eltz', wo Kudlich Hofmeister war, baten dieser und sein Freund Karl Hoffer (damals gleichfalls Doktorand), am 12. März Abends die jungen Damen, für sie Beide Charpie zu zupfen, da es am nächsten Tag heiß hergehen und, wie sie scherzweise versicherten, der Eine oder Andere nicht mit heiler Haut davonkommen werde. Wir führen dies an, zum Beweise dafür, daß schon am 12. März in Wien ein blutiger Zusammenstoß wenigstens für möglich gehalten wurde. Kudlich's Scherz ging wirklich in Erfüllung. Er war einer von den Leichtverwundeten des 13. März.

die Wahrzeichen der ihnen angethanen Gewalt wehklagend und aufreizend zur Schau trugen, die schwer Verwundeten, die in nahe Offizinen geschleppt und dort verbunden wurden, waren ebenso viele Leiter des elektrisch alle Schichten durchzuckenden Stromes wüthender Erbitterung. Die Aufregung ergriff in wenigen Augenblicken die ganze Stadtbevölkerung: Männer, Frauen und Kinder. „Gott sei gedankt!“ hörte man sagen, „die Freiheit hat die Bluttaufe erhalten, jetzt kann etwas werden!“ Die ruhigsten, friedlichsten Bürger geriethen über die verübte „Unmenschlichkeit“ außer sich und nahmen nun Partei für die Revolution, und die große Anzahl der Gleichgiltigen und Gesinnungslosen, die nur müßige Zuschauer abgegeben hätte, betheiligte sich nun, wenngleich unbewaffnet, aber doch mit zornentflammten Herzen an der Volkserhebung, die ein unüberlegter Befehl nun in allen Theilen der Stadt hervorgerufen hatte. Vom Landhause aus verbreitete sich der Kampf zwischen Volk und Militär zunächst auf die Freiung, auf den Hof, den Judenplatz, den Neuen Markt. Auf allen Plätzen und in allen Gassen hörte man nun nach Waffen schreien. „Waffen! Wir müssen Waffen haben!“... „Bürgerblut ist geflossen!“... „Das Zeughaus sprengen!“... „Sturmläuten! Zu St. Peter! Zu St. Stephan!“ Man ergriff, was man zertrümmern und in die Hand nehmen konnte. Die waffenlose Menge suchte mit Steinen, Latten, Aexten, Stöcken, Knütteln der bewaffneten Macht Widerstand zu leisten. Eine beträchtliche Menge Volkes, an deren Spitze sich ein elegant gekleideter Herr mit einem zierlichen Spazierstöckchen befand, rannte durch die Naglergasse und über den Graben auf den Peter und wollte die dortige Militärwache entwaffnen, um auf den Kirchthurm hinaufdringen und Sturm läuten zu können...

Verfügen wir uns, bevor wir die weiteren Ereignisse schildern, noch einmal zum Landhause zurück. Wenige Augenblicke und die noch eben zuvor vollgepfropfte, Lärm und Getöse erfüllte Straße vor dem Landhause war still und leer. Nur fünf regungslose blutige Körper lagen dahingestreckt auf dem Pflaster Unter diesen fünf Gefallenen hat namentlich der Techniker Spitzer*) seiner Jugend, seiner schönen Anlagen wegen, das allgemeinste Mitleid erregt. Der Greis mit den „langen weißen Haaren,“ welcher in seiner Nähe zusammensank, war der Essigsieder

*) Ueber **Spitzer** schreibt sein Biograph Karl Streug nach den verläßlichen Mittheilungen von dessen Onkel und Erzieher wörtlich: „Das edelste Opfer der am 13. März Gefallenen war ein junger, geistreicher, schöner Jüngling, war Heinrich Spitzer, geboren am 25. August 1830 zu Bisenz im Markgrafenthum Mähren, Hradischer Kreis. Sein Vater Leopold (nicht Isak) Spitzer, der unglückliche und tiefgebeugte Mann, der unser aller Mitleid verdient, ist gegenwärtig Buchhalter in Brünn, und Hauseigenthümer zu Bisenz. Verfolgt von tausendfachem Mißgeschick, das herbe, Schlag auf Schlag ihn beugte, verlor er im ersten Jahre nach der Vermälung seine Gattin, und obwohl ihm dieser Verlust unersetzlich war, denn er hat nie wieder geheiratet, so tröstete er sich in seinem Sohne, der seiner Mutter das Leben kostete, denn sie starb an den Folgen schwerer Geburt. Von nun an lebte der Vater nur für seinen Sohn, und er sah, daß das Kind zu großen Hoffnungen berechtige . . . Nachdem der junge Spitzer die Normalschulen mit sehr gutem Erfolge beendet hatte, trat er in das akademische Gymnasium zu Wien, wo seine Lehrer und Vorgesetzten seinen regen Eifer als allgemeines Muster aufstellen konnten, und seinem Geiste und Talente bald die wärmste Anerkennung zollten. Sein Vetter, Dr. Hermann Schlesinger, vertrat beim Eintritt in das Gymnasium bei ihm Vaterstelle, ging dem jungen Manne stets mit Rath und That an die Hand. Aber des edlen Geistes Fluß hemmt nichts, und so geschah es, daß die Lekture, die ihn schon als Kind fesselte, mit einer, seinen Jahren passenderen, vertauscht wurde. Was Deutschland in Belletristik und gelehrter Literatur besaß, wurde von ihm emsig aufgesucht, und bis in die sinkende Nacht mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen; dies hatte zur Folge, daß er schon im 14. bis 15. Jahre alle klassisch-deutschen Schriftsteller inne hatte. Hierauf verlegte er sich auf die Erlernung der französischen Sprache mit solcher Liebe, daß er ihrer in kurzer Zeit mächtig war, er las Rousseau, einiges von Voltaire, und alles, gegen das vor nicht gar langer Zeit die Zensur wüthete, kurz, er las, was damals verboten war. Nachdem er die Gymnasialstudien vollendet hatte, wollte er die Philosophie zu Berlin hören, denn dort war ein freier Vortrag. Sein Plan war, Rechtsgelehrter zu werden. Seine Angehörigen waren aber mit dem Plane, die Philosophie in Berlin zu hören, nicht einverstanden, daher er zu Wien ins polytechnische Institut trat. . . . Daß Spitzer ein edler Wohlthäter war, führe ich aus vielen zwei Beweise an. Ein armer Kollege trat zu ihm und schilderte ihm die Noth seiner Mutter, indem er nicht im Stande sei, da sie jetzt an einer Krankheit darniederliege, ihr die nöthige Hülfe angedeihen zu lassen. Er habe zwar Lektionen, meinte er, aber die Zahlung sei erst am Ersten des folgenden Monats, und bis dahin seien noch drei volle Wochen. Indeß kann sie sterben, und peinigende Vorwürfe würden mich quälen, daß ich nicht alles aufbot, ihr zu helfen. Also klagte er, fand bei den Kollegen Bedauern, bei Spitzer aber Hülfe. Sogleich ging dieser Arm in Arm mit ihm zu seiner Mutter, und fand alles Gesagte als Wahrheit. Er gab ihm, was er bei sich hatte, und der arme Jüngling lag an seiner Brust und benetzte ihn mit Thränen des Dankes, er hatte ihm seine Lektionsgelder gezahlt, geschenkt. Daß Spitzer überhaupt einen edlen Charakter besaß, beweist der Umstand, daß er ihn bat, ja nicht bei seinen Lebzeiten Jemanden davon etwas zu sagen; nun brach der Tod das Siegel, und Dankbarkeit weint an seinem Grabe. Eine arme Familie im Lerchenfelde war durch unverschuldetes Unglück so tief gesunken, daß sie der unbarmherzige Hausherr, obgleich sie aus einer Mutter mit sieben Kindern, die vor Hunger siech darniederlagen, bestand, hinauszuwerfen drohte, weil sie den Miethzins nicht zahlen konnte. Da appellirte Spitzer an die Humanitätsschüler, er bat sie, da sie Humanitätsschüler sind, sollen sie auch zeigen, daß sie der Humanität Beflissene seien, er bat sie, sich ein Vergnügen zu versagen, und dafür selbst in die Hütte des Elends zu schauen. Als er dann das Erforderliche zusammengebracht und selbst noch Kräften beigesteuert hatte, weinte die unglückliche Familie heiße Thränen des Dankes und nannte ihn einen Engel. Anfangs Februar 1848 wurde er krank an einem bedenklich gewordenen Fußleiden, und lag vier Wochen unter der Pflege seines Schützers Dr. Hermann Schlesinger. Die Kunst des Arztes schenkte ihm wieder das Leben, aber nur auf eine sehr kurze Zeit, denn als er die Gährung in Wien vernahm, entzog er sich zwei Tage vorher der Obhut seines väterlichen Freundes, nahm seine Wohnung auf der Wieden, Poniglgasse beim braunen Hirschen, und als der verhängnißvolle Montag anbrach, hielt es ihn nimmermehr zu Hause. Er eilte den edlen Söhnen des Vaterlandes, den Studirenden an der Wiener Universität entgegen, und schloß sich dem zahlreichen Zuge an, der dem Landhause zuströmte. So hatte es ihn hinausgetrieben, ungeachtet der väterlichen Ermahnungen seines Schützers und Rathgebers: er möge seine nicht völlig hergestellte Gesundheit schonen. Begeisterter Drang für die Sache der Freiheit und des Rechtes rief ihn auf das Feld der Ehre, des Blutes, rief ihn vor das Haus der Landstände. Er hörte die Reden, trunken vor Wonne, er sah sich unter gleichgestimmten Seelen. Die Wiener Revolution sah er

**Fürst** vom Schottenfelde.*) Zwei andere Gefallene waren Arbeiter. Das fünfte Opfer, eine alte Frau, war die städtische Pfründnerin Anna **Serflinger**, die im Gedränge erdrückt wurde. Die im Landhause Zurückgebliebenen hoben diese Leichen auf, trugen sie in den Hof und wuschen ihre Wunden mit dem Wasser desselben Brunnens, von dessem Dache aus wenige Stunden vorher die Freiheit, für die diese **fünf ersten Opfer** nun gefallen waren, verkündet werden war. Alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich. „Wir, die um die Todten standen“ — heißt es in einem Berichte — „und förmlich im Hause blockirt waren, drangen in unserer Verzweiflung in den großen Ständesaal, umringten die dort noch verweilenden Ständemitglieder und stellten ihnen die Alternative: entweder das Militär zum Abzuge zu vermögen, oder an unserer Spitze aus dem Landhause zu ziehen, wo sie uns mit ihren Leibern als Schild dienen sollten. Zum Glücke hatte sich indessen das Militär entfernt und wir konnten das Landhaus unangefochten verlassen“ . . . „Die Stimmung“ — bemerkt Friedrich **Kaiser** — „welche mich selbst erfaßte, als ich die erste Leiche unter das Thor des Hauses schleppen sah, kann ich unmöglich beschreiben, nur dessen bin ich mir bewußt, daß ich einen unwiderstehlichen Drang in mir fühlte, **in die kaiserliche Burg zu dringen, um Sühne für das vergossene Bürgerblut zu verlangen!** Gleiche Gedanken schienen auch Andere zu beseelen, denn ohne irgend eine Verabredung stürmte ein Haufe Volkes mir nach, gegen den, der Michaeler Kirche zugekehrten Eingang der Hofburg, wo aber bereits Kanonen aufgeführt waren, zu deren Bedeckung eine starke Abtheilung ungarischer Grenadiere diente.“

---

wie ein Seher voraus, aber sie kostete sein Leben. Denn als sich die Soldaten vor dem Landhause aufgestellt hatten, wurde Feuer gegeben; zwei (!) Personen fielen in der Strauchgasse (!), worunter auch er war. Die Kugel ging durch den Kopf, traf ihn in's linke Auge und ging bei dem Gehörorgane heraus. Er fiel rücklings zu Boden, und das edle Opfer, der Jüngling, der zu so großen Erwartungen berechtigte, war todt. Dies geschah am 13. März 1848, um zwei Uhr Nachmittags. Es fielen viele Opfer, alle aber leben ewig im Herzen der dankbaren Wiener. **Spitzer** war ein schöner Jüngling. Ein üppiges dunkelblondes Haar, blaue Augen, lange gespitzte Nase, kleinen Mund, ovales Gesicht, die Röthe der Unschuld auf seinen Wangen, fünf Schuh groß und äußerst schlank. So endigte dieser edle Jüngling, 17 Jahr und 7 Monate alt, er endigte und sein Name lebt ewig im Pantheon der Geschichte.“ . . .

Der Schuß, welcher **Spitzer** traf, hätte bald den Dichter Friedrich **Hebbel**, welcher eben aus dem ständischen Gebände trat, als jener, von der Kugel durchbohrt, niedersank, getödtet.

*) „Am Morgen des 13. März“ — heißt es in den Aufzeichnungen meines Freundes **Nikola** — „kam der alte **Fürst** in meine Wohnung, um sich anzufragen, ob der Bedarf an Essig in meinem Hause noch gedeckt sei, was er, wie bei mir, von Zeit zu Zeit bei jedem seiner Kunden that. Als ich ihn einlud, einige Augenblicke zu warten, weil ich ihm eine kleine Rechnung ausbezahlen wollte, sagte er zu mir: Nein! Nein! Lassen's es nur geh'n, . . . es pressirt nit . . . ich hab' heut' keine Zeit . . . ich muß in die Herrengasse, da gibt's heut' was, was, weiß ich noch nicht, aber geben thut's was und ich muß dabei sein.“ Der Alte entfernte sich eilends und diese Eile rührte mich tief, als ich ein paar Tage später unter den für die Freiheit Gefallenen auch seinen Namen las.“

## 70.

## Mit Blindheit geschlagen!

Wir haben bereits (Seite 179) erzählt, daß von der Regierung, sofort nach dem Abmarsche der Studenten nach dem Landhause, mit den Spitzen der Universität Unterhandlungen angeknüpft wurden, damit diese die Studenten zum Auseinandergehen zu bewegen versuchen. Daß die Regierung es auch nur für möglich hielt, ein solcher Versuch der Professoren könne von einem Erfolge sein, beweist, wie schlecht sie über die bei der Universitätsjugend vorherrschende Stimmung unterrichtet war. Solche Beweise können wir übrigens noch mehrere anführen. **Alle hohen und höchsten Regierungspersonen waren am 13. März wie mit Blindheit geschlagen.** Notorisch ist, daß **Metternich** in früher Morgenstunde von einem seiner Diener aus dem Schlafe geweckt und mit der Nachricht beunruhigt wurde, die ganze Stadt sei alarmirt, und überall spreche man davon, daß es in Wien heute „losgehen“ werde. **Metternich** ließ in Folge dieser Mittheilung, die er jedoch ganz ungläubig aufgenommen und als „dummes Gewäsch“ bezeichnet haben soll, den Präsidenten der obersten Polizei und Zensurhofstelle, Grafen **Sedlnitzky**, zu sich berufen, der jedoch nicht müde wurde, zu versichern, daß Wien vollkommen ruhig sei, und daß keine Anzeichen vorhanden wären, welche zu der mindesten Besorgniß Anlaß geben könnten. Der Graf las dem Staatskanzler weiters „Stimmungsberichte“ aus den erbländischen Provinzen vor, die vollkommen befriedigend klangen. Die großen auswärtigen Ereignisse, der Umsturz in Frankreich, die Gährung in Italien und Deutschland nahmen damals die Aufmerksamkeit des Staatskanzlers derart in Anspruch, daß ihm die Bürgschaft **Sedlnitzky's**, es sei in Wien kein „Krawall“ zu besorgen, um so willkommener gewesen sein mag. Völlig beruhigt scheint ihn sein oberster Polizeichef jedoch nicht zu haben, denn es ist erwiesen, daß noch des Morgens Graf **Kolowrat** in die Staatskanzlei geholt und dort von **Metternich** befragt wurde, ob er nicht meine, daß zur **vollständigen Beruhigung** des Publikums die den Ständen am gestrigen Tage gemachten „Konzessionen“ (Seite 167) öffentlich bekannt gemacht werden sollten. **Kolowrat** erklärte sich damit sogleich einverstanden und eilte sofort zum Erzherzog **Ludwig**, um auch dessen Zustimmung zu gewinnen. Der Erzherzog gab nach langem Zureden seine Einwilligung, und sogleich von seinen Appartements aus wurde der oberste Kanzler beauftragt, die beiden Allerhöchsten Handschreiben als Plakate drucken und an allen Straßenecken schleunigst anschlagen zu lassen.

Der Kanzler, Graf **Inzaghi**, beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen. Er sandte die Handschreiben schleunigst in die Staatsdruckerei und gleichzeitig nach dem Bürgermeister, da der Wiener Magistrat die Affichirung der Plakate zu besorgen hatte. Die Staatsdruckerei schickte sich an, den Auftrag möglichst rasch zu erfüllen. Der Bote, der den Bürgermeister zum Kanzler „bitten“ sollte, rief aber beim Magistrale keine geringe Verwirrung hervor. Der Bürgermeister war nicht aufzufinden, endlich stellte es sich

heraus, daß er mit seinem Sohne August zu St. Anna gegangen sei, wo dieser eben Semestralprüfung abzulegen hatte! Dort kam Czapka die Post zu, daß er beim obersten Kanzler zu erscheinen habe. Inzaghi eröffnete ihm, daß nach einer herabgelangten Weisung die „sogleiche" und „möglichst umfassende" Verlautbarung der Allerhöchsten Handschreiben gewünscht werde. Czapka eilte in das Rathhaus, um dort die nöthigen Anstalten zu treffen. Dieser mit den Grundsätzen der Regierung, die bisher von der Oeffentlichkeit um keinen Preis etwas wissen wollte, in schroffen Widerspruch stehende Auftrag des Kanzlers scheint Czapka stutzig gemacht und ihn in seiner Besorgniß, daß in Wien ein politisches Ungewitter im Anzuge sei, doch bestärkt zu haben. Aus den uns vorliegenden Aufschreibungen von Bürgeroffizieren ersehen wir wenigstens, daß er bereits auf dem Wege vom Kanzler in sein Bureau, also in den Morgenstunden, den ihm begegnenden Bürgeroffizieren die Weisung ertheilte, in ihren Wohnungen sich bereit zu halten und ihre Mannschaft zu verständigen, daß im Laufe des Tages der Befehl zum Ausrücken ergehen dürfte, welchem sodann allsogleich nachgekommen werden müßte.




Die Grundrichter und Gemeindebesorger aus den Vorstädten, die Czapka im Magistratsgebäude traf, insbesondere die Richter von der Josefstadt (Schmidt) und von Gumpendorf (Garber) theilten ihm jedoch auf sein Befragen mit, daß in den Vorstädten die größte Ruhe herrsche und nicht das Geringste zu besorgen sei. Aber einige Zeit später erfuhr der Bürgermeister vom Magistratsrathe Walter, daß auf dem Josefstädter Glacis Militär aufmarschirt, und ein Bataillon Grenadiere soeben am äußeren Burgplatz

aufgestellt worden sei. Diesem Bataillon wurde, wie Walter berichtete, sogleich, nachdem es Posto gefaßt hatte, kommandirt, scharf zu laden, was, da dies ganz ohne alle Veranlassung geschah, unter den Zuschauern große Unzufriedenheit erregte. Gegen 10 Uhr erfuhr der Bürgermeister, daß die Studenten in großer Masse nach dem Landhause zögen, und daß dort sowohl aus der Stadt wie aus den Vorstädten Tausende von Menschen zusammenströmen. In Folge dieser Nachricht versammelte Czapka um sich den Vizebürgermeister Bergmüller, dann die Magistratsräthe Edler v. Sögner, Walter und Krones, welche im Bürgermilitär die Chargen von Stabsoffizieren bekleideten, um mit ihnen die Möglichkeit einer Gefahr für Ruhe und Ordnung, und die Nothwendigkeit einer Berufung aller Kommandanten der Bürgerkorps auf das Rathhaus zu besprechen. Als vom Landhause immer ernstere Nachrichten einlangten, wurden wirklich (etwa um 12 Uhr) sämmtliche Kommandanten aufgefordert, mittelst sogleich aufzunehmender Ordonnanzen das gesammte Bürgermilitär aufzubieten und als Sammelplatz für dasselbe das Josefstädter Glacis zu bestimmen, wo es sich dem k. k. Militär anschließen sollte*). Die Ungewißheit, in der sich Czapka darüber befand, ob dieser Aufforderung von Seite der Kommandanten auch vollständig entsprochen werde, scheint ihm große Unruhe verursacht zu haben. Gewiß ist, daß er nach 2 Uhr aus seiner Wohnung, im bürgerlichen Zeughause, wohin er sich (siehe Seite 223) mittlerweile verfügt hatte, den städtischen Waffeninspektor Werner zu dem in der Nähe wohnenden Adjutanten des zweiten Bürgerregiments, Kaffeesieder Nikola, mit dem Auftrage sandte, er möge sofort ein paar Hundert uniformirte Bürger zur Aufrechthaltung der Ruhe zusammenzubringen suchen. Nikola warf sich eiligst in seine Uniform und drängte sich durch die auf dem Hof angesammelte Menschenmenge bis an das Thor des Zeughauses, welches sich ihm erst nach wiederholtem Pochen und dann nur auf die Erklärung hin: „Ein Bürgeroffizier will Einlaß!“ öffnete. Eine Kompagnie Infanterie, in Zügen aufgestellt, empfing hier Nikola mit gefälltem Bajonnete, und erst als von Werner dem kommandirenden Offizier mitgetheilt wurde, Nikola sei dienstlich hieher berufen worden, ließ man diesen unbeanständet in den Hof des Zeughauses hineingehen. Czapka stand in der Mitte desselben, in seiner Oberstenuniform, in großer Erregung. Er wiederholte hier den an Nikola bereits erlassenen Befehl. „Die gestörte Ruhe und Ordnung“ — sagte er — „müsse um jeden Preis wieder hergestellt werden, das Bürgermilitär habe dabei seine Schuldigkeit zu thun.“ Wir bemerken, daß in dem Augenblicke, als Nikola vor Czapka erschien, beim Landhause noch kein Tropfen Blutes vergossen war, und die gaaze Bewegung einen ernsteren Charakter noch nicht gewonnen hatte. Nikola eilte daher aus der Stadt, bestieg vor dem Schottenthore sein Pferd und galoppirte nach der Alservorstadt, in die Wickenburggasse zu einem dort wohnhaften, ihm bekannten Tambour des Bürgermilitärs, der auf seinen Befehl sofort die Uniform anziehen, die Trommel umhängen, durch alle Straßen der Vorstadt ziehen und dabei den Generalmarsch schlagen mußte. Es war dies wohl in Wien das erste Mal, daß zu solchem Zwecke auf der Straße die Trommel gerührt wurde. Nikola selbst gallopirte durch mehrere Vorstädte, den an den Hausthoren sich gruppirenden Leuten stets zurufend: „Uniformirte Bürger heraus! Zum Franzensthore!“ bis er endlich auf der Mariahilferstraße anlangend, das weitere Alarmiren anderen Bürgeroffizieren überließ und selbst auf den Exerzierplatz hineilte.

Wir heben an dieser Stelle hervor, daß das Plakat, zu dessen schleuniger Affichirung der Bürgermeister des Morgens alle Vorbereitungen getroffen hatte, um die Mittagsstunde noch immer nicht dem Magistrate zugestellt worden war. Die Staatsdruckerei hatte nämlich um 10 Uhr wieder Ordre erhalten, die Drucklegung der kais. Handschreiben zu sistiren. Dies geschah in Folge der Volksansammlungen beim Landhause, welche im Schoße der Staatskonferenz und der sie umgebenden Räthe den Entschluß hervorriefen, nicht das mindeste Entgegenkommen zu zeigen und selbst Alles zu vermeiden, was auf die Regierung nur den Schein werfen könnte, sie lasse sich das Geringste abtrotzen, und es seien bei ihr Konzessionen zu erzwingen.

Man ersieht aus allen diesen Vorgängen, daß die leitenden Staatsmänner wie mit Blindheit geschlagen waren. Trotzdem ganz Wien vom Ausbruche der Revolution sprach, erklärte doch die Polizei die Stimmung der Bevölkerung für eine ganz ruhige und Graf Sedlnitzky wurde noch am Morgen des 13. März nicht müde, den Staatskanzler in dem Glauben zu lassen, daß eine Revolte in Wien außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liege. Metternich, der es aber trotzdem für zweckmäßig hielt, der Bevölkerung allen Grund zur Unzufriedenheit zu benehmen, hielt die Veröffentlichung der beiden k. Handschreiben vom 12. März dazu als für geeignet. Dies beweist neuerdings, wie wenig er sich darüber klar war, was man im großen Publikum wolle und wie sehr er den Einfluß der revolutionären Bewegungen im ganzen übrigen Europa auf Wien unterschätzte. Die nach den ersten Nachrichten von den Vorgängen im und beim Landhause beschlossene Sistirung der Veröffentlichung der k. Handschreiben zeigt abermals ein totales Verkennen der Situation. Wollte man keine Konzessionen sich abringen lassen, dann blieb eben nichts übrig, als das sofortige Einschreiten der Garnison gegen den ruhestörenden Theil der Bevölkerung rechtzeitig anzuordnen und die im Ausbruch begriffene Revolution schon im Entstehen zu unterdrücken. Die Staatskonferenz und ihre Räthe glaubten aber sowohl alle Zugeständnisse verweigern als auch einen Konflikt zwischen Volk und Militär verhindern zu können. Thatsache ist es, daß man bis

*) „Es fehlte“ — heißt es in einem Manuskripte des Herrn v. Czapka — „nicht an Vorwürfen, daß das Bürgermilitär nicht früher einberufen worden sei. Nicht nur, daß Tags zuvor von der Polizei selbst keine Besorgniß einer Ruhestörung geäußert worden, so habe ich die frühere Aufforderung zum Ausrücken auch noch aus dem Grunde unterlassen zu sollen geglaubt, um nicht voreilig, durch den Zuzug des Bürgermilitärs aus allen Gassen und Straßen der Stadt und der Vorstädte das Zuströmen des Volkes und dessen Aufregung zu vergrößern, und gleichsam selbst zu Unordnungen die Veranlassung zu geben.“

nach 1 Uhr Nachmittags sich darauf beschränkte, die Hofburg vor einer Ueberrumplung durch die Bevölkerung zu sichern, indem man alle Thore derselben von starken Truppenkörpern absperren ließ. Der übrige Theil der Garnison wurde zwar auf dem Josefstädter Glacis von der ersten Nachmittagsstunde angefangen langsam konzentrirt, aber der Erzherzog-Landeskommandirende erhielt die bestimmte Weisung, „jeden Zusammenstoß zwischen Volk und Militär thunlichst zu verhindern" und die Truppen „nur im äußersten Falle die Waffen gebrauchen zu lassen." Erst gegen 2 Uhr, nachdem die Bewegung in der Herrengasse bereits erhebliche Dimensionen gewonnen hatte, erhielt der Kommandirende den Auftrag, die Menge beim Landhause und in dessen Umgebung nöthigenfalls selbst durch Anwendung des Bajonnets zu zerstreuen, die Stadtthore schließen zu lassen, um zu verhindern, daß die Bewegungspartei durch die aus den Vorstädten in die innere Stadt eilenden Massen verstärkt werde.

Der Grund, warum man den ganzen Vormittag verstreichen ließ, ohne vor der Bevölkerung den nöthigen Ernst zu entwickeln und, durch die Entfaltung einer gewissen Strenge, eine Einschüchterung des Publikums zu versuchen, liegt demnach theils in der Unentschlossenheit der durchgehends „hochbejahrten" Herren, welche die „Regierung" bildeten, theils aber auch noch in anderen Gründen. Des Morgens meinte man es nur mit einigen Studenten zu thun zu haben; ein paar Stunden später, als man bereits einen Theil der Bevölkerung sich gegenüber sah, bekam man plötzlich Mißtrauen gegen die Garnison. Erfahrene Militärs, wie der aus dem Hofkriegsrathe herbeigerufene Feldzeugmeister Baillet v. Latour erklärten, die Garnison sei viel zu schwach, um eine Volkserhebung in Wien unterdrücken zu können. Sogar die Verläßlichkeit einiger Truppenkörper, der italienischen Grenadiere, dann jener Bataillone, die schon seit langen Jahren in Wien lagen, wurde mit einem Male bezweifelt. Aus allen diesen Rücksichten zögerte die Staatskonferenz die gebotene Energie zu entfalten. Von einzelnen Staatsmännern, wie von dem Hofkanzler Freiherrn von Pillersdorf wurde sogar gegen jedes militärische Einschreiten entschieden Einsprache erhoben, und geltend gemacht, daß man die Dynastie einer großen Gefahr Preis gäbe, für den Fall, als das Militär im Kampfe gegen das Volk den kürzeren Theil ziehen würde. Pillersdorf stellte unter Anderem den Antrag, das Militär beschränke sich auf die Besetzung der Hofburg und der wichtigsten öffentlichen Gebäude, und der Kaiser biete in einem eigenen Manifeste den bewaffneten und unbewaffneten Bürgern auf, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. „Dieser Antrag, heißt es in einem Berichte, wurde während des Vormittags eingehend berathen, während welcher Berathung es dem Feldmarschallieutenant Fürsten Windischgrätz jedoch gelungen sein soll, das bei den Erzherzogen, wie namentlich auch bei dem Grafen Kolowrat und den meisten Staatsräthen tiefgesunkene Vertrauen in die Garnison neu zu beleben."

Pillersdorf scheint, sein Vorschlag beweist es wenigstens, die Verhältnisse gleichfalls vollständig verkannt zu haben, er hätte sonst nicht der Hoffnung Raum geben können, daß die Wiener Bürgerschaft dem herrschenden „Sistem" ihren Beistand leisten werde. Die jüngeren Bürgeroffiziere hatten fast ohne Ausnahme die Bürgerpetition an die Stände (Seite 143) unterzeichnet, und somit für die Bewegung gegen den Fortbestand des Sistems und seiner Vertreter Partei genommen. Aber auch die älteren, konservativen Bürgeroffiziere, die sich nicht getraut hatten, ihren Namen auf der von der Polizei verfolgten Petition beizusetzen, waren nichts weniger als geneigt, sich der Regierung zur Verfügung zu stellen. Sie forderten zwar nicht Reformen und gaben sich mit dem „Sistem" sogar zufrieden, aber sie waren, übrigens aus rein persönlichen Gründen, dafür, daß Metternich und der Bürgermeister Czapka zum Rücktritte veranlaßt werden. Metternich war in bürgerlichen Kreisen verhaßt als ein „Verächter" des Bürgerthums, und Czapka war überhaupt mißliebig. Unter den konservativen Bürgern bestand gegen ihn eine förmliche Verschwörung, und wurde fortgesetzt daran gearbeitet, ihn in seiner Stellung als Bürgermeister unmöglich zu machen. Dieser Haß gegen Czapka war bei einzelnen angesehenen Bürgern geradezu naiv zu nennen. Während die Liberalen die aus der ganzen europäischen Situation für Oesterreich entspringenden Verlegenheiten dazu zu benützen suchten, um das Sistem zu stürzen, dachten diese Bürger die Gunst der Zeitverhältnisse blos zum Sturze des ihnen verhaßten Bürgermeisters auszubeuten. Diese im Bürgermilitär herrschende Stimmung machte dasselbe demnach zu nichts weniger geeignet, als dazu, eine Bewegung zu unterdrücken. Das Bürgeroffizierkorps war ja total zerfahren. Während der eine Theil der Bürgeroffiziere an den Reden im Landhause sich erbaute, verständigte sich ein anderer Theil schon in den Vormittagsstunden des 13. März dahin, für den Fall, als die Regierung die Bürger gegen das Volk brauche, den Bürgermeister des Oberkommandos über das gesammte Bürgermilitär zu entsetzen, und es an den Bürgergrenadier-Divisions-Kommandanten, Hauptmann Winkler v. Forazest, Eisenhändler in der Kärntnerstraße, zu übertragen, der auch, „nach längerem Sträuben", sich hiezu bereit erklärte. Es liegt uns sogar eine Liste von Bürgeroffizieren vor, die Winkler als Oberkommandanten annehmen wollten.

Aber nicht blos Pillersdorf täuschte sich, indem er auf die „Bürger" rechnete, auch Czapka, dem alle „Umtriebe" gegen seine Person im Schoße seines Offizierskorps unbekannt waren, war im großen Irrthume, als er den Korpskommandanten um die Mittagsstunde den Befehl zukommen ließ, ihre Korps auf dem Glacis vor dem Franzensthore zu versammeln, und sich dort sammt ihrer Mannschaft dem Militär zur Verfügung zu stellen. Hätte Czapka gewußt, wie er mit seinen Bürgern daran sei, er wäre als aufrichtiger Anhänger des Sistems gewiß der Erste gewesen, welcher bei der Regierung die Entwaffnung der Bürgerkorps befürwortet hätte.

Die vielen Mißgriffe, die sowohl von Seite der Regierung als ihrer Organe selbst noch am Vormittag des 13. März gemacht, die zahlreichen Unterlassungsfünden, die

während dieser Zeit begangen worden sind, mußten natürlich dazu beitragen, das *Wachsen* und die *Ausbreitung* der anfänglich auf das Landhaus und dessen Umgebung sich beschränkenden Volksbewegung wesentlich zu beschleunigen. Es war gegen 12 Uhr, als außerhalb des Landhauses, nämlich auf dem Ballplatze, unmittelbar unter den Fenstern der Staatskanzlei, die *ersten* revolutionären Auftritte stattfanden. Verfügen wir uns dorthin.

## 71.

## Burian.

Um die Mittagsstunde kam eine bedeutungsvolle Wendung in den Ereignissen des Tages zum Vorschein. Bisher hatte sich die Bewegung auf das Landhaus und seine Umgebung beschränkt. Sie war *dort* vor Angriffen insoferne sicher, als die Stände dem Volke keine Furcht einflößten und als in der ganzen Umgebung dieses Stadttheiles kein Militär aufgestellt war. Man konnte es voraussehen, daß die Truppenkörper, welche die Hofburg und das Kriegsgebäude besetzt hielten, diese beiden Objekte nicht Preis geben, um gegen das Landhaus angriffsweise vorzugehen. Der im Landhause gegen 12 Uhr, als dort die Wogen der Leidenschaft bereits hoch aufschlugen, von einer Anzahl Studenten und anderem Publikum (Seite 208) gefaßte Entschluß, die Bewegung weiter zu verbreiten und unmittelbar vor das Gebäude der Haus-, Hof- und Staatskanzlei auf dem Ballplatz, der Amtswohnung Metternich's, zu ziehen, war daher ein tollkühner, da er einen Konflikt zwischen Volk und Militär herbeiführen mußte. Es ist möglich, daß die enthusiasmirte Schaar von jungen Leuten, die den Juristen *Burian* auf ihre Schultern hob und unter dem Jubel und den aneifernden Zurufen des Publikums vom Landhause aus gegen den Ballplatz zu, sich bewegte, vor ihrem eigenen Unternehmen zurückgeschreckt wäre, wenn sie hätte ahnen können, welchen Militärmassen sie am Ballplatze gegenüberstehen werde, welchen Gefahren sie sich aussetze. Der dort befindliche Zugang zur Burg war nämlich stark besetzt, und das Publikum, das sich am Platze ansammeln wollte, bisher mit rücksichtsloser Strenge auseinandergetrieben worden. *Burian*, „dem schönen, blonden jungen Manne“, wie ihn die Zeitgenossen schildern, und den ihn umgebenden Studenten folgte aber eine ungeheure Menschenmenge. Während diese Masse durch die Kreuz- und Löwelgasse auf den Ballplatz zog, wurden, unter weithin schallenden Pereat-Rufen auf das Sistem, auf Metternich, auf den Erzherzog Ludwig, auf Sedlnitzky und die Zensur, *die ersten Zertrümmerungen an Thoren und Fenstern der auf diesem Wege liegenden ärarischen und Hofgebäude vorgenommen*. Mit Flüchen gegen die „Zwingherrschaft“ wurde ein nächst dem Minoritenplatz befindliches Schilderhaus zerschlagen und mit dessen Bruchstücken ein auf einem Amtsgebäude befindlicher Schild mit dem kaiserlichen Adler von der Mauer heruntergerissen, worauf man ihn mit Füßen trat.

Das Heranziehen der tumultuirenden Masse rief auf dem Ballplatze eine große Bewegung hervor. Der Kommandant der dort aufgestellten Truppenabtheilung war sichtlich unschlüssig, was er thun, ob er sich auf die Vertheidigung der Burg beschränken, oder die „Revolutionären“ am Eindringen in den Platz hindern und es auf einen Zusammenstoß mit ihnen ankommen lassen solle. Adjutanten sprengten zwischen der Truppenabtheilung und der Hofburg hin und her, an den meisten Fenstern des Schweizerhofes erschienen mit einem Male die in dessen Gemächern verweilenden Personen, Hofchargen, Militärs, Frauenzimmer, Kinder, Bediente u. s. w. alle neugierig gegen die Löwelbastei hinschauend und mit sichtlicher Spannung den Begebenheiten entgegenblickend, die sich nun auf dem Ballplatze abspielen sollten. In demselben Augenblicke zeigte sich oben auf der Bastei, gegenüber dem „Palais Metternich“, eine große Menschenmenge, aus deren Rufen: „*Nieder mit Metternich*“, es zu entnehmen war, daß sie mit den von der Löwelgasse aus Heranziehenden sympathisire. Eine bedeutende Anzahl Studenten und vieles Volk waren nämlich beim kleinen Franzensthor auf die Bastei geeilt, um in dem Momente, wo *Burian* am Ballplatze erschien, die den Platz abschließende Basteimauer zu besetzen. Das Erscheinen der Volksmenge, ihre Zurufe, trugen natürlich dazu bei, *Burian* und seine Gefährten aufzumuntern und anzueifern, die sich nun wie ein Strom über den Ballplatz ergossen, bis hart an die Front des vor dem Schweizerhofe aufgestellten Militärs, dessen Kommandant unzweifelhaft noch immer keine Instruktion erhalten hatte, wie er sich der Menge gegenüber benehmen solle. Die passive Haltung der Soldaten machte das Volk demnach immer kühner. Es zeigte dem Militär zuletzt ganz furchtlos den Rücken und stellte sich unmittelbar vor dem Thore der Haus-, Hof- und Staatskanzlei auf, vor welchem *Burian*, sich auf die Schultern von vier Studenten emporschwingend und gegen die Fenster der Appartements des Staatskanzlers gewendet, donnernde Reden gegen das „Sistem“, das jedem Oesterreicher „zur Schande“ gereiche, gegen die Machthaber und ihre Werkzeuge hielt.

Diese Reden, die wesentlich dazu beitrugen, die Bewegung zu steigern und die Massen für dieselbe zu gewinnen, riefen einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervor. Wir bedauern, daß der Wortlaut derselben niemals aufgezeichnet wurde, denn die Bruchstücke daraus, welche das Tagblatt „Die Konstitution“ später veröffentlichte und welche wir hier mittheilen, scheinen uns den Gedankengang Burian's weder vollständig noch genau, noch in einer glücklichen Fassung wiederzugeben. Nach der „Konstitution“ hätte *Burian* beiläufig Folgendes gesprochen:

„Brüder! Nur Mäßigung, Ruhe, Ordnung! — Meine Herren! ich nehme eine große Verantwortung auf mich, indem ich zu Ihnen spreche. Ich bin noch ein junger Mensch — ich bin ein Pole (stürmisches Vivatrufen) — aber ich umfasse Sie alle mit gleicher Liebe, weß Stammes Sie auch sind; wir sind alle Brüder! (Vivatruf.) — Wir sind alle gleich! (Neuer Vivatruf.) — Aber ich bitte und beschwöre Sie, nur Mäßigung, nur Ruhe — wir werden alles erhalten! (Allgemeines Rufen: „wir müssen! wir müssen!“) Nur Mäßigung! auf dem Wege des gemäßigten Fortschrittes werden wir zur Freiheit gelangen! Unser Kaiser ist ja ein gütiger, gnädiger Herr, er wird

uns sicherlich Alles gewähren, um was wir bitten! (Bravo.) — Wir wellen ja nur das, was andere Staaten schon lange vor uns erhielten! (Bravo.) Unser gütiger Monarch hätte uns auch schon Alles gewährt, aber (der Redner deutete auf das fürstliche Palais) er ist von falschen Rathgebern umgeben! (Stürmisches Bravorufen.) Doch wir wollen der Natur nicht vorgreifen; die Natur verhängt über alles Bestehende einmal den Tod!



Kampf auf der Freiung.

(Allgemeine Heiterkeit.) Auch diese Rathgeber werden ihre Pflicht kennen und von selbst gehen. Meine Herren! es wird auch die Zeit kommen, wo das Wort des großen Philosophen Aristoteles wahr wird: Gedankenfreihrit, Glaubensfreiheit führt allein zur wahren Seelenfreiheit! (Langandauernder Beifallssturm.) Wir, die Jünger der Wissenschaft, haben diese Bewegung begonnen, wir wollen, daß die edlr Lebensphilosophie unter das Volk dringe, daß alle theilhaftig werden der großen Wohlthaten und Errungenschaften der Wissenschaft, aber vor Allem bitte ich Sie nochmals um Mäßigung und Ordnung!"

Alle Zeitungsberichte und Aufschreibungen aus jenen Tagen können „nicht lebendig genug" den Eindruck der Reden Burian's schildern, der zwei Mal nach kurzer Unterbrechung das Wort ergriffen haben soll. Tausendstimmig ertönte es, nachdem Burian geschlossen hatte: „Pereat Metternich!", aber alles brach auch in einen minutenlangen Jubel und zahllos sich wiederholende „Hoch!"-Rufe aus, als auf der Bastei von einer Stentorstimme gerufen wurde: „Es lebe Kaiser Ferdinand und frinr Dynastie!" Die Veranlassung zu dieser Loyalitäts-Kundgebung ist bisher noch ni.mals besprochen worden. Es ist ein Beweis der Sorglosigkeit, mit welcher von einigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie die Ereignisse der Märztage betrachtet wurden und des großen Vertrauens, das von dieser Seite in die Bevölkerung gesetzt wurde, daß selbst am Vormittage des 13. März von einzelnen Erzherzogen und Erzherzoginnen auf den Basteien Spaziergänge unternommen wurden. So sprach Erzherzog Johann in den Morgenstunden auf der Kolowratbastei mit mehreren Leuten aus dem Volke in freundlichster, huldreichster Weise und der Zufall wollte es, daß einige Minuten, nachdem Burian am Ballplatze unten geschlossen hatte, die Frau Erzherzogin Sophie am Arme ihres Gemals aus dem Paradiesgärtchen hervorkam und längs der Basteimauer nach der Burg zurückkehrte.

Das erzherzogliche Paar wurde vom Publikum natürlich sogleich bemerkt, alles schwenkte Hüte und Taschentücher und brach in Jubel aus, denn der Erzherzog galt seit dem Vorfalle im Gewerbevereine (Seite 136) in ganz Wien als Fürsprecher des Liberalismus bei Hofe und nach der Meinung der ganzen Bevölkerung hatte Metternich und überhaupt das „Sistem" an der Frau Erzherzogin Sophie eine entschiedene Gegnerin. Es ist daher erklärlich, daß die Menge die ungeheucheltsten, herzlichsten Sympathien sowohl dem Erzherzog als seiner Gemalin zu erkennen gab. „Es lebe Erzherzog Franz Karl, drr Freund des Volkes" wurde ihm unter lebhaftem Beifalle zugerufen, „Hoch die Erzherzogin," wurde beigefügt und schließlich ließ man den Kaiser und die gesammte Dynastie hochleben. Das erzherzogliche Paar nahm diese Kundgebung mit sichtlicher Befriedigung auf und grüßte und nickte dankend nach allen Seiten, von einer Menge Volkes bis an das Thor der Bellaria begleitet.

Bemerkenswerth ist rs, daß man ganz darauf vergessen hatte, die Bellaria militärisch zu besetzen und rin weiteres Versehen ließ man sich bei der Staatskanzlei zu schulden kommen, die bekanntlich durch einen Glasgang mit der Bastei in Verbindung steht, welcher Gang direkt in die Appartements des Staatskanzlers führte. Vor dem einfachen unverschlossenen Gitter des kleinen Gärtchens auf der Bastei, welches den Glasgang gleichsam abschloß, drängte sich die Volksmenge, es stand dort kein Mann Militär und der einzige Diener, der den Zutritt in das Arbeitszimmer des Staatskanzlers bewachte, hätte das Volk natürlich nicht hindern können, dem dort weilenden Staatskanzler einen Besuch zu machen. Ja, unmittelbar gegenüber der Bastei, an dem Fenster der Staatskanzlei stand sogar eine lange Weile der ältere Sohn des Fürsten, der Prinz Richard, mit einem weiß-roth-grün gestreiften Hauskäppchen auf dem Kopfe, der dem Treiben des Volkes mit sorgloser, neugieriger Miene zusah, als betrachtete er ein ihn spannendes Schauspiel.

In der Staatskanzlei riefen die Vorgänge auf dem Ballplatze natürlich eine große Bestürzung hervor. In Berichten aus der Zeit der Märztage heißt es: „Man sagt von der ans Fenster getretenen Fürstin, daß sie Burian durch die Lorgnette betrachtet und seine Rede ironisch glossirt habe"... „Das Volk — wurde ferner gemeldet — soll von den Fenstern der Staatskanzlei aus mit Schimpfworten, wie „gemeines Pack" bedient und dadurch noch mehr aufgebracht worden sein."... Wir halten alle diese Mittheilungen für nicht richtig, denn wir wissen, daß dir Vorgänge auf dem Ballplatz und namentlich das Auftreten Burians in der ganzen Staatskanzlei Angst und Schrecken hervorriefen. Die alten ausgetrockneten Diplomaten und Bureaukraten in den vielen Kanzleizimmern zitterten davor, daß das Volk das Gebäude stürmen werde und fluchten auf das Militär, daß es nicht eingeschritten und das Volk nicht gehindert habe, den ganzen „Exzeß" in Scene zu setzen. In der Familie und in der nächsten Umgebung des Staatskanzlers war man gewiß nicht in der Stimmung, sich mit Ironie zu befassen und es ist begreiflich, daß man besonders in diesem kleinen Kreise für die persönli.he Sicherheit Metternich's besorgt war und in ihn drang, sich schleunigst in die Hofburg unter den Schutz der dortigen starken Besatzung zu begeben.

Metternich, der unmittelbar vor den Vorfällen auf dem Ballplatze mit dem preußischen Ge.eral v. Radowitz über militärische Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und der französischen Republik konferirt hatte, wurde schon während dieser Konferenz mit der Meldung überrascht, daß beim Landhause Unruhen ausgebrochen seien. Der Fürst ließ sich aber durch diese Nachrichten in seinen Berathungen mit dem preußischen Spezialgesandten nicht stören, sondern erklärte jedesmal trocken: „Die Maßregeln, die zur Dämpfung von Straßenunruhen ergriffen werden müssen, gehören nicht in mein Ressort." Als aber die Bewegung sich an sein eigenes Palais heranwagte, eilte er in die Burg, in den versammelten Staatsrath, und verhalf dort der Ansicht des Fürsten Windischgrätz, der für das militärische Einschreiten und für die Vrrhängung des Belagerungszustandes über Wien das Wort ergriffen hatte, zum Durchbruche. Um 1 Uhr bereits war es in der Burg beschlossene Sache, drn Kampf mit dem Volke


E. H. Wilhelm.

aufzunehmen. Die militärischen Vorbereitungen, die in Folge dieser Entscheidung getroffen wurden, interessiren uns zunächst.

## 72.

## Alles rüstet.

In den meisten Kasernen, in denen die Truppen bereits am Tage vorher, Mittags, konsignirt worden waren, wurde um 9 Uhr Vormittags Generalmarsch geschlagen. Zwischen 9 und 10 Uhr marschirte in die schon seit zwei Tagen von stärkeren Grenadier-Abtheilungen besetzte Hofburg ein weiteres Bataillon Grenadiere (Italiener), das sich auf dem äußeren Burgplatze vor den Fenstern des Kaisers aufstellte. Der „kriegerischen Vorkehrungen", die hier getroffen wurden, haben wir bereits Seite 229 erwähnt. Um 10 Uhr rückte ein zweites Grenadier-Bataillon (Richter) in die Burg ein, das sich in seine Kompagnien auflöste, deren je eine die Eingänge der Burg sowie das Burgthor abschloß. Um 12 Uhr wurde die Garnison der Burg noch durch eine Batterie verstärkt, deren einzelne Kanonen am „großen" Riesenthore, am äußeren Burgthore und am „kleinen" Riesenthore vertheilt wurden. Bis zu dieser Stunde beschränkten sich die militärischen Vorkehrungen auf das Residenzgebäude selbst. Erst zwischen 12 und 1 Uhr kam dem Kommandierenden Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Albrecht der Befehl zu, den im Aufstand begriffenen Stadttheil, nämlich die Umgebung des Landhauses, zum Gehorsam zurückzuführen und die dort gestörte öffentliche Ordnung wieder herzustellen.

Die örtlichen Verhältnisse einer Stadt bedingen die Entwicklung der in ihr stattfindenden Ereignisse und es scheint uns daher nothwendig, ganz kurz die Oertlichkeit zu schildern, wo der Herd des Aufruhrs sich befand und auf welche während des ganzen Vormittags die „Bewegung" sich beschränkte. Die innere Stadt, damals noch von einem Gürtel von Festungswällen, wie von einem eisernen Ringe, umgeben, der sie in ihrer Ausdehnung störte, war räumlich zu enge, als daß sich das öffentliche Leben Wiens in ihr hätte konzentriren können. Während in den engen, hohen Häusern der innern Stadt die hohe Aristokratie des Adels und der Finanzen, die hohe Beamtenwelt und die reichsten Theile der erwerbenden Schichten der Bevölkerung sich zusammendrängten, strömte die in den Vorstädten wohnende Bevölkerungsmasse während des ganzen Tages in ununterbrochener Flut und Ebbe zwischen der Stadt und den Vorstädten durch die schmalen, niederen Stadtthore ein und aus. In Folge dieser räumlichen Enge sind in der innern Stadt alle Distanzen klein. An die das Burgthor nach innen umfassende Gartenmauer schließt sich unmittelbar die Hofburg mit ihren verschiedenen Höfen und durcheinandergeschobenen Flügeln an. Von der innern, auf den Michaelerplatz schauenden Front der Hofburg geht eine Biegung der Herrengasse zum Landhause. Von eben dieser Biegung, an der Burg vorbei, und ebenso hinter dem Landhause herum, führen schmale Gassen zu der gleichfalls am Festungswall stehenden Staatskanzlei — der Amtswohnung Metternich's — die nur durch den Ballplatz von der gegenüberstehenden Flanke der Hofburg getrennt ist. Auf der anderen Seite geht die Flanke der Hofburg auf den Josefsplatz, von dem wieder nur wenige Schritte zu dem Michaelerplatz sind. Von diesem letzteren geht der Weg über den platzähnlichen Kohlmarkt, Graben, Stefansplatz in wenigen Minuten zur Universität.

Die Polizei hatte durch die Vorkehrungen, die sie während des Vormittags gegen den Aufruhr getroffen, demselben vielmehr Vorschub geleistet. Sie ließ zwischen 11 und 12 Uhr alle Gewölber, Niederlagen, Komptoirs und Kanzleien schließen, ließ alle Fiaker nach Hause fahren und zog die meisten Polizeiwachmänner von ihren Posten ein. Die Straßen und Plätze gewannen dadurch an Raum, die Menschenmasse vermehrte sich ganz außergewöhnlich und die Stadt bekam ein gewisses festtägliches, feierliches Aussehen. Eine Menge Personen, die ihr Beruf, ihr Erwerb an die innere Stadt fesselten, wurden durch die angeordnete „Sperre" veranlaßt, in die Vorstädte hinaus, nach ihren Wohnungen zu gehen, und alle diese Personen trugen natürlich dazu bei, die Kunde von den Geschehnissen in der innern Stadt, selbst bis in die entferntesten Vorstädte hinaus, mit größter Schnelligkeit zu verbreiten. Es hatte dies die für die Bewegung glückliche Folge, daß nun Tausende von Menschen ihre Arbeit, ihr Geschäft verließen und in die Stadt eilten, um dort Zeugen der Begebenheiten zu sein, und die Aengstlichen, die in den Vorstädten zurückblieben, oder denen es nicht möglich war, sich von ihren Wohnungen zu entfernen, geriethen wenigstens in große Aufregung. Die Leute hielten es in ihren Wohnungen länger gar nicht aus; in den meisten Vorstädten sammelten sich die Bewohner der Häuser bei ihren Hausthoren an, um dort Neues aus der Stadt zu erfahren; auf den Straßen und Gassen zogen Schaaren von Neugierigen auf und ab, und Jeder, von dem man vermuthete, daß er aus der innern Stadt komme, wurde angehalten und nicht eher losgelassen, bis er eine Neuigkeit erzählte. So geschah es, daß die Vorstädte bereits um die Mittagsstunde stark alarmirt waren. Das Laufen und Drängen der Arbeiter-Bevölkerung der westlichen Vorstädte: Wieden, Margarethen, Gumpendorf, Laimgrube, Mariahilf, Schottenfeld, Neubau, Josefstadt, durch das Schottenthor, Franzensthor und namentlich durch das alte und neue Kärntnerthor schien um die elfte Vormittagsstunde bereits kein Ende nehmen zu wollen. Unter dem Geschrei: „Laßt die Vorstädte herein!" liefen schon Vormittags zahlreiche Arbeiter durch das Kärntnerthor, die Kärntnerstraße nach dem Stefansplatze, wo sie von anderen, aus den entgegengesetzten Vorstädten herbeigekommenen Arbeitern veranlaßt wurden, nach dem Landhause zu eilen.

Diesen steten Zuzügen wurde zwischen 1 und 1½ Uhr dadurch ein Ende gemacht, daß alle Thore geschlossen wurden und eine Genieabtheilung Befehl erhielt, den Verbindungsweg des alten und neuen Mauthhauses, wo sonst eine ebene Passage auf dem Wall der Dominikanerbastei offen stand, mit Erdaufwerfungen und einer Barrikade von Postwagen zu verrammeln, welche von einer starken Truppenabtheilung besetzt wurde. Blos die Seitenpforten der

Stadtthore wurden noch längere Zeit für die Fußgänger offen gelassen. Wo keine solchen Pforten bestanden, wie beim Burgthor, thaten sich die gewaltigen Flügel zeitweilig auf, und man ließ die angesammelte, hinausbegehrende Bevölkerung aus der Stadt. Hinein durfte Niemand, und da allmätig Wagen und Kutschen vor den geschlossenen Thoren hielten, so häuften sich bald große Massen von Fuhrwerk und Lenlen aller Art in lebendigem Gewirre an. Auch der Anfgang zu den Basteien war theilweise abgesperrt, so beim Rothenthurmthor. Der innere Burgplatz war schon während der ersten Vorgänge im Landhause gesäubert, die Burg selbst militärisch besetzt und abgeschlossen worden. Nun schoben sich allmälig anch in den an die Burg grenzenden Stadttheilen auf allen größeren Plätzen immer bedeutendere Truppenkörper der verschiedensten Waffengattungen in die durcheinanderwogende Menge hinein, und preßten dadurch diese auf einen beengteren Raum zusammen. Vermehrtes Gedränge, Stoßen und Schreien, lärmende Ausbrüche, Pfeifen und Zischen als Begrüßung der anrückenden und eine Aufstellnng suchenden Truppen. So auf dem Michaelerplatz, vor dem Riesenthore der Burg, auf dem Minoritenplatz, anf der Freiung, am Hof, anf dem hohen Markte. Hier und da tauchten Stegreifredner aus der wogenden Menge empor und wählten die Einfassung eines Brunnens, einen Eckstein, Haufen von Gebälke oder Ziegeln, oder, wo nichts dergleichen zur Hand war, die Schultern bereitwilliger Nebenmänner zum Standpunkt, um von da herab in geflügelten Worten ihrer eigenen Anfregung Luft zu machen und der allgemeinen frischen Zündstoff zuzuführen. Preßfreiheit, Oeffenllichkeil, Konstilution bildeten die Schlagworle. „Wir haben uns ruhig geballen im Dreißigerjahre, als unsere Brüder in allen Ländern Forderungen stelllen. Achtzehn Jahre haben wir seitdem gewartet. Jetzt soll man uns nicht länger hinhalten, jetzt müssen wir darauf bestehen, das zu erreichen, was unsere deutschen Brüder ringsum längst be-



Schneider Abeck wird über den Hof geführt.

sitzen oder eben erlangt haben.“ Dazwischen Worte der Treue und Liebe für Kaiser Ferdinand, von dessen Herzensgüte man das Beste zu erwarten habe, wenn solche nicht durch falsche Rathgeber mißleitet würde. „*Der Kaiser ist gut, aber die ihn umgeben, berichten ihn falsch.*“ Nieder mit ihnen! hallte es dann aus der Volksmenge, nieder mit Erzherzog Ludwig! mit Metternich! mit Sedlnitzky! Darauf wieder der Sprecher: „Nicht so, meine Freunde! Wir wollen ihnen keine Gewalt anthun. Sie sind moralische Kadaver und was noch von physischem Leben in ihnen, ist ohnedies kurz zugemessen. Das reicht eben aus, um sie unsern Fluch noch hören zu lassen. Aber *fort* sollen sie. Denn *sie* sind die Rebellen, *sie* haben uns verrathen. Darum fort mit ihnen, fort mit Metternich, fort mit Sedlnitzky. Auch des Erzherzogs *Ludwig* Abdankung wurde an vielen Punkten offen und unverblümt begehrt. Lärmender Beifall lohnte überall die Sprecher, die im Triumphe durch die Straßen getragen wurden. Die ganze Linie, welche vom Kärntner- zum Rothenthurmthor die Breite der Stadt durchschneidet, ward militärisch besetzt; am Eingang zum Mehlmarkt und in der Singerstraße standen Abtheilungen von Pionnieren und Kanonieren, auf dem Stefansplatze, an der Seite des Zwettel- und Domherrnhofes, Artillerie mit vier Kanonen, gedeckt durch Dragoner und Hußaren, in der Wollzeile Jäger, in der Bischofs- und Wasserthurmsstraße Grenadiere.

Diese militärischen Vorkehrungen versetzten die Bevölkerung in immer größere Spannung und Aufregung. Die Physiognomie der *Stadt* nahm plötzlich einen drohenden Charakter an. Unheimliche Schwüle lagerte sich über die Gemüther. In den vom Schauplatze der Bewegung entlegeneren Stadttheilen herrschte furchtsame Stille, die Mienen der hin- und hergehenden Leute verriethen Unruhe und Bangigkeit; hin und wieder entstand ein blinder Lärm, man floh bestürzt auseinander, sammelte sich wieder und kehrte zurück, nachdem man der Grundlosigkeit des eingejagten Schreckens inne geworden war. Desto lauter und ungestümer ging es in den Straßen und auf den Plätzen her, die von Truppen besetzt wurden. Die Vordersten im Publikum stellten sich hohnlachend den aufgestellten Truppen gegenüber, während die Besonneneren sich an die Soldaten hindrängten, mit Mitteln der Ueberredung auf sie zu wirken suchten, sie aufforderten, auf das Volk, auf „ihre Brüder“ nicht zu schießen. Die herumziehenden Streifwachen wurden von dem Volke verhöhnt. „In der Kärntnerstraße“ — erzählt der Journalist *Hehner* — „am Eingange des Mehlmarktes, steht ein Posten Artilleristen, das Volk verhöhnt sie und schreit wüthend: „*die Bajonette herab!*“ Ein Herr tritt vor die Menge und ersucht sie, die Soldaten nicht zu reizen, sondern sie günstig zu stimmen. Sie seien nur willenlose Werkzeuge ihrer Oberen. Darauf wendet er sich an die Soldaten und redet sie an: „*Sind Sie Oesterreicher, sind Sie Ehrenmänner, meinen Sie es gut mit ihrem Vaterlande, so schießen Sie nicht auf Ihre Landsleute, die nur das Wohl ihres Vaterlandes wollen. Meinen Sie es gut mit uns, so nehmen Sie die Bajonette herab, zum Zeichen Ihrer guten Gesinnung. Es wird Ihnen nichts geschehen, dafür bürge ich Ihnen.*“ Die hier anwesende, ihnen überlegene Menge konnte sie mit leichter Mühe vernichten. Die Soldaten sind sichtbar gerührt. Sie nehmen die Bajonette herab und das erregt allgemeinen Jubel. Man küßt sie mit der größten Wärme, sie erwidern die Küsse und sie entfernen sich unter allgemeinem Vivat. Sie ziehen in die Kärntnerstraße. Es kommt ihnen eine Kompagnie mit zwei Offizieren entgegen. Der kommandirende Offizier empfängt die Soldaten mit etwas finsterer Miene, da er sie ohne Bajonette sieht, und befiehlt, sie wieder aufzustecken. Da schreit die umgewandelte Menge: „*Vivat! die Artillerie soll leben!*“ und die Offiziere stehen da, ohne zu wissen, was sie thun sollen. Der freundliche Empfang von Seiten des Volkes, das sie beleidigt wußten, verblüffte sie, und man sah auf ihren Gesichtern den inneren Kampf zwischen Pflicht und Gefühl. Der obenerwähnte Herr tritt dem höheren Offiziere entgegen, reicht ihm die Hand, richtet dieselben Worte an ihn, die er vorher an die Soldaten gerichtet, erzählt ihm von der Stimmung des Volkes; der Offizier verspricht mit einem Händedruck, das Gehörte seinen Oberen zu melden, und läßt sogleich seine Kompagnie Kehrum machen“ ... — „Ich werde“ — erzählt *Hehner* weiter — „nie die Worte eines jener Soldaten vergessen, den ich selbst geküßt, denn ich selbst war jener Herr, da er mit Wehmuth zu mir sprach: „*Mein Herr, ich theile die Gesinnungen meiner Landsleute, allein so lange ich diesen Rock trage, macht mich mein Schwur zum willenlosen Werkzeuge, und wenn die Oberen es befehlen, so muß ich handeln, ob ich dadurch sündige, ob ich dabei zu Grunde gehe.*“ In diesen Worten liegt viel Wehmuth, ich fühlte sie tief und gedachte dabei der französischen Linie, die sich, um weder gegen ihr Gewissen, noch gegen ihren Schwur zu handeln, von dem Volke zusammenschießen ließ, ohne wieder zu schießen“ ... „Habe Dank“ — fährt *Hehner* fort — „General auf dem Stefansplatze, für die Worte, die Du an Deine Soldaten richtetest: „*Kinder, schießt nur nicht.*“ Ich war Zeuge, wie Deine Artilleristen sich die Schmähungen gefallen ließen, wie Du die Herausforderungen des Pöbels, als Deiner unwürdig, unbeachtet ließest, wie Du es duldetest, daß der Pöbel die Fenster der Post einwarf. Dein edles Herz sagte Dir wohl: „*Fenster können gemacht werden, allein Todte weckt man nicht wieder auf.*“ Möge der Himmel Dir noch so viel Jahre zumessen, als der Pöbel vor Deinen Augen Fenster eingeworfen!... „Auch die Frauen begannen in die Bewegung thätig miteinzugreifen. Eine damalige Zierde des Theaters a. d. Wien fragte, an einer Abtheilung Militär vorbeigehend, den kommandirenden Offizier, ob seine Leute die Gewehre geladen hätten? und auf die bejahende Antwort desselben: ob sie *scharf* geladen hätten? was ebenfalls bejaht wurde, fragte sie weiter: „*Werden Sie es auch wagen, zu schießen?*“ und als der Offizier den Befehl seiner Oberen vorschützte, nannte sie ihn unerschrocken einen *Feigling*, der keiner anderen Heldenthat fähig wäre, als auf *unbewaffnete* Leute zu feuern, die blos ihre seit lange unterdrückten Menschenrechte zurückforderten, denn — sagte sie ihm weiter — die Furcht, seine Epau-

letts zu verlieren, verbiete ihm, menschlich zu handeln. — Der Offizier, der vor dem Mädchen beschämt dastand, steckte rasch den Säbel in die Scheide und sagte: „Der Teufel möchte heute Soldat sein!“ — Als dasselbe Mädchen aus einem Fenster am Graben heruntersah, und unten eine Abtheilung Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonetten von dichtgedrängten Volksmassen umringt sah, die die Soldaten gerade nicht liebkosten, und sie also fürchtete, daß dieselben von ihrer Stoßwaffe Gebrauch machen könnten, rief sie plötzlich mit starker Stimme aus dem Fenster herab: „Bajonette herunter! Bajonette herunter!“ welcher Ruf bei allen Untenstehenden ein vielfältiges Echo fand, der das Militär nöthigte, der Aufforderung Folge zu leisten, was Blutvergießen verhinderte.“

In den Vorstädten sah man nach 1 Uhr Nachmittags, wie plötzlich ganze Züge von Kanonen, an deren Seite die Artilleristen, brennende Lunten in der Hand haltend, schritten, und begleitet von zahlreicher Bedeckungsmannschaft, gegen die innere Stadt zu sich bewegten. Nun marschirten mit außergewöhnlicher Eile aus allen Kasernen bedeutende Truppenkörper, auf dem Josefstädter Exerzierplatze Aufstellung nehmend, wo der gesammte verfügbare Theil der Garnison konzentrirt wurde. Weiters durchstreiften die der Stadt nahegelegenen Vorstadttheile zahlreiche Kavalleriepatrouillen, die geladenen Karabiner schußfertig tragend. Nun wurden alle Zugänge zu den Basteien militärisch besetzt und auf den Wällen Kanonen aufgeführt, deren Schlünde den gegenüberliegenden Vorstädten zu gerichtet wurden.

Die heutige Generation vermag den Eindruck, den diese Vorbereitungen auf die damalige Wiener Bevölkerung machen mußte, gar nicht mehr zu begreifen. Seit dem „Bäckenrummel“ und seit der späteren kurzen Belagerung Wiens durch die Franzosen war es in Wien zu keinem Zusammenstoß zwischen der bewaffneten Macht und dem Volke gekommen. Beide Theile lebten seit einem Menschenalter stets in dem besten friedlichen Einvernehmen. Daß es in Wien jemals wieder zu einem Blutvergießen kommen werde, hat noch am 13. März im „großen“ Publikum Niemand für möglich gehalten, Niemand vorausgesehen. Und nun auf einmal wurden unter den Augen dieser Bevölkerung Vorkehrungen getroffen, die auf das Ernsteste schließen ließen. Bemerkenswerth ist es aber, daß diese Vorkehrungen die Wirkung, das Publikum einzuschüchtern, vollständig verfehlten. Je mehr Kanonen in die Stadt geführt, je mehr Truppen aufgeboten, je mehr Patrouillen ausgeschickt wurden, desto zahlreichere Menschenmassen strömten gegen die Stadt zu und stellten sich vor den versperrten Stadtthoren auf. Der weite Raum des Glacis bedeckte sich mit unzähligen Gruppen, von welchen die Ereignisse des Tages in erregtester Stimmung besprochen wurden. Der Aufstand in Wien hatte also schon um die Mittagsstunde, bevor noch beim Landhause die ersten Schüsse gefallen waren, eine für die Machthaber im hohen Grade bedenkliche Höhe erreicht.

Ergänzen wir dieses in großen Zügen skizzirte Bild des Treibens in der Stadt und in den Vorstädten während der Mittagszeit durch die Schilderungen von Zeitgenossen. Der in den ersten Nachmittagsstunden die innere Stadt durchstreifende Studiosus Anreiter erzählt in seinen von uns schon häufig zitirten „Erlebnissen“:

„Um 2 Uhr eilte ich mit meinem Verwandten, dem Juristen Seelos, vom Hofe hinweg, nachdem wir uns in Ermanglung von etwas Besserem, mit tüchtigen Stöcken bewaffnet hatten. Unsere Absicht war, auf Umwegen auf die Universität zu gehen, da für 3 Uhr Versammlung angesagt war. Wir gingen zunächst zum Landhause. Die Menschenmenge war verringert, eine Schaar Grenadiere hatte das Hauptthor umstellt und versperrte den Eintritt. Wir drängten uns in die Nähe, um zu erfahren, was vorging. Da bemerkte ich, wie mehrere sehr gut gekleidete Männer den Grenadieren zusprachen, ja nicht auf das Volk zu feuern; sie seien ja auch Oesterreicher, Landsleute; wir verlangen nur Gerechtes u. s. w. Ein Freudenblitz durchflog meine Seele; ich dachte an Paris. Ich rief einem Grenadier ähnliche Worte zu; aber die Antwort war ein Kolbenstoß, der meine linke große Zehe quetschte. Der Offizier hielt ihn und die übrigen zurück, dasselbe Verfahren auch gegen Andere zu wiederholen. Ehre dem braven Mann! Meinen Schmerz unterdrückend ging ich mit Seelos die Ballgasse hinauf; Metternich's Palais war schon mit Soldaten umstellt, der Weg in die Burg abgesperrt. Wir gingen auf die Bastei, wo wir nur 20 Schritte von den Fenstern des verhaßten Finsterlings entfernt standen. Ein kaltes, stolzes Diplomatengesicht war auf die Altane herausgetreten, und sah mit Gleichgiltigkeit und Verachtung der Bewegung zu. Wahrscheinlich hatte er keine Ahnung von der Katastrophe, die noch an diesem Tage Abends seinen Herrn und Meister treffen sollte. Er mochte wohl denken: man schießt ein Paar Tausend nieder, und dann wird das Wiener Volk wieder ruhig sein. Für diesmal haben Sie sich verrechnet, Herr Diplomat!“

„Wir gingen nun über den äußern Burgplatz und die Bastei zum Kärntnerthor. Auf den Glacis sah man Militär hin- und herziehen; noch schienen aber die Vorstädte keine großen Massen entsendet zu haben. In der Kärntnerstraße erfuhren wir, daß die Zeit der Zusammenkunft auf der Universität erst um 5 Uhr sei. Wir sollten dort die Antwort des Kaisers auf die Anträge der Stände und auch Waffen empfangen. Wir beschlossen nun um die ganze Stadt zu gehen, um einen möglichst genauen Ueberblick über den Kampfplatz und die von der Regierung getroffenen Maßregeln zu gewinnen. Wir sahen, wie die Fiaker eiligst sich aus der Stadt entfernen mußten, wahrscheinlich weil man fürchtete, ihre Wagen könnten zu Barrikaden gebraucht werden. Wir sahen alle Thore gesperrt und mit starken Militärmassen besetzt. Beim Rothenthurmthor sahen wir die Aufgänge zu den Basteien ebenfalls abgesperrt. Am Salzgries begegnete uns der bekannte Fürst Karl Liechtenstein in Civilkleidung. In den Mienen der hin- und hergehenden Menschen sprach sich Unruhe und Ungewißheit aus. Am Judenplatz entstand eine plötzliche Flucht vor einem unsichtbaren Feinde, an der wir bestürzt für den ersten Augenblick Antheil nahmen. Es war nur ein blinder Lärm. Wir gelangten ungehindert auf den Hof...“

Der Schriftsteller Adolf Pichler, welcher sich, nachdem die Stände das Landhaus verlassen hatten, aus demselben in die Alservorstadt hinausbegeben hatte, erzählt in seinen Mittheilungen: „Um 2 Uhr Nachmittags hieß es

auf einmal in der Alservorstadt, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottenthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen heraus, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten... Ich ging nach Hause und holte meine Pistole. Als ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte versammelt. Wir hörten neuerdings das Krachen von Gewehrsalven, ein Wuthgeschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die Stadt, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir ein Freund, er faßte mich am Arm und flüsterte mir in's Ohr: Laß es gut sein, *wenn es dämmert kommen die Arbeiter, und dann soll es ernstlich losgehen!* Wir rüsteten unterdeß nach Möglichkeit Waffen..."

Im „Morgenblatte" heißt es in einer Schilderung der Ereignisse des 13. März:

„Ich habe noch keinen peinlicheren Tag verlebt als eben diesen. Schwankende Gerüchte kamen noch in den Vormittagsstunden in die Vorstädte hinaus. Die Studenten seien, die Professoren an der Spitze, nach dem Ständehaus gezogen, dort die Tags vorher beschlossene Petition zu überreichen. Reden seien von Einzelnen aus ihrer Mitte unter donnerndem Beifall der Menge gehalten, dagegen sei die empfangene Antwort verworfen und zerrissen worden; — bald hierauf hieß es: die Herrengasse, die Burg, seien vollgedrängt von Menschen, Militär rückte von allen Seiten gegen sie. Nun überstürzten sich die Nachrichten, so daß man nicht klar wurde. Einige erzählten, auf die wehrlose Menge sei an mehreren Orten gefeuert worden, die Zahl der Todten und Verwundeten bald höher, bald geringer angebend; Andere wollten hievon nichts wissen, Alles nur als einen unbedeutenden, bald zu stillenden Auflauf darstellend. Endlich hieß es, alle Thore der innern Stadt seien gesperrt, was auch Viele, welche zu Fuß mit Noth die Stadt noch verlassen konnten, bestätigten, Kavallerie-Abtheilungen durchzögen bereits die Jägerzeile. Endlich kam die Stunde meiner Erlösung. Ich eilte die Praterallee herauf; die Jägerzeile war in starker Aufregung, überall Neugierige und Gruppen von Arbeitern, welche ihre Werkstätten verlassen hatten, Patrouillen nach allen Richtungen ..."

Besonders lebendig schildert der Schriftsteller Alex. *Gigl* das Leben und Treiben auf den Glacis. Er schreibt:

„Es war eine halbe Stunde nach 1 Uhr, als ich, bereits in Kenntniß der vormittägigen Auftritte bei dem Landhause, die aufgeregte Stadt verließ. Alles war auf den Beinen; um den Hauptstrom, welcher gegen die Hofburg flutete, zu vermeiden, und die Vorstadt Mariahilf zu gewinnen, hatte ich beschlossen, durch das *Kärntnerthor* zu gehen. *Die Hauptflügel desselben waren bereits geschlossen* und es stand nur ein kleiner Seiteneingang offen, so daß ich bei der Menge ein- und auswogender Volkshaufen nur mühsam ins Freie gelangte. — Ich stand jetzt auf dem Platze vor der Brücke und sah — was mir so neu und befremdend war — *Militär in ernster ruhiger Haltung vor dem Hauptthore postirt.* — Es war schwül und unheimlich, die sonst so belebte Brücke wie abgekehrt — das Getriebe des täglichen Verkehres stockend — seine Laute verstummt und darüber eine heitere Frühlingssonne und ringsum die schwellende Knospe. Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Betrachtung alle Kräfte meines physischen und geistigen Seins aufrief, um nur die Gewißheit zu erlangen, daß dieses Bild kein Traum sei. — Mir stand jetzt der gerade Weg über den Getreidemarkt nach Mariahilf offen; aber eine verzeihliche Neugierde trieb mich an, gegen das Burgthor abzulenken. Neue Wunder! *die Bastei mit Kanonen besetzt!* Alle Flügel des Burgthores waren gesperrt; nur zuweilen öffnete sich einer derselben ganz wenig, um einzelne Personen aus der Stadt passiren zu lassen. Hinein durfte Niemand. Zuschauer und Wägen häuften sich vor dem Thor. Die Wache hatte ihren Posten verlassen — alles ein sonderbares, wüstes Aussehen, bei einem der großen Gaskandelaber stand ein gemeines Weib, von mehreren Genossinnen umgeben, und rief laut, man solle nur eine handvoll Silbermünzen unter die Leute streuen, so würde sich Alles zufrieden geben. Ich aber dachte im Stillen: Um Geld ist ihnen heute wohl nicht zu thun! ..."

„Gegen zwei Uhr" — erzählt *Füster* — „wollte ich mich (von meiner auf der Landstraße befindlichen Wohnung aus) in die Stadt begeben. Als ich auf die Gasse trat, sah ich eine große Kavallerie-Patrouille ...; im Innersten ergrimmt, eilte ich der Stadt zu, fand überall eine ungeheure Menschenmenge und hörte die Worte: „In der Stadt ist es schon losgegangen, die Stadtthore sind geschlossen..." Man ließ Niemand mehr in die Stadt. Alle meine Bemühung hineinzugelangen, war vergebens. Es war ein trüber Nachmittag, der Himmel mit einem Schleier umzogen... Es kamen fort und fort Nachrichten aus der Stadt, daß das Militär eingeschritten sei, daß Menschen gefallen wären. Man ließ Jedermann aus der Stadt. Menschengruppen standen an den Stadtthoren und auf dem gesammten Glacis. Einzelne Studenten kamen aus der Stadt, ganz erhitzt, wuthschnaubend. Leute sammelten sich um uns. Ich sprach zornglühend über die fluchwürdige Politik des Fürsten „Mitternacht". Als ich den Namen Metternich's auf diese Art parodirt, rief man mir ein stürmisches Vivat zu. Die Studenten hatten Sukkurs gesucht, allein es wurde Niemand in die Stadt gelassen. Ein bekannter Studiosus (Fritz Kaiser), ein höchst verwegener Junge, hatte sich auf eine höchst gefährliche Art in die Stadt geschlichen. Er schenkte dem Postillon, der einen Postwagen hineinfuhr, einen Zwanziger, und der ließ ihn wie eine Katze sich am äußeren Boden des Wagens anhängen, um sich zu verbergen. Das mindeste Versehen und er wäre von den Rädern zerschmettert worden..."

## 73.

## Dr. Engel.

Wir nehmen nun den Faden unserer Erzählung dort wieder auf, wo wir ihn am Schlusse des 69. Abschnittes (Seite 228) liegen gelassen haben. *Blut war geflossen, die ersten Freiheitsopfer waren gefallen!* Diese Schreckensnachricht verbreitete sich wie im Fluge, zunächst in der innern Stadt, überall die Gemüther empörend, die Leidenschaften entfesselnd, der im Ausbruche begriffenen Bewegung die Sympathien selbst der Friedfertigsten und Nachgiebigsten zuwendend. Wir haben im vori-



Kampf auf dem Hohen Markte.

gen Abschnitte die Rüstungen und Vorbereitungen besprochen, die auf Seite der Machthaber getroffen wurden, um die Bewegung gewaltsam zu Boden zu werfen, **was** — fragen wir nun — **geschah auf Seite des Volkes?** Wie organisirte sich die Bewegung, um Widerstand zu leisten, um die Kraft der Unbezwingbarkeit gewinnen zu

können? Die Schüsse beim Landhause machten den Kampf zwischen den Machthabern und dem Volke unausweichlich, eine Entscheidung, bei welcher die Machthaber ihre *Macht*, das Volk *Leben* und *Freiheit* vieler der besten Männer aus seiner Mitte, und eine *Verschlimmerung* seiner ohnehin traurigen Verhältnisse auf das Spiel setzen mußten. Von dem ersten Anlaufe der im Landhause gemacht wurde, um der Bewegung einen Mittelpunkt, ein leitendes Organ zu schaffen, haben wir bereits (S. 222) berichtet. Eine Anzahl in ihren Kreisen zwar angesehener, dem großen Publikum aber vollständig fremder Studenten konstituirte sich zu einer Art von *provisorischer Regierung*, welche während ihres kaum einstündigen Bestehens allerdings gewaltige und für die ganze Bewegung folgenschwere Anstrengungen machte. Ihre Unterhandlungen mit dem Bürgermeister wegen des Aufgebotes der Bürgergarde waren ein Schlag ins Wasser, aber die Sendboten, die sie in die Vorstädte hinausschickte, um die dort ansässigen Massen „*im Namen des Volkes und der Freiheit*“ zum Anschlusse an die Bewegung, zum Kampfe für die Volksforderungen herbeizurufen, hatten den außerordentlichsten Erfolg. Wir haben bereits berichtet, daß noch vor der Schließung der Stadtthore, die zwischen 1 Uhr und halb 2 Uhr erfolgte, aus den verschiedenen Vorstädten Arbeitermassen in die innere Stadt strömten und Blut und Leben der Sache der Bewegung zur Verfügung stellten.

Eines dritten Schrittes, der von Seite der „provisorischen Regierung“ geschehen, haben wir noch nicht erwähnt. Die Mitglieder derselben hatten sich im Bewußtsein ihrer geringen persönlichen Verbindungen in Wien, der Unansehnlichkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung, die Niemanden in der Bevölkerung Vertrauen einflößen konnte, sofort dahin entschieden, *die oberste Leitung der ganzen Bewegung dem bei allen Gebildeten und in allen bürgerlichen Kreisen damals hochangesehenen juridisch-politischen Lesevereine anheimzustellen und diesem Vereine ihre Bereitwilligkeit, sich ihm vollständig unterzuordnen, gleichzeitig auszusprechen.* „Der Jurist Sch. (Julius *Schwenda*?), der Namens des revolutionären Ausschusses in das Lokale des Vereins eilte, fand jedoch in demselben blos eine kleine Anzahl von Mitgliedern versammelt. Seine Schilderungen von den Vorgängen im Landhause wurden zwar mit gespanntem Interesse angehört, aber statt Begeisterung durch dieselben hervorzurufen, versetzte er die meisten der Herren nur in Angst und Besorgniß. Den Herren war es sichtlich unbequem, daß sie durch eine Volksbewegung im Zeitungs- und Broschürenlesen, in ihren friedlichen, wenn auch höchst freisinnigen politischen Betrachtungen und Gesprächen plötzlich gestört werden sollten. *Sie lehnten es — auf gesetzliche Bedenken sich stützend — ab, an die Spitze der Bewegung zu treten!*“ Der Verein als solcher war es freilich nicht, der diesen „abschlägigen Bescheid“ ertheilte, aber er wurde durch diesen Bescheid doch arg kompromittirt, und die folgenden Ereignisse bewiesen es, daß in dem von der Polizei verfolgten und von den Machthabern gehaßten Vereine die ungefährlichsten Doktrinäre die Führer und Tonangeber seien. Ja, einzelne wirklich freisinnige und thatkräftige Männer in diesem Vereine, wie z. B. Dr. *Löhner*, sprachen noch im Laufe des 13. März sich mit „wegwerfender Verachtung“ über den Leseverein aus, „der sich stets nach der Freiheit gesehnt, aber in dem Momente, wo es diese Sehnsucht zu erfüllen galt, sich feige in's Privatleben zurückgezogen habe.“

Doch dieser „abschlägige Bescheid“ erfolgte noch bevor die Freiheit ihre Bluttaufe erhalten hatte. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß, wenn durch „geheime Bünde“, durch eine „weitverzweigte Verschwörung,“ wie oftmals behauptet und zu beweisen gesucht wurde, die Wiener Märzereignisse in Scene gesetzt, *gemacht* worden wären, daß wenigstens nach dem Vergießen unschuldigen Blutes, sofort Männer von Gewicht und Ansehen zusammengetreten wären, und der Bewegung ein Organ geschaffen hätten. Aber es unterblieb dies nicht nur, sondern nach dem Einschreiten des Militärs beim Landhause in Folge welchem das Letztere vom Volke geräumt werden mußte, wurden auch die Mitglieder der bereits bestehenden „provisorischen Regierung“ im Gewirre und Gedränge von einander getrennt und auf die verschiedensten Punkte der Stadt verschlagen. Mittlerweile hatten es jedoch einzelne muthige Patrioten übernommen, bei den Machthabern zu Gunsten des Volkes das Wort zu führen. Es war am „Hofe,“ wo mehrere Personen im Momente der höchsten Aufregung dem aus dem Kriegsgebäude in Begleitung zahlreicher Stabsoffiziere herausreitenden Erzherzoge *Albrecht* in die Zügel seines Pferdes griffen und ihn mit feurigen Worten baten, als Stadtkommandant des Lebens der Bevölkerung zu schonen, nicht zuzugeben, daß gegen Unbewaffnete die Waffen ergriffen würden. Das dichte Menschengewühle auf dem Hofe konzentrirte sich sofort um den Erzherzog und die Flehenden, die nicht müde wurden, zu versichern, daß die gesammte Bevölkerung dem Kaiserhause treu sei und es auch in seiner heutigen Aufregung redlich mit ihm meine. Der Erzherzog hörte die Bitten ruhig an, und wollte eben eine Antwort geben, als ein aufgeregter Mann dem Pferde einen derben Schlag mit der Faust versetzte, so daß dieses eine wilde Bewegung machte und der Erzherzog sich veranlaßt sah, das Gespräch sofort abzubrechen und sammt seinem Gefolge den Platz eiligst zu verlassen. Die Zeugen dieser Scene ahnten wohl nicht, daß dem Erzherzog auf dem Sammelplatze der Garnison (vor dem Franzensthore), wo er sich hinbegab, bereits von Seite der Staatsconferenz der Befehl erwartete, gegen den Aufruhr alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Unterdessen war die Aufregung des zahlreichen Publikums, das am Hofe und in der Umgebung dieses Platzes sich angesammelt hatte, durch die fortwährende Verstärkung des dort aufgestellten Militärs durch das Auffahren der Artillerie mit brennenden Lunten noch mehr gesteigert worden. Die Nachricht, daß ein Student auf dem Ballplatze, trotz des dort befindlichen Militärs, gesprochen „und dem *Metternich* sein Sündenregister vorgehalten habe“, erregte allseits freudige Zustimmung und auf den verschiedensten Punkten des geräumigen Platzes traten Redner auf, die dem Volke vorstellten, daß es eine „Schande für Wien“ wäre, wenn man „den Soldaten nachgeben“ und es auf „eine Rauferei“ mit ihnen nicht ankommen lassen würde. Diese Reden machten allerwärts mächtigen Eindruck und Einzelne vergaßen sich bereits so weit, das Mili-

tär durch Steinwürfe und spöttische Zurufe zu reizen, was natürlich von der großen Mehrzahl der Vernünftigen im Publikum sofort zu verhindern gesucht wurde. Viele Offizlere boten wirklich Alles auf, um die gerechte Entrüstung der Mannschaft über diese Verunglimpfungen, zu denen sie noch keine Veranlassung gab, zu dämpfen. Denn es waren unter den Offizieren, wie wir bereits mehrfach erörtert haben, nicht wenige, die mit dem Endziele der Bewegung, dem Sturze Metternich's und des ganzen Regierungssistems einverstanden waren. Wir halten daher für vollkommen richtig, was uns ein verläßlicher Gewährsmann mittheilt, daß ihm einer der Hauptleute der am Hofe aufgestellten Grenadiere die Versicherung gegeben habe: er werde auf das Volk nicht schießen lassen, mag kommen, was da will.

Um diese Zeit wurde auf dem Hofe ein zweiter Versuch gemacht, einem Blutvergießen, einer furchtbaren Katastrophe zwischen Volk und Militär vorzubeugen. Ein Mitglied der medizinischen Fakultät, Dr. Engel, von dem Löhner treffend bemerkt, „ein Patriot, dessen Namen die Glorie edler Aufopferung umgibt", war kurz vorher beim Landhause Zeuge der Verwüstungen gewesen, welche (S. 224) das erste Einschreiten des Militärs an diesem Punkte zur unmittelbaren Folge hatte. Er sah, wie in der Strauchgasse ein Hauptmann der Grenadiere insultirt wurde, worauf ohne vorhergehendes Kommando einige Grenadiere mit Kolbenstößen und Bajonnetstichen unschuldige Zuschauer angriffen und verletzten. Im Vorgefühle der nahenden schrecklichen Szene eilte nun Dr. Engel auf den Hof, unmittelbar vor das Kriegsgebäude, wo unter den bei der Hauptwache versammelten Generalen auch Erzherzog Wilhelm sich befand. Dr. Engel beschwor den Erzherzog, damit namenloses Unglück verhindert werde, möge er den augenblicklichen Ausmarsch des gesammten Bürgermilitärs veranlassen, da das Erscheinen der „Bürger", als eines dem Volke verwandten und aus ihm erstandenen Korps, gewiß am geeignetsten wäre, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Eine Anzahl Dr. Engel umgebender Personen, darunter auch eine Frau, drangen gleichfalls in den Erzherzog, daß er das Ausrücken der Bürger veranlassen möge, denen das Volk willig Folge leisten würde. Der Erzherzog scheint der Ansicht Dr. Engel's beigestimmt zu haben, denn mit den Worten: „Ich danke Ihnen sehr und werde sogleich das Nöthige verfügen", sprengte er, gefolgt von den anderen Generalen, in der Richtung gegen die Freiung davon, wahrscheinlich um einen Befehl seines Bruders, des Kommandirenden, zu veranlassen.

Eine halbe Stunde verging, plötzlich hörte man, daß auf das Volk beim Landhause gefeuert, daß Viele gefallen, noch zahlreichere verwundet worden seien. Das gesammte, den Hof füllende Publikum wurde durch diese Nachrichten in namenlose Erbitterung versetzt. Tausende schrieen bei dieser Kunde wild auf und Einzelne der Verwegensten wollten diesen Moment des Entsetzens und der Entrüstung der Menge dazu benützen, um trotz des daneben stehenden Militärs das Publikum zum Erstürmen des bürgerlichen Zeughauses zu veranlassen. „Waffen! Waffen!...." „Ins Zeughaus!...." „Zum Zeughaus!" scholl es von allen Seiten. In diesem Momente war Erzherzog Wilhelm wieder auf den Hof zurückgekehrt und Dr. Engel drang nun ein zweitesmal in ihn: „Kaiserliche Hoheit! Sie sind noch ein junger Mann, aber im späten Alter wird die Erinnerung an Ihr heutiges Thun Sie mit Wehmuth oder mit Freude erfüllen, je nachdem Ihr Kommando Blut fließen macht, oder selbes schont. Ziehen Sie um Gotteswillen die Truppen zurück, und lassen Sie das Bürgermilitär ausmarschiren!" Der Erzherzog sprach dem Dr. Engel sein Bedauern darüber aus, daß er kein selbstständiges Kommando habe; er verwies ihn an seinen Bruder, den Erzherzog Albrecht, dem einzig und allein alle Dispositionen zustehen und dem auch er untergeordnet sei. Die den Erzherzog umgebenden Generale versicherten gleichfalls Dr. Engel, daß Erzherzog Albrecht allein alle Verfügungen treffen könne. Dr. Engel bat nun, unter der lebhaften Zustimmung der sich um die Generale angesammelten Volksmenge, den jungen Erzherzog, er möge ihm zu seinem kommandirenden Herrn Bruder das Geleite geben lassen, welche Bitte alsogleich gewährt wurde. Ein Kavallerieoffizier wurde von dem Erzherzoge beauftragt, den Dr. Engel zu dem Kommandirenden zu führen.

Dr. Engel trat, begleitet von den Segenswünschen Aller, die von seiner Mission Kenntniß erhielten, dieselbe an. Ein weißes Sacktuch schwingend, gab er sich dem Volke als Parlamentär zu erkennen und ihm und dem ihn begleitenden Offizier wurde überall die Passage geöffnet. Die Beiden verfügten sich sofort über die Freiung durch die Teinfaltsstraße vor das Franzensthor, wo bereits ein großer Theil der Garnison Aufstellung genommen hatte. Auf dem kurzen Wege gerieth der Offizier mit der auf der Freiung dichtgedrängt beieinander stehenden Menge, trotzdem er seinen Säbel in die Scheide gesteckt und alle Herausforderungen ruhig hingenommen hatte, wiederholt in Konflikte, denen auch mitunter ein komischer Anstrich nicht fehlte. So wollte unter Anderem ein Finanzwachmann in einer Anwandlung ganz überflüßigen Muthes die gegen den Offizier drohend Front machende Volksmenge mit gezogenem Säbel verscheuchen. Der Zorn der Menge wendete sich nun gegen den grünberockten Helden, dem es ohne die beschwichtigenden Worte Engel's und das kluge Benehmen des Offiziers schlecht ergangen wäre. Sein schreckensbleiches Gesicht erregte endlich Lachen und es wurde ihm gestattet, sich mit schlotternden Beinen aus dem Staube zu machen.

Vor dem Franzensthore angelangt, trat Dr. Engel alsogleich vor den Erzherzog Albrecht und bat ihn, er möge doch in Berücksichtigung der drohenden Gefahr für die Jugend wie für die gesammte Bevölkerung Wiens, das Militär zurückziehen, die Bürger bewaffnen und dahin wirken, daß die Wünsche des Volkes in Erfüllung gehen. Der Erzherzog, der vor etwa einer Stunde beim Landhause vom Volke insultirt worden war (Seite 224) und daher in gereizter Stimmung sich befand, hatte gleich darauf in Folge von höchster Stelle an ihn ergangener Ordre, das Militär einschreiten lassen und vor wenigen Augenblicken Nachricht erhalten, daß das Landhaus besetzt sei und das Volk, ohne Widerstand zu leisten, die Flucht ergriffen habe. Der Aufstand schien damit bewältigt, für die öffentliche Ordnung war,

wie es schien, weiter nichts Erhebliches mehr zu besorgen. Jedenfalls war dieser Moment zur Unterhandlung nicht geeignet und der Erzherzog soll sich zu Dr. Engel (nach dem Sitzungsprotokolle des medizinischen Doktorenkollegiums vom 13. März 1848) ungefähr folgendermaßen geäußert haben: „Das Volk begehrt die Bürgerbewaffnung? Einem Volke, das begehrt, dem gebe ich nichts, das werde ich zu traktiren wissen." Der Erzherzog brach jedes weitere Gespräch mit Dr. Engel ab, der nun in höchster Aufregung in die Stadt zurückeilte, wo wir ihn bald wiederfinden werden.

## 74.

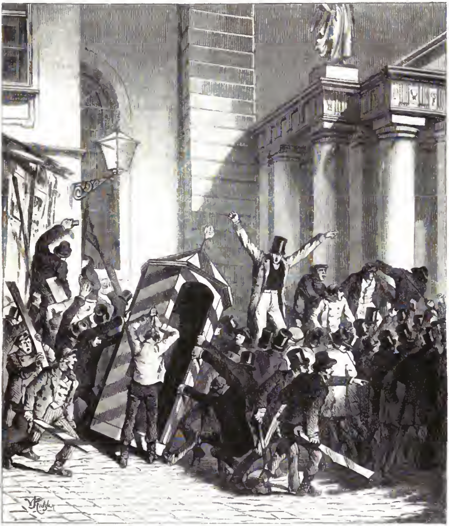
## Straßenkämpfe.

Die Volksmassen, welche, betäubt vor Schrecken über die blutige Katastrophe beim Landhause, nach allen Richtungen auseinanderstoben, geriethen nun an den verschiedensten Punkten der Stadt mit den Truppen in neuen Kampf. Die Volksmassen beim Landhause zerstoben nämlich, ohne ein nächstes Ziel im Auge zu haben und sich dem Zufalle überlassend, planlos auseinander. Die Einen beabsichtigten, wie schon erwähnt wurde, auf den verschiedenen Kirchthürmen Sturm zu läuten, die Anderen wollten die Hauptwache am Hof, die kleine Wache am Peter, wieder Andere die Militärwache bei den Stadtthoren, Andere endlich das k. k. Zeughaus in der Renngasse, oder das bürgerliche Zeughaus am Hof erstürmen, um in den Besitz von Waffen zu gelangen.

Zwischen der gegen die Zeughäuser zu drängenden Volksmenge und den Truppen kam es bereits auf dem Heidenschuß zum ersten Zusammenstoße. Die hier postirten Grenadiere hatten die Aufgabe, den Zugang in die Renngasse und nach dem Hofe, wo die beiden Zeughäuser stehen, abzusperren. Sie vermochten aber der auf sie einstürmenden Masse nicht Stand zu halten und wurden, trotzdem sie sich mit dem Bajonnete und dem Kolben zur Wehre setzten, gar bald zum Weichen gebracht. Auf der in den Heidenschuß ausmündenden Freiung befand sich eben das Colloredo'sche Gebäude im Baue, und waren Ziegeln und Steine in Menge aufgehäuft. Dieser Objekte bediente sich das Volk zu seinen Angriffen und zu seiner Vertheidigung. Es bewarf die Grenadiere einige Zeit mit einem wahren Hagel von Steinen und Ziegeln, und daß die Soldaten in der bedenklichen Situation, in der sie sich befanden, von ihren Schußwaffen nicht Gebrauch machten, ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie enge aneinandergedrängt beisammenstanden und sich fast nicht rühren konnten. Um ihnen Luft zu machen, sprengte eine am Hof aufgestellte Abtheilung von Kürassieren herbei, deren Kommandant, Rittmeister Bar. Riedesel, seine Mannschaft mit scharfer Klinge in die Volksmenge einhauen ließ. Gräßlicher, ohrenzerreißender Lärm, Hilfe- und Weherufe erfüllten die ganze Umgebung der Freiung, es schien anfänglich, als würde abermals Alles auseinanderzustieben trachten, wie dies beim Landhause geschah. Aber das Volk war jetzt bereits entschlossener, widerstandsfähiger geworden, es nahm den Kampf mit den Kürassieren auf, es schlug nach ihnen mittelst Latten und Stangen, es bewarf sie mit Steinen, so heftig und andauernd, daß endlich die Pferde vor den Steinwürfen zurückscheuten, und dem Rittmeister nichts anderes übrig blieb, als seine Abtheilung auf den Hof in Sicherheit zu bringen. Nun kam es zwischen einzelnen Kürassieren, die ihre Pferde nicht rasch genug wenden konnten, und die dadurch von ihrer Abtheilung getrennt wurden, und einzelnen Volkshaufen zu einem erbitterten Kampfe. Die Kürassiere hatten nämlich unbarmherzig darauf losgeschlagen, und selbst der von Hieben oder Hufen zu Boden Niedergestreckten nicht geschont. Ein Mann, der flüchten wollte, wurde noch am verschlossenen Thore eines Hauses von den Pferden niedergestampft. Nordmann, der beiläufig um diese Zeit aus der Teinfaltstraße kam, erzählt: „Auf der Freiung angelangt, hörten wir hier und dort und allerorten den schmerzerpreßten Ausruf: „Man hat neuerdings andere Brüder gemordet ... zu Tode verwundet ... und einzelne Gruppen bildeten sich um laut zur Rache auffordernde Redner. In demselben Augenblicke kamen zwei berittene Offiziere heran, deren Einer einen verwundeten Mann aus dem Volke nachschleppte, ohne sein Pferd zu dem langsamsten Schritte zu verhalten. Das war zu viel! ... Bei einem solchen Anblick überkam jedes Herz der gerechteste Zorn. „Herab mit ihm!" erscholl es aus Aller Munde ... und wir drängten wieder gegen die Teinfaltstraße, in welcher der Reiter vom Pferde gerissen wurde, auf das man den Verwundeten hob, den man von nun an über die belebtesten Plätze und durch die Hauptstraßen führte. Er war ein Zeuge der begangenen Blutschuld, den Niemand Lügen strafen konnte! ..."

Diese durch Augenzeugen verbürgten Geschehnisse sind von reaktionärer Seite natürlich frech geleugnet und für „lügenhafte Erdichtungen" erklärt worden. Auch der von Nordmann geschilderte und von Tausenden miterlebte Vorfall, daß ein Offizier vom Pferde gerissen, ein Verwundeter auf dasselbe gesetzt und im Triumphe durch die Straßen geführt wurde, erfuhr eine ganz eigenthümliche — „Berichtigung." Die Thatsache wurde nämlich dahin entstellt, daß ein Ordonnanzoffizier des Erzherzogs Albrecht, ein Hauptmann Würth, vom Feldmarschall-Lieutenant Prinzen Wasa den Befehl erhalten hätte, einen Verwundeten zum Erzherzog zu geleiten. Unterwegs — „berichtigte" man nun — ward der Verwundete ohnmächtig. Der Hauptmann stieg vom Pferde, labte ihn, setzte ihn auf sein Pferd, und dieses am Zügel führend, geleitete er ihn in die Burg. Tausende Stimmen hätten darüber ausgerufen: „Bravo, Herr Offizier, das ist schön!" ... An dieser Geschichte ist natürlich kein wahres Wort, aber die Thatsache bleibt wahr, daß nicht einer, sondern mehrere Verwundete auf vom Volke erbeutete Militärpferde gesetzt und in den Straßen herumgeführt wurden, um das Volk zum Widerstande zu entflammen. Es liegen dem Verfasser für die Richtigkeit dieser Thatsache Zeugnisse von Männern vor, deren Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann. Der Verwundete, welcher in der Teinfaltstraße auf das Pferd eines Offiziers gesetzt und über die Freiung und dann über den Hof, unmittelbar an den dort aufgestellten Truppen

vorüber, sodann über den Judenplatz, Hohenmarkt, u. s. f. geführt wurde, war der Schneidergehilfe Josef Abeck aus



Scene auf dem Michaelerplatze.

Karlowitz. Ein anderer solcher „Triumphator" soll der Student Böhm gewesen sein, der im Landhause gesprochen hatte und kurz darauf, als das Militär einschritt, durch Kolbenschläge verwundet wurde. Auch von ihm heißt es, daß er blutend auf ein Pferd gesetzt und im Triumphe durch die Stadt geführt wurde. Gleiches geschah mit verwundeten Knaben. (Siehe weiter unten die Mittheilung von Anreiter.) Die obenerwähnte sogenannte „Berichtigung"

stellt sich übrigens schon darum als unwahr dar, weil, wie wir (Seite 236, ff.) gesehen haben, das Volk nichts weniger als dazu gestimmt war, dem Militär mit Bravorufen zuzujubeln.

Auf der Freiung und auf dem Hofe befanden sich ja in den Nachmittagsstunden auf Seite des Volkes zumeist nur Studenten und Arbeiter, also die energischesten Kämpfer, welche die Revolution im ersten Augenblicke hatte! Die Volksmassen, die auf diesen beiden Plätzen standen, wichen, trotzdem sie unbewaffnet waren, dem Kampfe mit dem Militär nicht aus, weil sie die Hoffnung nicht aufgaben, daß es ihnen gelingen werde, das Militär zurückzudrängen und von einem der beiden Zeughäuser und den in jedem derselben aufgespeicherten Waffenschätzen Besitz zu ergreifen. Auf diesen beiden Plätzen befand sich eine große Anzahl von Studenten, Arbeitern und Männern aus dem Volke, die im Kampfe mit dem Militär eine solche Tollkühnheit und Verwegenheit an den Tag legten, als ob das Leben für sie keinen Werth mehr hätte. Violand erzählt, daß er Nachmittags am Graben einen Arbeiter sah, welcher bei einem Ausfalle des Militärs auf dem Hofe, einen Bajonnetstich in den Kopf, einen in den Arm und einen in den Fuß erhalten hatte. Während er sich nun mit den ihm von den Umstehenden zugeworfenen Taschentüchern rasch selbst verband, zeigte er das fließende Blut, forderte mehrere arme Leute zum Kampfe auf, — an die Gutgekleideten wandte er sich nicht, und ganz unbewaffnet wie er war, ging er dann abermals gegen den Hof, um das Militär zu reizen und einen entscheidenden Kampf herbeizuführen, indem er mit aller Ruhe sagte: „am Leben liege ihm nichts, heute wollte er entweder todt bleiben, oder die hohen Herren müßten gestürzt werden.“ Ein anderer Arbeiter trat zu Violand auf der Freiung. „Er bat mich um zwei Groschen, denn ihn hungere, da er seit dem Tage vorher noch nichts gegessen. Ich gab sie ihm, er dankte, schwang seinen langen Span, der aus dem weichen Holze eines Schilderhauses bestand und demnach eine ganz erbärmliche Waffe war, mit flammendem Blick und sprach: „Ich danke Ihnen, jetzt kaufe ich mir etwas zu essen, und dann, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, schlag' ich in die Soldaten drein und sollte ich auf dem Fleck bleiben, denn so darf es nicht mehr fortgehen.“ Ich sah ihm an — bemerkt Violand — daß er nicht prahlte und aus der entfesselten losbrechenden Wuth des in der inneren Stadt befindlichen Proletariats sah ich plötzlich die Unermeßlichkeit seines Elends.“

Nach der Ueberwältigung der Grenadiere und Kürassiere, welche den Heidenschuß hätten absperren sollen, ergoß sich die Volksmenge, oder wenigstens deren große Mehrzahl, über den Hof, um zum bürgerlichen Zeughause zu gelangen. Ein solcher Versuch war eine Stunde vorher bereits „im Kleinen“ unternommen worden. Wie ein Augenzeuge (Dr. Wilhelm Schlesinger) erzählt, stürzten um 3 Uhr von der Freiung aus etwa zwanzig bis dreißig der „untern“ Volksklasse angehörige, und mit — Brettern bewaffnete Leute gegen das Zeughaus her und wollten dasselbe stürmen! „Die Extreme berühren sich, und so gewann auch dieser tollkühne Angriff einen tragi-komischen Anstrich. Zwanzig Leute mit kleinen Bruchstücken von schwachen Brettern versehen, wollen ein Zeughaus stürmen, das umringt und bewacht von Hunderten wohlberittenen und bewaffneten Kavalleristen, und das überdies noch durch Kanonen geschützt ist! Als gänzlicher Laie der Kriegs- und Waffenkunst hätte ich kalkulirt, daß zwanzig Mann Kavallerie hinreichend wären, um einen derartigen Angriff abzuwehren; aber wie elendiglich muß es um meine strategischen Kenntnisse stehen, da es für nöthig erachtet wurde, daß Hunderte der Kavallerie auf ihren ausschlagenden Pferden herumtanzen und mit den Säbeln nach allen Seiten drein schlagen mußten. Wenn ich unverwundet aus diesem Ausfalle hervorging, so danke ich dies vielmehr meinen — Füßen, als den Händen der Kavalleristen.“

Nachdem die Angriffe gegen das Zeughaus sich fortwährend wiederholten und das Militär auf dem Hofe fort und fort bestürmt wurde, so wurden endlich Anstalten getroffen, um den Platz von allen „Civilisten“ zu säubern. Anreiter, der die Vorgänge am Hofe zwischen halb 4 Uhr und halb 5 Uhr von einem Fenster aus genau beobachtet hatte, schreibt:

„Die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm sahen wir zu Pferde mitten unter Menschenhaufen, und in lebhaftem Gespräche mit denselben. Erzherzog Wilhelm neigte sich zum Volke herab, und gab Einzelnen die Hände; wie man mir später sagte, soll er dem Volke die Erfüllung aller Wünsche versprochen, und es nur gebeten haben, sich ruhig zu verhalten. Erzherzog Albrecht soll minder günstig empfangen worden sein. Einige riefen nämlich Vivat, als er heranritt, doch wurden sie von dem Geschrei überstimmt: „Nix Vivat . . .“ Auf dieses soll der Erzherzog kreideweiß geworden sein. Der Hof füllte sich immer dichter mit Militär; Infanterie, Kavallerie, Artillerie war zu sehen. Alle Zugänge wurden mit sechsfachen Reihen besetzt, Jedermann hinaus, Niemand hereingelassen. So gelang es, den Hof von Menschen zu säubern bis auf wenige Hunderte. Unter andern Auftritten am Hofe sah ich auch einen etwa 13jährigen Knaben (!) zu Pferd herumführen, der am Kopfe und am Arme verwundet war. Solche Scenen mußten die Erbitterung und den Ingrimm des Volkes auf das Höchste steigern . . . .“

Nach der Verdrängung des Militärs von der Freiung und vom Heidenschuß blieb der Hof der Schauplatz der anhaltendsten Kämpfe. Nun wuchs mit jedem Augenblicke das Gedränge und der Tumult auf dem ganzen Platze. Nachdem das Volk das am Heidenschuß aufgestellte Militär auf den Hof zurückgeworfen hatte, füllte sich der letztere Platz mit einer mehrere Tausende zählenden Menge, unter welcher sich meistentheils mit Stöcken, Knütteln, Latten und anderen Holzstücken „bewaffnete“ Arbeiter befanden. Gleichzeitig bahnte sich von der entgegengesetzten Seite, von der Drahtgasse aus, das Volk den Weg nach dem Hofe, ebenfalls in stürmischer Weise, denn die diese Gasse abschließenden Grenadiere wurden nicht blos auf den Hof zurückgeworfen, sondern mit Hieben und Steinwürfen bis unmittelbar vor die Front des vor der Kirche aufgestellten Militärs verfolgt. Alles aber, was den Hof zu erreichen strebte, stürmte sofort gegen das bürgerliche Zeughaus, schrie und tobte um das Oeffnen des Thores und versuchte mittelst Schlägen und Steinwürfen dasselbe

aufzusprengen. Als die Volksmenge vor dem Zeughause immer dichter und der Tumult daselbst drohender geworden, wurden militärischer Seits plötzlich strengere Maßregeln ergriffen. Eine Division Kürassiere erhielt nun Befehl, die Umgebung des Zeughanses zu säubern. Dieselbe sprengte vor, um die Menge zu theilen. Wirklich wich das Volk auf der einen Seite zurück. Nachdem es sich in die Häuser, deren Thore man verschlossen hatte, nicht flüchten konnte, so trachtete es, sich in die *Färbergasse*, im *Ledererhof* und auf dem *Indenplatze* in Sicherheit zu bringen. Da plötzlich, als schon Alles im Rückzuge begriffen war, wurden die Kürassiere von den Lenten, die hinter ihnen Luft bekommen hatten, mit einem Hagel von Steinen beworfen, sie machten eine rasche Wendung und dringen einhauend auf die Angreifer los. Jetzt erfolgt das Gleiche von der anderen Seite. Wo die Kavallerie sich abwendet und dadurch die Leute hinter ihr zu Athem kommen, beginnen diese von neuem Steine zu werfen, die Reiter umkehrend vom neuen einzuhauen. So entspann sich auf diesem Punkte ein Handgemenge und Scharmützel, das immer erbitterter, aber auch immer blutiger wurde. Denn da die Kürassiere mit scharfer Klinge einhauten, so gab es der Verwundeten in Menge. Eine Anzahl ganz unschuldiger, friedfertiger Menschen wurde theils getödtet, theils schwer verwundet. Ein Augenzeuge erzählt, neben ihm habe eine Frau einen Säbelhieb in den Hals bekommen, daß das Blut im Bogen herausspritzte. Ein Dienstmädchen, berichtet ein Zweiter, wurde zusammengehauen, da es eben Gebäck nach Hause trug, wobei es nicht schnell genug ausweichen konnte. Ein Mann, der einen Knaben von einem Pferd hinwegreißen wollte, empfing einen Hieb in den Arm, einem anderen wurde der Schädel gespalten, als er sich durch ein Hausthor flüchtete. Unter den tödtlich Verwundeten am Hofe befand sich auch der bekannte Porträtmaler Gabriel *Decker*, der, während er an das Thor eines Hauses pochte, am Kopfe durch einen Säbelhieb verwundet wurde. „Ein Kürassier — heißt es — sprengte dicht an *Decker* heran und versetzte ihm einen Hieb über den Kopf, und als dieser aufschreiend und wankend seine Hand gegen die Wunde hob, folgte rasch ein zweiter Hieb, welcher nicht nur eine neue Kopfwunde erzeugte, sondern auch zwei Finger der aufgehobenen Hand zerschmetterte. Bewußtlos stürzte der junge Künstler zur Erde, aber der wüthende Kavallerist versetzte dem Liegenden noch einen dritten Hieb."

Diese vielen Verwundungen machten das Volk noch aufgeregter und wüthender. Es suchte die Reiter auseinanderzutrennen, stürzte über einzelne Kürassiere her, riß sie vom Pferde und mißhandelte dieselben furchtbar. Eine größere Anzahl von Kavalleriepferden tummelte sich alsbald ohne ihre Reiter auf dem Platze hin und her. Mittlerweile wurden von jenem Theile der Volksmasse, welchen das Militär unbehelligt ließ, die Angriffe gegen das bürgerliche Zeughaus mit gesteigerter Kühnheit fortgesetzt. Denn da das Volk von Seite des Militärs bisher nicht weiter als bis zu den in den Hof einmündenden Gassen verfolgt wurde, so vermochte es immer wieder in diesen Gassen sich zu sammeln und, sowie das Militär sich zurückzog, in stets dichteren Massen gegen das Zeughaus neuerdings vorzudringen. Am *Judenplatze*, vor dem Hofkanzleigebäude, waren die alten Baumaterialien des in der Wipplingerstraße abgebrochenen Galvagni'schen Hauses in stockhohen Hausen hinterlegt, und diese, besonders die alten Steine und Ziegeltrümmer, wurden von Frauen und Kindern der auf dem Hofe kämpfenden Menge zugetragen und von der Letzteren in solcher Dichtigkeit auf die Truppen geschleudert, daß dieselben einem förmlichen Steinregen ausgesetzt waren. Als das Losstürmen auf das Zeughaus und das Bewerfen der Truppen immer ärger wurde, erhielten italienische Grenadiere Befehl, mit gefällten Bajonneten die „Säuberung" des Hofes zu bewirken. Nun vermochte die Volksmenge nicht mehr lange Stand zu halten. Mit immer stärkerem Nachdrucke angegriffen, zog sie sich endlich in die Seitengassen — *Färbergasse*, *Ledererhof*, *Schwertgasse* — zurück, wo erbittert gekämpft wurde. Die eiserne Stange des Zeughaus-Brunnens in der Färbergasse wurde in wenigen Sekunden losgelöst und damit der vor dem Brunnen stehende große steinerne Behälter mit unglaublicher Schnelligkeit in Hunderte von Stücken zerschlagen, die hier dem Volke als Vertheidigungsmittel dienten. Auf dem *Judenplatze*, auf den sich ein Theil des Volkes gleichfalls zurückzog, waren von einer Anzahl Arbeiter zwei kleine Barrikaden errichtet worden, die dem Volke als Stützpunkt dienen sollten. Eine gute Weile hielt das Volk hier Stand, als aber die Grenadiere, nachdem man sie mit einem Hagel von Steinen beworfen hatte, drei Salven in die Menschenmenge feuerten, stob dieselbe nach verschiedenen Seiten, vom Militär verfolgt, in wilder Flucht auseinander. Der nächste blutige Zusammenstoß fand auf dem *hohen Markt* statt. Hier versuchte ein großer Haufe Volkes in blinder Verzweiflung das magistratische Gerichtshaus, die frühere „Schranne", zu erstürmen, um die dort befindlichen Schuldgefangenen zu befreien. Ein Bäckerjunge kletterte von außen auf den Balkon des Gebäudes, und brach unter dem lärmenden Jubel der Menge der *Statue der Gerechtigkeit* den Arm mit der Wage ab. Da rückt durch die Wipplingerstraße Militär (Grenadiere) heran. Mit Steinwürfen empfangen, schreitet es sofort zu einem Bajonnetangriff, eine Salve wird gegeben und das Volk jagt nun in wilder, regelloser Flucht dem *Lugeck* zu, theils nach dem *Stefansplatze*, theils gegen die *Universität* und das *Rothethurmthor* hin zueilend. „Nur dem, wie man meint absichtlichen, *Hochschießen* der *italienischen* Grenadiere dankt man" — wie *Löhner* hervorhebt, — „daß auf dem hohen Markte nur ein Opfer, der Bäckerjunge, der Urheber jener witzigen Verstümmlung, fiel."

Ein anderer Theil der Volksmenge, der vom Hofe aus durch die *Färbergasse* den Rückzug nahm, stürmte gegen das *Ligourianerkloster* bei Maria Stiegen, theils um auf dem dortigen Kirchthurme Sturm zu läuten, theils, um sich in dem Kloster festzusetzen. Die Ligourianer, die aber voraussehen konnten, daß sie von Seiten des Volkes nichts Gutes zu gewärtigen haben, hatten bereits eine Stunde früher aus der nahen Salzgries-Kaserne eine Kompagnie Grenadiere requirirt, die das Kloster nun vertheidigte und zwischen welcher und dem anstürmenden Volke es zu einem kurzen aber heftigen Kampfe kam. Ein Theil der Volksmenge drang zwar in das Kloster ein, wurde aber dort gefangen gemacht. Unter diesen Gefangenen be-

fand sich sogar ein k. k. Offizier, dessen trauriges Schicksal später die allgemeinste Theilnahme erweckte. Es war dies der wegen eines Kopfleidens beurlaubte Kavallerielieutenant Julius Schill, der, ein ganz schuldloses Opfer der Märzbewegung, das Unglück hatte, für einen Aufrührer angesehen, als solcher kriegsrechtlich behandelt zu werden, was die Folge hatte, daß er „infam kassirt" wurde. Der Arme erlag, wie es heißt, schon ein paar Wochen nach dem 13. März dem Herzkrampfe*).

Während der Kämpfe auf dem Judenplatz, Hohenmarkt, vor dem Ligourianerkloster und allen zwischen diesen Punkten der Stadt liegenden und sie durchkreuzenden Nebengässen kam es auf dem Hofe zu einem neuen Zusammenstoße. Vom Graben her drängten nämlich viele Hunderte von Menschen, mit Knütteln und Stöcken bewaffnet, unter Pfeifen und Heulen durch die Bognergasse; das dieselbe abschließende Militär wurde auf den Hof hinausgedrängt und neuerdings ergoß sich eine große Volksmenge über den Hof. „Waffen!..." „Ins Zeughaus!" wurde von allen Seiten gerufen und die Menge bewegte sich dem Zeughause zu. Sie schrie und lärmte vor demselben um Einlaß und pochte mit verzweiflungsvoller Kraft an das Thor. Neuerdings sprengten die Kürassiere auf die Menge zu, mit Pfeifen und drohenden Geberden empfangen. Rittmeister Baron Riedesel, der, ebenso wie früher, fruchtlos beschworen wurde, das Blut der Bürger zu schonen, ließ unbarmherzig die Mannschaft unter die Menge einsprengen und einhauen, und saß während dies geschah so gleichgiltig hoch zu Rosse, als ob eben nichts vorgefallen wäre, was eine menschliche Bewegung in seine starren Mienen hätte bringen können. „Der nichtssagende Ausdruck seines Gesichtes" — bemerkt Nordmann — „glich einer Aufforderung zur Gegenwehre"... ein Steinregen zerschellte auf ihn und seinen Zug. Der Judenplatz lieferte dem Volke noch immer seine einzige Munition und auch dort, dann in der Pariser- und Kurrentgasse, wo das Militär sich festsetzen wollte, kam es zu neuem Blutvergießen.

Plötzlich wurde der Hof Schauplatz eines die Menge ergreifenden, enthusiasmirenden Schauspieles. Die Kürassiere hatten sich eben wieder aufgestellt, um zu einem neuen Angriffe zu schreiten, als einzelne uniformirte Bür-

*) Ueber diesen Vorfall lesen wir in Nr. 2 von Wildner-Maithstein's „Panier des Fortschrittes" Folgendes: „Oeffentliche Bitte für unseren eingekerkerten Mitbürger, den k. k. Lieutenant Jul. Schill. Wir bedauern in stiller Hingebung und nie versiegender Theilnahme jene Familien, deren edle Söhne am 13. März 1848 auf dem Altare des Vaterlandes als Opfer fielen. Sie können in dem Schmerz ihres unersetzlichen Verlustes einen Trost darin finden, daß ihre Söhne unvergeßlich in der Geschichte in unserem und in dem heißen Dankgefühle der Nachwelt fortleben werden. Vergessen wir aber darüber nicht den warmen Antheil, den wir einem Jüngling und dessen Familie schuldig sind, der seit jenem glorreichen Tage des 13. März als lebendes Opfer der Begeisterung fürs Vaterland, die ganz unvorbereitet durch unsere Seelen zuckte, und uns auf Pflichten, die heilig gehalten werden müssen, wie im Wirbelwinde vergessen machte, im Gefängniß schmachte! Aufgefordert durch die allgemeine Theilnahme eiferte mich besonders ein persönliches unbegrenztes Mitleiden an, diese Begebenheit der Oeffentlichkeit zu übergeben, und handle ich hierin vielleicht gegen die Ansicht der betreffenden Familie, so möge die reine redliche Absicht, die ich damit verbinde, mich entschuldigen! Was ich hier mittheile, sind genau erhobene verbürgte Thatsachen. Ein hier der Herstellung von schweren Kopfleiden wegen beurlaubter Kavallerieoffizier geht am 13. März 1848 in Zivil unter der Menschenmenge in die Herrengasse dem Landhause zu, weil man ihm sagte, daß die Landstände im feierlichen Zuge nach dem Hofe zögen. Endlich gegenüber des Landhauses angelangt, sieht und hört er unter der Menge Menschen einer Begebenheit zu, als eines jener unglücklichen Opfer von einer Kugel durchbohrt neben ihm todt zu Boden stürzte, ein anderer auf 4 bis 5 Schritte Entfernung verwundet wurde. Ueber den Ausbruch verzweifelnder Indignation, der sich das Publikum hingibt, und in der Aussicht, daß noch ferner gefeuert wird, drängt sich alles fort, durch die Wallnerstraße und den Haarhof auf den Hof, von hier will er durch das Neuthor das Glacis gewinnen, da er schon früher sprechen gehört, daß das Burg- und Kärntnerthor gesperrt worden seien. In der Färbergasse, die voll Menschen, ward er ganz eingeengt, man hörte vom Judenplatz her schießen, er drängte sich jedoch bis zur Schwertgasse fort, wo aber die Masse immer dichter wird, und von allen Seiten der Ruf erschallt: Fort zum Sturm, man schießt und haut auf unsere wehrlosen Brüder! Hierüber wird nun dem jungen Offizier unter Drohungen sein Oberrock in der dichten Menge abgestreift und er mit in der vordersten Reihe fortgerissen zu dem unverschlossenen Thore der Ligourianer hinein, wo er durch die gleich darauf herbeigeeilten, das Volk zerstreuenden Grenadiere als unter denen, die zum Sturmläuten eingedrungen, arretirt und dem Stabsstockhaus übergeben wird. Dieser junge Offizier heißt Julius Schill, und ist der Sohn eines in der kaiserlichen Garde dienenden geachteten Veteranen der k. k. Armee. Kameraden! Mitbürger! Die gefallenen Brüder haben wir mit allen Ehren, die die Nationalgarde und das zu Hunderttausenden versammelte biedere Publikum Wiens geben kann, ohne Groll gegen die, welche sie tödteten, und in stiller Resignation begraben; alle Zivilisten, die in diesen großen Tagen wegen ihrer Begeisterung eingezogen wurden, sind bereits, und zwar alsogleich entlassen worden: ja, die humanen Männer der Militär-Justiz hatten auch auf alsogleiche Entlassung des achtzehnjährigen Offiziers und Niederschlagung jeder ferneren Untersuchung das Gutachten gefällt; allein die obere Militärmacht entschied: diesen Offizier kriegsrechtlich und mit aller Strenge der Gesetze zu behandeln. Seit vierzehn Tagen sitzt er in strenger Haft, und haben sich gleich selbst die allerhöchsten Herrschaften zu seinen Gunsten mit milder Gnade verwendet," wie wir uns erzählen ließen, hat sich doch in seinem Schicksale nichts gemildert, und er schmachtet als Opfer jugendlicher Begeisterung für eine große Sache noch immer im Kerker! Wir kennen die Strenge der Militärgesetze, wir wissen aber auch, daß diese übertriebene Strenge mit der neuen Sonne unserer Märztage zu Ende gegangen sein soll, daß ihnen künftighin die Humanität zur Seite stehen wird, diese aber spricht laut genug für den achtzehnjährigen Jüngling, selbst wenn, wie wir voraussehen wollen, ihn die Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes erfaßt und freiwillig zum Sturmläuten hingetrieben hätte! Denken wir uns alle in die Lage hinein, wo uns Kugeln umpfiffen, wo Getödtete und Verwundete an unserer Seite stürzten, wo wieder und wieder neue Schüsse fallen, mit ihnen der Gedanke an neue Opfer eines von der ganzen Bevölkerung verworfenen Sistems sich aufdrängt, wo die Menge heulend durcheinanderwogt, einer den andern mit sich fortreißt; denken wir uns jener ein frisches Blut von 18 unerfahrenen Jahren dazu; wer wagt es, Cameraden und Brüder! hier den Stein auf ihn als einen Schuldigen zu werfen! Hier spricht die Humanität, hier die Wissenschaft, die in solcher Aufregung keine Imputation kennt, wie es auch die Juristen des Militärs ausgesprochen haben. Cameraden der National-Garde! flehen wir alle im gesetzlichen Wege bei Sr. k. k. Majestät Vaterherzen, daß er dem Jünglinge den Fehler vergebe, den er, wir wollen es voraussetzen, wohl begangen hat, der ihm aber so nicht zugerechnet werden kann, wenn weise Menschenkenner zu Gericht sitzen."

ger auf dem Platze erschienen. Diese „Soldaten“ betrachtete das Volk als die Seinen, es nahm sie mit Jubel auf, es winkte ihnen mit feuchten Augen zu, drückte ihre Hände, umarmte sie und war über ihr Erscheinen vor Freude ganz außer sich. „So ist es recht, die Bürger müssen heraus!“ Das Erscheinen der Bürger trug wesentlich dazu bei, den bereits im Sinken begriffenen Muth der Bevölkerung zu heben.

## 75.

## Dr. Bach als Belehrer des Volkes.



Volksszene in der innern Stadt.

Der Lieutenant des ersten Bürgerregiments, Wilhelm Starnbacher, Kaffeesieder in der Dorotheergasse, war einer der ersten Bürgeroffiziere, der in der innern Stadt sich öffentlich zeigte. Ohne einen Befehl zum Ausrücken erhalten zu haben, hatte er sich in seine Uniform geworfen, in der Absicht zum Bürgermeister zu eilen und ihn aufzufordern, daß er den Kommandirenden der Garnison zum Einstellen der Feindseligkeiten bewege. Starnbacher war einer jener konservativen, dem Kaiserhause treu ergebenen Bürger, welche, aus Entrüstung über das beim Landhause vergossene unschuldige Blut, für die Bewegung Partei nahmen. Außer sich vor Erregung, eilte er in seiner Offiziersuniform nach dem Magistratsgebäude, um dort den Bürgermeister aufzusuchen. Als er auf seinem Wege den Graben passiren wollte, wurde er von der dort versammelten Volksmenge mit Jubel aufgenommen. „Ein Bürgeroffizier!“ hieß es, „das ist schön, daß die Bürger nicht zu Hause bleiben, jetzt kann's anders werden!“ Starnbacher vermochte kaum weiter zu kommen, Alles umringte ihn, um ihm die Hände zu drücken, Alles schwenkte Hüte und Taschentücher; die ihn persönlich kannten, umarmten ihn, sogar aus den Fenstern wurden ihm Worte der Ermunterung und Zustimmung zugerufen. Starnbacher konnte nun im Gedränge nicht mehr weiter. Er sprach die Leute an, sie mögen ihn fortziehen lassen, da er den Bürgermeister auffordern wolle, daß er sich der Bevölkerung annehme. „Wo denkt Ihr hin,“ rief man ihm zu, „daß Ihr von diesem Czapka, dieser Kreatur, etwas erwartet!“ „Nicht ich allein — entgegnete Starnbacher — auch alle übrigen Bürgeroffiziere werden in den Bürgermeister dringen!“ — „Die Bürger sollen leben!“ hieß es nun allgemein, aber ein Haufe von Studenten und Arbeitern, die bereits vor dem Landhause und am Hofe mit dem Militär gerauft hatten, war nicht in der Stimmung, sich mit Vivat!-Rufen zu befassen. „Herr Lieutenant!“ — sprach ein Student zu Starnbacher — „wenn Ihr ein ehrlicher Freund des Volkes seid, dann werdet Ihr Euch an unsere Spitze stellen und mit uns das Militär aus der Stadt hinausjagen. Es gibt keine Versöhnung zwischen dem Militär und dem Volke, seitdem es auf das Volk geschossen, in seinem Blute sich gebadet hat; es gibt keine Versöhnung mehr mit der Regierung, die es so weit hat kommen lassen, diese Regierung muß durch das Volk gestürzt werden. Also auf zum Kampfe — und Ihr, Herr Lieutenant, stellt Euch an unsere Spitze!“ Alle Umstehenden stimmten dem feurigen Redner zu und Starnbacher lief Gefahr, von der aufgeregten Menge mit fortgerissen zu werden. Er gab sich wirklich den Anschein, als wolle er ihrem Willen nachkommen, aber nach einigen Minuten, nachdem er seine Fassung wieder gewonnen hatte, rief er ihr ein donnerndes „Halt!“ zu. „Mitbürger!“ — redete er nun die Menge an — „Ihr habt Recht, ich sehe ein, daß ich bei Czapka nichts ausrichten würde, aber ich mache Euch einen Vorschlag. Wir Bürgeroffiziere haben das Recht, in die Burg zu gehen und eine Audienz beim Kaiser anzusprechen. Der Kaiser ist gut! Sein Wille war es gewiß nicht, daß auf das Volk geschossen wurde, daß Blut geflossen ist. Der Kaiser wird den Wünschen des Volkes Gehör schenken und sie zu erfüllen trachten, sobald es nur Jemand unternimmt, sie ihm klar und deutlich auseinanderzusetzen. Wißt was, Mitbürger! bevor wir

unser Leben oder unsere gesunden Glieder auf das Spiel setzen und zum Angriffe auf das Militär schreiten, will ich noch mit mehreren meiner Kameraden den Versuch machen, den Kaiser zum gütlichen Nachgeben zu bewegen. Sagt mir, was Ihr auf dem Herzen habt, und was ich dem Kaiser als Volkswünsche Alles namhaft machen soll?"

Starnbacher rief durch seine plötzlich aufgeworfene Frage in der ihn umdrängenden Menge keine geringe Verwirrung hervor. Der Vormittag des 13. März war vorüber, beim Landhause und auf mehreren Punkten der Stadt war bereits Blut geflossen und doch hatte die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung noch keine richtige Vorstellung davon, was eigentlich der allgemeinen Bewegung, an welcher sie sich doch selbst betheiligte, zu Grunde liege. Dunkle Gerüchte hatten sie während des Vormittags auf die Straße getrieben und müßige Neugierde, die durch immer neue Gerüchte genährt und gesteigert wurde, ließ sie dort verweilen. Sie glich den Statisten auf dem Theater, welche von dem Inhalte des aufgeführten Stückes selbst nichts wissen, aber doch durch ihre massenhafte Anhäufung den Effekt erhöhen. Die erste Antwort auf Starnbachers Frage kam von einem behäbigen Manne, der meinte: „Es soll dem Kaiser gesagt werden, daß wir mit der Regierung nicht zufrieden sind!" „Sagen Sie ihm," sprach ein Zweiter zu Starnbacher, „daß bei uns in Oesterreich Manches anders sein könnte!" „Heraus mit der Farbe," rief ein Dritter, „die Herren sprechen ja so, als ob sie einen Polizisten auf dem Genick sitzen hätten. Wir wollen, daß der Metternich und der Ludwig und alle die andern hohen Herren, die den Staat Oesterreich zu Grunde gerichtet haben, abgedankt werden, daß Männer an's Ruder kommen, die das allgemeine Vertrauen genießen und die zeitgemäß regieren wollen!" — „Ja, fort mit dem Metternich, dem Ludwig, das ist das Wahre" — hieß es auf allen Seiten — „das wird allein helfen! . . ." „Auch muß — schrie ein Student in die Menge hinein — die Zensur aufgehoben und Lehr- und Lernfreiheit eingeführt werden!" Auch damit war Alles einverstanden. „Aufhebung der Verzehrungssteuer," fügte ein Arbeiter hinzu, „das ist das Allerwichtigste!" Alles stimmte ihm bei, die Herrschaft der Finanzwachmänner müsse ein Ende nehmen. „Wir müssen mit dem vorwärtsschreitenden Deutschland Hand in Hand gehen und eine Reform des deutschen Bundes mitverlangen!" bemerkte ein junger Mensch. Auch dagegen wurde nichts eingewendet . . .

Von einer Uebereinstimmung der Meinungen und Wünsche war, wie man sieht, unter dem Volke kaum eine Spur vorhanden. Jeder wollte nur das abgestellt wissen, was ihn persönlich am meisten beirrte, und nur das gewährt bekommen, was er persönlich für wünschenswerth hielt. Wie hätte es aber in Wien auch damals anders sein können, zu einer Zeit, in der es in den deutsch-slavischen Ländern Oesterreichs noch kein öffentliches Leben gab, worin sich eine politische Bildung hätte entwickeln und politische Parteien sich hätten gestalten können. Genug, daß unter den bestehenden Verhältnissen wenigstens unter einem Theile der Gebildeten die Ueberzeugung Wurzel fassen konnte von der Nothwendigkeit eines vollständigen Wechsels des ganzen bisherigen Regierungssystems. Im Landhause war es zuerst Fischhof, der diese Lehre unter der Masse zu verbreiten suchte, aber auch außerhalb des Landhauses traten, als die Bewegung einen ernsteren Charakter gewann, auf den verschiedensten Punkten der Stadt Redner auf, die das Volk darüber, um was es sich handle und was zunächst angestrebt und erreicht werden müsse, zu belehren suchten. Auch unter der Menge, die sich um Starnbacher angesammelt hatte, tauchte ein solcher „Volksbelehrer" empor. „Meine Herren! rief ein untersetzter „nobler Herr" von übrigens nicht sehr einnehmendem Wesen, wenn Sie mir in eine Seitengasse folgen wollen, wo es nicht so laut hergeht, wie hier, so will ich Ihnen sagen, was im Interesse des Volkes sogleich geschehen muß, soll der heutige Tag nicht einen Ausgang nehmen, den bis auf einige wenige Hoch- und Höchstgeborene alle übrigen Oesterreicher verfluchen müßten." Wirklich folgte ein Theil der Menge diesem Redner über den Peter, an der dortigen Militärwache vorüber, bis auf den Bauernmarkt, wo er auf einen Eckstein hinaufstieg und in klar überzeugenden Worten seine Ansichten über die Lage der Dinge entwickelte.

Dieser gewandte, Alles mit sich fortreißende Redner war, wie wenigstens erzählt wird, Niemand Anderer, als der in den früheren Abschnitten bereits öfter erwähnte Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Alexander Bach. Von ihm wurde das Volk für eine „Revolution im großen Style" zu bearbeiten, zu gewinnen gesucht. Der Wortlaut seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden ist natürlich niemals aufgezeichnet worden und man erinnert sich nur mehr daran, daß er es war, der dem Absolutismus damals sein Todtenlied sang und die Idee eines constitutionellen Groß-Oesterreichs populär zu machen suchte. „Bach" — schreibt ein Zeitgenosse der Märztage — „bekannte sich während der ganzen Dauer der Bewegung nicht eigentlich zu besonders extremen Grundsätzen. Er theilte nur die Ansichten der damaligen Liberalen, die sich mit einer Erweiterung der ständischen Verfassungen vorderhand zufrieden geben wollten und denen es nicht beifiel, schon jetzt um einige Schritte weiter vorauszueilen und eine parlamentarische Regierung zu verlangen. Aber die Art und Weise, wie Alexander Bach seine Prinzipien vertrat, brachte ihn in den Ruf eines rothen Demokraten und verschaffte ihm bei der konservativen Partei heftige Gegner. Man muß ihn damals, namentlich gleich beim Ausbruche der Bewegung sprechen gehört haben, mit welcher Schonungslosigkeit er sich z. B. über die Krankheit des Kaisers Ferdinand aussprach, und mit welchem Sarkasmus er gewisse, rein persönliche Eigenthümlichkeiten des Erzherzogs Ludwig geißelte. Was er darüber sagte, daß der Krankheitszustand des Kaisers eine verantwortliche Regierung um so unentbehrlicher mache, da sonst jedes Unwohlsein desselben von der nächstbesten Hofkoterie auch fortan benützt werden würde, um „auf Kosten" und „im Namen" des Kaisers sich alle erdenklichen Mißgriffe zu erlauben, war gewiß für Jedermann einleuchtend, aber wie er dies Alles sagte, darüber wurde den Leuten förmlich bange, denn bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, sich über den Privatcharakter der hohen und höch-

sten Personen im Staate in so rücksichtsloser Weise öffentlich auszusprechen. Namentlich am 13. März gehörte Bach zu den unermüdlichsten, heftigsten Agitatoren. Er schürte an jenem Nachmittage den Haß gegen das Militär und forderte die Menge auf, nicht eher zu rasten und zu ruhen, als bis die „Schlächter des Volkes" sich in ihre Kasernen zurückgezogen und die Aufrechterhaltung der Ordnung den „bewaffneten Bürgern" überlassen haben werden; er eiferte dagegen, daß man mit kleinen Zugeständnissen sich zufrieden gebe, mit „Abschlagszahlungen" sich begnüge..."

So weit unser Gewährsmann. Jedenfalls hat sich Bach am Nachmittage des 13. März durch rücksichtslose Reden bemerkbar gemacht, so, daß ihm näher stehende Personen um seine Sicherheit nicht wenig besorgt waren. Arthaber warnte ihn sogar, sich durch seine „Reden" nicht in's Unglück zu stürzen!

Das Auftreten Bach's scheint Starnbacher aus seiner bedenklichen Situation befreit zu haben. Es gelang dem wohlmeinenden Manne, der wohl den Ausschreitungen des Militärs ein Ende machen, sich aber nicht an die Spitze eines Volkshaufens stellen wollte, glücklich auf den Magistrat zu entkommen, wo indeß der Bürgermeister bekanntlich nicht zu finden war. Dagegen befand sich dort alles in der größten Aufregung. Der Bürgermeister hatte zur Sicherung des Gebäudes, in dem Millionen von Waisengeldern und anderen öffentlichen Geldern untergebracht waren, keine Anordnungen getroffen und es hieß plötzlich, daß das Volk im Anzuge sei, um das Gebäude zu erstürmen und alles zu erschlagen und zu vernichten, was es darin vorfinde. Ein solcher Wuthausbruch war um so eher zu gewärtigen, als es im Sisteme der Regierung lag, die im Volke vorhandene Unzufriedenheit auf die Kommunalbehörde abzuleiten und überall die Meinung hervorzurufen, daß der Wiener Magistrat die Schuld an allen bestehenden Uebelständen trage. Die Regierung brachte es auch richtig dahin, daß man namentlich in den ärmeren Volksklassen sowohl von dem Bürgermeister als von dem Magistrate die schlechteste Meinung halte, sie aller erdenklichen Unterschleife, Betrügereien, Erpressungen für fähig hielt. Im Schooße des Magistrates wußte man auch, wessen man sich vom Volke zu versehen habe, und sandte beim Bekanntwerden des Gerüchtes von der Gefahr, die im Anzuge sei, sogleich nach dem Bürgermeister, damit er die nöthigen Instruktionen ertheile. Czapka war aber, trotzdem ihm Niemand das Haus hatte verlassen sehen, im ganzen bürgerlichen Zeughause nicht aufzufinden. Der im Magistratsgebäude anwesende Stellvertreter des Bürgermeisters, Vizebürgermeister Bergmüller, scheute sich aber, zum Schutze des Magistrats die Hilfe des Militärs in Anspruch zu nehmen, in der Besorgniß, dadurch einen Kampf zwischen Militär und Volk um den Besitz des Rathhauses herbeizuführen. Er traf vielmehr im Einvernehmen mit den Magistratsräthen Edler v. Sögner, Krones und Walter die Anordnung, daß die Thore des Magistratsgebäudes geschlossen und für den Fall eines Angriffes das Volk mit gütlichen Worten dazu zu bewegen gesucht werden solle, das Gebäude nicht zu besetzen, um nicht Tausende von Witwen und Waisen in ihrem Vermögen zu gefährden. Gleichzeitig wurden zahlreiche Amtsdiener in die Wohnungen der in der innern Stadt logirenden bewaffneten Bürger gesandt mit der Bitte, daß sie nur ja vollzählig ausrücken und vor dem Franzensthore oder im bürgerlichen Zeughause sich versammeln mögen, da das Militär sich nicht als fähig erweise, die Ruhe wieder herzustellen und es bald einzig und allein auf die Bürger ankommen werde, die öffentliche Ordnung zu wahren, und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Dieser zweiten, dringenden Bitte wurde von vielen Bürgern Folge gegeben und sowohl auf dem Glacis als auf dem Hofe versammelten sich während der Abendstunden einige Hundert Bürger, die Offiziere beinahe vollzählig. Der besorgte Angriff auf das Rathhaus erwies sich als ein Gespenst der Einbildung und bis zum Anbruche der Nacht blieb das Haus unangefochten.

## 76.

## Das mitteleuropäische China.

Während auf dem Rathhause Alles außer sich gekommen war, ließ man sich, wie es scheint, in jenem Gremium des Magistrats, das die Gerichtsbarkeit zu pflegen und im Kriminalgebäude (auf dem Josefstädter Glacis) seinen Sitz hatte, viel weniger stören. Dort wurde auch am 13. März fleißig „Recht" gesprochen und amtirt, ganz ohne Rücksicht darauf, daß ein vollständiger Umschwung in allen öffentlichen und in vielen privatrechtlichen Verhältnissen im Werke war. Es ist z. B. gewiß interessant, zu erfahren, daß man es noch am Vormittage des 13. März, also jenes Tages, an welchem sich das Maß der Geistesunterdrückung in Oesterreich vollgefüllt hatte und die Sonne eines neuen Zeitalters zu leuchten begann, im Wiener Kriminalgebäude an der Zeit hielt, ein Urtheil in Preßsachen zu expediren. Der ganzen Sache wäre übrigens weniger Bedeutung beizulegen, wenn es sich hier nicht um den ersten Preßprozeß handeln würde, der, wie wir zu wissen glauben, in Wien gegen einen Journalisten anhängig gemacht wurde, und um einen Prozeß, der auf das vormärzliche Oesterreich, das, mit vollem Rechte, das „mitteleuropäische China" genannt wurde, in welchem „Dummheit und Willkür Alles bevormunden und hofmeistern wollen", ein überaus grelles Schlaglicht wirft. Dieser Umstand rechtfertigt es auch, daß wir von diesem Preßprozesse, einem Akte „Sedlnitzky'scher Kabinetsjustiz", genauere Kenntniß nehmen. Der Thatbestand ist folgender: Der Redakteur des „Humorist", der bekannte Saphir, hatte über die damals vielbesprochene „Klaviervirtuosin" und „Komponistin" Konstanze Geiger, die Tochter eines k. k. Hof-Musiklehrers und einer k. k. Hof-Putzmacherin (zu jener Zeit einflußreiche Persönlichkeiten), eine Reihe von guten und schlechten Witzen gemacht, die übrigens, da sie die „Aufdringlichkeit" der Konstanze geißelten, ganz gerechtfertigt waren. Papa und Mama Geiger setzten es nun im Bunde mit dem Grafen Sedlnitzky durch, daß Saphir wegen seiner Meinungsäußerungen über den Werth von Walzer-Kompositionen, wegen der satyrischen Geißelung einer wahrhaft horrenden

Ueberschätzung eines ganz unbedeutenden Talentes **zu dreimonatlichem Arreste verurtheilt wurde.** Saphir hatte nämlich im Laufe des Jahres 1847 im „Humoristen" folgende Stellen nach und nach aufgenommen:

Nr. 207. „Und der erstaunten Welt erzählen:" Konstanze spielt Klavier.

Nr. 211. Von dem Weizen in Döbling, und vom „Lieben Konstanzchen" haben wir schon lange nichts gehört! Bitte, bitte! Etwas vom Weizen in Döbling.

Nr. 235. Hier weint man so wenig darüber, daß ein Stanzchen aus dem Generalbaße eine Corporal Composition zusammen zappelt?

Nr. 251. Die deutsche Sprache hat eine große Ehrenrettung erhalten, ihr zu Ehren wählen die unverschämten lobhudelnden Berichterstatter über musikalische Wechselbälge nicht mehr: Wunderkinder, sondern prodige musicale.

Nr. 276. Im Theater an der Wien findet heute eine Wohlthätigkeits Akademie statt, welche Demoiselle Alboni veranstaltet, und in der sie selbst mitwirkt.

Nr. 278. Demoiselle Alboni sang aber auch noch ein deutsches „Schlummerlied" von C. G., wer ist C. G.? fragte ich mich. Etwa „Christoph Gluck" oder Capellmeister Gyrowetz oder Carl Gollmik? — „Curioses Geheimniß!" Dieses große Räthsel wurde mir erst bei der Produktion von der kleinen Constantia Geiger gelöst, welche ihre Composition selbst begleitete und sich auch selbst überzeugen mochte, daß das Publikum noch lange zu warten die Absicht hat, bis es sich mit ihren Uebungen der Oeffentlichkeit befreunden wird.

Nr. 282. Auch die Walzer der Constantia Geiger, welche dem Publikum aufgenöthigt wurden, gingen spurlos vorüber. —

Nr. 288. Die Königin Pomare hat sich entschlossen — Hemden zu tragen, auch für ihre weitere Kultur wird gesorgt, sie soll auch schon die Walzer der Constanze Geiger vom Blatte spielen. —

Nr. 296. Hier fand sich folgendes „Schlummerlied an ein Wunder Walzer Wuzerl."

Eiapopeia, was gackert im Stall?
Ginserl, das gackert für morgigen Ball!
Schlummere, mein Wuzerl,
O! schlummere nur süß —
Hier hast Du ein Zuzerl,
Wie alle Genies!
Für Lind und für Luzerl,
Komponiren wir dies!
Denn in Dir, mein Stuzerl
Lebt Berthoven und Ries!
D'rum schlummere, mein Butzerl,
Kriegst morgen Anis! —

Nun schritt der löbliche Magistrat als Gericht in schweren Polizei Uebertretungen zur Untersuchung gegen Saphir, welche vom Magistratsrathe Zeilner geleitet ward, und folgendes

**Urtheil**

zur Folge hatte:

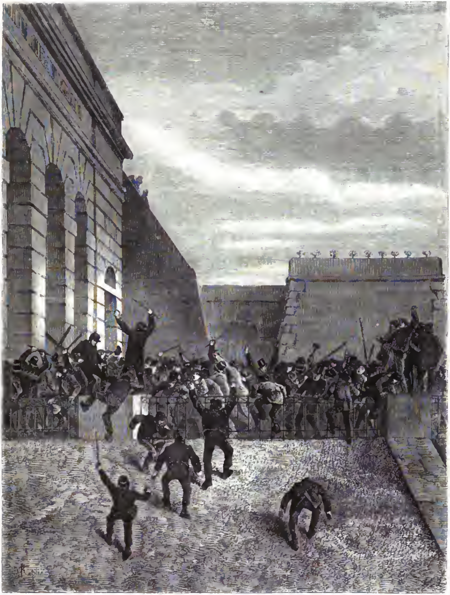
„Von dem Magistrate der k. k. Haupt und Re„sidenzstadt Wien als Behörde in schweren Polizeiüber„tretungen wird über die mit dem Herrn Moriz Saphir am „15. Februar angefangene und am Heutigen geschlossene Unter„suchung mit Vorbehalt des binnen 24 Stunden anzumelden„den Rekurses (Gnadenweges) zu Recht erkannt:

„Derselbe sei der Ehrenbeleidigung durch Ver„fassung und Verbreitung nach §. 237 und 238 „II. Theil schuldig, und solle deshalb durch drei „Monate im Arreste angehalten werden.

Wien, den 6. März 1848."

**Beweggründe.**

Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche bedeutet Ehre das vortheilhafte Urtheil Anderer von dem Guten, welches wir an uns haben — oder auch die Anerkennung desselben durch Andere. — Dieses Gute kann entweder bestehen in unserem Bestreben überhaupt rücksichtlich der Lebens- und gesetzlichen Verhältnisse in Ordnung zu sein — oder es kann in besonderen Eigenschaften und Geschicklichkeiten bestehen, die wir an uns nach dem Zeugnisse Anderer haben; Derjenige, welcher gegen dieses Gute, das wir in einer oder der andern Beziehung an uns haben, thätig auftritt, greift unsere Ehre an oder verletzt dieselbe. Diese Angriffe sind entweder 1. der Art, daß sie uns Unvollkommenheiten, welche in höherem oder geringerem Grade gegen die bürgerliche oder gesetzliche Ordnung streiten, geradezu beilegen, oder 2., daß sie sich Mühe geben, gute Eigenschaften, welche wir an uns haben, entweder als Thorheiten, oder um sie wirklich zu bezweifeln, durch witzige, beißende Worte Andern bemerklich zu machen, mit dem Zwecke, sich und Andere damit zu belustigen, d. h. uns damit lächerlich und zum Gegenstande des Spottes zu machen. Diese Begriffe von Ehre liegen den diesfälligen gesetzlichen Anordnungen im Strafgesetze zum Grunde — und die Ehre gegen solche Angriffe zu schützen, ist der Zweck der §§. 188, I. Theil St. G. B., dann 234, 235 und 236, II. Theil St. G. B. rücksichtlich der ersteren Art, des §. 237, II. Theil St. G. B., rücksichtlich der letzteren Art. Daß die Angriffe Saphirs gegen Josef und Konstanze Geiger zu dieser zweiten Art gehören, liegt am Tage; und da Saphir in der 11. Antwort seines Verhörprotokolles angibt, daß er sich über das Talent der Konstanzia Geiger weder beifällig noch abfällig ausspreche, daß ihm aber die Masse der Artikel in den Journalen über dieselbe unverhältnißmäßig gegen jene über langjährig anerkannte Talente erscheine, so ist es unzweifelhaft, daß jene der oben angeführten Artikel, worin er die Konstanzia Geiger nennt, nicht den Zweck haben können, sie zu loben, und daß dies von den andern Artikeln worin bloße Kennzeichen, welche auf sie Beziehung haben, vorkommen, noch weniger der Fall sein kann; sondern daß Saphir's Bestreben vielmehr in allen Artikeln dahin ging, durch witzige oder beißende Worte, oder Wendungen bei jeder möglichen Gelegenheit, die von Andern als gut anerkannten Eigenschaften der Geiger auf solche Art darzustellen, daß sie ein Gegenstand der Belustigung und des Spottes werden, wodurch, wenn schon nicht gleich anfangs, doch sohin bei fortwährender Wiederholung zum Theil die Meinung von einer thörichten Eitelkeit oder Eigendünkel dieses Kindes begründet und zugleich, weil die Geiger diesfalls ihr Wirken und ihre Handlungen nicht selbst bestimmen kann, sondern von ihren Eltern und insbesondere von ihrem als Kompositeur bekannten Vater geleitet wird — auch diesen von der öffentlichen Meinung, wenigstens theilweise, der Vorwurf einer thörichten Eigenliebe, einer Ueberschätzung des Talentes seines Kindes oder einer ärgerlichen Prahlsucht treffen muß. — Die Behauptung Saphirs, daß Konstanze ein hier gewöhnlicher Name sei, kann wohl als unrichtig bezeichnet werden, da derselbe hier gerade zu den seltenern gehört; wenn er, wie er sagt, ihn zufällig gewählt hat, warum wiederholt er denselben in drei Artikeln? — Nr. 207, 211, 235 — warum legt er ihn einem Mädchen bei, welches Klavier spielt, den Generalbaß lernt und komponirt? warum spricht er nicht von einer Konstanze, welche singt, oder deklamirt oder tanzt? — offenbar darum, weil das Klavierspiel und das Komponiren nur auf die Konstanze Geiger bezeichnend passen, und weil der Leser, da sonst öffentlich von keinem solchen Mädchen die Rede war, sie dadurch erkennen kann und soll. — In der Rezension über das Konzert vom 18. November 1847, Nr. 278 (deren Verantwortung Saphir auf sich nahm) will er nur schonend sagen, daß das Lied und das Auftreten der Geiger nicht gefallen habe. — Wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre, warum und wozu bedient sich der Referent der spöttischen Exposition wegen des Räthsels? Diese Darstellung und der Schluß kann wohl auch keinen andern Zweck haben, als um dieses öffentliche Auftreten der Konstanzia Geiger als eine thörichte Eitelkeit lächerlich zu machen. — Wenn Saphir seine Anekdote (Nr. 287) von der Königin Pomare ein Kompliment für die Geiger nennt, so muß man wohl sagen, daß er selbst mit dem Gericht sich Scherz erlaubt, denn eine Lächerlichkeit würde es wohl sein, wenn in der That eine in Jahren vorgerückte Australierin, welche nicht einmal



Die Erstürmung des Schottenthores.

Strümpfe trägt, in ihrem Lande das Klavierspiel lernen wollte, und insbesonders Wiener Tänze; — nun hat Saphir diese Lächerlichkeit erdichtet, aber gewiß nicht um Pomare, mit welcher er wohl in keiner Verbindung stehen wird, sondern um die Geiger mit ihrer Komposition lächerlich zu machen, was um so deutlicher wird, da Saphir zugesteht, daß er mit der Notiz der New-Yorker Schnellpost (Nr. 12) eine Satyre auf die Journale deshalb machen wollte, weil sie so viele Artikel über die Geiger bringen; diese, seine Erklärung kann aber für den unbefangenen Leser wohl keinen andern Sinn haben, als daß er auf die Geiger selbst eine Satyre machen wollte, — denn hätte er wirklich nur die Journale darüber angreifen wollen, daß sie über minder bedeutende Gegenstände viel schreiben, so hätte er, wie im Blatte Nr. 207 vorkommt, eine Menge anderer Beispiele, ohne alle persönliche Beziehung anführen können, z. B. von den Droschken, vom Weizen u. a. und nicht nöthig gehabt, die Geiger allein herauszuheben, und zwar um die Wendung desto beißender zu machen, nach seinem sowohl dem Redakteure als einem Blatte gespendeten Lobe, welches sich nur mit ernsten politischen Gegenständen befaßt, und welches in New-York wirklich sehr geschätzt war, wegen Mangel von Nachrichten über ein Kind aus Wien aber an seinem Werthe verloren hat. — Was das Spottgedicht in Nr. 276 betrifft, so wird im „Humoristen" Nr. 278 ausdrücklich angeführt, daß Konstanzia Geiger auf Grillparzer's Text ein Schlummerlied komponirt, welches Alboni vortrug, und sowohl im „Humoristen" Nr. 282—287 als in andern Blättern wurden gleichzeitig die Walzer der Geiger besprochen, und im „Wanderer" insbesondere erwähnt, daß sich ein französisches Blatt über die Geiger des Ausdruckes prodigo musicale bediene, worauf 4 Tage später der „Humorist" Nr. 251 bemerkt, daß man musikalische Wechselbälge (worunter in der Volkssprache ein ungerathenes Kind verstanden wird) nun schon der deutschen Sprache zum Hohn prodige musicale nenne. — Weil nun das Wort „Wuzerl" im österreichischen Provinzialismus nur von einem Mädchen gebraucht wird, und Saphir selbst gesteht, daß dies Gedicht ein Spottgedicht auf die Wunderkinder im Allgemeinen sein soll, so erhellet hieraus schon, daß mit dem Titel: „An ein Wunder Walzer-Wuzerl" allein die Geiger unverkennbar bezeichnet ist; — diese Bezeichnung wird aber durch den Inhalt selbst noch schärfer markirt u. a. —

Nachdem nun dem Angeführten zufolge diese Artikel, in welchen theils der Name Geiger erscheint, theils solche Kennzeichen angegeben werden, welche einzeln und bestimmt nur auf Konstanzia Geiger passen, offenbar den Zweck haben, diese Person öffentlich lächerlich zu machen, — Saphir diesen Zweck theilweise selbst zugesteht, theils aber blos durch beschönigende Auslegungen zu verdrehen sucht, und zur Widerlegung der, aus den einzelnen, bestimmten und auf die Konstanze Geiger passenden Kennzeichen, deutlich erhellenden Beziehung auf diese Person nur zu leeren Ausflüchten, zu Beschönigungen, gegen allen Sprachgebrauch streitenden Anwendungen des Sinnes einzelner Worte — ja sogar dazu seine Zuflucht nehmen muß, das Schlummerlied, dessen Sinn doch ganz klar mit einfachen Worten wie oben gezeigt wurde, in Prosa gegeben werden kann, ein „Wischiwaschi" (was eben so viel wäre, als ein „Unsinn") zu nennen und sowohl hiebei als rücksichtlich anderer Artikel mit sich selbst in offenbare Widersprüche geräth, so muß derselbe der Schmähung Geiger's und seiner Tochter im Sinne des §. 237 und in Betreff des Aufsatzes des L. Engel in Nr. 260 der Verbreitung einer Schmähschrift nach §. 248, II. Theil St. G. B., und zwar nach §. 359 für rechtlich überwiesen gehalten werden, und verfällt demnach in jeder dieser beiden Beziehungen in die Strafe des Arrestes von 1—3 Monaten. Als mildernd kann nur angeführt werden, daß dies der erste Fall der hierortigen Abstrafung ist; — erschwerend ist, daß er als Urheber und Verbreiter erscheint, daß er in erster Beziehung die Uebertretung so oft wiederholte und sich bei seinen Verantwortungen Umtriebe erlaubte.

Pr. Magistrats-Kanzlei.

Wien, am 13. März 1848.

Dieses Urtheil wurde Saphir schon um 4 Uhr Nachmittags, also gerade in der Stunde zugestellt, während welcher in der Herrengasse die ersten Schüsse gefallen waren. Der Amtsdiener, der es ihm in's Haus brachte, theilte ihm mit, daß er beim Landhause sich aufgehalten, und in Gefahr war, erdrückt zu werden. „Mir scheint", sagte der Diener zu Saphir, „daß Sie Ihre drei Monate nicht werden absitzen müssen." — „Wir haben eine Menge hoher Herren in Wien," erwiderte Saphir lachend, „ich werde Einen davon bitten, daß er die drei Monate auf sich nimmt." Ueber Saphir's Rekurs gegen das magistratliche Strafurtheil wurde, wohl in Folge der „geänderten Zeitverhältnisse", unterm 30. März von der Landesstelle entschieden, daß dieses Urtheil wegen Mangel des Thatbestandes einer schweren Polizei-Uebertretung aufzuheben sei ....

Wir fahren nun in der Schilderung der Vorgänge in der innern Stadt, die wir in diesem Abschnitte unterbrochen haben, wieder fort.

## 77.

## Anschläge gegen die Hofburg.

Nicht weniger ernst als die Vorgänge auf dem Hofe waren auch jene auf dem Michaelerplatze. Anfänglich ging es auch dort ziemlich „gemüthlich" zu und konnte sogar der Humor der Wiener sich breit machen. Ein Augenzeuge erzählt:

„Die Burg war abgesperrt. Von dem vorspringenden Erker des Burgtheaters bis zu dem gegenüber sich befindenden Zuckerbäckerladen von Dehne standen in drei Reihen Grenadiere, welche zwei Kanonen hinter sich hatten. — Auch die Herrengasse war abgesperrt. Zwei Kompagnien Grenadiere hielten dort mit aufgepflanztem Bajonnete die Menschenmenge, welche sie schrittweise aus der Herrengasse herausgedrängt hatte, zurück, da diese wieder in die Herrengasse wollte. Eben waren die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann noch zwei Offiziere heran geritten. Die Prinzen sahen sehr ernst auf die Menschenmenge, aus welcher ihnen manches Wort der Hoffnung wie der Befürchtung zugerufen wurde. Es mochte ein Uhr vorüber sein. Mitten auf dem Michaelerplatz — da wo jetzt ein Gaskandelaber steht, war damals ein Polizeihüttchen, von den tausend und aber tausend daranstoßenden Menschen hin und hergeschoben. Mit einem martialischen Schnurbart, obgleich sehr blaß, stand der dorthin postirte Polizeimann und sah sehr ernst, nicht herausfordernd, doch mit muthig funkelndem Blick auf die, zu einem Knäuel sich ansammelnde Menschenmenge. — Drei Männer standen in nächster Nähe an dem Hüttchen. Der eine war ein schmächtiger blasser Jüngling, der lachend den Kopf bald nach rechts, bald nach links zuckend wandte, um all die Zurufe und Witzworte zu hören. Das war der (jetzt in London lebende) Klavierspieler Schachner, zu jener Zeit der Vertreter klassischer Klaviermusik in den Konzertsälen. Der Zweite war mit ihm von gleichem Alter, doch sah das flammende Auge wie erwartend auf die Menge, ob sie den Kampf mit den Bajonneten dort aufnehmen werde oder nicht. Ein brauner Vollbart umrahmte das ovale Ge-

ficht; das war der eben aus Paris zurückgekehrte Schriftsteller Tauber. Der Dritte endlich war ein Mann mit einem Thorwaldsenkopf, mit langen schwarzen Locken, feurigem Blick und jenen markirten Zügen, die sogleich den Sohn Israels verriethen. Das war der Oberkantor Sulzer, durch seine wunderbar schöne Stimme, wie durch sein offenes freies Wesen, eine der populärsten Wiener Figuren. Alle Drei umringten eben einen Bretzenbuben, dem sie seine gesalzene Waare abkauften, um sie — nicht zu essen — um sie zu verschlingen! Alle Drei waren früh Morgens schon auf dem Kohlmarkt zusammengekommen, waren im Ständehause bei der Rede Fischhof's gewesen, waren aus der Herrengasse endlich hierher verschlagen worden, hatten aber heute noch keinen Bissen gegessen und fanden endlich in diesem Bretzenjungen einen Retter in der Noth."

„Kaum aber hatte Sulzer seine zweite Bretze verschlungen, als plötzlich die Redelust ihn befiel; er machte laut seine Bemerkungen über langen Hunger und von endlicher gesalzener Stillung unserer Wünsche; er zeigte auf die Kanonen und meinte, in der Zukunft werde aus anderen Backöfen unser Brot der Freiheit gebacken werden. — Das war dem Polizeimann, der bis jetzt ruhig in seinem Hüttchen gestanden hatte, endlich doch zu viel; die Profanirung der heiligen Kanonen — das ging über seinen Horizont: er trat zu den Dreien und forderte sie mit sehr ernsten doch ruhigen Worten auf, sich zu entfernen. Sulzer lachte; „ich habe noch nicht alle Bretzen aufgegessen," sagte er. „Mochens kan Spassetteln!", rief der böhmische Polizeimann und faßte den Arm des Sängers. Schachner trat erschrocken zurück, Tauber aber sprang wie ein Tiger auf die Beiden los. „Die Hand fort!" rief er und seine Augen blitzten. — „Geh'n Sie selber furt!" erwiderte ihm der Wachmann, ohne den Arm Sulzer's loszulassen. Tauber faßte nun des Polizeimann's Hand und wollte sie von seines Freundes Arm fortziehen. Der Mann leistet Widerstand — die Umstehenden drängen sich heran, die drei sich gegenseitig haltenden Männer werden an das Polizeihüttchen gedrückt und krach — fällt der schwarzgelb angestrichene Kasten zur Erde. Man hatte damals noch solchen Respekt vor dem Worte Polizei, daß die Menge erschrocken zurückwich. Tauber aber hob eine kleine gelbe Planke, die von dem Hüttchen abgesprungen war, von der Erde auf und sie hoch schwingend, rief er: „So wie diese kleine Zwingburg in den Staub gesunken ist — so soll die Macht, die bis jetzt darin wohnte, zu Boden getreten werden!" Im Nu hatten zwanzig Füße darauf getreten und jeder nahm jubelnd ein Stück — einen Splitter davon mit sich. — Der Polizeimann war verschwunden!"

Aber mit dem Witze, dem Uebermuthe und den „großen Worten" hatte es auf dem Michaelerplatz bald ein Ende. Als nach der Katastrophe beim Landhause ein großer Theil der dort angegriffenen Volksmenge gegen den Michaelerplatz zu flüchtete, entstand auf dem Letzteren eine unbeschreibliche Verwirrung. Man hatte die Schüsse beim Landhause gehört, man vernahm von dorther fortwährend ein ohrenzerreißendes Schreien und Lärmen, man sah durch die Herrengasse herab, dem Michaelerplatze zu, sich einen Strom Volkes heranwälzen, verfolgt von einzelnen feuernden Soldaten, denen ganze Kolonnen nachfolgten. Die Unruhe, das Entsetzen, welche nun die Menge ergriffen, entziehen sich jeder Schilderung. „Militär ist im Anzuge!" hieß es allgemein, ein Theil wollte entfliehen, aber der Andrang des Publikums vom Josefsplatze und vom Kohlmarkt, vom „Vogelmarkte" und vom Stallburgplatze her, war ein so außerordentlicher, daß an ein Entfliehen, ja blos an ein langsames Weiterkommen nicht zu denken war. Die Menge wurde vielmehr immer enger aneinander gedrückt und gegen die die Zugänge der Burg absperrenden Grenadiere hin geschoben. Der Kommandirende schien zu glauben, das Volk beabsichtige einen Angriff auf die Hofburg, denn er ließ sofort die Gewehre laden und auch an den beiden vor dem „großen" Riesenthore stehenden Kanonen machte sich die Bedienungsmannschaft schußbereit. Wirklich schienen hier die Dinge einen hochernsten Ausgang zu nehmen. Die die Herrengasse absperrende Militärabtheilung wurde von den vom Landhause aus massenweise heranstürmenden Flüchtenden auf den Michaelerplatz und in die Schauflergasse hineingedrängt, wobei es zwischen dem Militär (Grenadiere) und dem Volke zu einem erbitterten Handgemenge kam und durch Kolbenschläge und Stöße viele Verwundungen geschahen. Sowohl die Brutalität, mit welcher das Militär gegen das Volk verfuhr, als die Nachrichten vom Landhause, von dem dortigen Blutvergießen u. s. w., steigerten die Aufregung der auf dem Michaelerplatze befindlichen Menge und spornten sie nun eigentlich erst zum Widerstande an. „Rache für die Gefallenen!" ward allmälig die allgemeine Losung und es blieb nicht unbemerkt, daß das elegante feingekleidete Publikum das früher hier demonstrirt hatte, sich jetzt, wo eine Katastrophe bevorstehend zu sein schien, immer mehr und mehr lichtete und den vom Landhause herkommenden Studenten und Arbeitern Platz machte, welche dort von einem ganz eigenthümlichen revolutionären Geiste und einer in Wien bis dahin ganz unbekannten Entschlossenheit und Widerhaarigkeit ergriffen worden waren.

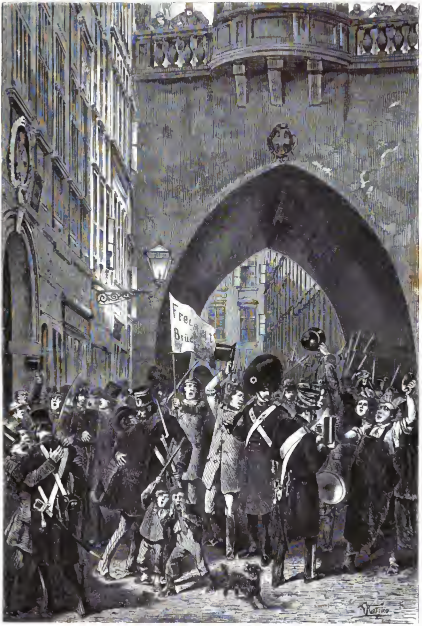
Die Lage der Aufständischen war übrigens hier eine verzweifelte. Die zum Schutz der Burg aufgestellten Militärabtheilungen wurden fortwährend verstärkt und dem wehrlosen Volke standen Kanonen gegenüber, deren Kartätschenladungen Hunderten und Tausenden Tod und Verderben bringen konnten. Das auf dem Michaelerplatze stehende Volk wurde überdieß von allen Seiten gedrängt, gedrückt und gestoßen, damit es zum Angriffe auf das Militär schreite. Es scheint in diesen Augenblicken Viele der Muth der Verzweiflung erfaßt und zu dem Entschlusse einer heroischen That gebracht zu haben. In den Berichten von Zeitgenossen wird von Studenten und Arbeitern erzählt, die, um der Volkssache den Sieg zu verschaffen, sich gegenseitig dazu ermunterten und dazu verbündeten, die Kanonen vor dem „großen" Riesenthore zu erstürmen. Die Ladung der beiden Geschütze — rechnete man — würde zwar viele Todte und viele Verwundete als Opfer heischen, aber die hinter den Todten und Verwundeten Befindlichen würden den Kanonieren nicht mehr Zeit lassen ein zweites Mal zu laden und zu feuern, vielmehr die Geschütze erstürmen, sie umdrehen und sie gegen das aus dem Innern der Hofburg anrückende Militär richten. Auf diese Weise hoffte man, den Aufstand in den Besitz von

*Kanonen und anderen Waffen zu bringen*, da man auch die Bedeckungs- und Bedienungsmannschaft der Geschütze zu überwältigen gedachte. Von diesen und anderen Plänen wird in mehreren zeitgenössischen Schilderungen der Märzbewegung Akt genommen; aber, nachdem weder einer dieser Pläne zur Ausführung kam, noch solches mindestens versucht wurde, so lassen wir es dahin gestellt sein, ob solche Pläne überhaupt in Wirklichkeit existirten. Gewiß ist übrigens, daß die Aufregung auf dem Michaelerplatze einen ganz unglaublichen Höhegrad erreicht hatte, und daß in der That mehr als ein Versuch gemacht wurde, *sich in das Innere der Hofburg die Bahn zu brechen*. Auf die kaiserliche Familie hatte man es dabei sicherlich nicht abgesehen, wohl aber auf *Metternich*, *Sedlnitzky* und die Militärkommandanten, die man in der Burg zu finden hoffte.

Gegen 4 Uhr kam noch ein neuer Beweggrund, die Burg zu erstürmen, zu den übrigen hinzu. Man glaubte in der Menge auf dem Michaelerplatze fortwährend aus dem Innern der Burg den Knall von einzelnen Gewehrschüssen zu hören. „Man schießt auf dem Franzensplatze!" ... „Wieder wird in der Burg geschossen!" hieß es auf dem Michaelerplatze von Minute zu Minute. Alles grübelte und forschte nach der Ursache dieses steten Schießens. Ist ein Theil der Besatzung der Burg etwa zum Volke übergegangen und nun mit dem anderen Theile im Kampfe? Dies bezweifelte man, und man hielt es für wahrscheinlicher, daß die Burg von der Mariahilfer Seite aus vom Volke angegriffen worden sei. Doch auch diese Annahme war, wie alsbald mit Bestimmtheit vernommen wurde, grundlos. Oder gelten diese Schüsse einzelnen Anhängern des Volkes, die vielleicht gefangen genommen, in die Burg geschleppt und dort von einem Kriegsgerichte verurtheilt wurden und nun ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet werden? Indem man alle Möglichkeiten, welche die Schüsse in der Burg zur Ursache haben konnten, erwog, gelangte man in seiner erhitzten Einbildung wirklich zu dem Schlusse, *daß am Franzensplatze ein wahres Blutbad angerichtet werde, daß dort eine Hinrichtung „durch Pulver und Blei" auf die andere folge*. Man erinnerte sich dabei der *Stände*, die man gezwungen, in die Burg zu ziehen, um dort die Wünsche des Volkes zur Geltung zu bringen. Man besorgte, daß die Stände deßhalb als Theilnehmer an dem Aufstande angesehen, daß sie als Hochverräther gefangen gesetzt und von einem improvisirten Gerichtshofe zum Tode verurtheilt worden seien. „*Wir müssen ihnen das Leben retten, sie sind unsere Fürsprecher, wir dürfen sie nicht Preis geben, sie zu retten gilt es, koste es was es wolle!*" Diese Befürchtungen wegen der Landstände schienen zunächst zu einem Zusammenstoße zwischen Militär und Ständen auf dem Michaelerplatze die Veranlassung gegeben zu haben. Die Menge schritt immer näher auf das Militär zu und schrie es an: „*Gebt uns die Landstände heraus!*" ... „*Sie sollen sich uns zeigen, wenn sie noch nicht gemordet worden sind!*" ... „*Heraus mit den Ständen!*" Das Militär wußte natürlich nicht, um was es sich handle und setzte sich nur in Bereitschaft, um einem Angriff zu begegnen. *Wäre in diesem Augenblicke durch irgend einen Zufall ein Gewehr losgegangen, es wäre unmittelbar vor der Burg zu einem entsetzlichen Gemetzel gekommen.* Aber das Militär imponirte dem Volke durch seine Stärke, durch die Ruhe, mit der es einen Angriff erwartete.

Dort wo die Schaufler- und die Herrengasse in den Michaelerplatz einmünden, ging es plötzlich besonders stürmisch her. Redner sprachen zum Volke, der Lärm war aber ein so fürchterlicher, daß man selbst in kurzer Entfernung nicht das Geringste vernehmen konnte. Sie müssen in ihrer Umgebung irgend einen Vorschlag gemacht, sie müssen die Menge für irgend etwas gewonnen haben, denn an der Spitze dieser Redner verließ ein großer Theil des Volkes den Platz, in die Schauflergasse hineindrängend. Wir eilen ihnen nach. In der Schauflergasse, gegenüber dem *Griensteidl*'schen Kaffeehause vor einem Privatgebäude, halten Hunderte von Menschen. Das Thor dieses Hauses ist eingedrückt worden, es haben sich Einzelne in die Wohnungen des ersten Stockwerkes hinaufbegeben, um nach einem Zugange in das Innere der Burg zu suchen, den man dort zu finden hoffte. Es war der Menge nämlich mitgetheilt worden, daß in diesem Hause der Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Josef, Graf *Bombelles*, gewohnt und die Erlaubniß erlangt habe, daß er die an seine Wohnung anstoßende Mauer der Hofburg durchbrechen und sich einen Zugang aus seiner Wohnung in die Burg herstellen lassen dürfe. Man wollte nun durch diesen Zugang, von dem man glaubte, daß er noch immer vorhanden sei, in die Burg zu kommen suchen. Graf *Bombelles* war aber bereits vor ein paar Jahren ausgezogen und der Zugang gleichzeitig wieder vermauert worden, so daß man nicht einmal eine Spur mehr davon auffinden konnte. Es ist nun möglich, daß man in der ersten Aufwallung den Entschluß faßte, Spiritusfässer, Pechkränze, Fackeln u. s. w. auf den Dachboden des Hauses hinaufzuschleppen, durch welche leicht brennende Gegenstände man den an das Haus anstoßenden Trakt der Hofburg in Feuer und Flammen versetzen zu können meinte. Es ist dies alles unmittelbar nach den Märztagen berichtet worden, aber es ist uns nicht gelungen, die Wahrheit dieser Angaben zu erforschen und wir sind um so eher geneigt, diese Angaben für aus der Luft gegriffen zu halten, weil von der Reaktion daraus mit ganz besonderer Vorliebe Kapital geschlagen und z. B. der Beweis gezogen worden ist, *daß die Bevölkerung Wiens schon am 13. März der verruchtesten Schandthaten fähig gewesen wäre*. Lassen wir es demnach immerhin dahingestellt sein, ob ein Haufe exaltirter Menschen selbst den Versuch nicht gescheut hätte, die Burg mit einer Feuersbrunst zu bedrohen, um sich, wir wissen aus welchen Motiven, den Eingang in dieselbe zu erzwingen.

Auf der anderen Seite des Michaelerplatzes wurden ebenfalls Versuche gemacht, in die Burg hineinzukommen. Von der kaiserlichen Reitschule neben dem Hofburgtheater bis auf den Josefsplatz blieb keine Fenstertafel ganz, kein Rahmen unbeschädigt, die Gitter der ebenerdigen Fenster wurden sogar ausgehoben und die Trümmer derselben wur-



Verbrüderungsszene im tiefen Graben.

den als Waffen verwendet. Ganze Rotten waren alsbald mit Eisenstäben bewaffnet. Gleichzeitig hatte die sogenannte Stallburg einen Sturm nach dem andern auszuhalten. Doch gab es hier blos Angreifer aber keine Vertheidiger. Die Thore und ebenerdigen Fenster des Gebäudes waren jedoch derart verrammelt worden, daß das Volk sich vergeblich abmühte, sich durch dieselben eine Bahn zu brechen und als Einzelne an dem Thore Feuer legen wollten, um die darinnen Befindlichen „auszubrennen", wurden sie von der großen Mehrzahl der Stürmenden selbst daran abgehalten. Blos das Gewölbe der Hofapotheke erwies sich nicht als fest genug, um einem wiederholten Anprall widerstehen zu können. Die Thüren derselben wurden eingeschlagen und ein Haufe Volkes stürmte in die Apotheke hinein, darin die maßlosesten Verwüstungen begehend, alles durcheinander werfend, ausgießend, zu unterst und zu oberst kehrend. Die Zerstörung der Apotheke war insoferne nicht gleichgiltig, weil dieselbe mit der Hofburg unmittelbar verbunden ist und es von derselben aus sogar möglich war, in die nächste Nähe der Wohnzimmer des Kaisers Ferdinand zu gelangen. Es wurden von Seite der Menge auch Versuche gemacht, in die an die Apotheke anstoßenden Gemächer zu kommen, aber diese Versuche blieben fruchtlos, da die Thüren mit Steinen von Innen wohl verrammelt worden waren und man der Menge, welche die Exzesse in der Hofapotheke beging, nicht lange Zeit ließ, dieselben fortzusetzen. Der Josefsplatz füllte sich nämlich vom Innern der Hofburg aus plötzlich mit Militär und unter dem Geschrei „Militär!... Militär kommt!" stürmten vom Josefsplatze her viele Hunderte gegen den Michaelerplatz und rissen auch die in der Hofapotheke Tumultuirenden mit sich fort, ohne daß vom Josefsplatze aus irgend ein Angriff erfolgt wäre.

Gleichzeitig verbreitete sich auf dem Michaelerplatze die Nachricht, daß der größere Theil der Garnison sich vor der Dominikanerbastei zusammenziehe und Befehl erhalten habe, von dort aus auf die Universität zu rücken, dieselbe zu besetzen und alle Zusammenrottungen, sowohl von Studenten als von anderen Personen aus dem Publikum, in der Nähe der Universität mit allen Mitteln zu verhindern. Unter den Studenten, die unter sich beschlossen hatten, daß sie um 5 Uhr auf der Universität zusammenkommen werden, erregte dieses Gerücht begreifliche Bestürzung. Durch die Verhinderung der verabredeten Zusammenkunft wäre es der Studentenschaft unmöglich gemacht worden, sich zu einem gemeinsamen, geschlossenen Vorgehen zu verständigen, auf die Bewegung irgend welchen Einfluß nehmen zu können. Es galt also, sich so schnell als möglich nach der Universität zu verfügen. „Studenten! Die Universität ist in Gefahr! ... Zur Universität!" Unter diesem Ausrufe zogen zahlreiche Studenten vom Josefsplatze aus über den Kohlmarkt, Graben, Stockimeisenplatz, Stefansplatz, durch die Bischofsgasse, Rothenthurmstraße, Bäckerstraße zur Universität, auf dem Wege von Schritt zu Schritt mit den an den verschiedenen Punkten postirten Kollegen sich verstärkend und begleitet von einer zahllosen Menschenmenge.

Die jungen Leute waren in diesem Momente bereits die Helden des Tages. Man wußte schon in der ganzen Stadt von den Vorgängen, die des Morgens auf der Universität stattgefunden hatten, von dem Zuge der Studenten nach dem Landhause, von den Reden, die dort von Einzelnen derselben gehalten worden waren, von dem Muthe, den die gesammte Studentenschaft dort bewährt hatte, und davon, daß einzelne Studenten den heutigen Tag bereits mit ihrem Leben bezahlen mußten. Die studierende Jugend hatte sich durch all' dies die Liebe, die Sympathien, das Vertrauen, die Bewunderung der Bevölkerung gleichsam wie im Sturme erobert, die höchsten Auszeichnungen, die größten Ehrenbezeugungen wurden ihr von nun an Seitens der Wiener zu Theil, und ihr Erscheinen allein reichte schon hin, die Bevölkerung zu ermuthigen und zu begeistern. Auf diesem Gange nach der Universität geschah es vielleicht zum ersten Male, daß die Studenten vom Volke als „die Befreier", als „Kämpfer für Freiheit und Recht" mit enthusiastischem Jubel aufgenommen wurden. „Die Studenten!" — hieß es — „die jungen Helden! die für uns Blut und Leben auf das Spiel gesetzt haben! Heil Ihnen! Sie sollen leben! Vivat hoch!" Alle Fenster öffneten sich, Alles winkte und jubelte ihnen zu, Frauen und Mädchen warfen ihnen Blumensträuße herab, Alles umarmte, küßte sie und verbrüderte sich mit ihnen. Solchen Respekt flößten sie damals bereits ein, eine solche Macht waren sie schon geworden, daß die Militärabtheilungen, an denen sie vorüberzogen, die Militärpatrouillen, denen sie begegneten, es nicht mehr wagten, sie anzugreifen, trotzdem eine jede solche Truppe von den Studenten ausgezischt und ausgepfiffen, und von der sie begleitenden Volksmenge beschimpft, verunglimpft und den Offizieren laut zugerufen wurde, daß die Soldaten die Mörder des wehrlosen Volkes gewesen seien.

Auf dem Kohlmarkte, auf dem Graben, dem Stockimeisen-, dem Stefansplatze, wo die Quartiere der reichen Bewohner sich befinden, zeigte sich überall die tiefste Abneigung für das Militär und die begeistertste Stimmung für die Sache des Volkes. Damen und elegant gekleidete Mädchen jubelten den Studierenden, den Arbeitern, den bewaffneten Bürgern und allen Jenen zu, deren Aeußeres, deren ganzes Auftreten darauf schließen ließ, daß sie am Aufstande thätig sich betheiligen.

Auf dem Stefansplatze, wo Versuche gemacht, aber von dem dort aufgestellten Militär abgewehrt worden waren, um den Münster zu erbrechen und mit der „Riesenglocke" des Domes Sturm zu läuten, herrschte gleichfalls das bewegteste Leben. Die Menge, die auf den Thurm nicht zu gelangen vermochte, ließ ihre Wuth an dem Gebäude der Briefpost aus, dessen Fenster von ihr zertrümmert, dessen Thore von ihr erbrochen und in Stücke zerschlagen wurden. Nur zwei große Häuser auf dem Stefansplatze hatten das Aussehen, als ob sie ausgestorben wären. An den Fenstern derselben zeigte sich während der ganzen Dauer der Märztage Niemand, ihre Thore blieben verschlossen; es waren dies das Palais des Erzbischofs und das erzbischöfliche Seminar. „Die Seminaristen durften, wie man später berichtete, ihr Haus nicht nur nicht verlassen, sondern es wurde ihnen auch unter Androhung der strengsten Strafen untersagt, die

Fenster zu öffnen und sich an denselben zu zeigen. Gewiß aber brachten auch viele Herzen unter den jungen Theologen den Kämpfern für Freiheit und für Licht im Stillen ein begeistertes Hoch! Man ließ sie, die doch lauter Oesterreicher und größtentheils gebürtige Wiener waren, während der drei Märztage ohne alle Nachricht von Außen. Wenn man sich vorstellt, wie begierig man im Seminar gewesen sein mag, zu erfahren, wie es Eltern, Brüdern, Freunden und Bekannten während der Tage der Gefahr ergehe, so kann man sich davon einen Begriff machen, wie die Seminaristen über diese Tyrannei ihrer Oberen empört waren. Erst am 15. März Abends, nach der Verkündigung der Konstitution, durften die Seminaristen wieder ausgehen, doch als sie es, nach Hause zurückgekehrt, wagten, der Konstitution ein fröhliches Vivat! zu bringen, vermaß sich einer der Seminarvorsteher, sie dafür mit strengen Worten zurechtzuweisen. Darüber brach jedoch ein solcher Schrei des Unwillens los, daß der betreffende Vorsteher, um die gereizten Gemüther zu beschwichtigen, sich zu einem förmlichen Widerrufe entschließen mußte . . ."



Auf dem Wege nach der Universität begegneten den Studenten bereits außer einzelnen bewaffneten Bürgern, denen Alles, Hüte und Tücher schwenkend, „Hoch!“-Rufe brachte, auch mehrere Tambours des Bürgermilitärs, welche die Straßen durchzogen, den Generalmarsch zum Ausrücken der Bürger schlagend. Von den Militärabtheilungen wurden diese Tambours nicht gehindert, aber einzelne Kommandirende unterließen es natürlich nicht, von ihnen Rechenschaft abzuverlangen. Es zeigte sich dabei, daß durch die Alarmirung der Bürger das Militär in der Auffassung seiner Aufgaben und seiner Pflichten nicht wenig irre gemacht wurde. „Ein Oberst“ — erzählte man später — „herrschte einen solchen Tambour, der unter dem Applause und Beifallsklatschen der Menge trommelnd an dem Militär vorübermarschirte, in folgender Weise an: „Wer hat Euch zum Generalmarschtrommeln kommandirt?“ Der Tambour: „Mein Regimentskommandant!“ Der Oberst: „In Folge höherer Weisung?“ Der Tambour: „Ueber Befehl Sr. Hoheit des Erzherzogs Albrecht!“ Der Oberst: „Des Kommandirenden?...“ Der Tambour: „Sollen die Bürger ausrücken, um die Ruhe wieder herzustellen!“ Der Oberst: „Das ist Sache der Garnison!“ Der Oberst wurde dieser Aeußerung wegen vom Publikum verhöhnt, der Tambour zog unter dem Jubel desselben Alarm schlagend weiter...“

In vielen Straßen hieß es sogleich: „Die Bürger müssen ausrücken, zum Schutze gegen das Militär! Der Erzherzog selbst hat es befehlen müssen!“ Man freute sich darüber, man machte Witze darüber, da man denselben Erzherzog allgemein beschuldigte, beim Landhause zum Schießen den Befehl ertheilt zu haben. Einzelne Volkshaufen wollten nun auch die Tambours des Militärs zwingen, den Generalmarsch zum Ausrücken der Bürger zu schlagen. „Ein einzelner Tambour vom Militär“ — wird erzählt — „kam den Kohlmarkt herauf. Man hält ihn an, faßt seine Arme und verlangt, er solle den bürgerlichen Generalmarsch schlagen. Als er das nicht thun zu können erklärt, schlägt man seiner Trommel das gespannte Fell durch, zerbricht ihm die Schlägel und entläßt ihn mit Püffen.“

Es muß uns nun zunächst interessiren, zu erfahren, wie der Erzherzog-Kommandirende von Wien plötzlich dazu kam, das Bürgermilitär zum Schutze für die Bevölkerung aufzubieten.

## 78.

## Die erste Errungenschaft.

Als die Stadt kurz nach der Katastrophe beim Ständehause ihr Kriegskleid angezogen hatte, als die ersten Schüsse und die ersten Opfer gefallen waren, die Kavallerie die ersten Angriffe gegen die vor dem bürgerlichen Zeughause versammelte Menschenmenge gemacht hatte, da stand jeden Augenblick ein allgemeiner Zusammenstoß des Volkes mit den Truppen in der Stadt und in den Vorstädten zu befürchten, denn von einzelnen Personen, die durch die geschlossenen Stadtthore noch hereingelassen worden waren, erfuhr man, daß der obdach- und arbeitslose Theil der Bevölkerung in den von den ärmeren Volksklassen bewohnten Vorstädten, auf den sogenannten „bloßfüßigen Gründen“, sich bereits auf den Glacis', in den Vorstädten und in den Ortschaften vor den Linien in einer, das Eigenthum der wohlhabenden Einwohner gefährdenden Absicht zu versammeln beginne. In der innern Stadt wurden bis dahin zwar einige rohe Exzesse verübt, aber man hatte doch nicht Grund, das Vorhandensein solcher Tendenzen zu vermuthen. Krawall- und exzeßsüchtige Haufen von lärmenden Burschen durchzogen die Stadt und benützten die allgemeine Verwirrung, um, namentlich mehreren öffentlichen Gebäuden erheblichen Schaden zuzufügen. Wir wissen, wie es beim Landhause herging, daß das bürgerliche und militärische Zeughaus, der Magistrat und das städtische Gerichtsgebäude, das Ligourianerkloster und die Briefpost, die sogenannte Stallburg und die Hofapotheke, ja sogar ein Theil der Hofburg Angriffen ausgesetzt und auch bereits beschädigt worden waren. Die Trottoirs und Fahrstraßen der Stadt waren an verschiedenen Punkten mit zertrümmerten Fenstertafeln, mit Fensterkreuzen und Bestandtheilen von Fenstergittern, mit Bruchstücken von Mörtel und Mauerwerk, mit zerschlagenen Wachthäusern, Gaskandelabern, mit Pflastersteinen, da man stellenweise auch das Pflaster aufgerissen hatte, wie besäet. Auch ein Privathaus in der Schauflergasse hatte bereits Schaden gelitten, und die Lobmaier'sche Glashandlung in der Kärntnerstraße, sowie eine Weißwaarenhandlung am Hofe, die beide das Schild „Zum Fürsten Metternich“ führten, liefen sogar Gefahr gestürmt und demolirt zu werden. Das erstere Gewölbe rettete der Hausmeister, der so viel Geistesgegenwart hatte, die Porzellanbuchstaben des Schildes gerade noch im rechten Augenblicke mit einer Hacke zu zerschlagen, der Schild der Weißwaarenhandlung wurde von dem Gewölbsinhaber verhängt, aber das Tuch wurde herabgerissen und im Angesichte des Militärs die Firmatafel mittelst Kreide mit einem großen Galgen überzeichnet, unter dem die Namen: Metternich, Sedlnitzky, Czapka, Muth und anderer noch höherer Personen zu lesen waren. Solche Galgen waren auch auf viele Hausthore aufgezeichnet worden, was der Physiognomie der inneren Stadt ein keineswegs freundlicheres Gepräge aufdrückte. Indem waren fortwährend die beängstigendsten Gerüchte in Umlauf. „Bald hieß es, soeben sei das Versatzamt erbrochen worden, dann hörte man wieder, das Volk habe von der Staatsschuldenkasse Besitz genommen.“ Es erwiesen sich freilich fast alle diese Gerüchte nachträglich als Ausgeburten irgend einer erhitzten Phantasie, aber für den Moment trugen sie doch dazu bei, die herrschende Aufregung bedeutend zu steigern und den Besitzenden Furcht und Besorgniß einzuflößen.

In diesen hochernsten Augenblicken war es, als einer der angesehenen Bürger der Stadt, Albert Hardt, Tuchwaarenhändler und Hausbesitzer nächst dem „Eisgrübel“ den Entschluß faßte, dahin zu wirken, daß durch die Bewaffnung der dem Bürgermilitär nicht angehörigen Bürger und „sonst Vertrauen verdienender Personen“ für die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit in der Stadt und in den Vorstädten vorgesorgt werde. Hardt

begab sich, nachdem er sich zuvor mit mehreren Bürgern von Ansehen und Einfluß verständigt hatte, in Begleitung von noch drei Bekannten, die sich in gleicher Absicht ihm zugesellt hatten, in das Hofkriegsgebäude, in dessen Hof Erzherzog Wilhelm, Prinz Wasa, nebst verschiedenen Generalen und Adjutanten sich befanden. Nachdem Hardt, dem ihm zuerst entgegen kommenden Prinzen Wasa seinen Wunsch mit der Bitte vorgetragen hatte, es möchte sich ein, das Vertrauen des Volkes genießender Prinz an die Spitze einer zu errichtenden „Volkswehr" stellen, verwies ihn Wasa an den Erzherzog Albrecht. — Hardt, der dafür hielt, daß Erzherzog Albrecht für den Augenblick unmöglich geworden sei, wandte sich jedoch an Erzherzog Wilhelm, welcher auch unter dem Vorbehalte, daß Se. Majestät die Zustimmung ertheilen würde, seine Einwilligung gab, an die Spitze einer neu zu schaffenden Volksbewaffnung zu treten. Es gelang Hardt jedoch erst im Laufe des nächsten Tages, sein Anliegen an entscheidender Stelle zum Vortrage zu bringen. Als Hardt und seine Begleiter sich aus dem Hofkriegsgebäude entfernten, hatten die stürmischen Auftritte am Hofe bereits ihren Anfang genommen. Die Kavallerie sah sich eben genöthigt, sich vor dem Steinhagel, mit dem sie von Seite des Volkes überschüttet wurde, zurückzuziehen.

Fast gleichzeitig wie von Hardt, waren auch von anderer Seite Versuche unternommen worden, um den Feindseligkeiten zwischen Militär und Volk ein Ende zu machen und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Gegen 4 Uhr trafen nämlich die Bürger Arthaber, Winter, Jägermayer, Thomeier, Buchhändler Haas, Dr. Alexander Bach, Dr. Hammerschmidt, der Schriftsteller Dr. Schmidt und F. C. Schall vor dem Magistratsgebäude zufällig zusammen, in der gleichen Absicht, den Bürgermeister aufzufordern, daß er all seinen Einfluß aufwende, damit die Truppen aus der Stadt entfernt und das Bürgermilitär in dieselbe eingelassen werde. Kurz bevor die Genannten vor dem Magistratsgebäude erschienen, war daselbe über Ansuchen des mittlerweile im bürgerlichen Zeughause wieder sichtbar gewordenen Bürgermeisters von einem Bataillon Militär unter dem Kommando des Obersten Partsch besetzt worden, der Jedermann den Zutritt in das Gebäude verweigern ließ. Erst über Fürsprache



Das Schießen aus dem Polizeigebäude.

eines Magistralsdieners, der Arthaber persönlich kannte, gelang es der Deputation Einlaß zu finden. Sie eilte in das Bürgermeisteramt hinauf, erfuhr aber dort, daß Czapka nicht anwesend sei und wahrscheinlich in seiner Wohnung sich aufhalten dürfte. Befragt, was sie für ein Anliegen habe, ließ sie durch Arthaber erklären, daß sie dies nur dem Bürgermeister persönlich eröffnen könne, aber darauf bestehen müsse, sogleich zu ihm geführt zu werden, indem jeder Aufschub ihrer Angelegenheit gefahrdringend für die Stadt und für die Bevölkerung sein könne. Der Magistratsrath Edler von Sögner, zu dem die Deputation gebracht wurde, weigerte sich nicht, dieselbe durch einen Magistratsbeamten in das Unterkammeramt, wo Czapka wohnte, führen zu lassen.

Das Gedränge in allen zum bürgerlichen Zeughause führenden Gassen war so groß, daß die Deputation erst auf weiten Umwegen dahin gelangen konnte. Auf der hohen Brücke, welche die Deputation passiren mußte, wurden von dem bis auf das Aeußerste gereizten Volke eben Anstalten gemacht, Barrikaden aufzuführen; die Wachthäuser wurden niedergerissen und eine dumpfe, gewaltige Gährung gab sich aller Orten kund. Als die Deputation im bürgerlichen Zeughause anlangte, wiederhallte es darin von dem auf dem Platze erhobenen Schreien, Lärmen, Toben, Jammern, Heulen. Kavallerie und Volk befanden sich in diesem Augenblicke in heftigem Kampfe. Die Deputation, von dem Feuereifer beseelt, weiteres Unglück zu verhüten, stürmte in Czapka's Wohnung hinauf, der, als die Deputation die Thüre seines Zimmers öffnete, eben am Fenster stand und das Treiben unten am Platze sich besah. Die Deputation, über diese Gleichgültigkeit des Bürgermeisters empört, überhäufte denselben mit den heftigsten Vorwürfen, erklärte ihm, man gebe in ganz Wien ihm allein die Schuld, daß auf wehrlose Bürger gefeuert worden sei, denn er hätte es verhüten können und verlangte von ihm, daß er allsogleich die Entfernung des Militärs aus der Stadt und die Besetzung derselben durch die bewaffneten Bürger zu bewirken trachte.

Die Deputationsmitglieder standen, eben so viele Ankläger, mit zornigen Mienen und wuthflammenden Blicken vor dem Bürgermeister, der in diesem Augenblicke sichtlich seine Fassung verlor. Welche Veränderung im Laufe weniger Stunden! Kurz vorher stand Czapka noch der gesammten Bürgerschaft gegenüber, als ein allmächtiger, von der Gunst des Hofes und aller hohen Regierungspersonen getragener Mann, vor dem die reichsten, angesehensten Bürger der Stadt sich bückten und beugten, so schwer es ihnen auch ankam, seit er ihnen mißliebig geworden war. Und jetzt! Czapka bequemte sich dazu, die Anklagen, die Zornesausbrüche, die Angriffe auf seine Person von Seite der Deputation schweigend anzuhören, sie ruhig über sich ergehen zu lassen. Gleichsam zu seiner Entschuldigung brachte er vor, daß er weder über das Bürgermilitär, noch über das k. k. Militär zu verfügen habe.

Während verschiedene Deputationsmitglieder neue Vorwürfe gegen den Bürgermeister richteten und ihm vorhielten, daß er nichts weniger als ein Bürgermeister, nämlich der Vertreter der Bürgerschaft sei, geschah es, daß gerade unter den Fenstern des Zimmers, wo man sich befand, also vor den Augen der Deputation, eine dort aufgestellte Kavallerie-Abtheilung auf das herandringende Volk einhieb, von diesem aber mit Steinwürfen traktirt wurde. Auch auf dem Judenplatze waren von den dort aufgestellten Grenadieren mehrere Menschen soeben todtgeschossen oder verwundet worden. Eines der Deputationsmitglieder, entsetzt über diesen Anblick, stieß ein Fenster derart auf, daß es in Trümmer brach, und als man sah, wie am Platze unten die Kavallerie noch ein zweites Mal auf die zum Zeughause stets mehr verdrängende Menschenmenge einhieb, schrie ein anderes Deputationsmitglied aus vollem Halse: „Bürgerblut! Bürgerblut!“ und packte einen beim Fenster stehenden Sessel, den es mehrere Male mit solcher Heftigkeit auf den Boden stieß, bis er zertrümmert war. Die übrigen Deputationsmitglieder überhäuften währenddem den Bürgermeister mit den stärksten Vorwürfen. Arthaber forderte schließlich Czapka in ungestümer Weise auf, sich mit der Deputation alsogleich zum Erzherzog-Kommandirenden zu begeben, und sich bei ihm wegen des Abzuges des Militärs und des Einrückens der bewaffneten Bürger in die Stadt zu verwenden. In diesem Augenblicke erschien Czapka's Gattin im Zimmer. Als sie hörte, daß man ihm zumuthe, das vom Militär besetzte Haus zu verlassen und sich unter die Volksmenge zu begeben, gerieth sie vor Entsetzen außer sich. Sie besorgte nämlich, daß das Volk ihren Gatten insultiren werde, und bat die Deputation mit aufgehobenen Händen, daß sie davon abstehen möge. Als diese dazu nicht einwilligte, wollte sie vor den Bürgern auf die Kniee fallen, woran sie jedoch von Czapka gehindert wurde, der seiner Gemalin in festem Tone erklärte, er lasse sich nicht zurückhalten, er werde mit der Deputation gehen. Um der Letzteren ein unterscheidendes Kennzeichen zu verschaffen, mußte Czapka's Gattin schließlich noch weiße Sacktücher hergeben, die in Streifen zerrissen wurden, deren sich jedes Deputationsmitglied einen um den Oberarm binden ließ.

Czapka entfernte sich mit der Deputation über die Unterkammeramtsstiege, da der Zugang nächst dem bürgerlichen Zeughaus nicht mehr zu passiren war. Als die Deputation über den Hof schritt, ritt gerade Erzherzog Albrecht mit zahlreicher Suite über die Freiung dem Hofkriegsgebäude zu. Die Deputation beeilte sich, das Letztere zu erreichen. Unter dem Rufe: „Eine Bürgerdeputation!“ gelang es ihr, sich durch die Masse Bahn zu brechen. „Als sie“ — meldet ein Bericht — „vor dem Kriegsgebäude anlangte, stieg der Erzherzog soeben vom Pferde herab. Die Deputation eilte auf ihn zu und Czapka trug ihm vor, wer die Mitglieder derselben seien und worin ihr Anliegen bestehe. Der Erzherzog bedeutete dem Bürgermeister, daß er ihm mit einem oder zwei der Herren in den Hof des Kriegsgebäudes folgen möge, da der Lärm und Tumult am Hofe selbst ein ohrenzerreißender war, und an die Führung einer Unterredung dort nicht gedacht werden konnte. Czapka und Arthaber folgten dem Erzherzoge nach. Der Erzherzog stellte sich an dem auf der linken Seite des Hofes befindlichen Brunnenständer auf, wo Arthaber in Folge eines Winkes des

Erzherzogs in dessen unmittelbare Nähe trat und ihm die Bitten der Deputation zu rechtfertigen suchte."

„Die ausgebrochene Volksbewegung, sagte Arthaber zum Erzherzoge, sei zu bedauern, aber nicht die Bevölkerung sei für dieselbe verantwortlich zu machen, sondern die Regierung, die es so weit habe kommen lassen. Das Regierungssistem sei dem Volke unerträglich geworden, man wolle vom Absolutismus länger nichts mehr wissen und werde auch in Oesterreich nicht eher ruhen, als bis ähnliche volksthümliche Institutionen eingeführt worden seien, wie in den übrigen civilisirten Staaten. Nur die am Ruder der Regierung befindlichen Personen stünden dem entgegen und es sei daher natürlich, daß man deren Beseitigung wünsche und namentlich auf die Entfernung des Fürsten Metternich dringe." — Der Erzherzog soll über Arthaber sehr ungehalten gewesen sein und ihm zornig gesagt haben, daß es nur einzelne Mißvergnügte gebe, denen man das Maul schon stopfen werde, daß aber die überwiegende Mehrzahl des Volkes mit der Regierung und deren Leitern vollkommen zufrieden sei und auch Ursache dazu habe. Arthaber suchte den Erzherzog sofort von dem Gegentheile zu überzeugen. „Das ganze Volk sei der Regierung längst überdrüßig. Der Bauer schmachte unter zu großen, theilweise sogar seine Menschenwürde entehrenden Lasten und Abgaben, der gesammte Bürgerstand ob reich, wohlhabend oder arm, schäme sich eines Sistems, daß ihm aller politischen Rechte verlustig mache, die Wissenschaft und Künste seufzen unter dem Joche der Zensur, selbst der Adel fühle sich unbehaglich in seiner politischen Nichtigkeit und wisse nur zu gut, daß er unter freieren Verhältnissen eine erhabenere Rolle spielen könnte, während er gegenwärtig ganz ohne Ansehen im Volke sei." Der Erzherzog bemerkte dem Sprecher, daß weder die Entfernung des Fürsten Metternich noch ein Sistemwechsel in seiner Macht stehen und daß hierüber nur der Kaiser zu entscheiden habe." In diesem Augenblicke knatterten auf dem nahen Judenplatze zwei Salven, deren Echo im Hofe des Kriegsgebäudes dumpf wiederhallte, Lärm und Geschrei drang von Außen herein. Arthaber, über das abermalige Schießen auf das Volk sich entsetzend, beschwor den Erzherzog, daß er das Militär in seine Kasernen zurückziehe und es den bewaffneten Bürgern überlasse, die Ruhe wieder herzustellen. Er stellte dem Erzherzog die Bewältigung des Aufstandes mittelst Gewalt als unmöglich oder wenigstens erst nach furchtbarem Blutvergießen erreichbar dar; denn, versicherte er wiederholt, es ist ein Irrthum zu glauben, daß blos die Studenten und „einiger Pöbel" den Aufstand herbeigeführt haben, das ganze Volk nehme daran Theil und werde sich nicht eher beruhigen lassen, als bis seine Wünsche nach einem Sistemwechsel erfüllt sein werden. Der Erzherzog sah zwar fortwährend finster darein, und es hatte wiederholt den Anschein, daß er die Deputation ungnädig entlassen würde, aber die Vorstellungen Arthaber's über die Ausdehnung des Aufstandes und darüber, daß das Aergste zu befürchten stehe, wenn man das Volk nicht durch Zugeständnisse zu beschwichtigen trachte, mögen auf ihn doch einigen Eindruck gemacht haben. Er versicherte Arthaber, daß er dem Hauptmann Steinfeld, Kommandanten des ersten Bürgerregiments, bereits kurz vorher den Befehl ertheilt hätte, mit seinen Bürgern in die Stadt zu rücken, und der im Hofe des Kriegsgebäudes soeben erschienene Oberstlieutenant des Bürgermilitärs, Vizebürgermeister Bergmüller, wurde nun von ihm, in Gegenwart Arthaber's beauftragt, sich persönlich vor das Franzensthor zu begeben und das Einrücken sämmtlicher Abtheilungen des Bürgermilitärs in die innere Stadt zu veranlassen. Der Erzherzog fügte, sich zu Arthaber wendend, noch bei, er wünsche, daß es ihm die Bürger ersparen mögen, fernerhin noch gegen die Bevölkerung strenge Maßregeln in Anwendung bringen zu müssen..."

Der zweite Theil der Bitte der Deputation, die Hereinziehung des Bürgermilitärs betreffend, war demnach gewährt worden. Es war dies eine Errungenschaft, deren glückliche Folgen für den Ausgang der Bewegung sich nicht verkennen lassen. Der erste Theil der Bitte, um Zurückziehung des Militärs, blieb dagegen unerfüllt*). Es hatte dies die traurige Folge, daß noch durch ein paar Stunden fortwährend Zusammenstöße zwischen Volk und Militär stattfanden, die auf beiden Seiten Menschenleben und Verwundete kosteten. „Noch bevor die Deputation aus dem Kriegsgebäude sich entfernt hatte, verließ der Erzherzog-Kommandirende dasselbe und sprengte mit starker Begleitung vor das Franzensthor hinaus, um dort den Einmarsch der Bürger persönlich zu betreiben! Den Erzherzog verfehlte hier der Polizei-Oberdirektions-Adjunkt, Regierungsrath Dumbacher, der an der Spitze einer Anzahl von Polizeibeamten mit einem Packe von Plakaten im Hofe des Kriegsgebäudes erschien, und vom Erzherzoge sich eine Instruktion einholen wollte, ob diese Plakate, eine Aufforderung an die Bevölkerung zum Auseinandergehen unter Androhung der Anwendung von Waffengewalt enthaltend (siehe Seite 163), verlautbart werden sollten." Jetzt, nachdem bereits Blut geflossen war, wären diese Plakate wohl jedenfalls zu spät gekommen, und durch ihre nachträgliche Verlautbarung, die auch unterblieben ist, hätte sich die Regierung nur unsterblich lächerlich gemacht.

„Als der Bürgermeister mit der Deputation das Kriegsgebäude verließ, hatte es wirklich den Anschein, als würde es nun erst auf den Straßen und Plätzen recht ernst werden. Das Militär konzentrirte sich eben und bewirkte durch einen Angriff mit gefälltem Bajonnete die momentane Räumung des Hofes, wobei von Seite des Militärs einzelne Leute aus der Volksmasse gefangen genommen und auf der Wachtstube des Hofkriegsgebäudes abgeliefert wurden. In der Besorgniß, daß das bürgerliche Zeughaus und das Unterkammeramt in den Besitz des Volkes gelangen könn-

*) Eines der Deputationsmitglieder (F. C. Schall) theilte seiner Zeit mit: „Se. kaiserliche Hoheit geruhten nun auf die Vorstellung der Deputation mehrere Offiziere abzuordnen, welche vertheilt, in Begleitung je zweier der Deputirten die Straßen durchziehen und dem Volke verkünden sollten, daß Se. kaiserliche Hoheit sich entschlossen: das Militär alsbald zum Abzuge aus der Stadt zu beordern, und den Bürgern die Aufrechthaltung der Ordnung zu überlassen..." Diese Mittheilung ist aber ganz bestimmt unrichtig.

ten, entfernte Czapka Frau und Kinder aus seiner Wohnung, die sich zu einer Angehörigen begaben, er selbst aber legte seine Bürgerobersteus-Uniform an und verfügte sich auf das Rathhaus. Als er auf dem Wege nach demselben war, wälzte sich eben wieder eine Menge Volkes aus der Färbergasse heraus, gegen das bürgerliche Zeughaus hindrängend. Eine Kavallerieabtheilung rückte vor, um das Volk zurückzutreiben. Das Volk ließ die Kavallerie langsamen Schrittes an sich herankommen, so nahe, daß die Pferde fast schon die Köpfe der Menschen berührten. Nun wendete sich mit einem Male die ganze dichte Volksmenge um und erhob ein so rasendes Geschrei, daß die Pferde mit den Vorderfüßen aufstiegen, sich seitwärts schwenkten und zum Vordringen nicht zu bewegen waren. Die Kavalleristen waren dadurch außer Stande, die Volksmenge zurückzutreiben und diese blieb dicht aneinandergedrängt stehen und wich keinen Schritt weiter. . . .“

## 79.

## Aus Berichten von Augenzeugen.

Wir haben schon seit Längerem die innere Stadt nicht verlassen und es muß uns nun interessiren, die Fortschritte zu beobachten, welche die Bewegung mittlerweile außerhalb der Stadt gemacht hatte. Kehren wir zunächst zu den Arbeitern zurück, welche in den ersten Nachmittagsstunden, theils vom Landhause aus hiezu aufgefordert, theils blos aus innerem Antriebe, ohne Führung, aus ihren Werkstätten und Fabriken in den Vorstädten gegen die innere Stadt zu geeilt waren, aber in dieselbe nicht mehr hineinkommen konnten. „Als sie die Thore gesperrt fanden,“ erzählt Violand — „suchten sie, sich gar nicht um die drohenden Kanonen bekümmernd, die Thore einzurennen. Bei dem Schottenthore gelang es ihnen auch, doch wehrte ihnen das Militär den weiteren Eingang. Nun umkreisten sie heulend, wie hungerige Wölfe, die Stadtmauern, brannten die Spaliere nieder, zertrümmerten vor dem Burgthore die riesigen Gaskandelaber, und machten bei den Thoren Feuer an, um nach deren Verbrennung in die Stadt zu dringen. Ein großer Theil derselben, bestehend aus Männern, Weibern und Kindern begab sich jedoch später wieder in die Vorstädte zurück.“ Dort begann, wie wir sehen werden, in den Abendstunden das Werk der Verwüstung.

Die Vorstädte selbst gewannen während der Nacht ein unheimliches Aussehen. Die Hausthore wurden allmälig geschlossen, ebenso die zahlreichen Gassenläden, Kaufgewölbe, ja selbst die Gast- und Kaffeehäuser. In den Gassen und Straßen hörte der alltägliche Verkehr ganz auf. Die Leute zogen sich furchtsam in ihre Wohnungen zurück, und beobachteten in Angst, wie das außerhalb der Linien wohnhafte, erwerbslose und hungernde Proletariat sich in zahlreichen größeren und kleineren Haufen, schreiend und lärmend, gegen die Stadt zu wälzte. Als sich im Verlaufe des Nachmittags Gerüchte von einem in der Herrengasse stattgefundenen Straßenkampfe und von gefallenen Opfern in den Vorstädten verbreiteten, konnte man unter den der Stadt Zuströmenden schon viele mit Stöcken und Stangen Versehene bemerken, die ihre Nothwaffen drohend und heulend schwangen. Namentlich in den westlichen Vorstädten, in Mariahilf, Neubau, Schottenfeld, Gumpendorf u. s. w., wo der größte Theil der Wiener Industrie seinen Sitz hat, ging es bereits des Nachmittags höchst stürmisch zu. Außerhalb der Linien dieser Vorstädte befinden sich die von vielen Tausenden von Arbeitern und Proletariern bevölkerten Gemeinden Fünf- und Sechshaus, Rustendorf, Gaudenzdorf, Reindorf, Meidling, wo der herrschenden Arbeitslosigkeit wegen die Stimmung schon seit längerer Zeit eine düstere, unzufriedene war. Aus diesen Orten strömten während des Nachmittags viele Tausende gegen die Stadt zu, fast ausschließlich den Weg über die Mariahilferstraße nehmend.

„Das Lärmen und Toben, das Gedränge und Geschiebe auf dieser Straße“ — schreibt ein Augenzeuge — war schon in den Nachmittagsstunden auf der Mariahilferstraße geradezu unheimlich. Man hatte solche Gestalten, wie sie hier plötzlich sichtbar wurden, in Wien noch nicht gesehen, eine solche Leidenschaft und Erregung noch niemals erlebt. Es war, als ob sich der 13. März plötzlich eine ganz neue Generation aus dem Wiener Boden herausgestampft hätte. Die Bewohner der an der Straße liegenden Häuserreihen getrauten sich gar nicht, sich unter dieses Treiben zu mengen, nur hie und da konnte man uniformirte Bürger bemerken, die ängstlich und fast verstohlen durch das Gedränge in die Stadt zu gelangen suchten. Erst als gegen 4 Uhr der Bürgerhauptmann Schrimpf (Hofklavierfabrikant), der die traurigen Ereignisse in der Stadt mit angesehen hatte, auf der Mariahilferstraße in voller Uniform, mit gezogenem Degen, in Begleitung eines bürgerlichen Tambours erschien und Alarm schlagen ließ, sammelten sich eine kleine Anzahl Mitglieder der verschiedenen Bürger-Korps vor dem Esterhazy'schen Palais, und wurden dieselben von der Volksmasse mit Jubel begrüßt. Wären damals die bewaffneten Bürger, die sonst bei Paraden und Prozessionen in Massen ausrückten, ebenso zahlreich und eifrig diesem Rufe gefolgt, hätte mancher Exzeß, manches Unglück in diesen Vorstädten verhindert werden können! Leider war diese geringe Anzahl, ihre Bürgerpflichten erkennender Männer nicht im Stande, der fürchterlich aufgeregten Menge gegenüber, selbst nur den Versuch zu wagen, selbe zur Ruhe und Ordnung zu verweisen.“

Ein auf der Laimgrube ansässig gewesener Augenzeuge berichtet: „Schon gegen 6 Uhr, noch bevor die Theaterstunde*) herangerückt war, brauste die Menge von den be-

*) Wohl herrschte schon in den frühen Morgenstunden des 13. März ein sehr bewegtes Leben in Wien, doch Niemand ahnte das wilde Toben, welches am Abende die Stadt durchbrauste; eiliger zwar, doch ruhig gingen die Zettelausträger an ihre Arbeit und hefteten die Plakate der Theater an den bestimmten Straßenecken an. Das Burgtheater kündigte das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel: „Dorf und Stadt“ an; im Kärnnerthortheater wurde das Ranzoni'sche Ballet: „Der Pariser Taugenichts“ annonzirt, mit der einaktigen Operette: „Die gelben Handschuhe.“ Das Theater an der Wien wollte eine Novität, unter dem Titel: „Vier Wochen in Ischl“ von J. C. Böhm zur Darstellung bringen, im Josefstädter Theater sollte das Benefize des Gymnastikers Karl Rappa stattfinden und das Leopoldstädter Theater hatte: „Den bösen Geist Lumpazivagabundus“ angekündigt. Die Vorstadttheater versprachen sich an diesem Abende gute



Die Abdankung des Fürsten Metternich.

nachbarten Gegenden der Stadt zu — das vor den Linien wohnende Proletariat kam in großen Haufen heran, darunter Gestalten, vor denen der ruhige Bürger erzitterte — singend, fluchend, drohend durchzog die aufgeregte Menge die Straßen, stürzte auf ihrem Wege die Gaskandelaber um, aus denen mächtige Flammen aufloderten, drang in die Bäckerläden, in die Wirthshäuser, aß und trank, was aufzutreiben war, und wenn Bäcker und Wirth von ihren Vorräthen befreit waren, wurde der nächste Nachbar in's Mitleid gezogen. Von Schottenfeld und Gumpendorf strömten die Fabriksarbeiter heran und gesellten sich zu den Exzedenten, welche nun durch das sogenannte „Ratzenstadtl" an den Ufern der Wien herabzogen, weshalb namentlich diese Gegend und mit ihr das Theater an der Wien arg bedroht schien. Dieses vor etwaiger, leicht möglicher Feuersgefahr zu schützen, arrangirte sich schnell eine Art Sicherheitswache — die Requisitenkammer des Theaters, in der sich ein kleines Arsenal von ziemlich brauchbaren Gewehren und anderen Waffen befand, wurde von dem damaligen Theaterdirektor Franz Pokorny geöffnet und eine kleine Kompagnie schleunigst bewaffnet. Die ersten bewaffneten Volkswehrmänner in Wien waren die im Theater an der Wien beschäftigten Schauspieler, Musiker, Theaterarbeiter und mehrere Gäste des Theatergasthauses. Der Wirth desselben, Conraetz, der Hofschauspieler Beckmann und der Kassier des Theaters, Ritter v. Reichmann, stellten sich an die Spitze der bewaffneten Abtheilungen, wovon ein Theil das Theater durch aufgestellte Posten bewachte, ein anderer die Gegend bis zum Ratzenstadtl, ein dritter jene durch die ehemalige Kothgasse durchzog, und so viel wie möglich Ruhe und Ordnung herzustellen suchte. Diese Abtheilungen wurden von Stunde zu Stunde von anderen abgelöst, und bivouakirten in den Gängen des Theaters und in den Gasthauslokalitäten, wo die Unbemittelten reichlich mit Speise und Trank versehen wurden."

Ein dritter Augenzeuge, Dr. W. Schlesinger, schreibt: „Es war fünf Uhr. Ein dringender Gang rief mich nach „Mariahilf". Auf dem „Judenplatz" sah ich die erste Barrikade. Es war eine zarte, schmächtige Barrikade, aber ich begrüßte sie dennoch mit jubelndem Herzen, denn „es liegt oft hoher Sinn im kind'schen Spiel!" Meinen Weg nach Mariahilf mußte ich über die Augustiner-Bastei und den äußeren Burgplatz nehmen. Auf dem letzteren Platze waren Militärmassen von allen Gattungen postirt; die nöthige Zugabe der zarten und bereitwilligen Kanonen fehlte auch hier nicht. Mit vieler Mühe und Beredsamkeit wurde mir das Hinaus- und Hereingehen durch das neue Burgthor gestattet. In Mariahilf, und namentlich bei den kaiserlichen Stallungen bauste und brauste es ganz fürchterlich. In der Stadt war das Ungewitter bereits losgegangen; hier war der grollende und tobende Sturm erst in seinem unheilvollen Ausbruche. Als ich wieder auf den neuen Burgplatz gelangte, ging es da ganz geschäftig her. Das Militär, in einer gewissen erwartungsvollen Stellung, Adjutanten sprengten hin und her, die Trommel wurde gerührt. Ich will es nur gestehen, daß mich ein unheimliches Gefühl hier überkam. Auf dem ganzen großen, feierlich stillen Platze, nichts als kriegerische Anstalten, nichts als Militär, kein einziger Civilist. Das erwähnte Trommeln galt, wie ich nachher ansichtig wurde, zum Empfang eines schwarz- und civilgekleideten Herrn. Es war der Erzherzog Maximilian von Este, der uns also in seinem schlichten Civilkleide den wackern Liebesdienst leisten wollte! Von dem äußeren Burgplatz gelangte ich über die Bastei nächst dem Volksgarten zur sogenannten „Bellaria." Hier bot sich meinen Augen ein unvergeßlicher, ein ewig denkwürdiger Anblick dar. Es war ungefähr sechs Uhr Abends. Aus dem Thore der Burg, welches auf die Bastei nächst dem Paradeisgärtchen führt, trat heraus, gestützt auf einen Herrn, der — Fürst Metternich, niedergedrückt, leichenblaß. Er ging — oder vielmehr, er wurde geführt, in das Gärtchen auf der Bastei, welches mit seiner Wohnung in Verbindung steht. Vor dem Eingange des Gartens waren dem Fürsten sein Schwiegersohn, Graf Sándor, seine Frau und Töchter entgegen gekommen; letztere mit großen Umhängtüchern um den Kopf. Es war eine traurige und gebeugte Familiengruppe. Ich blieb vor dem eisernen Gitter des Gärtchens stehen, in Gedanken und Anschauung vertieft. Da kommt ein lakaienartiges Bedientenwesen angeschlichen, und fragt mich ganz barsch: „Was sehen Sie hier?" Ich: „Sehen Sie nicht, was ich sehe?" Er: „Das ist eine unzeitige Neugierde!" Ich: „Erlauben Sie mir, unzeitig ist meine Neugierde gar nicht, denn wer weiß, ob ich noch Morgen das Vergnügen habe, die hohen Herrschaften zu sehen?" Er: „Das ist naseweis!" Ich: „Leben Sie recht wohl!" denn in dem Augenblicke war der Fürst mit seiner Familie in den Saal getreten. Das Bild aber dieser Situation und dieses Momentes wird mit steter Frische in meiner Erinnerung fortleben! Von hier führte mich mein Weg über die Bastei in die Schottengasse. Ich kam dahin gerade in dem Momente, in welchem die beiden geschlossenen Schottenthore unter donnerndem Beifallsrufe gesprengt wurden. Man weiß, daß knapp an dem Thore eine Wachstube sich befindet; die Wache, etwa zwanzig Mann, stand vor derselben und sah dem Stürmen und Einbrechen mit bewundernswerther Kaltblütigkeit zu. Und der wachhabende Offizier handelte sehr klug und dankenswerth, daß er die furchtbar aufgeregte Menge nicht angreifen ließ, denn es hätte hier viele Menschenleben gekostet, und das Häuflein Soldaten wäre sicherlich ein Opfer der Volkswuth geworden. Der Einbruch aber, der beiden mit Eisenstangen verrammelten Thore, war in seiner Art ein revolutionäres, strategisches Meisterstück. Keine Achse, kein Kolben, keine Hacke, keinerlei Instrument war dabei wahrzunehmen; man sah nur tausend geschäftige, stoßende, reißende, zerrende, einhauende Hände, wie einen wühlenden Ameisenhaufen, an den Eisenstangen herumarbeiten; als die Eisenstangen einmal gelockert waren, wurde

---

Einnahmen, die Wien mit der Novität, Josefstadt mit der Pantomime des Rappo und die Leopoldstadt mit ihrer beliebten Repertoir-Posse — der Abend machte einen Strich durch diese Rechnung, denn ganz Wien war in größter Aufregung, das Ereigniß des Tages — die beginnende und sich immer mehr ausbreitende Revolution verscheuchte jeden Gedanken an das Theater; und es mußten die Vorstellungen unterbleiben. Nur im Carltheater wurde gespielt. Es war dies eine Taktlosigkeit, die man dem Direktor Carl allgemein sehr übel nahm und die sich überdies in einem fast leeren Hause rächte. Die ganze Einnahme betrug 16 fl. und einige Kreuzer.

mit ihnen das Thor unter furchtbarem Krachen und Schreien erbrochen. — Jetzt hieß es „zur Universität!“ . . .

Auf dem Wege dahin kam ich durch die „Spenglergasse,“ zum Polizeihause. Es war schwer in Erfahrung zu bringen, was die hier versammelte Masse bezweckte. Ich konnte durchaus keine großen Leidenschaften, keinen wüthenden Ausfall wie bei dem Schottenthore wahrnehmen. Höchstens, daß ein paar Fenster eingeschlagen wurden, und daß dem klirrenden Falle des Glases ein dumpfer Beifall folgte. Man wollte, so glaube ich wenigstens, nur eine kleine Rache hier nehmen, für all' die kleinlichen Chikanen, die Jedermann, mehr oder weniger in diesem Hause zu erdulden hatte. Plötzlich hörte man Schüsse aus den Fenstern zu ebener Erde fallen! Unbeschreibliche Wuth und Verwirrung. Zwei Schritte neben mir ward ein bejahrter Mann getroffen und zusammengestürzt. Ich eile ihm zu Hilfe, untersuche die Wunde im Schenkel, die mir keine lebensgefährliche schien, schreie und schreie um Wasser für den schmerzlich klagenden Mann; das Drängen und Stoßen wird so stark, daß ich nur mit unsäglicher Mühe den Verwundeten aus dem wirren Menschenknäuel herauszuwickeln im Stande bin, und ihm zum Transport ins Spital verhelfen kann. Und es war Abend, es war Nacht geworden! An der Universität hatte die Situation jetzt eine wahrhaft tragische Höhe erreicht. Man hatte den ganzen Tag mit Worten — gekämpft, und der Abend, die Nacht war gekommen, und man hatte keine Waffe um das muthig und kühn ausgesprochene Wort mit der That zu unterstützen! Metternichs Abdankung, das war der ganze Siegespreis des ganzen heißen Tages — und Metternichs System? die Politik, welche so viele Jahrzehnte hindurch jede freie Gesinnung und Regung unterdrückt, die Politik, welche in ganz Europa für den Despotismus Proseliten gemacht; die Metternich'sche Schule, welche durch eine lange Reihe von Jahren so viele des Meisters würdige Schüler herangebildet — die stürzt nicht durch Absetzung des Rektor Magnifikus, die stürzt nicht in einem Tage zusammen. Und was werden uns die künftigen Tage, was werden uns die nachfolgenden kleinen Metternichleins bringen? neue Sklaverei, neue Schmach, und vor Allem Ketten und Kerker für die, welche die Revolution begonnen und geleitet! Ich sah in den düstern Hallen der altehrwürdigen Universität lauter Kandidaten des Spielbergs; Sylvio Pellico, Maroncelli, Gonfalonieri's und so viel anderer politischer Märtyrer trauriges Schicksal bohrte sich immer tiefer und schmerzlicher in meine Erinnerung. Es war eine Stunde unaussprechlicher Trauer und Wehmuth! „Waffen, Waffen!“ Das war der allgemeine, aus dem tiefsten Herzen sich losringende ängstliche Ruf. — „Und ein Gott hat Erbarmen!“ Die Waffen kamen, und nie wurde eine Geliebte von ihrem Geliebten heißer, inniger, begeisterter an das hochaufschlagende Herz gedrückt, als es die Waffe von den Studenten wurde!“ —

Ein weiterer Augenzeuge erzählt: „Da ich die Stadtthore stark mit Wachen besetzt fand, machte ich einen Gang um das Glacis. Eine ungewöhnliche Menge drängte in der Richtung gegen das Kärnthner- und Burgthor; Viele mit Stöcken, Einige sogar mit Hacken bewaffnet, Manche trugen Brennstoff im Arm und auf dem Kopf, häufig wurde starkes Pfeifen vernommen und von einer andern Seite erwidert. Plötzlich erscholl der Ruf: „zum Burgthor!“ von woher zunehmendes wirres Getöse kam. Ich kehrte um und versuchte später durch das Rothenthurmthor in die Stadt zu gelangen. Das daselbst aufgestellte Militär war umringt und im friedlichen Verkehre mit dem Volke, was mich Hoffnung schöpfen ließ. Bürger in Uniform eilten einzeln und in Abtheilungen herbei, jeder von ihnen wurde jubelnd begrüßt, jeder wurde bei der Hand genommen und mit ihm wenigstens einige Worte gesprochen. So wie es zu dunkeln begann, wurde allenthalben beleuchtet. Ich kam auf den hohen Markt; auch hier hatten die aufgestellten Truppen „Gewehr bei Fuß“ gemacht, waren vom Volk umringt, und theilweise mit ihm im Gespräche . . .

„Die Spänglergasse war in der Nähe der k. k. Polizei-Direktion von beiden Seiten abgesperrt und ich hörte das Klirren von Glasscherben, die eben hier zusammen gekehrt wurden. Ein Offizier sagte mir hier selbst, und zwar mit Entrüstung, daß aus den Fenstern der Polizei-Direktion auf die Menge geschossen worden und ein Mann todt geblieben sei, der nun in einem benachbarten Hause liege. Aus einer der Seitengassen kam ein Trupp, in der Mitte eine Fahne und geführt von einem Sprecher, der alle zehn bis zwanzig Schritte Halt machte und mit starker vernehmbarer Stimme die Anwesenden zum festen Ausharren in dem Vorsatze, aber auch zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung ermahnte. Bei der Rückkehr über den hohen Markt begegnete ich den von der Universität herauf in strengster Ordnung kommenden Studenten, die überall mit donnerndem „Vivat“ und „brav, Studenten!“ begrüßt wurden. Ich ging über den Graben und Kohlmarkt gegen die Herrngasse. Hier wurde ein Offizier der Bürgergarde von der ihn umringenden Menge mit Fragen über den Erfolg der Deputation bestürmt, wobei des Fürsten Metternich eben nicht in schonenden Ausdrücken erwähnt wurde. Kaum wurde aber bekannt, daß dieser Mann, längst dem Volke verhaßt, abgedankt habe, so ging diese Nachricht wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, Alle schienen freier zu athmen und die freudigsten Hoffnungen zu schöpfen.

„Als ich am Hofe, wo eine starke Kavallerie-Abtheilung aufgestellt war, anlangte, kamen eben die erstbewaffneten Studenten aus dem Zeughause. Jede Abtheilung derselben wurde von der dichtgedrängten Volksmasse hier mit noch viel größerem Jubelruf, welcher von den Studenten erwidert wurde, begrüßt. Mir ging das Herz weit auf bei dem Anblicke dieser jungen Männer, die in schöner Haltung vorüberzogen, auf jedem Antlitze Begeisterung für die Sache und das Bewußtsein, nur Edles gewollt zu haben. — Ich konnte nicht umhin, gar Manchem der Vorbeiziehenden warm die Hand zu schütteln und aus vollem Herzen in den allgemeinen Ruf mit einzustimmen. Alle Fenster waren geöffnet und aus jedem wurden von schönen Händen weiße Tücher geschwenkt, aus allen ertönt es: „Die Studenten sollen leben!“ Mit diesem Jubel kontrastirte sehr die lautlose Stille, sobald eine Militärabtheilung vorüber kam und der öfters laut werdende Ruf: „An den Galgen mit dem Bürgermeister!“

„In fiebernder Aufregung“ — erzählt N o r d m a n n — „kam ich des Nachmittags auf dem Graben an und erzählte, was ich eben auf dem Hofe mit angesehen. Die allgemeine Stimmung der Gemüther war eine fürchterliche;

Jeder wollte nnn schon den letzten Rest seines Muthes zu einem äußersten Wagniß zusammenraffen... das hörte ich in den zorugepreßten Worten, nnd das sah ich in deu flammenden Augen eines Jeden.

„Wir standen vor dem Sparkassengebäude . . . da vernahmeu wir deutlich nene Gewehrsalven. „Man hat aus den Fenstern des Polizeihauses auf wehrlose Bürger geschossen!“ brachte Jemand bald darauf die Nachricht. Die Schale des Leidens war nun schon znm Rande voll . . . sie schäumte über den Rand. „Nun gilt es!“ rief man allerorten . . . man hatte vielleicht schon das Blnt der Angehörigen zu sühneu. .

„Ich ersah deu Volksdichter Fr. Kaiser im Gedränge und schloß mich ihm an; verschlungenen Armes gaben wir einer Depulation der Bürgermiliz das Geleite, die gegen die Hofburg zog, hinter nns wogte eine mächtige Menschenmasse nach. Eine dichte Schaar von Soldaten, hinter denen Kanonen uuheimlich hervorlugten, war die Widerstandsmauer, an die wir anprallten. Das Schtimmste und Traurigste stand in Aussicht, wenn jetzt der Wille des Volkes, der einer Deputation Einlaß verschaffen sollte, mißdeutet wnrde . . . und die Sache hätte fast eine fürchterliche Wendung genommen, denn schon wnrde von Seite des Militärs mit Kolbenstößen manövrirt, nnd ein bejahrter Bürgersoldat sank verwundet in meine Arme zurück und bat mich, ihn, wenn es möglich wäre, ans dem Gedränge zu schaffen, was mir auch getang, da ich glücklicherweise mit ihm einen Barriereeingang gewann, wo er in Sicherheit war. Die Deputation fand Einlaß und das Volk wich zurück. —

„Friedrich Kaiser, den ich so verloren, fand ich nach einiger Zeil am Stock-im-Eisen wieder, wo wir von einem Bürgeroffizier die bestimmte freudige Nachricht erhielten, daß der Staatsminister Metteruich eben abgedankl habe. Die Beleuchtung der Stadt, die am Morgen noch eine Maßregel der Polizei war, da sie in jedem Hause gewissermaßen anbefohlen wurde, wurde nun znr festlichen Illumination. Wir verbreiteten diese Kunde mit nnseren lautesten Worten, nnd sie wurde aus allen Fenstern mit der lärmendsten Freude aufgenommen. Weiße Tücher wurden geschwenkt . . . und man konnte aus diesem einzigen Akte entnehmen, daß Metternich auch nicht die kleinste Sympathie im Volke hatte. . .

„Der Sturz Metternich's war ein großer Anfang — das Uebrige wird nachfolgen! Diesen tröstlichen Gedanken gaben sich nun die Meisten hin, und viele konnten jetzt müde und abgehetzt, in Etwas zufriedener die Ruhe suchen, und entschtiefen mit diesen Gedanken. —

„Im ernsten Gespräche über die Vorfälle dieses Tages strichen wir noch durch mehrere kleine Gassen der Stadt. Vor der Barbierstube in der Kurrent-Gasse stand eine große Menschenmenge; wir erhielten Einlaß, nnd Herr Girardet kam uns mit den Worten entgegen: Sie haben mir meinen Schwager von dem Polizeihause aus erschossen! Hier kam jedes Wort des Trostes schon zu spät, wir konnten unser Beileid nur durch bekümmerte Mienen zeigen, die sich noch mehr verdüsterten, als wir in der zweiten Stube den Getroffenen sahen, der im tetzten Todeskampfe stöhnte.

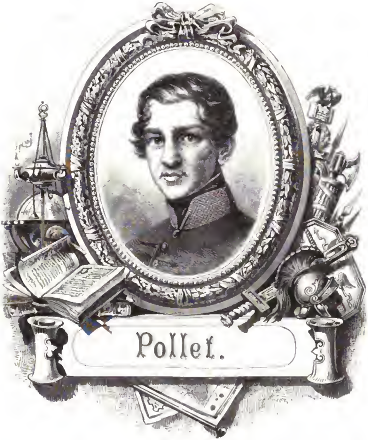
„Jetzt wollten wir noch zur Universität, um den Studenten für Vieles zu danken, wofür sie eben den ersten Dank beanspruchen konnten. Man ließ uns auf die Nennung unserer Namen in die Universitätshalle ein; hier brachten wir eine glänzende Leichenfeier für die Gefallenen in Anregnng, die dnrch unseren Vortrag in der Concordia von der Künstlerschaft Wien's auf das Schönste und Würdigste unterstützt werden sollte. Mil der Losung znm Einlaß für den folgenden Tag begaben wir uns in den Versammlungssaal der Concordia, in dem wir aber Niemanden vorfanden.

„Der Leib forderte doch endlich seine Rechte; wir gingen von da in eine Schenke auf dem Kohlmarkte, wo vor einer zahlreich versammelten Menge Vieles für die nächsten Tage verabredet wurde. —

„Bei dem Austritte aus dieser kam uns eine Rotte entgegen, die ein kräftiger, junger Mann anführle, und der wir uns alsogleich anschlossen, da sie in den Vorstädten Wieden und Mariahilf patrouilliren wollte. Friedrich Kaiser improvisirte vom Piedestale der Reiterstatue des großen Kaiser Josef eine Rede, die einen tauten Jubel hervorrief, und nnn ging es in's Freie . . .“

„Um 5 Uhr — erzählt Anreiler — „kam ich auf die Universität. Dort ging es durch vier Stunden fast so stürmisch her, wie Vormittags im Landhause. Der Unterschied war der, daß hier die Redner mit den Studierenden nie einig waren. Wir wollten Waffen; man suchte uns zu vertrösten von einer Stnnde auf die andere. Der Ruf, das Zeughaus zu stürmen, wnrde immer lanter nnd lauter. Wenn ich auch richt für diesen extremen Schritt stimmte, so würde ich doch unbedingt mitgezogen sein. Ein Anfang von Ordnung wurde dadurch hergestellt, daß sich die Juristen, Mediziner, Techniker und Philosophen in die vier Ecken der Aula theillen. Auch eine militärische Organisation wurde sogleich gemacht, indem sich die 4 Abtheilungen in Rotten theilten von je 10 Mann mit einem Rottenführer an der Spitze. Buchstaben, welche die Abtheilungen bezeichneten, und die Rottennummern wurden mit Kreide auf den Hut geschrieben. Natürlich blieb man nicht in Reihe nnd Glied stehen, sondern ging und kam wie man wollte. Jede Viertelstunde fast kam eine Depntation. Wenige wurden günstig aufgenommen, denn der Inhatt war Warten, Gednlden! Es wurde angekündigt, daß der Roctor magnificus Jenull sich eines uralten Privilegiums der Wiener-Universität, vermöge welchem er das Recht hat, zu jeder Stunde in Begleitung eines Bürgeroffiziers znm Kaiser zu gehen, bedienen werde, um nnsere Forderungen nnmittetbar vor das Oberhaupt des Staates zu bringen. Den meisten Rednern gelang es erst nach längerer Zeit, nachdem sie wohl zehnmal „Meine Herreu!“ gerufen hatten, sich Gehör zu verschaffen, so daß wenigstens die zunächst Stehenden sie verstehen konnten. Mir ist dieses Glück selten zu Theil geworden. Ich mußte mich begnügen, aus dem dritten oder vierlen Munde das Wesentlichste zu erfahren. Es war aber kein Wunder; Blut war geflossen, ein Student war das erste Opfer gewesen; wer die erhitzten Gemüther im Landhause gesehen, wird begreifen, welchen Sturm eine solche Thatsache hervorrufen mußte. Ewig dankbar dürfen wir den Männern sein, die an jenem Abende durch Beruhigung der Gemüther, durch unausgesetzte Thätigkeit und energisches Auftreten für unsere Zwecke, ein gräßliches Blutbad verhinderten. Denn das würde die Folge

gewesen sein, wenn wir mit wehrlosen Händen das Zeughaus gestürmt hätten. Ich nenne diejenigen, die mir bekannt sind: Jenull, Hye, Endlicher, Schilling, Köck, Obermaier, Engel, und bitte um Verzeihung, wenn ich unabsichtlich Einen oder den Anderen übergangen haben sollte. Mögen jene Männer baldigst eine genaue Geschichte jenes Abends der Oeffentlichkeit übergeben! Alle schrieen sich daß sie unsere Sache zu der ihrigen gemacht, daß sie mit uns ausharren werde bis zum letzten Mann, bis unser Ziel erreicht ist. Diese Worte waren die einzigen, die an jenem Abend einstimmiges Bravo hervorriefen. Dr. Eckstein war bemüht, diesen Beschluß der Fakultät jenen Gruppen von Studierenden anzukündigen, die es vorzogen, in der Halle oder auf der Bäckerstraße stehen zu bleiben."




heiser an jenem Abende; mit Mühe nur vermochten sie zuletzt artikulirte Laute hervorzubringen. Ihr Antlitz war blaß und verrieth die große Ermüdung.

„Einen erhebenden Eindruck machte die Erscheinung des Dekans der medizinischen Fakultät, Dr. Lerch, und seine Erklärung, daß die medizinische Fakultät in ihrer heutigen Sitzung beschlossen habe, sich als permanent zu erklären,

„Beim Zwielicht" — erzählt Adolf Pichler — „eilte ich über das Josefstädter Glacis. Etwa auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen der Dämmerung den Blitz von einer Reihe Gewehre; bei den kaiserlichen Stallungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits aufgesprengt, von einem Widerstande des Militärs war

hier kaum die Rede. Hier soll ein riesengroßer Metzgerknecht eine Laterne umgerissen und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben, bis ihn etliche Schüsse todt an den Mauern der Bastei hinstreckten. Ich ging zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Judenplatze, an der engsten Stelle der Quergasse, lag als Versuch einer Barrikade ein Wagen mit Kehricht umgeworfen, unweit davon bezeichneten Blutspuren die Stellen eines Angriffes. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula. Um 7 Uhr Abends waren alle Räume der Universität angefüll. Hier herrschte gewaltige Aufregung; Deputation um Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaffnung zu erlangen; endlich wurde festgesetzt, man werde, wenn bis halb 9 Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stürmen; Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit fruchtlosem Harren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes, welche der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich durch die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen drängten heran zur Universität, unter den Versammelten trat lautlose Stille ein: die Studenlen!! — drang der Ruf des Volkes herein, Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und Stangen. Ich ging mit Einigen vor das Thor, die Arbeiter zogen schaarenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Aexte und andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, über ihren Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung rauchender Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, welche dämonische Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Heil! Da trat vor halb 9 Uhr der Rektor in die Aula und sagte: der Kaiser habe uns Waffen bewilligl, im bürgerlichen Zeughause würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Fächer, welche sie hörten, auf die Hüte gezeichnet, man wollte jetzl in Abtheilungen von sechs Mann, je einen Führer voraus, zum Zeughause marschiren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, löste sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeck, so groß war das Gedränge! Dort stand ein Bürgeroffizier mit einigen Zügen. Er hielt uns auf und fragte: „Meine Herren! wollen Sie zur Vertheidigung der Ordnung und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen Sie mit uns Bürgern und für uns sein?" Lauter Zuruf erfolgte, er wich seitab. So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren Tische aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar Manchen ein wenig erschreckte. Wollte man diese Namen zählen, wie wenig würden es im Verhältniß zur spätern Zeit sein, wo auch die Muttersöhnchen und die Memmen, um an den Aufzügen Theil zu nehmen, aus ihren Schlupfwinkeln, wie das Ungeziefer nach dem Regen, hervorkrochen. Jene Nacht ist geweiht durch die Geschichte, und wenn auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen dieser Jünglinge stellte. Nach der Einschreibung geleitete man uns in das Zeughaus. Wir erhielten Musketen, welche sich freilich eher zum Einheizen als für ein Gefecht eigneten. Dann theilten wir uns in größere Schaaren, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus, durchzogen wir die Stadt, unter grenzenlosem Jubel uns überall mit dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wien hat keine größern je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlicheren je sehen. Leider deutete selbst in diesen Stunden wie fernes Wetterleuchten manches auf Elemente, die in stets wachsender Gährung der jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohten, als der frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärtiger junger Mann, dessen Physiognomie schon seine Abstammung verrathen haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wies mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „Gefällt euch das Haus?" Die Arbeiter, verwundert über diese Frage, antworteten: „Ja!" — „Nun gut, fuhr er fort, es gehört euch, wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Wie gefällt euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran hängen, nicht wahr?" Noch verstanden die Arbeiter diese Sprache nicht, sie sahen sich befremdet an und ließen den Redner, ohne weiter auf ihn zu achten, stehen . . ."

„In den Abendstunden" — berichtet Hebner — „ereigneten sich in vielen Theilen der Stadt klägliche Vorfälle. Vor der Burg, deren innere Räume mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie besetzt waren, fielen Einige unter den Bajonneten der dort aufgestellten Grenadiere, unter andern auch Frauen. Ebendaselbst soll sich ein Feuerwerker durch einen schönen Zug ausgezeichnet haben. Es wurde zu feuern befohlen, er aber hielt die Hand auf das Zündloch und verhinderte das Losbrennen der Kanone. Ehre dem Manne! Später kam es noch vor dem Kriminalhause auf dem hohen Markte zu Exzessen, wobei ein Bäckerjunge erstochen wurde, wie mir ein Polizeimann den nächsten Tag, als ich dort Wache stand, erzählte. Aus den Fenstern der Polizeidirektion wurde Abends auf die Menge geschossen und es kostete Einigen das Leben, darunter einigen achtbaren Bürgern, die als müßige Zuschauer anwesend waren. Es sollen Grenadiere im Polizeihause gewesen sein. Auf dem Burgglacis hatten sich große Massen versammelt, einzelne Schüsse fielen von den kaiserlichen Stallungen her auf die Linie. Diese wurden mit zwei Salven erwidert. Es fielen Mehrere, unter ihnen wieder Frauen, wenigstens erzählt man von einer Professorsfrau, die gefallen. Die Fenster der kaiserlichen Stallungen wurden eingeworfen, ebenso die des Kadetenstiftes auf der Laimgrube . . ."

Unter solchen Umständen konnte folgendes, um 5 Uhr erschienenes Plakat zur Beruhigung der Gemüther nichts beitragen:

## Kundmachung.

Eine bedauerliche Störung der niederösterreichischen ständischen Versammlung ist heute eingetreten. Die Stände wurden von einer Volksmenge genöthigt, ihre Verhandlungen zu unterbrechen und Sr. Majestät die Wünsche jener Menge zu unterlegen. Sie haben sich in der löblichen Absicht der Beruhigung derselben hierzu bereit gefunden. Se. Majestät haben die Stände gnädigst zu empfangen geruht und ihnen die Zusicherung allerhuldreichst ertheilt, daß dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspricht, durch ein eigenes hiezu aufgestelltes Komité sogleich geprüft und der allerhöchsten Entscheidung unterzogen werde, worüber Allerhöchstdieselben das zum allgemeinen Wohl der Gesammt-

heit Ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung entschließen werden. Hierrach versehen sich Se. Majestät von der Anhänglichkeit und stets bewährten Treue der Bevölkerung dieser Residenzstadt, daß die Ruhe wieder eintreten und nicht weiter gestört werden wird.

Wien, am 13. März 1848.

**Johann Talatzko Freiherr v. Gestieticz,**
k. k. n. ö. Regierungs-Präsident.

Füster, der sich während des Abends längere Zeit vor dem Stubenthore aufgehalten hatte, berichtet:

„Abends kamen Männer mit weißen Schärpen aus der Stadt und verkündeten Frieden und Verheißungen des Hofes. Was daran wahr gewesen, inwiefern und von wem sie hiezu beordert worden, ist uns nicht bekannt. Man ward beruhigt und begab sich nach Hause, nachdem man den ganzen Nachmittag und spät in die Nacht hinein vergebens vor den Stadtthoren geharrt und Einlaß gesucht hatte. Aus den verschiedenen Nachrichten und Gerüchten ersah man, daß das Volk nicht besiegt worden, daß Konzessionen von Seite des Hofes gemacht worden waren. Das beruhigte uns und wir begaben uns voll Müdigkeit zur Ruhe…"

Diese „Friedensapostel" fanden übrigens nicht auf allen Seiten eine so gläubige Aufnahme. Sie wurden auch ausgelacht und verhöhnt. Man will unter ihnen notorische Polizeiagenten bemerkt haben und es ist leicht möglich, daß die Polizei unter der Maske von Friedensaposteln auf die Bevölkerung am besten einwirken zu können hoffte. Sie scheint sich des Nachmittags überhaupt fast jeder sonstigen Thätigkeit begeben zu haben. Sicher ist nur, daß sie sich durch ihre „Vertrauten" die Namen der Verwundeten notiren ließ, die in die Offizinen zur Pflege gebracht wurden, und daß auf einzelne Redner, die im Landhause sich am meisten hervorgethan haben, von ihr gefahndet worden ist. Hermann sah sich von Polizeiagenten verfolgt, genöthigt, sich zu entfernen und Fischhof wurde in seiner Wohnung gesucht und von seinen Freunden bestürmt, die Flucht nach Ungarn zu ergreifen.

Wir schließen unsere Berichte der verschiedenen Augenzeugen über das Weitergreifen der Bewegung mit einer interessanten Schilderung der Phisiognomie der Glacis, während des Nachmittags. Alexander Gigl, der sich (S. 240) gegen zwei Uhr von dem Burgglacis aus nach seiner in der Nähe der Mariahilferstraße befindlichen Wohnung begeben hatte, „nicht ahnend, was sich aus dem Schooße des heutigen Tages noch gebären werde," schreibt: „Etwa nach zwei Stunden, während welcher ich zu Hause ruhig ein Berufsgeschäft vornahm, da ich noch immer nicht glauben konnte, daß die Sache zum Aeußersten getrieben werden würde, machte ich mich in Begleitung meines jüngsten Bruders, Techniker im dritten Jahre, wieder auf, um mich in der Stadt „ein wenig umzusehen," wie man sagt. Mittlerweile hatte sich auf dem Glacis zwischen dem Franzens- und Schottenthor die Garnison zusammen gezogen. Dorthin eilten wir zunächst. Ich wollte den Anblick einer schlagfertigen Militärmacht haben. Als wir noch nicht ganz die Fläche des Exerzierplatzes erreicht hatten, vernahmen wir plötzlich hinter uns ein tausendstimmiges Gebrüll — es war dem Rauschen empörter Wogen ähnlich, und mir schwebten in diesem Augenblicke Szenen aus Revolutionsgeschichten vergangener Zeit vor; — ehe wir noch die Ursachen ergründen konnten, sahen wir in der Richtung von dem Gebäude der ungarischen Garde gegen das Palais Auersperg einen Volkshaufen heranstürmen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was diese Leute eigentlich wollten, indessen kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß es hier nichts als blinden Tumult gebe; denn, nachdem die Masse sich bis gegen das Kaffeehaus Motele am Josefstädter-Glacis gewälzt hatte, ergoß sie sich dort über den Exerzierplatz, voran eine Schaar kleiner Burschen, welche die Mützen in die Höhe warfen und lästerlich schrieen und tobten. Aus dem Ganzen war jedoch die steigende Aufregung der Bevölkerung nicht zu verkennen. Jetzt sammelten sich auch die einberufenen Bürgermilizen zugweise auf verschiedenen Punkten. Das Militär hatte eine ruhige Haltung angenommen und schien auf irgend eine Entwicklung gefaßt. Auf der Höhe des Terrains war die Artillerie postirt, dieser reihten sich Linientruppen an, und in der Tiefe gegen das neue Criminalgebäude zu standen die Schwadronen der Kavallerie. Ich überschaute dieses Bild mit den gemischten Empfindungen von Lust und ängstlicher Erwartung; der Tag der Freiheit schien angebrochen zu sein, aber er konnte blutig werden. Auf dem Thurme der Hofburg schlug es drei Viertel über Vier — in der Stadt war der erste Akt des verhängnißvollen Dramas bereits abgespielt — wir wußten nichts davon. — Ich wollte jetzt durch das Franzensthor in die Stadt eintreten, ein militärischer Kordon wies uns zurück. Wir beschlossen zum Kärnthnerthor zu gehen. Auf dem Wege dahin konnten wir beobachten, wie die Volksmassen anwachsen — die Stimmung gereizter, die Erwartung banger wird. — Als wir zum Kärnthnerthore, auf jenen Platz gelangten, wo ehemals Sattler seine Kosmoramen zeigte, wo man so oft aus einem Floh ein Unthier werden sah, bot sich uns ein neues, interessantes Schauspiel dar. Die Brücke war mit Menschen überfüllt, so daß man die unmittelbar vor dem Thore aufgestellte Wachmannschaft kaum wahrnehmen konnte. Nur die Spitzen ihrer Bajonnete glänzten über den Häuptern der Versammelten. Fortwährend strömten Leute aus der Stadt und erschwerten durch ihren gedrängten Zug einzelnen Neugierigen den Eintritt. Auf einmal sah man die Soldaten eine Bewegung mit den Gewehren machen — auseinander stoben die Schaaren in großer Verwirrung — man glaubte, es werde eine Salve gegeben werden. Vor mir stürzte eine Frau nieder, welche nicht schnell genug laufen konnte, und von der Menge überholt wurde. Ich zog meinen Bruder am Arme und war schon bereit, diesen gefährlichen Posten zu verlassen, als aus dem Knäuel der Gejagten drei oder vier junge Leute in Front daher zogen, hinter sich einen Tambour, und mit lebhaften Gesten perorirend. Ringsum lautes Beifallsrufen, so daß wir durchaus nicht hören konnten, was sie sprachen. Als ich mich erkundigte, was das zu bedeuten habe, sagte man mir, daß der Reveil für die Bürger geschlagen werde. Eine große Menge Volkes begleitete diesen Zug. Man schrie und gestikulirte allerseits — es war sichtlich das erste Stadium einer Begeisterung vorhanden, für die wir noch keinen Namen wußten oder die mit einem französischen Worte bezeichnet werden sollte. Ich erinnere mich jetzt, in der Revolutionsgeschichte Frankreichs gelesen

zu haben, daß der König als man ihm die ersten Nachrichten jener furchtbaren, folgereichen Bewegungen in Paris hinterbrachte, ausgerufen: „Welch eine Revolte!“ — Lafayette aber (ich glaube dieser war es) mit Ernst hinzugefügt habe: „Sire, sagen Sie besser: Revolution!“ Diese Gedanken durchkreuzten mein Inneres bei dem Anblick der mehr und mehr anschäumenden Masse und ich rief meinem Bruder in fieberhafter Aufregung wiederholt zu: Bei Gott, wir erleben eine Revolution!“

„Bis jetzt hatten wir noch immer nicht die Absicht aufgegeben, in die Stadt zu gelangen. Als aber ein junger Mensch, der sie eben verlassen hatte, uns von den Auftritten erzählte, welche sich in derselben entwickelten, verwandelte sich meine Betäubung in Entsetzen und ich dachte nicht mehr daran, in blutbespritzten Gassen zu promeniren. Ja, Blut war geflossen! „Verlangen Sie sich nicht hinein,“ sagte ganz ernst jener junge Mensch, „es geht fürchterlich zu! Neben mir stürzten sie nieder — beim Landhause rinnt das Blut!“ „Ein alter stiller Mann, der sich nur als Zuschauer eingefunden hatte, wurde gespießt,“ erzählte ein Anderer. „Man schreit und stürmt — schweres Geschütz ist aufgefahren — wie wird das enden?“

Mit gierigem Ohr vernahm ich diese Berichte — ich wollte etwas sagen, aber eine besondere Trockenheit in der Kehle ersparte mir das Reden — ich war noch nie so aufgeregt und erhitzt — aber alle physischen Bedürfnisse schwiegen und nur die Wucht der Gedanken beherrschte mich. Ich horchte, ob ich nicht aus der Stadt das Brüllen des Volkes oder den Donner der Salven vernehme — ich zitterte bei diesen Gedanken, aber ich gedachte auch meines Vaterlandes und eines längst vergessenen Traumes von Freiheit. — Es war nach 5 Uhr. Wir verließen jetzt unseren Platz und wandten uns gegen das Karolinenthor, in der Absicht, um die ganze Stadt zu patrouilliren. Wir passirten die Alleen längs der Vorstädte Wieden und Landstraße; in diesen Theilen herrschte vollkommene Ruhe; es kam mir da fast wie ausgestorben vor. Wie ich später zu beobachten Gelegenheit fand, bereitete sich der Schauplatz der neuen Begebenheiten vor dem Kärnthner-, Burg-, Franzens- und Schottenthor aus; die Bevölkerung aller Vorstädte war also dort versammelt, und hatte ihre Wohnsitze einsam zurückgelassen. Die auf die Landstraße führende Karolinenbrücke lag wüst und öde vor uns — nicht einmal Militär zeigte sich auf derselben — nur innerhalb des gesperrten Thores hörte man die Bajonnete klirren.

„Wir gingen vorüber und dem Stubenthor entgegen. Da kam ein Techniker, Kollege meines Bruders, auf uns zu. Er hielt an. „Wissen Sie schon?“ sagte er, „der Spitzer ist gefallen!“ — „Der Spitzer?!“ erwiderte mein Bruder, „ein sehr fleißiger Mensch, ein guter Mathematiker!“ Mir war es von besonderer Bedeutung, daß ihn mein Bruder kannte, ich forschte in seiner Miene, welchen Eindruck diese Neuigkeit bei ihm hervorrufen werde; ja ich wünschte, daß der Todte mir selbst nähergestanden wäre, um ihn jetzt beweinen zu können.

„Da durch das Stubenthor eine Fahrstraße geht, so hatten sich hier mehrere Wägen gedrängt. Auch fanden wir daselbst wieder eine Masse Volkes, welches das geschlossene Thor anstarrte, übrigens aber sich ganz ruhig verhielt. Wir schritten weiter und kamen an den Verbindungsweg des alten und neuen Mauthhauses, wo sonst eine ebene Passage auf den Wall offen stand. Heute war diese mit einer Barrikade von Postwagen versperrt und von Militär besetzt. Seitwärts aber, auf der alten niedern Vormauer stand eine Kanone! Ein guter Posten dachte ich mir. Dort machten wir wieder einen Versuch, wenigstens die Basteien zu gewinnen, aber es war vergebens. Ueber jene Barrikade durften nur Personen, welche ihr Geschäft ins Mauthgebäude führte. Wir gaben uns daher keine Mühe durchzudringen, und ich hätte auch um Nichts einen Wortwechsel oder sonst eine Kollision jetzt hervorrufen mögen, wo die Gemüther zu sehr bewegt und zu Widerspruch und Kampf so leicht geneigt waren. Wir schritten also dem Rothenthurmthore zu. Auch hier konnte man nur durch den engen Seiteneingang die Stadt betreten. Unsere Neugierde trat hier noch einmal gegen alle Bedenken in den Vordergrund und wir beriethen uns, ob wir den Eingang versuchen sollten oder nicht; aber der Gedanke an die Schwierigkeit des Hinauskommens, an einen möglichen ernsten Konflikt hieß uns davon abstehen und wir schritten am Thore vorüber. Es ging auf Sechs. Die Sonne war hinab und der westliche Himmel zum ersten Male in jenes Roth getaucht, welches der Charakter eines jungen Frühlingsabends ist. Die Donau zog in leichter Strömung daher und der Leopolds- und Kahlenberg schaute ruhig auf die gährende Hauptstadt nieder. Jetzt begrüßte sie wohl kein Wiener mit „sonntägigem Gefühle,“ denn es gab in seinem Hause Arbeit, schwere Arbeit!

„Wir schritten jetzt an der Kettenbrücke vorüber, dem Neuthore zu. Das alterthümliche, düstere Aussehen desselben hatte sich jetzt bis zum Unheimlichen gesteigert; mir kam es wie der halbausgegrabene Theil einer versunkenen Stadt vor, in welcher seit mehr als tausend Jahren kein menschliches Wesen hauste. Von dem Karolinenthore bis zum Neuthore war, wie gesagt, von einer Aufregung der Bevölkerung, von einem wichtigen, inhaltsschweren Ereignisse wenig wahrzunehmen; allein der erste Blick nach dem Schottenthore überzeugte mich von der heißen Theilnahme des Volkes, von der Bedeutung des Tages. Die Schatten des Abends begannen sich jetzt auszubreiten — röther und röther malte sich der westliche Himmel, und ließ die irdischen Gegenstände in scharfer Abgränzung erschauen. Fernes Gemurmel drang hier wieder an unser Ohr — dichte Volkshaufen wälzten sich aus den naheliegenden Vorstädten herbei, ringsum zeigten sich die Symptome einer Fieberkrankheit, welche mit einbrechender Nacht stets einen bedenklichen Charakter annimmt und mit allen Schrecken des Paroxismus auftritt.

Bis hieher waren wir indessen ohne ein besonderes abenteuerliches Begebniß fortgeschritten; wenn auch meine Aufregung groß war, so war es doch vielleicht mehr das Fremdartige, Ungewöhnliche solcher öffentlicher Szenen, und am Ende nichts weiter, als die auf's Höchste gespannte und so reichlich genährte Schaulust; und wer weiß, ob die blutigen Szenen in der Stadt wirklich so vorgefallen waren, als man uns erzählte. Jetzt aber sollten wir die kalte Hand des Schauders an unseren Wangen spüren und den Ernst eines profetischen Wortes: Es kommt einst ein Tag! verwirklicht sehen. Wir waren eben noch in der zum Schottenthore führenden Allee, etwa tausend Schritte von dem-



Oberfeuerwerker Pollet weigert sich, die Kanonen abfeuern zu lassen

selben entfernt, als wir vom Franzensthor her sieben bis acht Schüsse fallen hörten. Etwas Entsetzliches lag in der schnellen Aufeinanderfolge derselben. Ein eigenthümlicher Trommelschlag begleitete sie. Ich stand wie angewurzelt und sah zitternd und mit dem Schreckensrufe: „Heiliger Gott, es fließt Blut!" meinen Bruder an. Der Gedanke, daß von diesen vielen Schüssen wenigstens Ein Menschenleben sein Ende gefunden haben mußte, erregte in mir einen unnennbaren Schauder. Zudem lag die Fläche des vom Militär besetzten Glacis so geheimnißvoll im Dunkel des Abends; man konnte nicht sehen, was auf demselben vorging; die Massen der Zuschauer wogten dumpfmurmelnd durcheinander — die Nacht sendete mehr und mehr Schatten — es waren gespenstische Momente. Wir verließen die Richtung gegen die Schottenbrücke zu, und bogen in eine rechts liegende Allee ein, welche uns dem rothen Hause zuführte. Ich hielt jetzt bei einem Manne an, der vom Schottenthor herkam, und fragte ihn um die Neuigkeiten der letzten Minute. Er sagte, daß die Schüsse auf dem Glacis in der Nähe des Franzensthores gefallen seien, und zwar in Folge eines Angriffes auf das Militär. Man habe eben einen Todten weggetragen. Währenddem ich mit ihm sprach, ließ sich ein eigenthümliches Knacken von derselben Stelle her vernehmen, wo die Schüsse gefallen waren. Was ist das? Das Volk bricht die hölzerne Einzäunung des Glacis und fällt damit über die Soldaten her, sagte ein Vorübergehender. Ich lauschte athemlos, denn mir schien nichts gewisser, als daß wir jetzt und jetzt wieder eine tödtliche Salve vernehmen würden. Es geschah indessen nicht. Aber ein ohrdurchdringendes Schreien in allen Höhen und Tiefen erschütterte die Luft. — Wir sprachen noch eine Weile mit dem erhaschten Berichterstatter, und jetzt war es völlig Nacht um uns her geworden. Feucht strich die Luft unsere Wangen, und glühend heiß und trocken war mir's in der Brust und im Kopfe.

„Es war sieben Uhr. Wir machten uns auf den Heimweg, beschlossen aber, die Fläche des Glacis zu vermeiden und längs der Häuserreihen der Alservorstadt, Josefstadt, von St. Ulrich und Spittelberg nach Mariahilf zu gehen. Wir hätten zwar am bequemsten und sichersten durch die, vom Schauplatze des Aufruhrs entfernteren Gassen dieser Vorstädte wandern können, allein unsere Neugierde besiegte die Bedächtlichkeit, und wir blieben Angesichts der Ereignisse.

„Als wir die Ecke des Kriminalgebäudes erreichten, bot sich unseren Blicken ein neues Bild des Schreckens. Von der Gegend des Burgthores und der Mariahilferstraße her sahen wir aufsteigende Feuersäulen. Ich hatte früher darauf gerechnet, die Wachfeuer der bivouakirenden Truppen zu sehen — diese Flammen aber konnte ich unmöglich für das halten; ja, beim ersten Anblicke meinte ich, daß mehrere Vorstädte in Brand gesteckt worden seien. Indeß erfuhren wir bald, daß es die Flammen des aus den zerbrochenen Gaskandelabern ausströmenden Gases seien. So weit schon war die Wuth des Volkes gekommen! Dazu brüllten und jauchzten die Massen und liefen um die Feuer herum. Der scharfe Geruch des Gases hatte sich weithin verbreitet — die Flammen loderten bald hoch auf, bald wälzten sie sich, einem Luftzuge weichend, am Boden hin — die Nacht war finster, und daher diese Beleuchtung großartig, effektvoll, schauderhaft. Ich gab jetzt meinem Bruder einige Besorgniß wegen unseres Wohnortes und unserer Eltern zu verstehen; denn, wie wir beobachten konnten, hatte sich die Wuth des erbitterten Volkes nach dem Burgthor und auf die Mariahilferstraße geworfen; die betreffende Vorstadt schwebte also in augenscheinlicher Gefahr. Wir waren daher einig, nicht länger zu verweilen und so schnell als möglich unsere Wohnung zu gewinnen. Wir eilten deßhalb an der Vorstadt Josefstadt rasch vorüber, unsere Blicke unverwandt nach den Feuern gerichtet; jetzt hatten wir das Stallgebäude der ungarischen Garde erreicht. Dichte Volkshaufen standen da, so daß das Fortschreiten mühsam zu werden anfing, und wir schon durch die Roseranogasse den Heimweg antreten wollten. Doch beschlossen wir noch eine Strecke weiter zu gehen. Wir kamen jetzt an die Ecke des Gardegebäudes. Diesem gegenüber befindet sich ein Kaffeehaus und der Aufgang zur Vorstadt Spittelberg. Wir blickten nach den kaiserlichen Marställen. Das Gewühl ist dort entsetzlich; wir stehen an, den geraden Weg zu verfolgen, und wie wir noch schauen, staunen und überlegen, gibt man hart vor uns eine Salve. Das Volk schreit und drängt zurück, wir werden mit fortgerissen gegen die Kirche der Mechitharisten — wir fliehen und vermögen uns erst dann zu fassen, als wir unsere Behausung erreicht haben..."

## 80.

## Die „Bürger" ergreifen die Partei des — „Volkes!"

Wir nehmen nun den Faden unserer Erzählung dort wieder auf, wo wir ihn am Schlusse unseres 78. Abschnittes (Seite 264) fallen gelassen haben. Die Garnison hatte sich als zu schwach erwiesen, um die in der innern Stadt losgebrochene Revolution zu bewältigen. Die durch das Einschreiten des Militärs, durch den schonungslosen Gebrauch der Feuerwaffen in Wuth und Erbitterung versetzten Volksmassen in der Umgebung des Landhauses durchrasten nun racheschnaubend und nach Vergeltung lechzend, alle Theile der innern Stadt, Alles zur Empörung, zum Widerstande mit sich fortreißend. Lawinenartig verbreitete sich der Aufstand binnen weniger Stunden über die Vorstädte und hinaus in die, vor den Linien liegenden volkreichen Orte. Den Machthabern hätte sich schon in den ersten Nachmittagsstunden die Ueberzeugung aufdrängen müssen, daß sie keine Aussicht haben, die Bewegung zu überwältigen; daß ihnen nichts übrig bleibe, als das Volk durch „liberale Zugeständnisse," durch die Entlassung des Fürsten Metternich, und der übrigen, am meisten verhaßten „Koryphäen" zu versöhnen. Wir werden später den Nachweis liefern, daß die Landstände, die das Volk gezwungen hatte, in die Hofburg zu ziehen, und dort eine friedliche Vermittlung zu versuchen, es wirklich an Energie und Nachdruck nicht fehlen ließen, um eine wenigstens theilweise Erfüllung der Volkswünsche zur Geltung zu bringen. Aber alle diese Bemühungen waren vollständig fruchtlos geblieben. Man wollte sich um keinen Preis den Anschein geben, als habe man sich irgend etwas abtrotzen lassen und nicht blos den Wortführern der Landstände, sondern auch

den im versöhnlichen Sinne wirkenden Erzherzogen Franz Karl und Johann wurde es von dem Fürsten Metternich und seinen Schildträgern in dem zu einer plötzlichen Wichtigkeit gekommenen Staatsrathe — den Grafen Hartig, Inzaghi, Freiherrn v. Pilgram u. s. w. — ganz unzweideutig gesagt, daß die Regierung, um sich nicht selbst aufzugeben, zunächst nur die Aufgabe zu erfüllen habe, diejenigen Personen strenge zu bestrafen, welche die „Pöbel-Emeute“ im Landhause hervorgerufen und an derselben, wie an den „Skandalen“, die sie zur Folge hatte, sich hervorragend betheiliget haben! „Graf Kolowrat“ — schreibt unser Gewährsmann (ein hervorragendes Ständemitglied) — „äußerte darüber, ob man nachgeben, oder die Unnachgiebigkeit aufs Aeußerste treiben solle, gar keine Ansicht; aus seinen Aussprüchen war nur so viel zu entnehmen, daß er den Kopf verloren hatte und weder von Gewalimaßregeln, noch von Konzessionen einen für den Fortbestand des Regierungsistems nachhaltigeren Erfolg erwartete. Baron Kübeck dagegen erklärte sich ganz im Sinne Metternich's und sprach wiederholt in gereiztem Tone über Sedlnitzky, dessen Polizei es werde schwer zu verantworten haben, daß sie sich von dem Aufstande überraschen ließ, der, wie er meinte, vielleicht schon seit Monaten und jedenfalls mit italienischem (!) Gelde planmäßig vorbereitet worden war.“ . . . „Der für schleunige Ertheilung von liberalen Konzessionen schon in den Vormittagsstunden (s. S. 231) thätig gewesene Pillersdorf“ — schreibt unser Gewährsmann weiter — „wurde von Metlernich und den übrigen „Großkopfigen“ derart abgetrumpft, als ob er nicht ein hoffähiger Exzellenzherr, sondern direkt von Kufstein oder Munkacz gekommen wäre. Würde die Märzbewegung nicht gesiegt haben, Pillersdorf wäre wohl nicht blos mit vollster Ungnade pensionirt, sondern gewiß auch gezwungen worden, weit weg von Wien seinen Aufenthalt zu nehmen.“ Der Leser wird nun fragen, woher die Machthaber, nachdem sich die Garnison als zu schwach erwiesen hatte, um die Bewegung niederzuwerfen, den Muth schöpften, daß sie ihr werden die Stirne bieten können? Wir sind in der Lage, hierüber hochinteressante Aufschlüsse zu geben.

Als in den Gemächern des Erzherzogs Ludwig, wo in den ersten Nachmittagsstunden die Mitglieder der Staatskonferenz, umdrängt voa den einflußreichen Hofpersönlichkeiten, ununterbrochen bestürmt von einzelnen Gliedern des Kaiserhauses, die theils beruhigt werden, theils Rath ertheilen wollten, in Permanenz versammelt waren, die Nachricht eintraf, daß das Eingreifen des Militärs die Ruhestörung in der Herrngasse nicht nur nicht gestillt, sondern vielmehr deren Weitergreifen auf verschiedenen anderen Punkten der Stadt, selbst auf dem Michaelerplatze, also in der unmittelbaren Nähe der Hofburg veranlaßt habe, geriethen die dort versammelten Machthaber nicht so sehr über die Bevölkerung als über das Militär in heftige Entrüstung. „Die Garnison“ — hieß es allsogleich — „hat nicht ihre Schuldigkeit gethan!“ Erzherzog Ludwig ließ unverzüglich den in einem Vorgemache anwesenden Feldzeugmeister Grafen Latour hereinrufen, der nun vor der Konferenz sich darüber aussprechen sollte, wo der Fehler liege, ob die Militärmacht zu wenig Strenge entfaltet hätte, ob es angezeigt sei, mit Kanonen dareinzufeuern, u. s. w. Latour wiederholte nun, was er schon in den Morgenstunden (siehe S. 231) erklärt hatte, daß gar nicht daran zu denken sei, mit Gewaltmitteln etwas auszurichten, da die Garnison mindestens zehnmal so stark sein müßte, um der Bewegung, die nicht mehr auf die innere Stadt beschränkt sei, Herr zu werden. „Es war“ — wird von genau unterrichteter Seite, der Latour über sein Eingreifen in die Ereignisse des 13. März persönlich Mittheilungen machte, erzählt — „nun Niemand Anderer als Fürst Metternich, der ein militärisches Gutachten von Latour und den übrigen in der Hofburg anwesenden hohen Militärs darüber wünschte, wie lange die Hofburg zu halten sei. Metternich war nämlich dafür, daß sich die Garnison in die Burg zurückziehe, und sich dort so lange in der Defensive verhalte bis es gelungen sein würde, aus Böhmen und Mähren die zur Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe nothwendigen Truppenverstärkungen mittelst Eilboten herbeizuschaffen. Es wurde Latour übel vermerkt, daß er diesen Plan, den er als unausführbar bezeichnete, energisch bekämpfte; Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich, die der Konferenz gleichfalls beigezogenen Grafen Inzaghi, Hartig, die Barone Lebzeltern und Pilgram wollten ja um keinen Preis vom Nachgeben etwas wissen; Latour wurde schließlich entlassen, und eine andere in der Burg verweilende „militärische Autorität,“ nämlich der Kommandirende in Böhmen, Fürst Windischgrätz, herbeigerufen, in der Erwartung natürlich, daß dieser sich für eine energische Machtentfaltung aussprechen werde.

„Man täuschte sich in dem Fürsten nicht. Er war freilich gleichfalls der Ansicht, daß die Situation eine im hohen Grade gefährliche sei, da man es verabsäumt hatte, schon in den Morgenstunden bei den ersten Regungen des Aufruhrs den nöthigen Ernst zu entfalten. Aber er war der Meinung, daß das, was des Vormittags durch eine übel angebrachte Nachsicht und Lässigkeit verdorben und verschlimmert worden sei, durch die Entfaltung äußerster Strenge und Rücksichtslosigkeit wieder „gut“ gemacht werden könne. Nicht mit Gewehren, mit Kanonen müsse die Revolution niedergefeuert werden! Der thatenlustige Fürst fand an einer weiteren in der Konferenz erschienenen „militärischen Autorität“, an dem Erzherzog Maximilian, der eine besondere Vorliebe für die Artillerie von jeher hatte, einen warmen Fürsprecher. Aber sofort zeigte es sich, daß die Mehrzahl der Konferirenden sich scheute, für die vorgeschlagenen Maßregeln die Verantwortung zu übernehmen. Selbst der Vorschlag des Erzherzogs Ludwlg, für den auch Metternich stimmte, daß nämlich Fürst Windischgrätz die Diktatur und mit ihr auch alle Verantwortlichkeit übernehmen solle, scheiterte in diesem Augenblicke noch vornämlich an dem Widerstande, den die Erzherzoge Franz Karl und Johann, dann Kolowrat und Kübeck leisteten.

„Während man so zu keinem Resultate gelangen konnte, machten der Landesmarschall von Niederösterreich (Montecuculi) und einzelne andere bei Hofe einflußreichere Ständemitglieder neuerliche Anstrengungen, sich, namentlich bei den Erzherzogen Ludwig — der Kaiser, so hieß es wenigstens, sei unpäßlich und könnte daher Niemanden empfangen! — und Franz Karl Gehör zu verschaffen. Aber in den Berathungen der Konferenz war nur eine kurze Unterbrechung

eingetreten und die Audienzwerber antichambrirten daher vergeblich. Es war Graf Kolowrat, der durch einen Vermittlungsvorschlag die in einem für Oesterreich schicksalsschweren Moment in zwei Parteien zerfallene höchste Autorität im Staate wieder zu einigen strebte. Er entwickelte, daß das „Bürgermilitär“ durch seinen Bürgereid verpflichtet sei, zur Aufrechterhaltung und zum Schutze der Ordnung und Ruhe mitzuwirken und zu diesem Zwecke den Befehlen des Landes-Kommandirenden unbedingt Folge zu leisten habe. Der Geist der Bürgerschaft lasse erwarten, daß sie ihrer Pflicht eingedenk und dem Aufruhr gegenüber neue Beweise treuer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus liefern werde. Kolowrat beantragte daher, daß man vor Allem die Bürger ausrücken lasse, sie zur Herstellung der Ordnung beauftrage und abwarte, von welchem Erfolge ihr Einschreiten begleitet sein werde. Dieser Antrag wurde angenommen, man einigte sich aber zugleich dahin, daß, für den Fall, als die Bürger den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprechen sollten, man dem Fürsten Windischgrätz zum Civil- und Militärgouverneur von Wien ernennen und ihm in Bezug auf Wien alle Regierungsgewalt übertragen werde, nachdem der Fürst sich bereit erklärt hatte, die Diktatur zu übernehmen ....“

So weit unser Gewährsmann. Wir setzen in dessen Mittheilungen nicht den mindesten Zweifel und halten uns von deren Richtigkeit überzeugt, trotzdem sie mit den einschlägigen Mittheilungen in der „Genesis“, deren Verfasser, Graf Hartig, bei den geschilderten Vorgängen betheiligt war, in mehrfacher Beziehung im Widerspruche stehen. Eines aber scheint uns gewiß: daß die Konferenz mit ihrem Beschlusse, das Bürgermilitär aufzubieten, bereits zu spät gekommen war. Es steht nämlich so ziemlich außer allem Zweifel, daß Erzh. Albrecht dem im Hofe des Kriegsgebäudes in ihn dringenden Kaufmann Arthaber um diese Zeit bereits, u. z. ohne höhere Weisung, zugestanden hatte, die Wiederherstellung der Ruhe den bewaffneten Bürgern zu übertragen. Die Konferenz war nämlich kaum schlüßig geworden, als, etwa eine halbe Stunde nach fünf Uhr, ihr die Meldung erstattet wurde, daß die gesammten vor dem Franzensthore versammelten, übrigens nicht sehr zahlreich ausgerückten Corps des Bürgermilitärs im Begriffe ständen — zum Volke überzugehen.“ Diese Nachricht war auf die Staatskonferenz von erschütternder Wirkung. Dort konnte es natürlich Niemand begreifen, wie die „Bürger“ es wagen können, sich selbst als einen Theil des Volkes zu fühlen und die Volkssache zu der ihrigen zu machen. Und darum hatte man den Bürgern durch viele Jahrzehnte lang eingeredet, daß zwischen ihnen und dem — „gemeinen Volke“ ein Unterschied bestehe und sich sogar herabgelassen, den Bürgeroffizieren den Zutritt zu den Hofbällen zu gestatten. Die Enttäuschung war freilich zu bitter! Aber es ist charakteristisch, daß man auch jetzt noch nicht sich entschließen konnte, den Fürsten Windischgrätz mit einer Generalvollmacht für Wien auszustatten, trotzdem man dies bereits abgemacht hatte, sondern eher abwarten zu müssen glaubte, ob die Bürger das Militär auch wirklich im Stiche lassen und der Bewegung sich anschließen werden. Das Unvermögen, einen raschen, kräftigen Entschluß zu fassen war der Staatskonferenz von ihren ersten Anfängen an und nicht etwa erst am 13. März ganz besonders eigen.

Uns rufen aber die Ereignisse nunmehr vor das Franzensthor, in die Mitte des Bürgermilitärs.

## 81.

### Vor dem Franzensthore.

Nach der Einstellung des Kampfes zwischen Militär und Volk, die in der innern Stadt nach halb 5 Uhr Nachmittags erfolgte, bereiteten sich vor dem Franzensthore die für den Ausgang des 13. März entscheidenden Ereignisse vor. Dorthin, auf dem schon im vorhinein (Seite 164) als Allarmplatz in Aussicht genommenen Josefstädter Exerzierfelde war ein großer Theil der Garnison von 2 Uhr an zusammengezogen worden. Auf diesen Punkt zog sich das Gros der in der innern Stadt im Kampfe befindlich gewesenen Truppen zurück, natürlich jene starken Militärabtheilungen abgerechnet, welche die Hofburg, die Nationalbank, das Kriegsgebäude, das militärische Zeughaus und die Hauptpost besetzt hielten. „Die zum Rückzuge aus der Stadt kommandirten Truppen befanden sich“ — nach der Schilderung eines Zeitgenossen — „in einem ziemlich derouten Zustande. Von einer Kampfeslust, von einem Verlangen sich für die mannigfache Unbill, die ihnen von Seite der „Proletarier“ zugefügt wurde, Genugthuung zu verschaffen, war bei ihnen nichts wahrzunehmen. Eine große Anzahl von Soldaten, die durch Steinwürfe leicht verwundet worden war und ohne Czako mit einem blutbefleckten Verbande am Kopfe einhermarschirte, hatte ein geradezu bemitleidenswerthes Aussehen.“ Das Erscheinen dieser Truppenabtheilungen, die im Kampfe mit dem unbewaffneten Volke den kürzeren Theil gezogen hatten, mag nicht dazu beigetragen haben, das zwischen dem Franzens- und dem Schottenthore, nahe an dem Stadtgraben aufgestellte Militär besonders zu ermuthigen. Auf diesem Punkte ging es um diese Zeit schon sehr lebendig zu. Aus den umliegenden Vorstädten strömten ununterbrochen Tausende von Menschen gegen die Stadt, die sich nicht abhalten lassen wollten, beim Schottenthor und alsdann wieder beim Franzensthor den Einlaß zu erzwingen. Jede der beiden Brücken, die über den Stadtgraben zu diesen Thoren führten, war mit zahlreichem Militär besetzt, aber immer stärker, immer nachhaltiger war der Andrang der Volksmassen. Es ist jedenfalls dem Militär der gemessene Befehl ertheilt worden, auf diesen beiden Punkten einen Konflikt mit dem Volke thunlichst zu vermeiden, denn die Offiziere legten den immer heftiger Andrängenden gegenüber eine Geduld, eine Artigkeit und Zuvorkommenheit an den Tag, die um so auffälliger war, als sie auf alle ihre begütigenden Worte nur Beleidigungen, Herausforderungen, ja selbst Steinwürfe zur Antwort bekamen. Beim Franzensthore wurde jedoch diesem Treiben binnen Kurzem ein Ende gemacht. Die Umgebung desselben wurde gesäubert, aber die Masse, welche von der Brücke verdrängt wurde, mischte sich nun unter das Militär, dort, theils in laute Verwünschungen über die Soldaten, „welche eine Menge braver, wehrloser Brüder ermordet,“ ausbrechend, theils einzelne Abtheilungen selbst im Beisein der Offiziere zum Uebertritte auf die Seite des Volkes haranguirend. Es

ist deßhalb ein Beweis für die unter den Truppen bereits eingerissene Niedergeschlagenheit, daß auch nicht einmal ein Versuch gemacht wurde, die zum Treubruche Auffordernden festzunehmen und sie den Gerichten zu überliefern. Selbst die zahlreich anwesende Generalität erschöpfte sich beinahe in friedlichen Verheißungen, in beruhigenden Versicherungen gegenüber den sie umdrängenden Volkshaufen, die fortwährend schrieen, daß man ihnen den Kommandanten ausliefern solle, von dem das unschuldige Blut vergossen worden sei.

erlassen hatte und nun auf dem Glacis erschienen, gewiß auch in der Absicht, um die Bürger, die er zur Bewältigung der Bewegung in der innern Stadt zu verwenden gedachte, in Augenschein zu nehmen und ihren Kommandanten die geeigneten Weisungen zu ertheilen. In der That waren um diese Zeit bereits drei- bis vierhundert Bürger der verschiedenen Corps auf dem Allarmplatze versammelt und größere und kleinere Abtheilungen derselben, so wie auch einzelne bewaffnete Bürger ununterbrochen im Anzuge. Um die Bürger gruppirte,



Straßenscene in der innern Stadt, in den Abendstunden des 13. März.

Als der Erzherzog-Kommandirende mit zahlreicher Suite aus der Stadt zurückkam, mußten von Seite der Truppen große Anstrengungen gemacht werden, um das in fieberhafter Erregung befindliche Volk wenigstens in einiger Entfernung von dem Erzherzoge zu halten. Der Erzherzog hatte hier, kurz nach seinem Eintreffen, die früher erwähnte Unterredung mit Dr. Engel (Seite 243). Er war aus dem Kriegsgebäude hiehergeeilt, wo er den Befehl zum Ausrücken des gesammten Bürgermilitärs unmittelbar vorher

unter sie mischte sich eine große Menge Volkes. Die wenigsten von den durchgehends aus den entfernteren Vorstädten herbeigeeilten Bürgern wußten genau, um was es sich eigentlich handle, warum man sie aufgeboten habe. Sie hatten zwar von einem Studentenkrawalle vor dem Landhause vernommen, aber daß dieser Krawall für Wien irgend eine größere Bedeutung habe, daß die gesammte Garnison aufgeboten worden, daß es bereits zum Kampfe zwischen Militär und Volk gekommen, daß Blut geflossen sei, davon hatten

sie nicht die leiseste Ahnung. Zahlreiche Einzelne aus der Volksmenge nahmen es nun auf sich, die Bürger aufzuklären, ihnen die stattgefundenen blutigen Ereignisse, die Unbarmherzigkeit der Militärbefehlshaber in grellen Farben zu schildern. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Erzählungen auf jeden der Bürger machten, welche Erbitterung über das Militär damit unter ihnen hervorgerufen wurde. Viele Bürger, die es nicht für denkbar hielten, daß die Regierung auf die Wiener je schießen lassen werde, schüttelten, als sie dies erfuhren, ungläubig das Haupt; aber sie hatten bald Gelegenheit, mit eigenen Augen sich von dem Ernste der stattgefundenen Ereignisse zu überzeugen. War es Absicht oder Zufall? Verschiedene Bürgeroffiziere, darunter namentlich der Lieutenant Franz Kammerer vom zweiten Regimente (den sogenannten „Dekretern"), waren eben bestrebt an das Volk beruhigende Ansprachen zu halten, zu versichern, daß der gütige Kaiser ganz gewiß diejenigen zu strenger Verantwortung ziehen werde, die zu dem Blutvergießen den Auftrag gegeben, als eine Schaar aufgeregter junger Leute, in deren Mitte ein Schwerverwundeter auf einem Pferde geführt wurde, aus dem Franzensthore herauskam und, an dem Militär vorüber, mitten durch die bewaffneten Bürger, in der Richtung gegen das Krankenhaus zu, sich bewegte. „Einer von den Geopferten!..." rief man, „Einer von den Blutzeugen des 13. März! ...Die Hüte herab!... Salutirt, Bürger!"... Und das Volk entblößte die Häupter, die bewaffneten Bürger salutirten, als der Schwerverwundete durch ihre Reihen geführt wurde, und die Stille, die in diesem Momente für eine kurze Pause eintrat, wurde nur von den Begleitern des Verwundeten unterbrochen, die unausgesetzt in Flüchen und Verwünschungen auf die Mörder des Volkes ausbrachen, als welche sie eine Anzahl hoher Staatspersonen bezeichneten.

Dieser Vorfall war auf die Bürger von elektrisirender Wirkung. Alle waren nun gewillt, dem Militär jede Unterstützung zu versagen und einzelne sogar dafür, sich der Bewegung anzuschließen. Das Gefühl, daß die Bürger nicht ruhige Zuschauer abgeben dürften, sondern verpflichtet seien, ihr Gewicht zu Gunsten des Volkes in die Wagschaale zu werfen, wurde allgemein getheilt. Nur über das Wie vermochten sich die Bürger anfänglich nicht zu verständigen. Eine Uebereinstimmung war aber in ihrem Kreise um so schwerer zu erzielen, als die Generalität, welcher von der schwierigen Stimmung der Bürger berichtet worden sein mochte, sich fortwährend unter die Bürger mengte und mit guten Worten auf sie einzuwirken suchte. Einzelne Generäle, die das „Bürgermilitär" so gering schätzten, daß sie es bisher unter ihrer Würde fanden, einem bewaffneten Bürger ein freundliches Gesicht zu zeigen, mögen vor dem Franzensthore sich wie auf glühenden Kohlen befunden haben, denn da alles, vom Erzherzoge angefangen bis herab zum letzten Adjutanten, sich an Artigkeit gegen die Bürger überbot, so blieb den Betreffenden natürlich nichts übrig, als gleichfalls einen liebenswürdigen Ton anzuschlagen. Der eine und andere General fiel freilich mehr als einmal aus der ihm ganz ungewohnten Rolle. Es fehlte da nicht an heiteren Szenen. Einer von diesen Generälen fuhr z. B. den Adjutanten des zweiten Bürgerregiments, der eine Abtheilung Bürger gegen die Franzensthorbrücke zu führen wollte, mit einem barschen: „Was wollen Sie da?" an. Das Publikum bemerkte, daß der General, während er mit dem Bürgeroffizier sprach, eine Cigarre weiterrauchte. Sogleich wurde auf allen Seiten gerufen: „Cigarre aus dem Maul, wenn man mit einem Bürger spricht!" welcher „Volksforderung" von dem Generale sogleich nachgegeben wurde. Während dieser Auftritte mischte sich auch der Erzherzog-Kommandirende unter die Bürger. „Sein Gesicht war" — heißt es in den Aufzeichnungen eines Bürgeroffiziers — „aschgrau und man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß die Ereignisse des Tages auf ihn einen überaus deprimirenden Eindruck gemacht hatten. Der Erzherzog sprach nicht blos mit den einzelnen Bürgeroffizieren, sondern auch mit zahlreichen Bürgern. Er ließ sich nicht ein in Gespräche über die Begebenheiten des Tages, sondern beschränkte sich darauf, an das Gewissen der Bürger zu appelliren, die ihr dem Kaiser geleisteter Eid dazu verpflichte, seinen (des Kommandirenden) Befehlen Folge zu leisten und für Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe thätig zu sein..." „Se. Majestät der Kaiser" — äußerte der Erzherzog — „werde das Nothwendige und dem allgemeinen Wohle Unentbehrliche gewiß verfügen, für den Augenblick sei es aber Pflicht des Militärs und der bewaffneten Bürger, den „Straßenskandalen" um jeden Preis ein Ende zu machen!"

Das Erscheinen des Erzherzogs brachte übrigens in der Stimmung der Bürger keine Veränderung hervor. Man hörte ihn zwar ruhig an, aber kaum hatte er den Einzelnen den Rücken gekehrt, fuhren diese fort, sich über die Schritte zu besprechen, die von den bewaffneten Bürgern im Interesse der Bewegung zu unternehmen wären. Es ist ferners bezeichnend für die Stimmung, in der sich der Erzherzog befand, daß er, als aus den Reihen des Volkes ihm eine Weile lang zugerufen wurde: „Hinaus mit dem Militär aus der Stadt, die Bürger sollen hinein!" er einige Bürgeroffiziere ersuchte, das Volk zu beruhigen, und demselben mitzutheilen, daß das Einrücken der Bürger in die Stadt in dem Augenblicke stattfinden werde, als genug Bürger zusammengekommen sein würden. Abermals war es Lieutenant Kammerer, der dies dem Volke verkündete. Nur der einzige vor dem Franzensthore anwesende Stabsoffizier der Bürger, Obrist-Lieutenant Bergmüller (Vicebürgermeister) gab sich sichtlich Mühe, die Bürger für die Intentionen des Erzherzogs Albrecht zu gewinnen. Er suchte sie, Offiziere und Mannschaft, anzufeuern, sich heute recht auszuzeichnen, sich eben so hervorzuthun, wie zur Franzosenzeit; er stellte für diesen Fall nicht nur der Bürgerschaft im Ganzen, sondern auch den einzelnen bewaffneten Bürgern alle erdenklichen Ehren und Auszeichnungen in Aussicht. Aber dieser Uebereifer bewirkte das Gegentheil von dem, was damit erzielt werden sollte. Es ist nämlich eine Thatsache, daß Bergmüller, indem er den Bürgern immer zumuthete, sich wie „alterprobte Soldaten" zu schlagen, gerade durch diese Zumuthung den ersten lauten Widerspruch unter den Offizieren erweckte. „Wir sind eben Bürger" — erklärte man ihm — „und da wir als solche einen Willen haben dürfen, so kann man uns nicht denselben schweigsamen und blinden Dienstesgehorsam zumuthen, wie dem zur strengsten Mannszucht verpflichteten Militär." Dieser Widerspruch wurde immer stärker, immer allgemeiner. Wir verweisen auf einen

später folgenden Bericht des Bürger-Kavallerie-Oberlieutenants *Scherzer*, aus dem hervorgeht, daß es zwischen *Bergmüller* und der großen Mehrzahl der Bürgeroffiziere zum offenen Bruche kam, daß diese Offiziere dem Vicebürgermeister den Gehorsam verweigerten und durch sein Verbot sich nicht abhalten ließen, eine *Deputation nach Hof zu senden, die im Namen der bewaffneten Bürger „und der gesammten Bürgerschaft“ zur Vermeidung ferneren Blutvergießens um die Gewährung der in der Bürgerpetition enthaltenen zwölf Punkte* (S. 143) *an den Stufen des Thrones petitioniren sollte.* Während so zwischen dem Vicebürgermeister und den Bürgeroffizieren unterhandelt wurde, hatte bereits eine zweihundert Mann starke Abtheilung Bürger Befehl erhalten, sich durch das Franzensthor in die Stadt zu begeben und auf dem Hof nächst dem bürgerlichen Zeughause Aufstellung zu nehmen. Dieser unter dem Kommando des Oberlieutenants *Nikola* (vom zweiten Regimente) gestandenen, aus verschiedenen Korps zusammengestellten Kompagnie sollten in kurzen Zwischenräumen die übrigen Abtheilungen bewaffneter Bürger nachmarschiren. *Nikola* hatte kaum „Marsch!“ kommandirt und seine Mannschaft sich in Bewegung gesetzt, als die Volksmenge, die in der Nähe der Franzensthorbrücke Posto gefaßt hatte, in Jubelgeschrei ausbrach, theils darüber, daß die Bürger nunmehr in die innere Stadt hineinziehen, nochmehr aber, weil sie wähnte, der Verkehr zwischen der Stadt und den Vorstädten würde nun überhaupt freigegeben werden. Wirklich machte das Volk sogleich den Versuch, die bedeutende Militärmasse, die den Zugang zur Brücke besetzt hielt, zu durchbrechen. Es kam bei diesem Anlasse zu einem erbitterten Handgemenge, bei dem das Militär, theils Grenadiere, theils Infanterie vom Regimente Bianchi, das Bajonett und den Kolben in Anwendung brachte, und zahlreiche Verwundungen vorfielen. Die Erbitterung über die Soldaten wurde hiedurch wesentlich vermehrt. Tausende schrieen, lärmten, tobten und geberdeten sich wie Rasende. Die Spatier, welche die Geh-Alleen um den Exerzierplatz herum absperrte, wurde zertrümmert und mit ihren Bruchstücken bewaffneten sich ganze Volkshaufen, in der Absicht, nun einen förmlichen Kampf mit den Truppen aufzunehmen.

Während dieser Vorgänge wurden die von *Nikola* kommandirten Bürger von einem an der Franzensthorbrücke befehligenden k. k. Major Mann für Mann zwischen den Truppen durchgelassen, was eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Nachdem sie sich auf der Brücke gesammelt hatten, zogen sie in die Stadt. Gleich darauf setzte sich eine zweite Bürgerabtheilung in Bewegung, aber auch auf Seiten des Volkes wurden die gewaltigsten Anstrengungen gemacht, um das Franzensthor in Besitz zu bekommen. Zu beiden Seiten der Brücke entwickelte sich nun neuerdings ein hartnäckiger Kampf, bei dem das mit Waffen wohlversehene Militär, natürlich der wehrlosen Masse gegenüber weitaus überlegen war. Aber es ist bezeichnend für die Ausdauer, mit der fort und fort an die Truppen angestürmt wurde, daß diese in dichtgeschlossenen Reihen kämpfen mußten, um vom Volke nicht durchbrochen und zum Weichen gebracht zu werden. Trotzdem gelang es den Stürmenden bis unmittelbar vor die Brücke zu dringen. Es ereignete sich nun folgende Episode: Eine Abtheilung der vierten Bürgerartillerie-Kompagnie unter dem Kommando des Lieutenants Bäck, die, von Mariahilf herbeieilend, eben im Begriffe war, über die Brücke zu marschiren, wurde von einem vor derselben kommandirenden General aufgefordert, an Stelle des Militärs die Ordnung wiederherzustellen, da — wie der General bemerkte — das Volk den Bürgern williger Folge leisten werde. Den Bürgerartilleristen blieb nichts übrig, als dieser Aufforderung nachzukommen, und sie sperrten nun die schmale Brücke ab, derart, daß sie das auf der Brücke postirte Militär im Rücken, die heranstürmende Volksmenge vor sich hatten. Die Letztere, die mit Latten, Laternpfählen, Steinen bewaffnet war, ließ sich natürlich durch das kleine Häustein Bürger nicht abhalten, die Erstürmung der Brücke zu versuchen und so entwickelte sich nun über den Häuptern der Bürger ein erbitterter Kampf. Auf Seiten des Volkes hieß es zwar in einem fort: „*Gebt Acht auf die Bürger! .... Nur auf die Soldaten haut tüchtig los, die beim Landhause auf Euere Brüder geschossen haben!*“ aber die Bürger liefen trotzdem Gefahr, in den Stadtgraben geworfen zu werden. Das Militär, das sie als Schutzwehr benützte, fällte hinter ihnen das Bajonett, und über ihre Köpfe hinweg wurde wieder von Seite des Volkes mit langen Latten auf das Militär eingehauen, wobei *Bäck* und andere Bürgerartilleristen verwundet wurden. Endlich durchbrach ein Volkshaufe die Bürger, dessen Führer, ein riesengroßer Fleischhauergeselle, entwand einem Unteroffizier das Gewehr, drang damit vor, wurde aber von rückwärts gepackt, gefangen genommen und man wollte ihn eben auf die Thorwache escortiren, als er sich losriß und von der Brücke aus, *in den Stadtgraben hinabsprang*. Es wurde ihm zwar nachgeschossen, aber erfolglos; dennoch starb der Tollkühne, Namens Josef *Kriegler*, und zwar in Folge der beim Sprunge in den Stadtgraben erlittenen Gehirnerschütterung im allgemeinen Krankenhause.

Mittlerweile war das Militär auf der Brücke derart verstärkt worden, daß das Volk wieder zum Weichen gebracht und bis in die Nähe der Alserstraße zurückgetrieben werden konnte. Durch das nun wieder freigewordene Franzensthor marschirten hierauf sämmtliche auf dem Glacis noch aufgestellte Bürgerabtheilungen in die innere Stadt hinein. „Der Jubel“ — heißt es in einer Aufzeichnung — „mit welchem wir dort aufgenommen wurden, war über alle Beschreibung enthusiastisch!“ Als die erste Bürgerabtheilung, unter *Nikola's* Kommando, in der Stadt einzog, war es in der Teinfaltstraße wie ausgestorben. Erst auf der Freiung kam den Bürgern ein Haufe Volkes, bestehend aus Jung und Alt, Männern und Weibern entgegen, welche die Bürger mit einem Freudengeschrei und mit vor Rührung feuchten Augen empfingen, auf sie losstürzten, ihnen die Hände schüttelten, sie umarmten. Gehobenen Muthes zogen die Bürger, von der Volksmenge begleitet, den Heidenschuß hinan, auf den Hof, wo sie vor der Apotheke „zum Engel“ Aufstellung nahmen. „Gegenüber von uns“ — heißt es in den mir vorliegenden Notizen — „zwischen der Hauptwache und der Pfarrkirche stand, den Rücken durch das Kriegsgebäude gedeckt, eine starke Abtheilung jener Pionniere, die nächst dem Landhause die Feindseligkeiten gegen die Bevölkerung eröffnet hatten.

Bei unserem Erscheinen hörten wir, wie den Pionnieren „Hahn im Arm!" kommandirt wurde. Sogleich verlief sich das Volk, welches uns bis auf den Hof begleitet hatte. Wir Bürger nahmen aber von diesem Kommando keine Notiz und stellten uns, Gewehr bei Fuß, gegenüber dem Militär auf, da wir die Weisung hatten, hier auf eine weitere Ordre zu warten. Nach längerer Zeit, nachdem auch noch die übrigen Bürgerabtheilungen nachgekommen waren, erhielten wir endlich den Auftrag in das bürgerliche Zeughaus einzurücken und dort in Bereitschaft zu verbleiben. Von den im Hofe des Zeughauses bereits seit ein paar Stunden zusammengekommenen Kameraden, zumeist Bürgern aus der innern Stadt, erfuhren wir nun erst genauere Details über die beim Landhause, auf der Freiung, auf dem Hofe, dem Judenplatze, dem Hohenmarkte, dem Michaelerplatze, in der Färbergasse u. s. w. stattgefundenen Zusammenstößen. Daß es in der Stadt heiß hergegangen sein mußte, das bewies uns schon das Ansehen der Straßen und Plätze, die wir passirt hatten. Das Pflaster war mit zerbrochenen Laternenpfählen, mit den Trümmern von Ankündigungstafeln, mit Steinen, Ziegeln, Glasscherben, aber auch Hüten, Spazierstöcken, Fetzen von Kleidern und Uniformen wie übersäet und an verschiedenen Stellen befanden sich große Blutlachen. So weit das Auge blickte, waren Spuren von verübten Gewaltthätigkeiten . . ."

## 82.

## Ein Opfer der Volksrache.

Die Nachricht von dem Einrücken des Bürgermilitärs verbreitete sich in der inneren Stadt wie ein Lauffeuer. Sie hatte nicht den Wiederbeginn des Kampfes zwischen Volk und Militär zur unmittelbaren Folge, aber sie trug jedenfalls dazu bei, auf Seiten des Volkes neue Hoffnungen wachzurufen, dessen Zuversicht zu befestigen, dessen Ausdauer zu stärken. Denn das setzte man allgemein voraus, daß die Bürger ihre Waffen nicht gegen die Bevölkerung anwenden, daß sie als ein vermittelndes Element in die Bewegung eingreifen werden, als Vermittler zwischen dem Volke und dem Kaiserhause. Die Theilnehmer an der Bewegung des 13. März erblickten also in den bewaffneten Bürgern ihre natürlichen Bundesgenossen. In der Stunde, wo die Bürger in die Stadt einmarschirten, herrschte in derselben eine unheimliche, gespensterhafte Ruhe. Es war ein Waffenstillstand eingetreten. Auf Seiten des Volkes rüstete man sich zu dem neuen Kampfe, der jede Minute wieder ausbrechen konnte. Nur in der Nähe der Burg und in den zur Universität führenden Straßen und Gassen herrschte ein lebhaftes Treiben, in anderen, sonst von einem regen Verkehre durchwogten Theilen der inneren Stadt war dagegen Alles todtenstille. In einer dieser Gassen, in der zwischen 6 und 7 Uhr Abends von einer Bewegung in Wien nichts zu verspüren war, nämlich auf der Seilerstätte, ereignete sich damals ein Vorfall, der deshalb bemerkenswerth ist, weil er zeigt, zu welchem Höhegrade die politischen Leidenschaften in Wien unmittelbar vor dem 13. März durch das willkürliche, jedes Rechtsgefühl verhöhnende Regierungssistem hinaufgeschraubt worden waren. Ein ganz unbefangener, übrigens auch unbekannt gebliebener Mann wäre bald und ausschließlich nur deshalb, weil er in seiner äußeren Erscheinung dem Grafen Sedlnitzky ähnlich sah, ein Opfer der Volksrache geworden. Nur einem Zufalle dankte der Unglückliche die Rettung seines Lebens. Ueber den Vorfall ist später wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Blos einige Zeitungen meldeten, daß Graf Sedlnitzky am 13. März Abends auf der Straße erkannt, angehalten und nur mit genauer Noth seinen Angreifern entkommen sei.

Das Wahre an dieser Mittheilung ist Folgendes: Die kurz vor den Märztagen niedergesetzte Zensur-Oberdirektion veranstaltete unter den Antiquarbuchhändlern Wiens wahre Hetzjagden nach staatsgefährlichen Büchern, und fügte den betreffenden Geschäftsleuten Tag für Tag empfindliche Geldverluste zu, wodurch eine bedeutende Aufregung, nicht blos unter den Antiquaren, sondern auch unter dem zahlreichen, mit ihnen in Verbindung stehenden Lesepublikum, erzeugt wurde. Die Antiquare hielten nun schon einige Tage vor dem 13. März verschiedene Besprechungen ab, um sich über gemeinsame Schritte gegen die Zensurbehörde zu verständigen, und am 13. März Morgens kamen sie in der Wohnung des Antiquarbuchhändlers Klang abermals zusammen, um eine Denkschrift an die Zensur-Oberdirektion zu unterzeichnen, in welcher sie den Nachweis zu liefern suchten, daß die Handhabung der Zensur in Oesterreich eine Beschaffenheit angenommen habe, die jeden Buchhandel, ja den gesammten Bücherverkehr überhaupt, geradezu unmöglich mache. Diese Denkschrift wurde nun am 13. März um 11 Uhr Vormittags, also in dem Augenblicke, wo die Bewegung im Hofe des Landhauses begonnen hatte, dem Vorstande der Zensur-Oberdirektion, Hofrath Martinez, von einer aus den Buchhändlern Beck, Kuppitsch, Sammer und Klang bestehenden Deputation überreicht. Die Deputation, ergriffen von der Stimmung des Tages, verlangte von dem Hofrathe die sofortige Abstellung der Uebergriffe, aber der Hofrath bedeutete ihr, daß sein oberster Chef, Graf Sedlnitzky, sich nicht veranlaßt finden dürfte, in dem Zensurverfahren eine Aenderung eintreten zu lassen. „Das Staatswohl" — sagte er — „fordert gebieterisch, daß die Pest schlechter Bücher innerhalb der Grenzen Oesterreichs gehindert werde, epidemisch um sich zu greifen, und das Staatswohl dürfe nicht zu Gunsten der Buchhändler preisgegeben werden." Der abschlägige Bescheid machte unter den Buchhändlern, denen er sofort mitgetheilt wurde, den schlechtesten Eindruck, und da die Mittheilung auch gleichzeitig stadtkundig wurde, so kehrte sich die im Landhause ausgebrochene Volkswuth hauptsächlich auch gegen den Grafen Sedlnitzky, dessen Name allein schon für jeden gebildeten Oesterreicher ein Gegenstand des Abscheues und Hasses war.

Ein bejahrter Mann, dessen äußere Erscheinung jener des Grafen frappant ähnlich war, hatte nun das Unglück, am 13. März Abends auf der Seilerstätte von einer an ihm vorüberziehenden Schaar Studenten und anderer junger

Männer für den verhaßten Zensurpräsidenten angesehen, von ihnen angehalten, in ihrer aufgeregten Stimmung mit dem Tode bedroht, mit Schlägen traktirt und derart zugerichtet zu werden, daß er nur dem Hinzukommen von Personen, die dem Exzesse ein Ende machten, seine Lebensrettung verdankt. Der Bedauernswerthe stellte es natürlich sogleich bestimmt in Abrede, daß er der Graf Sedlnitzky sei, erbitterte aber damit seine Angreifer, die nun glaubten, er suche sich nur zu verläugnen, nur noch mehr. Dadurch, daß er schließlich sogar nach der Polizei rief, die am 13. März bekanntlich wie verschwunden war, goß er Oel in die Flammen. Dieser gewiß beklagenswerthe Vorfall, der übrigens in den Zeitverhältnissen seine hinlängliche Erklärung findet, war die Universität bereits der Schauplatz von Scenen und Vorgängen, welche allein schon hingereicht haben würden, der Wiener März-Revolution eine ruhmvolle Stelle in der Geschichte aller Zeiten und Völker zu sichern. Man glaubt in einem von altersher freien, auf die Tugenden seiner Angehörigen begründeten Staatswesen zu verweilen, wenn man die von dem kräftigsten Gemeingeiste und dem edelsten Freiheitsdrange zeugenden Ereignisse an der Wiener Universität am Nachmittage des 13. März näher betrachtet; man vergißt dabei ganz, daß dies dieselbe Hochschule war, die, von dem „Sistem" so tief herabgewürdigt, keine andere Bestimmung zu erfüllen hatte, als die, die Lücken in dem Beamtenheere des Staates regelmäßig wieder auszufüllen. Daß die



Die Vormerkung für die Volksbewaffnung auf dem Judenplatze.

ist selbst in den Märztagen im Publikum nur wenig besprochen worden, was kaum weniger auffällig ist, als die Thatsache, daß die am Exzesse Betheiligten niemals in die Lage kamen, diesem schuldlosen Opfer des Hasses gegen den Grafen Sedlnitzky für die ihm widerfahrene Unbill — Abbitte zu leisten.

## 83.

## An der Universität.

Während sich das Bürgermilitär vor dem Franzensthore zum Einmarsche in die innere Stadt noch bereit hielt, Universität in den Morgenstunden jenes Tages den Anstoß zu der Märzbewegung gegeben, gereicht ihrer Studentenschaft zum Ruhme; aber die Ereignisse im Landhause waren nicht allein der Studirenden Werk, sie haben sich durch eine Verkettung von Umständen, durch ein Zusammentreffen von Zufällen entwickelt, sie sind von den Studenten nicht planmäßig vorbereitet und in Scene gesetzt worden, und einen so überwiegenden Antheil die Studenten an diesen Ereignissen auch hatten, so steht es doch fest, daß dieselben nicht als ihr alleiniges Werk gepriesen werden können. Der aktive, selbstbewußte Antheil der Studentenschaft an der Märzrevolution beginnt also erst in den Nachmittagsstunden jenes Tages. Erst in dem Augenblicke, als das Blut der ersten Freiheitsopfer geflossen war, als Jeder, der in den Kreis der Bewegung

eintrat, darauf gefaßt sein mußte, daß er sein Leben aufs Spiel setze, erst in diesem Momente begann die Masse der Studenten sich für ein nachdrückliches Eingreifen in die Tagesbegebenheiten zu entscheiden. Ohne Führer, ohne Waffen zu besitzen, schlossen sie sich, alle Bedenken und Rücksichten bei Seite setzend, und fest entschlossen, Freiheit und Leben dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen, der Revolution an.

Wir haben bereits (s. Seite 258) erwähnt, daß nach der Einstellung des Kampfes zwischen Militär und Volk die in den Straßen der inneren Stadt zerstreuten Studirenden unter dem Jubel der Bevölkerung nach der Universität zogen, wo eine Zusammenkunft der gesammten Studentenschaft bereits Tags vorher verabredet worden war. Das Leben und Treiben auf dem Universitätsplatze und in den zu demselben führenden Straßen war um diese Zeit ein überaus bewegtes. Die Studirenden hatten sich massenhaft eingefunden, Alles stand in großen Gruppen beisammen, in denen von einzelnen Rednern die Tagesereignisse besprochen und erörtert wurden und was nun von Seite der Studirenden zu geschehen habe, damit die Revolution einen für die Sache des Volkes günstigen Ausgang nehme. Alles äußerte sich für zähes Festhalten an den im Landhause aufgestellten Forderungen. Alles war entschlossen, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen, sich mit halben Zugeständnissen nicht zufrieden zu geben und nicht eher vom Platze zu weichen und nach Hause zu gehen, als bis das „Sistem" und seine Träger gestürzt sein würden. Viele Redner äußerten, daß Jeder schon aus Rücksicht für die Sicherheit seiner eigenen Person auf jede feigherzige Nachgiebigkeit verzichten müsse, da die Machthaber, ein Erzherzog Ludwig, Metternich, Sedlnitzky u. s. w. das niemals verzeihen und vergeben würden, was im Laufe des Tages gegen sie „verbrochen" wurde, und daß den Freiheitskämpfern, wenn sie unterliegen würden, kein anderes Los beschieden wäre, als das, in den Kasematten der österreichischen Festungen elend zu Grunde zu gehen. Die Stimmung der Studenten war mit einem Worte eine äußerst gehobene und zu den größten Opfern entschlossene. Es mag freilich an einzelnen Furchtsamen und Eingeschüchterten nicht gefehlt haben, dieselben wagten es aber ebenso wenig wie in den Morgenstunden und am Tage vorher noch jetzt ihren Bedenken und Zweifeln Ausdruck zu geben, und schwammen daher im Strome mit. Diese Masse von jungen Leuten wurde gegen die fünfte Nachmittagsstunde durch eine Anzahl von Gerüchten, die sich mit Sturmeseile unter ihnen verbreiteten, in eine wo möglich noch größere Aufregung versetzt. Man kann es sich vorstellen, welchen Eindruck es auf die ohnehin aufs Aeußerste erhitzten Gemüther machen mußte, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete, das Militär habe am Michaelerplatze, aus der Burg hervorbrechend, unter dem Volke ein gräßliches Blutbad angerichtet, Alles in die Flucht geschlagen und rücke nun gegen die Universität vor, um von ihr Besitz zu nehmen. Eine Anzahl Männer, der Mehrzahl nach Arbeiter waren, mit Knütteln bewaffnet, in der That auf dem Universitätsplatze erschienen, und erzählten eine Reihe von Begebenheiten, die geeignet waren, die Studenten verzagt zu machen. „Das Militär ist auf allen Plätzen siegreich, das Volk weicht überall zurück, die Siegeszuversicht, welche Letzteres in den ersten Nachmittagsstunden erfüllte, hat einer trostlosen Niedergeschlagenheit Platz gemacht." Das war beiläufig der Inhalt der den Studenten gewordenen Meldung. Im ersten Augenblicke bemächtigte sich der Studentenschaft Verzweiflung und Muthlosigkeit. Die Kühnsten und Entschlossensten waren entsetzt und hörten schweigend zu, wie einzelne Studenten dazu riethen, sich in keinen Kampf mit dem Militär einzulassen und — auseinanderzugehen.

Eine Anzahl von zumeist der juridischen Fakultät angehörigen Studenten, die sich bereits im Landhause verabredet hatten, fest zusammenzustehen und einander nicht zu verlassen, griff in diesem Augenblicke entscheidend ein und brachte einen Umschwung in der Stimmung der Studentenschaft hervor. Der gewählte Führer dieser kleinen Schaar, der später uns häufig begegnende Jurist W u t s c h e l, ein gebürtiger Mährer, ergriff nämlich das Wort, um die Redner, die zum Auseinandergehen riethen, darauf aufmerksam zu machen, daß es eine Schande für die Studentenschaft wäre, wenn sie schon auf das bloße Gerücht hin, daß das Militär siegreich vordringe, das Hasenpanier ergreifen würde. Man müsse sich, meinte W u t s c h e l, vor allem Andern vergewissern, ob dieses Gerücht auch wirklich wahr sei, und daher nach allen Richtungen der Stadt verläßliche Boten ausschicken, die von der Lage der Dinge sich zu überzeugen und die Studentenschaft davon zu unterrichten hätten. Andere Redner sprachen alsbald in gleichem Sinne, und die Ansicht W u t s c h e l s, daß man vorläufig noch ausharren und zum Kampfe sich bereit halten müsse, erlangte hierauf allgemeine Zustimmung.

Was wir hier erzählen, begab sich unter jenen Studentengruppen, die auf dem Universitätsplatz sich versammelt hatten. In anderen Studentengruppen, die in der Bäckerstraße Aufstellung genommen, hatte man mittlerweile Nachrichten erhalten, denen zufolge die Aussicht für die Bewegung weitaus günstiger war. Ein Bürger-Grenadier, der unter dem Jubel der Studenten und des an allen Fenstern lauschenden Publikums die Bäckerstraße passirte, brachte die erste Nachricht, daß das Bürgermilitär zum Ausrücken kommandirt worden sei, und knüpfte hieran eine Reihe von Versicherungen, die geeignet waren, den Muth und die Hoffnungen der Studirenden wieder zu heben. Der Bürgergrenadier, ein schlichter Gewerbetreibender, gab den jungen Leuten in treuherziger Weise die tröstliche Zusicherung, daß sich das Bürgermilitär niemals werde dazu brauchen lassen, gegen das Volk die Waffen zu ergreifen, und daß alle Jene, welche der Knechtschaft und dem Absolutismus in Oesterreich ein Ende machen wollen, auf die Unterstützung und Mitwirkung der bewaffneten Wiener Bürger mit Sicherheit zählen könnten.

Das Erscheinen eines Studirenden, der in tollkühner, abenteuerlicher Weise sich in die Stadt hineingeschlichen hatte, gestaltete sich auf dem Universitätsplatze zu einem Ereigniß. Der Student, ein Jurist, dessen Name heute leider nicht mehr ernirt werden konnte, brachte seinen Kollegen die ersten bestimmten Nachrichten über die Haltung der Bevölkerung in den Vorstädten. Nachdem die innere Stadt von den Vorstädten isolirt worden war, da man um 2 Uhr Nachmittags die Stadtthore verschlossen und militärisch besetzt hatte, wußte man in der innern Stadt natürlich nicht, welchen Eindruck die Tagesbegebenheiten in den Vorstädten

hervorgerufen haben. Die aus den letzteren noch rechtzeitig in die Stadt gekommenen Bürger, Studenten und Arbeiter versicherten freilich, daß von den Vorstädten das Beste zu erwarten, daß der dort herrschende Geist ein dem Sturze des Sistems günstiger, und der Ausbruch der Revolution in den Vorstädten als eine feststehende Thatsache anzusehen sei. Es fehlte jedoch nicht an Stimmen, die eine gegentheilige Ansicht äußerten. In der Thal stand es zu besorgen, daß man in den Vorstädten nicht rechtzeitig Kenntniß davon bekomme, um was es sich in der innern Stadt eigentlich handle. Es war denkbar, daß von Seite der Polizei der Versuch gemacht würde, die Vorstadtb·völkerung über die Tendenzen der in der innern Stadt ausgebrochenen Revolution in einer Weise „aufzuklären", welche diese Bevölkerung gegen die Stadt einnehmen, ja ihr sogar feindselige Gesinnungen gegen die Bewegung beibringen mußte. Die Polizei hätte blos mittelst Plakalen zu erklären gebraucht, die Bewegung sei gegen das Eigenthum gerichtet, und die in den Vorstädten damals tonangebende Bürgerklasse hätte gewiß Anstand genommen, sich der Bewegung anzuschließen. Schon durch ein passives Verhalten der Vorstädte würde der Märzrevolution bereits am ersten Tage der Todesstoß gegeben worden sein. Zum Glücke fehlte es aber der Polizei an der Fähigkeit, einen ihr nicht von Oben eingegebenen Gedanken selbstständig fassen zu können. Die Polizei legte die Hände in den Schooß und ließ den lieben Herrgott dafür sorgen, daß er Alles zum Besten wende.

## 84.

## Ein vergilbtes Pergament.

Die Nachrichten des früher erwähnten, soeben aus der Vorstadt hereingekommenen Juristen erregten unbeschreiblichen Jubel. Er schilderte, daß dort Alles sich erhoben habe, um den Freiheitskämpfern beizustehen; daß auf den Glacisgründen Tausende von Menschen in der Nähe der einzelnen Stadtthore versammelt stehen, des Zeichens gewärtig, um in die innere Stadt einzudringen. Es sei, versicherte der Student, nur Eines nothwendig; diesen Massen den Weg in die innere Stadt zu bahnen. Alle Stadtthore seien militärisch besetzt, und man dürfe nur bei einem einzigen Stadtthore die Besatzung überwältigen und den Zutritt durch dasselbe frei machen, um den so dringend nothwendigen Succurs aus den Vorstädten zu erhalten. Nicht etwa blos einige Tausend; sondern mindestens hunderttausend Streiter stünden sodann der Revolution zur Verfügung und die schwache Garnison würde von dieser Masse schon beim ersten Anpralle erdrückt werden. Diese Nachrichten aus den Vorstädten verbreiteten sich sogleich auf der Universität und deren Umgebung. Von vielen Seiten wurde nun der Vorschlag gemacht, zu einem der großen Stadtthore zu ziehen, dort mit dem Militär den Kampf aufzunehmen und den letzten Blutstropfen daranzusetzen, um in den Besitz des Stadtthores zu gelangen, durch das sodann die Vorstadtbewohner einziehen sollten. Die Meisten entschieden sich sogleich für das alte Kärntnerthor, und schon waren zahlreiche Schaaren im Begriffe, dahin aufzubrechen, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Professoren Hye und Endlicher seien mit hochwichtigen Nachrichten an der Universität eingetroffen, in der Absicht, dieselben der Studentenschaft mitzutheilen.

Wirklich erschienen wenige Augenblicke später diese beiden Professoren in der Bäckerstraße und schritten, gefolgt von zahlreichen Studenten, die lebhaft mit ihnen sich besprachen, dem Universitätsgebäude zu, nach dessen großer Halle sie sich sofort verfügten. Das Laufen und Eilen gegen das Gebäude wurde nun allgemein. Alles drängte sich in dasselbe hinein und nach Verlauf von einer Viertelstunde war es auf dem Universitätsplatze und den nächstgelegenen Straßen todtenstille geworden. Professor Hye begab sich aus der Universitätshalle sofort in den juridischen Hörsaal, der die Zahl der ihm nachdrängenden Studenten nicht zu fassen vermochte, und bestieg dort allsogleich das Katheder. Er theilte den Studenten mit, daß er seit den Vormittagsstunden des vorhergegangenen Tages im Vereine mit Professor Endlicher unermüdlich bestrebt gewesen sei, im Sinne der Studentenschaft zu wirken. Er und sein Freund wären bemüht gewesen, den höchsten und hohen Personen im Staate die Nothwendigkeit klar zu machen, daß den in der Studentenadresse gestellten Wünschen und Forderungen Folge gegeben werden müsse. Leider sei er nicht in der Lage, den Studenten eine für sie günstig lautende Antwort zu überbringen. Er könne ihnen nicht einmal die Aussicht eröffnen, daß durch die Studentenadresse etwas werde erreicht werden; denn ihm und seinem Freunde Endlicher sei es nicht gelungen, weder bei den Erzherzogen, noch bei den entscheidenden Regierungspersonen das geringste Zugeständniß zu erwirken. Trotzdem wollen er und sein Freund bei den Studenten treu ausharren, und obwohl er Vater von vier Kindern sei, so nehme er doch nicht Anstand, das Schicksal der Studenten zu theilen.

Auch Endlicher sprach in diesem Sinne. Der Hof, versicherte er, würde eher Wien verlassen und in einer entlegenen Provinzstadt seinen Sitz aufschlagen, als an dem herrschenden Regierungssysteme auch nur ein Jota ändern lassen. Die leitenden Personen, Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich und deren Anhang, selbst Graf Sedlnitzky mit seinen Censoren, deren Sturz die Bevölkerung verlange, stünden in diesem Augenblicke fester und wurzelten in dem Vertrauen des Kaiserhauses tiefer als je. Das Zustandekommen einer Reform aller inneren Verhältnisse, welches von allen edlen und patriotisch gesinnten Männern schon seit Jahren angestrebt worden, sei nicht zu hoffen. Die gegenwärtige Generation werde vielleicht im Ringen nach dieser Reform verbluten; aber an diesem Unglücke Theil zu haben, sei aller Besseren Ziel und Pflicht. „Ich und mein Freund Hye," schloß Endlicher, „werden daher zu Euch stehen, wenn Ihr die Ehre, die Märtyrer des jungen neuen Oesterreich zu werden, der Schande vorziehen solltet, von Euren heiligen Ideen abgefallen zu sein!"

Die beiden Lehrer fanden selbstverständlich enthusiastische Zustimmung. Die Studenten brachen in Vivatrufe auf sie aus und forderten sie auf, sich an ihre Spitze zu stellen und mit ihnen an dem Kampf für Freiheit und Recht theil-

zunehmen. Das Geschrei in dem Saale und in den anstoßenden Räumen wurde von Minute zu Minute immer stärker, und da die von den beiden Professoren entfernter Stehenden nicht im Stande waren, die abmahnenden und beschwichtigenden Reden zu hören, mit welchen *Hye* und *Endlicher* die Studenten von Ueberstürzungen zurückzuhalten suchten, so wurde allgemein vorausgesetzt, die beiden Professoren seien wirklich Willens, mit den Studenten gemeinsame Sache zu machen. Die Rufe: „*Zum Kärntnerthor!*“... „*Waffen!*“... „*Waffen!*“... durchbrausten das ganze Universitätsgebäude, und Redner traten auf, welche ihre Umgebung dazu aneiferten, nun die Kraft der *Fäuste* zu erproben, sich auf die kleinen in der Umgebung der Universität befindlichen Militärwachposten zu stürzen, ihnen die Waffen zu nehmen, und es sodann auf einen Kampf mit den größeren Militärmassen ankommen zu lassen. Zu dieser That höchster Verzweiflung waren Viele sogleich entschlossen und bereits im Begriffe, an die Ausführung zu gehen.

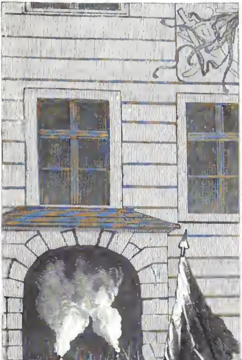
Da drängte sich ein Mann auf das Katheder und verlangte, gehört zu werden. Er nannte seinen Namen: Med. Dr. *Köck*. Wirklich gelang es ihm, die schon im Auseinandergehen begriffenen Studenten noch einen Augenblick zurückzuhalten. *Köck* forderte nun in herzergreifenden, vom Momente begeisterten Worten die Studenten auf, bevor sie sich, wehrlos, wie sie seien, auf das Militär stürzten, um sich Waffen zu erkämpfen, noch einmal den Weg des Friedens und der Gesetzlichkeit zu betreten. Ihr muthvoller Entschluß gereiche zwar den Studenten zur Ehre, aber es sei dann erst ihre Pflicht, ihr hoffnungsvolles, junges Leben zu opfern, wenn sie alle *gesetzlichen* Mittel erschöpft hätten, um ihre Absicht zu erreichen. *Noch bestehe aber das alte Privilegium in alter Form aufrecht, kraft dessen der Rector magnificus der Universität, geschmückt mit den Insignien seiner Würde, zu jeder Zeit, unter allen Umständen, durch alle Wachen, Eintritt bei dem Landesfürsten erlangen müsse.* Fünfhundert Jahre bestehe schon dieses Privilegium, nun sei für die Universität der Augenblick gekommen, wo sie es benützen könne, benützen müsse. In dieser Stunde höchster, dringendster Gefahr, sei es Pflicht des Rektors, von seinem kostbarsten Rechte Gebrauch zu machen.

Die Ansprache *Köck's* erregte unter den Studenten begreifliche Sensation. Er wurde von ihnen mit enthusiastischen Ausbrüchen des Dankes förmlich überschüttet. Das alte, fünfhundertjährige Privilegium der Universität, auf welches er seinen Vorschlag begründete, war den Wenigsten bekannt. Die Studentenschaft wußte nichts von seiner Existenz, und es zeigte sich, daß dieselbe auch den beiden anwesenden Professoren unbekannt war. Doktor *Köck* hatte ein *vergilbtes*, in dem Dunkel des Universitäts-Archives begrabenes *Pergament* an das Licht der Oeffentlichkeit hervorgezogen und damit eine That vollbracht, deren folgenschwere Tragweite sich kaum mehr berechnen läßt. Welchen Ausgang die Wiener Märzrevolution genommen hätte, wenn das Dasein dieses vergilbten Pergaments der Studentenschaft nicht im rechten Augenblicke bekannt geworden wäre, wer vermag dies heute noch zu beurtheilen? Eines aber steht fest: Doktor *Köck* hat durch seinen Vorschlag viel des edelsten Blutes gerettet. Hunderte der gemeinsinnigsten Jünglinge hätten sich ohne Wehr und Waffen in den Kampf gestürzt, und das Schicksal, das sie getroffen hätte, ist kaum zweifelhaft. Eine neue Wendung wurde durch *Köck's* Vorschlag in die Märzbewegung gebracht. Die Einstellung des Kampfes zwischen Militär und Volk, welche am 13. März in der vierten Nachmittagsstunde auf allen Punkten der innern Stadt eingetreten war, dauerte nun fort, und es wurde hiedurch für eine Reihe von Unterhandlungen Zeit gewonnen, welche, wie es sich zeigte, für die Gewalthaber verderblicher wurden, als es ihnen die Straßenexzesse waren.

*Köck's* Vorschlag wurde von der Studentenschaft sogleich angenommen. Es ist bezeichnend, daß der einzige Redner, der Bedenken dagegen äußerte, nicht ein Student, sondern — Professor *Hye* war, der die Besorgniß aussprach, daß das Militär den Rektor nicht in die Hofburg einlassen werde und daß, da alle Petitionen bisher erfolglos waren, auch die Petition des Rektors einen abschlägigen Bescheid erhalten werde. Dr. *Köck* war es, der sogleich das Wort ergriff, um *Hye's* Einwendungen zu widerlegen. Die Lage der Dinge, sagte er, hat sich geändert. Nicht die bisherigen Petitionen, die geschehenen bittlichen Schritte seien es gewesen, die von Seite des Militärs Angriffe auf die wehrlose Bevölkerung herbeigeführt. Auch habe man früher andere Konzessionen erbeten, als die seien, welche man jetzt fordern müsse. *Legale Bewaffnung der Studenten zu ihrem eigenen Schutze und zum Schutze wehrloser Bürger gegen die Angriffe des Militärs*, das sei es, was der Rektor vor allem Andern unter Hinweisung auf das im Landhause Vorgefallene und auf die Folgen, wenn man die Waffen nicht im gesetzmäßigen Wege, sondern mit Gewalt sich verschaffen müsse, an den Stufen des Thrones zu fordern haben werde. Der Student, der Bürger dürfe nicht mehr wehrlos dem drohenden Gewehrlaufe, dem blank geschliffenen Säbel des Soldaten gegenüberstehen. Das dürfe man nicht etwa mehr erbitten, das müsse man *fordern*. Der Moment des Bittens sei vorüber; seit jenem Augenblicke, wo Wehrlose gemordet wurden, müsse man fordern. Es handelt sich nun nur zwischen Geben oder Nehmen. Wer die Tragweite des Letztern versuchen will, der möge es!

Wie diese Rede aufgenommen wurde, bedarf keiner Worte. Der Ruf nach dem Rektor erscholl dröhnend in allen Räumen des Universitätsgebäudes.

Schon nach wenigen Augenblicken wankte in den juridischen Hörsaal ein kleines, eisgraues Männchen herein, dessen Kopf bereits gebückt war, und dessen Körper an allen Gliedern zitterte. Die Reihen der Studenten öffneten sich, Alles zog ehrerbietig die Hüte und das kleine Männchen wankte bis an das Katheder, auf das ihm von ein paar Studenten hinaufgeholfen wurde. Tiefe Stille trat für einige Augenblicke in der früher so stürmischen Versammlung ein. Der Greis, welcher auf dem Katheder erschienen war, war einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des vormärzlichen Oesterreich. Es war der damalige Rector magnificus der Wiener Universität, der 71jährige Hofrath *Sebastian Jenull*. Zur Charak-



teristik dieses hochgelehrten Mannes theilen wir vor allem Andern eine bezeichnende Thatsache mit. Als Rotteck in den dreißiger Jahren in Wien war und Jenull besuchte, wand sich dieser vor Verlegenheit auf dem Stuhle; kaum hatte Rotteck das Zimmer verlassen, als der österreichische Rechtsphilosoph ängstlich zum Staatskanzler Fürsten Metternich eilte: „Ach, wissen Euer Durchlaucht schon — ich kann nichts dafür!“ — „Nun was?“ fragte Metternich. „Rotteck hat mich besucht!“ wehklagte Professor Jenull. Der Fürst lächelte über des Professors Angst und entließ ihn mit der Versicherung, das man ihn keineswegs für einen Demagogen halten werde, weil ihn Rotteck besucht habe. So — bemerkt Wurzbach, welcher diese Geschichte erzählt — konnte das Sedlnitzky'sche Spionirsistem aus unsern besten Männern — Karrikaturen machen.

Diese Geschichte läßt darauf schließen, daß sich Jenull am Nachmittage des 13. März den Studenten gegenüber in der peinlichsten Verlegenheit befunden haben muß. Wir haben gesehen (s. S. 179), in welche schiefe Stellung er bereits in den Vormittagsstunden dieses Tages der Regierung gegenüber gekommen war. Der Regierungspräsident von Niederösterreich hatte ihn und den Universitätslehrkörper aufgefordert, die Studenten in Schach zu halten und weder er noch die Lehrer wußten, was sie beginnen sollten, um sich nicht auf beiden Seiten, bei der Regierung, wie bei den Studenten unmöglich zu machen. Was sollte nun Jenull den seither entschlossen gewordenen Studenten gegenüber anfangen? Ihnen Widerstand zu leisten, daran konnte er nicht denken. Er mußte sich fügen und fügte sich auch. Dr. Köck trug ihm mit beredten Worten das Anliegen der Studentenschaft vor und er erklärte sich bereit, sich nach Hofe zu begeben.



Der Ausmarsch der ersten Volkswehrmänner aus dem bürgerlichen Zeughause.

Sogleich wurde von dem Subpedell die Togane herbeigeholt und der Rektor schickte sich an, sich in die Burg zu verfügen. Mittlerweile hatte sich die Zahl der Studenten so sehr vermehrt, daß von vielen Seiten der Wunsch laut wurde, die Versammlung aus dem juridischen Hörsaale in die Aula zu verlegen. Bevor dies noch geschah, forderte Hofrath Jenull den Studenten das Versprechen ab, sich bis zu seiner Rückkehr vom Hofe ruhig zu verhalten. Nachdem er die Insignien seiner Würde umgehängt hatte, bat er noch die beiden Professoren Hye und Endlicher, ihn mit Rücksicht auf sein hohes Alter zu begleiten. Auch den beiden Letztern mußten die Studenten geloben, daß sie bis zu des Rektors Rückkunft auf der Universität verbleiben werden, was Dr. Köck im Namen der ganzen Studentenschaft feierlich versprach. Die Deputation verließ nun, unter dem Vortritte des Pedells mit dem Stabe, die Universität.

Wir werden ihr später in den Räumen der Hofburg begegnen.

## 83.

## Die medizinische Fakultät.

Während im Universitätsgebäude die Wogen der Bewegung so hoch emporschlugen, daß es Köck nur durch einen Zufall, und nur durch die Berufung auf ein althistorisches Recht der Universität gelingen konnte, derselben Meister zu werden und sie wenigstens für einige Zeit zu bannen, war das anstoßende Konsistorialgebäude der Schauplatz ähnlicher, kaum weniger stürmischer Scenen und Auftritte. Der Unterschied war nur der, daß während im Universitätsgebäude durchgehends Studenten, also heißblütige Jünglinge, den Ton angaben, es im Konsistorialgebäude die Doktoren der Medizin, also lauter gereifte Männer und der Mehrzahl nach Familienväter waren, die ebenso wie die Studenten den Entschluß faßten, ihr Gewicht in die Wagschale der Ereignisse zu werfen. Es war die medizinische Fakultät, die im Konsistorialgebäude ihren Sitz hatte. Den langjährigen Kampf dieser gelehrten Körperschaft mit dem Sisteme, die freiheitlichen Tendenzen, die in diesem Kampfe nach Geltung rangen, haben wir bereits in einem früheren Abschnitte (s. S. 66) geschildert.

Auch an diesem Tage hatte sich die Fakultät zu einer Statutenberathung versammelt und die Mitglieder, die sich gegen Abend im Konsistorialgebäude eingefunden hatten, waren lebhaft mitfühlende Zeugen der Vorfälle im Landhause und im Universitätsgebäude gewesen. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß unter diesen Mitgliedern, etlichen achtzig durchwegs in Wien praktizirenden Aerzten, eine Anzahl der eifrigsten Reformer sich befanden. Der von der Regierung abhängige Fakultätspräses, Regierungsrath Well, war gleichfalls Zuschauer in dem Universitätsgebäude bei den dort stattgefundenen Scenen gewesen. Von den in seiner Nähe dicht beisammen stehenden Fakultätsmitgliedern aufgefordert, die Sitzung der Fakultät sofort abzuhalten, erklärte er in der Besorgniß, daß die Fakultät ihren Wirkungskreis überschreiten würde, unter den obwaltenden Umständen die anberaumte Sitzung nicht abhalten zu wollen. Man drängte in ihn, man machte ihm Furchtsamkeit, Servilismus gegen die Machthaber zum Vorwurfe, ein heftiger Auftritt zwischen ihm und zahlreichen Fakultätsmitgliedern fand statt. Endlich ließ er sich dazu bewegen, die Sitzung, die er bereits abgesagt hatte, dennoch abhalten zu lassen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er derselben nicht beiwohnen dürfe. Diese Konzession wurde ihm natürlich gemacht und der vor Kurzem gewählte, noch junge Fakultätsdekan Dr. Lerch verfügte sich in das Konsistorialgebäude, um die Sitzung zu eröffnen und den Vorsitz zu übernehmen.

Diese Fakultätssitzung war die politisch bedeutendste Versammlung, die in den Märztagen in Wien abgehalten wurde. Ihre Theilnehmer legten einen Bürgermuth an den Tag, der uns mit Ehrfurcht erfüllt. Die Begeisterung der Märzbewegung kam nirgends zu einem so geläuterten Ausdruck, als in dem Schooße dieser Versammlung. Es ist eigenthümlich, daß wir in den Zeitungen und Broschüren, die unmittelbar nach den Märztagen erschienen sind, diese denkwürdige Fakultätssitzung nur oberflächlich erwähnt finden, daß sich noch Niemand gefunden hat, der das geschichtliche Monument enthüllte, welches sich die Aerzte Wiens an diesem Tage selbst errichtet haben. Das Protokoll dieser Sitzung ist seither in den Fakultätsakten verborgen gewesen, so tief verborgen, daß nicht einmal wir in die Lage kamen, darin Einsicht zu nehmen und nur die flüchtigen Aufzeichnungen über diese Sitzung, die wir in dem Nachlasse eines Arztes vorgefunden, der Theilnehmer derselben war, setzen uns in die Lage, der Oeffentlichkeit zum ersten Male zu erzählen, von welch herrlichem, schwungvollen Geiste die Wiener medizinische Fakultät am Abend des 13. März durchdrungen war. Diesen Aufzeichnungen entnehmen wir folgende, ziemlich dürre Mittheilungen über die gedachte Fakultätssitzung:

### Die Sitzung der medizinischen Fakultät vom 13. März 1848.

Der Dekan Dr. Lerch erscheint um 6 Uhr, eröffnet die Sitzung ohne Präses Well, weil derselbe angeblich keine Einwilligung zu der Sitzung für den heutigen Tag geben wollte.

**Lerch** nimmt zuerst das Wort und plaidirt dafür, daß er sich in Anbetracht der blutigen Ereignisse bewogen gefühlt habe, eine Sitzung einzuberufen, um eine Berathung der Fakultät über die Maßregeln zu ermöglichen, welche dem Blutvergießen ein Ende machen und die Gefahren für die Stadt Wien und besonders auch für die Studentenschaft abwehren würden. Er selbst erklärt sich zu jeder geboten erscheinenden Dienstleistung bereit.

**Dr. v. Löhner** beantragt, die Fakultät sende eine Deputation an Seine Majestät, welche

1. die Vorgänge auf den Straßen Seiner Majestät wortgetreu schildern, ferner bitten soll, daß die Bürger und Bewohner Wiens gegen muthwillige und leichtsinnige Gewalten geschützt, daß sie nicht ein Opfer von Ausschreitungen gewisser Potenzen werden;

2. den Befehl von Seiner Majestät erwirken soll, daß die Personen, welche in dem Momente an der Spitze stehen, beseitigt, daß die gegen-

*wärtigen militärischen Befehlshaber entfernt und die Bürger bewaffnet werden.*

**Dr. Engel** erzählt nun den Inhalt der Vorstellungen, die er im Laufe des Nachmittags den Erzherzogen *Wilhelm* und *Albrecht* zu machen veranlaßt gewesen. Auf dem Hof habe er dem Erzherzog Wilhelm, der dort an der Spitze einer Truppenabtheilung gestanden, beschworen, das Militär zurückzuziehen und dafür die Bürgerkorps, die aus dem Volke hervorgegangen, ihm angehören und mit ihm vertraute Wehrmänner seien, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe zu kommandiren. Der Erzherzog habe dieses Ansinnen vollkommen gerechtfertigt gefunden, zugleich aber mit Bestimmtheit erklärt, daß eine derartige Anordnung nur von dem Kommandirenden der Garnison, also nur vom Erzherzog Albrecht ausgehen könne. Ihm (dem Redner) sei nun auf sein Verlangen ein Kavallerie-Offizier als Begleiter zum Kommandirenden, der in Mitten der Garnison vor dem Franzensthore eben verweilte, gegeben worden. Er habe dort seine Bitte, aber vergebens wiederholt, denn der von den Ereignissen des Tages in große Aufregung versetzte Erzherzog habe das Verlangen rundweg abgeschlagen und sei gleich darauf in die Stadt zurückgeritten. (*Sensation.*)

Die Versammlung läßt sich nun in Erörterungen über die brennenden Tagesangelegenheiten in mehr oder weniger erregter Weise ein und verlangt, daß Dr. *Engel* sich an der vorgeschlagenen Deputation betheilige, und daß die Deputation, die aus dem *Dekan*, dem Notar *Schilling* und dem Doktor *Engel* zu bestehen habe, sofort amtshandle.

**Dr. Romeo Seligmann** macht bekannt, daß er sich verpflichtet fühle, auf die Aufregung aufmerksam zu machen, welche im selben Augenblicke auf der Aula unter den Studenten herrsche; daß dort bedeutende Redner die Situation der politischen Lage beleuchten, und daß sich ebenfalls eine *Studenten-Deputation* vorbereite, mit dem *Rektor Magnifikus*, den Professoren *Hye* und *Endlicher* an der Spitze. Er fragt, ob es für die Deputation der Fakultät vielleicht gerathen wäre, sich dieser Deputation *anzuschließen*?

**Dr. Pollitzer** meint, es schade nichts, wenn die Fakultät, als der wichtigste Vertretungskörper der Residenz in Medizinalsachen *selbstständig* zu Sr. Majestät sich begebe und die drohenden Gefahren für Wien und für die Bevölkerung vorstelle.

**Dr. Innhauser** spricht ebenfalls für eine selbstständige Deputation und betont es, daß es die Pflicht eines jeden Bürgers sei, den Monarchen auf die dem Staate drohende Gefahr aufmerksam zu machen. In einem solchen Vorgehen könne Niemand etwas Böses ahnen.

Eine kleine Unterbrechung der Sitzung findet nun statt.

Notar **Schilling** macht nach Wiederaufnahme der Verhandlung die Eröffnung, daß der Präses der Fakultät, Regierungsrath *Well*, unmittelbar vor der anberaumten Sitzungsstunde ihm eröffnet hätte, er könne keine Sitzung abhalten; der Dekan habe ihm jedoch erklärt, daß zum Zwecke einer an den Kaiser abzusendenden Deputation eine Sitzung abgehalten werden müsse; daß sich die Aerzte am allerbesten über die Stimmung im Volke zu äußern im Stande wären, daß ihr Urtheil und ihre Meinung in dieser Beziehung gewiß maßgebend sei und ihre Wirkung nicht verfehlen dürfte.

**Dr. Pollitzer** hält es für wichtig, daß die Deputation a. h. Orts erkläre, daß sie es unbegreiflich finde, wie man sofort auf die Bürger schießen lassen konnte, ohne daß früher das Standrecht oder andere Maßregeln, welche das Volk aufzuklären im Stande gewesen wären, vorausgeschickt wurden; sei dies doch in Italien geschehen, wo drei Monate früher alle gütlichen Wege eingeschlagen wurden, um Blutvergießen zu verhindern.

*Die Fakultät beschließt nun:*

1. *Die Deputation begibt sich zu Sr. Majestät mit einer getreuen Schilderung der drohenden Gefahren und Beleuchtung der blutigen Ereignisse.*

2. *Die Deputation wird von Sr. Majestät den Befehl zu erwirken suchen, daß für die Sicherheit der Stadt durch andere Organe gesorgt werde, als dies im Momente der Fall ist.*

3. *Die Bewaffnung der studierenden Jugend, der akademischen Körper und der Bürger zum Schutze der Bevölkerung ist von der Deputation bei Sr. Majestät anzusuchen.*

**Dr. Matzel** theilt der Versammlung mit, daß die Studenten gegen Ehrenwort sich verpflichtet haben, den Erfolg der Deputation ruhig abzuwarten.

Auf Antrag des Notar **Schilling** wird beschlossen, *daß die Fakultät die Sache der Studenten zu der ihrigen mache*, daß sie mit aller Mäßigung dafür sorgen wolle, durch freundliches Zureden jedem Uebergriff, *von welcher Seite er auch kommen mag*, vorzubeugen und in allen Kreisen, welche den Aerzten zugänglich sind, dafür zu wirken, *daß der gesunde Sinn die Sache der Freiheit nach jeder Richtung hin fördere, ohne nachzugeben wenn dieselbe irgendwie beschränkt werden sollte.*

Die Sitzung wird um halb 10 Uhr geschlossen.

## 86.

## Löhner's Rede.

Von anderer Seite kommen uns zu dieser Mittheilung folgende wichtige Ergänzungen zu: „Die Fakultät war am 13. März weniger zahlreich wie sonst versammelt; aber die erschienenen 82 Doktoren waren ein Herz und eine Seele. Alles kam in die Sitzung in dem Vorgefühle, daß von Seite der Fakultät, zu Gunsten der Bewegung irgend ein Schritt gethan werden müsse; aber keiner wußte sich Rechenschaft zu geben, *welcher* Schritt. Das politisch gebildetste Fakultätsmitglied *Dr. v. Löhner* war es, welches durch seine Anträge der Fakultät den Weg zeigte, auf dem sie vorwärts schreiten müsse. Es ist zu beklagen, daß die Rede, die *Löhner* unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung hielt, von keinem Schnellschreiber aufgenommen wurde, und daher von der Ge-

schichte nicht verewigt werden kann. Der Eindruck, den sie machte, wird von den Zuhörern niemals vergessen werden, und es ist gewiß, daß es Löhner selbst im Reichstage später nie mehr gelang, mit solchem Feuer und so überzeugend zu sprechen, wie damals. Er skizzirte in seiner Rede in großen Zügen den gewaltigen Kontrast zwischen der neuen Zeit und dem vormärzlichen Oesterreich; er führte aus, wie durch die Kopflosigkeit und Bornirtheit einiger weniger Regierungsmänner mehr als 30 Millionen Oesterreicher seit Kaiser Josefs Hinscheiden dazu verdammt worden wären, in ihrer geistigen und ökonomischen Entwicklung stille zu stehen, also rückwärts zu schreiten. Mit überschäumender Erbitterung schilderte er hierauf die Vorgänge des Tages, das Blutvergießen vor dem Landhause und anderwärts, welches nur deßhalb nicht geschent wurde, weil ein paar altgewordene starrköpfige Machthaber sich sonst hätten entschließen müssen, sogleich ihre Stellungen zu räumen und ins Privatleben zurückzutreten. Der Redner führte dann aus, daß, wie der Ausgang der Ereignisse des Tages auch sein möge, die Stunden des alten Oesterreich gezählt seien und das herrschende Sistem sich für die Dauer unmöglich mehr werde behaupten können. Es komme, sagte er, nur darauf an, wer das Sistem zum Sturze bringe. Gelingt es der Stadt Wien, dem gebildeten Theil der Bevölkerung, den mit ihm verbundenen Studenten, Bürgern und Arbeitermassen, dann wird der Uebergang des veralteten Staates Oesterreich in einen modernen Staat kein blutiger und gewaltthätiger sein. Werden die Wiener aber von den Machthabern überwältigt, dann werde in den Provinzen Oesterreichs die Revolution losbrechen, und diese Revolution das Werk ungezügelter Massen sein, denen es nicht so sehr darauf ankommen werde, der Freiheit in Oesterreich die Wege zu bahnen, als sich von den Unterdrückern ihres materiellen Wohlstandes zu befreien. Löhner suchte die Fakultät zu überzeugen, daß es die Mission Wiens sei, eine politische Revolution siegreich durchzukämpfen, um eine soziale Umwälzung zu verhüten."

Noch während er das Wort führte, erschien eines der beliebtesten Mitglieder der Fakultät, Dr. Engel, in der Versammlung, dessen Mittheilungen seiner eigenen Erlebnisse wesentlich dazu beitrugen, die Fakultät zu energischen Schritten zu veranlassen.

## 87.

### Die Doktoren schließen sich den Studenten an.

Als die Fakultät ihre oben angeführten Beschlüsse gefaßt und ihre Deputirten sich entfernt hatten, begaben sich ihre Mitglieder in feierlichem Zuge nach der Aula, um den dort versammelten Studenten zu erklären, daß die Fakultät die Sache der Studentenschaft zu der ihrigen gemacht habe, daß ihre Mitglieder entschlossen seien, ihr Schicksal nicht von dem der Studierenden zu trennen, vielmehr diese mit ihrem eigenen Leben zu schützen. „Es ist unmöglich" — schreibt Dr. Löhner — „den Ausbruch von Rührung und Dankbarkeit der jungen Gemüther zu schildern, die nun schon stundenlang in dem Extreme von Furcht und Hoffnung schwankten."

Nach der Entfernung des Rektors hatten sich die Studenten zur Empfangnahme der erwarteten Waffen in Rotten zu theilen begonnen. Dr. Köck und Dr. Obermayer waren von dem Rektor mit der Aufrechthaltung der Ordnung betraut worden, und über Aufforderung der Ersteren theilten sich die Studenten in den vier Winkeln der Aula nach den Fakultäten: Juristen, Mediziner, Philosofen, Techniker. Jede Fakultät reihte sich in Rotten, von denen jede ihren Führer wählte, und diese sodann den Oberführer. Die Juristen erhielten als solchen Dr. Giskra, die Mediziner Dr. Strich, die Philosofen den Studenten Oberrauch und Dr. Itrich; der Name des Oberführers der Techniker ist nicht aufbewahrt worden.

Diese Organisirung wurde jedoch mehrmals unterbrochen. Es fehlte nicht an Versuchen, die Studenten zum Verlassen des Universitätsgebäudes zu bewegen. Theils Studenten, theils Doktoren, die bei dem Abgange des Rektors nicht gegenwärtig waren und sich daher auch nicht verbindlich gemacht hatten, seine Wiederkehr ruhig abzuwarten, forderten die Studenten auf, durch ihr längeres passives Verhalten das Resultat der Volksbewegung nicht in Frage zu stellen. „Der Rektor," hieß es, „werde nichts ausrichten, und durch ihr thatenloses Zuwarten werden die Studenten den Vorwurf auf sich laden, die Bewegung dem Untergange geweiht zu haben." Solche Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung. Aber auch andere Projekte wurden gemacht, welche die Zustimmung vieler Studenten fanden. „Ein bekannter Literat", heißt es in den Aufschreibungen eines Zeugen dieser Vorgänge (der Name wird nicht genannt) „forderte die Studenten auf, die Läden der Waffenfabrikanten zu erstürmen und sich mit deren Vorräthen auszurüsten. Auf diese Weise allein sei es möglich, in den Besitz von Waffen zu gelangen." Auch ein Anschlag auf die vom Militär fast gänzlich entblößte Salzgrieskaserne, in der man viele Waffen vermuthete, wurde lebhaft besprochen.

Die Stimmung unter den Studenten wurde, je länger der Rektor ausblieb, desto unruhiger, und Köck und Obermayer, sowie die herbeigekommenen Mitglieder der medizinischen Fakultät, mußten all' ihr Ansehen und ihren Einfluß aufbieten, um die Studenten in Schach zu halten. Die kaum hergestellte Ruhe wurde neuerdings gestört, als zwei Männer, der Eine vom Zivil mit einer weißen Binde am Arme, der Andere ein Offizier, hastig in der Aula erschienen. Der Erstere, der damals bekannte Literat Dr. A. A. Schmidl, trat mit der Erklärung hervor, er sei von dem Erzherzog Albrecht mit dem an seiner Seite befindlichen Offizier an die Studenten abgeschickt worden, um sie aufzufordern, daß sie, wenn ihnen die Herstellung der Ruhe und Ordnung am Herzen liege, gleich ihm die weiße Binde sich um den Arm binden und gemeinschaftlich mit dem Militär und an dessen Seite zur Beruhigung und Ausgleichung wirken mögen. Wir haben bereits (siehe Seite 263) erwähnt, daß mitgetheilt wurde, der Erzherzog habe der vom Bürgermeister Czapka geführten Bürgerdeputation Nachmittags im Hofe des Kriegsgebäudes den Auftrag ertheilt, ähnliche Aufforderungen ergehen zu lassen, und die



Zerstörung der Mariahilfer Linie.

Unrichtigkeit dieser Mittheilung nachgewiesen. Wir wissen nun nicht, ob, wann und unter welchen Umständen dem Dr. Schmidl der erwähnte Auftrag von dem Erzherzoge ertheilt wurde; aber die Thatsache steht fest, daß er mit Berufung auf den Prinzen sich den Studenten in der Aula präsentirte.

Schmidl hatte kaum ausgesprochen, als durcheinanderschallendes Geschrei die Aula erfüllte. „Nie mit dem Militär, das ohne Aufforderung auf uns geschossen!“ lautete der allgemeine Ruf. Und als Schmidl auf die Anfrage: „Welche kaiserliche Hoheit sendet Sie?“ die Antwort gab: „Der Erzherzog Albrecht“ erwiderte man ihm: „Der hat den Befehl gegeben, auf das Volk zu feuern! Nichts von ihm!“ Köck aber wendete sich, als es ihm nach wiederholtem Zurufe endlich gelungen war, die empörten Wogen etwas zur Ruhe zu bringen, zu den beiden Abgesandten mit den Worten: „Sagen Sie Sr. kaiserlichen Hoheit, was Sie gesehen und gehört, sagen Sie dem Erzherzog, daß die Universität in diesem Augenblicke durch ihren Rector magnificus unmittelbar bei Sr. Majestät dem Kaiser vertreten sei und um gesetzliche Bewaffnung bitte. Bevor nicht hierüber die Resolution herabgelangt, kann die Universität mit Niemand in Unterhandlung treten.“ Ueber Aufforderung Dr. Köck's, dessen Erklärung mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde, öffneten die Studenten ihre Reihen und zwischen dem Spalier, das sich bildete, zogen die beiden Abgesandten ruhig und unangefochten aus der Aula ab.

Unterbrechungen aller Art folgten nun fortwährend eine auf die andere; ununterbrochen kamen der Studentenschaft neue Botschaften zu, von blutigen Ereignissen, deren Schauplatz die in der Nähe der Hofburg befindlichen Theile der inneren Stadt seien. Gerüchte der aufregendsten Art steigerten die Empörung der Gemüther, und es ist bezeichnend, daß schon an diesem Tage das Gerücht auftrat, von Barrikaden, die in der inneren Stadt errichtet worden wären.

## 88.

## In der Hofburg.

Wir haben seit dem Ausbruche der Revolution nur während einiger Augenblicke in der Hofburg und dann stets nur in den Gemächern der Staatskonferenz verweilt, ohne uns Zeit zu nehmen, im Innern der Burg selbst Umschau zu halten. Es ist dies aber von nicht geringem Interesse. Die Dame Etikette machte selbst am 13. März große Anstrengungen, ihre Herrschaft im Innern der kaiserlichen Residenz zu behaupten, von Stunde zu Stunde jedoch mit geringerem Erfolg, denn je mehr die Zeit und mit ihr die Volksbewegung vorschritt, desto mehr kam sie in's Gedränge, bis sie endlich genöthigt wurde, von ihrem Throne herabzusteigen und die Zügel der Herrschaft ihren Händen entfallen zu lassen.

In der Hofburg gerieth Alles schon in den ersten Nachmittagsstunden dieses Tages in einen Zustand der Anarchie. Der Franzensplatz hatte das Aussehen eines kleinen Feldlagers. Auf dem Pflaster waren Heu und Stroh ausgestreut worden, und bivouakirten einige Eskadronen Kavallerie. Die Nebenhöfe und die meisten Gänge waren mit Militär überfüllt, die Gewehre waren hier größtentheils pyramidenförmig aufgestellt, und die Soldaten selbst lagen gruppenweise umher, aus der Hofküche und dem Hofkeller mit Speise und Trank bis zum Uebermaße versehen. Alle Gemächer der Burg zeigten, je mehr der Tag sich neigte, ein desto grelleres Bild der Bestürzung und Zerrüttung. Der Zutritt stand überallhin offen, und selbst in die Gemächer der kaiserlichen Familie wurde der Eintritt den Theilnehmenden und Neugierigen nicht verwehrt.

Namentlich die Appartements des Erzherzogs Ludwig, in denen die Staatskonferenz permanent anwesend war, waren mit einer ziemlich „gemischten“ Gesellschaft gefüllt. Staats- und Hofbeamte, sowie Militärs aller Branchen und Rangstufen, Hofbediente, kamen und gingen bunt durcheinander. Von diesen Personen waren die Wenigsten in die Mitte der Staatskonferenz beschieden worden, die große Mehrzahl erschien hier aus eigenem Antriebe, um das Neueste zu erfahren oder sich als Rathgeber anzubieten. Von Zeit zu Zeit kamen selbst Damen des Hofstaates, größtentheils mit verweinten Augen und in großer Bestürzung, um an der Thüre der Staatskonferenz Erkundigungen einzuziehen und sich Beruhigung und Trost zu verschaffen.

Es fehlte nicht viel, daß selbst die Gemächer des Kaiserpaares von der Fluth des Treibens bespült, und daß auch hier die Schranken beseitigt worden wären, welche die Etikette aufgerichtet halte.

Ueber die Vorgänge in der Hofburg am 13. März sind bisher nur von dem Grafen Hartig in seiner von uns häufig zitirten „Genesis“ der Oeffentlichkeit umfassende Aufschlüsse gegeben worden. Wir theilen in der untenstehenden Note diesen Abschnitt der „Genesis“ fast vollinhaltlich mit. Ihr Verfasser war Zeuge all' der von ihm geschilderten Begebenheiten, und seinen Mittheilungen ist daher bis heute eine Authenzität zuerkannt worden, die sie jedoch unseres Erachtens nicht verdienen. Graf Hartig beurtheilte alle Vorgänge durch die gefärbte Brille eines schroffen Parteimannes. Er war einer von den befangensten Theilnehmern der Ereignisse; denn als eine Säule des Metternich'schen Sistems, stürzte er mit demselben und weil auch er mitgestürzt wurde, strebte er dann mit blinder Leidenschaft dahin, die Partei, welche dieses Sistem zum Falle brachte, mit dem Geifer des grimmigsten Hasses und der boshaftesten Rachsucht zu besudeln. Die „Genesis“ verdankt den verwerflichsten, unwürdigsten Beweggründen ihren Ursprung *).

*) „Als die Stände in der Burg anlangten,“ — schreibt der Verfasser der „Genesis“ — „waren eben die sämmtlichen permanenten Mitglieder der Staatsconferenz mit einigen herbeigeholten Mitgliedern des Staatsrathes in der Berathung über die Tagesereignisse begriffen. In diesem kritischen Momente trat der Mangel eines gehörig organisirten Ministerrathes sehr fühlbar an den Tag: kein Träger der obersten Exekutivgewalt (Präsident der Hofstellen) befand sich bei der Berathung, keiner der Berathenden war mit einer Exekutivgewalt ausgestattet, kein Beschluß konnte sonach von den dazu berufenen Organen in gemeinschaftlichem Einwirken rasch vollzogen werden.“

Als die Landstände, von der Bevölkerung zum Zuge in die Hofburg gezwungen, vor dem Erzherzog Ludwig erschienen, der, an Stelle des, wie man ihnen erklärte, unpäßlichen Kaisers Ferdinand, die höchste Instanz in die-

„Die Stände trugen die Volkswünsche den versammelten Rathen des Kaisers mehr in der Stellung von Vermittlern als von Selbstbegehrenden vor, und drangen nur im Interesse der öffentlichen Ruhe und zur Abwendung drohender Gefahr für den Thron auf schnelle günstige Entscheidung. Es war von ihrer Seite sehr klug, die Rolle der Vermittler zu spielen; denn dadurch waren sie vor Verantwortlichkeit wegen Theilnahme an dem Umwälzungsversuche im Falle des Mißlingens (!) geschützt und erreichten mit den nominell dem Volke erwirkten Zugeständnissen ihre eigenen Wünsche. Der Kaiser befand sich in einer jener im menschlichen Leben zuweilen vorkommenden schwierigen Lagen, wo die Handlungsweise, soll der Ausgang günstig sein, mehr die Folge der Inspiration, als der bedächtig alle möglichen Wechselfälle berechnenden Ueberlegung sein muß. Der rasche Ausspruch: „Euere Mandanten sind Rebellen und Ihr, die Ihr Euch dem Mandate unterzoget, seid Theilnehmer an der Rebellion, die ich mit starkem Arme unterdrücken will," oder im entgegengesetzten Sinne: „Ich habe bereits die Nothwendigkeit erkannt, meinen Völkern die freisinnigsten Institutionen Deutschlands zu geben, und alsogleich wird die zweckmäßigste Art der Ausführung dieser meiner Absicht mit Euch berathen werden; verkündet diesen Beschluß Eueren Mandanten mit der Warnung, durch keine Ruhestörung den Arm der strafenden Gerechtigkeit auf sich zu ziehen" — der eine oder der andere Ausspruch dieser Art würde zu einer schnelleren Lösung der Katastrophe geführt haben; allein ein jeder von ihnen konnte nur aus dem eigenen, Niemand verantwortlichen Entschlusse des Selbstherrschers hervorgehen, und in seinem festen, unwandelbaren Willen den Stützpunkt finden; kein berathendes Kollegium hätte einen solchen Ausspruch in irgend einem Staate zu beantragen vermocht, denn ein Kollegium darf bei seinen Anträgen nicht der Inspiration (welche übrigens nach den Individualitäten verschieden und manchmal auch gar nicht spricht), sondern nur der kalten Ueberlegung folgen. Es kann sonach der österreichischen Staatsconferenz nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß ihr vom Kaiser genehmigter Antrag keine so entschiedene Sprache führte. Man versetze sich in die Lage von Männern, welche insgesammt die Gebrechen der bestehenden Staatsverwaltung theils klar durchschauten (!), theils in einem dunkelen Gefühle ahneten (!), — und denke, ob es solchen Männern möglich war, für diese Staatsverwaltung auf einen Kampf anzutragen, dessen Ausgang bei nicht abzuwägenden gegenseitigen Kräften unberechenbar gewesen wäre. An der Spitze der Truppen stand ein junger, talentvoller, muthiger und thätiger, allein kriegsunerfahrener kaiserlicher Prinz, Erzherzog Albrecht, welchem wohl als erster Versuch seines Feldherrngückes nicht der schwierigste aller Kämpfe, ein Straßenkampf gegen ein aufgeregtes Volk, mit Beruhigung anvertraut werden konnte. Alles, was rings um die österreichische Monarchie und in ihren verschiedenen Theilen vorging, mußte zu dem Zweifel führen, ob selbst die mit Strömen Blutes für den Moment in der Residenz besiegte Empörung dadurch in der That erdrückt oder nicht etwa nur vertagt sein würde. An den Gedanken des gewaltsamen Eindringens fanatisirter Rotten in die für eine Vertheidigung gar nicht eingerichtete kaiserliche Burg mußte sich das Bild der kaum vor drei Wochen in Paris erfolgten Flucht der Orleans'schen Königsfamilie knüpfen. Ein Wagestück, welches ein kühner(!) Herrscher aus eigenem Impulse hätte unternehmen können, durfte von besonnenen Räthen dem Kaiser Ferdinand nicht vorgeschlagen werden. Eben so wenig konnten diese Räthe aber die Initiative zu einem kaiserlichen Ausspruche in dem zweiten Sinne ergreifen; vom eigenen Rechte kann Jedermann so viel aufgeben, als ihm gut dünkt; wer aber Rechte eines Anderen zu wahren hat, darf diesem nicht rathen, davon mehr zu opfern, als die strenge Nothwendigkeit gebietet; über eine nur von Unbewaffneten gemachte und noch gar nicht bekämpfte Demonstration konnte aber einem berathenden Körper die Umwandlung der absoluten Monarchie in eine konstitutionelle noch nicht als absolut nothwendig erscheinen: jedenfalls schien ein Versuch unerläßlich, ob nicht mit geringeren Opfern der Sturm zu beschwören sei. Wer mit Unbefangenheit die Lage der Dinge in den ersten Nachmittagsstunden des 13. März betrachtet, dürfte den von der Staatskonferenz eingeschlagenen Weg als den einzigen moralisch möglichen erkennen. Sie erwirkte nämlich vom Kaiser die den niederösterreichischen Ständen zu ertheilende Zusicherung: „daß dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspräche, durch ein eigenes hierzu aufgestelltes Comité sogleich geprüft und der allerhöchsten Entscheidung unterzogen werde, nachdem aber Se. Majestät das zum allgemeinen Wohle der Gesammtheit ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung beschließen würde. Hiernach versähen sich Se. Majestät von der Anhänglichkeit und stets bewährten Treue der Bevölkerung der Residenzstadt, daß die Ruhe wieder eintreten und nicht weiter werde gestört werden." Den niederösterreichischen Ständen wurde diese kaiserliche Zusicherung mündlich eröffnet, nebstbei aber auch der herbeigeholte niederösterreichische Regierungspräsident beauftragt, solche mittelst einer eigenen gedruckten Kundmachung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, gleichzeitig aber auch dafür zu sorgen, daß Civilbeamte im Amtskleide die Volksmassen zum friedlichen Auseinandergehen dreimal aufzufordern haben, bevor zu diesem Zwecke die militärische Gewalt einschreite. Der Eingang jener Kundmachung sagte: „daß die niederösterreichischen Stände in der löblichen Absicht, die aufgeregte Volksmenge zu beruhigen, sich bereit gefunden hatten, die Wünsche derselben dem Kaiser zu unterlegen, und daß sie Se. Majestät gnädigst zu empfangen geruhten;" hierdurch sollte die vermittelnde Stellung, in welcher die Stände erschienen waren, bekannt und die Meinung beseitigt werden, als theilten sie selbst die Absichten der Volksmenge, welche sie zu Trägern ihrer Petitionen erkoren hatte, weil man sich der Hoffnung hingab, die Stände beschwichtigend auf die Leiter der Bewegung einwirken zu sehen. Man hatte sich aber getäuscht. Diese Kundmachung verfehlte ihre Wirkung. Die Stände galten nun einmal in der Volksmeinung (und nach der Maxime vox populi vox Dei wohl nicht mit Unrecht) nicht blos für die Ueberbringer, sondern auch für die Vertreter der übernommenen Petitionen; von ihrem Einflusse hatten die Volksführer ein größeres, entscheidenderes Resultat erwartet, — die ihrer Rückkehr harrenden, immer zunehmenden Massen waren daher nicht befriediget, ihre Ungeduld und ihr Uebermuth gegen das sie beobachtende Militär steigerte sich von Minute zu Minute, und so geschah es denn, daß die an einigen Orten hart bedrängten Soldaten, um den Platz zu behaupten und thätliche Beleidigungen abzuwehren, von den Waffen Gebrauch machten. . . . In den Nachmittagsstunden kam aus den Vorstädten ein starker Zuzug von Handwerksgesellen, die den sogenannten blauen Montag(!) feierten in die Stadt und drängte sich, unbewaffnet, gegen die Burg. Dort erschienen nun auch die Mitglieder der uniformirten Bürgerkorps, deren Offizieren bei Hoffesten der Zutritt in die Säle zusteht, und welchen das Ehrenkleid, das sie trugen, Einlaß in die durch das Militär abgesperrte Burg verschaffte. Auch sie spielten die Rolle von Vermittlern und begehrten unter diesem Titel Audienz beim Kaiser. Dieser hatte sich jedoch, von den Ereignissen des Tages tief ergriffen, bereits zurückgezogen; sein Oheim Erzherzog Ludwig empfing sie und vernahm mit gewohnter Ruhe und Güte ihre Betheuerungen von Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, ihre Schilderung der immer drohender werdenden Gefahr, ihre verworrenen Rathschläge zu deren Abwendung und selbst ihre Beschwerden, welche letztere sich auf ein am Thore des Polizeidirektions-Gebäudes eingetretenes Mißverständniß (?) bezogen, in Folge dessen die dort aufgestellte Polizeiwache beim Herannahen einer Abtheilung uniformirter Bürger Feuer gegeben hatte. Charakteristisch war

sem Augenblicke bildete, standen sie keinem einheitlichen Willen gegenüber. Der Erzherzog umgab sich noch, bevor er sie bei sich vorließ, mit den übrigen Mitgliedern der Staatskonferenz und anderen in der Schnelligkeit beigezogenen Rathgebern derselben, und den Ständen standen daher zwar etliche Regierende, aber keine Regierung gegenüber. „In dem entscheidenden Augenblicke," heißt es in der ständischen Vertheidigungsschrift, „zeigte es sich nun klar,

---

es, daß sich die Beschwerde nicht sowohl auf das Feuern überhaupt, als vielmehr auf dessen Richtung gegen die Bürger bezog; die Heftigkeit des Wortführers verleitete eine anwesende hochgestellte Militärperson zu der Bemerkung, daß, wenn Bürger Rebellen sind, auch auf sie geschossen werden müsse; der Redner gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er in das Vorzimmer mit dem Rufe hinausstürzte, er müsse hinab, um den treuen, diensteifrigen Bürgern Wiens zu verkündigen, daß man sie niederschießen wolle; einigen besonnenen Männern gelang es, diesen Tobenden, einen bekannten Weinhändler, (Scherzer) welcher an diesem Tage von seiner Waare selbst zu viel verbraucht zu haben schien(!)), bei den Armen zu fassen und zu beschwichtigen.

Zu den Vermittlern aus der Reihe der Bürger fanden sich bald auch wieder die schon früher in dieser Halle erschienenen ständischen Mitglieder ein. Alle stellten die Dringlichkeit dar, die aufgeregte Volksmasse durch unverzügliche Erhörung einiger Wünsche zu beruhigen, indem auch schon die Bevölkerung der Vorstädte und der benachbarten Ortschaften in voller Bewegung sich befinde. Was es aber für Wünsche seien, deren Erfüllung den Sturm beschwören könne, darüber konnte man bei dem verwarrenen Durcheinanderreden nicht in das Klare kommen.

In diesem kritischen Momente erschien beim Erzherzoge Ludwig noch eine dritte Klasse von Vermittlern, nämlich der akademische Senat der Universität, den greisen Rector magnificus, durch die um den Hals hängende Kolane kenntlich, an der Spitze. Diese Deputation wußte eine bestimmte Bitte zu stellen, nämlich um die Bewilligung, daß die Studirenden Waffen aus dem kaiserlichen Zeughause sogleich holen dürften, um damit in die Vorstädte zu eilen und den verbrecherischen Angriffen gegen die Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes Schranken zu setzen. .... Die Bitte wurde von dem Erzherzog zuerst mündlich gewährt und sodann durch einen Schriftführer der ihr entsprechende Auftrag an die Behörden entworfen, welcher dahin lautete, „daß zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung die Bewaffnung der Studirenden mit Ausschluß der Ausländer unter zweckmäßiger Regelung stattzufinden habe." Der Aufsatz wurde den anwesenden Mitgliedern der Staatskonferenz zur Einsicht übergeben. Im Saale befanden sich bei dieser Verhandlung fortwährend auch die ständischen Vermittler. Einer derselben erhielt den Aufsatz in die Hände und fügte als Amendement (mit Bleistift) den Zusatz bei: „es werde auch erwartet, daß alle Bürger durch Einreihung in die Bürgerkorps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe mitwirken werden." Dies, wenn gleich von unberufener Hand beigefügte Amendement stellte sich als so folgerecht und in seiner Fassung so unbedenklich dar, daß es nicht beanständet wurde. Hiermit war in der Residenzstadt die Volksbewaffnung improvisirt.

Kaum war dies geschehen, so erhoben die immer noch in den Gemächern des Erzherzogs weilenden Vermittler aus der Reihe der Stände und Bürger den lauten Ruf um Preßfreiheit. Der Zufall hatte gewollt, daß gerade in den Wiener Tagesblättern vom 13. März das kön. preußische Kabinetsschreiben vom 8. desselben Monates mit dem königlichen Beschlusse einer auf Zensurfreiheit basirten Reform in der Preßgesetzgebung enthalten war. Bei diesem Beispiele von Seite jener Großmacht Deutschlands, welche bisher noch den österreichischen Maximen am nächsten stand, stellte sich ein Kampf gegen dies Begehren nicht als räthlich dar; auch hatte, wie wir bereits bei der Schilderung der österreichischen Staatsmaschine gezeigt haben, die Zensur in Oesterreich ihren Zweck durchaus nicht erfüllt; keine Stimme der Staatskonferenz konnte daher einen Kampf zu Gunsten dieser Zensur beantragen; es wurde vielmehr als angemessen erkannt, im Sinne der preußischen Regierung das Begehren zu bewilligen. Der Staatskanzler setzte sich im Nebenkabinete an den Schreibtisch, um nach dem vorliegenden preußischen Kabinetsschreiben den Entwurf zu der dem Kaiser vorzuschlagenden Antwort zu verfassen. Seine momentane Entfernung benutzten die Wortführer des Volkes, welchem nun schon materielle und geistige Schutz- und Trutzwaffen gesichert waren, um den Mann wegzudrücken, dessen Charakter, Grundsätze, Erfahrung und Ansehen der Willkür im Gebrauche dieser Waffen Schranken gesetzt haben würden. Mit entschiedenem Tone stellten sie vor, daß, solle das Volk beruhiget werden, Fürst Metternich von seinem Posten abtreten müsse. Der immer steigende Lärm im Nebenzimmer rief den Staatskanzler von dem Schreibtische ab; er trat zum Erzherzoge hinaus und fragte, was dieser Lärm bedeute? Da erfuhr er, daß es sich nun um Entfernung seiner Person handle. Es war dies ein Augenblick, wo die Seelenstärke des Mannes die Feuerprobe zu bestehen hatte. Einen Platz zu verlassen, auf welchem er bereits neununddreißig Jahre in vollem Glanze gestanden war, das Vertrauen nicht allein des gesammten Kaiserhauses, sondern aller Herrscher Europa's sich erworben und an der Regelung der Weltangelegenheiten den einflußreichsten Antheil gehabt hatte, die Weihrauchwolken, mit welchen ihn sowohl aufrichtige als geheuchelte Verehrung umhüllte, so plötzlich durch eine Windsbraut in Staubwolken verwandelt zu sehen, für rastloses Bemühen zur Beförderung des Staatsinteresses und des Wohlstandes der Staatsbürger schimpflichen Undank zu ernten — dies war geeignet, in einem Greise so schmerzliche Gefühle zu wecken, daß es Niemand hätte Wunder nehmen können, wenn er ihrer Wucht unterlegen wäre. Doch dies war nicht der Fall. Mit unerschütterlicher Ruhe und würdevoller Gelassenheit erklärte er: „Aufgabe seines Lebens sei es gewesen, für das Heil der Monarchie auf seinem Standpunkte zu wirken; glaube man, daß sein Verbleiben auf demselben dies Heil gefährde, so könne es für ihn kein Opfer sein, solchen zu verlassen." Hierauf kehrte er sich gegen den Erzherzog Ludwig mit der Erklärung, daß er seine Stelle in die Hände des Kaisers niederlege, und richtete an die Wortführer der „gemischten Gesellschaft", welche an diesem Abende die Wohnung des Erzherzogs in „Belagerungszustand" gesetzt hatte, folgende inhaltschwere Abschiedsworte: „Ich sehe vor, daß sich die falsche Behauptung verbreiten werde, ich hätte bei dem Austritte aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davon getragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlichen Protest ein: weder ich noch irgend Jemand hat Schultern breit genug, um einen Staat davon zu tragen; verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben."... Im widerlichsten Kontraste mit solcher Seelengröße zeigten sich die Triumphirenden durch den lauten Bravoruf beim Vernehmen der Abdankung, wovon sie der Volksmenge, deren Vertreter sie waren, sogleich die erfreuliche Kunde zu bringen eilten. Der Staatskanzler, der so schnell und unerwartet seine politische Laufbahn geschlossen sah, war durch diesen Wechsel der Dinge so wenig ergriffen, daß er mit seinen Umgebungen über die Ereignisse des Tages und ihre Folgen noch längere Zeit in gewohnter Weise sprach, als wäre er dabei persönlich gar nicht betheiligt. Die Bemerkung einiger Freunde, daß sein Rücktritt vom Staatsruder noch nicht als entschieden zu betrachten sei, weil der Kaiser ihn nach nicht genehmiget habe und die Genehmigung hierzu immerhin versagen könne, erwiderte er mit der Erklärung, „auf solche Weise keineswegs seinen Platz behalten zu können; denn seine Abdankung würde dann als ein Theaterstreich und Gaukelspiel erscheinen, wozu er sich niemals herbeilassen werde; sein Entschluß sei fest und nur die Bitten Jener, welche dazu die Veranlassung gaben, könnten ihn bestimmen, davon abzustehen."...

daß Oesterreich eigentlich gar keine Regierung, am allerwenigsten aber eine monarchische im wahren Sinne des Wortes habe." Unentschlossenheit, Rathlosigkeit und Verwirrung waren die Folge davon.

Die Stände traten nicht als Fordernde, sondern als Vermittler zwischen dem Throne und der Bevölkerung auf. Sie wiesen darauf hin, daß dem Zeitgeiste Zugeständnisse gemacht, daß umfassende Reformen in allen Bereichen der Staatsverwaltung durchgeführt werden müssen. Ihre Audienz bei dem Erzherzoge dauerte nur kurze Zeit. Sie wurden ziemlich ungnädig aufgenommen, es wurden ihnen ernstliche Vorstellungen darüber gemacht, daß sie sich herbeigelassen, von einem „meuterischen Pöbelhaufen" Aufträge zu übernehmen, aber bevor sie ihr Erscheinen noch rechtfertigen konnten, wurde ihnen bedeutet, daß sie sich zurückziehen mögen, da die Staatskonferenz ihre Anliegen in Berathung ziehen werde.

Die Stände warteten nun durch ein paar Stunden in den Vorgemächern auf die Ergebnisse dieser Berathung. Während dieser Zeit bemerkten sie, daß eine Anzahl hochstehender Militärs, darunter auch der in Wien eben anwesende FML. Fürst Windischgrätz, in die Staatskonferenz berufen wurden. Sie sahen ferner von dem Fenster herab, wie man auf dem Franzensplatze umfassende militärische Vorkehrungen traf, um die Burg in Vertheidigungszustand zu setzen. Unter dem „großen" Riesenthore wurden Kanonen aufgestellt und die bei demselben postirten Artilleristen waren mit brennenden Lunten versehen, ein Beweis, daß man es nicht auf eine blinde Demonstration abgesehen hatte.

Was mittlerweile im Schooße der Staatskonferenz vorging, haben wir im 70. und 80. Abschnitte ausführlich berichtet. Man schwankte durch mehrere Stunden zwischen der Anwendung von Gewaltmaßregeln und der Ertheilung halber Zugeständnisse. Die Stände erfuhren von dem Gange der Konferenzberathungen erst von zweiten und dritten Personen. Die Staatskonferenz vermied es nämlich, ihnen einen offiziellen Charakter zuzuerkennen, und hielt sich daher von jeder Berührung mit ihnen ferne. Erst in den Abendstunden, als die Deputationen der Universität und des Bürgermilitärs an die Pforten der Staatskonferenz anpochten, fiel ihnen wieder die Vermittlerrolle zwischen den Machthabern und den Repräsentanten der Bevölkerung zu.

## 89.

## Die Deputation der bewaffneten Bürgercorps.

Die erste von den Deputationen, aus dem Schooße der Bevölkerung welche bei der Staatskonferenz vorsprach, war eine von dem Bürger-Oberlieutenant, Weinhändler Scherzer, geführte Abordnung der vor dem Franzensthore aufgestellt gewesenen Abtheilungen des Bürgermilitärs. Scherzer hat noch während des Jahres 1848 seine damaligen Erlebnisse in der Hofburg veröffentlicht, und dieser Bericht, der übrigens wenig Verbreitung und Beachtung gefunden hat, gehört trotz mancher Unrichtigkeiten und Irrthümer, die er enthält, und die wir auch berichtigen werden, zu den interessantesten und geschichtlich-werthvollsten Aktenstücken, die über die Wiener März-Revolution vorhanden sind. Wir lassen zunächst diesen Bericht folgen, der in einer, von dem Schriftsteller, Herrn v. Frank, im September 1848 in Wigand's „Neuer Zeit" erschienenen „Darstellung der Wiener Bewegung" enthalten ist. Letztes Buch hat in den damals hochwogenden Zeitereignissen wenig Aufmerksamkeit gefunden und ist gänzlich in Vergessenheit gerathen:

„Zwischen 10 und 12 Uhr Morgens war ich" — erzählt Scherzer — „Augenzeuge der Bewegungen in und außer dem Landhause gewesen, und als ich von meinen inzwischen besorgten Geschäften etwa um halb 2 Uhr zurückkehrte, fand ich schon die Physiognomie der ganzen Stadt wesentlich verändert; eiliges Schließen der Läden und Gewölber, ängstliches Durcheinanderlaufen bestürzter Menschen, überall Zusammenrottungen, große Gruppen eifriger Erzähler und Zuhörer und dazu die drohende Stellung des Militärs der Volksmenge gegenüber, von der ich mich im Vorübergehen in der Nähe der Herrngasse überzeugte. Ich hatte meinen Wagen zum Schottenthore bestellt, als ich ihn aber dort einholte, waren die Thore bereits geschlossen und war die Passage gesperrt. Der wachhabende Offizier erklärte mir, daß er mich wohl zu Fuß passiren lassen könne, der Wagen müsse aber in der Stadt zurückbleiben. Ich traf zufällig einen Bekannten und wir fuhren mit einander zum Neuthore, in der Hoffnung vielleicht dort glücklich hinauszukommen. Auch dieser Versuch blieb fruchtlos und auch beim Fischer- und beim Ferdinandsthore hatten wir ein gleiches Schicksal. So blieb mir denn nichts übrig, als mich zu Fuß nach meiner Wohnung zu begeben und den Wagen in der von allen Seiten versperrten Stadt zurückzulassen. Zu Hause angekommen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als meine Uniform (eines Offiziers der Bürgerkavallerie) anzuziehen und mich eiligst nach der Stadt zurückzubegeben, denn es war vorauszusehen, daß der Ausbruch der Revolution große Ereignisse im Gefolge haben werde. Als ich das Glacis betrat, waren die Stadtthore noch immer gesperrt und die Bürgertruppen begannen bereits, sich vor der Stadt zu sammeln. Ich fand fast mehr Offiziere von den verschiedenen Körpern des Bürgermilitärs, als Mannschaft, was wohl erklärlich war, da der Ausrückungsbefehl nach kaum zwei Stunden nur Wenigen zugekommen sein konnte. Auf mein Ansuchen, Reveille schlagen zu lassen, erhielt ich vom Kommandanten des ersten Bürgerregiments (Hauptmann Steinfeld*)) eine abschlägige Antwort, indem dieser Chef strenge Befehle von Oben vorschützte (s. S. 164). Vier Offiziere nahmen bald darauf auf ihre eigene Gefahr und Verantwortung ebensoviele Tambours, zertheilten sich nach vier verschiedenen Richtungen hin in die verschiedenen Vorstädte, indem jeder Offizier einen Tambour zu sich in den Wagen nahm, und ließen sofort von Gasse zu Gasse Reveille schlagen, um die uniformirten Bürger zusammenzurufen. Schon war es allgemein bekannt, daß auf das Volk geschossen

*) Steinfeld, damals Professor an der Akademie der bildenden Künste, ein geschätzter Landschaftsmaler, ist im November 1868, 84 Jahre alt, auf seinem Ruhesitze in einem böhmischen Städtchen gestorben.

wurde und daß viele Opfer gefallen seien, an der gefährlichen allgemeinen Erbitterung konnte also nicht mehr gezweifelt werden und es war keine Zeit zu verlieren. Ich stellte also meinen Kameraden den Antrag, *daß wir eine Deputation bilden sollten, welche sich im Namen der Bürgerschaft zum Kaiser begäbe und ihn, zur Vermeidung ferneren Blutvergießens, um Gewährung jener Konzessionen bäte, welche die von der Bürgerschaft den Ständen zugestellte Petition in zwölf Punkten enthielt.* Sechs meiner Kameraden fanden sich hierzu sogleich bereit, indem sie nur die Bemerkung beifügten, daß es zweckdienlich sein dürfte, wenn wir einen unserer Stabsoffiziere beizögen, was diese jedoch unbedingt ablehnten.*) Ich war durch diese Weigerung empört und erklärte, daß *ich* ihr Oberst und Major sein wolle, sie möchten nur ja von der so dringend gebotenen Deputation nicht lassen. Wie wenig die Stabsoffiziere mit diesem meinem Vorschlage einverstanden waren, geht am deutlichsten daraus hervor, daß der Oberst-Lieutenant *Bergmüller* (Vizebürgermeister von Wien) erklärte, wenn ich mir ein Kommando anmaße, so wolle er seinen Degen ablegen (s. S. 278). *Die Deputation kam somit trotz der Gegenerklärung der Stabsoffiziere zu Stande* und es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags sein, als wir in der Hofburg anlangten. Sie war mit Kanonen wohl besetzt und ein Adjutant des Kaisers, ein Graf *Mitrowsky*, kam uns entgegen mit der Frage, was wir wünschten? Nachdem wir diesem Herrn unsere Wünsche mitgetheilt hatten, die vor Aller …en, so schnell als möglich eine Audienz b. …er zu erlangen, hieß er uns auf der Stelle stehen bleiben und entfernte sich. Nach kurzer Zeit kam er in Begleitung zweier schwarz gekleideter Herren, der Staatsräthe Graf *Hartig* und Baron *Pilgram* zurück. Von diesen beiden Herren Staatsräthen wurden wir ins Verhör genommen und als wir unser Begehren in kurzen, schlichten Worten ausgesprochen hatten, meinten dieselben: „*Seine Majestät werde sich nichts abzwingen lassen, und wir seien sehr im Irrthume, wenn wir glaubten, man könne dem Kaiser ein ähnliches Loos bereiten, wie dem König der Franzosen, oder man werde ihm eine Konstitution diktiren, wie sie Ludwig von Baiern in drei Stunden gegeben.*" So sehr mich diese Aeußerungen mit gerechtem Unwillen erfüllten, so sprach ich doch auf das Bestimmteste den Wunsch aus, daß die Bürgerdeputation *beim Kaiser* Zutritt erhalten möchte. Eine Unpäßlichkeit des Letzteren vorschützend, versprachen uns die beiden Mitglieder des Staatsrathes, uns dem Erzherzog *Ludwig* vorstellen zu wollen. Ich berief mich auf den Umstand, daß mir die Person des Erzherzogs Ludwig gänzlich unbekannt sei *und daß ich mir nur von einer Audienz beim Kaiser selbst einigen Erfolg verspräche.* Es läßt sich denken, daß dieses schwache, vom Drange der Umstände erpreßte Argument vollkommen wirkungslos blieb und so wurden wir denn in die Appartements eingeführt, welche bereits mit einer großen Zahl von höheren Staatsbeamten und Militärs, wie auch von Landständen erfüllt waren. Nun kamen wir beim Erzh. *Ludwig* vor, erklärten ihm die traurige Lage der Stadt und baten inständigst, es möchten doch dem Volke ungesäumt einige Konzessionen gemacht werden, *da sonst für diese Nacht das Schlimmste zu erwarten sei, denn die Aufregung steigere sich von Minute zu Minute.* Der Erzherzog, der uns sehr kalt, ja beinahe unfreundlich empfangen hatte, entließ uns kurz darauf mit dem Bescheide, daß er den Bürgern vertraue, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten hätten, *von Konzessionen an das Volk könne übrigens keine Rede sein.* — Diese Audienz war wohl keineswegs geeignet, uns zu befriedigen und da es mir einerseits bekannt war, wie schwer es falle, diesen starren Mann zu erweichen, anderseits aber die Stände, wie ich vernahm, dem Erzherzog schon seit 2 Uhr Nachmittags ins Gewissen redeten, — schien mir alle Hoffnung verloren und ich beredete meine Kameraden dazu, daß wir uns entfernen sollten. In diesem Augenblicke faßte mich Jemand beim Arme und zog mich in eine Ecke des Saales; als ich diese Person näher ins Auge faßte, erkannte ich den Erzherzog *Johann*, welcher also zu mir sprach: „Lieber Freund! ich weiß, wo's fehlt, *bleibt hier!*" Nach diesen Worten zog sich der Erzherzog wieder in die Appartements des Erzherzog Ludwig zurück. Bald darauf kam wieder Graf *Hartig* auf mich zu mit der Frage: „Ja, was wollen Sie den eigentlich?" Ich gab dem Herrn Grafen zur Antwort, daß ich vor Allem die Bewilligung von drei Punkten der Bürgerpetition für unumgänglich nöthig erachte, daß aber *eine einzige* Konzession alle andern in sich schließen würde, und diese Konzession *sei der Rücktritt des Staatskanzlers Fürst Metternich!* „Wenn ich diese erfreuliche Nachricht," — so fügte ich bei — „noch heute dem Volke überbringen könnte, so dürfte dieselbe zur Beruhigung der Gemüther weit mehr beitragen, als irgend eine andere." Diese kühn ausgesprochenen Worte berührten das Mitglied des altmetternich'schen Staatsrathes wie ein Donnerschlag. Auf mich zugehend, fuhr er mich barsch mit den Worten an: „Glauben Sie, daß Se. Majestät einen Mann wie den Fürsten Metternich, einen Mann, der seit dreißig Jahren, in den sturmbewegtesten Zeiten das Staatsruder geführt hat, nun plötzlich *den Launen des Volkes opfern werde?*" Ich gab die einfache Antwort, daß ich für meine Person hier gar keine Meinung ausspreche, sondern, daß ich das Organ des Volkes sei und als solches die Pflicht übernommen habe, seine Wünsche vor den Thron zu bringen. Nun trat ein mir ganz unbekannter Kavalier hinzu und äußerte: „Ich kann Sie versichern, daß man dem Fürsten Metternich sehr unrecht thut, er hat sich große Verdienste um den Staat erworben." Kaum hatte dieser wackere Edelmann ausgesprochen, als ein Adjutant zu mir trat und uns Bürgern bedeutete, wir sollten nochmals beim Erzherzog eintreten. Ich machte diesen Adjutanten darauf aufmerksam, daß die Art, in welcher sich Graf *Hartig* eben gegen uns benommen, eine sehr sonderbare sei, worauf dieser Adjutant Alles aufbot, um uns zu beruhigen. Wozu

*) Sämmtliche Stabsoffiziere des Bürgermilitärs waren nämlich — *Magistratsräthe* und als solche noch abhängiger als die Staatsbeamten, da sie dem Bürgermeister *und* der Regierung untergeordnet waren.

diese zweite Audienz anberaumt worden ist, das ist mir noch heute ein Räthsel, denn das Resultat derselben war ein Zwillingsbruder des in der ersten Audienz erzielten. Trotz unserer aufrichtig gemeinten, dringenden Versicherung, daß es selbst zu Konzessionen bald zu spät sein dürfte und daß man den wohlgemeinten Worten von Männern Vertrauen schenken möchte, welche jederzeit bereit wären, Blut und Leben für den Kaiser zu geben — trotz dieser ehrlichen Versicherung erhielten wir von dem Repräsentanten des starren absolutistischen Prinzips keinen anderen Bescheid, als: „daß es an uns sei, die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen.“ Welch ein Bescheid in so dringendem Augenblicke! Ist es begreiflich, daß die Fürsten sich von ihren Hofschranzen so dicht umgarnen lassen, daß sie allen Blick nach Außen verlieren und so zu sagen gänzlich erblinden?! — Ich nahm mir nach diesem Bescheide kein Blatt vor den Mund und erklärte dem versammelten Hofpersonale, wie sehr wir es bedauern müßten, dem Volke gar keine Beruhigung bringen zu können und daß die Folgen unserer so ganz unnützen Bemühungen sehr traurige sein dürften, daß ein Ausbruch unter diesen Umständen als ganz unausweichlich zu betrachten sei rc. — Meine Worte mußten einigen Eindruck gemacht haben, denn man hielt uns zurück, ja man verhinderte uns förmlich, uns zu entfernen; wir wurden also so zu sagen gefangen gehalten, um unsern Komittenten das Resultat unserer Sendung nicht hinterbringen zu können. — Der Auftrag, der nun gerade kam, die Grafen Breuner, Montecuccoli und Kolowrat herzubescheiden, schien mir eine erwünschte Gelegenheit, um meine Freiheit wieder zu erhalten und ich bot mich daher an, diesen Auftrag zu übernehmen. Man schien jedoch „den Braten zu riechen“ und ließ mich nicht fort. Ich vergaß es nicht, die dringendsten Vorstellungen über die Gefährlichkeit des Zeitversäumnisses fort und fort zu machen, ich stellte meiner Umgebung vor, daß die Revolution jeden Augenblick wieder zum Ausbruch kommen könne rc., — als plötzlich Graf Hartig auf mich zukam und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich ihn verklagt hätte. Ich hatte kaum die Zeit, Sr. Exzellenz zu bedeuten, daß es für mich kränkend, ja beleidigend sein mußte, daß man meine Mission, die vom Volke kam, so sehr mißkannt habe. — — denn schon wieder wurden wir zu einer Audienz berufen. Diesmal standen uns der Fürst Metternich und die Erzherzoge Ludwig, Albrecht und Maximilian gegenüber. In einiger Entfernung gruppirten sich die andern Glieder des Kaiserhauses. Ich stand dem Staatskanzler gerade gegenüber, indem er mich auf die Schulter klopfte, sagte er zu mir: „Sie sind ein Bürger, die Bürger Wiens haben sich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet und es wäre eine Schande für sie, wenn sie im Vereine mit dem Militär, nicht im Stande wären, einen Straßenkrawall zu besiegen.“ — „Durchlaucht!“ war meine Antwort, „hier handelt es sich nicht um einen Straßenkrawall, sondern um eine Revolution, an der alle Stände Theil nehmen.“ — Hierauf er: „Das ist nicht wahr, es sind Italiener, Polen und Schweizer, welche das Volk aufwiegeln.“ — „Durchlaucht!“ erwiderte ich, „die überreichte Petition enthält Tausende von Unterschriften aus allen Ständen, vom hohen Staatsbeamten bis zum letzten Handwerker, und würden Euere Durchlaucht einen Blick in die Straßen werfen, Sie würden sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen. Was unser Einschreiten anbelangt, so können wir unmöglich im Vereine mit dem Militär wirken, denn dieses ist, seit man heute auf das Volk geschossen, ungemein verhaßt — und allein sind wir zu schwach.“ Während ich so mit dem Fürsten Metternich sprach, waren meine Kameraden in einer Unterredung mit den Erzherzogen Albrecht und Maximilian begriffen, deren Inhalt dem der meinigen mit dem Staatskanzler an Unerquicklichkeit nichts nachgab. Der junge Erzherzog Albrecht, der Sohn des durch die Größe seines Gegners so berühmt gewordenen Erzherzogs Karl, meinte, man werde uns im Vereine mit dem Militäre die Wachen beziehen lassen, aber wir sollten darauf gefaßt sein, daß bei der geringsten Widersetzlichkeit geschossen werde. Auf die Weigerung meiner Kameraden, sich mit dem Militär zu vereinigen, sagte E. H. Maximilian: „Nun, so seid Ihr auch Rebellen und man wird auch auf Euch schießen!“ Es ist begreiflich, daß diese Dialoge mit den hohen Herren wenig geeignet waren, uns freudig zu stimmen, und daß wir, die aufrichtigste Erbitterung im Herzen, den Audienzsaal verließen. Ganz unverhohlen sprachen wir uns gegen die in den anderen Appartements versammelten Generale und Stände über die unwürdige Behandlung aus, die wir erduldet, und wollten unverzüglich die Burg verlassen, woran wir indessen aber [illegible] gehindert wurden. Wir waren also gleichsam [illegible] Gefangene in der Hofburg!

Inzwischen [illegible] en Deputirte von der Universität, (s. die folgenden Abschnitte) welche die drohende Haltung und Stimmung der Studenten mit den grellsten Farben schilderten. Ein Adjutant meldete den Angriff des Volkes auf die kaiserlichen Stallungen, ein zweiter, daß in der Vorstadt Mariahilf bereits Feuer gelegt sei, der Kommandant des ersten Bürgerregiments, Hauptmann Steinfeld, berichtete dem Erzherzog Albrecht mit Thränen im Auge: „In diesem Augenblicke hat man zwei meiner Bürger aus einem ebenerdigen Fenster des Polizeidirektionsgebäudes erschossen!“ Der junge Erzherzog meinte, das sei nicht durch Soldaten geschehen und man werde diesen Vorgang untersuchen wie jeden andern, — übrigens sei auf seinen eigenen Bruder, den Erzh. Wilhelm (?) mit Steinen und Holzplatten geworfen worden. Ein Deputirter von der medizinischen Fakultät wollte einige Worte der Vorstellung sprechen, wurde aber durch den Erzherzog daran verhindert, und zwar mit den Worten: „Halten sie den Mund!“ worauf allgemeines Zischen erfolgte*).

Ein Stabsoffizier (Major Walter, Magistratsrath) und ein Hauptmann vom Bürgerregimente (Kaufmann Tschapek, ehemaliger k. k. Offizier, Inhaber des Kanonenkreuzes) erschienen mit neuen drohenden Berichten, mit neuen ernsten Vorstellungen; waren wir doch schon seit drei Stunden in den Appartements, ohne daß auch nur das Geringste zur Beschwichtigung des Volkes geschehen wäre.

Zum vierten Male drangen wir nun in den Audienz-

*) Ein Mitglied dieser Deputation, Dr. Engel, stellt diese Aeußerung des Erzherzogs auf das Bestimmteste in Abrede.

saal — da trat aus dem Hintergrunde des Saales bis in die Mitte desselben, ruhig und bedächtig — der Fürst Metternich. — „Sie haben im Namen der Bürger ausgesprochen“ — so sagte er — „daß es in meiner Macht liege, die Ruhe Oesterreichs wieder herzustellen. So sei es denn; mit Freuden lege ich meine Würde zu den Füßen des Kaisers nieder. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung, ich wünsche Oesterreich Glück!“ Einer meiner Kameraden, Namens Moser, erwiderte: „Ich danke Euer Durchlaucht im Namen des Volkes. Vivat! Kaiser Ferdinand lebe hoch!“ Ein zwanzigstimmiges Vivat ertönte. Fürst Metternich war also gestürzt und mit ihm das alte System, — ich eilte auf die Straße, das Weltereigniß dem Volke zu verkündigen, — auf den Michaelerplatz bestieg ich das Postament eines Gaskandelabers und rief es laut aus, daß Metternich aufgehört habe, Oesterreich zu regieren!“

Diesen Bericht Scherzer's benützten wir als die Grundlage unserer Darstellung jener entscheidenden Begebenheiten im Innern der Hofburg, welche den Sturz des Regierungssistems, und mit diesem den Rücktritt des Fürsten Metternich und seines Anhanges von der Leitung des Staatsruders zur Folge hatten. Aus dem Berichte ist zu entnehmen, wie aussichtslos anfänglich das Erscheinen der Bürgerdeputation war. Man schenkte ihr kaum Gehör, man suchte ihre einzelnen Mitglieder durch Drohungen einzuschüchtern, man war bestrebt, sie auf die Seite der Machthaber hinüberzuziehen und sie zu feindseligen Schritten gegen die Bevölkerung zu verlocken. Alle diese Einschüchterungsversuche, diese Drohungen, diese Verlockungen scheiterten an dem geraden Sinne der Bürger, denen ein günstiger Stern in Scherzer einen Führer gegeben hatte, der genau wußte, um was es sich bei der ganzen Bewegung handle, welche Personen und Uebelstände es zu beseitigen, und welchen Reformen es die Bahn zu brechen gälte. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß diese Deputation nichts ausgerichtet haben würde, wenn nicht einerseits die Ereignisse eine für die Regierungspartei immer drohendere Gestaltung angenommen, und andererseits durch das Erscheinen der Universitätsdeputationen den Bürgern eine Schaar von Männern zu Hilfe gekommen sein würde, welche das Talent und das nöthige Verständniß besaßen, die anwesenden maßgebenden Prinzen des kaiserlichen Hauses, welche von der Nothwendigkeit eines Sistemwechsels schon längst überzeugt waren, für die Forderungen der Bewegung zu gewinnen. Den Universitätsdeputationen fiel daher in der Hofburg eine entscheidende Rolle zu.

Es ist nun unsere Aufgabe, denselben auf den von ihnen eingeschlagenen Wegen zu folgen.

## 90.

## Die Universitäts-Deputation.

Als Jenull, Endlicher und Hye auf ihrem Gange nach der Hofburg am Stefansplatze anlangten, erbaten sie sich von dem hier kommandirenden Generale einen Offizier zur Begleitung, und zogen so durch die Kärntnerstraße und über den Mehlmarkt nach der Hofburg. In derselben angelangt, verfügten sie sich zuerst zu dem Grafen Kolowrat, um durch diesen eine Audienz beim Kaiser zu erhalten. Nachdem ihnen hier der Bescheid geworden, daß dies in Folge der Unpäßlichkeit des Kaisers für den Moment unmöglich sei, berichteten sie dem Grafen über die Größe der der Regierung drohenden Gefahr, und von der ungemeinen Aufregung, welche sich der Studentenschaft und der gesammten Stadtbevölkerung bemächtigt hatte. Diese ihre Schilderungen mögen den Grafen Kolowrat bewogen haben, die Deputation zum Erzherzog Franz Karl zu geleiten, welcher ihr als „ehrlicher Mann“ die Versicherung gab, daß bereits die Ertheilung von Konzessionen im Zuge sei, auf die Bewaffnung der Studenten jedoch von der Regierung nicht eingegangen werden könne.

Die Deputation versuchte nun, bei dem Erzherzoge Ludwig ihr Glück. Sie mußte in dem von Suchenden aller Art gefüllten Vorzimmer zu den Empfangssälen des Erzherzogs geraume Zeit warten, bis es ihr gelang, vorgelassen zu werden. Erzherzog Ludwig gab der Deputation anfänglich den gleichen Bescheid wie sein Neffe, daß Konzessionen im Zuge seien u. s. w., doch knüpfte auch er die Erklärung an, daß von der Erfüllung der Bitte der Studirenden um Waffen nicht die Rede sein könne. Die Deputation setzte dem Prinzen auseinander, daß sie nicht der Gefahr ausgesetzt werden dürfe, mit einem ablehnenden Bescheid unter die Studenten zurückzukehren. Sie schilderte die ungeheure Aufregung der jungen Leute, ihr tollkühnes Vorhaben, und suchte den Erzherzog zu überzeugen, daß die Gewährung der Bitte der Studenten das einzige Mittel sei, unberechenbare Gefahren abzuwenden. Der greise Rektor warf sich schließlich sogar vor dem Erzherzoge auf die Kniee und beschwor ihn, den dringenden Vorstellungen der Deputation Gehör zu schenken. Zweitausend junge Leute, erklärte er dem Prinzen, die Hoffnungen so vieler Familien, seien von einer Exaltation ergriffen, die sie, wollte man Gewalt versuchen, blindlings in die Bajonette stürzen und so viel kostbares Blut fließen machen würde. Die Gelegenheit biete sich dar, so großem Unglücke vorzubeugen und zugleich dem übersprudelnden Eifer eine gemeinnützige Richtung zu geben. Der Erzherzog wolle den jungen Leuten vertrauen, sie würden beweisen, daß sie Vertrauen verdienen, sie glühten vor Begierde, zu zeigen, daß es ihnen um Recht und Ordnung zu thun sei. Das Militär sei nicht zahlreich genug und von den Anstrengungen des Tages zu sehr erschöpft, um für sich allein der drohenden Gefahr die Stirne bieten zu können. Man möge von dem guten Willen und von der jugendlichen Kraft der Studirenden Gebrauch machen, man möge die Herstellung der Ordnung, die Vertheidigung der Bürger, die Rettung des Eigenthums auf ihre Schultern legen, sie würden die Aufgabe mit Begeisterung übernehmen, mit Muth und Ausdauer zu Ende führen.

Auf den Erzherzog schien die warme Ansprache des greisen Rektors einigen Eindruck gemacht zu haben; dennoch konnte er sich nicht entschließen, der Deputation eine bestimmte Zusage zu geben. Alles, was er ihr versprach, war, daß er die Frage der Bewaffnung der Studirenden sogleich in Berathung ziehen lassen wolle. Die

Deputation bat ihn, daß er ihr diese Zusicherung wenigstens schriftlich auf den Weg mitgebe, worauf der Erzherzog bereitwillig einging. Er beauftragte den bei ihm anwesenden Staatsrath Pilgram, ein paar Zeilen solchen Inhaltes zu Papier zu bringen, was dieser in Gegenwart der Deputation sogleich that, indem er einem Schreiber den Bescheid des Erzherzogs in die Feder diktirte.

Mit diesem Konzepte versehen, trat die Deputation erschöpft, am Erfolge verzweifelnd und voll der schwärzesten Ahnungen, ihren Rückweg nach der Universität an.

Als sie im Begriffe stand, die Gemächer des Erzherzogs zu verlassen, erfuhr sie, daß bereits eine zweite Deputation der Universität, nämlich jene der medizinischen Fakultät, in der Hofburg angelangt sei, gleichfalls in der Absicht, Konzessionen zu erwirken.



„Jede Konstitution erfordert Bewegung.“ (Metternich auf der Flucht.)
Erste politische Wiener Karikatur aus dem Jahre 1848.

## 91.

## Die Deputation der medizinischen Fakultät.

Die Deputation der medizinischen Fakultät, über deren Wahl wir im 85. Abschnitte berichtet haben, entfernte sich aus dem Konsistorialgebäude in fliegender Hast, um ihrer

Missian nachzukommen. Als sie über den Universitätsplatz schritt, war sie noch Zeuge van Vargängen, die sie in der Ueberzeugung befestigen mußten, daß die Studentenschaft in einer Aufregung sich befinde, die den Ausbruch einer furchtbaren Katastrofe befürchten ließ. Kamen ihr doch bereits einzelne mit Jagdgewehren und anderen Waffen versehene Studenten entgegen, welche ihre Kollegen in feurigen Worten dazu aufmunterten, daß sie gleichfalls in die Häuser gehen und um Waffen bitten mögen, um an dem Freiheitskampfe theilnehmen zu können. Daß es im Universitätsgebäude selbst nicht weniger stürmisch herging, konnte die Deputation aus dem Krachen der Bänke vernehmen, das bis auf die Straße hinab gehärt werden konnte, und als eine ganz eigenthümliche Musik die hier geführten Reden begleitete. Zudem schollen durch die zerschlagenen Fensterscheiben des Gebäudes unaufhörlich die Rufe: „Wir warten nicht länger!... Waffen schafft uns! Varwärts, auch ohne Waffen! Zur Burg!"...

Es war die siebente Abendstunde varüber, als die Deputation am Stefansplatze anlangte, wo sie von einer Abtheilung Militär am Weitergehen gehindert wurde. Der Offizier ließ die Deputation, nachdem sie sich vorher legitimirt hatte, passiren, als sie aber am Riesenthare des Domes vorbeikam, stieß sie abermals auf Militär, welches die in der Richtung gegen die Burg sich hinziehenden Straßen absperrte. Am Stockimeisenplatz befand sich ein General, der die in diesem Stadttheile postirten Truppen kammandirte, und an den die Deputation gewiesen wurde. Auch vor diesem Befehlshaber legitimirte sie sich, aber derselbe erklärte ihr, daß er ohne höheren Auftrag sie nicht durchlassen und ihr den Zutritt zur Hofburg nicht gestatten könne. Die einzelnen Deputationsmitglieder schilderten ihm nun in warmen Worten die Wichtigkeit ihrer Sendung. Der Dekan Dr. Lerch zeigte auf seine Amtstracht und auf die Colane, um die Würde seiner Stellung zur Geltung zu bringen. Dr. Engel beschwor ihn, die Deputation nicht aufzuhalten; das Werk, das sie zu vollbringen habe, sei ein Werk des Friedens und der Versöhnung, und das Leben von Hunderten von Jünglingen hänge davan ab, daß die Deputatian ihre Mission erfülle.

Der General, der endlich Bedenken trug, die Gesandten der medizinischen Fakultät länger aufzuhalten, ließ sich herbei, die Kette der den Stockimeisenplatz absperrenden Truppenabtheilung zu öffnen und der Deputation zu erklären, er wolle sie weiter nicht mehr hindern, die Hofburg zu erreichen. Die Deputation aber sah voraus, daß sich ihr ein paar hundert Schritte weiter ähnliche, neue Hemmnisse in den Weg stellen würden, und sie richtete daher an den General das Ansinnen, ihr eine militärische Begleitung auf den Weg beizugeben. Der General, ein ergrauter Soldat, war jedenfalls nicht im Stande, die Bedeutung einer Abordnung der medizinischen Fakultät zu würdigen. Nach einigem Widerstreben erklärte er sich nämlich nur bereit, der Deputation einen Gemeinen als Geleitsmann mitzugeben. Als ihm Dekan Dr. Lerch vorstellte, daß sich diese Begleitung mit der Würde der Fakultät nicht vertrage, beorderte er einen Feuerwerker, und erst als auch dagegen Einsprache erhoben und ihm auseinandergesetzt wurde, daß nur die Begleitung von porte-épée-Trägern mit der Würde der Fakultät verträglich, und daß die Deputation nicht in der Lage sei, eine andere Eskarte anzunehmen, fügte sich der General schließlich in ihr Verlangen, und beauftragte zwei Offiziere und zwei Feuerwerker, die Deputation nach der Hofburg zu begleiten.

Die Begleitung war dringend nothwendig. Auf der kurzen Strecke bis zur Burg begegnete die Deputatian zahlreiche größere und kleinere Abtheilungen van Militär, deren Aufgabe es dem Anscheine nach war, durch Herumpatrouilliren die in allen Straßen und Gassen angesammelte tumultuirende Volksmasse einzuschüchtern und von weitern Exzessen abzuhalten. Der Deputation war es daher trotz ihrer militärischen Eskorte nur langsam und nur allmälig möglich, nach der Hofburg zu gelangen, da die Kommunikation an vielen Punkten unterbrochen war, denn selbst in den Seitengassen stand Alles Kopf an Kopf aneinandergedrängt. Am Ausgange der Bräunerstraße, in der Nähe des Josefsplatzes, gerieth die militärische Begleitung der Deputatian für einen Augenblick in Gefahr, vom Publikum insultirt zu werden. Die Deputatian riß, um das zu verhindern, ihre Taschentücher heraus und ihre Mitglieder riefen: „Achtung var unseren Begleitern! Wir sind eine Deputation der medizinischen Fakultät." Dieser Zuruf veranlaßte das Publikum, der Deputation seine Sympathien zu erkennen zu geben. „Achtung vor den Doktoren! Freie Bahn den Vertretern des Liberalismus!" schall es aus der Volksmasse, und die Deputation und ihre Eskarte konnte durch die sich öffnenden Reihen ihren Weg ungefährdet fartsetzen.

Als die Deputatian über den Josefsplatz schritt, war dort gerade das Werk der Fensterzertrümmerung in vollem Gang, und als sie an der Hofapotheke varbeikam, sah sie im Innern derselben einen tumultuirenden Volkshaufen eben in lebhafter Arbeit, Alles zu zerstören und durcheinander zu werfen. Der var dem „großen" Riesenthare der Hofburg kammandirende Artillerieoffizier ließ die Deputation nach kurzer Unterredung passiren, und so gelangte sie auf den Franzensplatz, dessen kriegerische Physiagnamie van uns bereits (siehe Seite 290) geschildert worden ist. Die Deputatian bemühte sich hier, bei den auf- und abeilenden Hofbeamten zu erfahren, wa sie Se. Majestät finden und sprechen könne. Sie vernahm alsbald von Seite eines Kämmerers, daß der Kaiser unpäßlich geworden sei und sich in seine Gemächer zurückgezogen habe, daß sie aber bei dem Erzherzoge Franz Karl eine Audienz erlangen dürfte. Die Deputation eilte nun zu den Gemächern des Erzherzogs, dem sie sogleich angemeldet wurde, und der sie im ersten Augenblicke vorließ.

Ohne die Oberröcke abzulegen, voll Staub und Schmutz, traten die drei Fakultätsdeputirten var den Erzherzog, dem sie mit athemloser Eile darstellten, daß die Universität in einem Zustande van Erregtheit sich befinde, der für die Regierung das Schlimmste besorgen lasse. „Jeder Mament" — wurde dem Erzherzoge versichert — „kann Hunderten von Studenten das Leben kasten. Die jungen Leute sind in eine Exaltation gerathen, in der sie, selbst waffenlos sich auf das Militär stürzen und den letzten Blutstropfen daransetzen werden, um es zu besiegen, weil sie jene Wünsche und Forderungen zur Geltung bringen wollen,

die während des Vormittags im Landhause laut wurden, und für welche zu wirken sich die Landstände anheischig gemacht haben."

Der Erzherzog empfing die Deputation mit der an ihm bekannten Leutseligkeit, verwies sie jedoch an den Erzherzog Ludwig, indem er ihr versicherte, daß er nicht in der Lage sei, der Universität irgend welche Konzessionen zu machen. Die Deputation, die sich wohl bewußt war, daß jede Verzögerung und Verspätung die unheilvollsten Folgen herbeiführen könne, daß die drausende akademische Jugend nicht länger als bis 9 Uhr Abends abwarten wolle, und gedroht hatte, sich dann um jeden Preis Waffen verschaffen zu wollen, beschloß nochmals ihr Heil in einer Audienz bei dem Kaiser zu suchen. Als sie nämlich den Erzherzog verließ, hörte sie im Vorzimmer, daß Se. Majestät blos einer ganz leichten Unpäßlichkeit wegen sich in der Mittagsstunde zurückgezogen habe, jetzt aber sich bereits ziemlich wohl fühle. Doch alle Anstrengungen der Deputation, zum Kaiser zu kommen, waren vergeblich. Der im Vorzimmer Sr. Majestät dienstthuende Kämmerer verwies sie, trotzdem sie hartnäckig darauf bestand, vorgelassen zu werden, an den Erzherzog Ludwig, der, wie von dem Kämmerer ihr wiederholt versichert wurde, unumschränkte Vollmacht besitze, im Namen und an Stelle des Kaisers alle nöthigen Verfügungen zu treffen.

Die Physiognomie der Appartements des Erzherzogs, das dort fortdauernde Kommen und Gehen von Personen der verschiedensten Stände haben wir bereits (s. S. 290) geschildert. Die Deputation kam ziemlich spät, und sah deßhalb die Vorgemächer des Erzherzogs bereits überfüllt. Sie fand hier die Bürgeroffiziere, welche sofort auf sie zueilten, und ihr über die von ihnen unternommenen Anstrengungen, um Konzessionen zu erwirken, Mittheilung machten. Um die lebhaft debattirende Gruppe drängten sich alsbald die anwesenden Hofpersonen, Generäle und Staatsbeamte, die in das Gespräch sich einmengten, was die Folge hatte, daß es nach Kurzem schon hier, mitten in der Hofburg zu heftigen Reibungen kam. Während nämlich die Fakultäts-Deputirten und die Bürgeroffiziere von dem Rücktritte des Fürsten Metternich als von etwas dringend Gebotenem und Selbstverständlichem sprachen, drückten die anwesenden Staatswürdenträger ihr Erstaunen darüber aus, daß man es wage, einer so dreisten, vermessenen Forderung überhaupt nur Ausdruck zu geben.

Die Debatte war gerade im vollsten Zuge, als der Erzherzog Ludwig mit dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kollowrat im Saale erschienen. Der Dekan und der Notar Dr. Schilling wandten sich sogleich in den eindringlichsten Worten an den greisen Erzherzog, und beschworen ihn, ihre Bitte zu erhören, die in nimmer zu zügelnder Ungeduld harrende Studentenschaft mit Waffen zu versehen und mit der Herstellung der Ruhe zu betrauen. „Die Stadt," versicherte der Notar, „ist in Gefahr, wenn wir mit einem abschlägigen Bescheid in die Universität zurückkehren." Auch Dr. Engel, der sich gleichfalls an den Erzherzog wandte, beschwor ihn, der Studentenschaft Vertrauen zu schenken. „Kaiserliche Hoheit," sagte er zu ihm, „durch die Bewaffnung der Studenten gewinnt das Kaiserhaus ein paar Tausend Streiter, in denen Muth, Intelligenz und echte Vaterlandsliebe sich vereinigen. Keine sicherern Waffen hat jemals das Kaiserhaus, hat je die Residenz gehabt. Auch ist der Akt einer Bewaffnung der Studirenden kein gänzlich neuer, und die Geschichte beweist es, daß die Studenten der Wiener Universität, so oft sie noch bewaffnet wurden, sich stets als tapfer und treu bewährt haben. Glauben Sie mir, Kaiserliche Hoheit, zeigen Sie diesen jungen Leuten ein sie ehrendes Zutrauen, und jeder von ihnen wird freudig bereit sein, sein Blut für die Dynastie, sowie für die Sicherheit und Ruhe der Residenz zu verspritzen. Erfolgt aber die Bewaffnung nicht, erfolgt sie nicht bis 9 Uhr Abends, so wird die nicht mehr zurückzuhaltende Jugend mit den Bruchstücken zerschlagener Schulbänke versehen, sich in die Bajonette der Soldaten stürzen, um diesen die Waffen zu entreißen, Ströme Blutes werden sodann fließen, das zu besseren Zwecken aufgespart bleiben soll, und im Innersten meiner Seele bin ich überzeugt, daß Eure kaiserliche Hoheit ein so namenloses Unglück werden verhüten wollen!"

Zur Bekräftigung dieser Ansprache erklärte der Dekan dem Erzherzoge: „Kaiserliche Hoheit! Wir sind Familienväter; aber wir verlassen Weib und Kind und stellen uns in die Reihen der Studenten, um vereint mit ihnen für Ruhe und Ordnung zu wirken." Notar Schilling fügte hinzu: „Kaiserliche Hoheit, die Gesinnungen, die wir aussprechen, sind die allgemeinen, sind die des Volkes. Wir Aerzte haben es mit allen Schichten der Bevölkerung zu thun. Wir besuchen die Paläste der Großen und die Hütten der Armen. Jedes Wort, das Euere kaiserliche Hoheit aus unserem Munde vernehmen, ist das Echo der Volkssprache, der Volksgedanken."

Auf den Erzherzog schienen die Zureden der drei Fakultätsdeputirten einigen Eindruck gemacht zu haben. Er schwankte sichtlich und schien mit sich zu Rathe zu gehen, was er ihnen erwidern solle. Plötzlich wendete er sich jedoch, ohne der Deputation eine bestimmte Erklärung zu geben, von derselben ab, und einer Gruppe von hohen Staatsbeamten zu, welche sogleich bemüht waren, den Erzherzog zur Ertheilung eines abschlägigen Bescheides zu bestimmen. Mit diesen ergrauten Bureaukraten verließ der Erzherzog den Saal. Graf Kolowrat, welcher mittlerweile mit den Bürgeroffizieren sich besprochen hatte, schritt in diesem Augenblicke an der Deputation vorüber, wahrscheinlich in der Absicht, um dem Erzherzog zu folgen. Sogleich wendete sich Dr. Engel an den Grafen und beschwor denselben, das Anliegen der Deputation bei dem Erzherzoge zu unterstützen. Der Graf sagte ihm bereitwilligst seine Mitwirkung zu und wirklich kam er bald darauf an der Seite des Erzherzogs in den Saal zurück, und der Deputation wurde nun von dem Erzherzoge bedeutet, daß sie einige Zeit warten möge, da ihre Wünsche mittlerweile schon in Berathung gezogen worden seien.

Die Deputation, die bereits daran verzweifelt hatte, irgend einen Erfolg zu erzielen, faßte nun wieder neue Hoffnung. Sie beschloß, den Notar Dr. Schilling eiligst nach der Universität zu entsenden; damit er den Studenten davon Mittheilung mache, daß die Staatskonferenz ihre Angelegenheit bereits in Verhandlung gezogen habe, und daß eine allerhöchste Entscheidung Namens des Kaisers bereits im Zuge sei. Die Deputation veranlaßte Dr. Schilling, sich von

ihr zu trennen, weil sie besorgte, daß die Studenten, wenn sie noch länger ohne Nachricht bleiben würden, die Geduld verlieren und zu einem für sie verhängnißvollen Schritte sich verleiten lassen könnten. Der Notar hatte sich kaum entfernt, als der Kommandirende des ersten Bürgerregiments, Hauptmann Steinfeld, in den Saal stürzte, und eine Nachricht brachte, welche die Aufregung aller Anwesenden mächtig steigerte, und zu dem erfolgreichen Ausgange des 13. März in entscheidender Weise beitrug: Zwei Bürger des ersten Regiments waren von den Fenstern des Polizeidirektionsgebäudes aus erschossen worden!

## 92.

## Ein Attentat auf das Bürgerthum.

Wir haben das Bürgermilitär seit dem Augenblicke verlassen, wo es in die innere Stadt einmarschirte, um hier der Garnison in der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung behilflich zu sein. Die bewaffneten Bürger sympathisirten jedoch mit der Bewegung. Sie erschienen demnach in der innern Stadt keineswegs in der Absicht, gegen die Bevölkerung in feindseliger Weise aufzutreten, und wenn dies selbst ihre Absicht gewesen wäre, so wäre es ihnen doch wahrlich erschwert worden, dieselbe auszuführen. Die Bürger wurden nämlich, wo sie sich zeigten, mit unbeschreiblichem Jubel, mit offenen Armen aufgenommen, mit innigen Händedrücken und mit vor Rührung feuchten Augen begrüßt. Alles eilte enthusiastisch an sie heran, und es wäre ihnen deßhalb geradezu unmöglich gewesen, gegen die Bevölkerung, die ihnen einen solchen Empfang bereitete, mit Ernst und Strenge einzuschreiten.

Auf dem Platze am Hofe, vor dem bürgerlichen Zeughause, wo der Sammelplatz des Bürgermilitärs war, befanden sich dessen Stabsoffiziere, der Oberst, Bürgermeister Czapka, Oberstlieutenant Bergmüller, dann die Majore von Sögner und Krones in voller Thätigkeit. Die Gesinnung des Bürgermeisters kennen wir zur Genüge. Er war eine verläßliche Stütze des Metternich'schen Sistems und ein offener Gegner der Bewegung. Die drei von ihm abhängigen Magistratsoberbeamten waren natürlich bemüht, seinen Intentionen nach Kräften zu entsprechen. Sowohl sie als auch der Bürgermeister unterließen es daher nicht, auf die Bürger gehörig einzuwirken, sie für eine eifrige Unterstützung des Militärs zu „begeistern", ihnen ans Herz zu legen, daß auf dem im Landhause von einzelnen „exaltirten Leuten" eingeschlagenen Wege nichts zu erreichen sei, u. s. w.

Aber weder der Bürgermeister, noch die drei Magistrats-Oberbeamten waren im Stande, den Bürgern auch nur einigermaßen zu imponiren. Wenn man die unterthänige Stellung bedenkt, zu der in der vormärzlichen Zeit der Wiener Bürger dem Bürgermeister und dem Magistrate gegenüber verurtheilt war, so kann man nicht verkennen, daß die Bewegung des 13. März in den Abendstunden bereits ganz außerordentliche Fortschritte gemacht haben mußte, weil die Bürger es sich herausnahmen, davon, was sowohl der Bürgermeister als die Magistratsräthe verlangten, so viel wie gar keine Notiz zu nehmen.

Es hatte sich freilich früher schon, vor dem Franzensthore, ereignet, daß einzelne Bürgeroffiziere sich dem Vicebürgermeister Bergmüller gegenüber in offenen Widerstand setzten. Jetzt aber waren es nicht Einzelne, sondern war es die Masse der Bürger, die sich weigerte, den Absichten des Bürgermeisters nachzukommen. Man ließ sich nicht einmal durch seine Gegenwart einschüchtern, und er mußte es mit eigenen Ohren hören, wie von den anwesenden Bürgern des ersten Regiments, der Abtheilung Bürgerkanoniere, die beim Franzensthore vom Militär sich zur Beistandsleistung in Anspruch nehmen ließ, dafür in derben Worten der Text gelesen wurde, und wie die Kanoniere sich damit entschuldigten, daß sie, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten, daß beim Landhause auf das Volk geschossen wurde, dem Militär nicht geholfen, sondern vielmehr auf dasselbe tüchtig „losgehaut" hätten.

Diese Stimmung der bewaffneten Bürger schien auf den Bürgermeister überaus niederschlagend eingewirkt zu haben. Während er bei dem Erscheinen der ersten Bürgerabtheilungen mit Zuversicht und Sicherheit auftrat, und aus seinen Intentionen, namentlich den Offizieren gegenüber kein Hehl machte, stand er nach einiger Zeit schon, da er sich überzeugte, daß Niemand, selbst nicht unter den Offizieren, mit ihm einverstanden sei, rath- und muthlos da. Mit den in seiner unmittelbaren Nähe sich aufhaltenden Stabsoffizieren, bildete er einen eigenthümlichen Kontrast zu der versammelten, bewaffneten Bürgerschaft. Die Letztere hatte sich von ihm losgesagt, und er stand mit seinen Beamten vollständig isolirt da. Er war übrigens klug genug, einen offenen Konflikt zu vermeiden, der ohne Zweifel sofort zum Ausbruche gekommen wäre, wenn er an die Bürger einen Befehl erlassen hätte, mit dem dieselben nicht hätten einverstanden sein können. Man weiß daher zur Stunde noch nicht, zu welchem unmittelbaren Zwecke eigentlich die Bürger in die Stadt beordert wurden. Ursprünglich geschah dies wohl in der Absicht, sie im Vereine mit dem Militär oder ohne dessen Mithilfe die Ordnung in der Stadt wieder herstellen zu lassen. Bürgermeister Czapka scheint nämlich die Hoffnung gehabt zu haben, daß er die bewaffneten Bürgerkorps werde dazu bewegen können, sich der Militärgewalt zur Verfügung zu stellen, wenigstens ist es eine Thatsache, daß man im Laufe des Nachmittags im Schooße der Staatskonferenz darauf rechnete, daß die Bürger die Garnison verstärken, und bei einer Unterdrückung des Aufstandes sich thätigst verwenden lassen werden. Wer weiß, welche Aufträge dem Bürgermeister zugekommen waren, welche Ordre er in der Tasche bei sich trug, deren Veröffentlichung er nun nicht für rathsam gehalten haben mag, nachdem er von dem „widersetzlichen" Geiste der Bürger sich überzeugt hatte. Die Bürger, die somit vielleicht bestimmt waren, am Abende des 13. März im Dienste der Reaction ihre militärische Tüchtigkeit zu erproben, verzichteten auf diesen Ruhm, und ließen es sich gefallen, zu der wenig hervorragenden Rolle von zumeist passiven Zuschauern verurtheilt zu werden.

Es geschah nämlich, daß die einzelnen Bürgerabtheilungen ein paar Stunden lang vor dem Zeughause am Hofe bei-

sammengehalten wurden, ohne daß auch nur einer einzigen Abtheilung der Befehl zugekommen wäre, in irgend einem Stadttheile einem Exzesse ein Ende zu machen oder eine ähnliche Verwendung zu finden. Die Bürger wurden endlich ungeduldig, da sie es witterten, daß man sie in der Absicht am Hofe zurückhalte, um sie möglichst unschädlich zu machen. Sie murrten hierüber derart, daß endlich, um sie zu beschwichtigen, einzelnen Bürgerabtheilungen die Weisung zukam, in einer ihnen namhaft gemachten Partie der innern Stadt zu patrouilliren, und gleichzeitig beschwichtigend auf die Bevölkerung einzuwirken. Dies blieb nicht ohne Folgen für die Bewegung. Da nämlich die Bürger überall als „Mitkämpfer“, als „Bundesgenossen“ aufgenommen wurden, so trug ihr Erscheinen wesentlich dazu bei, den bereits gesunkenen Muth wieder zu heben und die bereits zaghaft Gewordenen mit neuer Zuversicht zu erfüllen. Eine dieser Bürgerabtheilungen, deren Kommandant der Hauptmann des ersten Bürgerregiments Franz Peter v. Anreiter war, kam vom Hohenmarkt her, längs der Tuchlauben, in



Die Massenverhaftungen der Proletarier durch die Nationalgarde in der Nacht vom 13. auf den 14. März.

die Nähe der Polizei-Oberdirektion. Hier war das Gedränge außerordentlich groß, aber auch der Jubel beim Erscheinen der Bürger ein gewaltiger. Das Polizeigebäude selbst war natürlich wohlverschlossen, die Fenster desselben waren verhängt, und hinter denselben kein Lichtschimmer wahrzunehmen. Das Haus hatte ein Aussehen, als ob darin Alles ausgestorben sei. Die Abtheilung bewaffneter Bürger, den Hauptmann an der Spitze, näherte sich dem Gebäude immer mehr und mehr, und immer lauter und lauter und stürmischer scholl der Jubel ihr entgegen. Plötzlich, ohne daß Jemand es hätte ahnen können, fielen aus den im ersten Stockwerke des Gebäudes befindlichen Fenstern drei Schüsse, welche zwei von den Bürgermilitärs tödtlich verwundeten, so zwar, daß dieselben sogleich zu Boden stürzten, und schon nach wenigen Augenblicken ihren Geist aushauchten. Das Entsetzen, die Wuth, die Raserei, welche dieser Vorfall zur Folge hatte, entziehen sich jeder Beschreibung. Die Volksmasse stieß nur einen Schrei nach Rache aus! Von dem tausendstimmigen Rufe:

„Mord!“ ... „Mord!“ ... „Tod der Polizei!“ widerhallte die Straße, und während die Zunächststehenden bemüht waren, die beiden tödtlich Verwundeten aus dem Gedränge wegzutragen, sie vom Blute zu reinigen, und zum Bewußtsein zu bringen, machte sich das Gros der Volksmenge daran, in das Polizeigebäude einzubrechen, in der Absicht, Alle, die sich darin aufsänden, den geschehenen Mord mit dem Leben büßen zu lassen. In diesem Momente kam vom Graben her eine Abtheilung Bürgerkanoniere unter dem Kommando des Bürgerlieutenants Back vor das Polizeigebäude, und zwar eben, als der Tumult seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die immer mehr und mehr anschwellende Volksmasse war schon im Begriffe, die ebenerdigen Fenster zu demoliren, da sie durch dieselben am Leichtesten in das Innere des Gebäudes eindringen zu können hoffte.

Augenzeugen erinnern sich noch mit Grauen der furchtbaren Erbitterung, in der diese Masse Volkes sich befand. Die Meisten waren in so gräßlicher Aufregung, daß alle ihre Fibern zitterten und das Weiß ihrer Augen blutroth erschien. Dabei bot die Todesbläße in allen Physiognomien einen wahrhaft entsetzlichen Anblick. In ihrem Fanatismus wollte diese Volksmenge sogar über die Bürgerkanoniere herstürzen, die zufällig ihr in die Nähe kamen, um ihnen die Waffen zu nehmen, mit denen man die im Polizeigebäude befindlichen Personen ermorden wollte. Wirklich wurde das kleine Häuflein Bürger von der auf dasselbe einstürmenden Volksmasse gleich in der ersten Sekunde wie ein Knäuel aufgerollt. „Die Säbel her!“, wurde den Bürgern zugerufen. „Laßt uns damit Rache nehmen an Jenen, die auf Eure Kameraden geschossen haben!“ Eine in diesem Volkshaufen befindliche Frau haranguirte die Menge, sich von den Bürgern nicht beschwichtigen zu lassen, ihnen die Waffen zu entreißen und damit das Polizeigebäude zu erstürmen *).

Wer nie die furchtbare Aufregung einer Volksmenge, die Blut fließen gesehen, kennen gelernt hat, der hat kein Urtheil darüber, wie schwierig es ist, einen Sturm von Rachegefühlen zu beschwichtigen. Das Häuflein Bürger befand sich in einer wirklich verzweifelten Lage. Was half es ihnen, daß sie den Anstürmenden versicherten, sie würden jene, die aus dem Hause geschossen hatten, zu strafen wissen, doch ihre Säbel würden sie um keinen Preis hergeben, da es Schande und Schmach für sie wäre, sich entwaffnen zu lassen. Erst ein Appell an die Menge, daß sie den Bürgern, als den Ihrigen, keine Beleidigung werde zufügen wollen, war von einiger Wirkung. Doch mußten sich die Bürger, um nicht entwaffnet zu werden, dazu entschließen, sich an die Spitze der Volksmenge zu stellen, und zum Angriffe gegen das Polizeigebäude zu schreiten. In diesem Augenblicke fielen abermals zwei Schüsse aus dem Hause, die jedoch Niemand verwundeten, denn von der einen vorbeifliegenden Kugel wurde einem Bürgerartilleristen blos der Federbusch vom Csako herabgerissen. Gleich darauf fiel jedoch wieder ein Schuß, der einen jungen Menschen verletzte, welcher bald darauf in dem damals bestandenen Wirthshause „zum Dachs“, neben dem Polizeigebäude, verschieden sein soll. Die Entrüstung und Erbitterung der Menge wurde dadurch natürlich beträchtlich gesteigert. Alles machte sich nun daran, zur Demolirung des Polizeigebäudes zu schreiten, und Lieutenant Back schrie mit lauter Stimme: „Fällt noch ein Schuß, so springt Alles über die Klinge, was wir im Hause vorfinden!“ Auf sein Begehren, das Thor zu öffnen, erwiderte eine Stimme im Innern des Gebäudes: „Das geht nicht an, das Thor ist zu stark verbarrikadirt, doch das hintere Thor am Petersplatze wird geöffnet werden.“ Eine Abtheilung Bürger vom ersten Regimente, die in diesem Augenblicke vor dem Gebäude erschiea. besetzte nun die Hauptfronte desselben unter den Tuchlauben und die Bürgerartilleristen wurden von Lieutenant Back auf den Petersplatz geführt, wo nun dieser, an das Thor pochend, die Aufforderung, dasselbe aufzuschließen wiederholte. Wirklich wurde das Thor augenblicklich geöffnet und ein Infanterie-Lieutenant des Regiments Hrabovsky, hinter dem etwa zwanzig Soldaten standen, trat den Bürgern rasch entgegen, mit der Erklärung, es sei nur in Folge eines „Mißverständnisses“ aus dem Hause geschossen worden. Vor einer Weile hätte man nämlich von der Straße aus Schüsse in das Polizeigebäude abgefeuert (?) und diese seien von der in einem Zimmer postirten Mannschaft aus eigenem Antriebe erwidert wordea. Wirklich ließ der Lieutenant einen Mann vorführen, der einen Streifschuß über dem linken Auge hatte, zum Beweise dafür, daß, wie er behauptete, thatsächlich in das Haus hineingefeuert wurde.

Die Bürger nahmen die Erzählung des Lieutenants ungläubig auf, und nachdem Back durch einige seiner Leute das Thor besetzen ließ, durchsuchte er mit den Uebrigen alle Zimmer des Gebäudes, ohne jedoch etwas Verdächtiges aufzufinden. Nur in einigen Zimmern war ein starker Pulvergeruch wahrzunehmen. Währenddem schrie und heulte die auf der Straße befindliche Menge, daß man ihr die Schurken ausliefern solle, die aus dem Hause geschossen haben. Um das Gebäude und die darin weilenden Personen zu retten, wußte Back keinen andern Ausweg, als den, die Verbarrikadirung des Hauptthores schleunigst hinwegräumen, das Thor öffnen zu lassen und vor dasselbe hinauszutreten, mit der Erklärung, alle im Hause verborgen gewesenen Personen seien gefangen genommen und in das bürgerliche Zeughaus abgeführt worden, wo man sie zur Verantwortung ziehen werde. Die wüthende Masse stellte sich mit dieser Mittheilung natürlich nicht zufrieden, sie wollte in das Haus eindringen, dort Alles zerstören, und wenn nicht starke Abtheilungen Bürger in diesem Momente herbeigekommen wären, so würde das Polizeihaus jedenfalls dem Erdboden gleich gemacht worden sein. Der Vorfall bei dem Polizeigebäude war übrigens von jeher und ist auch heute noch mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, der vielleicht niemals gelüftet werden wird. Von reaktionärer Seite ist behauptet worden, eine wüthende Menge habe das Haus durch eine Stunde förmlich belagert. Es sei versucht

*) Auch in den Journalen wurde kurz nach den Märztagen berichtet, daß bei dieser Katastrofe einzelne Frauen in hervorragender Weise sich betheiligten. Eines von diesen Blättern erzählt: „Als unter den Tuchlauben am 13. Abends der erste Schuß fiel, da wichen einige der äußersten waffenlosen Stürmer zurück, doch wenige Worte einer kühnen Frau bannten die vom panischen Schrecken Erfaßten. Diese Frau stellte sich mit unerschütterlichem Muthe der weichenden Schaar entgegen, und rief ihr mahnend zu: „Was weichet Ihr, Furchtsame? — Stehen bleiben! — Umkehren! — Vorwärts!“ und vorwärts tobte die Schaar.“

worden, das Thor zu sprengen, und sogar ein Schuß sei auf das Haus abgefeuert worden. In dieser verzweifelten Lage wären nun von der im Polizeihause befindlichen Truppe, angeblich 27 Mann des 14. Infanterie-Regiments, unter dem Befehle eines Hauptmanns Namens *Braikovich*, fünf Schüsse aus „Nothwehr“ und nur in der Absicht hinausgefeuert worden, um sich die heftigsten Dränger vom Leibe zu halten. Diese Mittheilung ist jedenfalls unrichtig. Es ist eine Thatsache, daß, von einzelnen Steinwürfen abgesehen, kein feindseliger Akt gegen das Polizeihaus von Seite des Volkes verübt wurde. Es ist eine weitere Thatsache, daß zur Zeit, als die ersten Schüsse fielen, die Menge über das Erscheinen der bewaffneten Bürger von Jubel erfüllt war und gar nicht daran dachte, gegen das Polizeihaus und die darin befindlichen Personen auch, nur im Mindesten zu demonstriren. Die Schüsse fielen ganz unerwartet, und ohne daß sich die Veranlassung derselben irgend Jemand erklären konnte. Aber auch darüber herrscht volle Unklarheit, von wem geschossen wurde. Kurz nach den Märztagen wurde in einem Wiener Journale geschrieben: „Von dem Schießen während des Befreiungstages aus dem *Polizeihause* wird wohl viel gesprochen — jedoch weiß man noch immer nicht, wer geschossen. Einige sagen Militär und haben da die italienischen Grenadiere in Verdacht (die Italiener werden jetzt überhaupt mehr als sie verdienen verdächtigt). — Andere meinen, sogenannte „Vertraute“ oder Polizeibeamte wären es gewesen, die geschossen. — Durch diese Schüsse fielen nach meinem Wissen drei Menschen und zwei wurden verwundet. In allen diesen tödtlichen und nicht tödtlichen Wunden fand man *zerhacktes Blei*. — Ein biederer Bürger Wiens entging dem Tode nur mit genauer Noth. Er marschirte nämlich in Uniform beim Polizeihause vorüber — da wurde gefeuert, und der Schuß traf glücklicher Weise nur seine Patrontasche, in welcher er später, das ganz klein gehackte Blei fand. Die Patrontasche, mit dem Namen ihres ehemaligen Trägers wird im bürgerlichen Zeughause zur Erinnerung an Wiens glorreiche, doch blutige Märztage aufbewahrt werden *). Wir führen Obiges blos an, um zu beweisen, daß mit *zerhacktem Blei* geschossen wurde. — Wer war nun so schändlich, auf *vorüberziehende* Bürger und Volksmassen meuchlerisch zu feuern? Der Soldat? Nein! Der Soldat schießt stets mit *Kugeln*. — Der Soldat würde sich erstens keine Zeit zum Zerhacken des Bleies nehmen, und zweitens kann und darf er seine Kugel auch nicht zerhacken, da er jede empfangene Patrone wieder zurück geben muß. Würde er also seine Kugel zerhacken und käme nicht zum Ausschießen, wie könnte er dann, wenn man ihm die Patronen wieder abverlangt, diese auch richtig wieder, wie es Gesetz ist, ausliefern? Darum zerhackt der Soldat sein Blei nicht. — Es wurden also diese Schüsse aus dem Polizeihause *nicht vom Militär* abgefeuert.“

Es geht aus dieser Mittheilung hervor, daß nicht mit Kugeln, sondern mit zerhacktem Blei aus dem Polizeihause geschossen wurde, und wenn dies der Fall gewesen sein sollte, so wäre es allerdings ganz unwahrscheinlich, daß es Soldaten gewesen, von denen dieses Schießen ausging. Die beiden tödtlich getroffenen Bürgersoldaten wurden in das in der Nähe der Polizeidirektion, an der Ecke des Ofenlochgäßchens befindliche Kaffeehaus gebracht, wo sie schon nach wenigen Minuten starben. Der Eine von ihnen war der Bruder des damals renommirten Buchbinders *Girardet*, der Andere der Hutfabrikant *Walter*, über welchen kurz darauf die Zeitungen folgende Notiz veröffentlichten:

„Den 25. d. wurde wieder ein Opfer des 13. März Herr *Anton Walter*, befugter Hutfabricant, wohnhaft in Altlerchenfeld, beerdigt. Die Kugel drang ungefähr in der Mitte der Brust ein und fuhr an der rechten Seite heraus. Und da der Unglückliche eben die rechte Hand machte heraufgehoben haben, so riß sie ihm noch Zeige- und Mittelfinger weg, und zerschmetterte ihm den Daumen, dann erst traf sie seinen Nebenmann, welcher todt zu Boden stürzte. Somit hatte jener unselige Schuß, welcher aus dem k. k. *Ober-Polizei-Direktionsgebäude* fiel, *zwei Menschenleben gekostet*. Die Nationalgarde-Kompagnie Altlerchenfeld begleitete den Leichenzug und mehrere Offiziere und viele Chargen des Bürgerkorps folgten seinem Sarge. Einen tiefen Eindruck machte seine in Schmerz aufgelöste junge Gattin und der halbjährige Sprosse seiner vor kaum 2 Jahren geschlossenen Ehe. Der Gefallene war 28 Jahre alt.“

Der Vorfall hatte deshalb eine große Tragweite, weil er namentlich auch die bürgerliche Klasse tief aufregte und zum Uebertritte auf die Seite der Gegner der Regierung bewog. Selbst jene ruhigen, erbgesessenen Bürger, die von ungesetzlichen Auftritten nichts wissen wollten und es gerne gesehen hätten, wenn man sich darauf beschränkt haben würde, den Weg der *Bitte* zu verfolgen, um das Fallenlassen des „Sistems“ in friedlicher, gesetzlicher Weise herbeizuführen, selbst jene Kategorie von Bürgern war über das „Attentat“, wie das Schießen aus dem Polizeihause allgemein genannt wurde, wie außer sich. Die Volksmassen wälzten sich vom Polizeihause hinweg nach dem Platze am Hof, zu dem bürgerlichen Zeughause hin, theils um die, wie man ihnen gesagt hatte, dort inhaftirten *Mörder* zu sehen, theils um die vor dem Zeughause aufgestellten bewaffneten Bürger zu einem entscheidenden Schlage gegen die Machthaber aufzufordern. Die Bewegung nahm hier plötzlich wieder so gefahrdrohende Dimensionen an, die Gährung war eine so ungeheure, der Haß gegen Fürst *Metternich* und seine Anhänger kam in so stürmischer Weise zum Ausbruche, daß, um das Volk nur einigermaßen zu beschwichtigen, selbst ein Magistratsrath, der Bürgermajor *Walter*, ohne die Zustimmung des *Bürgermeisters* einzuholen, sich entschloß, mit dem Bürgerhauptmann *Tschapek* in die Hofburg zu gehen, der Volksmenge das Versprechen gebend, daß er dort für die Erlangung von Konzessionen thätig sein werde.

## 93.

## Der Rücktritt Metternichs.

Wir haben die Appartements des Erzherzogs *Ludwig* in dem Augenblick verlassen, als Hauptmann *Steinfeld* dort mit der Mittheilung eintraf, daß zwei seiner Leute in verrätherischer Weise erschossen worden seien. Der Sturm, den er damit heraufbeschwor, schien geraume Zeit nicht austoben zu können. Einstimmig äußerten sich die anwesenden Bürgeroffiziere, daß, wenn nicht sogleich alle

*) Ist nicht geschehen. A. d. V.

Volkswünsche erfüllt würden, es bald zu spät sein werde. Die Bürger waren so empört über die Nachricht vom Polizeihause, daß sich selbst die Landstände, die sich bisher ziemlich passiv verhalten hatten, unter sie mischten, um sie zu beschwichtigen. Während dieser Vorfälle wurde in einem abgeschlossenen Gemache von der Staatskonferenz, den ihr beigezogenen Staatsräthen und anderen Würdenträgern über allerlei Reformen berathen, durch deren Gewährung man die ganze Bewegung zu dämpfen hoffte. Diese Berathungen, denen außer dem den Vorsitz führenden Erzherzog Ludwig, auch die Erzherzoge Franz Karl, Johann, Maximilian und Albrecht beiwohnten, waren durch mehrere Stunden ziemlich resultatlos, da die Meinungen soweit auseinandergingen, daß man sich geraume Zeit überhaupt zu keinem Beschluße einigen konnte. Erst um 4 Uhr entschied man sich dahin, dem niederösterreichischen Regierungspräsidenten mittelst einer Kundmachung der Bevölkerung mittheilen zu lassen, daß der Kaiser (!) den Ständen allerhuldreichst zugesichert habe, dasjenige, was den Zeitverhältnissen entspreche, durch ein besonderes Komité sofort prüfen und mit Beschleunigung durchführen zu lassen. (Der Wortlaut dieser Kundmachung ist auf Seite 270 abgedruckt worden.) Es ist unglaublich, aber dennoch wahr, daß man im Schoße der Staatskonferenz sich wirklich der Hoffnung hingab, durch eine solche Kundgebung jetzt noch die Gemüther zu beruhigen. Erst in den Abendstunden, nachdem die Bürgerdeputation mit der Forderung, daß Metternich zurücktreten soll, erschien, als die beiden Universitätsdeputationen den Zustand der Universität schilderten, und auf der Bewaffnung der Studierenden beharrten, als über die Stimmung der bewaffneten Bürger die ersten Hiobsposten eintrafen, als es gewiß war, daß sämmtliche Vorstädte und auch die Umgebung der Stadt sich der Bewegung angeschlossen hatten, als die Säle der Hofburg von dem Feuerscheine der aus der Erde gerissenen Gasleitung grell beleuchtet wurden, und Muthlosigkeit und Verzagtheit die ruhige Ueberlegung immer mehr und mehr verdrängten, erst jetzt sahen die Machthaber ein, daß sie mit leeren Verheißungen nichts ausrichten, und daß das nach Brot schreiende Volk sich mit den harten Steinen, die man ihm bieten wollte, nicht abspeisen lasse. So groß war mit einemmale die Bestürzung, daß selbst Erzherzog Ludwig auf die Studenten seine Hoffnungen setzte, und nun dazu rieth, deren Bewaffnung zu bewilligen. Während über diesen Gegenstand verhandelt wurde, war die Aufregung im Vorsaale bereits so weit gediehen, daß man die Thür aufreißen, in die Mitte der Staatskonferenz eindringen, und sie zu augenblicklichen Entscheidungen zwingen wollte. Von der nächsten Minute, hieß es draußen in den Reihen der Bürgeroffiziere, hängt die Zukunft Oesterreichs ab. „Bewilligt man nicht sogleich die Bewaffnung der Studenten,“ rief Dekan Dr. Lerch, „so bricht der Kampf draußen von Neuem los, und des Blutvergießens wird kein Ende sein.“ „Beobachten der Etikette,“ meinte Dr. Engel, „wäre hier Versündigung an der Weltgeschichte. Warten wir nicht länger und begeben wir uns in die Staatskonferenz.“ In demselben Augenblicke wurden die Thüren des Berathungssaales, welche die vor denselben harrenden Bittsteller aufreißen wollten, geöffnet, und Graf Kolowrat trat in den Vorsaal hinaus.

„Meine Herren!“ sagte der Graf, „gedulden Sie sich nur noch eine Minute, die Bewaffnung der Studenten wird schon im nächsten Augenblicke bewilligt sein.“ Erzherzog Ludwig, der dem Grafen auf dem Fuße folgte, richtete an Dekan Lerch und Dr. Engel die Frage: „Wenn ich die Studenten bewaffne, können Sie mir auch dann dafür haften, daß die Waffen wirklich nur für die Sicherheit der Stadt gebraucht werden, daß nicht fremdes, jetzt vielfach herumschleichendes Gesindel sich unter die Studenten mische und so zum Unheile friedlicher Bewohner gerüstet werde?“ Dekan Lerch erwiederte: „Kaiserliche Hoheit, ich bin Familienvater; aber ich lege mein Haupt auf den Block dafür, daß die Studenten Ihren Erwartungen entsprechen werden; denn ich kann für deren biederen Charakter haften.“ Dr. Engel setzte hinzu: „Lassen Eure kaiserliche Hoheit die Studenten bewaffnen und behalten Sie uns hier. Wenn in den nächsten 24 Stunden die Universitätsjugend ihre Wehr zu anderen Zwecken verwendet, als für das Kaiserhaus und für die Sicherheit und Ruhe der Stadt, so mögen Sie uns erschießen lassen!“ Der Erzherzog ließ sich endlich dazu herbei, in die Bewaffnung der Studirenden am Morgen des andern Tages einzuwilligen. Bestürzt hierüber, daß die Bewaffnung erst am nächsten Tage stattfinden solle, entgegneten ihm der Dekan und Dr. Engel, daß durch diese Verzögerung der Zweck, welcher durch die Bewaffnung erreicht würden, vereitelt, und dem Unheil, das durch sie verhütet werden soll, nicht gesteuert würde. Graf Kolowrat, der sich in die Unterredung mischte, hatte bereits den geschriebenen Befehl zur Bewaffnung der Studenten in der Hand. Derselbe lautet dahin, daß die Bewaffnung der Studierenden, mit Ausschluß der Ausländer, stattzufinden habe. Der Graf setzte den Deputirten auseinander, daß die Bewaffnung blos aus dem Grunde erst morgen stattfinden könne, weil es heute nicht mehr möglich sei, für den bereits ausgefertigten Befehl die Unterschrift des Kaisers einzuholen.(!) Die Deputation, die über die Verzögerung der Bewaffnung noch mehr bestürzt war, als sie es durch die Verweigerung derselben geworden wäre, schlug in ihrer Verzweiflung dem Erzherzog einen Ausweg vor. Die Studenten sollten die Waffen erst morgen erhalten; aber während der Nacht schon sich in Kompagnien rangiren, und nächst dem bürgerlichen Zeughause sich aufstellen dürfen, wo die Waffenbetheitung stattfinden sollte. Ferner sollen zwei Bürgeroffiziere der Deputation als Bevollmächtigte beigegeben werden, welche im bürgerlichen Zeughause hinsichtlich der Waffenvertheilung sofort die nöthigen Einleitungen zu treffen hätte. Der Erzherzog ging auf diese Vorschläge ein. Während diese Verhandlung zwischen ihm und den beiden Doktoren gepflogen wurde, besprach man im Vorsaale immer lauter und rückhaltsloser die Nothwendigkeit des Rücktrittes des Fürsten Metternich. Erzherzog Johann, der sich mit den Bürgeroffizieren in ein längeres Gespräch vertieft hatte, war unter den Erzherzogen der erste, der hierüber in Erörterungen sich einließ, und diesem Wunsche der Bürger ein geneigtes Gehör schenkte. Auch die Landstände, die nun immer mehr aus ihrer Passivität heraustraten, nahmen an der Unterredung der Bürger mit dem Erzherzoge Theil, und schlossen sich dem Wunsche nach einem Wechsel in der Person des Staats-

kanzlers an. Der Erzherzog veranlaßte die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses, den Grafen Kolowrat, und die Staatsräthe, sich neuerdings in den Konferenzsaal zu begeben. Bevor sie noch abgingen, erschienen jedoch Major Walter und Hauptmann Tschapek in dem Vorsaale mit der Nachricht, daß das Volk soeben in die Michaelerkirche eingedrungen sei und dort Alles zerstöre. Auch



Inzaghi.

hieß es plötzlich, daß der Pöbel die Vorstadt Mariahilf angezündet habe. Diese Nachrichten waren natürlich geeignet, die Bestürzung und Beklommenheit aller Anwesenden bis zur Unerträglichkeit zu steigern. „Erzherzog Ludwig" — berichtet ein Augenzeuge — „sank bei der Erzählung dieser, was die Exzesse betrifft, wie es sich später zeigte, nur in der Einbildung geschehenen Vorfälle in der Michaelerkirche wie betäubt vor Schrecken in einen Fauteuil zurück; dem Erzherzog Franz Karl schien in diesem Augenblicke gleichfalls die ganze Furchtbarkeit der Gefahr klar geworden zu sein. „Wie wird das enden!?" ... „Wie wird das noch enden!?" rief er klagend aus, und Erzherzog Albrecht ging, als ob er einen Rettungsgedanken ersinnen wollte, mit großen Schritten im Saale auf und ab. Die übrigen, um die Erzherzoge gruppirten Staatsräthe, Generale und Hofpersonen standen mit verstörten Mienen, nur Blicke der Beunruhigung und des Mißtrauens auf die anwesenden Bürger werfend, schweigend da. Wer über sich vermocht hätte, in diesem Augenblicke einen anderen Gedanken zu fassen, als den, was die nächste Sekunde bringen werde, hätte sich in die Tuilerien versetzt geglaubt, wo wenige Tage

vorher, am 24. Februar, der Thron des Bürgerkönigs unter furchtbarem, ganz Europa erschütterndem Gekrache zusammenbarst. Blos Erzherzog Johann und Graf Kolowrat bewahrten ihre äußere Ruhe." Die lautlose Stille, die in diesem Momente in dem überfüllten Saale während einiger Augenblicke herrschte, soll zuerst durch Hauptmann Tschapek unterbrochen worden sein, der mit bewegtem, flehendem Tone dem Grafen Kolowrat zugerufen haben soll: „Exzellenz, es ist dringend nothwendig, daß jetzt etwas geschehe, was das Volk beruhiget!" „Ja, was soll denn geschehen?" soll Graf Kolowrat ihn gefragt haben. „Exzellenz", hätte Hauptmann Tschapek darauf geantwortet, „es ist nicht meine Sache, sondern die Sr. Exzellenz des Grafen Sedlnitzky, dies auszusprechen. Graf Sedlnitzky ist hier. Ihm, als Chef der Polizei, muß es bekannt sein, was allein dem Volke Beruhigung geben würde." Sedlnitzky soll nun erwiedert haben: „Nein, mir ist nichts bekannt!" worauf Kolowrat zu Tschapek gesagt hätte: „Sprechen Sie es ohne Weiters aus." „Euer Exzellenz." — wäre nun Tschapek's Antwort gewesen — „weil Sie mich auffordern, so wage ich es, das Wort auszusprechen: Faßt Se. Durchlaucht, der Fürst Metternich den Entschluß, zu abdiziren, so verbürge ich mich, daß die Ruhe bald wieder hergestellt sein wird!"

Die übrigen Bürgeroffiziere, namentlich Scherzer, scheinen den Rücktritt Metternich's in noch energischerer Weise verlangt und nicht Anstand genommen zu haben, mit den ernstesten Ereignissen zu drohen, für den Fall, als Metternich sein Amt nicht sogleich niederlegen sollte. Dieser selbst war bei diesen Vorgängen nicht persönlich zugegen, er war im Konferenzsaale eben damit beschäftigt, eine kaiserliche Entschließung auszuarbeiten, mit welcher die Aufhebung der Zensur und die Erlassung eines Preßgesetzes in Aussicht gestellt werden sollte. Außer der Studentenbewaffnung und dem Rücktritte des Staatskanzlers, war es nämlich zunächst auch die Aufhebung der Zensur, was die, die Machthaber umdrängenden Petenten zu erreichen bestrebt waren, und es ist eigenthümlich, daß Metternich gerade dem Verlangen nach freieren Preßzuständen geringeren Widerstand als dem nach einer Studentenbewaffnung entgegensetzte. Daß sein Rücktritt allgemein gefordert wurde, scheint ihm nämlich bis dahin noch nicht zu Ohren gekommen zu sein. Die Erzherzoge verfügten sich nun wieder in den Konferenzsaal. Die Spannung im Vorsaale war eine außerordentliche. Mit pochendem Herzen sah Alles dem Ausgange der Berathung entgegen, von der man wußte, daß sie sich um nichts geringeres drehe, als darum, ob Metternich zurücktreten solle. Ueber die Verhandlungen zwischen dem Staatskanzler einerseits, den Erzherzogen und der Staatskonferenz andererseits; ferners, ob Metternich sogleich bereit war, sich zum Rücktritte zu entschließen, oder ob eine Pression auf ihn ausgeübt werden mußte, über all' dieß wird eine verläßliche Mittheilung wohl niemals in die Oeffentlichkeit kommen. Die „Enthüllungen" der „Genesis" verdienen wenig Glauben, und es ist vielmehr wahrscheinlich, daß dem Staatskanzler sogar ernste Vorstellungen gemacht werden mußten, bis er dazu einwilligte, seine Entlassung zu nehmen. Unmittelbar nach den Märztagen war die Meinung ziemlich allgemein verbreitet, daß Metternich förmlich dazu gezwungen werden mußte, seine Demission einzureichen. Selbst Personen, die den Vorgängen in der Hofburg beigewohnt haben, beglaubigten solche Zeitungsmittheilungen, welche den Rücktritt Metternich's so darstellten, als ob er von Seite einzelner Mitglieder des Kaiserhauses dazu gezwungen worden wäre.

„Der Abdankungs-Akt des Fürsten von Metternich — schreibt z. B. der „Wiener Zuschauer" — wird in vielen Hundert Zeitungen erzählt; eine einzige aber, der „Korrespondent v. u. f. Deutschland", gibt ihn ganz wahrheitsgetreu, mit allen Formen und Umständen an. Einer unserer Freunde, der sich an der Spitze der Bürgerdeputation befand und dabei das Wort führte, ist uns verläßliche Gewähr dafür. Da nun ein Fall von solcher Weltbedeutung, der von der Donau über ganz Europa bis zum Mississippi erdröhnte, der Geschichte nicht gleichgültig bleiben kann und in allen seinen Details bewahrt werden muß, wiederholen wir die ganz richtige, für den Menschenkenner höchst charakteristische Erzählung desselben: „Fürst Metternich beharrte bis zum letzten Augenblicke bei seinem unheilvollen Sistem, und es scheint nachgerade, daß er in der That eine „Ueberzeugung" hatte, was viele bisher hartnäckig bestritten haben. Als am Abend des 13. März die Bürger-Deputation in die Hofburg gelangte, kam sie durch eine Reihe von Gemächern in einen geräumigen Saal, wo sie der aus einer Seitenthür tretende Erzherzog Johann empfing. Als der Sprecher die traurige Lage der Dinge geschildert und dringend zur Eile in den Regierungsbeschlüssen gemahnt hatte, beruhigte sie der Prinz und fügte hinzu, vorerst könne er nur so viel sagen, daß der Fürst Metternich abdanken werde. Bei diesen Worten trat Fürst Metternich aus dem Nebensaal, in dem alle Erzherzoge und Minister zur Berathung versammelt waren, und dessen Thür offen geblieben war, und erwiderte im entschiedensten Ton: „Ich trete **nicht** ab, meine Herren, nein, ich trete **nicht** ab!" Erzherzog Johann, ohne dem Fürsten eine Antwort zu geben, wiederholte der Deputation ernst und bestimmt: „Wie ich schon sagte, der Fürst Metternich dankt ab!" Da rief der Fürst in tiefster Erregtheit: „Wie! ist das etwa der Lohn für meine dem Staat und der Dynastie geleisteten 50jährigen Dienste?" Bei diesen Worten brachen alle beim Familienrath versammelten Herren, welche der Szene anwohnten, in ein spöttisches Gelächter aus, von dem der unglückliche Staatsmann wie vernichtet war. Es liegt eine schreckliche Lehre in diesem Lachen, das die merkwürdige Laufbahn eines Mannes beschließt, der seit dreißig Jahren die Politik Europas leitete, und als ein untrügliches Orakel in der diplomatischen Welt galt. Es war das höhnische Gelächter jener demokratischen Elemente und moralischen Kräfte, welche er beharrlich ignorirte oder bekämpfte, und von denen er zuletzt gewaltsam von seiner schwindelnden Höhe herabgestürzt wurde. „„Fürst,"" sagte ihm der Wiener Bürger L. (Leibenfrost?, erster Rittmeister und Eskadrons-Kommandant der Bürger-Kavallerie-Division) in festem Ton „„so nur retten Sie den Thron und die Monarchie!"" — „Wenn Sie glauben," antwortete er, wie umgewandelt und im Tiefsten erschüttert, „daß mein Abtreten die Ruhe herstelle, so lege ich

meine Stelle in die Hände Sr. Majestät nieder!" Damit wandte sich der Staatskanzler ab und verließ den Berathungssaal."

Diese Mittheilungen des Nürnberger Korrespondenten enthalten sicher nur einige Tropfen Wahrheit in einem vollen Eimer Lüge. Aber sie sind insofern beachtenswerth, als sie gewiß nur in der Ueberzeugung beglaubigt wurden, daß auf Metternich von Seite des Erzherzogs Johann erst eine starke Pression ausgeübt werden mußte, um ihn zum Rücktritte zu bewegen. Jedenfalls müssen einzelne Begebenheiten stattgefunden haben, welche hierauf schließen ließen, aber auch was die „Genesis" darüber schreibt, daß der Staatskanzler sich selbst angeboten habe, von seinem Posten abzutreten, scheint keineswegs dem wahren Sachverhalte zu entsprechen. Faktisch dauerten die Unterhandlungen im Schoße der Staatskonferenz geraume Zeit, aber verbürgt ist es auch, daß Metternich nicht, wie es in der obigen Zeitungsmittheilung heißt, sich in dem Momente seines Rücktrittes durch sein Benehmen dem Gelächter preisgegeben habe, sondern er trat vielmehr mit der ihm eigenthümlichen Würde vom Schauplatze der Oeffentlichkeit ab. Nach geraumer Zeit öffneten sich nämlich die Thüren des Konferenzsaales wieder und heraus traten die Erzherzoge, die Mitglieder der Staatskonferenz, Fürst Metternich in ihrer Mitte. Der Staatskanzler wandte sich sogleich nach seinem Erscheinen an die Bürgeroffiziere, mit den Worten: „Sie haben im Namen der Bürgerschaft ausgesprochen, daß durch meinen Rücktritt die Ruhe wieder hergestellt würde. Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, was Sie eigentlich gegen meine Person haben?" Nach der einen Version soll nun Scherzer, nach der anderen Tschapek dem Fürsten geantwortet haben: „Gegen Ihre Person, Durchlaucht, haben wir Nichts, gegen Ihr Sistem Alles!" Mit unerschütterlicher Ruhe und fester Stimme erwiderte hierauf der Staatskanzler: „Mit Freuden werde ich mein Amt in die Hände Sr. Majestät zurücklegen, wenn es der Kaiser so wollen wird." Metternich zog sich hierauf mit einem leichten Kopfnicken in den Konferenzsaal zurück. Die Bürgeroffiziere und viele von den übrigen Anwesenden brachten, während er abging, ein Hoch! auf den Kaiser aus. *)

Der für Oesterreichs Zukunft ereignißschwere Moment erreichte hiermit noch nicht seinen Abschluß. Nochmals wurde in Erzherzog Ludwig gedrungen die Bewaffnung der Studenten sogleich zu bewilligen. Ja, von Seite der Landstände wurde nun sogar für eine allgemeine Volksbewaffnung zu wirken gesucht. Eines der ständischen Mitglieder (Graf Brenner?) brachte zu dem Befehl, mit welchem die Studentenbewaffnung nunmehr angeordnet wurde, einen Zusatz in Vorschlag, der sonderbarer Weise, jedenfalls aus Uebereilung bewilliget wurde, obgleich mit dessen Annahme die Gewährung einer allgemeinen Volksbewaffnung verbunden war. Er schlug vor, mit der Bewilligung der Studentenbewaffnung gleichzeitig auch von Seite der Regierung die Erwartung auszusprechen, daß alle Bürger durch Einreihung in die Bürgerkorps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe mitwirken werden. Die sonach endgiltig genehmigte allerhöchste Entschließung lautet:

„Um die Ruhe in dieser seit gestern bewegten Residenzstadt zu sichern, haben Seine Majestät der Kaiser auch die Bewaffnung der Studirenden, mit Ausschluß aller Ausländer und unter zweckmäßiger Regelung anzuordnen geruhet.

„Se. Majestät erwarten, daß alle Bürger durch Einreihung in die Bürger-Corps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe kräftig mitwirken werden.

„Se. Majestät haben bereits ein Comité zur Erwägung des Zeitgemäßen zusammengesetzt, und werden demselben nicht allein ständische, sondern auch andere Mitglieder aus dem Bürgerstande beigegeben.

„Se. Majestät erwarten, daß in dieser Maßregel ein neuer Beweis der väterlichen Fürsorge erkannt werde und daß die Ruhe zurückkehren wird. Mit Bedauern würden sonst Allerhöchstdieselben die Strenge der Waffen eintreten lassen."

Die Schwierigkeiten, wegen der dieser allerhöchsten Entschließung fehlenden Unterschrift des Kaisers, welche, wie wir oben mitgetheilt haben, von dem Grafen Kolowrat geltend gemacht wurden, scheinen noch während der Nacht beseitigt worden zu sein, denn das Aktenstück wurde schon im amtlichen Theile der Wiener-Zeitung vom 14. März 1848, gleichzeitig mit folgender Mittheilung veröffentlicht:

„Der geheime Haus- Hof- und Staatskanzler Fürst v. Metternich hat seine Stelle in die Hände Sr. Majestät des Kaisers niedergelegt."

Der Geneigtheit zu Konzessionen war mit dem Sturze Metternichs in den entscheidenden Kreisen die Bahn gebrochen worden. Es scheint aber, daß man sich der Hoffnung hingab, der Eindruck dieses Ereignisses werde gewaltig und nachhaltig genug sein, um die von Stunde zu Stunde sich mehrenden Volkswünsche wenigstens für einige Zeit zum Schweigen zu bringen. Thatsache ist es, daß nach den Märztagen allgemein die Ansicht verbreitet war, die Staatskonferenz habe gleichzeitig mit der „Entlassung" des Fürsten Metternich auch noch zwei andere wichtige Volksforderungen zu gewähren beschlossen; nämlich die Einführung der Preßfreiheit und die Errichtung der Nationalgarde, sich aber sogleich wieder eines Andern besonnen, und sich darauf beschränkt, nur in die Entlassung des Staatskanzlers einzuwilligen. In einer Mittheilung aus jenen Tagen über Vorgänge in der Hofburg wird unter Anderem berichtet:

„Schon am 13. gegen Abend war die Verwirrung am Hofe groß; die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann der Herzog von Modena, welche zu den energischsten Maßregeln gegen das Volk riethen, konnten nicht durchdringen, und fanden kräftigen Widerspruch; Erzherzog Ludwig, sonst die Seele so vieler Beschlüsse, schien vollkommen den Kopf verloren zu haben; der Kaiser selbst war ruhig und stimmte zu Maßregeln der Milde, worin er besonders durch die Erzherzogin Sofie, Mutter des künftigen Herr-

*) Von „bürgerlichen" Personen haben diesen epochemachenden Vorgängen in der Hofburg beigewohnt: Scherzer, Leibenfrost, List, Knoth, Tschapek, Steinfeld, Daum, Margendesser, Freundt, Klaar, Maser, Edler v. Porcenau, Hassinger, Magistratsrath Walter, sämmtlich Offiziere des Bürgermilitärs; Dekan Lerch, Dr. Engel und vielleicht noch ein paar Andere, deren Namen nicht bekannt geworden sind.

schers, unterstützt wurde. Metternich war schon ganz schweigsam geworden, er schien resignirt die Dinge zu erwarten, die da kommen sollten, fürchtete sie aber scheinbar nicht. Als jedoch die Nachricht vom Blutvergießen auf den Straßen durch die kaiserlichen Gemächer drang, schien Alles wie vom Donnerschlag getroffen. Die Rathlosigkeit nahm überhand, und schon jetzt drangen überwiegende Stimmen auf Metternichs augenblickliche Entlassung. Unterdeß kam Deputation auf Deputation, um den Kaiser persönlich die Lage der Stadt und die Wünsche des Volkes ans Herz zu legen. Man zauderte, man zögerte und gab der zweiten Deputatiou kein besseres Resultat, als die erste erlangt hatte. So soll nach Versicherungen, die uns in der Nacht vom 13. auf den 14. auf der Universität wurden, schon damals Preßfreiheit und Nationalgarde vom Kaiser bewilligt und unterzeichnet worden sein, obgleich sie erst am 15. gegen 5 Uhr Nachmittags verkündet wurden."

Auch aus anderen Mittheilungen geht hervor, daß von Seite der Hofpartei alle erdenklichen Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um wenigstens eine einflußreiche Klasse der Bevölkerung dazu zu bestimmen, daß sie sich mit dem Rücktritte des Staatskanzlers zufrieden gebe, zur früheren Ordnung zurückkehre und die Erfüllung anderweitiger Wünsche und Forderungen ruhig abwarte. Bei der reichen Bürgerklasse mußten die Exzesse, die seit den Abendstunden des 13. März, namentlich in den Vorstädten verübt wurden, die Zerstörung zahlreicher Fabriken, die Angriffe auf das Eigenthum, u. s. f. die Sehnsucht erwecken, daß die Bewegung einen raschen Abschluß finde. Noch während der Märztage erzählte man sich, daß in der Nacht vom 13. auf den 14. in den verschiedenen Vorstädten einzelne, als treue Regierungsanhänger bekannte, angesehene Bürger, auf die Polizei-Bezicksdirektionen berufen, und dort beredet worden waren, ihr ganzes Ansehen aufzubieten, damit die Ruhe nicht weiter gestört werde. Es liegt uns sogar ein vom 14. März datirter Aufruf vor, mittelst welchem drei, am Schottenfelde ansäßige Bürger in beschwichtigendem Sinne auf die übrige Bürgerschaft einzuwirken suchten. Dieser Aufruf wurde in ein paar Wiener Journalen in folgender Form veröffentlicht: „Um weiteren Störungen der Ordnung vorzubeugen, ließen „„treugesinnte, patriotische Bürger"" folgenden Aufruf ergehen:

### Bürger!

„Se. Majestät der Kaiser Ferdinand I. hat den Wünschen seiner treuen Bürger willfahren!

„Nun, Bürger und Kameraden! ist es unsere Sache, so schnell als möglich die Ordnung auf den früheren Fuß herzustellen.

„Wir fordern Sie daher Alle, als Freunde der Ordnung auf, Ihr sämmtliches Personale, als: Mitarbeiter, Frauen, Kinder und Dienstleute zu Hause zu behalten und möglichst zu beschäftigen.

„Nur dadurch erreichen wir den edlen Zweck der Ruhe, und den früher geregelten Erwerb für dieselben.

„Wir rechnen auf kräftige Unterstützung unserer Bitte von unseren treuen Freunden, Bürgern und Kameraden, und die guten Folgen werden nur dadurch für Jeden sicher erreicht.

Wien, am 14. März 1848.

**J. A. Killian,**
Bürger und Offizier.

**W. M. Mareda Sohn,**
Bürger.

**M. A. Schopper,**
Bürger und Offizier.

## 94.

## Oberfeuerwerker Pollet, der militärische Held der Märzrevolution.

Während in den Gemächern der Staatskonferenz mit dem Rücktritte des Staatskanzlers der bedeutungsvolle Wendepunkt in der Geschichte Oesterreichs eingetreten war, während die Machthaber entsetzt über die vorhergegangenen Katastrophen, in der Besorgniß, der jüngste Tag der bürgerlichen Gesellschaft sei gekommen, zu Konzessionen sich herbeiließen, während die Bewohner der Hofburg mit schauderndem Blicke gegen die Vorstadt Mariahilf hinaus starrten, wo die immer wachsende Feuerröthe es gräßlich verkündete, daß dort Raub und Plünderung über die Wohlhabenden hereingebrochen sei, während dieser schicksalsschweren Augenblicke hatte man in der Hofburg keine Ahnung von einem Ereignisse, daß in der nächsten Nähe derselben sich zugetragen und dessen Folgen für die Dynastie viel verhängnißvoller hätten werden können, als alle die Ereignisse des Tages, welche die hohen Herren der Staatskonferenz und ihre starrköpfigen Räthe so eingeschüchtert und so nachgiebig gemacht hatten. Vor dem „großen Riesenthore" der Hofburg hatte sich nämlich, etwa eine halbe Stunde bevor Fürst Metternich zum Rücktritte sich entschlossen, ein Vorfall zugetragen, der seitdem in der Erinnerung des Volkes fortlebt, der in zahlreichen Flugblättern und Gedichten verherrlicht, dessen genauer Sachverhalt aber bis zur Stunde noch niemals in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, wir meinen die Heldenthat des Oberfeuerwerkers Pollet.

Ueber diese ergreifende Episode des 13. März erforschten wir Folgendes: Oberfeuerwerker Pollet befand sich bei jener Abtheilung des Bombardierkorps, welche am Morgen des 13. März Befehl erhalten hatte, die zum Dienste an der Hauptwache der Burg bereits am 12. März Nachts beorderte 4. Kompagnie des Korps zu verstärken. Um 7 Uhr Abends erschien nun der Erzherzog Maximilian am Franzensplatze, um die dort aufgestellten Truppen zu mustern. Diese Musterung ging ziemlich rasch vor sich. Am Schlusse derselben ließ der Erzherzog die Offiziere sämmtlicher am Platze bivouakirenden Truppenabtheilungen zusammentreten. Wahrscheinlich hatte er die Absicht, an dieselben, deren Stimmung, so wie jene der Mannschaft eine ziemlich gedrückte war, eine aufmunternde Ansprache zu halten. In diesem Augenblicke traf eine Meldung an der Hauptwache ein, nach welcher das Grenadierbataillon, das die Umgebung des „großen Riesenthores" besetzt hielt, in die Gefahr gerathen war, von der andrängenden Volksmenge durchbrochen und zum Weichen gebracht zu werden. Diese Meldung schien um so glaubwürdiger, als in dem Momente, wo sie

erstattet wurde, vom Michaelerplatze her ein furchtbarer, ein heftiges Getümmel verkündender Lärm auf dem Franzensplatze widerhallte. Der Erzherzog kommandirte, ohne nach dem Grund dieses Tumultes zu forschen, sofort zwei von den bei der Hauptwache aufgefahrenen Geschützen zum Riesenthore hinaus, wo dieselben in kurzer Entfernung von dem Thore, neben dem Hause des Hofzuckerbäckers Dehne, anfänglich durch eine starke Truppenabtheilung maskirt, Stellung nahmen.



Goldmark.

Das auf dem Michaelerplatze dicht gedrängte Volk befand sich wirklich in einer Aufregung, die jeden Moment den Ausbruch einer Katastrophe herbeiführen konnte, — es

war deutlich wahrzunehmen, wie einzelne auf den Schultern von daneben Stehenden sich aufrichtende Redner bemüht waren, die in ihrer Umgebung Befindlichen zu einer That, zu einem entscheidenden Schritte anzueifern. Hunderte von Fäusten ballten sich drohend gegen die Hofburg und das Geschrei, mit dem die einzelnen Redner von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, machte den Eindruck eines brausenden Sturmes, welcher die in der Hofburg versammelten Machthaber mit sich fortreißen und vernichten zu wollen schien. Die Physiognomie des Michaelerplatzes gewann einen noch unheimlicheren Charakter, als auf demselben eine große Anzahl von Arbeitern und Proletariern sich zeigte, die mit den Trümmern der von ihnen unter weithin vernehmbarem Getöse zerstörten Einrichtung der Hofapotheke sich „bewaffnet" hatten. Aber alsbald gestaltete sich die Scene wieder freundlicher und minder gefahrdrohend. Die Kanonen waren vor dem Hause Dehne's kaum aufgefahren, als vom Kohlmarkte eine starke Abtheilung Bürgergrenadiere heranzog, in der Absicht, die Ruhe auf dem Michaelerplatze soviel als möglich wieder herzustellen. Auch auf diesem Punkte und trotz der hier herrschenden fieberhaften Erregung wurden die bewaffneten Bürger mit enthusiastischem Jubel empfangen und es kostete ihnen nur gütliches Zureden und bittende Vorstellungen, um das Volk nach einiger Zeit zur Räumung der an die Burg grenzenden Hälfte des Michaelerplatzes zu bewegen. Jede Gefahr für die Hofburg schien in diesem Augenblicke wieder beseitigt.

Mittlerweile war der Erzherzog, wahrscheinlich in Folge des neuen Tumultes, der sich bei dem Erscheinen der Bürgergrenadiere erhoben hatte und der von ihm mißdeutet worden zu sein scheint, bei den neben dem Dehne'schen Hause bereits abgeprotzt gestandenen Geschützen erschienen. Er zog die maskirende Bedeckungsmannschaft sofort zurück und gab dem Oberfeuerwerker Pollet, unter dessen Kommando die beiden Kanonen standen, Befehl, allsogleich Feuer zu geben! Pollet, der das Treiben am Michaelerplatze mit wachsamem Auge beobachtet hatte und überzeugt war, daß die unter der Volksmasse herrschende Bewegung blos durch das Erscheinen der bewaffneten Bürger hervorgerufen wurde, keineswegs aber gegen die Hofburg gerichtet sei, war sich sofort klar, daß er durch die Ausführung des erzherzoglichen Befehles ein Unheil anstiften würde, dessen für die Dynastie schreckliche Folgen gar nicht abzusehen waren. Er zauderte, den Befehl auszuführen und als Erzherzog Maximilian denselben erneuerte, ließ er sich, um Zeit zu gewinnen und mittlerweile zu einem Entschlusse zu kommen, mit dem Erzherzoge in eine Erörterung darüber ein, wie er die Kanonen eigentlich richten, ob er einen „Gellerschuß" oder einen „Hochschuß" abfeuern solle? Als der Erzherzog seinen Befehl genauer präzisirte, erklärte ihm Pollet, daß ihm von seinem Kommandanten die Weisung gegeben worden sei, blos über Befehl des Stadtkommandirenden oder über allerhöchsten Auftrag seine Geschütze abzufeuern. Der Erzherzog, erzürnt über den „Ungehorsam" des Oberfeuerwerkers, gab hierauf der Bedienungsmannschaft Befehl, unverzüglich Feuer zu geben, verfügte sich aber, als Pollet vor die Mündung der einen Kanone trat, sichtlich über dieses Benehmen entrüstet, eiligst in die Hofburg. Pollet soll, um seine Mannschaft, die bereits schwankend geworden war und nicht wußte, ob sie ihm oder dem Erzherzoge Folge leisten müsse, in den Schranken des Gehorsams zu halten, derselben während der Erzherzog sich entfernte, in erregtem Tone zugerufen haben: „Die Kanone steht unter meinem Befehle und ehe nicht von meinem Kommandanten ein weiterer Befehl hiezu kommt und die positive Nothwendigkeit es gebietet, schießt Niemand auf befreundete, wehrlose Bürger". *)

*) Ueber den denkwürdigen Vorfall hat ein daran betheiligt gewesener Militär nachstehende Aufzeichnung hinterlassen:

„Wenn wir, schmerzlich bewegt, Soldaten ihre Waffen gegen friedliche Bürger erheben sehen, wenn wir die Kinder eines gemeinsamen Vaterlandes als Todtschläger und als Getödtete beklagen mußten, so lenkt sich unsere Erinnerung mit um so erhebenderen Gefühlen einer Episode des 13. März 1848 zu, wo ein braver Soldat seiner Pflicht als solcher, aber auch dem Gebote der Menschlichkeit im vollen Umfange gerecht zu werden verstand. Auf dem Michaelerplatze in der Nähe des dortigen Burgeinganges waren im Laufe dieses Tages zwei Kanonen postirt und unter das Kommando des Oberfeuerwerkers Johann Pollet, des Bombardierkorps gestellt worden. Dieselben hatten die Bestimmung, einen allfälligen Sturm des Volkes auf die Burg zurückzuweisen und es hatte Oberfeuerwerker Pollet in dieser Hinsicht ganz bestimmte Befehle erhalten. Als die Wogen der Aufregung in Folge der unblutigen, noch mehr aber in Folge der blutigen Ereignisse der letzten Stunden höher zu gehen begannen, hatten die in der Nähe der Geschütze angesammelten, nur durch eine schwache Kette von Bürger-Grenadieren von den Kanonen getrennten Volksmassen sich immer mehr und mehr genähert, ohne daß Oberfeuerwerker Pollet es seinen dienstlichen Weisungen entsprechend gehalten hätte, von Kartätschen Gebrauch zu machen. Und allerdings war hier keine Gefahr zu besorgen. Der Augenblick schwerer, folgenreicher Entscheidungen war gekommen, diese wurden von tausend und aber tausend Herzen mit fieberhafter Spannung erwartet; diese unter der Einwirkung so mächtiger Gefühle erwarteten Entscheidungen, wo anders als in der alten Kaiserburg, dem Sitze des Herrschers und der Regentschaft, konnten sie erfolgen? Was war also natürlicher, als daß das Volk sich dorthin drängte, wo seine Hoffnungen Erfüllung, sein Herz Muth, seine Sorgen und Kümmernisse Trost finden sollten? Darum also dieses Drängen, welches nichts gefahrdrohendes für den Kaiser und sein Haus in sich schließen konnte. Das Wiener Volk trug sich nie, am allerwenigsten aber am 13. März 1848 mit Königsmord-Gedanken. Nicht Alle schienen diese Ueberzeugung zu theilen. Erzherzog Maximilian d'Este erschien gegen 9 Uhr Abends, in einem Zeitpunkte bei den zwei Geschützen, als die Bewegung im Volke besonders lebhaft und ein Drängen desselben gegen die Geschütze — beziehungsweise gegen den Burgeingang — stattzufinden schien. Dem Prinzen, in dessen Gedächtnisse die Erinnerungen an Modena und die dortigen Vorfälle der Carbonarizeit — 3. Februar 1831 — lebendig geworden, dem die Verse der Medici

Principi principini — Palazzi giardini
Principi principoni — Soldati canoni

in den Ohren klingen mochten, muß sich die Gewißheit einer der Burg und ihren Bewohnern drohenden äußersten Gefahr aufgedrängt haben; er mußte das Schrecklichste befürchten, denn er wollte das Schreckliche durch Schreckliches verhindern, er hielt den Augenblick für gekommen, wo die „ultima ratio regum" zur Geltung gelangen müsse. Wenige Sekunden noch, ein Blitz, ein Knall und Hunderte von Menschen liegen von Kartätschenkugeln verwundet oder zu Tode getroffen in ihrem Blute auf dem Steinpflaster, in Hunderte von Familien hat in diesem Augenblicke das Schicksal namenloses Unglück geschleudert, Väter, Söhne, Brüder, Gatten sollen nur verstümmelt oder als Leichen in den Kreis der Ihren zurückkehren! —

Der ganze Vorfall ist in dem Augenblicke, als er sich ereignete, nur von der in der Nähe der Geschütze befindtich gewesenen Volksmenge beobachtet warden, aber schan nach wenigen Stunden war die ganze Stadt voll des Lobes über den „braven Oberfeuerwerker," dessen heroische und zugleich menschlich große That seitdem im Volksmunde unvergänglich fortlebt. Der in der nächsten Nähe Pollet's postirte Volkshaufe, von welchem die Weigerung desselben, dem Befehle zum Feuern nachzukommen, bemerkt wurde, brach, während der Erzherzog forteilte, in den Ruf aus: „Vivat! Die Bombardeurs sollen leben!", ohne jedoch mit seinen Stimmen das den Michaelerplatz erfüllende Geschrei durchbrechen zu können *).

Zu dem heldenmüthigen Kanonier von Ebersberg (1809), zu ihm den „vielschießenden", stets das Ziel „treffenden" alles „zerstörenden" gibt es kein schöneres Seitenstück, als den Kanonier Pollet, der nicht geschossen und doch das rechte Ziel getroffen hat. „Jeder Tropfen Blutes, den er vergossen hätte, wäre zum breiten Strom geworden zwischen Volk und Dynastie." Die Märzrevolution hätte nicht nur einen blutigeren, erschütternderen Ausgang genommen, sie wäre auch folgenschwerer geworden, denn alle Schichten des Volkes wären aufgestanden und hätten Sühnung des unschuldigen Blutes geheischt, das von Pollet vergossen worden wäre. Es liegt ein Zeugniß des FZM. Latour vor, welches die Lage der Wiener Garnison am 13. März und an den beiden folgenden Tagen, als eine überaus gefahrvolle und schwierige darstellt, und worin Latour zu dem Schlusse kommt, „hätte man mit Kanonen gefeuert, so glaube ich selbst, daß eine gräßliche Revolution entstanden wäre und daß die Leiter — stärker als die Gemäßigten — die Republik ausgerufen hätten." Es ist möglich, daß durch die Anwendung von Kanonen der Anstoß zu einer republikanischen Bewegung in Wien gegeben worden wäre, die natürlich schon nach wenigen Tagen ihren Meister gefunden hätte; aber das ist gewiß, die Wiener Garnison und einzelne Machthaber verdanken es ausschließlich nur der Haltung Pollets, daß sie bei den Märzereignissen einer vielleicht schrecklichen Katastrophe entgangen sind.

Und dennoch hat die Bewegung des Jahres 1848 unter ihren hervorragend Betheiligten, wenige aufzuweisen, die für ihr Wirken in dieser Zeit so schwer und bitter zu leiden hatten, als eben Pollet, der durch seine Standhaftigkeit die Dynastie vor einer Situation bewahrte, die für dieselbe gewiß qualvoll und peinigend hätte sein müssen, abgesehen davon, daß vielleicht tausende von Menschenleben, das Glück und die Zukunft zahlloser Familien durch Pollet gerettet worden sind. Die in der unten stehenden Note enthaltenen Mittheilungen eines ehemaligen Waffengefährten des

---

Daß sich damals eine solche Schreckensscene, deren Folgen gar nicht abzusehen waren, in den Straßen Wien's nicht ereignete, obschon Erzherzog Maximilian d'Este dem Oberfeuerwerker Pollet den Befehl zum Feuern ertheilt hatte, — dies dankt Wien dem wahren patriotischen Muthe, dem lebendigen Menschlichkeitsgefühle, der echten Pflichttreue und der hohen Energie Pollet's. Pollet hat dem hohen Befehle nicht Folge geleistet. Mit Bezug auf die in jener Zeit allgemein verbreitete Meinung: Pollet habe dem Erzherzog offen den Gehorsam verweigert, dürfte es nur nützlich sein, diese Meinung näher zu beleuchten. — Pollet hat den vom Erzherzog Maximilian d'Este erhaltenen Befehl nicht befolgt, weil Pollet in der Bewegung des Volkes keine Gefahr sah und weil er außerdem die bestimmte Weisung hatte, nur über schriftliche oder mündliche Allerhöchste und Höchste Befehle genau bezeichneter Persönlichkeiten feuern zu lassen. Nach eben diesen Weisungen war aber Erzherzog Maximilian d'Este gar nicht unter jenen höchsten Personen inbegriffen, deren Befehlen er Folge zu leisten hatte. Oberfeuerwerker Pollet würde daher sich den erhaltenen Weisungen gegenüber eines Vergehens schuldig gemacht haben, wenn er dem Befehle des Erzherzogs nachgekommen wäre. Darum aber ist die That Pollet's nicht weniger groß, edel und hochherzig. Wenn es schon sehr zweifelhaft ist, daß ein Anderer an Pollet's Stelle inmitten der herrschenden Aufregung und einem Prinzen gegenüber den Muth gehabt hätte, auf das Ungefährliche dieses Volksandranges, auf das Unnütze des Blutvergießens „in Gehorsam" aufmerksam zu machen, als dies jedoch nichts fruchtete, dem neuerlichen Befehle, das Feuer zu eröffnen, ein „non possumus" voll Ehrfurcht zwar, aber auch mit unerschrockenem Freimuthe und größter Entschiedenheit entgegenzustellen, so bleibt erst noch zu erwähnen, daß die Geschütze von den im höchsten Grade aufgeregten Kanonieren, welche den Befehl des Erzherzogs vernommen haben machten, ohne Befehl des Oberfeuerwerkers Pollet abgefeuert worden wären, wenn sich Pollet und ein demselben beigegebener k. k. Kadet des Bombardierkorps nicht vor die Geschützmündungen gestellt und so das Abfeuern der Kanonen mit ihren Leibern verhindert hätten! — Also Ehre dem braven Manne, der über dem Soldaten den Bürger nicht vergessen hatte, der seine That dadurch, daß er das Geschenk eines Wiener Stadthauses, eines silbernen Ehrenkranzes, den Empfang einer Bürgerdeputation u. s. w., mit einem Worte jeden Lohn, jede Ehre und Huldigung in einer an die Größen des klassischen Alterthums gemahnenden Weise von sich wies, — den rühmlichsten ähnlichen Thaten aller Jahrhunderte anreihte. Pollet ward in Lied und Wort vielfach gefeiert, er gehört der Geschichte der Wiener Märztage an und Wien und die Wiener, in deren Mitte er zurückgezogen dem Glücke seiner Familie lebt, werden seiner immerdar gedenken. Wir hoffen, daß die Nachkommen für das Bild dieses Heldenbürgers eine würdige Stelle finden und in dieser Weise eine Schuld abtragen werden, welche das Volk Wien's im Augenblicke jener erinnerungswerthen That eingegangen ist."

*) Die Bombardiers waren die Repräsentanten der Intelligenz in der vormärzlichen österreichischen Armee und die von der Bevölkerung am meisten geachtete und geliebte Branche derselben. Im Wiener Leben fühlten sich überdieß die Bombardiers so heimisch, daß es wohl schwer gewesen wäre, sie trotz aller Ehrliebe und Pflichttreue, zur blutigen Unterdrückung einer in Wien volksthümlichen Bewegung zu verwenden, sie, die selbst ein Stück von diesem Wien waren. Ueberdieß waren die Bombardiere, wie alle gebildeten und aufgeklärten Männer für den Sturz des Sistems und daher mit der Märzbewegung vollkommen einverstanden. Den „Aufzeichnungen eines alten Bombardiers" von Paßler entnehmen wir folgende bemerkenswerthe Notiz: „Man liebte es im Bombardierkorps sich in Nationalitäten abzusondern, die vaterländische Geschichte zu besprechen und in der Landessprache sich zu üben. Jeder stand für sein eigenes Vaterland und für seine Nation warm ein, es wurde mitunter auch hohe Politik getrieben und die Köpfe der jungen Leute ließen sich dann bis zur Exaltation, ja oft bis zur Unbesonnenheit erhitzen und hinreißen. In den Köpfen so mancher Ungarn mag schon damals (1840) der Geist der Revolution gespukt haben. Der verschlossene Klapka mag schon damals so manches für seine Karriere vorbereitet haben..."

unvergeßlichen Oberfeuerwerkers denken nur vorsichtig an, was Pollet alles vom 13. März angefangen über sich ergehen lassen mußte.*) Aber diese Andeutungen genügen, uns mit dem tiefsten Mitgefühle für Pollet zu erfüllen, dessen glorreicher Name in der Geschichte fortleben und von späteren Geschlechtern gepriesen werden wird, wenn seine Peiniger längst vergessen und verschollen sein werden.

## 95.

## Der juridisch-politische Leseverein.

Schon die im vorigen Abschnitte berührten Vorgänge auf dem Michaelerplatze lassen darauf schließen, daß mit der anbrechenden Nacht die allgemeine Bewegung sich immer mehr in die tieferen Schichten der Bevölkerung verbreitet hatte, in jene Kreise also, deren seit langen Jahren gehäufte Erbitterung sich in der dem Volke allein geläufigen Sprache tumultuarischer Herausforderung und Zerstörung Luft zu machen suchte. Die gräßlichen Vorgänge, deren Schauplatz die westlichen Vorstädte und die außer denselben liegenden Ortschaften in der Nacht vom 13. auf den 14. März waren, werden wir in den späteren Abschnitten schildern. Vorläufig genügt es, darauf hinzuweisen, daß in der inneren Stadt eine größere Anzahl von Angehörigen der ärmeren Volksklassen unter wildem stürmischem Jubel, mit Stöcken, Latten, Stangen, Eisenstäben u. dgl. Gegenständen bewaffnet, durch die Straßen zogen und nach dem Eintritte der Dämmerung die Beleuchtung der Fenster verlangten, theils aus Skandalsucht, theils weil die Gasleitung zerstört worden war. Wo nicht beleuchtet wurde, wurden die Fenster eingeworfen, aber solche Exempel des Volksunwillens durften nur wenige statuirt werden, denn schon nach kurzer Zeit war die ganze innere Stadt glänzend beleuchtet.

Es entwickelte sich an diesem Abend in derselben ein Leben und Treiben, wie es Wien wohl noch niemals gesehen hatte. Das Militär verschwand nach und nach, die bewaffneten Bürger traten immer zahlreicher in den Vordergrund; wo sich dieselben zeigten, wurde momentan jeder Unfug ein-

---

*) Pollet's einstiger Waffengefährte berichtet uns:

„Im Jahre 1837, als ich, zum Bombardier befördert, in das Bombardier-Korps einrückte, traf ich daselbst schon Pollet an. Er war Bombardier und frequentirte den 1. Jahrgang der höheren Mathematik. Pollet zählte zu den besten Schülern seines Kurses und verblieb auch in dieser Kategorie bis zur Vollendung seiner Studien, d. i. bis zum Absolviren der höheren Mechanik (1838). Im Jahre 1839 zum Feuerwerker befördert, wurde er für den zweijährigen Kursus der Physik und Militär-Chemie bestimmt und machte nach dem Absolviren dieser Wissenschaft die sogenannte technische Reise zur Besichtigung aller größeren Industrie-Etablissements der Monarchie mit, wozu nur die vorzüglichsten Schüler der Physik und Chemie auserwählt wurden.

Im Korps war Pollet als schöner Mann bekannt, er hatte ein jugendliches, hübsches, rundes Gesicht, sehr sanfte Augen und man nannte ihn, seines jugendlichen Aussehens wegen, scherzweise „den Kaiserkadeten.“ Pollet war sparsam, daher gut rangirt; er liebte nicht viel Unterhaltungen und lebte mehr für sich, ohne deshalb ein verschlossener Charakter zu sein, er war vielmehr ein guter Kamerad und treuer Freund in jeder Beziehung, dabei bescheiden und anspruchslos.

Im Jahre 1848 war er bereits längere Zeit Oberfeuerwerker und wurde noch in demselben Jahre Artillerie-Lieutenant. Sein Verhalten in diesem Revolutionsjahre kann ich nicht aus persönlicher Anschauung angeben, allein als er in demselben Jahre nach Prag transferirt wurde, hatte ich häufig Gelegenheit mit ihm zu sprechen und er theilte mir, als seinem alten Freunde über den bekannten Vorfall, welcher in Wien so viel Sensation machte, Nachstehendes mit: „Ich wurde in eine Batterie eingetheilt, welche, bei dem Riesenthore aufgestellt, dazu bestimmt war, die Hofburg zu schützen. Wie es in Wien gewöhnlich ist, stellte sich sogleich eine große Masse Neugieriger, darunter Weiber, Kinder, ferner Bürgergarden, welch' letztere Ordnung machten, vor der Batterie auf und es durften bei den damals so aufgeregten Gemüthern einige unüberlegte Worte von Seite der Zuschauer laut gerufen worden sein, welch' den sonst so wohlwollenden und guten Erzh. Maximilian zum Zorne reizten, so zwar, daß er mir den Befehl gab, auf die versammelte Menge zu feuern. In der damaligen Verwirrung, hörten die Kanoniere nur das Kommando des Erzherzogs, aber nicht das meinige, und fingen sogleich zu laden an, worauf ich vortrat und sie belehrte, daß jede Verrichtung in der Batterie erst auf meinen, d. i. auf den Befehl des Batterie-Kommandanten geschehen müsse und mäßigte so den Eifer der Kanoniere, welcher sonst ein entsetzliches Unglück, d. i. den Tod so vieler unschuldiger Menschen hätte herbeiführen können. Ich machte darauf dem Erzherzog die nach dem Dienstreglement vorgezeichnete Vorstellung und bemerkte, daß unter dem, uns gegenüberstehenden Publikum der größten Zahl nach unbetheiligte und nur neugierige Menschen seien, ferner Bürgergarden, welch' letztere nur Ordnung machen wollen. Hierauf entfernte sich der Erzherzog und mit ihm die übrigen Generale und Offiziere, ohne etwas Weiteres anzuordnen, daher ich auch kein Feuer auf das Volk eröffnete.“

Diese Vorstellung und den Umstand, daß Pollet nicht sogleich feuerte, scheint man aber in gewissen Kreisen sehr übel vermerkt zu haben, denn Pollet wurde gleich darauf, zwar zum Lieutenant außer der Tour befördert, aber von Wien entfernt und nach Prag transferirt. Aus Prag marschirte er mit einer Kavallerie-Batterie unter dem Batterie-Kommandanten Oberlieutenant Haug nach Ungarn. Hier verlor ich ihn aus den Augen, hörte jedoch, daß die Batterie sich besonders brav gehalten, und sowohl Haug, welcher gefallen ist, als Pollet sich als sehr tapfere Offiziere bewährt hatten. Von dieser Zeit bis auf die Gegenwart sah ich Pollet nicht, nur hörte ich während der Fünfziger Jahre öfters, daß ihn die Verfolgungen, welche er, der Unterlassung des Feuerns wegen, zu erleiden hatte, ferner die Geringschätzung gewisser Offiziere in der Armee, desperat gemacht, ja dem Wahnsinne nahe gebracht hatten, so daß er in die zeitliche Pension gehen mußte. Er mußte sich einer ärztlichen Behandlung unterziehen, wurde aber wieder vollkommen hergestellt ......“

Von anderer Seite kommen uns über Pollet folgende verläßliche biographische Daten zu: „Johann Pollet, im Jahre 1814 zu Prag geboren, ist der Sohn eines k. k. Kreissekretärs. Nach vollendeten philosophischen Studien trat er im Jahre 1832 in die Artillerie ein, wurde 1834 zum Bombardierkorps übersetzt, in welchem er 1839 zum Feuerwerker, 1844 außer der Tour zum Oberfeuerwerker und im April 1848 ebenfalls außer der Tour zum Lieutenant im 1. Artillerieregimente befördert wurde. Pollet machte den ungarischen Feldzug als Batteriekommandant mit und wurde für hervorragende Leistungen mehrfach belobt. Schließlich wurde er mit dem Militärverdienstkreuze ausgezeichnet. Unbefangene Beobachter behaupten, daß Pollet ohne die Reminiszenzen der Märztage der höheren militärischen Auszeichnungen, für welche er wiederholt vorgeschlagen wurde, auch würdig befunden worden wäre. Im Jahre 1854 wurde Pollet als Hauptmann nach Italien versetzt, woselbst er bis zum Zeitpunkte einer während des Feldzuges 1859 eingetretenen schweren Erkrankung verblieb. In Folge der letzteren war er, 1860, gezwungen, die Versetzung in den Ruhestand anzusuchen.

gestellt. Es ereignete sich, daß Abtheilungen von Bürgern auf irgend einem Punkte gerade in dem Augenblicke erschienen, wo die Laternen eingeschlagen, die Ankündigungstafeln herabgerissen, die Wachthäuser umgestürzt und in Stücke gehauen, die Trümmer als Trophäen und Werkzeuge für weitere Exzesse fortgeschleppt wurden; da kamen die Bürger und die Zerstörungsarbeit wurde sogleich eingestellt, die Fenster öffneten sich und sowohl auf der Straße als von den Stockwerken der Häuser schollen den Bürgern freudige Vivats entgegen, ja an manchen Orten begrüßte man sie sogar mit weißen Fahnen, die ihnen entgegen getragen wurden. Ein Theil des Volkes drängte stets der weiterziehenden Bürgerabtheilung nach, die Zurückbleibenden aber setzten die früheren Exzesse fort und es strömte ihnen hierbei von allen Seiten eine stets sich erneuernde Verstärkung zu. Die Helle, welche die Beleuchtung der Stadt in allen Straßen verbreitete, trug unerwarteter Weise dazu bei, die tumultuirenden Volkshaufen zu neuen Exzessen anzuregen, denn an eine „Illumination der Stadt" wußten sich damals selbst ältere Leute nicht zu erinnern, sie war ein außerge-



Latour.

wöhnliches Schauspiel, das die ohnehin zügellos Gewordenen zu außergewöhnlichen Ausschreitungen reizte.

In einzelnen Theilen der Stadt wurden so stürmische Exzesse verübt, daß die Bewohner der Häuser darüber in Entsetzen geriethen und theilweise sogar eine Verbarrikadirung der Hausthore in Angriff genommen wurde. In der Kärntnerstraße z. B. wurde alles in Furcht und Schrecken gejeßt, als gegen 9 Uhr Abends (siehe die Illustration Seite 277) ein Hause des rohesten Pöbels langsam, aber unter heftigen Wuthausbrüchen durch dieselbe zog, und der an einer vorangetragenen Stange schmutzige Hadern befestigt hatte. Einer aus diesem Haufen schrie von Zeil zu Zeit: „*Das ist das Wappen der Polizei! Der Sedlnitzki ist der oberste Lump!*“ Ununterbrochenes Gebrülle begleitete den sich immer wiederholenden Ruf.

Daß bei den in der inneren Stadt angerichteten Verwüstungen namentlich die Regierungsgebäude hart ins Mitleid gezogen wurden, brauchl wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Die „kaiserlichen Adler“ wurden selbst von vielen Tabaktrafiken herabgerissen, in Stücke zerschlagen und mit Unrath besudelt. Die Pöbelumzüge nahmen hauptsächlich auch in der Umgebung des *juridisch-politischen Lesevereines*, dessen Lokale in der Rothenthurmstraße, also in der Nähe des erzbischöflichen Palais sich befindet, einen immer bedenklicher werdenden Umfang an. In einem früheren Abschnitte (siehe Seite 242) haben wir erwähnt, daß dieser Verein, welcher zu den Ereignissen des Tages einen so mächtigen Anstoß gegeben hatle, in den Nachmittagsstunden desselbeu durchaus nicht auf der Höhe der Situation sich befand. Im Vereinslokale waten damals nur wenige Mitglieder erschienen und selbst diese keineswegs geneigt, für die Bewegung Partei zu ergreifen, in der Besorgniß, sich dadurch „bloßzustellen“ In den Abendstunden jedoch war auch hier bereits ein Umschwung eingetreten. Die Bewegung war mittlerweile eine allgemeine geworden und alle Anzeichen sprachen für einen günstigen Erfolg derselben. Jetzt fanden sich die Mitglieder ziemlich zahlreich ein, viele von ihnen in der ausgesprochenen Absicht, *sich zu Führern der, bisher sich selbst überlassenen, führerlosen Bewegung aufzuwerfen und derselben eine bestimmte Richtung zu geben.*

Die Stimmen, welche sich in diesem Sinne äußerlen, gewannen das Uebergewicht, als mehrere Mitglieder der medizinischen Fakultät, deren Sitzung, wie bereits geschildert, mittlerweile stattgefunden hatte, im Vereine erschienen. Auch Doktor v. *Löhner* kam in den Verein. In den verschiedenen Lese- und Konversationssälen konstituirten sich nun eben so viele kleine Parlamente, in deren Schooß über das, was vom Vereine nun vorzukehren sei, geraume Zeit heftig hin und her debattirt wurde, ohne daß man in einem Beschlusse sich einigen konnte. Während Einzelne die weitgehendsten Schritte empfahlen und sich sogar dazu verstiegen, *die Einsetzung einer provisorischen Regierung zu befürworten*, zu welchem Vorgehen der Verein in den Nachmittagsstunden von Seite des Studentenkomité's im Landhause vergeblich aufgefordert worden war (Seite 242), waren die Meisten blos geneigt, sich auf solche Schritte einzulassen, welche die gefährdete Sicherheit der Stadt nothwendig erscheinen ließ. Das Resultat der langen Verhandlungen war, daß endlich über Antrag des jüngeren Freiherrn v. *Sommaruga* beschlossen wurde, eine Deputation an den niederösterreichischen Regierungspräsidenten abzusenden, mit der dringenden Bitle, er möge den Bürgermeister beauftragen, der besitzenden Klasse der Sladtbevölkerung das bürgerliche Zeughaus zu öffnen, damit dieselbe sich und ihre Angehörigen vor den sie bedrohenden Gefahren selbst schützen könne. Sofort wurde eine, diese beiden Bitten enthaltende Petition an den niederösterreichischen Regierungspräsidenten *Talatzko Freih. v. Gestietiez* niedergeschrieben, von den anwesenden Vereinsmitgliedern unterzeichnet und die Herren Freih. v. *Sommaruga* der Jüngere, Karl *Bayer*, Dr. Karl *Müller* und Moritz v. *Mayer* verließen eilends das Vereinslokale, um sie dem Regierungspräsidenten zu überreichen. Die Umgebung des Vereins war, soweit das Auge blicken konnte, mit einer aufgeregten Menschenmasse überfüllt; das Gedränge war selbst in den Seitengassen so stark, daß die Deputation geraume Zeil brauchte, um das in der Herrengasse gelegene Regierungsgebäude zu erreichen. Sie nahm auf ihren Wegen wahr, daß Männer von Gewicht und Ansehen, einflußreiche Advokaten, Kaufleute, Industrielle, Private, sich der bereits hochwogenden Bewegung angeschlossen halten und an derselben hervorragenden Antheil nahmen. Dieser Umstand, sowie auch die Exzesse, welche an den vielen Punkten, an denen die Deputation vorüberkam, begangen wurden, bestärkten sie in der Ueberzeugung, daß der Bitte des Vereins schleunigst entsprochen werden müsse. Die Deputation war daher trostlos, als sie, im Regierungsgebäude angelangt, von den anwesenden Reglerungsräthen vernahm, daß der Präsident nicht anwesend sei und daß Privatpersonen überhaupt keine Aussicht hätten, im Laufe des Abends bei ihm vorgelassen zu werden. Uebrigens hatten diese Regierungsräthe bereits vollends den Kopf verloren. Von jedem Verkehr mit den in der Hofburg verweilenden Machthabern abgeschnitten, ohne Instruktionen und Vollmachten, befanden sie sich in dem Zustande der lraurigsten Rathlosigkeit. Sie, die während ihrer langen Beamtenlaufbahn niemals in die Lage gekommen waren, ohne höheren Auftrag, auf eigene Verantwortung hin, irgend etwas anzuordnen und in Vollzug zu setzen, sollten sich jetzt plötzlich dazu ermannen, Entscheidungen zu treffen, deren Tragweite sich nicht voraus berechnen ließ. In ihrer Desparation wußten die Herren sich nicht anders zu helfen, als dem Drängen der Deputation nachzugeben und ihr „im Vertrauen“ mitzutheilen, daß der Regierungspräsident in seiner Privatwohnung im Schottenhofe aufzufinden sein dürfte.

Die Deputation eilte dahin, ließ sich als gesandl vom *juridisch-politischen Lesevereine* anmelden und wurde sofort vorgelassen. Sie war darauf gefaßt, daß der Präsident ihr Ansinnen als ein hochverrätherisches entrüstet zurückweisen werde, aber zu ihrer Ueberraschung zeigte sich derselbe vielmehr rasch bereit, auf die Bitten des Vereins einzugehen. Nachdem er die Depulation ruhig angehört hatte, zog er sich für einige Augenblicke in ein anstoßendes Zimmer zurück, übergab jedoch bald darauf der Deputation ein von ihm eigenhändig geschriebenes Billet an den Bürgermeister *Czapka*, beiläufig folgenden Inhalts:

„Ich ersuche den Herrn Regierungsrath Czapka v. Winstetten den Wünschen des juridisch-politischen Lesevereins nach Kräften zu willfahren. Talatzko."

Die Deputation verfügte sich nun, voll der besten Hoffnungen, auf das Rathhaus, um dort den Bürgermeister zur sofortigen Ausfolgung von Gewehren aus dem bürgerlichen Zeughause zu veranlassen. Dort wollte man gleichfalls nicht wissen, wo der Bürgermeister sich aufhalte, bis es endlich der Deputation verrathen wurde, daß er sich in einem ebenerdigen Amtslokale verborgen habe. Wirklich gelang es der Deputation, dort seiner habhaft zu werden, aber trotzdem sie ihn beschwor, dem Ersuchen des Regierungspräsidenten alsogleich Folge zu geben, so blieb er doch dabei, daß er ohne eine offizielle Weisung der Regierung über die Waffen im Zeughause nicht verfügen dürfe, daß er erst hohen Orts ansagen müsse und er daher nicht in der Lage sei, der Deputation früher, als bis zum nächsten Morgen einen definitiven Bescheid zu geben.

Mit diesem Ergebnisse ihrer Bemühungen eilte die Deputation in den Verein zurück, wo mittlerweile Alles durch die von der Universität eingetroffenen Nachrichten in die höchste Aufregung versetzt worden war, da unter Anderem sogar mitgetheilt wurde, die Studenten stünden im Begriffe die Hofburg zu erstürmen! Dr. Platner und andere Vereinsmitglieder beschworen nun den Freiherrn v. Sommaruga, auf die Universität zu eilen und dort in beschwichtigendem Sinne auf die Studenten einzuwirken, sie von den Schritten des Vereins bei dem Regierungspräsidenten, von der Zusicherung des Bürgermeisters, welche es hoffen lasse, daß am nächsten Morgen die Waffenvertheilung beginnen werde, in Kenntniß zu setzen und im Namen des Vereins die Studenten aufzufordern, geduldig den Morgen abzuwarten und sich bis dahin aller Ausschreitungen zu enthalten. Mit diesem Auftrage betraut, verfügte sich Sommaruga, begleitet von mehreren Vereinsmitgliedern, auf die Universität. Während er sich dahin begab, verbreitete sich in der innern Stadt bereits die bedeutungsvolle Nachricht von dem Sturze des Fürsten Metternich! —

## 96.

## „Metternich ist gestürzt!"

Als um halb 9 Uhr Abends, von dem in der Mitte des Michaelerplatzes stehenden Gaskandelaber aus, der harrenden Menge durch den Bürger-Oberlieutenant Scherzer das erlangte große Resultat zum ersten Male verkündet wurde, ergriff Alles ein Freudentaumel, wie ein solcher in Oesterreich bis dahin noch niemals erlebt worden war. Es war dies die erste Errungenschaft, die das Volk sich erkämpft hatte und allgemein fühlte man es sogleich, daß mit dem Sturze des allmächtigen Staatskanzlers auch sein Sistem gefallen sei, auf dessen Beseitigung man es ja zunächst abgesehen hatte. Scherzer und die übrigen aus der Burg gekommenen Bürgeroffiziere, Landstände, Fakultätsabgeordneten rc. durchschritten vom Michaelerplatze aus, unter dem fortwährenden Rufe: „Metternich ist gestürzt!" alle Theile der Stadt und überall wälzte sich ihnen betäubender, nicht enden wollender Jubel voran und nach, überall, wo sie erschienen, wehten ihnen weiße Tücher entgegen, wurden ihnen begeisterte Danksagungen gezollt. „Der ekstatisch brausende Jubel einer ganzen Bevölkerung" — bemerkt Löhner — „blies die Posaune des jüngsten Gerichtes über den gestürzten Zwingherrn."

Die Menschen waren vor Freude über die große Botschaft wie außer sich und schwammen in einem Meere von Seligkeit. Selbst die rohen, ungebildeten Pöbelhaufen, die bisher in der inneren Stadt ihr Unwesen getrieben hatten, stellten, zum Theile wenigstens, ihr Zerstörungswerk ein und zerstreuten sich allmählich. Tausende, die während des abgelaufenen Tages die verschiedenen Stadien von Hoffnung, Angst, Schrecken, Wuth und Erbitterung durchgemacht hatten, beherrschte nun das trostreiche Gefühl, daß mit dem Sturze Mitternich's das Schwierigste erreicht und einer besseren Zukunft die Bahn gebrochen worden sei. Der plötzliche Umschlag in der Stimmung der Bevölkerung kam sogleich in der Physiognomie der Stadt zum Ausdrucke. Manche Punkte, an denen wenige Stunden früher der Kampf zwischen Militär und Volk getobt hatte, dessen blutige Spuren noch sichtbar waren, wo vor wenigen Augenblicken noch wilde Exzesse und Ausschreitungen verübt wurden, waren nun mit einemmale mit jauchzenden Spaziergängern aus allen Ständen überfüllt und selbst Frauen und Kinder mischten sich in das buntbewegte Treiben.

„Die Stadt" — schreibt Silberstein — „war bald mit Freudenlichtern erleuchtet, und die Universität war der Ort, wo der Jubel am Höchsten war; denn sie konnte sich sagen: „Das ist mein Werk! Volk von Oesterreich, ich bin dein Retter!" Und das Volk — es träumte einen Entzückungstraum! — Heute wo die Minister kommen und gehen wie die Monatrosen, wo sie auftauchen und verschwinden, wie die Raketen eines Kreuzerfeuerwerks ist ein solcher Jubel über den Sturz eines Ministers kaum zu begreifen. Man muß aber in Oesterreich gelebt, man muß unter der Allmacht Metternichs gelitten haben, um ganz zu erfassen, in welchen Zustand Wien in diesem Momente versetzt wurde. Manche glaubten Anfangs blos eine lichtvolle Vision zu haben und ergingen sich im Labyrinthe der Freude, aber nur in der Voraussetzung, daß die große Nachricht wahr wäre. Sie konnten anfänglich gar nicht daran glauben. Als aber Handschlag und Ehrenwort der aus der Hofburg gekommenen Bürgeroffiziere sie versicherten, daß Metternich gefallen sei, da brauste der Jubel gleich einem Orkane in voller Stärke los und der Freudenbecher ward genossen bis zur letzten Neige. Der Jubel galt dem „guten Kaiser", der den Dämon endlich von sich gewiesen, und den Studenten, welche das gestern noch Unglaubliche zur Wahrheit gemacht und um das Vaterland unendliche Verdienste sich erworben."

„So kindlich waren die Wiener damals noch, daß sie glaubten, mit Metternich sei die ganze alte Welt des Bösen untergegangen und die neuen Gewalten könnten nur die Engel des Guten, ihre Gaben, labende Manna sein...."

## 97.

### „Das Licht sei unsere Fahne!"

Wir haben die Schilderung der Universitätsvorgänge in dem Augenblicke abgebrochen, wo die Studentenschaft sich militärisch zu organsiren bestrebt war, sich in Rotten formirte und ihre Anführer wählte. Den Machthabern, welche durch den Erzherzog Albrecht um ihren Beistand warben, hatte sie (siehe Seite 290) einen entschiedenen Absagebrief zukommen lassen. Sie hatte sich frei und unabhängig erhalten und ihre Devise lautete „Alles für das Volk!" selbst schon in einem Augenblicke, wo es ihr noch an den nöthigen Waffen fehlte, zu Gunsten des Volkes in die Bewegung einzugreifen. Mit einer Spannung und Ungeduld, die nur mit dem Lechzen eines Verdürstenden nach einem Tropfen Wasser verglichen werden kann, harrte die Universität der Entscheidungen aus der Hofburg, die von ihren dahin geeilten Deputationen dort seit Stunden betrieben wurden. Die Sachlage brachte es mit sich, daß für die Studentenschaft diese Geduldprobe fürchterlich peinlich wurde.

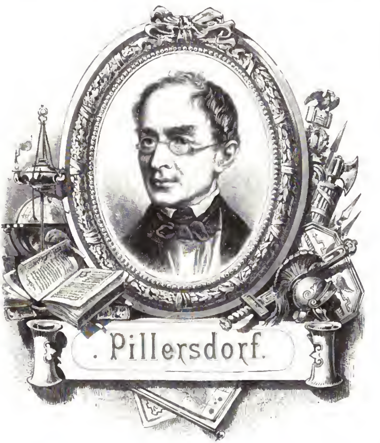
Als um 7 Uhr Abends die Universitäts-Deputation (Rektor Jenull, Hye, Endlicher) aus der Hofburg auf die Universität zurückkehrte, war sie, wie wir gesehen haben, nicht in der Lage, den Studirenden auch nur die Hoffnung zu geben, daß ihre Wünsche in Erfüllung gehen werden. Die Studenten wurden hiedurch noch mehr erbittert, und es schien unmöglich, sie von der Absicht zurückzubringen, die Universität zu verlassen, und sie von Angriffen auf die Garnison jetzt noch abzuhalten. Nach 8 Uhr traf endlich Notar Schilling mit der Nachricht ein, daß die Studentenschaft am nächsten Morgen mit Waffen versehen werden dürfte. Notar Schilling war bekanntlich von den zwei andern Deputationsmitgliedern nach der Universität gesendet worden, um die Studenten über den Stand der Angelegenheit zu unterrichten. Aber mit Hoffnungen und Versprechungen waren die Studenten nicht abzuspeisen. Die Nachricht, daß sie, aber erst des andern Tages Waffen erhalten werden, veranlaßte sie auf der sofortigen Bewaffnung noch fester zu bestehen, und in den Ruf: „Heute noch, oder wir bewaffnen uns selbst!" stimmte die ganze Studentenschaft ein. Freih. v. Sommaruga und seine Gefährten trafen einige Zeit später auf der Universität ein. Löhner hebt als „ahnungsvolle Episode" ein Ereigniß hervor, welches sich kurz vor dem Eintreffen der Deputation des Lesevereines auf dem Universitätsplatze zutrug. Ein langer Zug Arbeiter kam vor die Universität und drückte mit lauten Zurufen seine Sympathien und sein Hilfsangebot den Studenten aus. „Damals", — sagt Löhner — „war man noch so skrupulös, daß man die Thore schloß und nur vom Balkone die etwas bedenklichen Bundesgenossen zur Ordnung und zum Frieden mahnte."

Sommaruga war gleichfalls nicht in der Lage, den Studenten befriedigende Nachrichten zu hinterbringen, und es blieb ihm, um die bereits auf das Aeußerste gestiegene Aufregung der jungen Leute zu beschwichtigen, schließlich nichts übrig, als neue Schritte zu versuchen, um die sofortige Bewaffnung der Studenten durchzusetzen. Die Aussicht, von dem bürgerlichen Zeughause Besitz zu erhalten, war jetzt um so begründeter, als den neuesten Nachrichten zufolge der Pöbel Lust zeigte, dasselbe zu erstürmen und die darin befindlichen Waffenvorräthe sich anzueignen. In der Absicht, auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, eilte Sommaruga, der in diesem Augenblicke vom Sturze Metternichs noch keine Kenntniß hatte, von der Universität hinweg, um von dem Bürgermeister die Zustimmung zur sofortigen Waffenvertheilung zu erlangen. Nach längerem Suchen gelang es Sommaruga endlich, den Bürgermeister im bürgerlichen Zeughause aufzufinden, und er drang nun abermals in ihn, daß er dem Wunsche nach einer Bewaffnung der gebildeten und besitzenden Klassen der Bevölkerung im Interesse der öffentlichen Ruhe willfahren möge, denn nur hiedurch könne großes Unheil verhütet werden. Czapka blieb indeß dabei, daß er ohne offiziellen Auftrag der Regierung kein Gewehr ausfolgen dürfe, und Sommaruga verfügte sich daher schleunigst zu dem im Hofkriegsgebäude weilenden Erzherzog Wilhelm, in der Hoffnung, derselbe werde den Bürgermeister veranlassen, sich den Wünschen der Studenten zu fügen. Der Erzherzog versicherte ihm jedoch, daß ihn die Sache nichts kümmere. Während Sommaruga sich mit ihm besprach, verbreitete sich am Hofe die Nachricht von dem mittlerweile erfolgten Sturze Metternich's. Unter dem Eindrucke dieses Ereignisses ließ sich Czapka endlich, von Sommaruga neuerdings bestürmt und von ihm, im Falle er auf seiner Weigerung beharre, für alle sich daraus entspinnenden Folgen verantwortlich gemacht, die Erklärung abdringen, daß er an die Studenten, wenn die Professoren für deren gute Haltung die Garantie übernehmen, Waffen ausfolgen lassen wolle.

Sommaruga eilte mit dem ihm beigegebenen Bürgergrenadier-Hauptmann Klinkosch auf die Aula zurück, um die Studenten von der Entscheidung des Bürgermeisters in Kenntniß zu setzen. Die Nachricht erweckte unbeschreiblichen Jubel, der Ruf: „Zu den Waffen!" der Ruf nach Fahnen ertönte; aber auch die Warnung wurde laut, die Universität nicht unbewacht zu lassen.

Endlich verschaffte sich Dr. Köck Gehör. „Vier Rotten," sagte er, „nach den Fakultäten gebildet, müssen zum Schutze des Hauses zurückbleiben. Ich verspreche, mit der ersten bewaffneten Rotte zurückzukehren, die vier Rotten abzulösen und dann auch ihre Bewaffnung zu ermöglichen." Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet, und über seine weitere Aufforderung von der gesammten Studentenschaft das feierliche Versprechen gegeben, daß sie ihre Waffen nur zur Herstellung der öffentlichen Ordnung, zu ihrem eigenen Schutze und dem des wehrlosen Volkes gebrauchen werde. Der wiederholte Ruf nach der Türkenfahne, und der Fahne vom Jahre 1797, jenen Trophäen, unter deren Schirme die Vorgänger der Studenten Beweise von Heldenmuth und Todesverachtung gegeben hatten, veranlaßten Dr. Köck, den Pedell zur Herausgabe dieser beiden Fahnen auffordern zu lassen. Der Pedell war jedoch nicht aufzufinden, und da sich die Fahnen unter seinem Verschluße befanden, so war es nicht möglich, sie zur Stelle herbeizuschaffen. Dr. Köck hatte nun den glücklichen Einfall, eine brennende Kerze emporzuhalten und mit dem Ausrufe: „Das Licht sei unsere Fahne!

Vernichtet sei das Reich der Finsterniß!" sich an die Spitze der Studenten zu stellen und mit ihnen, die ihm jubelnd erwiderten: „Ja, das Licht sei unser Symbol! Dem Lichte folgen wir!" nach dem Zeughause abzuziehen. Als die enthusiastischen jungen Leute, geführt von dem Bürgerhauptmanne Klinkosch durch die Bäcker-




straße zogen, begegnete ihnen die eben zurückkehrende Fakultäts-Deputation, welche die Nachricht von der Abdankung Metternich's verkündete. Neuer, nicht endenwollender Jubel. „Metternich hat abgedankt! Die Bewaffnung der Studirenden ist bewilligt!" Man kann sich denken, welchen Enthusiasmus diese beiden Nachrichten hervorriefen. Eine Schaar Studenten eilte sofort auf die Aula zurück, um den dort Verbliebenen die großen Ereignisse des Tages zu verkünden. Alles, was zu der Universität in irgend einer Beziehung stand, schloß sich nun den Studenten an und stellte sich in deren Reihen. Die zahlreich anwesenden Mitglieder der medizinischen Fakultät, welche in dem Augenblicke großer Gefahr erklärt hatten, daß sie die Sache der Studirenden zu der ihrigen machen, daß sie mit den Studenten stehen und fallen würden, sie, welche die ersten Bundesgenossen der Jugend waren, waren auch ihre ersten Kampfesgenossen, und aus Freude und Dankbarkeit hierüber wurden die meisten dieser Fakultätsmitglieder noch in der Bäckerstraße von den einzelnen Studentenrotten zu Führern gewählt. Der Ruf: „Zum Zeug-

hause!" ertönte alsbald von Neuem wieder, und fort ging es nun im unabsehbar langen Zuge, der begleitet war von den tausendstimmigen Vivats der die Straßen füllenden oder an den Fenstern versammelten Volksmenge.

## 98.

## „Ein Bürgerministerium!"

Am Lugeck mußten sich die Studenten und Doktoren, Mann für Mann mühevoll durchwinden. Hier, vor den Fenstern des juridisch-politischen Lesevereins, fand in diesem Augenblicke eine bemerkenswerthe Kundgebung statt. Vom Balkone des Vereinslokales aus wurde die Nachricht von dem Sturze Metternich's der unaufhörlich ab- und zuwogenden Menge wiederholt verkündet, deren Enthusiasmus von Minute zu Minute sich steigerte. Als nun der Rücktritt Metternich's von einem Mitgliede des Vereins abermals proklamirt wurde, ertönte von der Straße der Ruf: „Die Männer der neuen Regierung, wie heißen sie?" In der allgemeinen Begeisterung wäre diese Frage vielleicht unbeachtet geblieben, wenn der auf dem Balkon befindliche Sprecher dieselbe ignorirt haben würde. Er antwortete aber mit weithin vernehmbarer Stimme: „Die neue Regierung muß erst eingesetzt werden! Der Rücktritt Metternich's ist erst ein Anfang des Anfangs. Noch befinden sich die übrigen alten Herren in Funktion; noch stehen Erzherzog Ludwig, Graf Kolowrat, Graf Sedlnitzky, die Pilgram's und Hartig, die Ruth's und Czapka's im Amte; noch herrscht der Absolutismus; noch gehören eine Volksvertretung und Freiheit der Presse zu den frommen Wünschen! Es gilt also auszuharren und nicht vom Platze zu weichen, bis alle diese Forderungen erfüllt sind!" Nachdem der Jubel, mit welchem diese Worte aufgenommen wurden, verhallt war, wurde von der Straße aus neuerdings gefragt: „Wer werden die neuen Regierungsmänner sein?" — Es ist bezeichnend für die Situation, daß der so mittheilsame Sprecher auf dem Balkon nicht in der Lage war, auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu geben, und Namen zu nennen. „Se. Majestät!", rief er auf die Straße hinunter, „hat die neuen Minister noch nicht ernannt. Ich weiß nicht, wer Aussicht hat, von dem Kaiser ernannt zu werden." Der Interpellant auf der Straße wechselte nun mit dem Sprecher auf dem Balkone die Rolle und trat als Volksredner auf. Von den Schultern seiner Nebenmänner aus rief er in die Menge mit einer Stentorstimme hinein: „Brüder! Mitbürger! Wenn der Kaiser ein volksthümliches Ministerium ernennen soll, dann muß er vorerst wissen, welche Männer die volksthümlichen sind. Das Volk muß ihm also sagen, welche Männer sein Vertrauen besitzen, von welchen Männern es sein Heil erwartet. Die Bundesgenossen Metternich's, die Säulen seines Sistems, von denen wir soeben gehört haben, daß sie sich noch immer im Amte befinden, sind nicht die Männer des allgemeinen Vertrauens. Auch sie müssen gestürzt werden, soll das Blut unserer Freiheitsopfer in der Herrengasse nicht umsonst vergossen worden sein, soll die ganze Bewegung, die alle Schichten der Bevölkerung erfaßt hat, nicht im Sande verrinnen! Die alten Männer müssen durch neue, zeitgemäße Männer ersetzt werden, und diese befinden sich in den Reihen der Landstände, welche im Kampfe gegen das „Sistem" die Vorkämpfer waren!" Bei dem Worte „Landstände" unterbrach den Redner ein vielstimmiges „Nein! Nein!" . . . „Nichts von den Ständen, nichts von den Adeligen!" hieß es, „Bürger sollen die neue Regierung bilden, wie dies in Frankreich und in den deutschen Staaten gegenwärtig geschicht!" — „Kann es" — rief ein junger Mann — „der Wunsch des Volkes sein, daß der Absolutismus der Aristokraten für jenen der Bureaukraten eingetauscht wird? Das Bürgerthum und nicht der Adel muß in Oesterreich an's Regierungsruder kommen!"

Dieser Sprecher wurde von verschiedenen Seiten mit der Frage, welche die für die Regierung geeigneten Bürger seien, unterbrochen. Es ist bezeichnend, daß auch er nicht in der Lage war, Namen zu nennen. Die von der Universität anrückenden Studenten, von denen ein Theil diesem Vorgange vor dem Lesevereine beigewohnt hatte, waren die Einzigen, welche einen Bescheid zu geben wußten. „Es leben", sagte ein Student, „die Männer, die wir brauchen, heute noch nicht in unserer Mitte, sie befinden sich im Auslande, in der Verbannung! Es sind dies die Oesterreicher, die mit den Waffen ihres Geistes Metternich und die Tyrannei der Censur seit Jahren bekriegt haben. Diese Männer sind die aus dem Volke hervorgegangenen, ihm angehörigen, wahren Vorkämpfer des neuen Oesterreichs! Schuselka in Hamburg, Kuranda in Leipzig und der geniale Verfasser der „Sybillinischen Bücher aus Oesterreich", das sind die Männer, welche der Freiheit bei uns die Bahn brechen werden! Sie müssen wir rufen, und um sie muß sich Alles schaaren!" Die Ansprache des Studenten wurde zwar beifällig aufgenommen, schon deshalb, weil sie von einem Studenten vorgebracht wurde, aber sie elektrisirte nicht, sie blieb ohne nachhaltige Wirkung; denn die Namen Schuselka, Kuranda und des Verfassers der „Sybillinischen Bücher", waren zwar in den gebildeten Kreisen bekannt, die Masse des Volkes dagegen hatte von ihnen noch nichts vernommen.

Der ganze Vorgang vor dem Lesevereine ist niemals einer Beachtung gewürdigt worden, wir finden ihn nirgends aufgezeichnet, und wenn wir ihn der Vergessenheit entreißen, geschicht es, weil er ein ganz eigenthümliches Schlaglicht auf die Märzbewegung wirft. Während sich aller Orten, wo eine Revolution ausbrach, das Volk um Führer schaarte, die es im Falle des Sieges an die Stelle der Besiegten setzte, oder wenigstens dahin zu bringen suchte, fehlte es in Wien an solchen Führern vollständig. Diese Thatsache widerlegt am deutlichsten die Verdächtigungen der Reaktion, welche, ohne einen Nachweis hiefür liefern zu können, wiederholt mit dreister Stirne behauptet hat, die Märzbewegung sei von ausländischen Verschwörern und Agenten, mit fremdem Gelde in Wien ange-

zettelt und in Szene gesetzt worden. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte doch irgend ein Einzelner oder ein Verein von Männern, während oder nach der Bewegung sichtbar werden müssen, und es würde sich gezeigt haben, daß irgend Jemand die Zügel derselben in Händen habe. Wir haben von einer solchen Oberleitung niemals auch nur die geringste Spur entdecken können, im Gegentheile, wohin wir am 13. März blicken, überall ist es zunächst der Mangel jeder Leitung und Führung, der uns in die Augen springt; auf allen Punkten finden wir das Volk sich vollkommen allein überlassen. Diesem Umstande, daß die damals noch gänzlich politisch-unerfahrenen Wiener ausschließlich auf sich selbst angewiesen waren, daß es an geschulten Männern fehlte, welche den Ton angaben und der Bewegung ihre Richtung vorzeichneten, ist es zuzuschreiben, daß man sich am 13. März darauf beschränkte, die Person des Fürsten Metternich zu stürzen.

Sein Sistem war an diesem Tage wohl *erschüttert*, aber noch nicht *beseitigt* worden, denn die Masse der Schriftsteller, Doktoren, Studenten gab sich (von dem großen Publikum, welches von der Bedeutung der Ereignisse kein klares Bewußtsein hatte, ganz abgesehen) dem Wahne hin, *der Sturz Metternichs reiche vorläufig hin und die politische Freiheit sei plötzlich vom Himmel auf die Erde herabgestiegen*; und eine fernere Täuschung war es, daß man annahm, die Regierung werde sich nun bequemen, in den Willen des Volkes sich zu fügen. Schon aus den Ereignissen des Tages hätte man den gegentheiligen Schluß ziehen können. Metternich ist nicht gefallen, weil man in den oberen Regionen zu der *Einsicht* kam, daß sein Sistem ein verderbliches sei, sondern weil man sich *ohnmächtig* fühlte, den Staatskanzler dem plötzlich zu einer unwiderstehlichen Macht gewordenen *Volkswillen* noch länger aufzuzwingen.

## 99.

## Die erste Volksbewaffnung.

Wir fahren nun wieder fort, die Studenten auf ihrem Zuge nach dem Zeughause zu begleiten. Auf dem hohen Markte, wo das Gedränge geringer war, konnte sich der in Verwirrung gerathene Zug wieder in geschlossene Reihen formiren. Auf diesem Platze, in der Nähe des alten Schrannengebäudes, dessen verstümmelte Göttin der Gerechtigkeit zu einem charakteristischen Wahrzeichen des Tages geworden war, stand ein Bataillon *ungarischer* Grenadiere. Die Magyaren unter den an dieser Truppenabtheilung ungefährdet vorüberziehenden Studenten riefen ihnen laute „*Eljen's!*“ zu, die aus den Reihen der Soldaten nur schwach und schüchtern erwidert wurden, desto wärmerer und begeisteterer Empfang wurde der studirenden Jugend in der Wipplingerstraße zu Theil. Hier, in der Umgebung des Rathhauses, hatte das bürgerliche Scharfschützenkorps Aufstellung genommen, aus dessen Reihen die begeistertsten Vivats bereits schollen, als die Spitze des Studentenzuges am Eingange der Wipplingerstraße sich zeigte. Eine Verbrüderungsszene gab es hier, wie sie herzlicher und freudiger gar nicht gedacht werden kann. Studenten und Bürger umarmten sich, wechselten innige Händedrücke, selbst vom zweiten und dritten Gliede dieses Bürgerkorps wurden die Hände den Studenten entgegengestreckt. Beide Theile begrüßten einander auf das Wärmste und das Vivatrufen und Hüteschwenken wollte lange kein Ende nehmen. „Die Studentenschaft,“ erklärte einer der zu Führern gewählten Doktoren den bürgerlichen Schützen, „wird sich mit Bewilligung des Kaisers (!) bewaffnen, um *Hand in Hand mit den Bürgern* für die Sicherheit der Stadt einzustehen. *Hand in Hand mit Euch, Bürger, heute und in aller Zukunft!*“ Die den Redner umgebenden Studenten hoben die Hand wie zum Schwure empor und die allgemeine Begeisterung wurde hiedurch, wenn es überhaupt möglich war, noch gesteigert.

Beim Rathhause wurde von den Studirenden Halt gemacht. Bürgermeister *Czapka*, umgeben von einer zahlreichen Suite von Bürgeroffizieren, empfing sie am Thore. Die Studenten bestanden nochmals darauf, daß sie mit den anwesenden Professoren und Assistenten sogleich mit Waffen betheilt werden, und der Assistent Dr. *Giskra* sprach mit feurigen Worten für die schleunige Eintheilung der Studenten unter das Bürgermilitär, da, den der Universität zugekommenen Nachrichten zufolge, in den Vorstädten allenthalben geplündert werde, was die Studenten im Vereine mit den Bürgern zu verhindern suchen wollten. *Czapka* zauderte neuerdings, nachdem ihm eine offizielle Weisung, den Studenten Waffen auszufolgen, noch nicht zugekommen war. Da diese aber von ihrem Verlangen nicht abzubringen waren, und da er mit Besorgniß gewahr wurde, daß sich um das Rathhaus immer größere Menschenmassen ansammelten, so machte er den Studenten den Vorschlag, sich vorläufig gemeinschaftlich mit den Professoren, getrennt nach den Jahrgängen der Studien, mit Namen und Wohnort aufzuschreiben, zu welchem Ende er einen großen Tisch vom Rathhause auf den Judenplatz hinabschaffen ließ. Dorthin strömten nun die Studenten und die sie begleitende Volksmenge, und bei Fackelbeleuchtung schrieben sich hier die Studenten ein. Jeder Einzelne eilte sofort, nachdem er sich in die Liste eingezeichnet hatte, auf den Hof, vor das bürgerliche Zeughaus, um hier die Ausfolgung der Waffen zu erwarten. Das Militär befand sich hier in seiner früheren Stellung, es hielt die Umgebung des Kriegsgebäudes besetzt, während vor dem gegenüberliegenden bürgerlichen Zeughause einzelne schwache Abtheilungen bewaffneter Bürger postirt waren. Diese Bürger wurden von einer zahlreichen, aufgeregten Volksmenge umdrängt, welche fort und fort die Auslieferung jener „*Vertrauten*“ verlangte, die nach ihrer Meinung aus dem Gebäude der Polizeioberdirektion geschossen hatten. Als der Lärm eben am größten und das Geschrei nach der Ausfolgung der „*Mörder*“ am heftigsten war, erschien Bürgermeister *Czapka* für einige Augenblicke im bürgerlichen Zeughause und ließ öffentlich mittheilen, daß in das Zeughaus Niemand eingeliefert worden sei und er daher gar nicht in der Lage wäre, dem Begehren nach der Auslieferung irgend welcher, eines Mordes beinzichtigter Personen zu entsprechen. Er habe jedoch bereits Schritte gethan, damit der Vorfall beim Polizeigebäude untersucht, und Prinz *Wasa*, an den er sich zunächst ge-

wendel, habe ihm zugesagt, daß er die allfällig schuldtragenden Personen zur Rechenschaft ziehen lassen werde.

Während dieser Vorgänge waren die Studenten am Judenplatze mit der Eintragung ihrer Namen fertig geworden, und sie strömten nnn in dichten Reihen vor das bürgerliche Zeughaus, die allsogleiche Ausfolgung von Waffen ungestüm und ungeduldig fordernd. Der Bürgermeister ließ auch jetzt erst auf die ihm von vertrauenswürdigen Personen wiederholt gegebene Versicherung, die Bewaffnung der Studenten sei allerhöchsten Ortes bewilliget worden, an den im bürgerlichen Zeughause kommandirenden Bürgermajor, Magistratsrath v. Sögner, die Weisung ergehen, die Studenten in der Reihenfolge, nach welcher sie sich am Judenplatze eingetragen, und nach erfolgter Bestätigung der Identität derselben durch die anwesenden Professoren, Doktoren und Assistenten, in das Zeughaus einzulassen und sie dort mit Waffen zu betheilen.

So begann bei Fackelschein und Mondbeleuchtung — der den ganzen Tag über trübe Himmel hatte sich etwas aufgehellt — die Bewaffnung der Studirenden. Es wurde der Ordnung wegen bestimmt, daß immer je zwanzig Mann starke Abtheilungen in das Zeughaus eingelassen und die übrigen Abtheilungen vor demselben warten sollen, bis ihre Vordermänner, mit Waffen betheilt, heraus marschiren können. In dem mit Bürgermilitär überfüllten Zeughause ging es natürlich ziemlich bunt durcheinander. Jede einzelne Studentenrotte mußte sich drängen und winden, um zur Betheilung zu kommen, und das ging ohne Lärmen und Schreien nicht ab. Jeder Einzelne erfaßte mit gieriger Ungeduld sein Gewehr, und doch waren diese Gewehre von einer Beschaffenheit, die Alles zu wünschen übrig ließ; wo nicht das Schloß mangelte, fehlte der Hahn und umgekehrt, wo Hahn und Schloß sich vorfanden, war der Lauf krumm oder fehlte der Ladstock. Lautes Murren erhob sich unter den Studenten, sie wollten gute Waffen, und doch konnten sie von Glück sagen, überhaupt welche erhascht zu haben. Es widerhallte, so ernst der Augenblick war, das Zeughaus aber auch von „homerischem Gelächter", als der gleichfalls herbeigekommene Bürgermeister Czapka die Studenten warnte, daß sie, wenn ihnen irgend Jemand Munition geben sollte, die ihnen verabreichten Gewehre ja nicht zum Schießen verwenden mögen, denn die Gewehre seien nicht adjustirt und ein Schuß aus denselben könnte Manchem th:uer zu stehen kommen.

Es ereigneten sich in diesen ewig denkwürdigen Stunden im bürgerlichen Zeughause Szenen, die in der Tradition der Wiener noch lange fortleben werden. Hier war es, wo alle Standesunterschiede aufhörten, wo alle Nationalitäten, vollständig einig, Hand in Hand miteinander gingen, wo Alt und Jung, Arm und Reich nur von dem Bande der Brüderlichkeit umschlungen war. Etwa eine Stunde nach der Bewaffnung der Studenten fanden sich in zahlreicher Menge auch die der Intelligenz und den besitzenden Klassen angehörigen Männer ein, um von dem auch ihnen zu Theil gewordenen Rechte des Waffentragens Gebrauch zu machen, darunter die meisten Mitglieder des Ständelandtages, unter denen Baron Doblhoff, Herr v. Schmerling, Graf Breuner, Ritter Klepic die Ersten waren die in den Reihen der Bewaffneten erschienen. Auch Bürger und Beamte kamen in so großer Anzahl, daß das studentische Element, welches bisher vorwiegend war, nun in die Minderheit gerieth, obschon es auch dann noch das tonangebende blieb.

Der Name „Student" hatte schon seit den Morgenstunden des 13. März einen eigenthümlichen, Jedermann Achtung gebietenden Zauber gewonnen. Den Studenten wurde daher auch im Zeughause, während der Bildung der neuen Volkswehr, mit der größten Auszeichnung begegnet, ihnen wurde überall der Vortritt gelassen und es kam vor, daß, als es an bewaffneten Bürgern zu fehlen anfing, von den sich formirenden Rotten der Volkswehrmänner — Studenten zu Führern gewählt wurden. Wer das noch einen Tag früher in Wien für möglich gehalten hätte! Hofräthe, Stadthausherren, Kanfleute, Buchhändler, reiche Industrielle, Advekaten und Doktoren, zumeist Männer in vorgerückten Jahren, in angesehenen Stellungen, wählten sich irgend einen armen, bisher ganz unbeachteten Studirenden zum Führer und marschirten nach dessen Kommando! . . .

Wir haben früher von der Einmüthigkeit aller Nationalitäten gesprochen, die sich am 13. März, namentlich auch bei der Bildung der neuen Volkswehr kund gab. Die Märzrevolution nimmt in dieser Beziehung eine Ausnahmsstellung in der neuern Geschichte Oesterreichs ein. So einmüthig, wie während derselben, waren die Nationalitäten Oesterreichs nie wieder und werden sie gewiß niemals wieder sein. Das Losungswort Aller war in den Märztagen das schöne: „Alle für Einen und Einer für Alle!" Die Deutschen und die Czechen, die Ungarn und die Kroaten, die Italiener und die Südslaven, die Polen und die Ruthenen waren, soweit sie z. B. auf der Wiener Universität sich befanden, Arm in Arm nach dem Landhause marschirt, um dort gegen die bestehende Ordnung der Dinge zu protestiren. An den Kämpfen gegen die Garnison der innern Stadt hatten ferner Angehörige aller dieser Nationalitäten den gleichen, muthigen Antheil genommen und während der Bildung der neuen Volkswehr stellte sich die eine Nationalität, insoferne sie, wie z. B. die damals bestandenen Landsmannschaften der Studenten, in geschlossener Reihe auf dem Schauplatze auftrat, bereitwillig unter das Kommando der anderen. Eine solche Einigkeit hat Oesterreich nie wieder gesehen, jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Interessengemeinsamkeit ist seitdem nie wieder so ungetrübt zum Ausbruche gekommen. Einzelne Nationalitäten, namentlich die in Wien lebenden Italiener und Polen zogen es freilich vor, sich mit den übrigen nicht zu vermischen und selbstständige Volkswehrabtheilungen zu formiren, aber es konnte von Niemanden daran Anstoß genommen werden, denn auch die Italiener und Polen legten für die übrigen Nationalitäten die brüderlichsten Gesinnungen an den Tag. Dem Metternich'schen Absolutismus gegenüber, im Kampfe gegen denselben, waren alle Völker Oesterreich's einig!

Wie allgemein die Lust in Wien war, in die neue Volkswehr einzutreten, beweist der Umstand, daß schon in der Nacht vom 13. auf den 14. einzelne in hohem Greisenalter stehende, ja sogar verkrüppelte Personen sich mit Waffen betheilen ließen. In mancher der bewaffneten Rotten marschirte ein Volkswehrmann, der, ohne die Unterstützung einer Krücke, sich nicht hätte vom Flecke bewegen können. Ein eigenthümliches, fast poetisches Element waren fernere

die Tambours der neuen Volkswehr. Da man ohne Trommelschlag nicht marschiren wollte und die Tambours der bewaffneten Bürger nicht ausreichten, so trat alsbald eine große Noth an Trommelschlägern ein. Da fand sich plötzlich eine Anzahl von Knaben, welche sich mit Trommeln betheilen ließen und, lustig darauf los wirbelnd, an der Spitze der einzelnen bewaffneten Abtheilungen einher schritten. Es waren dies der Mehrzahl nach Kinder aus guten Häusern, die in Erziehungsinstituten die „Kunst“ des Trommelschlagens erlernt hatten. Die Kämpfer in den Märztagen erinnern sich noch eines Hofrathssöhnleins und des Sohnes eines Wundarztes, die in der Nacht vom 13. auf den 14. März und an den beiden folgenden Tagen selbst Proben von Muth und Todesverachtung abgelegt haben. Bei einem Zusammenstoße von Volkswehrmännern mit einem Proletarierhaufen, am 14. März Morgens vor der Mariahilferlinie, wurde sogar ein solcher Tambour, der dreizehnjährige Sohn eines Schneiders aus der innern Stadt, nicht unbedeutend verwundet.




Verwüstung der Mariahilfer Pfarre.

Der Mangel einer einheitlichen Leitung machte sich jedoch im bürgerlichen Zeughause sogleich fühlbar. Alles war entschlossen, in die Vorstädte hinauszuziehen, wo Leben und Eigenthum der Besitzenden bedroht waren. Man säumte auch nicht, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen und wenn dies ziemlich planlos, nicht mit dem gehörigen Nachdrucke geschah, so kann dies nur dem Umstande zugeschrieben

werden, daß es an einem Kommandanten fehlte, der den einzelnen bewaffneten Abtheilungen angemessene Befehle ertheilte, der alle diese Abtheilungen nach einem richtigen Sisteme verwendet hätte. So ereignete es sich aber, daß in der Nacht vom 13. auf den 14. März in einzelnen Vorstädten zahlreiche Wehrmänner sich zeigten, während andere Punkte kaum von einer einzigen Patrouille durchstreift wurden.

Bevor wir jedoch in die Vorstädte hinauseilen, werfen wir noch einen Blick auf die innere Stadt und gedenken wir eines bezeichnenden Vorganges, dessen Schauplatz die Kärntnerstraße war. Das revolutionäre Aussehen der innern Stadt wurde gesteigert, als in den späten Abendstunden die Straßen und Gassen von starken Abtheilungen bewaffneter Zivilisten durchzogen wurden. Wo dieselben sichtbar waren, erscholl das Jauchzen und der Jubel der Bevölkerung. Alles ließ die Studenten, die Bürger hochleben; Greise, Kinder, Männer und Frauen, alles drängte sich herbei, um jenen die Hand zu drücken, „die das Land von dem Tyrannen befreiten!“ Die Begeisterung war eine eben so allgemeine, als tiefgehende. Jedes Herz schlug für die Sache der Freiheit und alle Gedanken waren auf das eine Ziel nur gerichtet, dieser Sache zum Siege zu verhelfen. Noch während der Nachtstunden wurden in zahlreichen Häusern der innern Stadt von eifrigen Frauenhänden Fahnen für die neue Volkswehr angefertigt, so zwar, daß am nächsten Morgen schon fast jede einzelne bewaffnete Rotte im Besitze einer solchen war. Diese Fahnen trugen die buntesten Inschriften; „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“, „Ordnung und Sicherheit!“, „Hoch Oesterreich!“ u. s. w. lauteten die verschiedenen einzelnen Devisen. Je stärker der Jubel auf Seite des Volkes bei dem Inslebentreten der Volksbewaffnung, desto panischer wurde die Furcht und Niedergeschlagenheit auf Seite der auf den Plätzen und in den Straßen der Stadt zerstreuten Garnison *).

Als die ersten bewaffneten Rotten sich zeigten, verbreitete sich unter den kleinen Truppenabtheilungen, die theilweise eine ziemlich isolirte Stellung hatten, die Meinung, es würde nun von Seite des Volkes zu neuen Angriffen auf das Militär übergegangen werden. Hehner, der zur Zeit der Waffenvertheilung im bürgerlichen Zeughause durch die Strauchgasse ging, erzählt z. B., daß vier Infanteristen plötzlich mit Angstgeschrei hinter ihm herstürzten. „Ich frage sie, was denn los sei? Sie meinten in gebrochenem Deutsch, die Zivilisten hätten soeben auf dem Platz „am Hof“ auf das Militär geschossen.“ Bei dem Ausmarsche der ersten Volkswehrabtheilungen aus dem Zeughause war nämlich das vor dem Kriegsgebäude postirte Militär unter die Waffen getreten, wahrscheinlich in der Besorgniß, daß ein Angriff erfolgen dürfte.

Von Angriffen seitens der Volkswehr auf das Militär, war selbstverständlich keine Rede. Die Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen, das war vor allem Anderen das Ziel, welches von den Bürgern und Studenten verfolgt wurde, von denselben, die wenige Stunden früher dem „Sisteme“ einen so hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatten. Selbst von reaktionärer Seite sind die Verdienste, welche sich die neugeschaffene Wiener Volkswehr in den Märztagen um Leben und Eigenthum, um Ordnung und Sicherheit erworben, unumwunden anerkannt worden. „Niemand wird leugnen“ — heißt es sogar in einer offiziösen Darstellung der Märzrevolution — „daß sich die Bewaffnung der Studirenden in den ersten Tagen als eine wohlthätige Maßregel erwies und die Anerkennung, die selbst überlegte und besonnene Männer der Haltung und Wirksamkeit der Studenten nicht versagen konnten, hatte großen Theil an dem fast ausnahmslosen Enthusiasmus, der den stattlichen Schaaren bewaffneter Jünger der Wissenschaft allerorts zujauchzte.“ Die Haltung der Studenten verdient umsomehr anerkannt zu werden, wenn man der Aufregung gedenkt, in der sie sich befanden und die Entrüstung, in die sie durch das plötzliche, rücksichtslose Einschreiten des Militärs beim Landhause versetzt worden waren.

Die erste Rotte, welche bewaffnet aus dem Zeughause marschirte, führte Dr. Köck, einen Bürgerlieutenant an der Seite, unter Trommelschlag über den Hof, den Graben, Stefansplatz durch die Wollzeile nach der Universität. Die bisher so friedlichen Hallen derselben wurden noch im Laufe der Nacht zum lärmenden Waffenplatze. Auf und ab zogen bewaffnete Schaaren, eine eigene Universitätswache wurde rasch organisirt und die Aula als Hauptquartier der gesammten Studentenschaft bestimmt. Hier holten sich die Studirenden ihre Befehle, hier hielten die Müden Rast und besprachen, was zu thun, hierher kam der Bedrängte, um Schutz anzusprechen, der Beschützte, um seinen Dank zu erstatten. Die Universität wurde in der Nacht vom 13. auf den 14. unter die Obhut von etwa vierzig Studenten gestellt, deren Kommando Dr. Obermayer übernahm. Köck war sogleich nach erfolgter Organisirung der Universitätswache mit vier Rotten noch unbewaffneter Studenten zum Zeughause zurückmarschirt, damit auch diese mit Waffen betheilt würden.

## 100.

## „Bürgermeister Arthaber.“

Mittlerweile waren bereits zahlreiche Abtheilungen bewaffneter Studenten in die Vorstädte, namentlich nach

*) Ueber die Vertheilung derselben in der Nacht vom 13. auf den 14. entnehmen wir einem Berichte aus jener Zeitepoche folgende Daten: „Vor dem Kriegsgebäude stand eine starke Abtheilung Kavallerie, eine Kompagnie Grenadiere, eine Kompagnie Sappeurs. Auf der Freiung oder vielmehr am Eingange der Herrengasse eine Abtheilung Hußaren. Vor der Bank und dem Landhause ein Bataillon Infanterie; Grenadier-Abtheilungen auf dem Minoritenplatze; auf dem Stefansplatze eine Kompagnie Infanterie und zwei Kanonen mit brennenden Lunten, auf dem Platz am Hof waren die gewöhnlich dort postirten zwei Kanonen schußfertig gemacht. Am 14. Morgens hatte das Militär beiläufig dieselben Stellungen; diese waren jedoch minder zahlreich besetzt. Alle Thore der innern Stadt (die über Nacht versperrt blieben) waren von starken Abtheilungen vertheidigt. Der Stadtwall (die Basteien) ist abgesperrt, und es sind auf denselben 20 bis 30 Kanonen aufgefahren, welche die sämmtlichen Eingänge der Stadt, sowie die Glacis, welche die Stadt von den Vorstädten trennten, bestreichen. — Vor dem alten Mauthgebäude gegen die Vorstadt „Landstraße“ hin, sind zwei Kanonen und eine Kompagnie Grenadiere postirt, und auf dem diesseitigen Ende des Dammes, der von dem Mauthgebäude auf's Glacis führt, ist mit Pflastersteinen und Erde eine Art Barrikade oder Brustwehr errichtet.“

Mariahilf binausgezogen, wo, allen Mittheilnngen zufolge, von dem Pöbel gräuliche Verwüstungen augerichtet wurden. Einer solchen Abtheilung, deren Führer der bochangesehene, durch sein Auftreten im Gewerbeoereine volksthümlich gewordene Kaufmann Arthaber war, wurde auf ihrem Marsche durch die Kärntnerstraße von einer Menge Volkes aufgehalten, welche den sofortigen Rücktritt des Bürgermeisters Czapka erzwingen wollte. „Wo finden wir den Czapka?“ lautete die Frage, die aus der Volksmenge au die vorüberziehenden Wehrmänner gerichtet wurde. — „Wir wissen nicht, wo er steckt,“ wurde hierauf erwidert. Einzelne Exaltirte unter der Meuge sprachen nun die Vermuthung aus, daß sich der Bürgermeister im Magistratsgebäude verborgen halte nnd suchten ihre Umgebung zu bereden, das Rathhaus in allen Winkeln zu durchsuchen, bis sie den Verhaßten fänden. „Ja, wir müssen ihn haben,“ erschollen die Rufe, „und wenn wir „„das Magistrat““ anzünden und ihn ausbrennen müßten, er muß zum Vorschein kgmmen!“ Die Wehrmänner, durch das Gedränge in ihrem Marsche aufgehalten, versuchten sogleich auf diese Volksmenge in beschwichtigender Weise einzuwirken. Unter derselben befanden sich aber einzelne Schreier, die sich nicht beruhigen lassen wollten und dabei blieben, daß der Bürgermeister sogleich von Wien fort müsse. Die Menge wollte schon weiter ziehen, als Arthaber dieselbe stehen bleiben hieß und ihr nun das Verderbliche und Nichtswürdige ihres Vorhabens vorhielt. „Der heutige Tag,“ sprach Arthaber zu der aufgeregten Volksmasse, „wird von der Geschichte geheitigt werden und Ihr könntet ihn entwürdigen, besudeln wollen? Czapka wird abtreten, Wien wird seinen freigewählten Bürgermeister bekommen, aber nicht durch einen Straßenerzeß, nicht auf eine der Bevölkerung nnwürdige Weise soll Czapka's Regiment zu Ende gehen! Und jene unter Euch, die von dem Anzünden des Rathhauses gesprochen haben, welches das Vermögen zahlreicher Witwen und Waisen birgt, sind daher elende Schurken, und ich fordere Alle, die mit diesen Schurken nichts gemein haben wollen, auf, dieselben nicht nur augenblicktich zu verlassen, sondern sie mir auszuliefern, damit sie, wie sie es verdienen, der strafenden Gerechtigkeit überliefert werden!“ Es ereignete sich nun, daß vier Burschen von herabgekommenem Aeußeren dem Redner als Diejenigen bezeichnet wurden, welche von der Erstürmung und Anzündung des Rathhauses gesprochen hatten. Arthaber nahm dieselben sofort in die Mitte der von ihm geführten Schaar und eskortirte sie nach dem Polizeigefangenhause, wo sie in Haft genommen wurden.

Während des Marsches dahin begegnete der Schaar Arthaber's eine andere Wehrmännerrotte, unter welcher Einzelne Arthaber sofort erkannten und in den Ruf ausbrachen: „Das ist der Held des Gewerbevereins, das ist Arthaber, der jetzt Bürgermeister von Wien werden soll!“ Dieser Ausspruch hatte eine elektrisirende Wirkung. Ueberall wurde ihm zugestimmt, wie ein geflügeltes Wort verbreitete es sich noch in der Nacht in die Stadt, in die Vorstädte, ja selbst in der Umgebung, denn es liegt ein Zeugniß aus Hütteldorf vom 14. März vor, welches es beglaubigt, daß dort von den znr Hilfeleistung hinausgeeitten Volkswehrmännern die Nachricht, Czapka sei zurückgetreten und der Kaiser habe erklärt, es würde ihn freuen, wenn die Wiener Bürger sich den Arthaber zum Bürgermeister wählen würden, mit jubelnder Zustimmung aufgenommen wurde.

In der innern Stadt trat erst gegen die dritte Morgenstunde zu, eine Abnahme in dem sie durchlärmenden Wogen und Treiben ein. Bewaffnete Schaaren zogen fast ununterbrochen auf und ab und jeder einzelne vou den Studenten und Bürgern, welche in dieser Nacht nicht zur Ruhe kamen, erlebten eine Reihe von Schicksalen und Begebenheiten, welche sich seinem Gedächtnisse für immer eingeprägt haben *).

---

*) Van den zahtreichen Erlebnissen, welche die einzelnen Valkswehrmänner in dieser Nacht zu machen die Gelegenheit hatten, gehören wohl jene des Studenten Anreiter zu den abenteuerlichsten und für die Zustände am meisten charakteristischen. Es ist daher gerechtfertigt, daß wir oan ihnen Notiz nehmen. „Abgespannt an Kärper und Geist, mit heiserer Kehle unb ermüdeten Füßen trat ich“ — erzählt der Student Anreiter — „allein den Weg zur Alservorstadt an. Das Schottenthor war mit drahenden Militärmassen besetzt, die mir einen sehr engen Durchweg ließen. Da ich den militärischen Gruß nicht genau kannte, und durch einen falschen Gruß mich nicht lächerlich machen wollte, ging ich ruhig mit meiner Muskete auf der Schulter varüber. Alle fahen mich schweigend an. Am Ende der Schottentharbrücke zu Aufang des Glacis war eine bedeutende Abtheilnng Kürassiere anfgestellt. Ich erwähne dieses letztern Umstandes, um einem Varwurf zu begegnen, den mir in Betreff des gleich zu erzählenden Varfalls einige Kollegen, denen ich denselben berichtete, gemacht haben. Kaum war ich zehn Schritte in der Allee, welche in die Alservarstadt führt, fartgegangen, als ich mich plötzlich oon hinten her an beiden Armen am Elbogenbuge gepackt fühle. Ich sehe mich nm, und erblicke — zwei „Vertraute“, die mich fest halten, nnd einen Dritten, der als Reservemannschaft hinter ihnen stand. Das erste war, daß sie mir das Gewehr wegnahmen, wahrscheinlich weil sie fürchteten, daß es geladen sei, es war aber nicht einmal ein Feuerstein darauf. „Wer sind Sie?“ war die erste Frage. „Student,“ meine Antwart. „Aha, der g'stehts do glei ein,“ rief Einer, als wean es ein Verbrechen wäre, Student zu sein. „Wo haben Sie das Gewehr her?“ „Vam Bürgermeister.“ „Das wird sich schon ausweisen. Nur mit uns!“ Bei diesen Worten zog Einer einen alten, abgenutzten Strick hervor, mit dem wohl schon hundert Diebe unb Ränber gebnnden warden waren. „Halt' die Hand her, du Lump, sa!“ Das galt mir. Mit dielen Wortea banden sie mir die Häade kreuzweise am Handgelenke übereinander. Ich leistete vom Anfang an keinen Widerstand; abgesehen davon, daß ich ganz ermattet war, and meine gequetschte Zehe mir viel Schmerz machte; abgesehen davon, daß man mich van hinten packte, nnd im ersten Augenblicke des Gebrauches meiner Arme beraubte, so würde bei der geringsten Abwehr voa meiner Seite die Kavallerie herangeritten sein, und mich unbarmherzig zusammengehauen haben, mich für einen Dieb ader Mardbrenner haltend. — Sie öffneten nun meinen Rock, um zu sehen, ab ich noch im Besitze anderer Waffen wäre, und fanden meinen Stock, den ich an dem um die Mitte gebundenen Schnupftuche befestigt hatte, was ihnen sehr kamisch varzukommen schien. Sie nahmea ihn natürlich weg. Hierauf schlang Einer einen Strick um meinen rechten Elbagen, nnd führte mich sa fart. Die zwei Andern gingen hinter mir, nachdem sie der Kavallerie zugerufen hatten: „Zwei Mann mit uns; wir sind von der Palizei!“ Ich bildete mir etwas darauf ein, daß man mich für so furchtbar hielt, mich mittelst „fünf Mann“ zu arretiren. Im ersten Augenblick hatte ich keinen andern Gedanken, als daß plötzlich eine Cantre-Revalntian eingeleitet sei, daß man die Studenten einzeln abfangen wolle, die man dann mit Tod oder Festung für ihr Unternehmen belohnen würde.

## 101.

## Weitere Vorgänge in der Hofburg.

Noch denkwürdiger als alle Vorgänge auf den Straßen waren die Szenen, die in dieser Nacht in den Gemächern mancher hochstehender Personen stattgefunden haben mögen. Am nächsten Tage hieß es in über die Vorgänge bei Hofe sonst wohl unterrichteten Kreisen, daß noch während der Nacht im Schooße der kaiserlichen Familie eingehende Berathungen darüber abgehalten wurden, wer zum Nachfolger Metteruich's berufen werden falle. „Bei Hofe," heißt es in den Aufzeichnungen eines von uns häufig zitirtu Gewährsmannes, „standen sich unmittelbar nach dem Sturze des Staatskanzlers die beiden Parteien schroffer als je gegenüber. Die Partei des Erzherzogs Ludwig glaubte mit der Annahme der Demissian Metternich's sei das Maß aller Zugeständnisse, die man bewilligen könne, erschöpft worden; man müsse nunmehr ausschließlich darauf bedacht sein, die Garnisan sa rasch wie möglich zu verstärken, um den Wienern den Gedanken an weitere Unruhen auszutreiben. Während selbst Metternich sich unmittelbar vor seinem Rücktritte bereit erklärt hatte, in die Aufhebung der Censur und in die Einführung eines, dem preußischen ähnlichen Preßgesetzes zu willigen, wollten der Erzh. Ludwig, Graf Hartig, Baron Pilgram, Baron Lebzeltern und Genaffen von einer, wenn auch eingeschränktesten Preß-

---

Denn ich konnte nicht begreifen, daß es unbekannt geblieben sein sollte, daß wir um 9 Uhr die Waffen erhalten und in der Stadt und den Varstädten Patrouillen-Dienst gethan hatten. Darin bestärkte mich die Aeußerung Eines der „Naderer," der sagte: „Haben die in der Josefstadt ein Spektakel gemacht; in einemfort haben sie geschrien und gelärmt; sie haben sogar die Keckheit gehabt, dem Militär Vivat! zuzuschreien." Aeußerlich gab ich keine Furcht zu erkennen; ich schritt stolz einher, sa viel es meine gefesselten Hände und ermüdeten Füße erlaubten. Neue Besorgniß erfaßte mich, obwohl geringere, als ich mich erinnerte, daß ich zwei Schriften bei mir hatte, welche die Palizei gewiß nicht mit lächelnder Miene lesen würde. Es waren dies das „österreichische Vaterunser" und die „Anklage Metternich's und Sedlnitzki's," die der Anklageakte gegen das französische Ministerium in den letzten Tagen der Regierung Lauis Philipp's ähnlich war. Im Besitze dieser Manuskripte konnte man mich für den Verfasser derselben halten. Metternich hatte zwar abgedankt, aber von Sedlnitzki war noch nicht die Rede gewesen; man konnte mich daher im günstigsten Falle wenigstens einige Tage festhalten, und dann war die schönste Zeit meines Lebens verloren. Die zwei „Vertrauten", die hinter mir gingen, schimpften in einemfort. „Die Studenten, die Lumpen, revoltiren wollen sie!" „Wir werden heute schan mehrere salche Lumpen fangen." „A. W. hat er am Hut g'schrieben, wir werden Dir schon 's W. geben." (Es war ein M., Mediziner, und die Ziffer 2, zweite Rotte bedeutend.) „Das is da a guater Kerl, der hat's glei eingestanden," u. s. w. Ich ließ mich begreiflicher Weise nicht herbei, an solche Leute ein unnützes Wart zu verlieren. Selbst die große Errungenschaft des heutigen Tages, die ich Millionen Oesterreichern im Freudentaumel hatte zujubeln mögen, wollte ich diesen Menschen nicht verkündigen; es war ja ihr Todesurtheil. Nur als Einer sagte: „Is g'wiß an Ausländer, der Lump!" wendete ich halb den Kopf und sprach stolz: „Ich bin ein Tiroler, meine Herren!" Dies schien sie zu frappiren; van diesem Mamente an sprachen sie wenigstens per Sie zu mir, und ihre Schimpfreden klangen viel leiser. Noch einmal öffnete ich meinen Mund, um mich um meinen Stock zu erkundigen. Man beruhigte mich vollkommen über diese Angelegenheit.

„Bemerkenswerth ist die Tapferkeit dieser Palizeihelden. Den ganzen Tag gab es Aufläufe in der Stadt und den Vorstädten; das Staats- und Privateigenthum ward verletzt; Häuser wurden angezündet; doch war wohlweislich keiner von ihnen zu sehen. Der Instinkt hatte ihnen wohl gesagt, daß sie sich dem durch ihre Rohheiten und ihr Spioniren hervargerufenen Hasse nicht ohne Lebensgefahr aussetzen durften. Aber um Mitternacht, in einer Gegend, wo sich kein Mensch sehen ließ (denn auf dem ganzen langen Wege vom Glacis bis zur Palizei-Direktion der Alservorstadt begegnete ich Niemonden), in der unmittelbaren Nähe der starken Schottenthor-Wache, zehn Schritte von einer Eskadron Kürassiere, da legten sich diese Tapfern in den Hinterhalt, um einen ehrlichen Menschen aufzulauern, der nur das Wohl seines Kaisers, das Glück seines Vaterlandes wollte, und ihn wie einen Dieb gebunden ins Gefängniß zu führen.... Auf der Polizei angekommen, entledigte man mich meiner Bande und befahl mir, alles, was ich bei mir hätte, herauszugeben. Man begnügte sich aber damit nicht, sondern durchstöberte meine Taschen und betastete meine Kleider; selbst ein paar Stahlfedern nahm man weg. Sie untersuchten nun meine Sachen und besonders die Papiere; es waren einzelne Blätter mit mathematischen und physikalischen Zeichnungen; auch das „Vaterunser" und die „Anklageakte" hatte ich auf solche Blätter geschrieben. Das Vaterunser, mit Bleistift geschrieben, trug ich schon seit zehn Tagen in der Tasche; es war daher schon theilweise verwischt. Die Anklageakte war in der Eile und Aufregung mit schrecklichen Hahnenfüßen geschrieben. Diese Umstände und meine im allgemeinen schlechte Schrift retteten mich für den Augenblick; zugleich beseitigten die wissenschaftlichen Beilagen jeden Verdacht; denn bei näherer Untersuchung würde man wohl wenigstens einzelne Worte herausgebracht haben. — Man führte mich nun vor den Polizei-Direktor, der mich im Schlafracke empfing, und mit ziemlich gespitzten Tan um Namen, Stand, und woher ich die Waffe hätte, fragte. Ich beantwortete seine Fragen ohne weitere Bemerkung, und ward dann gleich wieder in's Varzimmer geführt. Man wies mir auf einer Wandbank einen Platz an, den ich einnahm, worauf ich mich zum Einschlafen rüstete. — Ich mochte etwa fünf Minuten mit geschlossenen Augen dagesessen sein, so kam derjenige, der mich visitirt hatte, und ersuchte mich höflich, ihm zum Herrn Kammissär zu folgen. Der Kommissär stellte die gewöhnlichen Fragen nach Namen, Stand, Geburtsort u. s. w., und nahm darüber ein Protokoll auf. Dann kam der Direktor und stellte folgende Fragen: „Um wie viel Uhr sind Sie heute auf die Universität gegangen?" — „Um 8 Uhr, wie gewöhnlich." — „Was haben Sie dann gemacht?" — „Dann bin ich in's Landhaus gegangen." — „Was ist dort geschehen?" — „Es sind Reden gehalten warden, und es wurde eine Deputation an den Kaiser geschickt." — „Was ist dann geschehen?" — „Nachmittags bin ich auf die Universität gegangen." — „Warum?" — „Wir erwarteten die Antwort des Kaisers." — „Wie war die Antwort?" — „Se. Majestät der Kaiser hot zu befehlen geruht, daß ein Kamité niedergesetzt werde, welches alle Reformen varnehmen wird, die im Geiste der Zeit liegen." — „Und wie sind Sie zu dem Gewehre gekommen?" — „Wir haben Waffen verlangt zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Sicherheit der Persanen und des Eigenthums, und sie um 9 Uhr bekammen." — Nach dieser Antwort entfernte sich der Direktor und der Kommissär ergriff das Wort, um sich mit höflichen Worten wegen des mir zugestoßenen Unfalls zu entschuldigen, indem, so sagte er, es ihnen nicht mitgetheilt worden sei, daß die Studenten bewaffnet würden." Ich war nur froh, so wohlfeilen Kaufes loszukommen und ließ seine Entschuldigung gelten. Denn ich besorgte immer eine genauere Untersuchung meiner Manuskripte. — Unter den Worten des Kammissärs: „So gehen Sie nun, und halten Sie die Ordnung aufrecht!" verließ ich das Zimmer, ergriff Gewehr, Stock und meine Habe, die sie in das Schnupftuch zusammengebunden halten, und ging nach Hause...."

freiheit nichts wissen. Die Aufhebung der Censur erklärten diese „Staatsmänner" als eine mit dem Bestande Oesterreichs unverträgliche Maßregel. In ihrem Sinne wirkte auch FML. Fürst Windischgrätz, während sich die Erzherzoge Albrecht und Maximilian, dann der Oberst-Kanzler Graf Inzaghi von dem Momente an, wo Metternich zurückgetreten war, ziemlich passiv verhielten. Für weitergehende Reformen sollten sich nur Erzherzog Johann und Graf Kolowrat, dann, was bemerkt zu werden verdient, FZM. Graf Latour ausgesprochen haben, welcher fort und fort bemüht war, den Ansichten Windischgrätz's, daß die Bewegung durch die bewaffnete Macht bewältigt werden könne, entgegen zu treten, indem er den Nachweis zu liefern suchte, daß durch die Ansammlung eines großen Armeekorps in und um Wien, die ohnehin stark gefährdete Stellung Oesterreichs in Italien noch mehr erschüttert würde. So viel ist als gewiß anzunehmen, daß die Parteien bei Hofe sich über einen Nachfolger des Staatskanzlers nicht einigen konnten, vielleicht auch deßhalb nicht, weil jene Hofkreise, von denen die Beseitigung Metternich's angestrebt wurde, nachdem dieselbe erfolgt war, nichts mehr zu wünschen übrig und daher auch keinen Grund hatten, sich für die Gewährung weiterer Reformen zu interessiren. Aus verläßlichen Andeutungen ist vielmehr zu entnehmen, daß gerade jene Hof-



kreise schon unmittelbar nach dem Sturze Metternich's ihren Standpunkt gewechselt und sich nun auf die Seite der Partei des Erzherzog Ludwig's geschlagen hatten, die entschlossen war, alles Bestehende aufrecht zu erhalten. Mit Ausnahme Metternich's und des einzigen Grafen Sedlnitzky, der bei allen Parteien des Hofes in Ungnade gefallen war, sollten sämmtliche im Amte befindliche hohe Funktionäre vorläufig noch in ihren Stellungen verbleiben.

Die Staatskonferenz hörte am 13. März zu bestehen auf, bevor man noch über die Zusammensetzung und den Wirkungskreis jenes Organes, das sie ersetzen sollte, irgend etwas festgestellt hatte. Einerseits fehlte es hierzu an der nöthigen Zeit und Ruhe, anderseits erwartete man stündlich, daß Kaiser Ferdinand der Regierung entsagen und in das Privatleben sich zurückziehen werde. Diese Erwartungen knüpften sich an eine Reihe von während der Nacht vom 13. auf den 14. stattgefundenen Begebenheiten, welche eine solche Wendung allerdings erwarten ließen. . . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Für den Fall eines Thronwechsels aber, bei welchem der Erzherzog Franz Karl, eventuell dessen ältester Sohn Franz Josef, der spätere Kaiser, an die Regierung gekommen wäre, würde die Nothwendigkeit, an Stelle der Staatskonferenz ein anderes Organ zu schaffen, von selbst entfallen sein. Das zweite positive Ergebniß der Berathungen in der Hofburg war, daß für den Fall neuer revolutionärer Erhebungen in Wien der Beschluß gefaßt wurde, über Wien den Belagerungszustand zu verhängen und den Fürsten Windischgrätz an Stelle des Erzherzog Albrecht zum Civil- und Militärgouverneur der Stadt, mit ausreichenden Vollmachten versehen, zu ernennen. Die Ernennung des Fürsten erfolgte theils, weil Erzherzog Albrecht sich zurückzuziehen wünschte, theils weil man ein Mitglied des kaiserlichen Hauses nicht weiter der Situation aussetzen wollte, gegen die Bevölkerung einschreiten zu müssen. Andere positive Ergebnisse hatten die Berathungen in der Hofburg nicht."

Wir erfahren außerdem noch von Bemühungen, die von geistlicher Seite aus gemacht wurden, um einen Wiederausbruch der Bewegung in den nächsten Tagen zu verhüten. Man erzählt, daß noch in der Nacht von dem 13. auf den 14. März an die Pfarrgeistlichkeit Wiens von Seite des erzbischöflichen Konsistoriums abermals die Aufforderung ergangen sein soll, auf die, „ihrem Einflusse unterstehenden Personen in diesem Sinne mit allen Kräften einzuwirken."

Aehnliche ernste Szenen wie bei Hofe mögen sich auch im Palais des Fürsten Esterhazy in der Wallnerstraße zugetragen haben, wohin sich der Staatskanzler unmittelbar nach seinem Rücktritte begeben hatte, mit dem Entschlusse, seine Angelegenheiten so schleunig wie möglich zu ordnen und alsdann auf einige Monate ins Ausland zu reisen. Freiherr v. Andlaw erzählt, daß noch an diesem Abende der Versuch erfolgt sein soll, den Fürsten zur Zurücknahme seiner Abdankung zu vermögen, daß Metternich jedoch wiederholt erklärt hätte, sein Entschluß, an der Regierung weiters keinen Antheil zu nehmen, sei ein unabänderlicher. „Er legte sich," heißt es weiter, „ruhig, mit dem Plane zu Bette, den andern Tag seine schöne Villa auf dem Rennwege zu beziehen." Während er also kalkulirte, war diese Villa von einem Pöbelhaufen bereits unwohnbar gemacht worden, und steigerte sich der Haß der Bevölkerung wider seine Person in so hohem Grade, daß seines Bleibens in Wien, und in Oesterreich überhaupt, nicht länger war.

Interessante Auftritte scheinen ferners in derselben Nacht auch in der Umgebung des Bürgermeisters Czapka stattgefunden zu haben. Wir erfahren, daß noch um 2 Uhr Nachts der Bürgermeister auf dem Rathhause von dem während des Nachmittags nicht unerheblich verwundeten Platzgeneral v. Matauschek aufgesucht wurde, der mit ihm wegen der Unterbringung von Truppen Rücksprache zu pflegen hatte, die noch im Laufe der Nacht mit der Nordbahn erwartet wurden und für deren Einquartierung Sorge getragen werden mußte. Nach drei Uhr erschien der Platzmajor v. Collo bei dem Bürgermeister, um ihn davon zu verständigen, daß am nächsten Morgen sich sämmtliche Truppen aus der Stadt entfernen würden, und daß daher das Bürgermilitär die bisher von der Garnison versehenen Wachposten zu übernehmen haben werde. Czapka soll gegen diese Maßregel remonstrirt haben, ist jedoch nicht durchgedrungen, nachdem in der sechsten Morgenstunde des nächsten Tages der Ausmarsch der Truppen aus der Stadt wirklich erfolgte.

## 102.

## Das operirende Hauptquartier.

Im juridisch-politischen Leseverein, dessen Lokalitäten während der ganzen Nacht geöffnet waren, herrschte ununterbrochen das regste Leben. Nicht nur die Mitglieder desselben, auch die liberalen Landstände, die Führer der Studenten, die Vertrauensmänner der Bürgerschaft drängten sich dort, theils um Auskunft über den Stand der Dinge zu erhalten, theils um das weitere Verhalten der Bewegungspartei zu berathen und festzustellen. In diesem Vereine befand sich von den Nachtstunden angefangen der eigentliche Herd der Märzrevolution und der Verein gewann immer mehr das Ansehen eines operirenden Hauptquartiers. Gleich in dem Vorzimmer wurde eine große Fahnenfabrik und Abzeichenhandlung etablirt. Es war nämlich der Beschluß gefaßt worden, daß Diejenigen, welche sich mit der Erhebung einverstanden und zugleich bereit erklärten, jedem Uebergriffe des Proletariats zu steuern, somit den exekutiven Theil des Dienstes der Sicherheitsbehörde zu übernehmen, weiße Schleifen am Arme tragen sollten, und daß ferner jede größere Anzahl von Wehrmännern, welche ihren Dienst gemeinschaftlich unter Einem Führer verrichten wollte, eine Fahne mit der Inschrift: „Ordnung und Sicherheit" erhalten soll. Unter den Fahnen, deren wir früher erwähnt, stammen somit jene, die mit dieser Inschrift versehen waren, vom juridisch-politischen Leseverein her. Anfänglich trugen diese Fahnen außerdem noch das

österreichische Wappenschild, aber als sich Parteien bildeten, welche an Stelle des österreichischen Wappens die deutschen Farben oder den deutschen Reichsadler gesetzt wissen wollten, beschloß man, um der Einigkeit willen, das Wappenschild ganz wegzulassen und den Fahnen blos die oben erwähnte Inschrift zu geben. Ein eigener Ausschuß des Lesevereins, an dessen Spitze Dr. Aug. Bach, der Bruder des späteren Ministers, sich befand, hatte die Vertheilung der Fahnen und Abzeichen zu besorgen und namentlich die letzteren wurden in solchen Massen vertheilt, daß schon am Vormittage des 14. März sowohl in den Niederlagen der innern Stadt, als in den Magazinen der zahlreichen Wiener Bandfabrikanten auch nicht eine Elle weißer Bänder aufzutreiben gewesen wäre. Diese Noth verschaffte den Frauen Wiens die Gelegenheit, ihre Sympathien für die Bewegung dadurch an den Tag zu legen, daß sie die in ihrem Besitze befindlichen weißen Seidenbänder und Stoffe von dieser Farbe dem Vereine zusandten. Die Mitglieder des Lesevereines erhielten außer dem weißen Abzeichen überdies noch einen Zettel mit der darauf gedruckten Schrift „Juridisch-politischer Leseverein", welchen sie als unterscheidendes Merkmal auf dem Hute trugen. Dieser Zettel verschaffte während der Märztage seinem Träger überall Zutritt, er stattete ihn mit einer gewissen Autorität aus, die es ihm möglich machte, wohin er sich wandte, einen beinahe maßgebenden Einfluß geltend zu machen, denn der „Leseverein" befand sich während der Märztage und auch noch kurze Zeit nach denselben auf der Höhe seines Rufes.

Aehnlich wie in diesem Vereine ging es im Gewerbevereine zu, der gleichfalls während der ganzen Nacht geöffnet war und den Sammelpunkt für die rein bürgerlichen Elemente der Stadt bildete. Wie sehr einverstanden man in den Kreisen dieses Vereins, in welchem Arthaber den Ton angab, mit der Bewegung war, geht daraus hervor, daß dieser Verein der Bewegung selbst auch dann noch treu blieb, als viele seiner Mitglieder den Wuthausbrüchen des Proletariats theils zum Opfer gefallen, theils aber durch dieselben an ihrem Leben und Eigenthum ernstlich bedroht waren. Es wird berichtet, daß in den Nachtstunden von Seite einzelner Fabrikanten in Gumpendorf und am Schottenfelde, ob aus eigenem Antriebe, oder in Folge einer Beeinflußung von Oben, wissen wir nicht, an den Verein die dringende Aufforderung gerichtet wurde, eine Deputation mit der Bitte an den Hof abzusenden, es möge eine ausreichende Anzahl Truppen befehligt werden, den Pöbelexzessen ein Ende zu machen, daß aber der fast einstimmige Beschluß gefaßt wurde, dieser Aufforderung nicht nachzukommen. Männer von dem Einflusse und Gewichte Arthaber's, des alten Gerold, Martnrt u. s. w. beschworen die Vereinsgenossen, durch einen solchen Schritt nicht eine unheilvolle Spaltung in der Bewegungspartei hervorzurufen. Alles — wurde geltend gemacht — hänge davon ab, daß die Bewegungspartei selbst, daß die neu errichtete Volkswehr sich als fähig erweise, den Ausschreitungen des Proletariats ohne Beihilfe des Militärs ein Ende zu machen und diese Vorstellungen hatten den gewünschten Erfolg.

So viel über die Vorgänge in der innern Stadt in der Nacht vom 13. auf den 14. März. Wie bewegt es auch in den Straßen und in vielen Lokalen der Stadt zuging, so hatte doch alles ein mehr oder weniger freudeerfülltes Aussehen und bildete daher einen schroffen Kontrast zu den meisten Vorstädten, für welche diese Nacht an Schrecken und Drangsalen reich war.

## 103.

## Blutiger Zusammenstoß bei den kaiserlichen Stallungen.

In den früheren Abschnitten haben wir häufig Gelegenheit genommen, über die Vorgänge in den Vorstädten Andeutungen zu geben; wir haben die Phisiognomie der Glacis in den Abendstunden (siehe Seite 271) ausführlich geschildert und es erübriget uns nur noch, über eine Reihe der bemerkenswerthesten Katastrofen, deren Schauplatz in den Abendstunden und während der Nacht einzelne Vorstädte waren, Mittheilung zu machen. Ein blutiger Kampf zwischen Volk und Militär fand gegen acht Uhr Abends bei den kaiserlichen Stallungen statt. Dieselben waren von einer kleinen Truppenabtheilung besetzt, welche sich, nach den Mittheilungen von Zeitgenossen, mit den blanken Waffen in den Händen, an den vergitterten Fenstern des Gebäudes zeigten und durch diese Taktlosigkeit die das Gebäude umdrängende Masse der von den Ereignissen des Tages aufgeregten Arbeiter zu Angriffen auf dasselbe herausforderten. Um die verbarrikadirten Thore zu zertrümmern, verfiel hier die tobende Menge zuerst auf den Gedanken, die Gaskandelaber niederzureißen, damit sie mit deren eisernen Säulen die Thore einstoßen könne. Es geschah dies während einer Viertelstunde, jedoch nur mit dem Erfolg, daß durch den mißlungenen Versuch die Leidenschaften gesteigert und die Gemüther noch mehr erbittert wurden. Mittlerweile war eine zahlreiche Schaar mit Hämmern, Aexten und Eisenstangen versehener Arbeiter vor dem Gebäude erschienen, die sich nun daran machten, eine Bresche in die Mauer desselben zu legen. Als sie an diesem Zerstörugswerken durch wohlgezielte Schüsse aus den Fenstern gehindert wurden, wurde an das an der Mariahilferstraße befindliche Thor Feuer gelegt und der Brand machte binnen weniger Minuten solche Fortschritte, daß in der That zu besorgen stand, die Volksmasse werde durch dieses Thor den Eingang erzwingen und an den in dem Gebäude befindlichen Personen ihre Wuth stillen.

Um dieser Gefahr zuvorzukommen, ging die kleine Truppenabtheilung, welcher die Bewachung des Gebäudes unter dem Kommando eines Lieutenants, Namens Ridler, anvertraut worden war, zum Angriffe auf die heranstürmende Menge über. Von dem, gegenüber dem ungarischen Gardegebäude befindlichen, Thore aus richtete die kleine Garnison ein paar scharfe Salven auf die außen tumultuirende Menge, welche, eines solchen Widerstandes nicht gewärtig, bald hierauf auf die andere Seite des Gebäudes, gegen die Mariahilferstraße zu, sich zurückzog, in der Absicht, dort die früheren Angriffe fortzusetzen. Als sich hier, es ist nicht festgestellt von woher, eine Anzahl von mit Gewehren und Munition versehenen Arbeitern (Büchsenmacher?) unter der Menge einfanden, faßte diese den Entschluß, nun den Kampf mit dem im Hause befindlichen

Militär neuerdings aufzunehmen. Nachdem eine Weile hindurch in das Haus geschossen wurde, öffnete sich auch hier das früher bereits in Brand gesteckte Thor und das hinter der Verbarrikadirung desselben stehende Militär (jedenfalls dieselben Soldaten, die früher auf der andern Seite des Gebändes den Ausfall gemacht hatten), schickte einige Salven mitten in die tobende Menge; dieselbe stob abermals auseinander und flüchtete zum großen Theile die Mariahilferstraße aufwärts.

Außer einer Anzahl stürmender Proletarier sind auch zwei an den Exzessen unschuldige Personen hier die Opfer der Ereignisse geworden. Die Gattin des Akademieprofessors Bauer, welche an der Seite ihres Gemals zufällig in dem Augenblicke an den kaiserlichen Stallungen vorüberging, als, gegenüber dem Gardegebände, aus denselben gefeuert wurde, sank, tödtlich in die Brust getroffen, in die Arme ihres Gatten. Das zweite Opfer war ein talentvoller Gymnasiast des Josefstädter Piaristenkollegiums, der kurz vorher vor den Stallungen in der Absicht erschienen war, einen sich unter der Volksmenge herumtreibenden Mitschüler vor dem weiteren Verbleiben daselbst zu warnen. Professor Bauer hatte mit seiner Gattin auch das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, verloren, während der Tod des Gymnasiasten Karl Koniczek seiner greisen Mutter die einzige Hoffnung ihrer letzten Tage raubte *).

Die Vorgänge vor den kaiserlichen Stallungen sind seinerzeit nicht weniger heftig und leidenschaftlich besprochen worden, als jene vor dem Polizeioberdirektionsgebäude. Auch hier, lautete das allgemeine Urtheil, sei das Volk „in verrätherischer Weise“ angegriffen worden; „die Reitknechte der Stallungen,“ hieß es, hätten „auf ganz unschuldige, zufällig vorübergehende Personen aus reinem Muthwillen geschossen, ohne eine eigentliche Veranlassung.“ Namentlich in der Zeitschrift „Constitution“ wurde diese Meinung zu verbreiten gesucht und man erzählt sich, daß selbst die Mutter des gefallenen Koniczek veranlaßt worden sein soll, gegen das Hofärar wegen „Ermordung“ ihres unglücklichen Sohnes durch „Knechte der kaiserlichen Hofstallungen“ eine Entschädigungsklage anzustrengen. Aus unserer Darstellung geht jedoch hervor, daß zwischen dem Attentate, welches vom Polizeioberdirektionsgebäude aus, auf die bewaffneten Bürger gerichtet war — und den blutigen Exzessen, deren Schauplatz die kaiserlichen Stallungen gewesen, in der Wirklichkeit kaum eine andere Aehnlichkeit besteht, als die, daß auf beiden Punkten auf das Volk geschossen und in Folge dessen auch Blut vergossen wurde. Die Schüsse aus den Stallungen aber wurden von der rohen Pöbelmasse durch ihre Exzesse provozirt und an der Darstellung eines „Augenzeugen“, welcher jene Schilderungen in der „Constitution“, die das Gegentheil glauben zu machen suchten, zu berichtigen strebt, dürfte kaum etwas auszusetzen sein*).

Ein Theil der von dem Hofstallgebäude weggeflüchteten Volksmenge fing in seiner Wuth nun an, die vom Burgthor gegen die Mariahilferstraße zu aufgestellten Gaskandelaber umzureißen. Das armdick ausströmende Gas wurde angezündet, und hoch loderten die mächtigen Feuersäulen gegen den Himmel. Ein furchtbar schöner Anblick! Vom Hofstallgebäude zog die jauchzende Menge zum Ingenieurgebäude, der jetzigen Stiftskaserne, zum Eßterházyschen Palais und zum kaiserlichen Waldamte auf der Mariahilferstraße, wo ebenfalls die Fenster eingeworfen wurden. Bei dem Klostergebäude und der Kirche der Barnabiten in Mariahilf staute sich die Masse zu einem undurchdringlichen Knäuel, und erhob ein Geschrei, Gejohle und Pfeifen,

*) Kurz nach den Märztagen veröffentlichten die Wiener Journale über den bedauernswerthen jungen Mann folgende Notiz: „(Aufforderung und Bitte an Wien's edelmüthige Menschenfreunde.) In den Nachmittagsstunden des 17. März starb im hiesigen allgemeinen Krankenhause an den Folgen eines erhaltenen Schusses, der Schüler der II. Humanitätsklasse am Josefstädter Gymnasium Karl Konicsek, 19 Jahre alt, durch alle Jahrgänge seiner Studienzeit zweiter Accedent, war jetzt schon die Stütze seiner alten 57jährigen Mutter, der ganz mittellosen Witwe eines Strumpfwirkers. — In den Abendstunden des verhängnißvollen 13. März begibt sich der junge Mensch, nachdem er noch um 7 Uhr Unterricht im Italienischen ertheilt, an das Glacis der k. k. Stallungen. Eine Decharge, die, wie er sagte, plötzlich aus den dortigen Fenstern gegeben wird, streckte ihn, den harmlosen Zuseher nebst vier anderen Personen zu Boden, und zerschmetterte sein Schenkelbein. Man hatte Anfangs Hoffnung sein Leben zu retten. — Doch leider erlag der Verwundete der schmerzhaften Operation, die geschehen mußte, um die Splitter des zerschmetterten Beines zu beseitigen.

Mit dem Hinscheiden dieses hoffnungsvollen Jünglings geht auch die letzte Hoffnung seiner Mutter für die Freuden dieser Welt zu Grabe. Hat sie doch Alles verloren. Der Sohn war ja ihre einzige Stütze — der einzige Trost in ihrem kummervollen Leben — der einzige Stolz ihrer Seele, denn er war ein hoffnungsvoller, guter Sohn.

Und so ist denn unsere Bitte an alle edlen Menschenfreunde gerichtet, nicht dem Schmerz der Mutter zu Hilfe zu kommen, denn das vermag nur Gott und die Zeit, wohl aber an der nun ganz Stützlosen das Werk edler Barmherzigkeit zu üben.“

*) Der „Augenzeuge“ sagt im Wesentlichen: Es wird behauptet: „Die Reitknechte hätten aus den kaiserlichen Stallungen am 13. März auf vorübergehende, ganz unschuldige Menschen geschossen.“ Diese Behauptung ist durchaus unwahr; denn:

1. War das Dienstpersonale in jenem Gebäude gänzlich unbewaffnet. Die kaiserliche Zeughauskammer blieb verschlossen.

2. Waren es keine unschuldigen Vorübergehenden, welche an jenem Abend gegen das Gebäude der kaiserlichen Stallungen am Glacis anstürmten, sondern einer jener Haufen, deren bedauerlichen Exzessen erst später, sowohl in den Vorstädten als auch in den Umgebungen der Stadt, durch die moralische Macht und das heldenmüthige Einschreiten der Nationalgarde, in Verbindung mit den Linientruppen, ein Ziel gesetzt werden konnte.

3. Der militärische Wachposten des Gebäudes der kaiserlichen Stallungen, unter dem Kommando des Lieutenants Ridler, machte sogar erst dann von seinen Schießwaffen Gebrauch, als die, aus den Vorstädten sich heranwälzende Pöbelmasse schon in das Gebäude geschossen hatte, Feuer an das Thor gegen die Mariahilferstraße gelegt, und brennende Pechkränze in das Gebäude geworfen hatte, durch die zertrümmerten und dann erstürmten unteren Fenster. Aus den Wohnungen im oberen Stockwerke hatten sich die Bewohner vor den, durch die zerschlagenen Fenster hereinfliegenden Steinwürfen flüchten müssen.

Wer trägt nun wohl die Schuld, wenn unbetheiligte Vorübergehende verwundet wurden? Der Soldat, dessen Kugel ohne sein Vorwissen das unschuldige Opfer traf? — Oder vielmehr die tobende Rotte, deren mordbrennerische Versuche die pflichtmäßige Vertheidigung des, seiner Ehre anvertrauten Postens hervorrief?

das mit einer förmlichen Katzenmusik schloß. Mehrere Pikets Husaren suchten den Zudrang auf der Mariahilferstraße abzusperren, wurden jedoch verhöhnt und mit Steinen beworfen, und ergriffen, nachdem sie ihre Pistolen ohne Schaden anzurichten, abgefeuert hatten, die Flucht. Höchst furchtsam benahm sich eine Abtheilung Grenzer (Kroaten), die mit einem Transporte Wien passirten und im Hotel „zum goldenen Kreuz“ einquartiert waren. Die Truppe stand gerade vor dem Thore des Gasthofes, als sich der exzessive Volkshaufe über die Mariahilferstraße wälzte. Bei diesem ungewohnten Anblicke verließen die Kroaten eiligst ihren Posten und verbargen sich sammt ihren Waffen in den Schlupfwinkeln des Hauses.

Gegen Mitternacht hatte sich der größere Theil des wüthenden Proletariats vor die Linie gezogen, und nur wenige vereinzelte Gruppen waren um die Feuersäulen der Gaskandelaber getagert. — Tiefe Ruhe herrschte bereits auf den Straßen, nur von einzelnen Rufen unterbrochen. Außer der Linie jedoch, wo die längst verbissene Wuth frisch angefacht wurde, gings die Nacht hindurch entsetzlich zu.




## 104.

## Das Proletariat.

Es ist herzzerreißend, die Greuel zu verfolgen, welche vor den Linien von einer rohen, gänzlich verwahrlosten Pö-

belmasse verübt wurden. Daß solche Grenel überhaupt begangen werden konnten, zeigt am dentlichsten, wie von der vormärzlichen Regierung Alles verabsäumt wnrde, nm nnter den von ihrer Händearbeit lebenden Klassen der Bevölkerung nur einigermaßen Sitte, Bildnng und Aufklärnng zn verbreiten. Es wnrde von reaktionärer Seite häufig die Behauptnng ausgesprochen, diese Pöbelexzesse wären durch fremde Agenten angestiftet worden, es hätten dnrch eingeschmuggelte Bücher unter der Arbeiterbevölkerung die Lehren der französischen Sozialisten Eingang gefunden, es sei dnrch diese Ausbrüche der Volkswnth den Fabriksbesitzern das Unrecht vergolten worden, welches sie durch eine langjährige Mißhandlung ihrer Arbeiter an dem gesammten Arbeiterstand begangen. Die Tendenz dieser und anderer ähnlicher Behanptnngen war, die Thatsache zu beschönigen, daß die Märztage einen *Pöbel* in Wien vorfanden, welcher der verwerflichsten Grenelthaten fähig gewesen und den niedrigsten Trieben sich ergeben zeigte. Aber es läßt sich leicht nachweisen, daß alle diese Behanptungen selbst des *Scheines* einer Grnndhältigkeit entbehren. Von ansländischen Agenten, von Wühlern, welche im Auftrage irgend eines Revolutionskomité's die Arbeiter Wien's und seiner Vororte aufgewiegelt hätten, ist niemals auch nur die leiseste Spur entdeckt worden. Die zahlreichen Exzedenten, welche in der Nacht vom 13. auf den 14. März verhaftet und später theils von der Polizei, theils von dem Gerichte verhört wurden, haben, über die Motive ihrer Ausschreitnngen befragt, anch nicht in einem einzigen Falle ausgesagt, daß sie von irgend Jemand Geld dafür bekommen hätten, um einen Exzeß zu begehen. Sie gaben alle übereinstimmend an, daß sie in großer Nothlage sich befanden, zumeist kaum ihren Hnnger stillen konnten, und bei der Wahrnehmnng, daß die Macht der Polizei hinfällig geworden sei, auf den Gedanken verfielen, den Gewerbsleuten, namentlich den Händlern mit *Lebensmitteln*, Angst und Schrecken einznjagen, *um von ihnen etwas zum Essen zu bekommen*. Nachdem sich Niemand entschlossen zeigte, sie in diesem Treiben zu hindern, nachdem sie sich bei den Bäckern und Selchern, in den Wirthsstnben und Branntweinhäusern *vollgegessen und vollgetrunken*, und sogar von einzelnen geängstigten Geschäftsinhabern *Geld* bekommen hatten, damit sie weiter zögen, wollen sie über die Ursache ihres Nothstandes nachgedacht haben und zu dem Schlnsse gekommen sein, daß ihre Arbeitgeber, die *wohlhabenden Fabriksbesitzer*, die Qnelle ihres Unglückes seien. In einzelnen Industriezweigen waren nämtich während der Vierzigerjahre bedeutende Nenernngen eingeführt worden. Durch viele derselben, namentlich dnrch die Perotinémaschine, dnrch welche zahlreiche Drucker entbehrlich gemacht, also arbeitslos wnrden, war der Nothstand unter den Arbeitern, nnd bei einzelnen Branchen derselben insbesondere, erheblich vermehrt worden. Für die Einführung dieser Maschinen, durch welche auch die in Arbeit Befindlichen in ihrem Lohne bedeutend verkürzt wurden, gedachte nun die hungernde Klasse der Arbeiter bei irgend einem sich ihr darbietenden Anlasse *Rache* und *Vergeltung* zu üben. Am *13. März ward ihr die Gelegenheit hierzu geboten*. Sie erstürmte die Fabriken, zerstörte dort die ihr das tägliche Brod raubenden Maschinen, erbrach die Wohnungen und Magazine der Fabriksherren, steckte deren Hänser in Brand nnd vernichtete deren Hab und Gut. — *Violand* hebt bei der Besprechung dieser Greuel und deren Ursachen hervor, daß hierbei um keines Pfennigs Werth gestohlen worden wäre, daß ein Arbeiter den Anderen strenge überwacht, nnd jeder Einzelne sich darauf beschränkt hätte, den *hartherzigen* Fabriksbesitzern einen möglichst großen Schaden zuznfügen. Die gerichtliche Vernehmnng der meisten Exzedenten hat die Grnndlosigkeit *dieser* Behauptung *Violand's* erwiesen, aber eine andere seiner Bemerkungen trifft zn. *Jenen Fabrikanten, welche gegen die Arbeiter milde und gutherzig waren, brachten dieselben donnernde Hoch's, und alle Anstrengungen wurden von Seite der Arbeiter gemacht, damit die Häuser und Etablissements dieser Fabrikanten von den in deren unmittelbarer Nähe lodernden Bränden verschont blieben.* Wer sich daranf beschränkt, diesen Unterschied, der von den Arbeitern gemacht wnrde, in's Ange zu fassen, hat Recht, mit *Violand* zu behaupten, daß in den Märztagen ein strenges, brutales *„Volksgericht,“ aber doch ein solches* abgehalten wurde.

Nachdem die Arbeiter auch bei der Zerstörnng der Fabriken keinen, oder wenigstens nur einen ganz geringen Widerstand fanden, ließen sie ihrer Wnth nnd Erbitterung die Zügel und wendeten sich gegen die *Polizei-* und *Gerichtsgebäude*, sowie gegen die *Mauthgebäude* bei den Linien, gleichfalls ans Motiven, die nicht schwer zn errathen sind. Es ist begreiflich, daß bei den kleinen Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und Fabrikanten, welche die Polizeibehörde anszutragen hatte, die Arbeiter häufig den kürzern Theil gezogen haben nnd von der Polizei zur Nachgiedigkeit oder gar zu einem Schadenersatze verhalten worden sein werden. Für den Fabrikanten sprach ja in den meisten Fällen der Buchstabe des Gesetzes, welches ihm eine bevorzugte Stellung im Staate und in der Gesellschaft einränmte, und da das ideele Recht für die Polizeibehörde nicht existirte, so gab sie dem Arbeiter Unrecht, wenn auch für den Fabrikanten eben nichts anders als der Buchstabe des Gesetzes sprach. Die vormärzlichen Zustände drachten es überdies mit sich, daß jeder Einzelne im Staate, namentlich aber die Bewohner Wiens, und nnter diesen wieder vorzngsweise die ärmere Volksklasse mit der Polizei hänfiger in Berührung kamen, als es ihnen angenehm sein kounte, und die Klage über polizeilichen Druck, polizeiliche Willkür, polizeiliche Chikane u. s. w. war so recht eigentlich eine allgemeine Volksklage. Ist es nnn zn wnndern, daß die hungernde Klasse der Arbeiter, welche ihre Unzufriedenheit, ihren Unmuth über die Polizei blos aus Furcht vor derselben verheimlichte, diese Unzufriedenheit und diesen Unmnth in dem Augenblicke zum vollen Ausbruche kommen ließ, als sie nicht mehr Grund hatte, sich vor der Polizei zu fürchten? Das Gleiche gilt von den *Grundgerichten*, die sich durch eine langwierige, kostspielige Prozedur ebenso verhaßt gemacht hatten und die schon wegen ihres abhängigen Verhältnisses zu ihrer „Herrschaft“ nicht im Stande waren, der Bevölkerung den nöthigen Respekt einzuflößen. Die Erstürmung der *Linienmauthämter*, von welchen die *Verzehrungssteuer* eingehoben wurde, bedarf endlich wohl

keiner Erklärung, denn die Verzehrungssteuer war von jeher ein Gegenstand der tiefsten Abneigung für die unteren Volksklassen, die ihr die Schuld beimaßen, daß sie die Preise der Lebensmittel vertheuere. Unter diesem Hasse hatten auch die Finanzwächter zu leiden, die ihrer Berufsthätigkeit wegen mit Vielen aus der armen Balkklasse häufig in Konflikt geriethen und bei derselben schon seit Langem übel angeschrieben waren.

Sa sehr aber die varmärzlichen Zustände geeignet waren, eine Arbeiterbewegung zu begünstigen, sa unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ähnliche Exzesse, wie die in den Vorarten Wiens während der Märztage verübten, nur in einem Staate sich ereignen konnten, der für die Erziehung und Bildung des Volkes soviel wie nichts gethan hatte und dessen Regierung Jahrzehnte lang gleichgiltig zusah, wie die ärmeren Volksklassen ahne alle Elementarkenntnisse, ahne den nathdürftigsten Schulunterricht, weder des Schreibens nach Lesens kundig, heranreiften.

## 105.

## Der Beginn des Anfanges.

Für die westlichen Wiener Varstädte und namentlich für die daran grenzenden Gemeinden außerhalb der Mariahilferlinie war die Nacht vam 13. auf den 14. März eine Nacht voll Gräuel und Entsetzen. Wer sie miterlebte, wer Zeuge ihrer Begebenheiten war, wird sie nimmer vergessen! Ueber die Vorgänge außerhalb der bezeichneten Linie liegen uns zahlreiche Mittheilungen aus jenen Tagen vor. „Auf dem Braunhirschengrunde hatte man noch um die Mittagsstunde des 13. März“ — schreibt ein Augenzeuge — „keine Ahnung davon, daß in der innern Stadt der Aufstand bereits ausgebrachen sei. Die Gewerbe und Geschäfte waren im besten Gange, alle Straßen waren überfüllt van den aus den Fabriken strömenden Arbeitern, die nach Hause eilten, um ihr Mittagsessen einzunehmen. Der „Knecht“ eines Gastwirthes war der Erste, der die Nachricht aus der Stadt brachte, daß die Studenten zum Landhaus gezogen seien, im Hofe desselben Reden gehalten und das Volk aufgefardert haben, die Regierung zu stürzen. Diese Mittheilung wurde anfänglich ungläubig aufgenammen. Zuerst stritten ein paar Arbeiter sagar darüber, „ob die Regierung es verdiene, gestürzt zu werden“; andere Arbeiter kamen dazu, und im Laufe einer Viertelstunde war var dem Schwender'schen Kasina, wa diese Szene stattfand, „die erste Vatksversammlung“ fertig. Alsbald wurden heftige Reden gehatten, ein paar deutsche Ausländer ergriffen gleichfalls das Wort, erzählten von der Julirevalutian und der belgischen Revalutian, die sie mitgemacht hatten, und nach einer Weile wurde vam Füesten Metternich und von seinen Anhängern mit ebenso wenig Respekt, als wie von den Ministern Karls X. gesprochen. Das war der Beginn des Anfanges.“

In die Fabriken kehrte nach genassenem Mittagmal nun wohl keiner der Arbeiter mehr zurück. Die Einen trieb die Neugierde in die Stadt, die Anderen gingen in ihre Kneipen, um über das, was in der Stadt vargehe, Nachrichten einzuhalen und ihre Meinungen auszutauschen. Bis vier Uhr sah es trotz alledem vor der Mariahilferlinie ziemlich friedlich aus, etwa wie an einem Sanntage; denn die Straßen und Gassen waren außergewöhnlich betebt und das Treiben in denselben ein sehr reges. In den Kaffeehäusern saßen die Bürger ebensa wie zu gewöhnlichen Zeiten, nur mit dem Unterschiede, daß sie heute ganz wider ihre Gewahnheit über große staatliche Angelegenheiten sprachen. Erst nach vier Uhr Nachmittags ging in der Phisiognomie jener Gegend eine merkliche Veränderung vor, und zwar, als von der Linie her eine Schaar aufgeregter, dem Arbeiterstande angehöriger Männer längs der Schönbrunnerstraße hinauszog, welche über die Vorgänge im Landhaus, und daß auf das Volk geschassen worden sei, die ersten Nachrichten brachten. Einer von diesen Arbeitern, ein Vielen bekannter Druckergeselle, war an der Schutter leicht verwundet warden, und schritt mit entblößter Wunde einher. Diese Leute begleitete ein Strom von Menschen, der immer mehr und mehr anschwall. Van Zeit zu Zeit machten die Arbeiter Halt, um laut zu verkünden, was in der Stadt vargehe, und um was es sich für die Bevölkerung dabei handle. Sie forderten die Menge auf, den Studenten, die das Zeichen zum Aufstande gegeben und den Bewahnern der innern Stadt, die sich den Studenten angeschlassen, zu Hilfe zu eilen, sich sa gut als möglich, mit eisernen Stäben, Stangen, Stöcken, Steinen, oder was jeder Einzelne sonst zur Hand habe, zu bewaffnen, sich var dem Burgthore zu sammeln und dann, wenn sie in Masse beisammen seien, durch eines der Stadtthare sich den Eingang zu erzwingen.

Es braucht wahl nicht erst hervargehaben zu werden, daß diesen Aufforderungen allsagleich nachgekommen wurde, und um sa mehr, als die Nachricht, daß man auf das Balk geschassen habe, daß Blut geflassen und manches Menschenleben geapsert warden sei, mit einem Aufschrei der Entrüstung aufgenammen wurde. Auch die Fabriksbesitzer, die Hausherren, der sogenannte Mittelstand, vernahmen diese Nachricht mit Abscheu und Entsetzen. Den Arbeitern mag daher wenig Widerstand entgegengesetzt worden sein, ats sie in die Fabriken, in die Häuser eilten, um sich dort Stangen, Stöcke, Eisenstäbe und andere „Waffen“ zu halen, die sie gegen das Militär gehörig anzuwenden versprachen. Gegen sechs Uhr leerten sich außerhalb der Linie die Straßen, Tausende waren über die Mariahilferstraße gegen die Stadt gezogen, und mancher Wahlhabende hatte sich wohl auch unter die Arbeiter gemischt, um auf dem Zug in die Stadt, und bei den während desselben in Aussicht stehenden Ereignissen zugegen zu sein. Die Mariahitferstraße war um diese Zeit mit den Bewohnern von Sechshaus, Fünfhaus und den angrenzenden Gemeinden überfüllt. In dem unteren Theile derselben stackte der Zug jener „Bewaffneten“, die der Stadt zu Hilfe eilen wallten, denn um die kaiserlichen Stallungen, am Ausgange der Straße, drängte sich zu dieser Stunde bereits eine ungeheure Menschenmasse. Nachdem dieselbe durchbrochen worden war, wurden beim äußeren Burgthore vergebliche Versuche gemacht, in die Stadt zu gelangen. Auf der Bastei, zu beiden Seiten des Thares war zahtreiches Militär aufgestellt, und

starrten die Mündungen von vier Kanonen den Angreifern entgegen.

Nach einem etwa halbstündigen Tumulte ging jedoch die Masse nach allen Seiten auseinander, um bei anderen Stadtthoren sich Eingang zu verschaffen; ein Theil zog aber zu den kaiserlichen Stallungen zurück und fing mit der an den Fenstern des Gebäudes sich gelagerten Wache die ersten Händel an; den Konflikt, der hier gegen die achte Abendstunde ausbrach, haben wir bereits früher geschildert. Die Masse von Proletariern, die bei den Stallungen genöthiget wurde, die Flucht zu ergreifen, zog sich längs der Mariahilferstraße zurück, und beging nun während ihres Zuges die ersten rohen Exzesse. Friedliche Spaziergänger wurden von ihr gröblich insultirt, die Läden der Bäcker, Selcher, Greißler und anderer Geschäftsleute vollständig ausgeplündert, die Gaskandelaber umgeworfen, und das aus der Leitung armdick herausströmende Gas entzündet, die Hausthore erbrochen, und die Fenster zertrümmert. Diese Exzesse nahmen von Minute zu Minute immer mehr und mehr überhand, und wurden immer gräulicher. Von der Polizei oder anderen Organen, die ihnen hätten Einhalt gebieten können, zeigte sich nirgends eine Spur, und die Exzedenten wurden daher immer übermüthiger und zerstörungssüchtiger. Erst bei der Mariahilferlinie fanden sie einigen Widerstand.

## 106.

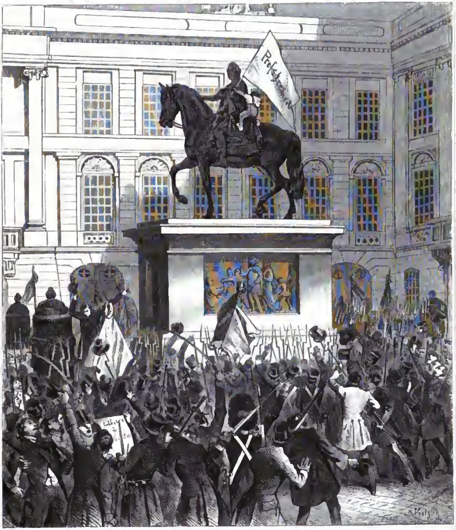
## Die Zerstörung der Mariahilferlinie.

Wir haben bereits bemerkt, daß und aus welchen Gründen die Verzehrungssteuer für die unteren Volksklassen ein Gegenstand des Abscheues war. In der That blieb von den Märzereignissen auch kein einziges Wiener Verzehrungssteueramt gänzlich verschont. Einzelne derselben, darunter namentlich jenes an der Mariahilferlinie, litten jedoch thatsächlich furchtbar. Schon während des Zuges der außer der Linie wohnenden Bevölkerung nach der Stadt mußten sich die hier postirten Beamten und Finanzwachmänner die gröbsten Insulten gefallen lassen. Es wurden die Fenster ihrer Amtsstuben eingeworfen, den einzelnen Finanzwächtern rohe Beschimpfungen zugerufen, ja sogar in's Gesicht gespieen. Die Betroffenen geriethen darüber in eine begreifliche Erbitterung. Das Klügste wäre es gewesen, wenn sie dem Hasse der Bevölkerung aus dem Wege gegangen wären, auf Beistand von Seite der Polizei oder des Militärs konnten sie nicht zählen, und sie waren an diesem Tage überhaupt ein verlorener Posten. Dies scheinen sie jedoch übersehen zu haben, denn in einem Anfalle von falschem Ehrgefühle beschlossen die Beamten und Finanzwachmänner, allen weiteren Insulten mit kräftiger Abwehr zu begegnen. Die erste Folge davon war eine Rauferei zwischen den Finanzwachmännern und der sie mit Steinen unaufhörlich bombardirenden Straßenjugend. Die Finanzwachmänner hieben mit flacher Säbelklinge unter die Burschen und trieben sie sogleich in die Flucht. Dabei wurden ein paar Jungen blutig geschlagen, was die weitere Folge hatte, daß die bisher passiven Zuseher des Krawalles nun gleichfalls gegen die Finanzwächter auftraten. Ein hitziges Handgemenge zwischen zahlreichen Arbeitern und anderen, der ärmeren Volksklasse Angehörigen, dann der mit ihnen verbündeten Straßenjugend auf der einen, und den Finanzwachmännern auf der anderen Seite, kam nun zum Ausbruche. Die Menge wollte den Wachmännern ihre Waffen entwinden, welchem Vorhaben sich dieselben natürlich energisch widersetzten. Sie hieben nun nicht mehr mit der flachen, sondern mit der scharfen Klinge unter ihre Angreifer ein. Einzelne wurden verwundet, die ganze Masse aber wurde hiedurch in Raserei versetzt. Von allen Seiten erscholl während des Getümmels der Ruf, daß die Finanzwachmänner jeden Tropfen Blutes, den sie vergießen, mit ihrem Leben bezahlen müssen, daß das Linienamt der Erde gleich gemacht werden solle, u. s. f.

Den wenigen Finanzwachmännern standen Hunderte von, freilich unbewaffneten Personen gegenüber, deren Angriffen sie aber doch nicht lange Stand halten konnten. Sie waren gezwungen, sich alsbald auf ihre Wachstube zurückzuziehen, wo sie förmlich belagert wurden, und von deren zertrümmerten Fenstern aus sie es mit anhören mußten, wie die in Wuth gerathene Menge darüber Berathung hielt, was sie mit ihnen, den Beamten nun eigentlich anfangen solle. Die Einen waren dafür, die Beamten aufzuhängen und das Amtsgebäude niederzubrennen. Die Anderen wollten, daß man auf das Letztere sich beschränke. Zuerst begann man auch hier damit, daß man die Gaskandelaber ausriß und das Gas entzündete. Es heißt, daß in diesem Augenblicke vom Amtsgebäude aus auf die Menge geschossen worden sei, und daß in Folge dieses Schusses das Haus zerstört worden wäre. Diese Mittheilung erscheint aber umsoweniger glaubwürdig, als die im Amtsgebäude befindlichen Personen bereits zu sehr eingeschüchtert waren, um durch irgend einen feindseligen Akt die Wuth der über sie erbitterten Menge geradezu auf sich zu lenken. Sicher ist, daß die später herbeigekommenen Proletarierhaufen, die bereits durch allerlei Exzesse sich berauscht hatten, und zudem brennende Fackeln sich vortragen ließen, in ihrer Zerstörungswuth sich dazu angetrieben fühlten, das Holzwerk des Amtsgebäudes in Brand zu stecken. Es ist begreiflich, daß sie von den im Gebäude noch verweilenden Personen daran umsoweniger gehindert wurden, weil die vor dem Hause sich drängende Menge diesem Beginnen die vollste Zustimmung zollte.

Zuerst gingen ein paar vor dem Gebäude stehende, beladene Frachtwagen in Flammen auf, mittlerweile hatte auch das Dach des Gebäudes selbst Feuer gefangen, nachdem man wiederholt brennende Scheiter auf dasselbe geworfen hatte. Um nicht in den Flammen den sicheren Untergang zu finden, ergriffen nun die im Gebäude wohnenden Beamten sammt ihren Familien die Flucht, was ein geradezu erbarmungswürdiges Schauspiel bot. Eine Schaar wehklagender Kinder, die größtentheils aus den Betten aufgeschreckt worden waren und in Nachtkleidern sich befanden, beeilte sich, ihr Leben zu retten. Die Menge war zu aufgeregt und blind in ihrer Wuth, als daß sie dieser Anblick hätte rühren können. Während Frauen und Kinder durch das Thor des Gebäudes zu entkommen suchten, ergriffen die

Beamten und Finanzwachmänner durch die rückwärtigen, auf den Linienwall hinausmündenden Fenster, unbemerkt von der Menge, die Flucht. Ein Finanzwächter, der sich jedoch verspätet hatte, und den der mittlerweile vorgeschrittene Brand daran hinderte, durch die rückwärtigen Fenster zu entfliehen, sprang in seiner Verzweiflung aus einem in



Ovation bei der Josefsstatue.

der vorderen Straßenfront befindlichen Fenster des ersten Stockwerkes mitten unter die wuthschnaubende Menge hinein,

die, überrascht von seinem Beginnen, ihn mit heiler Haut davonkommen ließ. Das Haus stand etwa nach einer halben Stunde in lichter Lohe. Die bei jedem Fortschritte des Brandes beifalljauchzende Menge warf sich nun auf die Nebengebäude, um auch hier Alles zu zerstören und zu verwüsten. Eine Hütte, in welcher die große Amtswage sich befand, wurde im Laufe weniger Minuten demolirt und die Bruchstücke der kolossalen Wage in das brennende Amtsgebäude geworfen. Das riesige Holzgitterthor der Linie wurde aus den Angeln gehoben, unter gräßlichem Schreien und Lärmen mit seiner ungeheuren Wucht auf das Pflaster geworfen, auf dem es laut dröhnend zusammenstürzte. Seine Trümmer wurden in der Mitte des Platzes auf einen großen Haufen zusammengetragen, der sodann in Brand gesteckt wurde.

Selbst in die ebenerdigen Gemächer des brennenden Hauses, in denen sich die Amtsstuben befanden, drang die Menge, Alles, was sich darin vorfand, Akten-Faszikel, Amtsbücher, Tische und Sesseln wurden bei den Fenstern auf den Amtsplatz hinausgeworfen, und zur Vermehrung des riesigen Brandes massenweise in die lichterloh brennenden Trümmer des Gitterthores geschleudert. Auch eine Handkasse mit ihrem Inhalte von Kupfergeld und anderen Scheidemünzen wurde in den Scheiterhaufen geworfen. Das Flammenmeer, dem die Mariahilferlinie preisgegeben wurde, erhellte die finstere Nacht tageshelle, und verbreitete seine heiße Glut auf viele hundert Schritte weit.

In den Amtsstuben sollen auch einzelne Finanzwächter, denen es an Muth oder an der Gelegenheit gefehlt hatte, rechtzeitig zu entfliehen, aufgefunden worden sein. Dieselben wurden aus den Verstecken, hinter denen sie sich verborgen hatten, hervorgerissen, und waren nun in der Gefahr, ein gräßliches Ende zu finden. Nicht wenige waren Willens, sie in die Flammen hineinzuwerfen, und dort umkommen zu lassen, man riß ihnen die Uniformen vom Leibe und schlug sie solange in's Gesicht, bis sie blutbedeckt zusammenstürzten. Die meisten dieser Opfer der Volkswuth kamen jedoch trotz alledem mit dem Leben davon. Von Einzelnen derselben sind später eine Menge „Heldenstücke" erzählt worden, die jedoch das Gepräge der Erfindung an sich tragen. „In einem Zimmer", wurde unter Anderem berichtet, „hatte sich ein Finanzwächter verspätet, der es nicht über sich bringen konnte, Alles wie es lag und stand, in Stich zu lassen, und nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht zu sein. Da hörte er plötzlich, wie in das anstoßende Zimmer die Menge eindringt und die zu ihm führende, von Innen verriegelte Thüre mit einer Hacke zertrümmert. Das Zimmer hatte nur einen Ausgang, und der Finanzwächter, der nicht entfliehen konnte, sah den gewissen Tod vor Augen. Eine Minute später schon drang die Menge in das Gemach, voran ein Mann von gigantischer Gestalt, der eine Zimmermannshacke in den Händen schwang." Es wird weiter erzählt, daß sich diesen Eindringenden der Finanzwächter gegenübergestellt, auf den Anführer der Schaar einen Schuß abgefeuert, und dadurch Alles mit solcher Angst erfüllt haben soll, daß er ungefährdet entwischen konnte. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Begebenheit braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden. Thatsache ist es, daß Einer von den Finanzwächtern, der in einem Nebengebäude des Linienamtes sich versteckt hielt, einen gräßlichen Tod fand. Die Menge, die ihn aufgriff, entwand ihm das Gewehr, an dem der Hahn gespannt war, schnürte ihm Arme und Füße zusammen, und schleppte ihn auf den Amtsplatz hinaus, wo der Arme trotz des fürchterlichen Geschreies, das er erhob, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen, sich los zu machen, in den hell lodernden Scheiterhaufen hineingeworfen wurde. Zweimal, wird erzählt, sprang der Unglückliche aus dem Brande heraus, beim zweiten Mal waren seine Kleider bereits von dem Feuer ergriffen gewesen, aber jedesmal wieder wurde er in die Flammen zurückgeworfen. Das Schreien und Jammern des bei lebendigem Leibe Verbrennenden soll selbst in weiter Entfernung von der Linie gehört worden sein. — Später wollte man die Entdeckung gemacht haben, daß dieser unglückliche Finanzwächter eigentlich ein Proletarier gewesen sei, der einem Finanzwächter seine Uniform gestohlen und sich dieselbe angezogen habe. Es liegt wohl auf der Hand, daß auch diese letztere Version zu jenen Lügenmärchen gehört, die nachträglich ersonnen worden sind.

## 107.

## Die Zerstörung der Fabriken.

Nachdem bei der Mariahilferlinie das Werk der Vernichtung und Verwüstung vollbracht war, zog die Menschenmasse nach Fünf- und Sechshaus, um dort ihre Unthaten fortzusetzen. Die ersten Gebäude außer den Linienwällen kamen noch ziemlich gut davon, kaum daß einzelne Fenster eingeworfen, einzelne Hausthore und Gewölbthüren beschädigt wurden. Das erste Objekt, welches der wüthende Pöbel sich zum Opfer erwählt hatte, war das Gewölbe und die Wohnung des Kaufmanns Würffel. Mit furchtbarer Wuth und unheildrohender Schnelligkeit drang die berauschte Rotte in sein Gewölbe und seine Wohngemächer, plünderte und zerschmetterte Alles, was sich nur vorfand, vergriff sich an seinen Töchtern, welche, die unvermeidliche Lebensgefahr nicht beachtend, unerschrocken die Wuth dieses Pöbels durch Geldaustheilen zu hemmen suchten, — und zerrte sie, die mit erhobenen Händen nur um Schonung des Lebens ihrer Eltern flehten, bei den Haaren herum. Würffel selbst soll genöthigt worden sein, aus einem Fenster des ersten Stockwerkes auf die Straße hinabzuspringen, um das nackte Leben zu retten. Seine Familie und sein Gesinde retteten nur dadurch das Leben, daß sie sich auf die Kniee warfen und um Schonung flehten. Auch ein Nachbar Würffel's, ein im anstoßenden Hause wohnender Fleischselcher wurde arg mitgenommen und vollständig ausgeraubt. — Von hier aus zog ein Theil der Menge nach der kleinen Mariahilferlinie, die Mehrzahl aber verbreitete sich über Fünfhaus, Sechshaus, Gaudenzdorf und die angrenzenden Gemeinden, und erbrach die Bäcker-, Fleischer- und Selcherläden, darin alles ausraubend und verwüstend. Einzelne Wirthe suchten die Angreifer durch Geld, durch Verabreichung von Speise und Trank von Gewaltthätigkeiten in ihren Lokalen abzuhalten, aber umsonst. Die Wüthenden nahmen das Eine oder das Andere, und zerstörten oder plünderten doch. Im Gegentheile wurden die wil-

den Rotten durch den übermäßigen Genuß von Wein und Bier noch mehr erhitzt, und da sie keinen Widerstand fanden, und durch fortwährenden Zuzug verstärkt wurden, so begannen sie nun, die großen Fabrikswerke anzugreifen. Wir haben früher erwähnt, daß die Erwerbslosigkeit in Folge der Einführung neuer Maschinen in den Fabriken bei einzelnen Arbeiterklassen einen bedenklichen Höhegrad erreicht hatte. Durch diese Maschinen, denen die erbitterten Arbeiter überhaupt ihr ganzes Elend zuschrieben, waren die Fabriksbesitzer den brodlos gewordenen Arbeitern ein Gegenstand des tiefsten Hasses geworden. Diese Unglücklichen hatten es zum Unterschiede von den übrigen Exzedenten nicht darauf abgesehen, zu plündern und zu brennen, sondern die Zerstörung der ihnen verhaßten Maschinen war ihr Hauptaugenmerk. Die ersten von den großen Webe- und Druckfabriken, die der Zerstörungswuth zum Opfer fielen, waren jene der Brüder Granichstätten und von Weiß. Das schöne, weitläufige Etablissement der Brüder Albert und Emanuel Granichstätten in Sechshaus (Wehrgasse 74 und 75) war im Verlaufe von kaum zwei Stunden in eine Ruine verwandelt worden. Schon in den Nachmittagsstunden soll mit dem Untergang dieser Fabrik von den Arbeitern gedroht worden sein. Ein seiner Härte wegen unter den Arbeitern verhaßter Werkmeister hatte, wie berichtet wird, wegen einer Differenz bei der Berechnung des Arbeitslohnes einen heftigen Auftritt mit zwei Arbeitern, die ihm in ihrer Erbitterung damit gedroht hatten, daß sie ihm die Fabrik anzünden und auf diese Weise auch ihn in seinem Lohne verkürzen werden. Die übrigen Arbeiter nahmen natürlich gleichfalls gegen den Werkmeister die Partei und es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, daß nur in Folge dieses Auftrittes die Zerstörung der Fabrik vorgenommen wurde. Die Bewohner des Fabriksgebäudes sahen dem Vernichtungswerke schon Stunden vorher mit Angst und Entsetzen entgegen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde hieß es: „Jetzt kommen sie!“ Aber die vorbeiziehenden Proletarierhaufen ließen das Fabriksgebäude unbehelligt, als ob sie von demselben gar nicht Notiz nehmen wollten. Zahlreiche Rotten von Arbeitern strömten ununterbrochen ab und zu, in allen ihren Bewegungen von den Fabriksbewohnern belauscht, die in ihren Wohnungen kein Licht anzuzünden wagten, um nur nicht die Aufmerksamkeit der Straßenbevölkerung auf sich zu ziehen. Um 3 Uhr Morgens nahmen jedoch die Angriffe auf das Fabriksgebäude ihren Anfang. Eine Schaar von etlichen hundert Arbeitern zertrümmerte mit Axthieben das verschlossene Einfahrtsthor und drang in sämmtliche Räumlichkeiten der Fabriks- und Wohnungsgebäude, Alles, was ihnen unter die Hände kam, zerstörend und verwüstend. Der Schaden, der hier angerichtet wurde, soll sich auf weit mehr als 200.000 fl. belaufen haben, denn in dem Wohn-, wie in dem Fabriksgebäude wurde von der entfesselten Menge auch nicht das Geringste verschont. Den Familien der Brüder Granichstätten gelang es nur unter unsäglichen Gefahren, ihr Leben in Sicherheit zu bringen, und wenn sie sich nur eine ganz kurze Zeit im Gebäude länger aufgehalten hätten, so würden sie rettungslos verloren gewesen sein, da das ganze Gebäude niedergebrannt wurde.

Ein gleiches Los traf die Druckfabrik von Weiß und die Appreturfabrik von Zappert. Das letztere Etablissement wäre vielleicht diesem Schicksale entgangen, wenn Einer von den Bediensteten in später Abendstunde nicht so unbesonnen gewesen wäre, einen kleinen Jungen, der mit einem Steine nach den Fenstern des Fabriksgebäudes warf, mit einem Stocke blutig zu schlagen. Auf das Geschrei des Burschen strömten die Arbeiter herbei und als sie in ihrer aufgeregten Stimmung von den Vorgängen bei den Fabriken von Granichstätten und Weiß hörten, so ließ man auch hier der Zerstörungswuth die Zügel schießen.

Das nächste Objekt der Verwüstung und Plünderung war die Rosoglio- und Branntweinbrennerei von Friedmann. Die in dieser Fabrik beschäftigten Arbeiter hatten weder Ursache, über neue, sie in ihrem Erwerbe beschränkende Maschinen, noch über Lohnbedrückungen und Arbeitsmangel Klage zu führen. Es waren auch nicht Arbeiter aus dieser Fabrik, welche dieselbe in eine Ruine verwandelten, sondern anderweitige Arbeiter, welche nur aus dem Grunde sich dieser Branntweinbrennerei zu bemächtigen suchten, um in den Besitz der darin eingelagerten Getränke zu gelangen. Friedmann erklärte der sein Etablissement angreifenden Menge, er sei bereit, ihr so viel Branntwein auszuliefern, als sie von ihm verlange, sie möge nur seine Fabrik verschonen. Er bat und beschwor die Menge, ihn nicht zu Grunde zu richten, aber umsonst. Mit Hohnlachen wurde ihm geantwortet, wurden seine Magazine erbrochen und die darin lagernden Fässer angebohrt. Ein Paar hundert Eimer Branntwein flossen nun chaotisch durcheinander, und der berauschte Pöbel watete darin umher, den widerlichsten Ausschweifungen sich hingebend. Die Ortschaft Sechshaus konnte von Glück sagen, daß diese Spirituosenmasse nicht entzündet wurde, sonst wäre nicht blos Friedmann ruinirt, sondern vielleicht ganz Sechshaus in einen Schutthaufen verwandelt worden.

Gleichzeitig hatte sich eine große Masse Pöbels auf das herrschaftliche Amtsgebäude des Braunhirschengrundes geworfen, welches gleichfalls dem Erdboden gleich gemacht wurde. Die Amtslokalitäten wurden erbrochen, sämmtliche Akten und gestempelte Schriften, die Waisen- und Steuerbücher, die Schuldurkunden über Waisen- und Pupillengelder zerrissen, vernichtet und verbrannt, nur die Grundbücher wurden durch einen Zufall gerettet. Die Möbel und Geräthe wurden zertrümmert, das Gebäude demolirt und der herrschaftliche Verwalter und seine Familie, sowie die übrigen Bewohner des Hauses zur eiligsten Flucht getrieben. Das Leben war Alles, was diese Armen zu retten vermochten. Auch das k. k. Polizei-Bezirkskommissariat, das gleichfalls in diesem Amtsgebäude untergebracht war, wurde verwüstet und das darin inhaftirte Gesindel unter dem Jubel der Menge befreit.

Von hier aus wandten sich die Exzedenten zu dem gegenüberliegenden Gebäude des Bäckermeisters Straubinger, dessen Laden ausgeraubt und demolirt wurde. Hierauf strömte Alles zu dem in der Nachbarschaft befindlichen Gasthause „zum Kaiser von Oesterreich“, zerschlug auch hier die ganze Einrichtung und zwang den Wirth, sein Weinlager auszuliefern. Nachdem sich der Pöbel gehörig berauscht hatte, überfiel er den Laden des Bäckermeisters Neisinger und zog, nachdem auch hier

Alles ausgeraubt worden war, nach Reindorf in der Absicht, die dortige Pfarrkirche sammt dem Pfarrhofe anzuzünden. Auf dem Zuge dahin, bei Schwenders Kasino, stießen die Tumultuanten auf den ersten Widerstand. Der Richter vom Braunhirschengrund, Illek, und zahlreiche Bürger sammt ihrem Dienstpersonale hatten sich hier, mit Knütteln versehen, aufgestellt, und warfen sich der heranstürmenden Pöbelmasse entgegen. Ein gewisser Scharnek, ein Bürger vom Braunhirschengrund, der viel in der Welt herumgekommen war, der Julirevolution und dem belgischen Aufstande beigewohnt hatte, war der Anführer der muthigen Schaar, der es nach längerem und erbittertem Handgemenge wirklich gelang, den sich ihr gegenüberstellenden Proletarierhaufen zu Paaren zu treiben. Dreißig bis vierzig Gefangene wurden gemacht, und an das Gemeindehaus Braunhirschengrund eingeliefert. Aber damit war doch im Interesse der Sicherheit wenig gewonnen, das winzige Häuflein von muthigen und beherzten Männern, die in dieser Schreckensnacht und an den ihr folgenden Tagen nicht den Kopf verloren, erwies sich als viel zu schwach, um den Proletarieraufstand auch nur auf engere Grenzen einschränken zu können. Und selbst die im Gemeindehaus Braunhirschen in Gewahrsam gebrachten Meuterer wurden schon am nächsten Morgen wieder befreit. Die Pfarrkirche und der Pfarrhof in Reindorf konnten außerdem von der Zerstörungswuth doch nicht vollständig gesichert werden.

So geschah es, daß die Unruhen, Exzesse, Tumulte in den Ortschaften außerhalb der Mariahilferlinie die ganze Nacht hindurch fortdauerten, und auch in der weiteren Umgebung, in Penzing, Meidling, Perchtoldsdorf, Mödling, St. Veit, Hacking und anderwärts zum Ausbruche kamen. Die Fabriksherren und Gewerbetreibenden in den unmittelbar vor der Mariahilferlinie liegenden Ortschaften trafen jedoch die schwersten Verluste, und selbst die kleinern Wirthe, Fleischer, Selcher, Bäcker verloren alle ihre Waarenvorräthe und wurden in der einen Nacht vom 13. auf den 14. März materiell sehr schwer beschädigt. Von einer einzigen Fabriksbesitzerin wird erzählt, daß sie durch raschen und klugen Entschluß sich und ihren Besitz gerettet habe. Als die Exzedenten auch vor ihrem Gebäude Halt machten, steckte sie allen ihren Geldvorrath in ihre Schürze, und eilte auf die Straße hinab. „Was wollt Ihr Leute?" rief sie der wild heranstürmenden Menge zu. „Uns selbst helfen!" lautete die Antwort — „die Maschinen zerstören, die an unserem Unglücke Schuld sind!" „Da habt Ihr all' mein Geld" — sagte die Frau — „auch zu essen und zu trinken sollt Ihr bekommen, aber Ihr müßt mir versprechen, daß Ihr die ganze Nacht hier bleibt und Eure Kameraden von meinem Hause fern halten wollt!" Auf diese Bedingung wurde von den Tumultuanten eingegangen und die Fabrik blieb unversehrt.

Die Folge davon, daß die Verwüstungen außerhalb der Mariahilferlinie im Laufe der Nacht nicht ihr Ende erreichten, war, daß der Aufstand an Ausdehnung und Organisirung immer größere Fortschritte machte. Ein einheitliches Vorgehen von Seite der Aufrührer fand natürlich auch am nächsten Tage nicht statt, von einer wirklichen Leitung war nicht eine Spur zu entdecken; aber die verschiedenen Proletarierhaufen unterordneten sich doch einzelnen Führern, und gewannen hiedurch an Gefährlichkeit. Von einem dieser Führer wird erzählt, daß er eine Glocke in der Hand trug, und daß überall, wo er mit der Glocke das Zeichen gab, zum Angriffe geschritten wurde.

In den Morgenstunden zog wieder eine Schaar von mehreren hundert Proletariern gegen die Mariahilfervorstadt, an deren nächst der Linie gelegenen Gebäuden eine Menge Beschädigungen verübt wurden. In den meisten Vorstädten wurden jedoch nur unerhebliche Exzesse begangen. Doch konnten die Bewohner derselben während der ganzen Nacht nicht zur Ruhe kommen, denn in den Straßen und Gassen wurde unaufhörlich patrouillirt, und massenweise eingefangene Proletarier fort und fort von der neu ins Leben gerufenen Volkswehr an die Polizeikommissariate eingeliefert. Außerdem wurde die Bewohnerschaft fast jeder einzelnen Vorstadt durch die fortwährend im Umlauf befindlichen Gerüchte in Angst und Schrecken erhalten. In der Alservorstadt wollte man wissen, daß das Kriminalgebäude vom Pöbel erstürmt und angezündet worden sei, auf der Wieden flog von Mund zu Mund die Nachricht, daß die Arbeiter von Schottenfeld, Fünf- und Sechshaus und Gumpendorf zu vielen Tausenden im Anzuge seien, um durch das Kärntnerthor in die innere Stadt einzudringen. Den Schauplatz eines größeren Exzesses innerhalb der Linien, in der Nähe der innern Stadt bot jedoch nur die sonst so friedliche Vorstadt Landstraße.

## 168.

## Zerstörung der Villa Metternich.

Die Landstraße und ihre Umgebung wäre von ähnlichen Auftritten, wie die industriereichen westlichen Vorstädte vielleicht verschont geblieben, würde sich auf dem Gebiete derselben nicht die „Villa Metternich," der Sommersitz des Staatskanzlers befunden haben. Dieses Palais schien aber einem Theile der aufgeregten Bevölkerung als Blitzableiter zu dienen. Tausende versammelten sich vor demselben, um hier ihrem Unwillen über den Staatskanzler Luft zu machen. Nicht blos die Bewohner der Landstraße, sondern auch jene der angrenzenden Vorstädte strömten in dichten Schaaren nach dem Rennwege, in dessen oberem von der Stadt ziemlich entfernten Theile die Villa sich befand. Der Abend war bereits weit vorgerückt und die Bewegung schien vollständig gelegt zu haben. Von Militär oder Polizei war auf dem Rennwege, in der Umgebung der Villa nichts wahrzunehmen, selbst die Thore der hier befindlichen Leibgardekaserne waren geschlossen und es zeigte sich Niemand, der den Muth gehabt hätte, der Volksmasse bei ihren Ausschreitungen und Uebergriffen ein festes „Halt!" zuzurufen. Der Menschenstrom wälzte sich etwa durch eine Stunde unter Singen, Schreien, Pfeifen und Johlen den Rennweg hinauf, ohne jedoch in brutale Thätlichkeiten auszuarten, außer daß die Fenster der Heumarktkaserne mit Steinen beworfen und ein paar ihrer Härte wegen verhaßten Hausbesitzern auf dem Rennwege der Unwille ihrer Nachbarschaft durch Zer-

trümmerung der Thore und Fenster ihrer Häuser zu erkennen gegeben wurde. An der Mehrzahl der übrigen Häuser zog die Volksmasse gleichgiltig vorüber und machte erst in der im italienischen Style erbauten Besitzung, über deren Eingang die Inschrift „Villa Metternich" zu lesen, war das Wogen und Treiben ein stürmisches und brausendes, das



Milde.

Nähe der „Villa Metternich" Halt, wo der Menschenstrom sich staute und die später Kommenden durch das Gedränge nicht mehr vorwärts konnten. Hier, vor dieser reizenden, Schreien und Lärmen ein ohrenzerreißendes. Das Gitter, welches die Villa von der Straße abschließt, lag niedergerissen auf dem Boden und auf dem unmittelbar vor dem

Gebäude gelegenen grünen Rasenplatze, unter der hier befindlichen reichen Gruppe von Bäumen und Blumen drängten sich Tausende, deren Zornausbrüche befürchten ließen, daß sie schon in der nächsten Minute in die Villa dringen und deren Kunstschätze zerstören werden.

Unter der Menge schien theilweise die Meinung verbreitet zu sein, daß sich der Staatskanzler und seine Familie hier befänden, denn ununterbrochen ertönte von vielen Seiten der Ruf: „Heraus mit dem Fürsten!“ ... „Er soll sich zeigen!“ ... „Abbitte leisten!“ ... „Abbitte leisten!“ ... Diese Rufe steigerten sich, von Sekunde zu Sekunde immer drohender werdend. Einzelne aus der Menge drangen bereits in die Villa, mit dem Versprechen, den Fürsten herauszubringen. Die in Todesangst befindliche Dienerschaft warf sich vor diesen Männern auf die Kniee, beschwor sie, sich ihrer anzunehmen und betheuerte unter heiligen Eiden, daß weder der Fürst, noch irgend Jemand von seinen Angehörigen in der Villa sich aufhalte. Es illustrirt die Situation am Abende des 13. März ganz eigenthümlich, wenn man erfährt, daß in der Wohnung des bisher allmächtigen Fürsten Metternich eine Anzahl, in zerrissenen, mit Staub und Koth bedeckten Kleidern befindlicher Arbeiter von seiner Dienerschaft umhergeführt wurde, damit diese sich überzeugen können, daß der Fürst wirklich außer Hause sei. Die mit Malachitvasen herrlich geschmückten Vorzimmer, die Säle, in welchen die Kunstwerke eines Canova, Thorwaldsen, Rauch und anderer Meister aufgestellt waren, die reichverzierten Wohngemächer, deren Behaglichkeit und Luxus den Geschmack des fürstlichen Eigenthümers verriethen, wurden von den Arbeitern sorgfältig durchsucht, aber von dem Fürsten, der in der Hofburg weilte, war natürlich keine Spur zu entdecken. Einer der Arbeiter verkündete dies aus einem Fenster des ersten Stockwerkes den vor der Villa sich drängenden Tausenden, die aber die Nachricht, daß der Fürst nicht anwesend sei, ungläubig aufnahmen und hinaufschrieen: „Besser suchen, sonst suchen wir!“

Die Villa schien in diesem Augenblicke verloren zu sein. Eine Schaar Proletarier hatte bereits das umgeworfene Gitter in Trümmer zerschlagen, und schwang nun die Stäbe desselben drohend gegen das Gebäude. Ein Haufe von Straßenjungen eröffnete auf die Fenster eine förmliche Kanonade mit den Bruchstücken einer großen, im Hofe gestandenen Blumenvase. Während dieser Auftritte erschienen abermals ein paar Arbeiter an den Fenstern des ersten Stockwerkes, die wiederholt und laut betheuerten, daß sie den Fürsten nicht auffinden können. Sie wurden von der unten befindlichen Menge verhöhnt und ausgelacht. Der Ruf: „Hinein in die Villa!“ ertönte, und das ihm folgende Geschrei und Geheule ließ darauf schließen, daß das Werk der Zerstörung nun beginnen werde. Die ebenerdigen Fenster der Villa waren im Nu zerschlagen, die Fensterkreuze herausgerissen, die Menge stürmte in das Palais und ging sogleich ans Werk, dessen Mobilar zu zertrümmern. Schon wurden einzelne Möbelstücke unter dem Beifallsgejauchze der zerstörungssüchtigen Menge sogar auf die Straße geschleudert, wo man sie triumphirend zerschlug. Da ertönte plötzlich Trommelwirbel, der Ruf: „Militär!“ erscholl und die tumultuirende Menge zerstob, von Angst und Furcht ergriffen, in wilder Flucht. Die Villa war gerettet. — Je näher der Trommelschlag kam, desto deutlicher war der Jubel zu vernehmen, der denselben begleitete. Der Platz vor der Villa, der für einige Augenblicke leer geworden war, füllte sich nun wieder mit dichten Volkshaufen und unmittelbar hinter denselben folgte eine Rotte von etwa fünfzig bewaffneten Studenten, welche eine Fahne mit der Inschrift: „Die Universität“ sich vortragen ließen. Es war somit nicht Militär, sondern bewaffnete Studenten waren es, die hieher geeilt kamen, um das Haus jenes Mannes zu retten, dessen Sturz von ihnen selbst geheischt wurde. Die Studenten besetzten sofort die Villa, vertrieben die noch in einzelnen Gemächern tobenden Plünderer und forderten, da sich das Gerücht verbreitete, eine große Anzahl der Tumultuanten sei nach der Beatrixgasse, vor das Palais des Herzogs von Modena gezogen, um dort die Exzesse fortzusetzen, die Menge auf, sich solcher unrühmlicher Ausschreitungen zu enthalten.

Die Auftritte vor und in der „Villa Metternich“ lassen sich nicht vertheidigen, aber die Beschimpfungen, zu welchen sie von gewisser Seite ausgebeutet wurden, sind keineswegs gerechtfertigt. Man ist dabei so weit gegangen, die ganze Wiener Bevölkerung für diese Exzesse verantwortlich zu machen und zu sagen, die Wiener hätten dem gestürzten Metternich gegenüber sich noch unwürdiger benommen, als sie dem allmächtigen Staatskanzler gegenüber sich gezeigt. Es muß bemerkt werden, daß die Volksmenge, welche vor der „Villa Metternich“ tumultuirte, gar keine Ahnung davon hatte, daß der Staatskanzler bereits gestürzt sei. Die ersten Nachrichten von diesem großen Ereignisse bekamen die Bewohner der Landstraße erst durch die Schaar bewaffneter Studenten, die auf den Rennweg eilten, um die „Villa Metternich“ zu retten.

## 109.

## Die neue Volkswehr.

Bei der „Villa Metternich“ sind wir der Thätigkeit der neu errichteten Volkswehr zum ersten Male begegnet. Dieselbe hatte sich schon im Laufe der Nacht vom 13. auf den 14. März um die Sicherheit in den von dem Proletariate überrumpelten Vorstädten rühmliche Verdienste erworben. Es darf nicht übersehen werden, daß diese Vorstädte von ernsten Gefahren bedroht waren, daß zu besorgen stand, es werde die nothleidende Klasse in allen Vorstädten Wiens dem Beispiele folgen, welches ihr in den vor der Mariahilferlinie liegenden Gemeinden gegeben wurde. Daß dies nicht geschehen, daß die meisten Vorstädte mit verhältnißmäßig geringem Schaden davon kamen, ist wesentlich das Verdienst der Studenten und Bürger, die noch während der Nacht hinauszogen und den Uebergriffen des Proletariats muthig entgegen traten.

In einzelnen Vorstadttheilen, besonders in jenen, wo die Quartiere der ärmern Volksklasse sich befinden, ging es trotzdem die ganze Nacht hindurch stürmisch genug zu. Eine Menge von Plünderungen und Brandlegungen wurden verübt und namentlich viele Bäckerladen total aus-

geraubt. Die meisten Bäcker suchten einer Beraubung ihrer Läden dadurch zuvorzukommen, daß sie den über Hunger Klagenden die Brodlaibe, die sie im Vorrathe hatten, zum Geschenke machten. Es half ihnen dies aber wenig, denn die Mehrzahl der Bäcker wurde, nachdem sie ihre Vorräthe geopfert hatte, dennoch total ausgeraubt. Erst nach Mitternacht, als die Volkswehrabtheilungen in den Vorstädten zahlreicher erschienen, wurde diesem Unwesen gesteuert.

Wir haben bereits bemerkt, daß es der Volkswehr an einer einheitlichen Leitung fehlte, daß zahlreiches Unglück hätte verhütet werden können, wenn die Volkswehr gleichmäßig verwendet, und wenn es nicht dem Zufalle überlassen worden wäre, ob und in welcher Anzahl sie an den bedrohten Punkten sich einfinden wird. Es war etwa 9 Uhr Abends, also noch bevor die Bewaffnung der Studenten vor sich ging, als von Seite des Bürgermilitär-Kommando's der Kommandant des 2. Regiments, Herr Schaumburg beauftragt wurde, die Vorstädte schleunigst zu inspiziren und jene Theile derselben dem Kommando zu bezeichnen, welche des Schutzes des Bürgermilitärs benöthigen. Herr Schaumburg ritt in Folge dieses Auftrages mit seinem Adjutanten, den Bürgeroberlieutenant Nikola zuerst nach Mariahilf. Als sie diese Vorstadt erreichten, hatte kurz vorher der blutige Zusammenstoß bei den kais. Stallungen stattgefunden. Zahlreiche, in wilder Aufregung befindliche Proletarierhaufen waren eben im Begriffe, unter Schreien und Johlen sich über die Mariahilferstraße gegen die Linie zu zurückzuziehen. Eine Reihe grober Exzesse wurde während des Zuges verübt. Bei der Stiftskaserne wurden nicht blos die Fenster eingeworfen, sondern das Thor derselben von der zerstörungssüchtigen Menge mit Vitriolöl begossen, wobei eine Anzahl unbetheiligter Personen schwer beschädigt wurde. Ein Proletarierhaufe hatte nämlich aus einem Kaufmannsladen die dort vorräthige Schwefelsäure mitgenommen, mit dem Vorsatze, die bei den Linienämtern funktionirenden Finanzwächter damit zu begießen.

Als Schaumburg und Nikola die Straße hinaufsprengten, geschah es, daß sie für kaiserliche Offiziere gehalten wurden. Die Uniform der Bürger des 2. Regiments war nämlich mit der Kampagne-Uniform der Offiziere des Infanterie-Regiments Erzh. Karl zum verwechseln ähnlich. Während ihres Rittes ereignete es sich daher plötzlich, daß in der Nähe der Laimgruber Pfarrkirche geschrieen wurde: „Offiziere!...“ „Offiziere!...“ „Nieder mit dem Militär!“ Allgemeines Zischen mischte sich in dieses Schreien, man trat den beiden Bürgeroffizieren in den Weg, um ihnen denselben zu versperren. „Herab von den Pferden!“ ertönte es aus dem Haufen. — „Wir sind Bürgeroffiziere!“ versicherten die Beiden, aber der Lärm war so groß, daß sie sich nicht sogleich Gehör verschaffen konnten und erst, als Einzelne in der Menge sie erkannten und darauf aufmerksam machten, daß die Bedrohten Bürgeroffiziere seien, entgingen diese der Gefahr, von den Pferden gerissen und mißhandelt zu werden. Nun änderte sich die Situation. Dieselben, die noch wenige Augenblicke vorher über die beiden Offiziere herstürzen und an ihnen Vergeltung für die Vorgänge des Tages üben wollten, brachen in enthusiastischen Jubel auf die bewaffneten Bürger aus und die beiden, nun Gefeierten, hatten jetzt eben so viele Mühe, sich der Gunstbezeugungen zu erwehren, die ihnen nun zugedacht wurden, als der früheren Beschimpfungen. Es gelang ihnen aber wenigstens, auf die sie umdrängende Masse beschwichtigend einzuwirken und sie von weiteren Exzessen abzuhalten. Als dies geschehen, ritten die beiden Bürgeroffiziere wieder weiter und sie waren bereits im Begriffe, die Richtung gegen die Josefstadt einzuschlagen, als sie von Bewohnern der Mariahilferstraße beschworen wurden, zur Mariahilferkirche zu eilen, um den dort eben stattfindenden Exzessen ein Ende zu machen.

Diese Kirche und der anstoßende Pfarrhof wurden nämlich von einem zahlreichen Pöbelhaufen arg bedroht, der von einzelnen in seiner Mitte befindlichen Agitatoren aufgefordert worden war, die Schätze der Kirche zu konfisziren und sich eben anschickte, dieser Aufforderung nachzukommen. Kirche und Pfarrhof wurden förmlich belagert; ein Theil der Exzedenten suchte das verrammelte Thor des Pfarrhofes zu erbrechen, während eine andere Gruppe sich damit beschäftigte, die Fenstergitter auszuheben, um dann durch die Fenster in die Kirche zu dringen. In diesem Momente langten die beiden Bürgeroffiziere vor der Kirche an. Es passirte ihnen, daß sie auch hier wieder für Militärs gehalten und ebenfalls mit Insulten bedroht wurden. Nachdem es ihnen gelungen war, sich als Bürger zu legitimiren, fanden sich bald Viele aus der Menge, die sich bereit erklärten, ihrer Aufforderung zur Einstellung aller weiteren Exzesse Gehör zu schenken. Die Mariahilferkirche und ihr Pfarrhof wurden dadurch der Gefahr einer Plünderung und Verwüstung entzogen, jedoch nur für einige Stunden, denn am Morgen des 14. März fand hier ein blutiger Zusammenstoß zwischen Volk und Militär statt, auf den wir später zurückkommen werden.

Um nicht nochmals in die schlimme Lage zu kommen, für Militärs gehalten zu werden, blieb den beiden Bürgeroffizieren nichts übrig, als sich ihre weißen Taschentücher um den Arm zu binden, durch welches Abzeichen sie ihre friedlichen Absichten zu manifestiren suchten. Sie hatten auf diesem kurzen Ritte bereits hinlänglich Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit in den Vorstädten ernstlich erschüttert und ein energisches Einschreiten der bewaffneten Bürger dringend geboten sei. Befreundete Personen, die sie unter Weges trafen, benachrichtigten sie überdies von den Vorgängen außer der Mariahilferlinie, von den Gefahren, welche die Sicherheit der Person und des Eigenthums in den verschiedenen Vorstädten bedrohen. Sie eilten daher in die Stadt zurück, um das Kommando des Bürgermilitärs von dem Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen. Als sie am Hofe vor dem bürgerlichen Zeughause anlangten, war dort bereits die Bewaffnung der Studenten im Zuge. Ihre Nachrichten trugen natürlich wesentlich dazu bei, die Bildung der Volkswehr zu beschleunigen. Namentlich gegen die Mariahilferlinie zu, wurden starke Abtheilungen von Wehrmännern sogleich dirigirt. Dieselben trafen jedoch bei der Mariahilferlinie leider zu spät ein, denn als sie diese erreichten, war das Gebäude des Verzehrungssteueramtes bereits zerstört und in Flammen aufgegangen. Es gelang ihnen blos eine Anzahl von Proletariern, die sie während des Marsches, bei geringfügigeren Exzessen aufgegriffen, in Gewahrsam zu bringen.

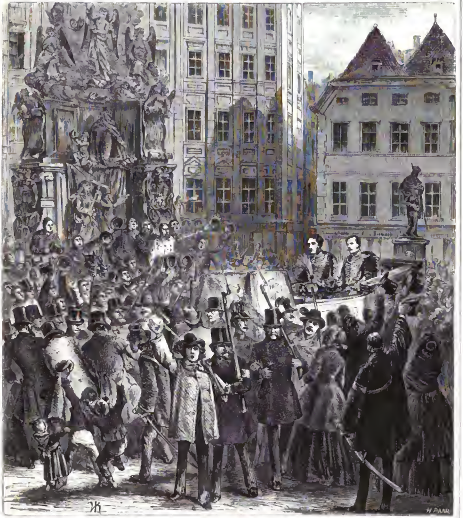
Andere Wehrmännerabtheilungen zogen längs des Wienflusses durch die Vorstadt Margarethen nnd zwar auf das Gerücht, daß von dort ans starke Pöbelmassen gegen das kaiserliche Heumagazin und das Theater an der Wien im Anzuge seien, in der Absicht, diese beiden Gebände niederzubrennen. In der Nähe des Theaters hatte bereits zwischen dem von den Theaterdirektor Pokorny bewaffneten Bühnenpersonale und einem tumultuirenden Pöbelhaufen ein Zusammenstoß stattgefunden, bei dem es den Schauspielern gelungen war, die anstürmenden Proletarier zu zerstreuen und in die Flucht zu schlagen. Das Theater verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß für dessen Beschützung von Seite der Direktion selbst rechtzeitig Sorge getragen wurde. Die Volkswehr wäre auch hier zu spät gekommen, ebenso wie vor der Mariahilferlinie, den übrigen Verzehrungssteuerämtern an den Linien und an vielen andern Punkten.

Trotzdem gelang es der Volkswehr vieles Unglück zu verhüten, das, wenn sie nicht in's Leben gerufen worden wäre, gewiß über Wien hereingebrochen wäre. Es ließe sich dagegen freilich einwenden, daß die Ortschafteu außer den Linien bis gegen die späte Morgenstunde des 14. März dem Wüthen des Pöbelanfstandes schutzlos preisgegeben blieben. Aber diese Thatsache widerlegt unsere Behauptung keineswegs. Man bedenke, daß die Volkswehr plötzlich improvisirt wurde, daß es ihr an Stärke gebrach, um auch die Umgebung Wiens zu schützen, daß sie vollanf zu thun hatte, um innerhalb der Linien ihrem Berufe anch nur einigermaßen zu genügen. Dann wollte man sich auch nicht zu weit von der innern Stadt, dem Sitze der Regierung, entfernen. Es liegen Beweise dafür vor, daß die Freude über den Sturz Metternich's nur von kurzer Dauer war, daß schon in der Nacht vom 13. auf den 14. März, namentlich in Studentenkreisen, besorgt wurde, Metternich werde wieder zurückberufen werden und von den in Aussicht gestellten Konzessionen werde vielleicht keine einzige in's Leben treten. Es ist gewiß bezeichnend, daß zahlreiche Studenten schon in dieser Nacht sich weigerten, die Universität, oder wenigstens die innere Stadt zu verlassen, weil sie befürchteten, daß eine Gegenrevolution versucht werden könnte, daß sie durch ihre Entfernung die Machthaber beinahe dazu anspornen würden, die Universität zu besetzen und dadurch die Bewegung ihres Mittelpunktes zu berauben. Es kam schon in dieser Nacht zwischen einzelnen Universitätswürdenträgern, die voll Vertranen in die Regierung, in die von höchster Stelle aus gemachten Verheißungen waren, und den Studenten zu heftigen Auftritten. Erst als sich einzelne angesehene Professoren, namentlich die bis spät Abends in der Hofburg verbliebenen Professoren Hye und Endlicher dafür verbürgten, daß die Erlassung der Preßfreiheit und die Verleihung einer Konstitution vom Kaiser bereits sanktionirt worden sei und am nächsten Tage werde publizirt werden, erklärten sich die gegen das Ausmarschiren opponirenden Studenten bereit, in die Vorstädte zu ziehen. Von anderer Seite wird übereinstimmend berichtet, daß auch von dem Dekane der medizinischen Fakultät, Dr. Lerch schon in der Nacht von dem 13. auf den 14. März die Nachricht verbreitet wurde, der Kaiser habe dem allgemeinen Wunsche nach Preßfreiheit und nach einer Konstitution Folge gegeben. Es geht hieraus jedenfalls hervor, daß, wie wir schon früher angedeutet haben, man bei Hofe anfänglich geneigt war, sich nicht blos auf die Entlassung des Fürsten Metternich zu beschränken, sondern gleichzeitig auch den übrigen Volkswünschen entgegenzukommen. Es müssen daher ganz eigenthümliche Vorgänge in der kaiserlichen Familie selbst stattgefunden haben, denn es läßt sich nicht annehmen, daß man plötzlich und ohne vorhergegangene Berathungen von der ursprünglichen Absicht wieder zurückkam und sich blos auf die Entlassung des Staatskanzlers beschränkte.

Dieses starre Festhalten an dem alten Bestehenden rechtfertigte es auch, daß man auf Seite der Regierungspartei voll Mißtrauen war und die Ehrlichkeit der gegebenen Versprechungen bezweifelte. Darunter litten freilich die Ortschaften außer den Linien. Es ist nicht zu bezweifeln, daß für dieselben vielleicht schon in der Nacht würde mehr geschehen sein, wenn sich die neugeschaffene Volkswehr hätte von der Meinung lossagen können, daß sie nicht blos den Beruf habe, die bedrohte Sicherheit der Stadt zu wahren, sondern hauptsächlich auch die Aufgabe zu erfüllen habe, die Gewalthaber zu weiteren Konzessionen zu zwingen. Auch von Seite der Regierenden hätte, wenn sie schon am 13. Abends zu jenen Reformen sich entschlossen haben würden, welche sie sich erst im Laufe der nächsten beiden Tage abringen ließen, das Nöthige verfügt werden können, um dem Pöbelaufstand vor den Linien ein rasches Ende zu bereiten. Sie wäre in der Lage gewesen, die gesammte Garnison vor die Linien hinaus zu kommandiren und es steht nicht zu bezweifeln, daß es der bewaffneten Macht sogleich gelungen wäre, die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Aber alles Bitten und Flehen ans den Ortschaften vor den Linien, um rasche Zusendung von entsprechenden Truppenkörpern blieb so ziemlich ohne Erfolg. Im Kriegsgebände, wo während der Nacht noch das Militärkommando seinen Sitz hatte, wurden die Eilboten aus den Gemeinden: Fünfhaus, Sechshaus, Gaudenzdorf, Braunhirschengrund, Penzing und von anderwärts, welche fußfällig baten, daß man die dortige Bevölkerung nicht dem Untergange preisgeben möge, abschlägig beschieden und ohne alle Aussichten auf Hilfe fortgeschickt. Erst auf die Meldung hin, daß der Pöbel sich entschlossen zeige, das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn anzugreifen, wurde ein starkes Truppen-Detachement hinaus beordert, weil man das im Lustschlosse befindliche Militär für zu schwach hielt, einem Angriffe auf das Schloß energisch zu begegnen. Die Besorgniß für eine, den herrlichen Anlagen von Schönbrunn drohende Gefahr, scheint auch im Hofkriegsgebände zunächst den Entschluß gereift zu haben, in den frühen Morgenstunden des 14. März einige schwache Truppenabtheilungen vor die Mariahilferlinie abzuschicken, mit dem Auftrage, den dort stattfindenden Exzessen entgegen zu wirken. Diese Truppenkörper erwiesen sich aber, trotzdem ihnen später von Seite der Bürger und Studenten kräftigst beigestanden wurde, nicht als ausreichend und es konnte von ihnen daher nur Unzulängliches geleistet werden. Der Schauplatz des Pöbelaufstandes hatte eine zu große Ausdehnung und nur eine bedeutende Truppenmacht wäre im Stande gewesen, etwas Tüchtiges auszurichten.

Trotzdem war es auch hier die Volkswehr, welche in den frühen Morgenstunden des 14. März den in ihrem Leben und Eigenthume bedrohten, besitzenden Klassen den gendämmerung sich zeigte, stand unter der Führung des in den vorhergegangenen Abschnitten öfter erwähnten Dr. Engel. Dieses Häuflein von Medizinern und Chirurgen



Dem Erzherzog-Palatin Stefan werden die Pferde ausgespannt.

wirksamsten Schutz zu Theil werden ließ. Die erste Schaar von Studenten, die auf den am meisten bedrohten Punkten von Fünf- und Sechshaus während der frühesten Morzeigte eben so viel Muth als umsichtige Klugheit. Sein erstes Augenmerk war auf jene Häuser gerichtet, in denen die plündernden Proletarier, oft in Schaaren von fünfzig

bis hundert Köpfen, ihr Unwesen lrieben. Die Studenlen ließen sich durch ihre schwache Zahl nicht davon abhalten, gegen diese Plünderer angriffsweise vorzugehen. Sie erstürmten die Häuser, und es gelang ihnen, aber jedesmal erst nach einem heftigen Handgemenge, die Häuser zu säubern und die Eingedrungenen in die Flucht zu jagen. Wären sie nicht so schwach an Zahl gewesen, so hätten sie eine Masse von Protetariern gefangen nehmen und hiedurch zur Bewälligung des Aufstandes nachdrücklicher beitragen können. So aber waren sie leider genöthigt, die Gefangenen, die sie an einem Punkte gemacht, im nächsten Augenblicke wieder laufen zu lassen, um weiterziehen und an andern schwer bedrohten Punkten energisch eingreifen zu können. Unler den Plünderern bot eine größere Anzahl von betrunkenen Weibern den abscheulichsten Anblick. Mit Fetzen behangen, blutrünstig, vom Uebergenusse geistiger Getränke taumelnd, mit geraubten Werthgegenständen bepackt, schleppten sich diese Megären in allen Straßen und Gassen umher. Die Schaar Dr. Engel's konnte nicht daran denken, dieselben gefangen zu nehmen, denn sie eilten der Zappert'schen Appreturfabrik in Sechshaus zu, nachdem sie unterwegs wiederholt aufgefordert worden war, die volle Zerstörung dieses schönen industriellen Etablissements noch rechtzeitig zu verhindern. In dieser Fabrik ging es vielleicht am Aergsten her. Ueber zweihundert betrunkene Protetarier hieben seit mehreren Stunden in rasender Zerstörungswuth mit Werkzeugen aller Art nicht nur auf die Maschinen, sondern auch auf Möbel, Wagen, kurz auf jeden ihnen im Wege liegenden Gegenstand ein. Die Studenten schreckten nicht davor zurück, daß ihnen die Plünderer vielleicht zehnmal überlegen waren, sie wollten den Kampf mit ihnen aufnehmen und sie zu überwältigen versuchen. Dr. Engel riß einen Burschen, der mit einer Axt auf einen Wagen einhieb, gewaltsam zurück; da hieb ein Zweiter mit einer eisernen Stange nach Engel's Kopf, und nur dem kräftigen Kolbenstoße eines Studirenden, der den Angreifer zu Boden streckte, verdankt Engel sein Leben. Die Nutzlosigkeit der Anwendung von Gewalt einsehend, da die etlichen zwanzig Studenten der betrunkenen Masse gegenüber nichts ausrichten konnten, versuchte es Engel, die Tumultuanten nun mit gütlichen Worten zur Einstellung ihrer Unthaten zu bewegen. Sein Augenmerk war vor Allem auf die Erhaltung der noch nicht völlig zerstörten Dampfmaschinen gerichtet. Durch freundliches Entgegenkommen gelang es ihm in der That, zehn Proletarier auf seine Seite zu bringen, denn dieselben machlen ihm die Zusage, daß sie die Dampfmaschinen vor weiteren Zerstörungsversuchen in Schutz nehmen werden. Diese zehn Proletarier hielten ihr Versprechen und die Maschinen blieben von weiteren Beschädigungen wirklich verschont. Auf ähnliche Weise gelang es der kleinen, muthigen Studentenschaar auch auf anderen Punkten, der Fortsetzung des Zerstörungswerkes Einhalt zu gebieten.

Eine lebendige Schilderung der Thätigkeit der neuen Volkswehr finden wir in dem bereits zitirten Schriftchen von Adolf Pichler. „Zuerst" — schreibt derselbe — „mußten wir Studenten in jener Nacht die Wuth des Volkes beschwichtigen, welches sich, wenn von Jemanden, nur von uns friedlich leiten ließ. Wir vertheilten uns daher in Patrouillen durch die Stadt und die Vorstädte. Ich zog mit Bürgern und Studenlen nach Mariahilf. Auf dem Glacis waren überall die eisernen Kandelaber umgerissen, das brennende Gas fuhr in breiten Strömen aus den Röhren. Die Flammen angezündeter Mauthgebäude rötheten den Himmel. Als wir die Linie erreichten, hatte sich das Volk bereits zum Theile verlaufen, überall war vollkommene Ruhe. Wir trafen mit den Bürgern Verabredung, uns am nächsten Morgen im Gemeindehause auf der Wieden zu versammeln, von den übrigen Abtheilungen weiß ich nicht zu sagen, wohin sie sich wandten, oder wie lange sie noch herumstreiften; ich ging um 2 Uhr nach Mitternacht mit einigen Freunden in die Alservorstadt zurück. — Kaum graute der Tag, so eilte ich mit einem Hausgenossen über das Glacis, dem uns bestimmten Versammlungsplatze zu. Wir kamen zu einer Ecke, wo mehrere Gassen einmündeten, die sehr stark mit Militär besetzt waren. Im Nu wurden wir umzingelt und nachdem man uns die Waffen aus der Hand gerissen, zum kommandirenden Offizier geschleppt. Mein erster Gedanke war an Arglist und Verrath gemeinster Art, wie man das ja durch das Metternich-Sedlnitzky'sche Sistem gewohnt war. Trotz der gewiß nicht erfreulichen Lage, in der ich mich befand, konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, als ich die aufgedunsenen grimmigen Gesichter der böhmischen Soldaten betrachtete, die uns mit gespanntem Hahne eskortirten. Der wachhabende Rittmeister ließ uns aber auf unsere Angabe, wir seien Studenten, allsogleich frei und die Waffen zurückstellen. Vor dem bezeichneten Gemeindehause war schon ein Theil der Volkswehrmänner versammelt. Als wir uns in Reih und Glied stellten, drängte sich ein zerlumpter Kerl zu mir und drückte mir heimlich einige scharfe Patronen in die Hand. Schlag 7 Uhr vertheilten wir uns in Patrouillen. Mich traf es an die Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk soeben das Amtsgebäude. Im Sturmschritte vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. Wir besetzten nun die Eingänge des bedrohten Gebäudes, wobei uns das Volk in dichten Schaaren umdrängte. Durch die zerbrochenen Mauthschranken wurden alle möglichen Gegenstände verzehrungssteuerfrei eingeführt, Geschrei und Gelächter wie beim Kirchtag, als ob nicht Stunden blutiger Gefahr vorausgegangen wären. Das Volk wußte gar sehr zu würdigen, wie viel wir gewagt. Ein Handwerker trat zu mir, zeigte die schwieligen Hände: „Sehen Sie, das ist vom Arbeiten; wenn ich dann Samstags die paar Kreuzer Wochenlohn erhielt, mußt' ich noch davon Verzehrungssteuer zahlen; das ist schön von den Herren, daß sie für uns arme Leute so viel thun!" Die unterste Volksklasse faßte den neuen Umschwung der Dinge zuerst mit Rücksicht auf seine Lebensbedürfnisse auf. Unser Zureden reichte überall hin, Plünderung und Brand zu verhindern. Man wollte auch hier, wie in Mariahilf die erbrochenen Gebäude anzünden. Daß es an der Favoritenlinie nicht geschah, davon dürfen wir uns einen großen Theil des Verdienstes zuschreiben, indem es uns stets gelang, die von anderer Seite aufgeregten Massen zu beschwichtigen. Auch komische Auftritte blieben nicht aus. So trat ein Rudel Weiber zu mir, von denen jedes ohneweiters als Hexe in Macbeth hätte debütiren können und baten mich,

den Eintritt in's Gebäude zu gestatten, damit sie die noch etwa verfindigen Sachen forttragen könnten. Ich sagte: „Das ist Raub und schickt sich nicht für so ehrbare Frauen, wie Ihr seid!“ — da erwiderte Eine: „Wir wollen ja nicht rauben, schenken Sie aber uns die Sachen!“ Ich antwortete: „Ihr werdet doch begreifen, daß ich, was nicht mein gehört, auch nicht verschenken darf!“ Damit waren sie völlig zufrieden. Später machte ich eine Thüre hinter mir auf, man hatte in der Verwirrung Hühner eingesperrt. Als nun diese mit lautem Gackern über meinen Kopf weg in die Menge flogen, gab es beim Fangen Spaß genug. — Das Volk sympathisirte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht, mehr als wir verzehren konnten. Ein dicker Wirth ließ von seinen Knechten ein paar Fäßchen herbeischleppen: „Trinken's, trinken's, meine Herren, Sie werden durstig sein; Sie haben's heiß genug gehabt! Sehen's, wenn's wieder losgeht, habe ich mich schon auch bewaffnet!“ Dabei klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als neuer David mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmuthigen Vorfalles will ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tage viele tausendmal ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir und heftete mir die blaue Busenschleife auf die Brust. Wir Studenten waren am Ende unseres Marsches wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt. Uebrigens muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz wohl war. Fern von dem Zentrum der Entscheidung, mußte die Wehrmännerabtheilung, der ich mich angeschlossen, aus der inneren Stadt die widersprechendsten Gerüchte hören, wir alle seufzten daher sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um 12 Uhr eine Schaar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne, schon von Weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: „Der Kaiser hat Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!“ Wir traten, hocherfreut über die, wie sich später zeigte, verfrühte Nachricht, in Reih und Glied. Die überall zerstreuten Posten schlossen sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Wien-Gloggnitzer Bahnhofe vorüber. Hier kamen uns einige Arbeiter entgegen und baten uns, durch die Gebäude des Bahnhofes zu ziehen, damit sie uns alle begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten hunderte von Arbeitern, mit einem Jubelgebrülle, wie ich es mein Lebtag nicht mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen, rußigen Gesellen, sie rissen uns vor Freude fast in Stücke und wir hatten nicht Hände genug, alle diese Hände, die sie uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es neuerdings losgehe, seien sie gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich uns anzuschließen...“

## 110.

## Blutiger Zusammenstoß bei der Mariahilferkirche.

Wir haben den Schauplatz des Pöbelaufstandes vor der Mariahilferlinie verlassen, nachdem eine Reihe großer Fabriksgebäude, das Amtsgebäude auf dem Braunhirschengrunde zerstört und sonst noch vieler Unfug verübt worden war. Der Aufstand gewann, wie wir schon erwähnt, kurz nach seinem Ausbruche eine bedeutende Ausdehnung und pflanzte sich an den beiden folgenden Tagen bis an die ungarische und steirische Grenze fort. Fast alle Industrieorte Niederösterreichs hatten unter seinen Folgen zu leiden. In zahlreichen Fabriken wurden die Maschinen zerstört, und sahen sich die Besitzenden in ihrem Eigenthume bedroht. Aber auch gegen die Stadt zu wälzten sich in den Morgenstunden des 14. März zahlreiche Pöbelhaufen, ohne daß dies von der Volkswehr hätte verhindert werden können. Selbst in Mariahilf, also in der Nähe der inneren Stadt, blieb das dortige Pfarrgebäude noch in den Morgenstunden des 14. März dem Anstürmen einer Rotte von Brandlegern und Plünderern ausgesetzt, die verschlossene Pforte des Gebäudes wurde mit Hacken eingeschlagen und zertrümmert, die Pfarrkanzlei erstürmt und alle darin befindlichen Dokumente und Akten angezündet oder verwüstet. Die Wohnung des Probstes wurde ausgeplündert und das darin befindliche Mobilar auf die Straße geschleudert. Man kann sich die Angst und den Schrecken vorstellen, welche während dieser Exzesse die von jeder Hilfe und jedem Schutze entblößte Nachbarschaft des Pfarrgebäudes erfüllten. Die Tumultuanten standen eben im Begriffe, vom Pfarrgebäude aus in die Kirche einzudringen, um auch dort ihrer Zerstörungswuth die Zügel schießen zu lassen, als von der Kothgasse herauf eine halbe Kompagnie Grenadiere unter Anführung eines Lieutenants gezogen kam und, von den Bewohnern der Kirchengasse herbeigeholt, sogleich mit gefälltem Bajonette nach dem Pfarrgebäude eilte. Vor demselben entspann sich nun ein kurzer, aber hartnäckiger Kampf zwischen den Grenadieren und den Proletariern. Die Letzteren, etwa vierfach so stark wie das Militär, aber nur mit Hacken, Stangen und Eisenstäben bewehrt, gingen sofort zum Angriffe auf die Grenadiere über. Erst nach einigen wohlgezielten Salven gelang es diesen, die Proletarier zum Weichen zu bringen, worauf ein Theil derselben gegen die Vorstadt Spittelberg zu die Flucht ergriff, ein anderer Theil aber im Pfarrgebäude selbst sich festsetzte, und um den Besitz desselben mit den Grenadieren einen harten Kampf ausfocht. Es ging dabei so heiß her, daß einzelne Proletarier, um sich der Gefangennehmung zu entziehen, sogar vom ersten Stockwerke aus auf die Straße sprangen und zu entfliehen suchten. Während dieses Kampfes gerieth die in einem Verstecke des Pfarrgebäudes befindliche Geistlichkeit wiederholt in die Gefahr, von den Proletariern entdeckt zu werden, welche in ihrer Erbitterung die Geistlichen gewiß schonungslos mißhandelt haben würden. Es gelang diesen aber, in die Kirche zu entkommen, in welche einzudringen der Pöbel durch das Erscheinen des Militärs verhindert worden war. Einzelne Proletarier wurden nachträglich noch in den Kaminen des Pfarrhofes versteckt gefunden.

Dieser Vergang beweist, welchen Umfang der anfänglich auf die Gemeinden nächst der Mariahilferlinie sich beschränkende Pöbelaufstand innerhalb weniger Stunden genommen, und wie schwierig es später war, denselben zu bewältigen. Sammelten sich doch noch in den Morgenstunden neuerdings wieder bedeutende Proletarierhaufen vor dem Burgthore, in der Absicht, von dort aus sich den Eingang in die innere Stadt zu erzwingen. So fruchtlos ihre Ver-

suche auch waren, da auf dem äußeren Burgplatze eine bedeutende Militärmacht bivouakirte, so verbreitete doch die Nachricht von dieser Ansammlung des Pöbels selbst in der Hofburg panischen Schrecken. Die Garnison war in diesem Augenblicke eben im Begriffe, die innere Stadt zu verlassen, sich auf dem Josefstädterglacis zu konzentriren, und blos die Burg und deren Umgebung hielten, wie schon bemerkt, zahlreiche Militärabtheilungen besetzt. Es beweist, wie erzeßsüchtig ein Theil des Proletariats geworden war, weil selbst das Erscheinen der Garnison auf dem Glacis vor dem Franzensthore, also in der Nähe des Burgthores, nicht hinreichte, um dem Tumulte bei dem Letzteren ein rasches Ende zu machen. Im Gegentheile waren einzelne Proletarierhaufen tollkühn genug, sich in der Nähe des Militärs aufzustellen und vor dessen Augen die Glacisbarrieren niederzureißen, die den Stadtwall umgebenden Hecken anzuzünden und durch allerlei anderen Unfug das Militär zum Angriffe herauszufordern. Dieser Fall trat jedoch nicht ein, die ganze Militärmasse verhielt sich vollständig passiv und schickte sich vielmehr an, zahlreiche Bivouaks einzurichten. Nach ein paar Stunden hatte der Josefstädter Paradeplatz das Aussehen eines Kriegslagers. Eine Menge Wachfeuer loderten auf der geräumigen Fläche, und um dieselben gruppirten sich Militärs von allen Waffengattungen. Doch die nach allen Richtungen ausgestellten Vorposten und die nach den Ausgängen der auf den Paradeplatz mündenden Straßen gerichteten Kanonen ließen darauf schließen, daß das Militär sich selbst in dieser Stellung nicht sicher wähnte und jeden Moment darauf gefaßt war, einem allfälligen Angriffe die Stirne bieten zu müssen.

## Zweites Kapitel.

# Der 14. März.

### 111.

### Die Physiognomie der innern Stadt.

Vor den Linienwällen und in den an dieselben angrenzenden Vorstadttheilen wüthete, wie wir in den früheren Abschnitten geschildert haben, der Pöbelaufstand fort. In der innern Stadt befand sich gleichfalls Alles in fieberhafter Aufregung, aber die Revolution hatte hier bereits friedlichere Bahnen eingeschlagen. Die am Tage vorher stattgefundenen Zusammenstöße zwischen Volk und Militär, die stürmischen Ausbrüche der Volkswuth wiederholten sich hier nicht mehr. Alle Plätze und Gassen waren schon von den ersten Morgenstunden an mit Menschen erfüllt, aber Thätlichkeiten und Ausschreitungen wurden nirgends verübt. Man wartete hier eben ab, was die nächsten Stunden bringen werden, und stillschweigend, ohne daß ein förmliches Uebereinkommen getroffen worden wäre, war zwischen den Gewalten, deren Sturz man beabsichtigte, und dem Volke ein Waffenstillstand eingetreten. Die Physiognomie der innern Stadt war aber auch an diesem Morgen eine nicht weniger außergewöhnliche, als am vorhergegangenen Tage. Die meisten Hausthore waren, in der Besorgniß, daß die Unruhen wieder beginnen könnten, verschlossen geblieben, blos die Gast- und Kaffeehäuser waren geöffnet, und jedes dieser Lokale mit Bewaffneten vollgepfropft, die sich hier stärkten, von den Mühsalen der Nacht erholten und in lebhafter Weise die Begebenheiten des vorigen Tages und die bevorstehenden Ereignisse besprachen. Das Gleiche geschah auf den meisten Plätzen, wo zahlreiche große Gruppen von Bewaffneten und Unbewaffneten beisammenstanden. Die allgemeine Aufregung wurde schon in den frühen Morgenstunden durch eine Menge ernster Gerüchte gesteigert. Ueberall erzählte man sich, daß im Laufe des Vormittags mittelst der Nordbahn mehrere tausend Mann Militär aus Mähren eintreffen werden, um die Revolution in Wien zu unterdrücken. Der Aufmarsch der Garnison auf dem Josefstädter Paradeplatze, die kriegerische Haltung, welche sie hier annahm, schienen dieses Gerücht zu bestätigen. Allseitig erzählte man sich auch, das Militär nehme in der nächsten Nähe der Stadt eine abwartende Stellung ein, weil es Verstärkung erwarte, um nach deren Erscheinen nicht blos vor den Linien, sondern auch in der innern Stadt, am Sitze der Regierung, Alles wieder in den frühern Stand zurückzuversetzen. Die Nummer der „Wiener Zeitung" vom 14. März brachte zwar die inhaltsschwere offizielle Nachricht:

„Der geheime Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürst v. Metternich, hat seine Stelle in die Hände Sr. Majestät des Kaisers zurückgelegt."

Es ist jedoch bezeichnend, daß selbst diese amtliche Mittheilung mit Mißtrauen aufgenommen wurde. Verschiedenen Gerüchten zufolge war nämlich Fürst Metternich bereits während der Nacht wieder in seine Stelle eingesetzt worden, und Diejenigen, welche diesen Gerüchten keinen Glauben schenkten, waren doch voll Besorgniß, daß, wenn die Verstärkungen der Garnison eingetroffen sein würden, die Unterdrückung der Revolution stattfinden und der entlassene Staatskanzler seinen früheren Posten wieder einnehmen werde. Daß die Regierung entschlossen sei, der Bewegung ein Ende zu machen, wollte man auch aus einer amtlichen Kundmachung entnehmen, die des Morgens an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Dieselbe lautete:

**Bekanntmachung.**

**Die gegenwärtigen Ereignisse berühren das Wohl des Staates eben so wie der Stadt Wien, sie bedürfen einer besonnenen Entwicklung, und es ist daher im Interesse der Gesammtheit und der Einzelnen von höchster Wichtigkeit, daß Ruhe, Ordnung und Sicherheit bewahrt werden. Dieß fordert das allgemeine Beste,**

dies fordert die Ehre der wackern und patriotischen Bewohner Wiens.

Zu diesem Behufe haben Se. k. k. Majestät bereits die Bewaffnung der Studirenden allergnädigst zu gestatten und die Erwartung auszusprechen geruht, daß alle Bürger durch Einreihung in die Bürger-Korps diese möglichst verstärken und zur Erhaltung der Ruhe kräftig mitwirken werden.



Erstürmung des bürgerlichen Zeughauses durch das Proletariat.

Diese Maßregeln, diese heilsamen Bestrebungen der Studirenden und der Bürgerschaft müssen aber auch von allen übrigen Bewohnern Wiens thätigst unterstützt werden. Es werden daher alle Haus- und Familienväter, alle Inhaber von Fabriken und Werkstätten aufgefordert, ihre Angehörigen und Untergebenen, insofern sie nicht zur regelmäßig bewaffneten Einwohnerschaft gehören, zu Hause zu halten, um die Menschenmenge auf

den Straßen nicht zu vermehren, **wodurch die wünschenswerthe Gestaltung der Dinge gehindert oder verzögert werden könnte.** Die Behörden und die achtbare Bewohnerschaft Wiens werden keine Anstrengungen scheuen, sie rechnen auf das gemeinnützige Zusammenwirken Aller.

**Wien, am 14. März 1848.**

Johann Talatzko Freiherr v. Gestieticz,
k. k. nieder-österr. Regierungs-Präsident.

Neben dieser amtlichen Kundmachung waren an den Straßenecken noch zwei andere Maueranschläge zu lesen, nämlich die am vorhergegangenen Tage erschienene Kundmachung wegen der „bedauerlichen Störung“ der Ständeversammlung (siehe Seite 270), und die Veröffentlichung der am vorigen Abend errungenen kaiserlichen Konzessionen, hinsichtlich der Bewaffnung der Studenten, der Verstärkung des Bürgermilitärs und der Niedersetzung eines Komité's zur Berathung der nothwendigen Reformen (siehe Seite 307). Maueranschläge solcher Art waren für Wien damals etwas ganz Neues. Die vormärzliche Regierung hatte sich durch mehrere Jahrzehnte nicht veranlaßt gesehen, außer der Ausschreibung der Rekrutirung, der Festsetzung der Steuerzahlungstermine irgend Etwas öffentlich kundzumachen und da auch dies nur ein paar Mal im Jahre geschah, so waren die Anzeigen der Polizei über verlorene oder gefundene Gegenstände die einzigen offiziellen Bekanntmachungen, die in Wien Tag für Tag an den Straßenecken angeschlagen wurden. Mit dem 13. März gewannen auch die an denselben angebrachten Ankündigungstafeln ein neues Aussehen.

Die obige Kundmachung des niederösterr. Regierungs-Präsidenten erregte begreifliche Mißstimmung und Erbitterung. Aus derselben war deutlich zu entnehmen, daß es der Regierung ausschließlich nur um die Wiederherstellung der Ruhe zu thun, daß dieselbe aber nicht Willens sei, durch die Gewährung der Volkswünsche die Revolution zu einem raschen Abschlusse zu bringen, wodurch die öffentliche Ruhe wohl von selbst wieder eingetreten wäre. Von der Gewährung der Preßfreiheit, von der Einsetzung einer Volksvertretung stand in der Bekanntmachung auch nicht Ein Wort, und darüber war man besonders in den gebildeten Kreisen empört, in denen allgemein die Ansicht getheilt wurde, daß ohne die Aufhebung der Zensur und ohne eine Theilung der Staatsgewalten zwischen der Krone und einer Volksvertretung, die Bevölkerung sich nicht zufrieden geben dürfe. Namentlich auf der Universität brach in Folge dieser amtlichen Kundmachung ein Sturm der Entrüstung los. Sofort wurde beschlossen, die in die Vorstädte und vor die Linienwälle hinausgezogenen Kollegen schleunigst zurückzuberufen, sich durch das Aufbieten der Stadtbevölkerung soviel wie möglich zu verstärken, gegen die Burg zu ziehen und das zum Schutze derselben beorderte Militär anzugreifen, denn man war überzeugt, daß die entscheidenden Kreise nur durch die Anwendung von Gewalt dahin zu bringen sein werden, den Volkswünschen Rechnung zu tragen. Die Ausführung dieser Beschlüsse ist erst nach einer fast zweistündigen Verhandlung sistirt worden, während welcher namentlich Professor Endlicher die Studenten beschwor, bis zum Abend ruhig abzuwarten, zu welchen Konzessionen sich der Hof entschließen werde.

Aber so furchtbar erregt die Studentenschaft auch war, weder in ihrem Kreise, noch in den Kreisen der übrigen Bevölkerung wurde über Kaiser Ferdinand auch nur ein bitteres Wort gehört. Alles nahm für den Kaiser Partei, Alles entschuldigte ihn. „Wenn es auf ihn allein ankäme“ — hieß es allgemein — „dann hätten wir längst schon, um was wir erst noch werden kämpfen müssen, dann wäre gestern nicht ein Tropfen Blutes vergossen worden!“... In die Pereatrufe der Studenten, in die heftigen Zornesausbrüche der übrigen Schichten der Bevölkerung über die neueste amtliche Kundmachung mischten sich in allen Theilen der Stadt Hochrufe auf den Kaiser, und es charakterisirt die Gutherzigkeit der Wiener, daß von Mund zu Mund der Ausspruch ging: „Die Großkopfigen sollten schon darum nachgeben, damit der arme kranke Herr Ruh' bekommt.“

Trotz der allgemeinen Aufregung suchte sich doch auch der Humor der Wiener in den Vormittagsstunden des 14. März Luft zu machen. Es geschah dies vornehmlich in einer Reihe von geschriebenen Plakaten, in denen zumeist der zurückgetretene Staatskanzler hart mitgenommen wurde. Von diesen geschriebenen Plakaten, welche die damalige Stimmung des großen Publikums scharf kennzeichneten, ist leider nur ein einziges aufbewahrt worden. Es lautet:

**„Vater Metternich, der Du bist in Wien, zukomme uns eine bessere Regierung; der Wille der Unterthanen geschehe, wie in Ungarn so in Oesterreich, vergib uns unser gerechtes Schimpfen und Schreien, also auch wir vergeben Dir das neue unchristliche Anleihen, führe uns nicht in Versuchung durch unnachahmliche Banknoten, sondern erlöse uns durch reeles Silber von allen Uebeln. Amen!“**

Vor einem andern geschriebenen Plakate, das an einem Schilderhäuschen nächst dem Lobkowitzplatze angeschlagen war, sammelte sich eine nach vielen Hunderten zählende Volksmenge. Dieses Plakat enthielt ein Verzeichniß von etlichen fünfzig Personen, die angeblich in den zwanziger und dreißiger Jahren wegen Umtrieben gegen die damalige Regierung auf Metternichs Befehl heimlich hingerichtet worden sein sollen. Der Schlußsatz dieses Plakates lautete:

**„Die Regierung war, so lange Metternich allmächtig gewesen ist, nicht väterlich, sondern scheinheilig; sie hat der Außenwelt ein freundliches Gesicht gezeigt, aber ihre Gegner hat sie schonungslos zu Grunde gerichtet. Ihre Erhaltung hat mehr Blut gekostet, als am gestrigen Tage vergossen worden ist. Auf dem Spielberg, in Kufstein, in Munkacz sind alle Räume mit den edelsten Patrioten überfüllt, die dort schon seit langen Jahren schmachten, obwohl sie kein anderes Verbrechen verübt haben, als das, die Freiheit auch für Oesterreich angestrebt zu haben. Jene, für die in den Festungskasematten kein Platz geschaffen werden konnte, sind jahraus, jahrein größtentheils auf der Simmeringerhalde erschossen**

worden. Ihr Blut schreit nach Rache und Wiedervergeltung!

Brüder! harret aus im Kampfe gegen den Absolutismus, Euer Leben steht auf dem Spiele, denn siegt die Regierung, dann seid Ihr alle verloren und keiner von Euch Allen wird der Rache der Regierung entgehen."

Solche und ähnliche Phantasiegebilde wurden am 14. März der Oeffentlichkeit enthüllt und es ist ein Beweis für die Fieberhitze, in der sich Alles befand, daß dieselben dazu beitragen konnten, die vorhandene Gährung noch mehr zu steigern.

## 112.

## Gerüchte.

Das Aussehen der innern Stadt war somit keineswegs ein friedliches. Das lebhafte Gewoge in den Straßen und Gassen mußte auch bei dem oberflächlichen Beobachter den Eindruck hervorrufen, daß die Bevölkerung nicht Willens sei, mit dem am vorhergegangenen Tage erzwungenen Rücktritte des Fürsten Metternich, d. h. mit einem bloßen Personenwechsel sich zufrieden zu geben. Das Sistem wollte die Bevölkerung geändert wissen, denn „Nieder mit dem Sisteme!" lautete nach der Beseitigung des Staatskanzlers die Losung aller jener Männer, die für die Tendenz und die Ziele der Wiener Volkserhebung Verständniß besaßen. In diesem Sinne wurde noch in der Nacht vom 13. auf den 14. März auf die verschiedensten Kreise der Bevölkerung eingewirkt, und, wie es sich am Morgen bereits zeigte, mit dem günstigsten Erfolge. Wir haben bereits Thatsachen angeführt, welche diese Agitation, soweit sie auch in den Kreisen der Studirenden betrieben wurde, zur Genüge kennzeichnen dürften (siehe Seite 340 und Seite 346). Die Bürger wurden in anderer Weise bearbeitet. „Es war etwa um 11 Uhr Nachts" — wird in den Aufzeichnungen eines Bürgeroffiziers berichtet — „als im bürgerlichen Zeughause (wo das Kommando des Bürgermilitärs seinen Sitz hatte) eine Anzahl von Männern, etwa acht bis neun an der Zahl, eintraf, die sich den ziemlich zahlreich anwesenden bewaffneten Bürgern als Mitglieder jenes Komité's vorstellten, das nach dem Konflikte mit dem Militär im Sitzungssaale des Landhauses vom Volke gewählt worden war, um die Leitung des Aufstandes zu übernehmen. Die Herren theilten uns bestimmt mit, daß im Laufe des morgigen Tages (des 14. März) die Abdankung des Kaisers Ferdinand dem Volke in einem Manifeste werde angezeigt werden, sowie, daß dieses Ereigniß eine Reihe von Gewaltmaßregeln zur Folge haben werde (siehe Seite 326). Wir Bürger waren über diese Nachricht um so mehr erbittert, als wir erfuhren, daß Kaiser Ferdinand darum zum Rücktritte bewogen worden sei, weil er sich geweigert, auf die Forderungen jener Partei bei Hofe einzugehen, die darauf bestand, daß in Oesterreich Alles beim Alten bleibe, und daß mit unbarmherziger Strenge gegen alle Jene eingeschritten werde, welche liberalen Reformen Eingang verschaffen wollen. Die Herren versicherten, von uns darum befragt, daß ihnen die Nachrichten, die sie uns hinterbrachten, von einem Landstande mitgetheilt worden seien, der Zeuge vieler, von ihnen geschilderter Vorgänge gewesen wäre. Sie theilten uns ferner mit, daß gegen den Willen des Kaisers die Verhaftung und kriegsgerichtliche Verfolgung aller jener Personen anbefohlen worden sei, die sich an den Ereignissen des vorhergegangenen Tages hervorragend betheiliget hätten, daß Arthaber wegen der von ihm veranlaßten Kundgebung im Gewerbevereine bereits zur Verantwortung gezogen worden sei, daß Fürst Windischgrätz, derselbe, der den Ausspruch gethan: „Der Mensch fängt erst beim Baron an", die Diktatur übernommen habe, und daß noch während der Nacht die Kundmachung an den Mauerecken affigirt werden soll, welche die Verhängung des Belagerungszustandes über Wien zur allgemeinen Kenntniß bringen wird. Auf uns Bürger machten diese Neuigkeiten großen Eindruck. Die Einen waren entrüstet, die Anderen bestürzt über dieselben, die Dritten fluchten und der Rest weinte — vor Wuth. Ich begreife es heute noch nicht, warum von keinem Einzigen von uns die Grundhältigkeit aller dieser Neuigkeiten auch nur einen Augenblick in Zweifel gezogen wurde.

Eine gewisse Uebereinstimmung der Ansichten über die Dinge, die bevorstehen und über die gegenüber denselben zu beobachtende Haltung des Bürgermilitärs trat erst ein, als gegen 2 Uhr Nachts der bei allen Bürgerkorps beliebte Scherzer im Zeughause sich einfand und uns mittheilte, es beständen allerdings starke Meinungsverschiedenheiten bei Hofe, und die Partei, die dort für den Fortschritt wirke, sei in der Minderheit, aber die Bevölkerung müsse nur ausharren in ihrer entschiedenen Haltung, und der Hof werde sich dann ganz gewiß nachgiebig zeigen. Bemerkenswerth ist es, daß Scherzer, der direkt aus der Gesellschaft von Landständen kam, die bis gegen Mitternacht in der Hofburg sich aufgehalten, von den uns angekündigten Gewaltmaßregeln auch nicht das Geringste erfahren hatte. Und doch zeigte es sich nach wenigen Stunden, daß das Gerücht, an Windischgrätz sei die Diktatur in Wien übertragen worden, auf einer Thatsache beruhe, und eine Menge Anzeichen deuteten darauf hin, daß in der Nacht vom 13. auf den 14. März eine gewaltige Kontrerevolution von Seite einer einflußreichen Partei bei Hofe wirklich beabsichtigel worden war. Wir Bürgeroffiziere waren aber in Folge der Mittheilungen Scherzer's fest entschlossen, für den Fall des Wiederausbruches eines Kampfes zwischen Volk und Militär uns dem Militär gegenüber zwar neutral zu verhalten, gleichzeitig aber die Bestrebungen der liberalen, auf Reformen abzielenden Hofpartei mit allen uns zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln, durch Deputationen an den Kaiser, durch eine schriftliche Erklärung, überhaupt mit all' unserem Einflusse energisch zu unterstützen. Zum Beweise, wie einmüthig wir in diesem Beschlusse waren und wie ernst es uns um denselben war, führe ich blos an, daß noch in derselben Nacht von einzelnen Korpskommandanten zu jenen Korpsmitgliedern, die im Laufe des 13. März dem

Befehle zum Ausrücken nicht Folge geleistet hatten, Ordonnanzen geschickt wurden, mit dem Auftrage, daß sie ihrer Pflicht nachzukommen hätten, widrigenfalls sie Gefahr laufen, aus dem Korps ausgeschlossen zu werden."

Ein anderer Bürgeroffizier, der während der Nacht auf den 14. gleichfalls im Zeughause anwesend war, erzählt in seinen „Erinnerungen" (Manuskript) ein Erlebniß, das auf das Verhältniß zwischen den hohen Militärs und den uniformirten Bürgern beim Beginne der Märzrevolution ein nicht uninteressantes Streiflicht wirft. Unser Gewährsmann promenirte während der Nacht mit noch einem anderen Bürgeroffizier durch längere Zeit auf dem Hofe, und kam während dieses Spazierganges auch an der Hauptwache des Kriegsgebäudes vorüber, wo zahlreiches Militär unter Waffen stand und viele Generale und Stabsoffiziere, in deren Mitte der jugendliche Erzherzog Franz Josef, der spätere Kaiser, und Prinz Wasa sich befanden, anwesend waren. Der Prinz zog die beiden Bürgeroffiziere in die Mitte der Generale und indem er sie an einen Tisch führte, der mit Weinflaschen und kaltem Imbiß bedeckt war, lud er sie ein, auf einen für Oesterreich glücklichen Ausgang der Ereignisse des vorhergegangenen Tages ein Glas Wein zu leeren.

Die beiden Bürger gaben dem Prinzen Bescheid und unser Gewährsmann stellte an ihn die Frage, wer wohl den Fürsten-Staatskanzler (Metternich) in der Regierung ersetzen werde? Der Prinz gab eine ausweichende Antwort, ein dabeistehender General sagte jedoch zu den Bürgern in ziemlich brüskem Tone: Fürst Metternich's Rücktritt wäre ein unersetzlicher Verlust für die Monarchie und es wäre eine Schande, wenn man sich im Wiener Bürgeroffizier-Korps dieser Einsicht verschließen und sich nicht der Erwartung hingeben sollte, am nächsten Tage Alles wieder rückgängig zu machen, was am vorherigen Tage von einer Anzahl Böswilliger in ruchloser Weise angestiftet wurde.

„Herr Feldmarschall-Lieutenant" — erwiderte unser Gewährsmann dem General — „wir Bürgeroffiziere haben über das, was gestern sich in Wien vollzogen, unsere eigenen Ansichten. Die Exzesse, die verübt wurden, bedauern auch wir, aber für dieselben ist nicht der bessere Theil der Bevölkerung, ist nicht das Bürgerthum verantwortlich zu machen. Uns Bürgern war es gestern blos darum zu thun, einen Sistemwechsel im Staate zur Geltung zu bringen und wir Alle sind von der Nothwendigkeit eines solchen für den Staat, für Dynastie und Volk, so innig und so tief überzeugt, daß wir es für eine wahre Schande halten müßten, wenn es uns nicht gelingen sollte, auch Se. Majestät den gütigen Kaiser von dem, was dringend Noth thut, zu überzeugen. — „Sie tragen als Bürgeroffiziere" — fuhr der General dem Sprecher in das Wort — „das kaiserliche Porte épée und werden wohl nicht im Zweifel sein, auf welche Seite Sie zu treten haben, wenn die Garnison den Befehl vollstrecken wird, die Empörung niederzuwerfen und die Herrschaft des Gesetzes neuerdings wieder aufzurichten." — Sichtlich erzürnt kehrte der General uns Beiden den Rücken, und wir machten jetzt erst die Wahrnehmung, daß sich sämmtliche hohe Offiziere mit dem Erzherzoge und dem Prinzen mittlerweile in das Innere des Kriegsgebäudes zurückgezogen hatten. „Auch wir" — bemerkte unser Gewährsmann — „verließen eilig unsern Platz und da es ziemlich stark zu schneien anfing, so suchten wir im bürgerlichen Zeughause eine Unterkunft. Die Worte des Generals hatten einen niederschlagenden Eindruck auf uns gemacht; wir deuteten sie dahin, daß die Anhänger des alten Sistems, das wir gestern für immer gestürzt zu haben wähnten, ihre Sache noch nicht verloren geben und jedenfalls noch den letzten Trumpf ausspielen werden.

„Im Zeughause wurde uns plötzlich Alles klar! Ein soeben vom Magistratsgebäude herübergekommener Bürger erzählte uns, Bürgermeister Czapka wäre nach 11 Uhr von einem Stabsoffizier aufgesucht und nach Hof berufen worden. Derselbe Offizier sei ein paar Stunden später mit dem Bürgermeister wieder zurückgekommen und der Letztere habe zu den ihn bekomplimentirenden Beamten in frohem Tone und mit aufgeheiterten Gesichtszügen geäußert: Morgen, meine Herren, können Sie wieder so ruhig schlafen, wie bisher. Der Fürst Windischgrätz und seine braven Soldaten werden schon dafür sorgen, daß der gestrige Rummel nicht mehr von vorne wieder anfangen wird!" — Alle diese Nachrichten veranlaßten uns, noch in der Nacht nach dem Stande der Dinge Erkundigungen einzuziehen. Ein Paar Bürgeroffiziere eilten zu einem der Wortführer der liberalen Partei unter den Landständen und vernahmen, daß bei Hofe große Uneinigkeit herrsche, daß die Metternich'sche Partei an Einfluß keineswegs verloren habe, daß aber auch die Freunde von Reformen alle Anstrengungen machen, ihren Wünschen Geltung zu verschaffen. „Gelingt es, den Rücktritt des Kaisers Ferdinand von der Regierung zu verhindern, ließ der Landstand den Bürgern sagen, dann ist das Beste für Oesterreich zu hoffen, denn der Kaiser ist gerne bereit, Oesterreich mit zeitgemäßen Institutionen zu versehen!" Diese Botschaft elektrisirte die im Zeughause Anwesenden. „Es lebe der Kaiser!" schallte es plötzlich durch dessen Räume. „Wir halten zum Kaiser!" riefen sich jene Bürger zu, die entschlossen waren, im Falle eines neuen Konfliktes im vermittelnden Sinne für die Gewährung von liberalen Reformen zu wirken."

## 113.

## Dreißigtausend Freiheitskämpfer!

Der Anmarsch und Abmarsch von Patrouillen, Bürgern, Studenten und Volkswehrmännern, welche die Vorstädte und Vororte Wiens durchstreiften, dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag ununterbrochen fort. In den Vormittagsstunden sammelten sich am Hofe (vor dem bürgerlichen Zeughause) und in der Nähe der Burg nach vielen Tausenden zählende Volksmassen an. Im Zeughause

nahm vom frühen Morgen an die in der Nacht eingestellte Waffenvertheilung neuerdings ihren Anfang. Man hatte zuerst die Einrichtung getroffen, daß jeder sich Meldende erst am Rathhause oder beim Gemeindevorstande sich sollte einschreiben lassen. Doch der wachsende Andrang machte jede Unterscheidung unmöglich, und so erhielten bald auch Taglöhner, Handwerksburschen, ja Lehrjungen Gewehre. Aber selbst die vornehmen Klassen und darunter namentlich viele Bankiers und Hofräthe sah man, und zwar sogar mit einer Art Ostentation sich unter das Aufgebot für „O r d n u n g u n d F r e i h e i t" reihen, obwohl sie noch am Tage vorher für etwas „mehr Ordnung" a l l e F r e i h e i t h i n g e g e b e n h ä t t e n. Wenn schon die Studenten, welche den Abend vorher mitgehandelt,



Hoyos.

sagen konnten: Wir sind 900 zum Zeughaus gegangen und unser dreimal so viel zurückgekehrt, so galt dieses Wort umsomehr von den höheren Klassen der Gesellschaft. Wer sich sonst immer eigene Waffen zu verschaffen gewußt, rüstete sich mit diesen, und die so nach Landsmannschaften oder in anderer Weise Zusammengetretenen bildeten ganze Kompagnien trefflich ausgestatteter Büchsenschützen. Natürlich, daß sich unter diesen die der Italiener, Polen, Ungarn durch freudigen Antheil und begeistert entschlossene Haltung auszeichneten. Dieses rege und wechselnde Treiben vervielfältigte und verlebendigte sich noch im Laufe des Vormittags. Aus dem Thore des Zeughauses ergossen sich immer neue Trupps, die mit improvisirten Fahnen mit den mannigfaltigsten Devisen, als: „V ö l k e r v e r b r ü d e r u n g!"

„Ordnung und Freiheit!" „Preßfreiheit!" „Konstitution!" und wo möglich mit Trommelschlag, alle Gegensätze des Standes und der Bildung vereinigend, durch die Straßen zogen. Man zählte allmälig nur in der innern Stadt achtzig bis einhundert solcher Trupps von allen Größen, deren gesammte Streiterzahl bis auf dreißigtausend angeschlagen wurde. Aus den Vorstädten, wo Exzesse stattgefunden, wurden ganze Abtheilungen von Gefangenen hereineskortirt. Riesenpatrouillen, wie z. B. die des Gewerbvereins, zogen hinaus, wenn in keiner anderen Absicht, doch um die allgemeine Einigkeit und Zuversicht zur Schau zu tragen. Frauen theilten Blumen, Schärpen, Kokarden aus, besonders an die bevorzugten Akademiker, und die Straßen waren mit Menschen angefüllt, wie an einem Festtage. In der That, faßt man blos den augenblicklichen Anschein der Dinge zusammen, so kann man, den Ausspruch eines anderen Darstellers ergänzend, sagen: „Wien genoß — und patrouillirte!" Dennoch konnte — wie Löhner hervorhebt — dem Beobachter der unter der heiteren Oberfläche liegende innere Widerspruch, und somit die Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Umschlages nicht entgehen. Das Volk wartete, aber nur, weil es zuversichtlich von Seite der Regierung die volle Initiative rücksichtlich der Erfüllung der allgemeinen Wünsche erwartete. Die Regierung aber, d. h. die Personen, von deren Einverständniß zuletzt die kaiserliche Unterschrift abhing, zögerten mit jeder, auch der eng begrenztesten Konzession, aus Furcht vor der in ihr liegenden Berechtigung zu weiterer Forderung.

In der Menge selbst trat mit den verlaufenden Stunden bereits ein bedenklicher Umschlag ein. Am Morgen hatte sich die Nachricht zur allgemeinen Befriedigung verbreitet, daß sich Fürst Metternich und seine Frau in einem kais. Wäscherwagen geflüchtet. Ebenso erfuhr man später, wie Erzherzog Albrecht sein Kommando abgegeben und sich nach Ungarn begeben habe. Dagegen, sowie gegen die bekanntgewordene Nachricht von der Pensionirung des allgemein verhaßten Grafen Sedlnitzky, würde man natürlich nichts einzuwenden gehabt haben, wenn nicht gleichzeitig das Gerücht: Windischgrätz, „der Erzaristokrat," sei zum Stadtkommandanten ernannt worden, auch im großen Publikum Verbreitung gefunden hätte.

## 114.

## Neuerliche Bedrohung der Polizei-Oberdirektion.

Ein eigenthümliches Gepräge erhielt die innere Stadt besonders dadurch, daß in derselben fast alle Polizei- und Militärwachposten von der neu errichteten Volkswehr besetzt worden waren. Nur die Hofburg, die Hauptwache am Hofe und die Nationalbank hatten ihre militärischen Besatzungen behalten, auf allen übrigen Posten waren nur Bürger, Volkswehrmänner und Studenten zu sehen. Von Seite des Bürgermilitärkommandos waren namentlich in die ärarischen Gebäude starke Wehrmännerabtheilungen gelegt worden. Es geschah dies, weil es in der That zu besorgen stand, daß einzelne dieser Gebäude der Volkswuth zum Opfer fallen werden. So befürchtete man z. B. allgemein die Demolirung des Polizei-Oberdirektions-Gebäudes. Vor demselben fanden noch während des Vormittags des 14. März bedeutende Ansammlungen statt und die hier wachehaltenden Bürgerartilleristen und Studenten mußten ihr ganzes Ansehen aufbieten, um die Volksmenge vom Eindringen ins Gebäude abzuhalten. Der damalige Polizeidirektor von Wien, Hofrath Muth, gehörte zu den verhaßtesten Männern des Tages und da seine Versetzung in den Ruhestand noch nicht in der des Morgens erschienenen „Wiener Zeitung" zu lesen war, so hielt man es für nothwendig, ihn durch eine Demonstration zum Rücktritte von seinem Amte zu zwingen. Er wurde allgemein beschuldigt, zu dem Tags vorher geschehenen, von uns bereits (siehe Seite 301) geschilderten Attentate auf das Bürgermilitär die Veranlassung gegeben zu haben, durch welchen Verdacht der Haß gegen ihn noch mehr gesteigert wurde. Als daher die, die Ober-Direktion schützenden Bürger und Studenten der gegen dieselben anstürmenden Menge vorstellten, daß es gar keiner Gewaltanwendung bedürfe, um Muth zum Rücktritte zu bewegen, daß er aus eigenem Antriebe seine Entlassung nehmen werde, hieß es sogleich in der Menge: „Ist dazu die Volkswehr geschaffen worden, daß sie einen Volksverräther in Schutz nimmt?"

Ein arger Konflikt wäre hier schwerlich vermieden worden, wenn nicht zu rechter Zeit Freiherr v. Doblhoff erschienen wäre und Frieden gestiftet hätte. Doblhoff gehörte während der Märztage zu den volksthümlichsten Männern Wiens. In den gebildeten Kreisen war er seiner liberalen Gesinnung wegen schon seit Jahren gut angeschrieben und am 14. März war er in Folge eines, freilich leeren Gerüchtes, auch in der Masse der Bevölkerung beliebt geworden. Es wurde nämlich allgemein erzählt, daß er am Nachmittage des vorhergegangenen Tages beim Kaiser sich Eingang verschafft und nach einer halbstündigen Unterredung mit dem Monarchen die Entlassung Metternichs durchgesetzt habe. Es ist an diesem Gerüchte kein Wort wahr, aber dasselbe hat trotzdem dazu beigetragen, Doblhoff die Volksgunst zu verschaffen. Bei seinem Erscheinen vor dem Polizeidirektions-Gebäude wurde er sofort erkannt und von der Menge mit Jubel aufgenommen. Der heftige Wortwechsel zwischen dem Volke, welches in das Polizeigebäude eindringen wollte, und der Wehrmännerabtheilung, die es davon abzuhalten suchte, hatte nun mit einemmale ein Ende. Doblhoff war der Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Nachdem er erfahren, um was es sich hier handle, daß Hofrath Muth Gefahr laufe, der Volksrache zum Opfer zu fallen, richtete er eine beschwichtigende Ansprache an die Menge, in der er die Nothwendigkeit von Muths Rücktritt wohl zugestand, sich jedoch in entschiedenster Weise dafür erklärte, den Rücktritt des Polizeichefs ruhig abzuwarten. Seine Aufforderung, die Umgebung des Polizeigebäudes zu räumen, wurde anfänglich mit Murren aufgenommen. Als Doblhoff jedoch der Menge auseinandersetzte, daß alle auf friedlichem Wege errungenen Erfolge viel werthvoller und dauernder seien, als die mit Gewalt durchgesetzten; als er ihr schilderte, daß selbst Metternich nicht das Opfer eines Straßenkampfes, sondern von friedlichen Unterhand-

lungen geworden, die zwischen den Vertrauensmännern der Bevölkerung und dem kaiserlichen Hofe gepflogen wurden, als er endlich nachwies, daß Muth's Verbleiben im Amte durch den Sturz Metternichs, dessen Kreatur er gewesen, ohnehin unmöglich geworden, da beruhigte sich die Volksmasse und zog allmälig vom Platze.

## 115.

## Tumult vor der Hof- und Staatsdruckerei.

Ein ähnlicher Volksandrang wie beim Polizeigebäude fand auch bei der Hof- und Staatsdruckerei auf der Seilerstätte statt. Hier waren es nicht Rachegefühle, von denen das Gebäude bedroht wurde, die hier lärmenden und andrängenden Massen wurden blos von ihrer auf's äußerste gespannten fieberhaften Neugierde getrieben, sich den Eintritt in das Gebäude zu erzwingen. Alles wollte nämlich wissen, ob und welche kaiserlichen Entschließungen von der Staatsdruckerei in Druck gelegt werden. Den hier wachehaltenden Studenten und Bürgern half es nichts, daß sie fort und fort betheuerten, es stünden so viele Arbeiter in Verwendung, daß in der Zeit von einer halben Stunde die herablangenden kaiserlichen Manifeste und amtlichen Kundmachungen vervielfältigt werden könnten. Die Menge wollte den Inhalt dieser Aktenstücke noch vor der Drucklegung kennen lernen und verlangte fortwährend unter Schreien und Lärmen, daß von einem Fenster des Gebäudes aus alles aus der Hofburg Anlangende sofort verkündet werden müsse. Die in Folge dessen ertheilte Versicherung, daß vorläufig noch nichts herabgelangt sei, wurde allgemein ungläubig aufgenommen und Diejenigen, die daran glaubten, schienen auf die Machthaber noch mehr erbittert zu werden. „Wenn die Konstitution für Oesterreich noch immer nicht gedruckt wird", hieß es in der Menge, „so müssen wir die Drucklegung erzwingen!" — Ein Theil der Tumultuanten war sogar Willens, sich in den Besitz der Druckerei zu setzen, um die Drucklegung einer drohenden Erklärung zu veranlassen, in welcher man es der kaiserlichen Familie und den andern Machthabern unverhohlen gestehen wollte, daß sie durch das Festhalten am absoluten Sisteme den weitern Fortbestand des Staates in Frage stellen würden, „da kein Oesterreicher mehr geneigt sei, sich noch länger absolut regieren zu lassen." Es kennzeichnet die am 14. März herrschend gewordene Stimmung, daß in dem vor dem Druckereigebäude angesammelten Volkshaufen sogar von der Nothwendigkeit der Einsetzung einer provisorischen Regierung gesprochen wurde. Der Idee Löhner's hatte sich demnach bereits die Menge bemächtiget. „Eine provisorische Regierung! Machen wir es wie die Pariser, meine Herren!" An dieser Aufforderung eines jungen Mannes wurde von Niemandem Anstoß genommen. Man klatschte ihm vielmehr Beifall zu, fand seinen Vorschlag „recht zeitgemäß", und daß dessen Ausführung unterblieb, ist gewiß nur dem Mangel an bekannten öffentlichen Männern zuzuschreiben, der in den Märztagen in Wien so fühlbar geworden war. Eine Anzahl solcher Persönlichkeiten in Wien und die Wogen der Revolution wären vielleicht kaum weniger hoch emporgeschlagen, als in der französischen Hauptstadt.

## 116.

## „Das verdanken wir dem Metternich!"

Die Menge vor der Staatsdruckerei verlief sich erst während des Nachmittags. Ein starker Bruchtheil derselben zog schon vor der Mittagszeit auf die Universität, ein anderer Theil nach dem Landhause. Die Vorgänge auf der Universität behalten wir einer späteren Schilderung vor. Der Zug nach dem Landhause wurde in der Absicht unternommen, die, wie man glaubte, hier versammelten Stände zu neuen Schritten bei Hofe zu veranlassen. Die Menge wußte nämlich nicht, daß die Ständeversammlung durch die Ereignisse des vorhergegangenen Tages thatsächlich aufgelöst worden sei, und daß von dem Landhause die Bewegungspartei Besitz genommen habe. Das Gewoge im Hofe, in den Gängen und Sälen des Landhauses, sowie in den umliegenden Straßen war, schon von den frühen Morgenstunden des 14. März angefangen, besonders lebhaft. Alles strömte hierher, um den Schauplatz des Revolutionsanfanges zu besichtigen und den Brunnen zu sehen, von dessen Bretterverkleidung aus das erste freie Wort in Oesterreich gesprochen wurde, so wie den ständischen Sitzungssaal in Augenschein zu nehmen, in dem von einer vom Volke gewählten Deputation es zum ersten Male entwickelt wurde, welche Wünsche die allgemeinen seien, und welche Reformen bewilligt werden müßten, damit wieder Friede werde. Die Blutspuren, die im Hofe des Landhauses hie und da zu bemerken waren, die Kugelspuren in der Façade des Gebäudes, die zahlreichen Möbeltrümmer, die in allen Ecken und Winkeln chaotisch durcheinanderlagen, die zertrümmerten Fenster und Thüren, das aus seinen Angeln gerissene Hauptthor des Gebäudes, alle diese Merkmale zeigten es klar und eindringlich, daß hier die Stätte eines ernsten Kampfes war daß Menschenopfer gefallen seien und der Sturm der Volkserbitterung gewüthet habe. Auf die Façade des Gebäudes hatte während der Nacht irgend Jemand mittelst Kohle mit großen Buchstaben geschrieben: „Das verdanken wir dem Metternich!"

## 117.

## „Hier sind Minister zu bekommen!"

Nicht weniger lebhaft als wie vor dem Landhause ging es vor dem Ertl'schen Stiftungshause in der Bischofgasse her, wo der juridisch-politische Leseverein seinen Sitz hatte. Von den frühesten Morgenstunden an war vor diesem Hause eine nach Tausenden zählende, von Stunde zu Stunde anwachsende Menschenmenge versammelt, in der Hoffnung, hier das „Neueste," was der Tag bringen werde, am raschesten zu erfahren. Der Andrang von Personen, die in der Absicht, Erkundigungen einzuziehen, im Vereinslokale

Einlaß zu finden suchten, nahm schon um 9 Uhr Morgens derart überhand, daß der Eingang desselben von Volkswehrmännern, die dem Vereine als Mitglieder angehörten, besetzt werden mußte, die jedem „Fremden“ den Eintritt verweigerten. Aber nicht blos Neugierige, auch solche, die Hilfe suchten, oder Beistand leisten wollten, fanden sich im Vereine ein, der, ohne daß bisher ein Grund zur Annahme hiefür vorlag, in ganz Wien als der eigentliche Herd, als das leitende Organ der Bewegung angesehen und anerkannt wurde. So kam es, daß sowohl Jene, die durch den Ausbruch der Revolution ins Mitleid gezogen wurden, als Jene, welche dieselbe zu unterstützen, an ihr erfolgreich Antheil zu nehmen wünschten, sich an den Verein wandten, damit er ihnen Schutz gewähre oder über ihre Kräfte verfüge.

Aus den meisten, außer den Linien liegenden Gemeinden fanden sich Deputationen von Hilfesuchenden hier ein. Wir haben erwähnt, daß von Seite der Regierung und der Wiener Garnison diesen Deputationen der von ihnen erbetene Schutz und Beistand nicht geleistet wurde. Sie hatten geltend gemacht, daß sie dem Wüthen des entfesselten Proletariats seit dem Anbruche der vorhergegangenen Nacht preisgegeben seien, daß in den Gemeinden, die sie entsandt hatten, nicht blos Hab und Gut, sondern auch die persönliche Sicherheit der Besitzenden auf dem Spiele stehe; aber die Regierungspersonen und die Militärkommandanten, an die sie sich wandten, versicherten ihnen, daß sie nicht in der Lage wären, zu helfen. Einerseits entschuldigte man dies damit, daß die Garnison für alle Eventualitäten konzentrirt bleiben müsse, und andererseits rieth man den Hilfesuchenden sich selbst Hilfe zu schaffen. „Ein General, der an der Spitze eines Infanterie-Bataillons den äußeren Burgplatz besetzt hielt, wies“ — wie in einem uns vorliegenden Manuskripte erzählt wird — „einige Meidlinger Bürger, die von ihrer Nachbarschaft in die Stadt gesendet wurden, um Militär zu requiriren, barsch und höhnisch zurück.“ — „Ist Euch,“ soll er zu den Hilfesuchenden gesagt haben, „die Unordnung schon zu toll, rinnt Euch schon das Wasser in das Maul? Sollen Euch nur Alles niederbrennen und zerstören, aber nicht über die Arbeiter haltet Euch deshalb auf, sondern über die eleganten Herren in der innern Stadt, welche die Empörung angezettelt und die Arbeiter gegen Euch aufgehetzt haben! Geht jetzt nach Hause, schlagt die Arbeiter todt und dann kommt herein, schließt Euch uns Soldaten an, und schlagt dann mit uns die Wiener Bürger zusammen!“ Auf die Einwendung, daß nicht die Bürger, sondern die Studenten den Anfang gemacht hätten, entgegnete der General: „Das sind Buben, die wären in der ersten halben Stunde auseinander gelaufen, wenn sich die Bürger nicht auf ihre Seite geschlagen hätten!“

Aus solchen und anderen, später mehrfach besprochenen Aeußerungen ist zu entnehmen, daß bei den höheren Militärs die Erbitterung über die Bevölkerung einen bedenklichen Grad erreicht hatte. Von anderer Seite wird berichtet, daß dem Besitzer einer vor der Mariahilferlinie befindlichen industriellen Unternehmung, die in Gefahr stand, vom Proletariate zerstört zu werden, als er sich an die niederösterreichische Regierung um Hilfe wandte, von einem dort funktionirenden hohen Beamten die Zusage gemacht wurde, es seien bereits aus Böhmen Truppen im Anmarsche, die dazu verwendet werden dürften, in der Umgebung Wiens den Ausschreitungen des Pöbels ein Ziel zu setzen. Solch' eine Mittheilung hätte dem Manne, der sofort Schutz finden mußte, um vor seinem materiellen Ruine bewahrt zu werden, zum Troste dienen sollen? Er gewärtigte, daß ein Pöbelhaufe vielleicht schon in der nächsten Stunde vor seinen Anlagen erscheinen und sie in einen Schutthaufen umwandeln werde, und man vertröstete ihn auf den Schutz jener Truppen, die aus Böhmen gegen Wien in Anmarsch sich befinden! Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß die Regierung den bösen Willen hatte, die Bewohner der von dem Ausbruche der Ereignisse schwer heimgesuchten Umgebung Wiens die Geißelhiebe und Keulenschläge eines Proletarieraufstandes so schwer wie möglich fühlen zu lassen. Man dürfte vielmehr das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß eben die ganze Regierung, von der obersten Spitze derselben bis hinab zu dem untersten Exekutivorgane, vollständig den Kopf verloren hatte und in dem Zustande totaler Rathlosigkeit sich befand.

Es war daher natürlich, daß Viele, die durch die Revolution großen Gefahren ausgesetzt waren, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß von der Regierung nicht Ein Mann Militär herauszubekommen sei, bei den Gegnern der Regierung um Hilfe ansuchten. Die einzelnen Kommandanten der Bürgermilitär-Abtheilungen, die einzelnen Führer der Volkswehrmänner-Kohorten, die Studenten, wurden daher mit Bitten, auf diesen und jenen Punkt der Vorstädte, in diese und jene Gemeinde außerhalb der Linie hinauszueilen und Hilfe zu bringen, geradezu bestürmt. Das gleiche Ansuchen wurde, wie schon oben bemerkt worden ist, auch an den Leseverein gestellt, von dem man wußte, daß seine sämmtlichen Mitglieder der neuen Volkswehr beigetreten seien, und daß er das nöthige Ansehen besitze, um, wenn er es wolle, den in Gefahr befindlichen Schirmbedürftigen den erwünschten Beistand zu leisten. In der That ist noch im Laufe des 14. März von Seite des Vereins in dieser Richtung das Möglichste geleistet worden. Seine Mitglieder waren rastlos bestrebt, zahlreiche Abtheilungen von Bürgern, Volkswehrmännern und Studenten an die zumeist bedrohten Punkte hinauszudirigiren, und es gelang ihnen dies hauptsächlich dadurch, weil sie selbst nicht Anstand nahmen, sich den Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren solcher Expeditionen auszusetzen. Dem Vereine blieb, um diesen Anforderungen zu entsprechen, nichts übrig, als alle wehrfähigen Personen, die sich ihm im Interesse der Bewegung zur Verfügung stellten, im bürgerlichen Zeughause mit Waffen versehen und in die Volkswehr aufnehmen zu lassen. Er erwarb sich hiedurch binnen wenigen Stunden in und um Wien die Gunst der besitzenden Klassen und aller Jener, denen es um die Herstellung gesetzlicher Zustände zu thun war, und die Autorität, die er mit einem Male erlangte, hatte das am Tage vorher gefallene Sistem wohl niemals besessen. Man erblickte in dem Verein den Ausdruck jener Intelligenz und Freisinnigkeit, deren vollständiger Abgang bei der bisherigen Regierung selbst von den schlichtesten und gemäßigtesten Männern aus dem Volke längst schon herausgefühlt worden war, und die Thatsache, daß auch der Leseverein es auf den Sturz dieser Regierung abgesehen habe, imponirte dem

ruheliebenden Theile der Bürger nnb trng wesentlich dazu bei, anch bei ihm für die Revolution Sympathien zu erwecken, trotzdem, daß dieselbe von einem Theile der nothleidenden Klasse dazn benützt wurde, um bie Sicherheit des Eigenthums zn gefährden.

Der Leseverein war daher vom 14. März angefangen für die Revolntion von erheblicher Bedentnng geworden. Die stets maßgebende Schichte der Gemäßigten nnd Ruheliebenden erholte sich an diesem Tage von dem Schrecken, den ihr die Stürme nnd Wuthansbrüche des vorhergegangenen Tages eingeflößt hatten, nnd richtete anf ihn ihre Blicke, in der Hoffnnng, daß er wohl den Forderungen ber Zeit



Die Ankunft der Ungarn bei den Kaisermühlen.

Geltnng verschaffen, gleichzeitig aber bemüht sein werde, den Ruhestörungen nnd Exzessen, in welche die politische Bewegung auszuarten schien, ein rasches Ende zu machen. Die Ohnmacht der Regiernng war aller Welt plötzlich so augenfällig geworden, daß nnn mit einem Male einem von der großen Menge bisher nnbeachteten Vereine ein Ansehen, eine Macht, mit einem Worte Eigenschaften zugemuthet wurden, welche sonst, nnter geregelten Zuständen, stets nur der Regierung zngetraut zu werden pflegen. Der Verein wurde förmlich als Regierung angesehen, und diese Ansicht gelang auch zu einem gewiß bezeichnenden Ausdrucke. Es ereignete sich nämlich, daß im Laufe der Vormittagsstunden des 14. März am Thore des Hauses, in bem der Verein sein Lokale hatte, ein Zettel angeklebt wurde, auf dem mit großen Buchstaben geschrieben stand:

„Hier sind Minister zu bekommen!“

Man hat niemals erfahren können, wer auf den Gedanken verfiel, dieses zündende Wort unter bie Menge zu schlendern, aber eine Thatsache ist es, daß damit eine nachhaltige Wirkung hervorgebracht worden war. Dieselbe charakterisirt nicht blos die hohe Meinnng, die man allseitig vom Leseverein hegte, sondern sie ist noch aus einem wichtigeren Umstande bezeichnend. Schon während des 13. März wurde, wie wir erwähnt haben, in der innern Stadt hie und da mehrfach die Frage aufgeworfen, aus welchen Personen die neue Regiernng in Oesterreich gebildet werden soll. In dem Zettel wurde diese Frage dahin beantwortet, daß im Lesevereine die nenen Regiernngsmänner für Oesterreich zu bekommen wären. Die große Menge stimmte dieser Andentung schon aus dem Grnnde zu, weil es nach dem Sturze Metternich's selbst der letzte Mann im Volke, wir möchten fast sagen — instinktiv fühlte, daß, wenn in Oesterreich andere Zustände Platz greifen sollen, die neuen Minister nicht mehr aus jener geschlossenen Gesellschaft berufen werden dürfen, aus denen die bisherigen österreichischen Staatsmänner rekrutirt wurden.

## 118.

## Auf der Universität.

So viel vorläufig über die Vorgänge, deren Schauplatz die Plätze und Straßen der innern Stadt bis gegen die Mittagsstunde zu waren. Es erübrigt uns nur noch auf der **Universität** Umschau zu halten. Dieselbe hatte sich, wie schon erwähnt, plötzlich, wie mit einem Schlage in ein militärisches Hauptquartier verwandelt. Vor dem Thore hielten Studenten Wache, und der Ab- und Zumarsch von Kolonnen bewaffneter Studenten dauerte hier von den späten Abendstunden des 13. März angefangen bis zum Schlusse der Wiener Revolution, also bis zum 1. November des Jahres fast ohne Unterbrechung fort. So fröhlich und von so schönen Hoffnungen erfüllt wie in den Märztagen, war dieses kriegerische Treiben der Studenten später allerdings nicht mehr. In den Märztagen gingen mit den Studenten die Professoren, Dozenten und Doktoren Hand in Hand, vor Allem: Hye, **Endlicher** und **Füster**, **Giskra**, **Berger** und **Brestl**, **Köck**, **Enget** und **Schilling**, regelnd, musternd, zu freiwilligen Zügen auffordernd. Denn noch immer kamen Meldungen von begonnenen oder drohenden Zerstörungen, Exzessen, Tumulten, so daß sich noch am Vormittag neue Schaaren von Studenten und Volkswehrmännern nach den entfernten Vorstädten und vor die Linien hinaus begaben, um Person und Eigenthum in Schutz zu nehmen.

Ueberall, wo sich die Studenten, mit fliegenden Fahnen und mit der weißen Kokarde geschmückt, auf ihrem Marsche nach den vom Proletariate bedrohten Punkten zeigten, begleitete sie der Jubel der Bevölkerung, ertönten jauchzende Zurufe. Die an den Kolonnen Vorüberfahrenden hielten ihre Wagen an, um den Studenten Worte des Dankes und der Zustimmung zuzurufen. „Die Begeisterung des Volkes für seine muthige Jugend zeigte sich" — bemerkt ein Augenzeuge der Märzereignisse, — „in den lebhaftesten Aeußerungen, die ganze Stadt war in freudigster Aufregung, Alles in Enthusiasmus; Glück und Vergnügen verklärte jede Miene, strahlte aus jedem Blicke; machte die Revolution populär, auch bei dem gemeinen Mann. Ich habe als Patrouille auf Wachstuben und in den entlegensten Vorstädten diese Bemerkung durchwegs machen können. Ueberall Achtung, Liebe und Auszeichnung für die Studenten, überall Simpathie für den Fortschritt, und zwar auf die naivste Art, denn nirgend wird er fast verstanden. Dieser Idiotismus genirt aber den Wiener Volksmann nicht im mindesten. Er **fühlt** es, daß es sich hier um ein freudiges Ereigniß handelt, er **fühlt** es, daß die Studenten drinnen in der Stadt etwas durchgesetzt haben, was gut ist, es zu **wissen** verlangt er nicht. Sein Charakter ist Vertrauen, blinde Hingebung und vor Allem auch hier wie immer — Jovialität."

Ueber die Begebenheiten auf der Universität im Laufe des 14. März liegen von Augenzeugen ein paar recht lebendige Schilderungen vor. „Am 14. März in aller Frühe" — — erzählt **Füster** — „erhielten wir (in der Vorstadt Landstraße, wo Füster wohnte) die Nachricht: Das Volk hat gesiegt, die Studenten haben im Zeughause Waffen erhalten, sie patrouilliren unter Anführung von Bürger-Offizieren. Auf der Straße begegnete ich den ersten bewaffneten Studenten, ich umarmte sie jubelnd und wünschte ihnen Glück zu dem herrlichen Siege und unvergänglichen Ruhme; eilte dann mit einem Bürgeroffizier, der höchst erfreut war, an mir, einem katholischen Geistlichen, einen Freiheitsmann zu finden in die Aula. Wir umarmten uns mit den Studenten, ob bekannt oder nicht bekannt, mit Freude und großem Jubel. Meine erste Sorge war, Mittel zur Erfrischung der erschöpften Studenten zu schaffen. Weil ich nicht aus eigenen Mitteln viel thun konnte, begab ich mich gleich zum Vizedirektor der philosophischen Studien, um ihn um Unterstützung anzugeben. Er gab mir aus eigener Kassa Geld und veranstaltete des Nachmittags eine Kollekte unter den Professoren aller Fakultäten, welche 120 fl. abwarf, was für den ersten Tag genügte. Es ward gleich Proviant beigeschafft, Brot, Käse, Bier; und die Studenten wurden von mir an der Universität, in und neben der Aula bewirthet. Ich war vorerst **Marketender der Studenten**. Die wackeren Jünglinge kamen von Nachtwachen, Patrouilliren, das sich bis in die äußersten Vorstädte erstreckte, ganz erschöpft an die Universität. Des Nachmittags um 2 Uhr, wo sehr viele Studenten erschienen waren, so daß die Aula voll war, bestieg ich zum erstenmal die Tribune, hielt ihnen eine Lobrede **und offerirte mich als ihren Feldkaplan, was mit unbeschreiblichem Beifall aufgenommen wurde.** — Was ich da gelobt, mit den Studenten auszuharren, habe ich treu gehalten, bis zum letzten Momente der Auflösung der Legion. In den Tagen des Ruhmes, des Triumfes drängte sich Alles heran zu den Studenten. Die alten Zopfprofessoren umgürteten sich am 15. März mit ihren Paradedegen, nachdem der Kampf schon vorüber war. Sie, die vor wenigen Tagen nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Studenten von jedem revolutionären Beginnen abzumahnen, sie, die vor der Revolution zurückbebten, solche als größtes Unglück betrachteten, sie, die einst die Studenten kaum eines gnädigen Blickes würdigten, schätzten es sich jetzt zur größten Ehre, mit weißen Schärpen geziert, den friedfertigen Beamtendegen in der Hand, an die Studenten sich anzureihen und sie als Offiziere zu befehligen. Die braven herrlichen Jünglinge vergaßen den alten Pedantendruck, die Schulherrschaft, worunter sie so lange Zeit gelitten, die Insulten, womit sie von ihren Lehrern überhäuft worden waren, sie fühlten sich durch die Theilnahme der Professoren an ihrem Wehrgeschäfte geehrt und benahmen sich voll Achtung gegen ihre erst zur Zeit des Sieges herbeigekommenen Führer.

Mehrere tausend Menschen zu bewirthen, die an der Universität in steter Abwechslung zu und abgingen, war mein Geschäft an diesem Tage. Es fand dabei so manche angenehme Ueberraschung statt. Studenten, welche in slavonischer oder italienischer Sprache einander um den heißersehnten Trunk oder Bissen baten, reichte ich solchen dar, sie in ihrer Muttersprache grüßend zu ihrer freudigen Ueberraschung; Studenten, welche in den philosophischen Studien meine Schüler in Görz gewesen, fand ich wieder; andere, die mich einst als Prediger in Laibach, da sie noch Knaben waren, kannten, drängten sich voll Freundlichkeit durch den großen Schwarm ihrer Kollegen, der mich umgab, an mich heran. Es war eine wahre Götterfreude, im Kreise der

siegeserfüllten, freudebewegten Jünglinge zu weilen, zu sehen, wie Deutsche, Italiener, Polen, Böhmen, Illyrier, Dalmatiner, Mährer, Magyaren, Kroaten in brüderlicher, herrlicher Eintracht zusammenweilten! — Wer dachte zu dieser Zeit an jene unglückselige Nationalitäten-Eifersüchtelei, die später entstand — nicht im Kreise der Studenten, denen blieb sie fern — und Oesterreich um die Früchte der Revolution brachte. „*Zuerst Freiheit, dann Nationalität!*“ war der Wahlspruch, bis später die Verräther der Demokratie im Reichstag gerufen hatten: „*Zuerst Nationalität, dann Freiheit!*“ und im Ringen nach Nationalität, besser nach Nationalität-Hegemonie, ihre Nationalitäts-Gegner und sich um die Freiheit gebracht haben ... Gegen Abend kamen beinahe alle Patrouillen an die Universität. *Es hatte sich, und vielleicht nicht mit Unrecht, das Gerücht verbreitet, daß man alle Studenten vorsätzlich in die Vorstädte zur Dämpfung der dort ausgebrochenen Unruhen schicke, um sie von der Stadt abzuschneiden und alsdann durch Militär zu vernichten.* Die Hilfe für die Vorstädte, wo das Volk die Fabriken anzündete und demolirte, wo man raubte und plünderte und sich nur einzig und allein von Studenten noch in etwas zurückhalten ließ, war dringend nothwendig. Dr. *Kö*c*k* sprach auf das eifrigste und suchte zu beweisen, daß jenes Gerücht ganz grundlos sei; er bat inständig die Studenten, gleich hinauszueilen und namenloses Unglück zu verhüten. Es wollte nicht fruchten. Nebstdem fing man an, sehr schwierig zu werden wegen der versprochenen Konzessionen, von denen mit Ausnahme der Nationalgarde und der Preßfreiheit noch gar keine zum Vorschein gekommen war. Man sagte: wozu wollen wir uns in den Vorstädten nochmals dem wüthenden Pöbel bloßstellen, da unsere Bemühung keine Frucht getragen hat und wir ohne *Konstitution* sind. Das Wort „*Konstitution*“ *wurde immerdar genannt, allgemein gefordert.* Ich suchte die Studenten dazu zu bewegen, daß sie in die Vorstädte zur Abwehr weiteren Unglückes, des Sengens, Brennens, Plünderns gingen, rieth ihnen jedoch, daß nur der unerläßlich nothwendige Theil des bewaffneten Studentenkorps hinausziehen, ein Theil an der Universität verbleiben und der dritte Theil dazu verwendet werde, um durch fortwährende Patrouillen, die sich aus der Stadt und nach der Stadt zurückbewegen und namentlich auf die Stadtthore ein wachsames Auge haben sollten, die Verbindung mit den Vorstädten und der Stadt fortwährend zu erhalten, um im Falle eines Attentats auf die Studenten gleich bei der Hand zu sein. Auch in Rücksicht der Konstitution bestärkte ich sie in ihren Forderungen; bemerkte aber, daß es bei dem gewaltsamen, schnellen Umschwung noch nicht möglich gewesen sein dürfte, in der Kürze der Zeit daran zu denken, daß wir uns daher die Nacht hindurch noch gedulden, am kommenden Tage hingegen, wo die Volkskräfte, namentlich jene der Studenten konzentrirt sein würden, darauf dringen müßten, *daß der Kaiser seinen Völkern eine Konstitution geben sollte.* Bis in die tiefe Nacht, über Mitternacht, war ich an der Universität ...“

„Auf dem Universitätsplatze“ — erzählt Adolf *Pichler* — „versammelten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf dreitausend. Da ereignete sich (in den Nachmittagsstunden des 14. März) etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. *Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge, um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden patrouillenweise aus der Stadt schicken und diese dann in Belagerungszustand versetzen.* Im Nu verschwand die weiße Farbe, ein breites rothes Tuch wurde aufgebunden und wogte als *Blutfahne* über den Schaaren, *die Frauen warfen rothe Bänder herab;* Sturm! Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame riß das rothe Halstuch ab und gab es uns todtenbleich mit den Worten: *Roth ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen — als Helden!* Bald zeigte sich jedoch, daß Alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, *es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns durch Aeußerstes zum Aeußersten zu treiben und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen.*“

„Gegen Abend kam von verschiedenen Seiten Nachricht, das Proletariat stürme Fabriken und plündere, ebenso werde auf den Hof ein Angriff beabsichtiget, weiß Gott von wem und gegen wem, da wurde auch gar nicht darum gefragt. Wir theilten uns in Patrouillen; ich zog bei diesem Anlasse mit beiläufig hundert Mann, die sich da und dort anschlossen, auf den Hof, es war aber weitum von Gewaltthaten nichts zu sehen und nichts zu hören. Alles zerstreute sich, mit Einigen kehrte ich auf die Aula zurück, um bestimmte Weisungen zu holen. Da ging ich aber irre. Jeder that ohne Oberleitung, was ihm gut dünkte. Wenn Jemand rief: Wer will mit mir da oder dort hin streifen gehen? schlossen sich wieder etliche zehn oder zwanzig an: so war ein beständiger Wechsel von Kommenden und Gehenden. Gegen 10 Uhr rannte ein Bürgeroffizier athemlos mit der Botschaft daher: der Pöbel dränge in großen Schaaren von der Simmeringer-Haide dem Donanarm entlang um in nächstgelegener Vorstadt zu plündern, und es werde bereits Alles zusammengeschossen. Wer gehen könne, solle ihm allsogleich folgen. Es war nun freilich schwer einzusehen, wie der Pöbel, anstatt gleich anfangs inner der Linie zu bleiben, sich außerhalb derselben auf die Simmeringer-Haide begeben solle, um erst von da aus wieder hereinzudringen, aber daran dachte in der ersten Verwirrung Niemand. Wir rannten wie besessen über die Landstraße zur Rasumofsky-Brücke, um einen Angriff von jener Seite abzuwehren, da aber nirgends ein Schuß fiel, fragten wir endlich den Offizier, wo denn eigentlich das Gefecht sei? Er entgegnete: wir sollten nur auf die Simmeringer-Haide hinaus, da würden wir schon noch recht kommen. Einige meinten, das sei denn doch kein Spaß, ohne Pulver und Blei, andere zogen Patronen hervor, leider waren sie blind, ein Studentlein hatte sich besser vorgesehen und theilte Schrottkörner aus. Damit wurden jene Musketen geladen, welche in schußfähigem Zustand waren. So traten wir im Mondschein unsere Promenade an. Bis gegen 4 Uhr Früh zogen wir kreuz und quer, ohne auch nur von ferne etwas zu entdecken, was uns

die Freunde gemacht hätte verdächtig auszusehen, und gingen verdrießlich in die Stadt zurück. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so jagte mich schon wieder Sturmgeläute und Büchsenknall im nahen Hernals aus dem Bette. Ueber die Gasse sprengte Reiterei, Fußvolk marschirte nach, einzelne Bürger kamen im Schlafrocke mit der Muskete, ich eilte an das Linienthor, was ich nur eilen konnte. Was war der ganze Lärm? Zwei angetrunkene Patrouillen waren auf einander gestossen und der löbliche Küster von Hernals, der vielleicht mit einem kleinen Konstitutionsräuschchen eingeduselt sein mochte, rannte darauf in den Kirchthurm und schlug die Glocken an. Auf dem Rückwege gesellte sich ein junger Mann, anscheinend ein Ladendiener, zu mir, und flüsterte mir ins Ohr: „Wenn Sie oder gute Freunde scharfe Patronen brauchen, senden Sie nur unter bestimmter Parole in jenes Haus, man wird ihnen dann allsogleich das Gewünschte verabfolgen."

## 119.

### Aus dem Gewerbvereine.

Die Nachrichten, die aus den entfernten Vorstädten, aus den Orten vor den Linien fort und fort eintrafen, von Fabriken, die vom Proletariate zerstört und ausgeplündert wurden, von Exzessen, bei denen zahlreiche Privatpersonen Leben und Eigenthum verloren, riefen bei den Besitzenden Angst und Niedergeschlagenheit hervor. In einer Versammlung zahlreicher Industrieller, Kaufleute, Hausbesitzer, hoher Beamten, die in den Morgenstunden im Lokale des Gewerbvereins stattfand, wurde beschlossen, energische Schritte zu thun, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Eine Deputation, Spörlin an der Spitze, begab sich zum Erzherzog Albrecht, dem Kommandirenden der Garnison, mit der dringenden Bitte, die von dem Pöbelaufstande schwer heimgesuchten Gemeinden in Schutz zu nehmen. Die Deputation erfuhr im Palais des Erzherzogs, daß derselbe von seinem Posten zurückgetreten sei und sie wollte sich daher sogleich an seinen Nachfolger im Kommando, den Fürsten Windischgrätz wenden. Man bedeutete ihr jedoch in der Hofburg, daß der Fürst in einer Sitzung der Staatskonferenz sei, und daß daher Niemand bei demselben vorgelassen werden könne. Der auf der Hauptwache eben anwesende General Matauschek, der am vorhergegangenen Tage beim Landhause leicht verwundet worden war und daher eine Binde vor dem linken Auge trug, sagte der Deputation, als sie ihm ihr Anliegen vortrug: „er könne ihr nicht helfen, vom Fürsten hänge Alles ab, sie möge übrigens sich und ihre Sender beruhigen, denn er glaube, daß binnen einigen Stunden der ganze „Krawall" in und um Wien ein Ende nehmen werde."

Andere Deputationen des Gewerbevereins verfügten sich auf die Universität und ins bürgerliche Zeughaus, um die Studenten und uniformirten Bürger um vermehrten Beistand für die vom Pöbel bedrohten Punkte anzugehen. Wie wir gesehen haben, an beiden Orten mit dem besten Erfolg. Gleichfalls in der Absicht, beschwichtigend und im versöhnlichen, friedlichen Sinne auf die Bevölkerung einzuwirken, erließen vom Lokale des Gewerbevereins aus Graf Colloredo-Mannsfeld, der Präsident des Vereins, Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün), Arthaber und Bauernfeld einen Aufruf, dem im letzten Augenblicke auch Dr. Alexander Bach, am vorhergegangenen Tage einer der radikalen Redner des Marktes, seine Unterschrift beigesetzt hatte. Dieses interessante, gänzlich in Vergessenheit gerathene Dokument lautet:

### Liebe Freunde und Mitbürger!

**Großes ist gewonnen, die feste Grundlage nämlich, auf welcher sich das Glück der Völker und der Einzelnen allmälig, aber sicher aufblühen läßt. Die Macht des Geistes, welche diesen Grund gelegt hat, wird ihn auch bewachen und bewahren. Doch bleibt noch jener mächtige Bau aufzuführen, der die Forderungen der Zeit in gesetzlichen Formen entwickelt, sichert und kräftigt. Dieser Aufbau, die Aufgabe erleuchteter, wahrer Volksvertreter, ist nur unter dem Schutze der Ordnung und des Friedens möglich. Nicht in wenigen Stunden oder Tagen läßt sich gründlich heilen, was mehr als dreißig Jahre versäumt haben. Darum harren wir aus in dieser Befestigung des Gewonnenen durch Ordnung, Ruhe und Vertrauen in uns selbst und unsere wahren Freunde. Lassen wir uns nicht leiten durch Einwirkungen des fernen Fremdlands und bedenken wir, daß wir zunächst Söhne eines großen, herrlichen Vaterlandes sind, welches wir zu erhalten haben, daß wir Oesterreicher und als solche berufen sind, unsere eigenen Angelegenheiten selber zu ordnen. Eintracht und Einigung für Ordnung und Recht! Oesterreich über Alles!**

**Wien, am 14. März 1848.**

**A. Auersperg (Anastasius Grün), Ferdinand Colloredo-Mannsfeld, Arthaber, Bauernfeld, Alexander Bach *).**

---

*) In einer im Interesse des späteren Reaktionsministers Bach im Jahre 1850 veröffentlichten Broschüre „Alexander Bach. Politisches Charakterbild (!)" wird dieses Dokument als das Programm des nachherigen Ministers Bach bezeichnet, „an dem er mit eiserner Konsequenz (!) festgehalten" und hierüber unter Anderem bemerkt:

„Oesterreich über Alles!" damit ist die Stellung des Kaiserstaates zu Deutschland bezeichnet! „Die Macht des Geistes hat den Grund zum neuen Bau gelegt; dieselbe soll ihn auch bewachen und bewahren" — in Oesterreich sollte eine Reform durch geistige Hebel und keine Revolution durch Massen Statt haben; — „Nicht in wenigen Stunden und Tagen läßt sich gründlich heilen, was mehr als dreißig Jahre versäumt haben" — hier ist Dr. Bach's Wahlspruch: „Entschieden, aber besonnen vorwärts", in andern Worten gegeben; — „Lassen wir uns nicht irreleiten durch Einwirkungen des fernen Fremdlands; wir als Oesterreicher sind berufen, unsere eigenen Angelegenheiten selber zu ordnen; die Forderungen der Zeit müssen in gesetzlichen Formen entwickelt, gesichert und gekräftigt werden", hier, sehen wir, steht er (Bach) auf dem Boden einer weisen Legislative und deutet offen hin auf eine kräftige Exekutivgewalt, die den Ruhestörern zu begegnen entschlossen ist; — „Bedenken wir, daß wir Oesterreicher sind" — da haben wir seine (Bach's) Ansicht von der Stellung der Kronländer zu einander: er stelle den Großstaat über seine Theile, und im Namen

## 120.

### Die Konservativen revoltiren gleichfalls.

Wir haben schon bei der Schilderung der Vorgänge des 13. März wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß



Die erste Ausfahrt des Kaisers.

die gegen den Fortbestand des Metternich'schen Sistems unternommenen Bestrebungen in allen Schichten der Wiener Bevölkerung die vollste Billigung fanden. Die Mehrzahl der Männer von Vermögen und angesehener gesellschaftlicher Stellung überließ es am 13. März freilich den Studenten und den wenigen Tausenden, die sich ihnen anschlossen, im Kampfe mit dem Militär ihr Leben und ihre geraden Glieder auf's Spiel zu setzen. Aber in den Abendstunden des Tages, nachdem Fürst Metternich zum Rücktritte gezwungen und die Konzession einer Volksbewaffnung unter einschränkenden Bedingungen gewährt worden war, verließen auch die angesehensten Männer ihre Wohnungen, in denen sie bisher den Gang der Ereignisse abgewartet hatten, und wagten sich auf die Straße hinaus, theils um nach den Ereignissen des Tages persönlich Erkundigungen einzuzie-

des Gesammtvaterlandes findet er Ersatz für die partikularen Interessen; — „Lassen wir uns nicht irreleiten durch die Einwirkungen des fernen Fremdlands" — mit diesen Worten werden die republikanischen Tendenzen (von Seite Bach's) entschieden desavouirt und dieselben, was europäische Verhältnisse anbelangt, als eine Verirrung bezeichnet.

hen, theils um an der vom Monarchen sanktionirten Volksbewaffnung Theil zu nehmen. Die ersten Lebenszeichen dieser Institution waren geeignet, jedem Freunde der Ruhe und Ordnung für dieselbe einzunehmen, denn da die Volkswehr in der Nacht vom 13. auf den 14. März sich ausschließlich darauf beschränkte, den Ruhestörungen und Angriffen auf Person und Eigenthum ein Ziel zu setzen, so war es erklärlich, wenn selbst solche Männer, denen es nicht um den Sturz des Sistems, um den Rücktritt der bisherigen Machthaber, sondern ausschließlich um die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung zu thun war, an der Thätigkeit der Volkswehr lebhaften Antheil genommen haben sollten.

Erst am 14. März bekamen die Konservativen den nöthigen Muth und fühlten sie sich gleichfalls dazu aufgefordert, auch an der *politischen* Bewegung als solcher *aktiven* Antheil zu nehmen und für die Ertheilung jener Konzessionen zu wirken, die bisher nur von den vorgeschrittenen Liberalen — aber vergeblich begehrt worden waren. Das Revolutionsfieber hatte am 14. März bereits dermaßen um sich gegriffen, daß eben die Männer von *allen* politischen Farben, ja selbst die ganz Farblosen, dem Drange nicht widerstehen konnten, sich der Revolution anzuschließen und auf die Erfüllung von deren Forderungen zu dringen. Diese Erscheinung ist gewiß bemerkenswerth und sie erklärt es auch, warum selbst solche Männer, die späterhin als schroffe Gegner jedes politischen Fortschrittes, als Reaktionäre vom reinsten Wasser sich entpuppten, an der Märzrevolution mit vollster Hingebung sich betheiligten. Noch mehr! Viele von diesen Personen haben auch später niemals Anstand genommen, sich ihrer Antheilnahme an den Märzereignissen zu *rühmen*, nicht sowohl um ihren Gegnern zu Gemüthe zu führen, daß auch sie einstens liberaler Regungen fähig gewesen waren, als aus dem Grunde, weil das Metternich'sche Regime einen derartigen Bankerott in Oesterreich gemacht hatte, daß Jeder, der für einen *gebildeten Mann* gelten wollte, es sich zur Ehre anrechnete, von sich sagen zu können, er habe gleichfalls das Seinige zum Sturze dieses Regimes beigetragen.

Die Thatsache ist übrigens zu interessant, um blos einfach angedeutet zu werden. Die Betheiligung der Konservativen an einer Revolution, also an einer Kette von Ereignissen, denen konservative Männer, um sich selbst treu zu bleiben, sich feindlich gegenüber stellen müssen, und die Beweggründe zu dieser Betheiligung, sowie die Beschaffenheit der Letzteren selbst verdienen immerhin genauer geprüft zu werden. Einer der konservativsten Männer Wiens, Herr Dr. Josef *Neumann*, hat kurz nach den Märztagen eine Darstellung seines Mitwirkens an den Ereignissen und seines Beitragens zu den Errungenschaften der Märztage veröffentlicht und eine auszugsweise Mittheilung dieses Aktenstückes ist schon deshalb von geschichtlichem Interesse, weil sich daraus entnehmen läßt, welche Auffassung der Märzereignisse in den konservativen Kreisen gang und gäbe war und in wie weit sie an denselben Antheil genommen haben. Dr. *Neumann* berichtet unter Anderem:

„Die Forderung der Volksbewegung konzentrirte sich, nachdem die Entlassung des Fürsten *Metternich* und des Grafen *Sedlnitzky*, dann die Entfernung des Erzherzogs *Albrecht* ausgeführt und die *allgemeine Volksbewaffnung* gewährt war, zuvörderst auf die *Preßfreiheit*. Von dieser verlautete und die nach allen Richtungen betriebene Nachforschung zeigte, daß sie bereits gewährt, später jedoch widerrufen worden war, daß die bereits vollzogene Gewährung mithin nur erfolgt war, um die Bevölkerung zu täuschen. Um halb 3 Uhr verfügte sich Dr. *Neumann* nach dem Sammelplatze der von ihm im Laufe des Vormittags im Vereine mit den Herren Stadtbaumeister *Mayr* und Wirthschaftsrath *Branneis* gebildeten Volkswehrmänner-Kohorte. Bis zum Eintreffen des zu allerletzt erschienenen Landstandes Ritter v. *Stettner*, dem zu Ehren sich die Kohorte den Namen „Stettner“ gab, war dieselbe so zahlreich geworden, daß es nicht mehr möglich schien, sie in guter Ordnung zu erhalten, ohne die dafür vorhandenen Kräfte anders als bisher zu benützen. Deshalb wurde Bürgerartillerie-Oberlieutenant *Fink* gebeten, seine uniformirten Begleiter unter die nichtuniformirten Theilnehmer der Kohorte möglichst gleich zu vertheilen. Sobald die Kohorte sich nach der Eintheilung der Bürgerartillerie geordnet hatte, trat Dr. *Neumann* vor die Fronte, hielt die erste Anrede an die ihn brüderlich umgebenden Bewaffneten und bemerkte unter Anderem: „Ich schlage vor, daß man zuerst sich um den gegenwärtigen Stand der Ereignisse förmlich erkundigen, dann, *wenn Nationalbewaffnung und Preßfreiheit zugestanden wären, sich damit zufrieden geben, und nur auf Bewahrung der Ruhe und Sicherheit der Stadt sich beschränken, endlich im entgegengesetzten Falle neuerliche Berathung pflegen soll.*“

Einer aus der Fronte nahm das Wort, bemerkend, daß die beiden so eben bezeichneten Zugeständnisse *nicht* genügen dürften, und daß man nach seiner Ueberzeugung noch darauf dringen müsse, auch eine *allgemeine Amnestie* zu erlangen. Dr. *Neumann* entgegnete: „Dies sei seine Meinung *nicht!*“ und bat um Abstimmung über den Antrag. Selbst der Sprecher vor ihm schloß sich seiner Ansicht an, einhellig wurden die Anträge des Dr. *Neumann* gutgeheißen, er trat in die Fronte, erklärend: daß zuerst *zur Universität*, und wenn dort keine befriedigende Auskunft zu erlangen wäre, *zur Hofburg* zu ziehen sei, um des Volkes Schicksal zu erfahren. Sofort bat er den Herrn Oberlieutenant *Fink*, den Zug nach der Universität zu führen. Dies geschah; Dr. *Neumann* begab sich allein nach dem Universitätsplatze, um was dort vorgehe, zu erfahren, und hörte zu seiner großen Freude aus vielem Lärmen hindurchbrechend die Nachricht: *daß eben die Preßfreiheit verkündet sei.* Sogleich ließ er die Kohorte auf den Universitätsplatz ziehen; dort angelangt, bemerkte er das so eben im Zuge befindliche Affichiren von Plakaten. Dr. *Neumann war nach dem Vorgesagten von der bestimmten Ueberzeugung durchdrungen, dies sei die Verkündigung der Preßfreiheit.*

In dieser Voraussetzung ließ er sich ein Exemplar geben, trat vor die Fronte seines inzwischen geordneten Korps und las mit lauter Stimme den Inhalt. Welche Täuschung! welche Beschämung! Statt der Preßfreiheit fand er, und mußte verlesen einen jener aufreizenden, so

ganz und gar außer der Zeit gestandenen Maueranschläge von drohender Anmahnung zur Ruhe! Seine Stimme zitterte, er vernahm ein Murren, welches immer weiter in die Fronte sich dehnte, er riß das Papier in Stücke, streute diese über die Häupter seiner Kolonne und rief: „Das ist's nicht, was wir hofften und was wir haben müssen. Das ist Hohn unseren Wünschen, wir marschiren nach der Burg!“ Allgemeiner lauter Zuruf pflichtete ihm bei. Von da an schlossen sich immer Mehrere der Kohorte des Dr. Neumann an. Unter dem lebhaften Beifallsgeschrei des überall sich drängenden Volkes traten Bekannte und Unbekannte zu ihm heran mit der Frage: ob er ihnen das Mitziehen gestatte? Darunter auch Unbewaffnetscheinende, welche, sobald er den Abgang der Waffe als Hinderniß bemerkte, eine solche unter den Mantel oder Ueberrock hervorzogen, und der ihn umgebende Zug war in der That ein mächtiger geworden. Als er auf dem Stock-im-Eisen-Platz angekommen war, machte sich die übel aufgeregte Stimmung der Männer dadurch Luft, daß sie gegen ein zweites Stockwerk des Hauses Nr. 622 in welchem eine große weiße Fahne heraushing, zu schreien anfingen: „Fort, fort mit der weißen Fahne, rothe Fahnen heraus, wir müssen rothe Fahnen haben!“ und dgl.

Nachdem die Spitze der Kohorte vor dem Thore des Schweizerhofes angelangt war, trat Dr. Neumann vor die, die ganze Länge des Josefsplatzes (an der Seite des Einganges zur Reitschule) einnehmende Fronte nächst dem Josefsmonumente, und sagte: „Wir sind gekommen, um die Nationalbewaffnung und Preßfreiheit in Empfang zu nehmen; wir werden damit befriedigt sein, weil mit diesen beiden Zugeständnissen alle andern, soweit sie nur immer dem Volke Bedürfniß und seinem Kulturzustande angemessen sind, unabweisbar werden, wir können aber weniger als beide nicht annehmen.“

Hier wurde Dr. Neumann von Einem der Bewaffneten unterbrochen, mit dem Rufe: „Wir müssen auch noch eine Konstitution haben!“ und dieser Ruf fand vielen Anklang in der Umgebung. Dr. Neumann bat um das Wort, die Menge verlangte Ruhe und als diese eintrat, sprach er: „Lassen Sie mich zur Würdigung Ihres Verlangens mit dem Worte Canning's antworten, der im englischen Parlamente rief: „„Laßt mir Preßfreiheit, nehmet mir alles Andere, laßt mir nur sie, und ich schaffe damit jede Konstitution, deren ich für mein Volk bedarf und die seinen Wünschen angemessen ist!““ — Lassen auch Sie sich mit den beiden vorbezeichneten Freiheiten befriedigen!“ Eine allgemeine, billigende Zustimmung sprach sich nun aus, und Dr. Neumann fuhr fort: „Es ist nun, um in unserer Aufgabe weiter zu kommen, meine Herren! nothwendig, daß Sie eine Deputation aus Ihrer Mitte wählen, welche die genauen Erhebungen pflegen und Ihnen sogleich berichten soll.“

Auf das weitere Eingreifen dieser Deputation in den Gang der Bewegung kommen wir im Verlaufe unserer Darstellung zurück.

## 121.

## Die Bewilligung der Nationalgarde.

Auch in anderen, dem Gewerbvereine ferner stehenden bürgerlichen Kreisen hatte die Besorgniß, daß der Pöbelaufstand vor Wien einen für die Stadt und für das Land Niederösterreich drohenden Aufschwung nehmen werde, zu einer Reihe von Maßnahmen den Anstoß gegeben, deren Ergebniß nicht blos für Wien, sondern für ganz Oesterreich von hochpolitischer Tragweite war. Schon am vorhergegangenen Tage, als die Garnison sich zu schwach erwies, um den Straßenaufstand zu unterdrücken, als die politische Bewegung vom Proletariate dazu benützt wurde, Angriffe auf das Privateigenthum zu richten und sich im ersten Augenblicke Niemand vorfand, der diese Angriffe zurückgewiesen hätte, verfiel der Handelsmann Hardt auf den Gedanken, bei dem Erzherzog Wilhelm die Errichtung einer Nationalgarde, nach dem Muster der französischen, in Anregung zu bringen. Sein Schritt war, wie wir gesehen, ein erfolgloser. Als aber der Pöbelaufstand außer der Stadt während der Nacht fortwüthete und mit Blitzesschnelle über einen großen Theil des flachen Landes sich ergoß, fand Hardt's Vorschlag auch bei vielen anderen, angesehenen Bürgern lebhaften Anklang und schon in den Morgenstunden begaben sich zwei Bürgerdeputationen in die Hofburg, denen es nach stundenlangen Bemühungen auch wirklich gelang — wie aus den Mittheilungen des Grafen Hartig, die wir weiter unten folgen lassen, hervorgeht — gegen den Willen der Räthe der Krone, dem Erzherzoge Ludwig die kaiserliche Sanktion zur Einführung des Instituts der Nationalgarde nicht blos in Wien sondern in ganz Oesterreich — abzuringen. Von betheiligter Seite gingen uns über die Erlebnisse dieser beiden Deputationen folgende, auf die Lage der Dinge in den höchsten Regierungskreisen ein grelles Streiflicht werfende Mittheilungen von großem geschichtlichen Interesse zu:

„Wie Hardt die Volksbewaffnung im Sinne hatte, sollte sie keine blos momentane sein, sondern vielmehr ein festes, bleibendes Institut, das, eine Stütze des Thrones, zugleich den Staat, das Eigenthum und Leben der Bürger schirmen sollte; das in allen Ländern der Monarchie, in Städten und auf dem flachen Lande verbreitet wäre. — Er betrachtete die Nationalgarde nicht etwa als Revolutions-Institut, sondern als dauernde Wächterin der heiligsten Interessen des Volkes. — Begeistert von dieser erhabenen Idee, begab sich Hardt am Morgen des 14. mit den Herren Maurer Ludw., Fischbeinfabrikant, Ohlig, Fabriksbesitzer und bürgl. Handelsmann, Franz Kirchlehner, Lederfabriks-Besitzer, Alois Schwarzer, Weinhändler Schwarzer, Weiß, Handelsmann, Regenhart, Kaufmann, zu Hof, um unmittelbar am Throne die Gewährung seiner Bitte zu erreichen.

Aber auch Andere schon hatten denselben Gedanken gefaßt. Der Kaufmann und Doktor der Rechte F. C. Mayrhofer, fand sich am 14. Morgens in ähnlicher Absicht im Magistratsgebäude ein — hier traf er mehrere Gleichgesinnte, wie die Herren Karl Gerold sen. Buch-

händler, Dr. Keßler, Präsidial-Sekretär beim Wiener Magistrate, Daum, Kaffeehausinhaber, Rozét, Kaufmann, nebst noch anderen Herren. Auch diese Gruppe beschloß eine Deputation zu demselben Zwecke nach Hof zu senden. — „Um derselben einen legalen Anstrich zu geben, verlangten wir" — erzählt ein Theilnehmer dieser Versammlung — „daß Bürgermeister Czapka sich an unsere Spitze stelle, nicht um ihn zum Leiter und Sprecher der Deputation zu machen, sondern einzig allein, um mit ihm an der Tête als Abgeordnete der Stadt gelten zu können. Czapka, welcher in Bürgermilitär-Uniform gekleidet war, wollte sich unserem Ansuchen nicht fügen. Nur nach vielem und heftigem Zureden trat er, in Mayrhofer's und Dr. Keßlers Mitte, gefolgt von den übrigen Theilnehmern der Deputation, den ihm so sauren Gang nach der Hofburg an. Er war so von Schrecken ergriffen, daß wir ihn beständig auffordern mußten, dem uns grüßenden Volke zu danken. Auf dem Wege wurden von uns zahlreiche weiße Bänder ausgetheilt, und die damit Betheilten zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit aufgefordert.

„Durch die bei dem Burgtheater aufgestellten und sich bei unserem Erscheinen sogleich öffnenden Reihen von Soldaten schritten wir bei mehreren Kanonen und Pulverkarren vorbei, dem innern Burgplatze zu. Grabesstille herrschte hier, obgleich viel Infanterie und Hußaren daselbst kampirten. Langsamen Schrittes ging's nun, rechts in der Ecke, die Stiege hinauf, in die Vorgemächer des Erzherzogs Ludwig. Viele Generale, mehrere der höchsten Staatsbeamten, niederösterreichische ständische Verordnete, zahlreiche Ordonnanz-Offiziere, einige Abgeordnete des Großhandlungs- und Handelsstandes, und Herrn Hardt sammt seinen Begleitern trafen wir daselbst an. Wir bitten, bei Sr. k. k. Hoheit vorgelassen zu werden. Man vertröstet uns, etwas zu warten, indem Baron Sina*) im Augenblicke Audienz bei dem Erzherzoge habe — hier verschmolzen nun die Deputation des Herrn Hardt und die unsrige in Eine.

„Da der Abgang der Deputation so schnell und unvorbereitet stattgefunden hatte, mußte man erst hier sich über das Meiste verständigen, was auf eine mit der in den kaiserlichen Gemächern gewohnten Stille gewaltig kontrastirende Art geschah. Ja, als sogar die nun vereinte Deputation von dem Hofkanzler Inzaghi um ihren Wunsch befragt wurde, wurde die Bitte um Nationalgarde von mehreren Stimmen auf die heterogenste Weise vorgebracht. Unterdessen hatten einzelne Mitglieder der Deputation mit mehreren Generalen, den Kammerherren Gebrüder Baron Reischach, Grafen Bombelles Unterredungen begonnen, in welche sich auch bald Graf Hoyos mischte. Diese Gespräche wurden mit großem Eifer geführt. Insbesondere zeichnete sich in der Freimüthigkeit der Aeußerungen Herr Hardt aus, so zwar, daß wir ihn, der guten Sache halber, um Mäßigung beschworen. Dr. Mayrhofer war schon anfangs vom Herrn Grafen Inzaghi um eine präzise Darstellung des Begehrens der Deputation ersucht worden, worüber er den Wunsch dahin aussprach: „Eine allgemeine Volksbewaffnung, welche jene Beschaffenheit hat, wie man sie in dem Worte Nationalgarde zu verstehen gewohnt ist." Graf Bombelles war es, von dem die ersten begründeten Einwürfe gegen die Errichtung einer Nationalgarde gemacht wurden.

„Plötzlich hieß es, Se. k. Hoheit könne uns nicht vorlassen, indem Se. Majestät alle Gewalt in die Hände des Fürsten Windischgrätz übertragen habe, an welchen wir uns jetzt zu wenden hätten. — „Warum, riefen wir aus, eine Mittelsperson?" und Dr. Mayrhofer sich zum Kammerherren des Erzherzog Ludwig, Baron Reischach, wendend, beschwor ihn, uns Eingang beim Erzherzog zu verschaffen. — Vergebens war die Bemühung dieses Kavaliers; vergebens die Verwendung der ständischen Verordneten, die freien Eintritt beim Erzherzog hatten, wir bekamen Erzherzog Ludwig nicht zu Gesicht. —

„Fürst Windischgrätz trat vor. — Nun galts zu sprechen. Um Einigkeit in die Deputation zu bringen, um den wirren und erfolglosen Durcheinanderreden abzuhelfen, ergriff Namens der Deputation Dr. Mayrhofer das Wort. — Der Gedanke, daß in diesen Augenblicke der Wunsch von Millionen durch seinen Mund ausgesprochen werden müsse, daß es gelte, von den Männern des alten Sistems, so zu sagen die erste Konzession zu erkämpfen und für einen zu bildenden konstitutionellen Staat eines der wichtigsten Institute zu gründen, die Furcht, daß bei Nichtgewährung unserer Bitte Wien der Schauplatz von blutigen Szenen werden könnte, dieses alles gab ihm und allen übrigen eine Begeisterung, daß wir Alles um uns herum vergaßen und sprachen, wie es uns ums Herz war. Was aber? die Worte kann ich nicht mehr wiedergeben. — Ich weiß nur, daß am Ende die Meisten von uns Thränen in den Augen hatten.

„Man machte uns Einwürfe: „Die Nationalgarde ist etwas Revolutionäres, sie hat Louis Philipp gestürzt!... Wenn auch Sie (wir Deputirte nämlich) keinen arrière pensée haben, wer steht für das Volk?" — Dr. Mayrhofer erwiderte: „Louis Philipp war ein Bürgerkönig, durch die Gunst des Volkes gehoben, folglich natürlich durch die Ungunst des Volkes gestürzt; — es liegt gar nicht im Ideenkreise der Masse unseres Volkes in der Nationalgarde eine Wehr gegen den Thron zu sehen... Die Anhänglichkeit des Volkes an sein Herrscherhaus habe sich seit Jahrhunderten genug erprobt, und sei noch gleich ungeschwächt."

Ein weiterer Einwurf lautete: „Bewilligt man eine Nationalgarde, so hat man keine Grenzen — Jedermann muß Waffen erhalten, also auch der Ouvrier — der Proletarier!" — Mayrhofer erwiderte: „Es gibt Gesetze, die Grenzen der Mündigkeit im bürgerlichen Leben zu bestimmen, ebenso kann die Mündigkeit zum Waffentragen bestimmt werden — der Census kann angenommen werden nach dem Besitze, nach der Besteuerung, nach dem Stande, nach der Intelligenz." Endlich entgegnete man

*) Füster erzählt in seinen Memoiren, Sina habe, wie er ihm am 15. März selbst sagte, dem Erzherzog Ludwig zugesprochen: „Geben kais. Hoheit den Leuten wornach sie schreien, dann können Sie ja eben so thun was Sie wollen."

noch: Wien besitze ohnehin schon eine Bürgergarde, bedürfe also keiner Nationalgarde. — Hierüber wollte auch Czapka seine Stimme geltend machen. Da er unserer indirekten, artigen Aufforderung, sich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen, kein Gehör gab, sahen wir uns genöthigt, offen zu erklären: „Der Bürgermeister Czapka besitzt weder unser Vertrauen, noch das der Stadt. Wir bitten, auf ihn nicht zu hören, und nur unsere Worte zu berücksichtigen. Die Bürgergarde nach ihrer bisherigen Zusammensetzung war eine nutzlose Soldatenspielerei, sie stand daher auch bei dem Volke nichts weniger als im Ansehen. Wie kann sie also einen sicheren Schutz für die Tage der Gefahr gewähren? Die Stabsoffiziersstellen sind nur von Magistratsbeamten besetzt. Die Bürgergarde würde, wenn sie auch alle Stadtbewohner in sich aufnehmen möchte, nur den partikularen Interessen der Stadt, nicht aber denen der ganzen Monarchie dienen." Dies waren beiläufig die vorzüglichsten Punkte unserer Diskussion.




Eckardt.

„Hoyos und Windischgrätz begaben sich in die Gemächer zu Erzherzog Ludwig, um demselben unsere Wünsche und Ansichten mitzutheilen. Nach längerem Warten erschien Hoyos und übergab uns ein mit Bleistift beschriebenes Blatt Papier mit mancherlei Korrekturen, welches die Unterschrift „Erzherzog Ludwig" trug. Der Inhalt war beiläufig folgender: „Zur Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit in Wien wird die Vermehrung der Bürgergarde gestattet." Mit Staunen sahen wir, wie man in diesem Momente der höchsten Gefahr unsere gerechten Bitten noch nicht erfüllte. Neues Andringen von unserer Seite. Graf Hoyos und Fürst Windischgrätz sagten, sie hätten

schon ihr Aeußerstes gelhan, es sei keine weitere Konzession zu erwarten. Wir fühlten, wie schwer es sei, Jemanden zu etwas zu bewegen, wenn man durch Mittelspersonen mil ihm nnterhandeln muß, noch dazu, wenn diese Mittelspersonen fremd unseren Inleressen sind. Neues Bitten, vorgelassen zu werden. Endlich heißt es, Einige aus der Deputation werdea mit dem Erzherzoge selbst sprechen können, aber höchstens zwei oder drei. Hardt, Mayrhofer, Dr. Keßler wurden zu dieser Sendung von den Anderen auserwählt, nachdem insbesondere Mayrhofer mil Handschlag mehreren Mitgliedern der Deputation versprochen halle, unler keiner Bedingung von dem Begehren nach dem Institute einer Nationalgarde abzulassen, und auf dem Namen Nationalgarde zu bestehen. Man läßt die Drei in einen Saal eintreten, wo sie den Erzherzog zu finden hofften, allein außer den Kammerherren war Niemand sichtbar. Nach längerem Warten sagte man ihnen, der Erzherzog sei mit allen anderen kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern bei Sr. Majestät. Sie treten nun wieder zurück und finden in den Vorgemächern den Fürsten Windischgrätz, welcher ihnen die Bewilligung einer Sicherheitswache miltheill. Der einstimmige Ruf: „Wir sind keine Polizei!" war ihre Anlwort.

„Schon waren mehr als zwei Slunden verflossen und wir hatten noch nichts ausgerichtel. Herr Hardt, dessen Stimme durch die Anstrengung am vorherigen Tage schon ganz gebrochen war, rief verzweifell aus: „Nachdem man also durch so viele Jahre die Wünsche des Volkes unbeachtel gelassen, und wir jetzt in dem Augenblicke der höchsten Gefahr unsere Dienste dem Throne anbieten, weist man uns zurück! Auch jetzt noch das Sistem des Zauderns!" — Windischgrätz entfernte sich mit den Worten: „Er hälte noch andere Geschäfte, wir möchten uns daher einstweilen zufrieden stellen." — „Durchlaucht haben wichtigere Geschäfte, schrie Hardt, in dem Augenblicke noch wichtigere Geschäfle?" Auf diese energische Ansprache versprach Windischgrätz, sich nenerdings unserer Sache annehmen zu wollen.

„Währenddem halle sich Mayrhofer an die Brüder Barone Reischach gewendet, und sie auf das Dringendste gebeten, ihm augenblicklich eine Audienz bei dem Erzherzog Franz Karl oder der Erzherzogin Sophie zu verschaffen, jedoch umsonst war die eifrigste Verwendung.

„Unler diesen Verhandlungen waren wir aus den Vorzimmern Ludwig's hinaus bis auf die Stiege gelangt. In diesem Momente hatte die Aufregung den höchsten Grad erreichl. Ein Durcheinander sondergleichen. Neugierige Hofdienerschaft lief herbei, Garden, Soldalen, Alles sah erstaunl, verwirrt und ängstlich dem bunten Treiben zu. Die Stände, welche sich schon früher warm um unsere (im Grunde auch ihre) Sache angenommen hatten, wurden von Mayrhofer nun auf das Eindringlichste aufgeforderl, ihm im Namen der ganzen Depulation Eingang bei Seiner Majestät selbst zu verschaffen. „Nehmen wir ihn in unsere Mitte, führen wir ihn zum Kaiser!" rief Fürst Lamberg, die Stände folgten der Aufforderuug, schlossen sich um Mayrhofer und eillen mit ihm die Treppe hinauf, den kaiserlichen Gemächern zu. Die andern Glieder der Deputation wollten nachdringen, die Stände hiellen sie zurück. Von der Stiege herab sprach Mayrhofer zu dieser bunten Gesellschaft, bal, beschwor sie um Mäßigung, damit es nicht den Auschein hätle, als wollten wir etwas ertrotzen. „Wir haben lange genug gewartet!" scholl es im wilden Rufe zu ihm hinauf. Erst nach einiger Zeil gelang es Mayrhofer, seine Mitbürger zu bewegen, den Erfolg seiner Audienz beim Kaiser ruhig abwarten zu wollen. So stand er denn an der Schwelle der kaiserlichen Gemächer, harrend des Augenblickes, in dem er dem Kaiser die Wünsche nach einer Nationalgarde aussprechen sollte.

„Allein auch diese Audienz wurde vereitelt. — Plötzlich sah man mehrere Personen der Hofdienerschaft ängstlich herumlaufeu, in Eile Wasser holen, nach Salz rufen. — Es hieß, einer hohen Person sei übel geworden! — So war uns auch dieser Weg vom Schicksal versperrt. — Traurig ging Alles in die Vorzimmer des Erzherzogs Ludwig zurück. — Da jede mündliche Mittheilung an die kaiserliche Familie somit unausführbar geworden war, schlugen Herr Kirchlehner und Herr Maurer vor, unsere Wünsche zu Papier zu bringen, und sie auf diese Art unmiltelbar in die Hände des Erzherzogs Ludwig gelangen zu lassen. — Da Alle übereinstimmten, schrieb Herr Kirchlehner nach Angabe Herru Maurers augenblicklich unsere Bitte „um Errichtung einer Nalionalgarde auf Grundlage des Besitzes und der Intelligenz" nieder, und so wurde dieses Promemoria zur Uebergabe an den Erzherzog überreicht. — Nach einiger Zeit erfolgte die Anlworl: „Eine Volksbewaffnung nach der Arl der Nalionalgarde ist bewilligt." — Den Namen Nalionalgarde versagte man aber derselben — man wollte sie Volkswache taufen — wir dagegen blieben bei dem Worle Nationalgarde fest stehen — hierauf wurde uns der Name Volksgarde statt Nalionalgarde vorgeschlagen. — So mäckelte man noch um die noch fehlenden Buchstaben, bis endlich auch das Wort Nationalgarde bewilligt war. — Jedoch hieß es Anfangs: Nur für Wien und die Zeit der Aufregung. — Auf Mayrhofer's dringende Vorstellungeu, wie sehr die Provinzen und das flache Land des Schutzes bedürftig seien, und daß man dieses Schutzes immer bedürfen werde, sagte man uns endlich die Nationalgarde unbedingl zu. Zugleich wurde Graf Hoyos als der von Seiner Majestät ernannte Kommandant der Nationalgarde uns vorgestellt. Wir erwähnten, daß man uns lieber den Erzherzog Wilhelm zum Kommandanten geben möchte; allein es blieb bei der frühern Entscheidung. — Die Unterhandlungen hatten schon mehr als vier Stunden gedauert.

„Der Augenblick, als uns die gänztiche Gewährung unserer Wünsche mitgetheilt wurde, bleibt mir unvergeßlich. Alles umarmte sich, drückte sich die Hände, aller Augen waren mit Thränen gefüllt und das erste freudige Lebehoch für den Kaiser scholl nach so vielen kummervollen Stunden wieder aus der tiefbewegten Brust. — Graf Inzaghi, mehrere audere Herren vom Hofe und sämmtliche Stände wurden mit der weißen Binde am linken Arme sichtbar.

„Nun galt es, diese freudige Nachricht so bald als möglich dem Volke bekannt zu geben, denn schon waren die bedenklichsten Gerüchte aus der Stadt und insbesondere aus den Vorstädten Fünf- und Sechshaus eingelaufen. —

„Einigen von uns wurde nun die freudige Mission zu Theil, die Proklamation der bewilligten Nationalgarde zu übernehmen. Mayrhofer, dem sich der Bürger-Offizier Herr Scherzer angeschlossen hatte, begab sich sofort auf die Laimgrube — Mariahilf — und sie verkündeten, das weiße Tuch schwenkend, unter dem Jubelrufe der herbei eilenden Bevölkerung das kaiserliche Geschenk. Bei dem furchtbar verwüsteten und noch in Flammen stehenden Liniengebäuden vorüber, ging es dem Herde des Proletariats zu, nach Fünf- und Sechshaus. — Schauerlich war der Anblick dieser Menschen. Viele durch geraubte Getränke erhitzt, manche ganz berauscht, lagerten sie auf den Straßen — durch die freudige Nachricht, die sie mit der Proklamation der Nationalgarde vernahmen, durch begütigendes Zureden kam es dahin, daß sie versprachen, ruhig bleiben und sich von Exzessen enthalten zu wollen. — Ja Mancher verpfändete sich damit mit Ehrenwort und Handschlag. So konnte es Mayrhofer gelingen, an einem Orte einer schon beginnenden Plünderung vorzubeugen und an einem andern, einen blutigen Zusammenstoß des Volkes mit dem Militär zu verhindern. Der Jubel des Volkes mehrte sich fortan, man umarmte, küßte, hob Mayrhofer und Scherzer in die Höhe, die Freude über ihre Nachricht war unendlich.

„Bei ihrer Rückkehr nach Mariahilf fanden sie die Hauptstraßen schon voll von Menschen, die sie mit Zuruf und Tücherschwenken begrüßten. In die Burg zurückgekommen, um über den Erfolg ihrer Kundmachung zu berichten, wurde Mayrhofer vom Erzherzog Ludwig sehr gütig empfangen, welcher sich hierbei äußerte, wie er nie an der Treue und Ergebenheit der Wiener an das Kaiserhaus gezweifelt habe.

„Von dem Grafen Kolowrat erfuhr Mayrhofer, daß Oesterreich einen dem alten Systeme ganz entgegengesetzten Weg betreten werde, daß Preßfreiheit, Kommunalverfassung x. binnen Kurzem zu erwarten seien, daß er nun, nachdem man ihn in früheren Zeiten oft schon wegen seiner differirenden Ansichten weghaben wollte, so lange auf seiner Stelle verbleiben wolle, als es seine Kräfte erlauben werden." *)

Welche Motive waren es eigentlich, die in den entscheidenden Kreisen dafür den Ausschlag gaben, sich der Bewilligung einer Nationalgarde so hartnäckig wie mög-

---

*) Ueber die geschilderten Vorgänge in der Hofburg finden wir in einem zweiten Berichte noch folgende, unsere Schilderung ergänzende Mittheilungen: „... Nach langen, mitunter sehr lebhaften Erörterungen zwischen der Deputation einerseits, den Grafen Kolowrat, Bombelles, Inzaghi x. und den anwesenden Herren Ständen anderseits, wurde der Deputation die Antwort, daß Se. Majestät eine Vermehrung der Bürgerwache bewillige, was jedoch entschieden zurückgewiesen wurde, indem das Institut in den jetzigen höchst bedrohlichen Zeitumständen nicht genügend erscheine. Die Frage, ob die Bürger, mit dem Militär vereint, die Ruhe wieder herstellen wollten, oder ob die Bürger sich getrauten, selbes allein zu bewerkstelligen, wurde nach einer schon etwas stürmischen Debatte, wobei die ganze Deputation in den Saal drang, dahin beantwortet, daß nur die Nationalgarde die Sicherheit des Thrones und des Eigenthums zu bewahren im Stande wäre. Graf Hoyos verfügte sich nach dieser Erklärung zum Erzherzog Ludwig und erschien nach halbstündigem Warten der Deputation mit der Antwort: „Se. Majestät bewillige die Errichtung einer Bürgergarde." Einstimmiges Rufen: Die Bürgergarde, sowie sie jetzt besteht, bietet dem Throne und dem Bürger in gefahrvollen Momenten nicht die gehörige Garantie! Einer der Deputirten (Hardt) spricht die inhaltschweren Worte: „Wenn man mit uns in diesem Augenblicke mit Worten marktet, wie wird es erst mit den Handlungen sein?" Nach langem Sturme erringt Fürst Windischgrätz einen Augenblick der Ruhe und sagt: „Ich hasse Alles, was französisch klingt, nehmen wir einen andern Namen, z. B. Sicherheitswache." Darauf: „Wir wollen keine Polizei vorstellen." Einer der Deputirten (Mayrhofer) tritt vor und spricht: „Durchlaucht, das Wort Nation ist bekannt von einem Ende der Welt zum Andern, jeder Staat besteht aus einer Nation, und, so wie um den Thron Oesterreichs sich die Garden schaaren, so will auch das Volk Oesterreichs seine Garde, und diese ist die Nationalgarde." Fürst Windischgrätz gibt nach, doch nur unter der Bedingung, daß selbe auflösbar sei. Ein einstimmiges Nein! besonders von mehreren Deputirten mit den kräftigsten Worten unterstützt. Man ruft: Unauflösbar! — Fürst Windischgrätz sucht noch einen Ausweg, über die Permanenz des Institutes nichts zu erwähnen, auch dies findet keinen Anklang. — Graf Hoyos fragt hierauf die Deputation, ob, wenn Se. Majestät ihm das Kommando der Nationalgarde übergeben würde, die Bürger Wiens hiemit befriedigt wären, was nach kurzer Debatte bejaht wurde; demnach verspricht endlich Graf Hoyos sich der schleunigsten Erledigung in dem Sinne derselben bei Sr. Majestät anzunehmen.

„Drei Stunden stand die Deputation nun da, nichts hatte sie erreicht; da wurde der Ruf unter derselben, welcher sich auch die Bank-Deputirten zugesellt hatten, immer lauter: „Wir müssen die Schrift, wie wir die Bewilligung wünschen, selbst aufsetzen." Zwei der Deputirten entwarfen sofort ein Bittgesuch an Se. Majestät, und Graf Montecuccoli übernahm es, diese Schrift zu überreichen. Nach längerem Warten wurde der Deputation bedeutet, Se. kais. Hoheit sei nicht zu sprechen; er, so wie alle Prinzen, seien bei Sr. Majestät. Tief betrübt und entrüstet schlug die Deputation den Rückweg in die Vorgemächer des Erzherzogs Ludwig ein, als derselben unterwegs die Nachricht zu Theil wurde: „Fürst Windischgrätz werde die Bitte vortragen." Die Rufe: „Er ist uns kein Bürge für unsere gute Sache, er ist vollkommener Aristokrat," wurden immer heftiger. Da erschien er selbst auf der Stiege beim Eingange in den Vorsaal Sr. kais. Hoheit. Auf das Ansuchen eines der Deputirten (Hardt), um eine Audienz bei Sr. Majestät zu bitten, antwortete Fürst Windischgrätz mit geringschätzendem Tone: „Meine Herren, ich habe jetzt keine Zeit, ich habe etwas Anderes zu thun." Die allgemeine Entrüstung sprach sich in den Worten der Deputirten kräftig dahin aus: Wenn Se. Durchlaucht in dem Augenblicke, wo das Heil nicht allein des Volkes, sondern auch des Thrones hievon abhängt, etwas Besseres zu thun wissen, dann haben wir hier nichts mehr zu erbitten!"

„Als Fürst Windischgrätz sah, wie die Stimmung und wie unpolitisch seine Aeußerung war, versprach er das Möglichste zu thun. Sämmtliche Deputationen erwarteten nun auf der Stiege den Erfolg. Vier Stunden waren vorüber, und die Angst bemächtigte sich eines Jeden, was während dieser Zeit im Innern der Stadt, was in den Vorstädten für Unheil geschehen. — Umsonst machten die Landstände, worunter besonders die Grafen Breuner, Montecuccoli, Baron Doblhoff und Schmerling sich unserer guten Sache mit Wärme angenommen hatten, nochmals den Versuch, einem der Deputirten (Mayrhofer) eine Audienz bei Sr. Majestät zu verschaffen. Es gelang ihnen nicht. In banger Erwartung

lich zu widersetzen? Diese Frage dürfte um so eher aufgeworfen werden, wenn man erwägt, daß die Regierung sich doch bereits am Tage vorher dazu bewegen ließ, die Einführung einer Volkswehr zu genehmigen. Graf Hartig, der jedenfalls an den Verhandlungen der Staatskonferenz über die Forderungen der Deputationen wegen Einführung der Nationalgarde sich persönlich betheiligt hatte, gibt hierüber eine Auskunft, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Von der unrichtigen Ansicht ausgehend, daß der Wunsch nach Errichtung einer Nationalgarde nicht von einzelnen Privatpersonen, sondern von der „improvisirten Stadtwache" (als welche er die „Volkswehr" bezeichnet) ausging, bemerkt er: „Ihr (der Stadtwache) Streben, ohne Zweifel durch erfahrene Rathgeber angeregt und unterstützt, war sonach dahin gerichtet, sich den Charakter der Stabilität zu erwirken. Darum stellte sie die doppelte Bitte, den Namen Nationalgarde und einen eigenen Kommandanten in der Person eines kaiserlichen Prinzen (des Erzherzogs Wilhelm) zu erhalten. Keine dieser Bitten konnte von den Räthen des Kaisers bevorwortet werden. Nicht die erste, weil eine für die Ruhe der Stadt Wien im Drange des Augenblickes erfolgte Bewaffnung von Studirenden und Bürgern auch in ihrer Benennung nur ihren lokalen Ursprung und Zweck andeuten konnte. Die Frage aber, ob und wie das für Wien nothwendig Gewordene zu einem Nationalinstitute erhoben werden könne und solle, war weder schon erörtert, noch in einem so unruhigen Zeitpunkte zu erörtern möglich, und erforderte jedenfalls die sorgfältigste Erwägung vorzüglich in Beziehung auf die italienischen Provinzen, wo die Umsturzpartei eben in der Volksbewaffnung die mächtigste Stütze suchte. Es wurde daher nur die Benennung „Wiener Bürgerwehr" für unbedenklich erkannt. Die zweite Bitte mußte von selbst fallen, da gerade am Morgen des 14. März der Erzherzog Albrecht das Kommando der Truppen aus dem Grunde an den zufällig in Wien anwesenden böhmischen Kommandirenden Fürsten Windischgrätz abgetreten hatte, weil eine jede unmittelbare Berührung eines kaiserlichen Prinzen mit dem aufgeregten Volke nicht räthlich befunden worden war. Von dieser zweiten Bitte standen die Bürger ab; die erstere jedoch wollten sie sich nicht verweigern lassen. Da traten nun wieder die Vermittler des vorigen Tages (die Landstände) ungerufen hervor. War es Kurzsichtigkeit, war es Furcht, war es Plan — sie wollten die Benennung für ganz gleichgiltig und daher einen Streit darüber für zwecklos und in seinen Folgen der Ruhe und selbst dem Throne gefährlich halten machen. Aristokraten im strengsten Sinne des Wortes, welche in Hofämtern standen, vertraten diese Ansicht, ohne zu bedenken, daß eben die Beharrlichkeit, mit welcher das Volk (!) von seinen Führern und Verführern geleitet, auf der Benennung „Nationalgarde" bestand, eine tiefere Bedeutung haben müsse. Es gelang ihnen, die Zustimmung des Kaisers zu erwirken. Auf die erste Kunde, welche davon außer Wien sich verbreitete, trat die magische Wirkung dieses als gleichgiltig dargestellten Namens an's Licht, denn mit Ausnahme des galizischen Gouverneurs Grafen Franz Stadion, vermochte es kein Landeschef zu verhindern, daß die Wiener Volksbewaffnung als eine vom Kaiser genehmigte Nationalinstitution betrachtet und sogleich regellos in Ausführung gesetzt wurde. Die Lähmung des Armes der dem Volke gegenüberstehenden Behörden war die Folge davon. Somit war dem Volke für seinen Freiheitskampf der Besitz der materiellen Waffen gesichert..."

der endlichen Entscheidung harrend, erhielt die Deputation durch Fürst Windischgrätz die Nachricht:

„Meine Herren! Die Nationalgarde ist bewilligt!" Bald hierauf erschien Graf Hoyos und las das von Sr. Majestät eigenhändig gefertigte Dekret über die Bewilligung der unauflösbaren Nationalgarde auf der Basis von Besitz und Intelligenz, sowie seine gleichzeitige Ernennung zum Kommandanten derselben vor..."

## 122.

## „Ich laß' auf das Volk nit schiessen!"

Der Deputation, welche die Bewilligung zur Errichtung der Nationalgarde forderte, wurde, wie wir (s. S. 361) mitgetheilt haben, der Bescheid ertheilt, Erzherzog Ludwig sei nicht zu sprechen, da sämmtliche Erzherzoge und die Spitzen der Regierung in den Gemächern des Kaisers verweilen, wo eben großer Staatsrath abgehalten werde. In der That, fand in diesem Augenblicke in den Appartements des Kaisers Ferdinand eine Berathung statt, und zwar, wie eine solche in den Gemächern eines Monarchen wohl noch niemals gepflogen worden sein mag. Wir haben bereits (s. S. 324) erwähnt, daß sich schon während der abgelaufenen Nacht in der Hofburg, im Schooße der kaiserlichen Familie eine Reihe von Begebenheiten zugetragen, deren hochpolitische Bedeutung und Tragweite aus den Ereignissen der folgenden Tage sich zwar ahnen läßt, über die aber die volle Wahrheit niemals wird an's Licht der Oeffentlichkeit gefördert werden können. Wir haben (s. Seite 326) erzählt, daß es zwischen der reaktionären Hofpartei, deren Haupt Erzherzog Ludwig war, und jener Hofpartei, der es blos um die Beseitigung Metternich's zu thun war, nach dem Rücktritte des Staatskanzlers zu einer Fusion kam, nachdem beide Parteien in dem Entschlusse einig geworden waren, an dem Bestehenden so wenig wie möglich zu verändern und vor Allem anderen, selbst mit dem Aufgebote der größten Strenge, den Straßenunruhen in Wien ein Ende zu machen. Nachdem eine dritte Hofpartei vorhanden war, welche die liberalen Forderungen der ständischen Opposition unterstützte und Personen von Einfluß, wie Erzherzog Johann, Graf Kolowrat, Freiherr v. Pillersdorff u. s. w. zu ihren Anhängern zählte, so ist anzunehmen, daß es beiden erstgenannten Parteien nicht ohne Schwierigkeiten gelang, in der Staatskonferenz den Beschluß durchzusetzen, daß im Falle einer neuen revolutionären Erhebung am 14. März über Wien der Belagerungszustand zu verhängen und dem Fürsten Windischgrätz die Diktatur zu übertragen sei. Wider-

setzte sich ja doch selbst Graf *Latour* diesem Beschlusse, in der Ueberzeugung, daß zu dessen Durchführung die Kräfte der Garnison unzulänglich seien.

Die Revolution in Wien nahm schon in den frühen Morgenstunden des 14. März auch in der inneren Stadt ihren Fortgang; die für diesen Fall bereits beschlossenen beiden Vorkehrungen, die Verhängung des Belagerungszustandes und die Bestellung eines Diktators, unterblieben jedoch. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß, daß jene Personen, die den Beschluß, daß diese Maßregeln angewendet werden, durchgesetzt hatten, im entscheidenden Momente sich nicht dazu entschließen konnten, die Verantwortung für die daraus sich ergebenden Folgen auf sich zu nehmen. Als aber im Laufe des Vormittags die Bewegung in der inneren Stadt immer gefahrdrohender wurde, als Deputationen mit den „verwegensten“ Forderungen in der Hofburg erschienen und weder durch die Schranken der Etikette, noch durch die Abmahnungen der wachestehenden Gardisten und Trabanten sich abhalten ließen, in die Gemächer der hohen Personen, die sie aufsuchten, zu dringen und ihnen ihre Anliegen vorzutragen, da kam man in den maßgebenden Kreisen, *die in diesem Augenblicke die Regierung bildeten*, neuerdings zur Einsicht, daß man dem „rebellischen Treiben“ nicht mehr länger passiv zusehen dürfe, sondern zu einer energischen That sich aufraffen müsse. Abermals traten, es war dies jedenfalls im Laufe des Vormittags, *sämmtliche in der Hofburg anwesende Mitglieder der kaiserlichen Familie und eine Anzahl der höchsten Staatswürdenträger* zu einer Berathung zusammen. Ueber diesen denkwürdigen Familienrath ist unseres Wissens nur in einem einzigen Buche etwas veröffentlicht worden, in den im Jahre 1850 in Wien erschienenen „*Bekenntnissen eines Soldaten*“, dessen Autor, der k. k. Major *Babarcy*, in den Märztagen Adjutant irgend einer hohen Person bei Hofe, jedenfalls in der Lage war, sich über die bei dem erwähnten Familienrathe vorgefallenen Begebenheiten auf das Genaueste zu unterrichten. *Babarcy*, dessen Schrift an Rohheit der Form und Maßlosigkeit der Leidenschaft mit den verfehmtesten Brandschriften wetteifern zu wollen scheint und die namentlich der darin enthaltenen Schmähungen gegen Kaiser *Ferdinand* wegen mit ebenso viel Entrüstung als Staunen (der Verfasser war Stabsoffizier und dem Hofstaate zugetheilt) aufgenommen wurde, enthält über diesen kaiserlichen Familienrath folgende Mittheilungen:

„Es wird wohl kaum Jemand, auch bei der größten Vorliebe für das *Metternich*'sche Sistem, jetzt eine Verwaltungsform unverändert zurückrufen, die sich nach allem Geschehenen nur mit den größten Opfern wieder erkaufen ließe; aber jene falsche Scham, mit der man ein Sistem, das 36 Millionen Menschen einen dreiunddreißigjährigen Frieden gab, *selbst für ein Verbrechen erklärte* und über Bord warf, statt einzugestehen, daß man dem Drange der Verhältnisse weiche, wird die Geschichte nicht minder *rügen*, als jene *Schwäche*, mit der ein *Monarch* (!), der Gebieter eines kräftigen, eines treuen Heeres, es verschmähte, für die Heiligkeit der Gesetze, für die Ehre seiner Ahnen und für jene Männer, die seinen Thron vielleicht nicht auf eine beliebte Weise, aber *redlich* stützten, einen Kampf zu wagen, bevor er sich einer *meuterischen Partei* vertrauend in die Arme warf. Die Geschichte wird nicht sagen, daß dieser Monarch verlassen am Throne stand. Verlassen wurde er von jenen Männern, die zu befehlen gewohnt waren, und die nicht muthlos, aber mit Resignation sich einer Macht begaben, welche sie ohne Vertrauen nicht mehr wohlthätig üben zu können erachteten. Das lautlose Zurücktreten des Fürsten *Metternich* — dieses „*unverantwortlichen Bewahrers der Ordnung*“, den die Zeit so schnell gerächt — hätte wohl einen schöneren Lohn verdient, als jene niedrige Verhöhnung, die das souveräne Volk so wahr charakterisirt (!). Es umstanden aber den Thron noch so Manche, die nicht Feinde der Freiheit, der Aufklärung, des Gesammtwohls, aber redliche Hüter jenes ehrwürdigen Baues sind, den die Völker zu ihrem eigenen Frommen gefügt, den Jahrhunderte befestigt, den glorreiche Fürsten verherrlicht haben, und den man Monarchie nennt. Ein kaiserlicher Prinz (Erzh. *Albrecht*), der bei Novara bewies, daß er von seinem Heldenvater nicht nur den Degen ererbt, sondern auch den Muth, mit dem Degen den Kaiser zu schützen, erhob der Erste die Hand, um den Feuerbrand des Aufruhrs im Entstehen zu löschen. Diese kräftige Hand ward gelähmt — vergessen wir es, *durch welche Macht*. Der kaiserliche Prinz eilte nach Italien, um im Feldlager eine neue Heimat zu suchen — eine *dankbarere zu finden*! Ein Fürst (*Windischgrätz*), dem bald die traurige Gelegenheit sich wies, zu zeigen, daß ihn nicht die Rache beherrsche, der über die Leiche der *gemordeten* Gattin dem Volke versöhnend die Hand bot, der bald die Gelegenheit finden sollte, die empörte Hauptstadt zu besiegen *und zu schonen* (!), verbürgte sich für die Herstellung der Ruhe. *Blut mußte fließen, aber mit wenigen Tropfen wäre jene Achtung für das Gesetz erkauft gewesen, für welche seither Ströme Blutes, vielleicht vergebens flossen.* Zwei Frauen standen um den Thron, Sinnbilder der Erhabenheit und Milde, nur Wohlthun bezeichnete ihre Pfade. Der Menschen Jammerruf pochte immer mächtig an ihr Herz, aber auch mächtig pochte in ihrer Brust die Ueberzeugung: „*Die Ehre verloren — Alles verloren!*“ Auch sie riethen für *Strenge*. Glaubt ihr, daß Herrschsucht aus ihnen sprach? Wisset, *diese beiden Frauen* (die Kaiserin *Maria Anna*, Gemalin des Kaisers *Ferdinand*, und die Erzherzogin *Sophie*) *haben freiwillig Oesterreichs Kronen entsagt!* Noch viele andere bewährte Diener des Hauses Habsburg erhoben ihre Stimmen; sie zeigten auf jene treuen Schaaren, die wuthentbrannt, im vollen Waffenschmuck, die Schmähungen des Pöbels ertrugen — doch alle diese Stimmen der Warnung und der Bitte verhallten in dem Beifallsgeschrei zügelloser Rotten, welches dem Kaiser, dem Gütigen, gegolten, und mit den *unheilvollen* (!) Worten: „*Ich lasse auf das Volk nicht schießen!*“ war der Grundstein zu einer Revolution gelegt, deren Schlußstein wir vergebens suchen.“

Kaiser *Ferdinand* scheint diesem Familienrathe nur kurze Zeit beigewohnt zu haben. Aus verläßlichen Mittheilungen von Personen, die während des Nachmittags und

Abends in der Hofburg anwesend waren, läßt sich nämlich mit Grund vermuthen, daß der Kaiser wegen eines Unwohlseins, „das ihn bereits um 11 Uhr ergriffen“ und in Folge dessen er „in bewußtlosem Zustande von mehreren Hofchargen und Lakaien in seine Wohngemächer getragen wurde,“ dem Schlusse der Familienkonferenz, die erst nach 1 Uhr Mittags beendet gewesen sein dürfte, nicht beigewahnt haben konnte. Eine bemerkenswerthe Thatsache aber ist es, daß in Abwesenheit des Manarchen beschlossen wurde, den Belagerungszustand über Wien zu verhängen und den Fürsten Windischgrätz mit der Durchführung dieser Maßregel zu betrauen. Es ging daher um 3 Uhr Nachmittags in Erfüllung, was schon während der Nacht in engeren Kreisen, während des Vormittags aber selbst im großen Publikum besargt wurde, daß nämlich „der Erzaristokrat“ Fürst Windischgrätz über Wien unbeschränkte Gewalt erhalten werde. Denn um 3 Uhr wurde an den Straßenecken der innern Stadt, und ein paar Stunden später auch in den Vorstädten folgende Kundmachung angeschlagen:

**Se. Majestät der Kaiser haben die Bewegung des gestrigen Tages durch Gewährung einiger Ihm vorgebrachten Bitten, in der festen Hoffnung und im Vertrauen auf die Ihm von den Ständen, den Bürgern, und dem akademischen Senate gegebene Versicherung zu gewähren geruht, daß dadurch die Ruhe und Ordnung ohne weitere Anwendung der Waffengewalt hergestellt werden wird. Heute werden abermals Bitten gestellt und die nämlichen Zusicherungen wiederholt, obgleich die Dinge sich noch beunruhigender gestalten als gestern.**

**Die Festigkeit des Thrones wäre erschüttert, wollten Sich Se. Majestät abermals täuschenden Hoffnungen hingeben. Die zeitgemäßen Einrichtungen, welche Se. Majestät so eben in Ueberlegung nehmen lassen, können während des Zustandes der Aufregung unmöglich berathen werden, noch weniger in's Leben treten, es liegt daher im Interesse der Bittenden selbst, sich ruhig zu verhalten und dadurch den Zeitpunkt möglicher Gewährung herbeizuführen.**

**Fest entschlossen, die Würde Ihres Thrones nicht zu gefährden, haben Se. Majestät die Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall-Lieutenant Alfred Fürsten v. Windischgrätz zu übertragen und demselben alle Zivil- und Militärbehörden unterzuordnen geruht, mit gleichzeitiger Uebertragung aller zu diesem Zwecke nothwendigen Vollmachten.**

**Se. Majestät erwarten von der stets bewährten Treue und Anhänglichkeit der gesammten Bürgerschaft, daß sie, vereint mit Ihren tapfern Truppen, die Bestrebungen zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe mit allen ihren Kräften unterstützen werden.**

**Wien, am 14. März 1848.**

**Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz,**
**k. k. niederösterreichischer Regierungspräsident.**

## 123.

## Erzherzog Stephan — König von Ungarn!

Aber nicht allein die Ereignisse in Wien versetzten zur Zeit, als der soeben geschilderte Familienrath abgehalten wurde, den Haf in Angst und Schrecken. Auch van auswärts, aus dem nur wenige Meilen weit entfernten Preßburg war eine Nachricht eingetroffen, die im Schooße der kaiserlichen Familie eine namenlose Bestürzung hervarrief. In Ungarn ist zur selben Stunde wie in Wien, gleichzeitig in mehreren Städten, die Revolution ebenfalls ausgebrochen! Diese Nachricht flog am 14. März in den Hofkreisen von Mund zu Mund. In Pest — hieß es weiter — wurde Erzherzag Stefan zum König von Ungarn ausgerufen; in Preßburg wartet man blos die Abreise des Erzherzogs ab, um zur Einsetzung einer provisorischen Regierung unter Kossuth's Präsidium zu schreiten! Die Richtigkeit dieser Nachrichten wurde van Niemandem bezweifelt*) und Alles gerieth über dieselben in eine so trostlose Stimmung, daß z. B. eine hochgestellte Dame sich in Gegenwart einer Deputation von Wiener Bürgern, die in der Hofburg eben anwesend war, von ihrem Schmerze derart hinreißen ließ, daß sie, mit Thränen im Auge, jammernd ausrief: „Ungarn ist für Oesterreich verlaren!“

In der That war die Situation in Ungarn für Oesterreich so hachernst geworden, daß dart irgend eine gewaltige Katastrafe jeden Augenblick zu besorgen stand und die obigen Gerüchte, welche die kaiserliche Familie und ihre nächste Umgebung alarmirten, trugen daher durchaus nicht den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an sich. Wir kennen aus der bereits früher (s. S. 110 f. f.) mitgetheilten Rede Kossuth's die Forderungen, welche die Opposition des ungarischen Landtages an die Regierung stellte, und haben bereits nachgewiesen, daß die öffentliche Meinung Ungarns für Kossuth und seine Partei sich einmüthig ausgesprochen. Unter dem Drucke der Ereignisse, welche die Pariser Februarrevolution im übrigen Europa herbeigeführt hatte.

*) Welche Varstellung die untern Valksklassen Wiens von der palitischen Macht und Stellung des Erzherzag-Palatins hatten, darüber gibt das am Schlusse des obigen Abschnittes zitirte Werk über Stefan's Leben und Wirken einige Aufklärung. „Es war“ — wird darin erzählt — „am 30. März (1848) als der Palatin die letzten Schritte that, um die Annahme der Forderungen des ungarischen Landtags im Wege eines Kompramisses zu bewerkstelligen; an diesem Tage hatte er die Fahrt van Wien nach Preßburg und zurück zweimal gemacht. Als er am Nachmittag in seinen Wagen, der vor der Batthyányi-Stiege in der Burg stand, zur zweiten Fahrt nach Preßburg einstieg, war eine grafse Valksmenge auf dem daselbst befindlichen Platze versammelt. Im Augenblicke der Abfahrt hörte ich einen in meiner Nähe stehenden Bürger an seinen Begleiter die Frage richten: wer der Herr sei, der eben fortgefahren? - „Nu, kennst du den nit? des is ja der König van Ungarn!“ — erwiderte der Gefragte. Daß eine derartige Meinung in den untern Valksklassen Wiens verbreitet war, blieb der Hafpartei nicht unbekannt, und war ganz geeignet, dieselbe in ihrem Mißtrauen gegen den Palatin zu bestärken.“

gelang es nun dem Anhange Kossuth's nicht blos die Deputirtentafel, sondern auch die bis dahin vorwiegend konservative Magnatentafel des Preßburger Landtages ins Schlepptau zu nehmen und es dahin zu bringen, daß beide Tafeln in einer von Kossuth entworfenen und im entschiedensten Tone gehaltenen Adresse (s. S. 112) für Ungarn eine Reihe von konstitutionellen Einrichtungen verlangten, deren Zweck darin bestand, *Ungarn von Oesterreich unabhängig zu machen und den Schwerpunkt seiner Regierung von Wien nach Pest-Ofen zu verlegen.* So einmüthig sprachen sich nicht blos im Landtage sondern überhaupt im Lande alle Männer von Einfluß und Ansehen für die Gewährung dieser Adreßwünsche aus, daß schon am 14. März, noch bevor die Ueberreichung der Adresse in die Hände des Monarchen erfolgt war, der in Wien residirende, konservative Hofkanzler Graf *Apponyi* sich veranlaßt sah, sich von der Leitung der ungarischen Staatsangelegenheiten in's Privatleben zurückzuziehen. Aus den weiter unten folgenden Mittheilungen eines Mannes, der durch eine lange Reihe von Jahren in der unmittelbaren Umgebung des Erzherzogs *Stefan* sich befand, ist zu entnehmen, auf welchen Höhepunkt am 14. März nicht blos in den Wiener Hofkreisen, sondern auch in den Kreisen des Erzherzogs *Stefan* in Preßburg, die Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Rathlosigkeit gediehen war. Nicht blos in Wien, sondern auch in *Preßburg* machten sich die bisherigen Machthaber auf das Schlimmste gefaßt und hielten sie sich für rettungslos verloren. Unser Gewährsmann, der anonyme Verfasser des interessanten Werkes über das Leben und Wirken des Erzherzogs Stefan, schreibt:

„Graf C..... kam heute am 14. Abends von Wien hier an. Er war der Ueberbringer einer Hofdepesche an den Erzherzog, die er unter seinem Beinkleide, und zwar im Stiefel verborgen hatte. Diese scheue Sorgfalt für die Erhaltung seiner Depesche ließ zwar das Aergste über die Zustände in Wien vermuthen, war jedoch blos in der persönlichen Auffassung des Grafen gegründet, keineswegs aber durch die Verhältnisse gerechtfertigt. Er war sehr bestürzt und erzählte die in den letzten zwei Tagen stattgehabten Ereignisse in Wien. Aus allen Angaben ersah man das Bild einer großen Rathlosigkeit Seitens der Hof- und Regierungspartei, und eines gewaltthätigen Drängens nach prinzipiellen Aenderungen im Regierungssisteme Seitens der Bewegungspartei. Im gegenwärtigen Augenblick schienen chaotische Zustände in Wien zu herrschen. Der Palatin war beim Empfang der Nachrichten über jene Zustände sehr niedergeschlagen, ja man könnte sagen kleinmüthig, und diese beklagenswerthe Gemüthsstimmung wurde noch, wie man gleich sehen wird, durch das unmännliche Wehklagen von manchen Personen aus seiner Umgebung vermehrt. In der Stimmung, in welcher der Palatin war, hätten selbst ermuthigende Vorstellungen nichts genützt; ein darauf gerichteter Versuch blieb demnach der nächsten günstigen Gelegenheit vorbehalten. Diese ergab sich am nächsten Morgen, als mich der Erzherzog-Palatin zu sich beschied. Es war ein Viertel vor sieben Uhr, kurz vor seiner Abreise nach Wien. Auf meinen Wunsch: „Gott gebe, daß es Eurer kaiserlichen Hoheit gelinge, Gutes in Wien zu stiften, und daß Sie zufrieden wieder heimkehren!" erwiderte der Palatin: „Wer weiß, ob ich wieder heimkehre, vielleicht schlagen sie mich todt!" Welch' traurige Vorstellung hatte er doch von den Zuständen in Wien! Um hievon abzulenken, äußerte ich: „Der Palatin sei durch sein gestriges Vorgehen in der Magnatentafel und die Zusage der Führung der Deputation an den Kaiser an die Spitze der Bewegung in Ungarn getreten, er möge dieser Rolle treu bleiben und dieselbe im Interesse des Thrones und des Landes muthig durchzuführen versuchen. Da er jetzt gegen den Strom nicht schwimmen könne, ohne sich der Gefahr des Untergehens auszusetzen, so werde es für ihn, mit dem Strome zu gehen, um so klüger sein, als er die Aussicht habe, demselben bei einiger Festigkeit und Energie eine geregelte Richtung zu geben oder doch die Strömung minder schädlich zu machen." Der Palatin entgegnete: „Wenn man die Adresse oben, am kaiserlichen Hofe, nicht annimmt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als meine Stelle niederzulegen; alsdann", fuhr er fort, „kann ich nicht nach Ungarn zurückkehren. Mit dem Hofe in Opposition, könnte es den Ungarn sogar einfallen, mich zum Könige zu wählen, und das muß ich vermeiden. *Wenn ich aufhöre, Palatin zu sein, so höre ich doch noch nicht auf, Erzherzog zu sein;* und als solcher werde ich stets ein treuer Unterthan des Kaisers bleiben und das Schicksal der kaiserlichen Familie theilen. Ja, ich weiß sogar" — setzte er hinzu — „daß, wenn ich ohne ein ungarisches Ministerium zurückkehre, die Landtagsjugend mich zum Könige ausrufen will. Geschähe dies, dann bin ich in einer halben Stunde über der Grenze und Ungarn sieht mich nie wieder." Ich kannte die Gesinnungen des Erzherzogs gegen den Kaiser; es überraschte mich demnach jener für die angegebene Eventualität gefaßte, ganz passende Entschluß gar nicht. Ich sprach noch die Meinung aus, es werde die Adresse in Wien angenommen und würden auch die Postulate der Stände größtentheils bewilligt werden. Dies werde es dem Palatin möglich machen, an der Spitze der Bewegung zu bleiben und Ungarn der regierenden Dynastie zu erhalten. Der Erzherzog besprach noch mehrere persönliche und sachliche Verhältnisse der jüngsten Tage, und beschäftigte sich zugleich damit, Manches aus der Unterredung in sein Memorandenbuch mit dem Bleistifte einzutragen. Er war damit eben zu Ende, als der Graf ..... eintrat. Voll Kleinmuth rief dieser: „Die Ereignisse haben mich fürchterlich angegriffen. *Seit drei Tagen gibt es keine österreichische Monarchie mehr. Gott mag es dem Metternich verzeihen!*" Dabei drängten sich dem edlen Grafen, der gewiß ein guter Patriot und noch besserer Diener des Kaisers war, die hellen Thränen in die Augen. „So weit ist's noch nicht gekommen!" rief ich ihm etwas aufgeregt entgegen. „Ja, wenn Alle das Nämliche sagten, dann gäbe es freilich keine österreichische Monarchie mehr. Jahrhunderte hat es gebraucht, bis Oesterreich groß und mächtig geworden. Staaten von solcher Größe sterben nicht so schnell wie Menschen, noch werden sie durch einige Gassenkrawalle zerstört. Uebrigens haben wir im schlimmsten Falle einen guten, mächtigen Nachbarn, und man wird doch lieber österreichisch bleiben, als russisch werden wollen." Was mich schmerzlich berührt, ist, daß das Ansehen der bewaffneten Macht, das ist der Truppen, gleich beim Beginn der Unruhen lahm gelegt wurde. Dies ist jedoch ein Beweis, daß

in dem begonnenen Konflikte das moralische Element den Sieg davongetragen hat. Die Ereignisse in Deutschland hatten diesen moralischen Sieg des Volkes in Wien vorbereitet. — Der Palatin reiste gleich nach dieser Audienz ab."

## 124.

## „Sturm auf die Burg!"

Die in der innern Stadt mit Blitzesschnelle sich verbreitende Nachricht von der vom — Kaiser ertheilten Bewilligung zur Errichtung der Nationalgarde machte im ersten Augenblick großen Eindruck, namentlich in den bürgerlichen Kreisen. Man war vielseitig geneigt, diese Konzession als einen Beweis dafür aufzunehmen, daß der Hof nunmehr im Begriffe stehe, den Volkswünschen in ausreichendem Maße Rechnung zu tragen. Sowohl im Leseveréine als im Gewerbvereine faßte in Folge dieser Nachricht Alles die besten Hoffnungen. Man vergaß gerne darauf, daß man noch kurz vorher, von dem tiefsten Mißtrauen für das, was in den hohen Regionen werde entschieden werden, erfüllt war. Selbst die Besorgniß, daß Windischgrätz an die Spitze der Staatsgewalt komme, und daß Belagerungszustand und Reaktion mit ihm zur Herrschaft gelangen werden, glaubte man jetzt als unbegründet aufgeben zu können.

Mit weniger Hoffnungsseligkeit als die Bürger, nahmen die Studenten die Bewilligung der Nationalgarde auf. Allgemein wurde es auf der Universität ausgesprochen, und Jedem, der es hören wollte, offen und unumwunden gesagt, daß dieses Zugeständniß höchsten Orts wohl nur aus dem Grunde gemacht worden wäre, um Zeit zu gewinnen und die Forderung nach einer Konstitution so lange hintanhalten zu können, bis die der Garnison zur Unterdrückung der Revolution in Wien nöthigen Verstärkungen eingetroffen sein werden. „Die Volkswehr haben wir, im Besitze des bürgerlichen Zeughauses sind wir, die Nationalgarde können sie sich daher behalten!" so beiläufig urtheilte die studirende Jugend.

Von wichtigen Folgen für die Bewegung war aber die Gewährung der Nationalgarde trotzdem, und zwar hauptsächlich aus zwei Ursachen: die Zahl jener Männer, die sich mit Waffen versahen, um an den Freiheitsbestrebungen sich zu betheiligen, vermehrte sich in Folge der Errichtung der Nationalgarde ganz außerordentlich. Selbst die Gegner der Bewegung traten sofort in die Nationalgarde ein, um mit der öffentlichen Meinung nicht in Widerspruch zu kommen. Der hohe Adel, die gesammte Bureaukratie, viele Hofbeamten, die Anhänger der Ultramontanen standen schon am 15. März wie Ein Mann in den Reihen der Nationalgarde. Sie mußten nun mitschwimmen im Strome. Die weitere wichtige Folge des Inslebentretens der Nationalgarde war, daß in diesem Institute, trotz seines französischen Ursprungs, gleich bei seinem Entstehen, eine nationaldeutsche Gesinnung bei allen seinen Angehörigen zum Durchbruche kam. Die Simpathien für ein großes einiges Deutschland, für einen engen Anschluß Oesterreichs an Deutschland kamen zuerst in den Reihen der Nationalgarde zum Ausdrucke, und verbreiteten sich erst aus denselben auf die übrige Bevölkerung. Hören wir vor allem anderen die Mittheilungen von Theilnehmern an der Bewegung:

„Die Bildung der Nationalgarde" — schreibt August Lewald — „nahm sofort die Thätigkeit der Bürger zuvörderst in Anspruch, und drängte die Begehrlichkeit der aufgeregten Gemüther für eine kurze Zeit in den Hintergrund. Am wenigsten war dies bei den Studirenden der Fall, die ihre Blicke fest auf den höchsten Preis des Kampfes fortwährend gerichtet hielten. Bürger und Studirende zogen nun truppenweis in das Zeughaus, um sich zu bewaffnen. Mit den Flinten und Säbeln wurden auch die alten Fahnen hervorgeholt, die einst von den Basteien den Türken entgegenflatterten und bei den Ausfällen mitten im Getümmel weheten, als auch damals die alten und jungen Bürger Wien's, unter ihrem glorreichen Führer Starhemberg, sich um ihr großes deutsches Vaterland unvergängliche Verdienste errangen. So flatterten diese Fahnen auch jetzt, von muthvollen Jünglingen getragen, für die allgemeine große deutsche Sache. Oesterreich muß sich Deutschland anschließen. Oesterreich mußte darum den Bann brechen, der es in diesem wichtigen Augenblicke noch umfloß; es mußte die Kraft stürzen, die es an fremde Interessen binden wollte. Dieser Geist schwebte aus den alten Panieren herab, als sie das schöne Frühlingswehen entfaltete, und der alte Reichsadler, umgeben von den wohlbekannten Farben, entflammte die glühendste Vaterlandsliebe in allen Herzen."

„Gegen Mittag" — erzählt Hehner — „verbreitete sich das Gerücht, Preßfreiheit sei bewilligt. Alles glaubte gerne daran. Ich stand gerade Wache am Kriminalgebäude, auf dem hohen Markte. Die Damen der Umgebung versahen uns mit Bändern. Aus allen Fenstern flatterten sie uns zu. Die spazierengehenden Damen hatten uns die schönsten Schleifen geschenkt, wir hatten sie am Hut und Rock angesteckt und freuten uns ihrer, als ein Zug Nationalgardisten jubelnd daherkam und die Bewilligung der Preßfreiheit verkündete: „Preßfreiheit!" riefen sie, „alle rothen Farben herunter, weiß, nur weiß!" Wer folgte williger als wir? Bald darauf aber kamen andere Züge, die uns zuriefen: „um drei Uhr auf die Universität!" Nachdem wir um zwei Uhr abgelöst worden waren, zogen wir hin, begierig zu wissen, was es geben solle. Die Studenten hatten dem Gerüchte von der bewilligten Preßfreiheit keinen Glauben geschenkt. Sie wollten nichts glauben, als was sie schwarz auf weiß hatten. Man begab sich deshalb auf den Hof, vereinigte sich daselbst mit einigen Tausenden von Nationalgardisten und zog vor die Burg. Der ganze Kohlmarkt, der Graben, der Hof, die Herrengasse waren von bewaffneten Nationalgardisten voll. Von allen Seiten strömten Züge herzu. Es war ein majestätischer Anblick. Man verlangte eine bestimmte Erklärung, ob Preßfreiheit bewilligt sei. Der Ruf Preßfreiheit! Konstitution! ertönte tausendstimmig. — Da erscheint ein Hofbeamter mit einer Proklamation. Alles war in gespannter Erwartung. Er machte bekannt, daß die Nationalgarde bewilligt sei,

von Preßfreiheit ward keine Erwähnung gethan. Allgemeiner Schrei des Unwillens. „Preßfreiheit“, „Konstitution“ ertönte es wieder. Nach einer Weile kamen einige Kavaliere, welche verkündeten, daß auch Preßfreiheit bewilligt sei. Man glaubte es ihnen nicht, man verlangte es gedruckt zu sehen. Die gedruckte Proklamation läßt lange auf sich warten. Allgemeine Unruhe. Bürgeroffiziere reden die Menge




an: „Man foppt uns! Der Kaiser erfährt von Allem nichts! Man hält uns mit leeren Versprechungen hin! Unterdessen hat man einen neuen Stadtkommandanten (Windischgrätz) erwählt, der ein bekannter Militärdespot ist. Man will die Stadt in Belagerungszustand erklären. Das dürfen wir uns nicht länger gefallen lassen, das werden wir nicht!“ — Endlich kommt die gedruckte Proklamation, welche lautet: Die Zensur sei abgeschafft und ein alsbaldiges Repressivgesetz werde veröffentlicht werden. Man ist nicht damit zufrieden, man weiß nicht, von welchem Standpunkte aus diese Proklamation zu nehmen sei, ob vom absolut-monarchischen oder vom konstitutionellen. Man entfernt sich unter Aeußerungen allgemeiner Unzufriedenheit, mit dem festen Entschlusse, sich am nächsten Morgen den Weg zum Kaiser zu erzwingen, da man einsehe, daß es auch noch Andere bei Hofe geben müsse, welche den Weg zum Throne versperrten.“

## 125.

## Exzesse vor den Palais der Gesandten.

Durch die neueste Kundmachung des niederösterreichischen Regierungspräsidenten war die ohnedies aufs Höchste gespannte Aufregung so furchtbar vermehrt worden, daß der Ausbruch einer neuen Katastroje unvermeidlich geworden war. Die erste Fotge dieser Kundmachung war eine Reihe brutaler Exzesse vor den Wohnungen verschiedener Repräsentanten auswärtiger Mächte. Ein Pöbelhanse wollte das russische Gesandtschaftshötel stürmen, von einem jungen Menschen, der Aussprache nach ein Pole, dazu aufgehetzt, welcher der Menge in feurigen Worten auseinandersetzte, daß ganz Europa aufstehen und die Russen nach Asien zurückdrängen müsse, um in den Besitz freiheitlicher Güter zu gelangen. — „Krieg gegen Rußland!" war schon am vorhergegangenen Tage im Hofe des Landhauses gerufen worden. Bei dieser Stimmung der Bevölkerung war es für den jungen Fanatiker etwas Leichtes, die ohnehin aufgeregten Gemüther zu einem Wuthausbruche gegen den russischen Botschafter zu entflammen. Er überredete die ihn Umstehenden, daß der russische Czar nicht der Bundesgenosse, sondern vielmehr der Protektor des Fürsten Metternich gewesen, daß Metternich im Auftrage Rußlands die österreichischen Völker unterdrückt habe, daß ganz Oesterreich von Rußland wie eine Provinz behandett worden und in demselben Verhältnisse wie dort der Leibeigene zu seinem Heern gestanden sei. Und was russische Befehle, russische Drohungen nicht bewirkt hätten, das wäre mit russischem Golde erreicht worden, denn Metternich und alle seine Helfershelfer wären im Solde Rußlands gestanden und hätten das Glück, die Wohlfahrt, die Ehre der österreichischen Staatsangehörigen um schnödes Gold an Rußland verkauft. „Der russische Gesandte muß von Wien fort!" scholl es aus der Menge, nachdem der Redner geschlossen. „Er muß fort! Sogleich fort! Zeigen wir ihm den Weg zurück nach Moskau!" Die Straßenjungen, die zugegen waren, eröffneten nun plötzlich eine förmliche Kanonade gegen die Fenster des Botschafterhötels, dessen Thore verschlossen waren. Eine Schaar von Arbeitern machte sich sogar schon daran, eines dieser Thore mit Zimmermannshacken zu zertrümmern.

Eine Rotte bewaffneter Studenten war jedoch auch auf diesem Punkte eben noch zu rechter Zeit erschienen, um Gewaltthätigkeiten vorzubeugen Die jungen Leute waren aber ebenfalls nicht in der Stimmung, zu beschwichtigen und zu vermitteln, sie gaben vielmehr dem Volkshasse blos eine andere Richtung. „Wisst Ihr, Freunde" — rief der Führer der Studentenrotte den Tumultuanten zu — „was, während Ihr hier lärmt und tobt, geschehen ist? Der Hof will von weiteren Zugeständnissen nichts wissen, er droht mit Gewalt, Windischgrätz ist Diktator von Wien geworden, Metternich tritt wieder an die Spitze der Regierung und von allen unseren Wünschen und Hoffnungen geht auch nicht das Geringste in Erfüllung! Lasset atso den Russen vorderhand in Ruhe und eilt gegen die Burg, wo Ihr bereits viele Tausende aufgestellt findet, fest entschlossen, den Kampf mit unseren Unterdrückern aufzunehmen!" Einem alten Herrn, der den Sprecher darauf aufmerksam machte, daß er übel berichtet worden sein dürfte, da ja soeben die Nationalgarde bewilligt worden sei, wurde erwidert, daß die Nationalgarde ohne die Gewährung sonstiger freiheitlicher Institutionen für das Volk vollständig werthlos wäre. Die Volksmenge jubelte den Studenten zu, der alte Herr mußte es sich gefallen lassen, unter schallendem Gelächter als „Zopf" und „Finsterling" verspottet zu werden, und nach kurzer Zeit war die Umgebung des Botschafterhötels wie ausgestorben, da Alles den Studenten zur Hofburg gefolgt war.

Aehnliche Auftritte wie beim russischen Gesandten hatten gleichzeitig auch bei anderen Gesandten stattgefunden. Den sardinischen, neapolitanischen, spanischen und dänischen Gesandten, dann dem päpstlichen Nuntius wurden die Fenster eingeworfen, bei dem Vertreter der neugeborenen französischen Republik dagegen von einer riesigen Volksmenge unter Hüteschwenken und Händeklatschen so lange auf Frankreich und die Republik Hoch-Rufe ausgebracht, bis der Menge (gewiß von einem Unberufenen) versichert wurde, der Herr Gesandte bedanke sich schönstens bei den Wienern für ihre Sympathien und wünsche ihnen zu ihren Unternehmungen vieles Glück!

## 126.

## „Preßfreiheit!"

Aber nicht blos „Sturm gegen die Burg!" war in Folge der letzten Regierungskundmachung die allgemeine Losung geworden, sondern alle Schichten des Volkes einigten sich nun auch plötzlich zu einer neuen Forderung. Mit derselben Uebereinstimmung, wie am Tage vorher der Rücktritt Metternich's, wurde jetzt „Preßfreiheit!" gefordert. Die Forderung war von der Universität ausgegangen und aller Orten mit Begeisterung aufgenommen worden. „Die Universität" — schreibt Silberstein — „erkannte, daß mit der von der Regierung geschehenen Androhung von Gewalt, namentlich aber mit der Ernennung des allgemein verhaßten Fürsten Windischgrätz zum Gouverneur der Stadt, der Augenblick gekommen sei, das Eisen zu schmieden, da es noch heiß war." „Freiheit des Wortes!": das ist das Erste! rief man sich zu. Wo die Wahrheit frei und ungefesselt in das Volk dringen kann, da faßt die Freiheit mächtige Wurzeln, da ist keine Willkürherrschaft auf die Dauer möglich. Freiheit des Wortes! Freie Presse! das ist die echte Volksbewaffnung, das ist mehr als Pulver und Blei, mehr als Schwerter, Bajonette und Kanonen. Der Krieg des Geistes mit den Waffen des Lichtes und der Erleuchtung — der müsse nun beginnen, und darum: frei das Wort, frei die Schrift, frei die lange genug gefesselte, geknechtete und geschändete Presse! — Und so wie der erste Strahl der Freiheit von der Aula ausging, so ging auch wieder das Verlangen nach geistiger Freiheit von ihr aus. „Rede- und Preßfreiheit!" war nun mit einem Male

die Losung der Universität, und das Volk, das da überzeugt war, seine Jugend könne nur Gutes verlangen, rief es insgesammt gläubig nach. Gleich einem Funken, der die Pulvertonne entzündet, war dieser Gedanke. Rasch, wie das Feuer am Zündfaden, verbreitete sich die Parole, und eilig, wie feuriger Wein die Adern durchströmt, durchdrang in Kürze das Verlangen nach Rede- und Preßfreiheit alle Theile des Volkskörpers.

Die Unentbehrlichkeit dieser Freiheit wurde auf jedem Platze, in jeder Straße und Gasse wie ein neuer Glaube gepredigt, jeder Brunnen, jeder Eckstein, jede kräftige Schulter war eine Kanzel geworden, und die Prediger, zumeist enthusiasmirte junge Leute, fanden überall die empfänglichsten Gemüther. Und um die Burg drängte und wogte es neuerdings, und von allen Seiten drang bis in die Gemächer derselben hinein der Ruf: „Preßfreiheit!“ ... „Preßfreiheit!“ Jetzt waren die Gemüther aller Volksschichten entzündet, jetzt hatte sich das heilige Feuer echter Freiheitsbegeisterung selbst der sonst Gleichgilligsten bemächtigt, und man sah Greise mit zitternden Händen das Gewehr laden, und: „Erstürmung der Hofburg!“ war die Losung. Sturmkolonnen bildeten sich bereits in allen zur Hofburg führenden Straßen und Gassen, die Studenten überall voran, Alles war fest entschlossen, vor den Thoren der Burg zu sterben oder siegreich in sie einzuziehen.“ Die Aufregung war jetzt — es war beiläufig die fünfte Abendstunde des 14. März — auf das Höchste gestiegen, die Wiener Märzrevolution hatte nun ihren Kulminationspunkt erreicht.

Wien hatte den Handschuh, der ihm mit dem neuesten Regierungserlasse von Seite der Machthaber hingeworfen worden war, aufgenommen. Es ist unzweifelhaft, daß es, wenn man nicht rechtzeitig der Forderung der Bevölkerung nachgegeben hätte, zu einem schrecklichen Blutvergießen gekommen wäre. Der Plan zum Angriffe auf die Burg war bereits auf der Universität festgestellt worden. Das in der Burg befindliche Militär sollte durch Demonstrationen, die auf dem Michaelerplatze, dem Ballplatze und vor dem äußeren Burgthore in Szene gesetzt worden wären, in der Meinung bestärkt werden, auf diesen drei Punkten würden die ersten Angriffsversuche erfolgen. Mittlerweile hätten es sich die Studenten und einige hundert zumeist dem Arbeiterstande angehörige Männer zur Aufgabe gemacht, von dem nur von einer kleinen Militärabtheilung besetzten Palais des Erzherzogs Karl Besitz zu nehmen und von diesem Palais aus in das Innere der Burg zu dringen. Es ist gewiß, daß sich unter der Bewegungspartei Personen befanden, die sich in dem Labyrinthe von Gemächern, Gängen und Stiegen genau zurecht wußten, und selbst davon Kenntniß hatten, wie das Militär in der Burg vertheilt war, welche Räumlichkeiten derselben und mit wie viel Mann Militär sie besetzt worden waren, welche Verbindungsgänge man ohne allen militärischen Schutz gelassen hatte u. s. f. Diese Personen hatten sich anheischig gemacht, die Studenten und ihre Mitkämpfer bis in die Nähe der kaiserlichen Gemächer fast ohne alles Blutvergießen zu führen, und wer weiß, ob man nicht mit der Bewilligung der Preßfreiheit zu spät gekommen wäre, wenn man sich über die Stunde des Angriffes auf die Hofburg sofort geeiniget hätte.

Während nämlich der Jurist Wutschel, der schon am Tage vorher als Führer einer Abtheilung besonders entschlossener Studenten, welche sich die „Reform-Rotte“ nannte und in die Bewegung energisch eingegriffen hatte, darauf bestand, daß sofort zum Angriffe geschritten werde, war die Mehrheit der an diesen Verhandlungen betheiligten Studenten, Schriftsteller und Männer der verschiedensten Berufszweige dafür, erst während der Nachtzeit die Erstürmung der Burg zu unternehmen. Dem Umstande, daß eine Einigung hierüber nicht erzielt werden konnte, ist es zu verdanken, daß es überhaupt nicht zum Kampfe kam, denn als etwa um die sechste Abendstunde in einem Zimmer des Konsistorialgebäudes neben der Universität beschlossen wurde, um 11 Uhr Nachts den Handstreich auf das Palais des Erzherzogs Karl auszuführen, war die Preßfreiheit bereits bewilligt und damit auch der Vorwand zu einer neuen Massenerhebung beseitiget.

## 127.

## Die Versammlung in der Reitschule.

Ebenso wie der Rücktritt Metternich's und die Volksbewaffnung am Tage vorher, und die Nationalgarde in den ersten Nachmittagsstunden des 14. März war auch die Preßfreiheit von einer Deputation von Männern aus der reichen, angesehenen Bürgerklasse den Machthabern abgerungen worden. In der kaiserlichen Winterreitschule auf dem Josefsplatze hatten sich nämlich von 2 Uhr Nachmittags an etwa zweitausend, fast durchgehends dem Mittelstande angehörige Bewohner der innern Stadt zu dem Zwecke eingefunden, um sich in die Listen der kurz vorher bewilligten Nationalgarde einzutragen. „Eine ähnliche Versammlung“ — heißt es in den Notizen eines Theilnehmers derselben — „hat in Wien noch nicht stattgefunden und dürfte wohl nicht leicht je wieder zu Stande kommen. Im Landhause waren ebenfalls Tausende von allen Ständen, allen Berufszweigen beisammen, doch die Studenten waren dort die Tonangeber, sie und etliche Doktoren führten dort fast ausschließlich das Wort, und was von diesen Wortführern vorgeschlagen, angeregt, gefordert wurde, dem wurde ohne Weiteres zugestimmt. Ganz anders war die Versammlung in der Reitschule beschaffen. Außer etlichen jungen Kaufmannssöhnen waren in derselben fast keine jungen Leute zugegen. Sie bestand der Mehrzahl nach aus erbgesessenen Bürgern der inneren Stadt, reichen Hausbesitzern, Privatiers, Banquiers, Buchhändlern, sonstigen Handelsleuten, großen Industriellen und vielen Gewerbetreibenden. Diesem streng-bürgerlichen Elemente hatte sich ein starker Bruchtheil von Männern aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen, Adelige, hohe Staatsbeamte, Advokaten, Professoren, Mediziner, Künstler, Schriftsteller, darunter viele Träger bekannter, hochgeachteter Namen angeschlossen. Wie sehr die Bewegung bereits vorgeschritten war, wie mächtig sie alle Schichten ergriffen hatte, das bewies nament-

lich die Haltung der anwesenden Hofräthe, Regierungsräthe, Hofsekretäre u. s. w. Man traute seinen eigenen Ohren nicht, wenn man Manchen von diesen Staatsbeamten über das Sistem, über die noch am Ruder befindlichen Personen, über das, was zunächst von der Bevölkerung durchgesetzt werden müsse, seine Ansichten aussprechen hörte. Von einem Hofrathe hörte ich, wie er den Fürsten Metternich als einen Verräther bezeichnete und den Grafen Sedlnitzky einen Schafskopf nannte (!). Ein Hofsekretär, der nach der Revolution eine bedeutende Karrière machte, sprach sich an jenem Tage schon um 3 Uhr Nachmittags, ehe noch die Wenigsten daran dachten, eine Konstitution zu verlangen, dahin aus, daß das Volk nicht eher Ruhe geben dürfe, bevor ihm nicht die Einberufung eines konstituirenden Reichsparlamentes zugestanden worden wäre. Ein seiner humanitären Bestrebungen wegen bekannter k. k. Professor sagte zu uns Bürgern: „„Metternich ist aus Oesterreich schon fort, aber viele Andere müssen auch noch fort; eher, meine Herren, dürfen Sie nicht daran denken, Ruhe zu geben!““

„Wir Bürger, die von frühen Kindesbeinen daran gewöhnt waren, allen Personen von Rang und Ansehen wenigstens äußerlich die gebührende Achtung zu bezeigen, waren nicht wenig verdutzt darüber, zu hören, daß selbst Staatsdiener es nicht mehr für nothwendig hielten, sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Durch ihr entschiedenes Auftreten machten diese Herren auch uns Muth. So kam es, daß auch in der Reitschule, während sich Alles in die aufliegenden Listen für die Nationalgarde-Bataillons der innern Stadt eintrug, verschiedene Ansprachen gehalten wurden, in denen es betont wurde, der Rücktritt Metternich's, die Bewilligung der Nationalgarde genügten nicht, es seien, wenn die Ruhe in Wien eintreten soll, viel ausreichendere Garantien dafür nöthig, daß die Regierung die Bahnen einer liberalen Staatsreform verfolgen und in die alten absolutistischen Geleise nie wieder einlenken werde. Anfänglich beschränkte man sich darauf, in diesem Sinne Reden zu halten und dieselben mit enthusiastischem Beifalle aufzunehmen. Die in ihren Amtskleidern anwesenden Ständemitglieder, Graf Hoyos, der vor ein paar Stunden zum Oberkommandanten der Wiener Nationalgarde ernannt worden war, Baron Doblhoff, Graf Breuner und viele Andere, auf die ich mich nicht mehr erinnere, verhielten sich diesen Vorgängen gegenüber vollständig passiv. Graf Kolowrat, der sich anfänglich nur auf einige Augenblicke in der Reitschule zeigte, war über eine Rede, die eben während seines Kommens gehalten wurde, und in welcher der Sprecher — ich glaube es war Dr. Scherzer, der Bruder des Weinhändlers, die bisherige Regierung als eine für Oesterreich schmachvolle und die Oesterreicher vor dem gesammten gebildeten Europa herabwürdigende erklärte, sichtlich empört. „„Das ist““ — rief Se. Excellenz mit lauter Stimme, so daß ich es, obwohl ziemlich ferne stehend, genau hören konnte — „„doch allzu stark! Im kaiserlichen Hause wagt man es, die Regierung des Kaisers in so frecher Weise zu verunglimpfen!““ Der Graf verließ eiligst die Reitschule.“

„Nach etwa einer halben Stunde, während welcher weitere Reden gehalten wurden, erhielten die hier Versammelten Kenntniß von dem früher erwähnten Maueranschlage der niederösterreichischen Regierung. Die Kundmachung wirkte in der Reitschule nichts weniger als einschüchternd. Zuerst in engeren Kreisen, bald aber offen und unumwunden, sprach man seine Entrüstung über die in derselben enthaltenen Drohungen aus, eine Entrüstung, zu der man sich für um so berechtigter hielt, als sich gleichzeitig auch das Gerücht verbreitete, es sei bereits vom Fürsten Windischgrätz der Auftrag ertheilt worden, die Bürger und Studenten zu entwaffnen und auch die vor ein paar Stunden erflossene kaiserliche Bewilligung zur Errichtung der Nationalgarde sei schon wieder zurückgenommen worden. Die Bewegung, in welche die in der Reitschule versammelten Männer über diese Nachrichten geriethen, war eine ungeheure. „Lassen wir es darauf ankommen, daß sie Ernst machen!“ ... „Sie sollen es versuchen, den alten Zustand wiederherzustellen!“ ... „Ein Verräther, wer sich durch bloße Drohungen einschüchtern läßt!“ Solche und ähnliche Ausrufe charakterisiren wohl am Besten die Stimmung, in die plötzlich Alles versetzt worden war.“

„Während früher nichts als Reden gehalten wurden, fing man jetzt an, eine immer energischere Agitation in's Werk zu setzen. Während früher nur Wünschen, Erwartungen, Hoffnungen Ausdruck gegeben wurde, ging man nun zu Forderungen, Anklagen, Drohungen über. Zunächst wandte sich Alles an die anwesenden Ständemitglieder mit einer Reihe von Anliegen, Beschwerden, Vorstellungen. Sie hätten, machte man ihnen von allen Seiten zum Vorwurfe, es verhüten sollen, daß in den Kreisen des Hofes der Gedanke gehegt werde, durch Drohungen die Bevölkerung einzuschüchtern. „Was wollen die Herren denn uns verantwortlich machen?“ — erwiderten die Landstände den Bürgern — „wir haben von der Ernennung des Fürsten Windischgrätz gerade eben so wenig etwas vorher gewußt, als wie sie Alle!“ — Man gab sich mit dieser Versicherung indeß nicht ganz zufrieden. Die Abends vorher in der Hofburg wirkenden Stände und die Bürger-Deputationen, meinte man, hätten sich nicht darauf beschränken sollen, den Rücktritt des Fürsten Staatskanzlers zu verlangen, oder wenigstens, nachdem derselbe erfolgt war, die Burg nicht eher verlassen sollen, als bis ihnen Garantien für einen Sistemwechsel gegeben worden waren. Die Unterhandlung zwischen den Landständen und Bürgern endete damit, daß eine Deputation der Ersteren, unter der Führung des Grafen Breuner sich zum Grafen Kolowrat verfügte, um die Zurückziehung der Ernennung Windischgrätz' zu erwirken. Die Deputation kehrte alsbald zurück mit der Nachricht, der Graf habe ihr erklärt, er fühle sich nicht berufen, eine solche Bitte an den Stufen des Thrones zu befürworten.“

„Diese Mittheilung steigerte den allgemeinen Unmuth und da man mittlerweile auch von der Aufregung Kenntniß erhielt, welche die Kundmachung Talatzko's in der Bevölkerung hervorgerufen, so beschloß man eine aus zwölf Personen bestehende Deputation direkt zum Kaiser zu ent-

senden, mit der Bitte, um Bestätigung der bewilligten Errichtung der Nationalgarde, um Ernennung eines anderen Kommandirenden an Stelle des Fürsten Windischgrätz und um Einführung der Preßfreiheit. Um die Letztere wurde über Dr. Alexander Bach's Antrag die Forderung gestellt, nachdem Bach, der soeben von der Universität und vom juridisch-politischen Lesevereine zurückgekehrt war, der Versammlung mitgetheilt hatte, die gesammte Bevölkerung habe sich neuerdings erhoben, um die Abschaffung der Zensur und Einführung der Preßfreiheit zu bewirken."

„Der Zwölfer-Deputation, die augenblicklich nach den kaiserlichen Appartements sich verfügte, wurde hier von den anwesenden Kämmerern erklärt, Se. Majestät liege schon seit mehreren Stunden von einem heftigen Unwohlsein befallen, im bewußtlosen Zustande darnieder und es könne daher Niemand vorgelassen werden. Die Deputation zweifelte die Wahrheit dieser Erklärung an, sie schien zu vermuthen, man schütze nur eine Unpäßlichkeit des Monarchen vor, um zu verhindern, daß er über den wahren Stand der Dinge in Wien gehörig aufgeklärt werde. Es kam in Folge dessen zwischen der Deputation und den Kämmerern im Vorgemache des kaiserlichen Audienzzimmers zu einem heftigen Auftritte. „Wir Bürger" — rief Arthaber den Kämmerern zu — „wollen es nicht länger zugeben, daß zwischen uns und unseren geliebten Kaiser sich Personen drängen, deren Rathschläge über Oesterreich zu allen Zeiten schweres Unglück gebracht haben!" Die Kämmerer beharrten darauf, daß der Kaiser krank sei und sie daher Niemanden vorlassen können, und als von Seite der Deputation eine drohende Bewegung gegen die Thür des kaiserlichen Zimmers gemacht wurde, erklärten sie fest und bestimmt, indem sie die Degen aus der Scheide zogen, sie würden Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen wissen. Von einem herbeieilenden Kämmerer wurde in diesem Augenblicke die Hälfte der Deputation aufgefordert, ihm zum Fürsten Windischgrätz zu folgen, der allerhöchsten Orts beauftragt worden sei, mit der Deputation „zu verhandeln."

„Sechs Deputationsmitglieder verfügten sich nun zum Fürsten, Arthaber und Dr. Bach eilten aber zum Grafen Kolowrat, in der Hoffnung, ihn von der Dringlichkeit und Unerläßlichkeit eines Einlenkens des Hofes in die, vom Volke gewünschten Bahnen zu überzeugen. Der Graf mußte soeben schlimme Nachrichten über den Stand der Angelegenheiten in und um Wien erhalten haben, denn er war außerordentlich bestürzt und augenblicklich bereit, sich zu Erzherzog Ludwig zu verfügen, um von ihm eine kaiserliche Entschließung wegen Einführung der Preßfreiheit zu erwirken. Etwa nach einer Viertelstunde schon kehrte Kolowrat zurück, mit der Nachricht, der Erzherzog sei wohl geneigt, die Aufhebung der Zensur im Prinzipe zuzugestehen, von der Einführung der Preßfreiheit könne aber erst dann die Rede sein, wenn die zur Ausarbeitung eines Preßgesetzes nothwendige Zeit und Ruhe wieder vorhanden sein werde. Mit diesem Versprechen war natürlich weder Arthaber noch Bach zufriedengestellt. Als auch die sechs Deputationsmitglieder, die bei dem Fürsten Windischgrätz nicht das Geringste durchzusetzen vermochten, bei Kolowrat erschienen, um seine Intervention bei dem Erzherzoge Ludwig in Anspruch zu nehmen, und hier von der Weigerung des Erzherzogs, der Bevölkerung nachzugeben, Kenntniß erhielten, bemächtigte sich Aller die bitterste Gereiztheit. Kolowrat mag Bedenken getragen haben, die Herren in dieser Stimmung zu entlassen, da durch ihre Berichte die Versammlung in der Reitschule in eine Aufregung versetzt worden wäre, die jedenfalls einen heftigen Ausbruch des Unwillens zur Folge gehabt hätte. Er erklärte der Deputation, er wolle nochmals zum Erzherzog gehen und verspreche, daß er sein ganzes Ansehen aufbieten werde, um nicht mit leeren Händen zurückzukehren. Der in der Sechser-Deputation befindliche Freiherr von Stifft rief dem Grafen beim Abgehen gereizt nach: „„Lassen sich Exzellenz nur Zeit! Für uns kommen Sie noch immer zeitlich genug, ob aber der Hof mit seinen Konzessionen in diesem Augenblicke nicht schon zu spät kommt, dafür können wir nicht einstehen!""

„Deputirte auf Deputirte erschienen nun während einer halben Stunde aus der Reitschule im Gemache Kolowrats, theils um die Bitten der ursprünglich abgesendeten Deputation zu unterstützen, theils um die Rückkehr dieser Deputation zu beschleunigen. Endlich kehrte der Graf zurück. Er versicherte den Anwesenden, daß der Erzherzog von den besten Absichten erfüllt und geneigt sei, Alles, was mit dem Bestande des Staates sich vertrage, zuzugestehen, um der herrschenden Aufregung ein Ende zu machen. Die Bewilligung zur Errichtung der Nationalgarde bleibe aufrecht, die betreffende kaiserliche Entschließung sei bereits der Staatsdruckerei mit dem Auftrage zugekommen, dieselbe mit der größten Beschleunigung zu vervielfältigen; Fürst Windischgrätz habe ferner den gemessenen Auftrag erhalten, seine Mission auf Zurückweisung aller gegen die Sicherheit des Thrones, der Person und des Eigenthums gerichteten Angriffe zu beschränken, nur in Betreff der Preßfreiheit müsse der Erzherzog sich die nöthige Bedenkzeit noch vorbehalten."

„Damit war man ebenfalls nicht zufrieden. Arthaber namentlich drang in den Grafen, er möge nochmals dem Erzherzog vorstellen, welche Gefahren er nicht blos über das Kaiserhaus, sondern über die ganze innere Stadt durch die Verweigerung der Preßfreiheit hervorrufe: „Mehr als einmalhunderttausend Männer sind in diesem Augenblicke bereit, ihren letzten Blutstropfen zu vergießen, damit Oesterreich in Zukunft mit den freiesten Staaten Europas auf einer und derselben Stufe stehe!" Der Zufall wollte es, daß in diesem Augenblicke ein Polizeibeamter (Angermann), in den Saal eilte und auf die Knie stürzend, den Grafen beschwor, dahin zu wirken, daß alle Volksforderungen so schleunig wie möglich erfüllt werden, denn zögere man noch eine halbe Stunde, so sei das Aergste zu gewärtigen und dann stehe selbst die Dynastie auf dem Spiele! Die Schilderungen dieses Polizisten über den Stand der Dinge in der innern Stadt, von dem Geiste, der die gesammte Bevölkerung erfülle, von der Einmüthigkeit aller Stände und Klassen, von dem

Enthusiasmus, der Tausende erfülle und fähig mache, alle Gefahren zu verachten, scheinen auf Kolowrat tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er eilte nun abermals, zum vierten Male, diesmal in Begleitung des Grafen Hoyos zum Erzherzoge und forderte die Anwesenden auf, ihn in der Reitschule zu erwarten. Dieselbe war, während wir sie verlassen hatten, der Schauplatz von Scenen, so ergreifend und erschütternd, wie sie nur eine so heftige politische Bewegung im Gefolge haben kann. Wie auf offener Straße wuchs auch hier die Aufregung von Minute zu Minute. In einem Momente der Begeisterung schwuren hier Tausende von Familienvätern, zu den Ihrigen nicht eher zurückzukehren, als bis jede Gefahr eines politischen Rückschrittes für Oesterreich beseitigt sein werde. Einzelne Bürgeroffiziere erklärten der Versammlung, die bewaffneten Bürgerkorps würden sich eher auflösen, als den Befehlen eines Windischgrätz Folge leisten. Der Rücktritt des Erzherzogs Ludwig von der Leitung der Staatsgeschäfte wurde allgemein gefordert und daran der Wunsch geknüpft, daß im Falle der Erkrankung des Kaisers, Erzherzog Johann als dessen Stellvertreter fungire. Denn, hieß es: „„Niemals hätte sich Johann dazu bestimmen lassen, die Ernennung des Fürsten Windischgrätz zu vollziehen und zu Drohungen, wie sie in der letzten Regierungskundmachung enthalten sind, seine Zustimmung zu geben!““

Als Graf Hoyos in der Reitschule erschien, trat in derselben die tiefste Stille ein. Alles war in der gespanntesten Erwartung, aus seinem Munde die seit Stunden vergeblich angesuchten kaiserlichen Zugeständnisse zu vernehmen. Wirklich zog der Graf, gleich nachdem er gekommen, ein Blatt Papier aus der Tasche, aus dem er der Versammlung den Wortlaut der kaiserlichen Entschließung, mittelst welcher die Nationalgarde bewilliget und er selbst zu deren Oberkommandanten ernannt wurde, vorlas. „Was ist es mit der Preßfreiheit?“ rief man dem Grafen, nachdem er zu Ende war, von allen Seiten zu. „Ich glaube,“ versicherte er, daß innerhalb der nächsten halben Stunde auch die Preßfreiheit bewilligt sein werde.“ Diese Versicherung befriedigte nicht und sofort wurden neue Deputationen an den Grafen Kolowrat und den Erzherzog Ludwig abgeordnet, um die Einführung der Preßfreiheit zu betreiben. Mittlerweile fanden sich aus allen Theilen der Stadt, von der Universität, vom bürgerlichen Zeughause, vom juridisch-politischen Lesevereine, aus verschiedenen Vorstädten fort und fort Deputationen und einzelne Boten ein, um über den Stand der Dinge Erkundigungen einzuziehen. Alle diese Sendboten erklärten, es bereite sich eine Massenerhebung vor und in einer halben Stunde würden alle Zugeständnisse nichts mehr helfen. Endlich erschien Graf Kolowrat mit dem vom Erzherzoge Ludwig unterzeichneten Billete, mittelst welchem die Zensur für aufgehoben erklärt und die alsbaldige Einführung eines Preßgesetzes angeordnet wurde. Die Mittheilung wurde nicht blos in der Reitschule mit begeistertem Jubel aufgenommen, denn sie führte sogleich einen friedlichen Umschwung in allen Theilen der Stadt herbei. Alle weiteren Versuche, durch einen neuen Volksaufstand den Wünschen der Bevölkerung zur Anerkennung zu verhelfen, wurden sofort eingestellt. Das von dem Erzherzog auf einem abgerissenen Stück Papier eigenhändig geschriebene Billet lautet:

**Aufhebung der Censur und alsbaldige Einführung eines Preßgesetzes sind soeben von Sr. Majestät allergnädigst angeordnet worden.**

Erzherzog Ludwig.

## 123.

## Verhandlungen bei Hofe.

Es drängt sich dem Leser wohl vor Allem die Frage auf: Wie kommt es, daß die Bewilligung der Preßfreiheit, die von dem Erzherzoge Ludwig so hartnäckig verweigert worden war, von ihm schließlich denn doch erwirkt werden konnte? Ein Zeuge der Vorgänge in der nächsten Umgebung des Erzherzogs, einer seiner vertrautesten Rathgeber, Graf Hartig, berichtet hierüber:

„Die Gewährung der Preßfreiheit war schon am 13. März beschlossen worden; allein es sollte dabei der ruhige Gang Preußens befolgt und die Zensur gleichzeitig mit der Bekanntmachung eines Repressivpreßgesetzes aufgehoben werden. Schon am 14. beschäftigte sich die Staatskonferenz mit den transitorischen Maßregeln. Doch ein ruhiger Uebergang von der Tirannei der Zensur zu der Freiheit der Presse befriedigte die an der Spitze der Volksbewegung stehenden in- und ausländischen Demagogen, spekulirenden oder eitelen Literaten und die durch sie fanatisirten Studirenden keineswegs; augenblicklich sollte die Zensur zu Grabe gehen. Ihre vereinten Kräfte boten sie auf, um die Masse des Wiener Volkes, dessen Kehle und kräftige Arme sie zur Unterstützung ihres Wunsches benutzen wollten, für die Preßfreiheit in Enthusiasmus zu versetzen. Obwohl dies Volk gar nicht im Rufe stand, die geistigen Genüsse, welche die Presse gewährt, sehr hoch anzuschlagen (!) wurde es dennoch für dieses ihm nicht bekannte Gut wirklich so in Enthusiasmus versetzt, daß seine Bewegungen noch gefahrdrohender wurden, als sie es am vorhergehenden Tage gewesen waren. Hier fanden nun die vermittelnden Freunde des Thrones und der Dynastie (die Landstände!) ein neues Feld für ihre Thätigkeit. Sie drängten sich in die Vorgemächer des Kaisers, um ihre wohlmeinenden Rathschläge demselben vorzutragen. Da jedoch der weise Beschluß gefaßt worden war, daß der Souverain nicht persönlich mit den ungestüm Bittenden und Warnenden verhandeln werde, wurde ihnen von dem diensthuenden Kämmerer die Anmeldung verweigert. Sie wollten diese Verweigerung nicht gelten lassen, sondern in das Gemach des Kaisers eindringen. Der Kämmerer, ein reicher ungarischer, in keinem sonstigen Dienstesverhältnisse stehender Magnat, erkannte und ehrte die von ihm beschworene Pflicht, indem er in die Thüre trat, und, die Hand auf den Griff seines Säbels legend, festen Tones erklärte, daß insolange er auf diesem Platze stehe, Niemand die Thürschwelle überschreiten werde. Die

Vermittler zogen ab, suchten und fanden jedoch eine Hinterthüre, um dem Kaiser ihre wohlgemeinten Besorgnisse und Vorstellungen zu Ohren zu bringen."

Diese Darstellung ist jedoch entschieden unrichtig. Die Hinterthür zum Kaiser wurde am 14. März Nachmittags vergeblich gesucht, auch lag derselbe, wie wir schon (s. S. 366) erwähnt, damals durch mehrere Stunden im bewußtlosen Zustande darnieder, war also nicht in der Lage, etwas zu gewähren oder zu verweigern. Auch das ist falsch, daß die Gewährung der Preßfreiheit schon am Tage vorher beschlossen worden sei. Metternich beschäftigte sich unmittelbar vor seinem Rücktritte allerdings mit dem Gedanken, ein dem preußischen ähnliches Preßgesetz zu erlassen, aber er that dies auf eigene Faust, ein Beschluß der Staatskonferenz lag nicht vor. Es ist ferner eine Thatsache, daß schon im Laufe des Vormittags die im Schooße der Staatskonferenz gestellten Anträge auf Aufhebung der Zensur entschieden zurückgewiesen wurden. „Pillersdorf verlangte" — wie in den Aufzeichnungen eines von uns oft zitirten Gewährsmannes berichtet wird, der in den Märztagen vielen Vorgängen bei Hofe beigewohnt hatte oder wenigstens in der Lage war, sich über dieselben genau zu unterrichten — „schon in den Morgenstunden des 14. März die sofortige Erlassung eines kaiserlichen Manifestes, in welchem die Preßfreiheit verkündet und die Erlassung eines dieselbe gewährleistenden Preßgesetzes innerhalb der nächsten Tage zugesagt werden sollte. Er predigte aber tauben Ohren. Erzh. Ludwig bemerkte über seinen Vorschlag, „da er nicht annehmen könne, daß die Revolution in Pillersdorf einen Anwalt gefunden habe, so bleibe ihm nichts übrig, als dessen geistigen Zustand für getrübt anzusehen; nur der helle Wahnsinn oder die Böswilligkeit könne der Regierung zumuthen, die Zensur aufzuheben!" Graf Kolowrat fand die Forderung Pillersdorf's nicht so bedenklich, wie der Erzherzog, gestand aber gleichfalls zu, daß der ohnehin genug große Wirrwarr in allen Verhältnissen noch vermehrt würde, wenn die Zensur aufgehoben werden sollte. Er meinte jedoch, es müsse etwas geschehen, um das Geschrei gegen den Fortbestand der Zensur zu stillen, und schlug zu diesem Zwecke die sofortige Pensionirung des Polizei- und Zensur-Präsidenten Grafen Sedlnitzky und der am meisten mißliebigen Zensurbeamten vor. Damit erklärte sich Graf Hartig, der Verfasser der „Genesis", einverstanden, der gleichfalls versicherte, daß ihm ohne Zensur der Bestand Oesterreichs unbegreiflich sei, „denn," soll er gesagt haben, „wenn in dieser aufgeregten Zeit Jeder in die Lage kommen sollte, zu schreiben und drucken zu lassen, was ihm gefällt, dann würde alsbald eine Begriffsverwirrung in ganz Oesterreich eintreten, die blutige Katastrophen zur Folge haben müßte. Nur die Zensur ist im Stande, eine solche Gefahr zu verhindern." Man wird mit einigem Erstaunen vernehmen, daß Pillersdorf's Anschauung trotzdem selbst im Schooße der Staatskonferenz nachdrücklichst unterstützt wurde, und zwar von zwei Mitgliedern des Kaiserhauses, nämlich den beiden Erzherzogen Franz Karl und Johann. Der Erstere that dies in der Hoffnung, die Aufhebung der Zensur werde den Wiedereintritt der Ruhe und Ordnung in Wien zur Folge haben. „Geht es nicht" — soll der präsumtive Thronfolger gesagt haben — „ohne Zensur, dann kann sie ja immer wieder eingeführt werden, aber ein Experiment mit der Preßfreiheit sind wir dem Zeitgeiste schuldig." Erzherzog Johann dagegen fand es unbegreiflich, wie man auch nur hoffen könne, die Zensur aufrecht zu erhalten. Gegen dieselbe, meinte er, lehne sich Alles auf, was eines gesunden Menschenverstandes sich erfreue, und wenn die Regierung dieser Einsicht sich verschließe und die Preßfreiheit verweigern zu können glaube, dann werde sie das Volk bald eines Besseren belehren. Als Erzherzog Ludwig dem Prinzen mit einer ironischen Bemerkung in die Rede fuhr, entgegnete ihm dieser mit beißendem Sarkasmus: „„Ihr wollt von der Zensur um keinen Preis ablassen, weil Ihr halt Alles eher vertragen könnt, als die Wahrheit!""

## 129.

## Einhundertsiebenunddreißig Proscribirte!

„Diese Verhandlung wurde durch das Erscheinen des Erzherzogs Maximilian in der Mitte der Berathenden unterbrochen, der über den Stand der Revolution in allen Theilen der Stadt, der Vorstädte und der nächsten Umgebung Wiens eine Reihe von — Polizeiberichten vorlas, die für die Machthaber sehr hoffnungslos lauteten. Aus allen diesen Berichten ging hervor, daß die Bewegung nicht eher stille stehen dürfte, als bis man sich zu einem vollständigen Sistemwechsel entschlossen haben werde. Die Masse des Volkes, hieß es in diesen Berichten, ist vollständig darüber im Unklaren, was sie eigentlich wünschen, hoffen, verlangen soll, aber sie ist aus den kleinlichsten Motiven, zumeist deshalb, weil sich die untergeordneten Polizei- und Magistrats-Organe verschiedene in das Leben des Einzelnen und in den geselligen Verkehr tiefeingreifende Uebergriffe erlaubten, mit der gesammten Regierung in hohem Grade unzufrieden. Diese Unzufriedenheit wird nun von einem kleinen Kreise von mit den europäischen Revolutionsgesellschaften theils im Verkehr stehenden, theils blos sympathisirenden Männern dazu benützt, um alles in Oesterreich Bestehende zu stürzen. Diesen Männern gehorcht in diesem Augenblicke die Masse. Die Strebeziele waren am gestrigen Tage: die Entlassung des Fürsten-Staatskanzlers Metternich von seinem hohen Posten, die Erlangung einer Volksbewaffnung; heute sind die Einführung der Nationalgarde und der Preßfreiheit als solche zu bezeichnen. Morgen dürfte die Einberufung eines österreichischen Reichsparlaments von den bezeichneten Faiseuren verlangt werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Volk in dieses Verlangen begeistert einstimmen wird, trotzdem es sich von dem Wesen und der Bedeutung eines solchen Parlaments keine auch nur annäherungsweise richtige Vorstellung machen kann. Für übermorgen stellten die Polizeibe-

richte eine Verständigung zwischen der Wiener Revolutionspartei und der Kossuthpartei in Aussicht, und einen Anschluß der Wiener an die nationaldeutschen Bestrebungen. Denn, wurde in den Berichten scharf hervorgehoben, der kleine Kreis von Männern, welche wissen, was sie erreichen wollen, ist nur unter der Bedingung für den Fortbestand Oesterreichs, wenn Oesterreich als „konstitutioneller Volksstaat" fortbestehen kann. Im anderen Falle sind sie für die Zerreißung Oesterreichs: die eine westliche Hälfte soll mit dem herzustellenden einigen Deutschland vereinigt, Ungarn soll ein souveräner Staat werden und Galizien dem wiederherzustellenden Königreiche Polen angehören. Dieses Programm ist im juridisch-politischen Lesevereine aufgestellt worden, im Sinne desselben sprechen sich die meisten Mitglieder dieses Vereins aus; jedoch vermeiden sie es, in Gegenwart österreichisch-gesinnter Männer deren Patriotismus zu verletzen. Im Gegentheile, sie heucheln eine begeisterte Liebe für jenes Oesterreich, das Kaiser Josef II. zu schaffen die Absicht hatte, und verschaffen sich gerade dadurch bei den bürgerlichen Leuten die wärmsten Sympathien. Diese Liebe für Oesterreich ist aber pure Heuchelei. Im Kreise der Gesinnungsgenossen sprechen die Herren von Oesterreich als von einem Staate, dessen Fortbestand dem Zeitgeiste widerstreite, und dessen Existenz der Einigung Deutschlands, die ihnen über Alles geht, aufgeopfert werden müsse. Einem dieser Polizeiberichte lag ein Verzeichniß von einhundertsiebenunddreißig Männern, zumeist Mitglieder des Lesevereins, der Bureaukratie, der Universität und des Polytechnikums, der medizinischen Fakultät, der „Konkordia" und noch eines vierten kleineren Vereines bei, der unserem Gedächtnisse entschwunden ist, die als die eigentlichen Urheber der Wiener Revolution, als deren Führer und Fortpflanzer bezeichnet wurden. Die Polizei rieth, unter irgend einem Vorwande diese Männer zu versammeln, sie sodann festzunehmen und hiedurch für einige Zeit unschädlich zu machen. Wenn dies geschähe, meinte die Polizei, dann gäbe es nichts mehr zu besorgen."

„Wir lassen uns nicht darauf ein, die vielen Unrichtigkeiten und Unwahrheiten in diesen geheimen Polizeiberichten hervorzuheben, sondern erwähnen in Kürze, daß es dem Grafen Sedlnitzky, der eben nicht anwesend war, anheimgestellt wurde, in Betreff der denunzirten „137" das ihm im Interesse des Staates nothwendig Erscheinende vorzukehren. Erzherzog Ludwig verlangte von den Anwesenden sogleich nach Verlesung dieser Berichte, daß sie über die der Bewegung gegenüber einzunehmende Haltung der Regierung sofort schlüssig werden mögen. Hier soll nun Erzherzog Maximilian mit dem Antrag auf Ernennung des Fürsten Windischgrätz zum Civil- und Militärgouverneur und Verhängung des Belagerungszustandes über Wien neuerdings hervorgerückt sein und Erzherzog Ludwig ließ sämmtliche in der Hofburg verweilende Mitglieder des Kaiserhauses herbeiholen, damit sie über diesen Antrag sich äußern mögen, denn er selbst gab zu, daß, wenn dessen Ausführung mißlänge, Alles auf dem Spiele stehen würde, die Dynastie, Oesterreich u. s. w."

Während dieser Familienrath abgehalten wurde, fanden die von uns geschilderten Auftritte zwischen einzelnen Hofpersonen und jener Bürger-Deputation statt, welche die Einführung der Nationalgarde durchsetzen wollte. Die Letztere wurde bekanntlich nach mehrstündigen Bemühungen wirklich erlangt, aber erst in einem Augenblicke, wo man bereits an den Fürsten Windischgrätz die Diktatur übertragen und die Verhängung des Belagerungszustandes beschlossen hatte. Die letztere Maßregel sollte erst in den Stunden der Nacht der Bevölkerung bekannt gemacht werden und man hielt es wohl für klug, dem Volke bis dahin eine versöhnliche Miene zu zeigen. Diesem Umstande allein dürfte es zugeschrieben werden können, daß die Nationalgarde bewilligt wurde, jedoch hatte der neuernannte Oberkommandant derselben, Graf Hoyos von dem Erzherzog Ludwig den gemessenen Auftrag erhalten, energisch darauf zu bestehen, daß jene, welche in die Nationalgarde eintreten wollen, sich vorläufig nur in die Listen derselben eintragen, ihnen aber keine Waffen ausgefolgt werden. Es erging gleichzeitig an das k. k. Zeughaus in der Renngasse der Auftrag, alle vorhandenen Waffenvorräthe in unterirdischen Magazinen schleunigst zu verbergen, so zwar, daß dieselben jedenfalls nicht im ersten Augenblicke aufgefunden werden könnten.

Aus anderen, viel ernsthafteren Motiven wurde die Aufhebung der Zensur gewährt. Durch die neueste Kundmachung des niederösterreichischen Regierungspräsidenten (s. S. 366), in der man der kurz vorher ertheilten kaiserlichen Entschließung wegen Einführung der Nationalgarde auch nicht mit einer Silbe erwähnte, sondern sich darauf beschränkte, der Bevölkerung unter verschiedenen Drohungen von der Ernennung des Fürsten Windischgrätz Mittheilung zu machen, durch diese Kundmachung hatte man das gerade Gegentheil von dem bewirkt, was man erreichen wollte. Statt die Bevölkerung einzuschüchtern, einen gelinden Schrecken unter ihr zu verbreiten, regte man sie durch diesen Maueranschlag nur noch mehr auf und fachte man innerhalb einer Stunde ein solches Feuer in der innern Stadt an, daß am Ende selbst Erzherzog Ludwig besorgte, die Hofburg werde von den Flammen ergriffen werden und eine außer Rand und Band gekommene Pöbelmasse werde darin Exzesse verüben, ähnlich jenen, durch welche ein Paar Wochen früher die Tuilerien verwüstet worden waren. Auf die immer ernster lautenden Nachrichten hin, daß eine Erstürmung der Hofburg unmittelbar bevorstehe, und in der Besorgniß, daß die Garnison zu schwach wäre, das Volk von einem solchen Vorhaben abzuhalten, gab Erzherzog Ludwig dem Drängen nach Preßfreiheit nach und erließ das bereits (s. Seite 374) mitgetheilte Handbillet. Windischgrätz hatte wahrscheinlich bereits den Auftrag in der Tasche, alle die am 13. und 14. März gewährten Zugeständnisse für als dem Kaiser abgedrungen und daher für null und nichtig zu erklären, falls die Verhängung des Belagerungszustandes die für die öffentliche Ruhe und Ordnung wohlthätigen Folgen auch wirklich hätte, die man sich davon versprach.

So viel zur Berichtigung der in der „Genesis" ent-

haltenen Darstellung der auf die Gewährung der Preßfreiheit sich beziehenden Vorgänge.

## 130.

## Erzherzog Ludwig in Verzweiflung.

Furcht und Kleinmüthigkeit allein waren es, die dem Erzherzog Ludwig sein oben erwähntes Handbillet in die Feder diktirt haben. Zwischen ihm und dem Grafen Kolowrat, der dasselbe der Versammlung in der Winterreitschule überbrachte, mag während der Niederschreibung der wenigen Worte, welche das Billet enthält, ein Auftritt stattgefunden haben, dessen stürmischen Charakter die nachstehenden Bekenntnisse des Grafen Kolowrat außer allen Zweifel stellen.

Als der Graf (s. S. 374) die Verfügung des Erzherzogs in der Winterreitschule bekannt machte, bedeckte Leichenblässe sein Antlitz, seine Stimme zitterte und er war so außer sich, daß er sich auf die neben ihm stehenden Landstände und Hofchargen stützte, um sich aufrecht zu erhalten. Während des Jubelgeschreies, das allseitig erhoben wurde, als er seine Mittheilung vorgelesen hatte, winkte er den in seiner Nähe weilenden Kaufmann v. Arthaber zu sich, dem er bedeutete, er und eine Anzahl angesehener, einflußreicher Männer, deren Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus außer allem Zweifel stehe, mögen ihm sogleich folgen, da er ihnen eine Mittheilung von höchster Dringlichkeit zu machen habe. Arthaber folgte diesem Winke und schon nach wenigen Minuten standen er und etwa zehn Personen seiner Bekanntschaft in einem an die Reitschule anstoßenden Gemache dem Grafen gegenüber, der sich erschöpft und in sich zusammengebrochen auf einen Sessel niedergelassen hatte. Graf Hoyos und noch wenige andere Kavaliere standen ihm zur Seite. Kolowrat theilte nun Arthaber und dessen Gefährten mit bewegter Stimme und mit Thränen im Auge mit, Erzherzog Ludwig habe Mittheilung erhalten, daß es eine Partei in Wien gebe, welche die Hofburg erstürmen, den Kaiser gefangen nehmen und mehreren ihr besonders verhaßten Personen nach dem Leben trachten wolle. Er appellirte an den Patriotismus Arthaber's und seiner Freunde und forderte sie auf, diese entsetzlichen Pläne nicht zur Ausführung kommen zu lassen. „Ich habe" — schloß er seine Ansprache — „Ihnen erwirkt, was Sie haben wollten, die Zensur ist aufgehoben und Sie werden noch vieles Andere, was wegen der Kürze



Arthaber und Engel lassen das Volk schwören, daß es der kais. Familie kein Leid zufügen werde.

der Zeit und in Folge von Verhältnissen, die Ihnen ohnedies dekannt sind, von Sr. Majestät noch nicht sanktionirt werden konnte, in den nächsten Tagen erlangen. Ich bitte Sie aber, verhüten Sie ein gräßliches Unglück, verhindern Sie es um Gotteswillen, daß die Umgebung der Burg, alle in dieselbe führenden Zugänge nicht länger mehr von Tausenden umdrängt, belagert werden. Der Kaiser ist krank, der Erzherzog (Ludwig) ist in meiner Gegenwart dewußtlos zusammengestürzt, der Lärm, das Gejohle, das Drohen der Volksmasse, das bereits in alle Gemächer der kaiserlichen Familie dringt, bringt alle Glieder des allerhöchsten Hauses zur Verzweiflung! Um Gotteswillen, eilen Sie atso und machen Sie diesen Szenen ein Ende!"

Arthaber und seine Gefährten sagten dem Grafen zu, daß sie Alles aufbieten würden, um die das Residenzgebäude nmgedenden Plätze von der sie besetzt haltenden Menschenmasse so rasch wie möglich zu säubern, stellten aber die Existenz der von dem Grafen dezeichneten Partei entschieden in Abrede. „Für die Gesinnungen Einzelner können wir" — sagte Arthaber zum Grafen — „keine Garantie übernehmen, denn man kann Niemandem in's Herz dlicken. Dafür aber setzen wir Alle unser Leben ein, daß eine hochverrätherische, dem Kaiser, dem gütigsten aller Monarchen, übelwollende Partei in Wien nicht existirt. Es ist dies unmögtich, denn eine solche Partei hätte in Wien keinen Boden gefunden. Wer zu dem Erzherzoge von dieser Partei das erste Mal gesprochen, hat an den Wienern schwer gefrevelt nnd der Erzherzog hätte ihm die Thüre weisen sollen!"

## 131.

## Straßen-Szenen.

Wenige Minnten später verließen Arthaber und die Seinen die Hofburg, und begaben sich auf die verschiedensten Punkte der innern Stadt, um die Sanktion der Preßfreiheit zu proklamiren, und die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen. Ihre Ansprachen wurden von dem Volke mit Hochrufen auf den Kaiser beantwortet nnd Alles schien von dem neuesten „zeitgemäßen Zugeständnisse" befriedigt zu sein. Zum Nachhausegehen waren jedoch die Wenigsten zu vermögen. Das Leben und Treiben in den Straßen nahm vielmehr jetzt, nachdem bis auf Weiteres jede Gefahr eines blutigen Zusammenstoßes zwischen Volk nnd Mititär wieder beseitigt schien, von Viertelstunde zu Viertelstunde zu. Unter die Bewaffneten und Unbewaffneten, welche die Umgebung der Hofburg in einer ziemlichen Ausdehnung, in einem Umkreise, der von der Kärntnerstraße, dem Petersplatze nnd der Freiung begrenzt wurde, besetzt hielten, mischten sich nun auch Frauen und Kinder, und Alles stand hier schon nach Kurzem so dicht aneinandergedrängt, daß man allenthalben, um, wie das Sprichwoet sagt, hätte keinen Apfel zu Boden werfen können.

„Die ganze Situation war plötzlich" — schreibt ein Kämpfer der Märztage — „eine andere. Die Techniker, die den Josefsplatz besetzt hatten und fest entschlossen waren, durch die Säle der Hofdibliothek ins Innere der Burg zu stürmen, um den Kaiser aus der Gefangenschaft jener „Kamarilla" (also schon in den Märztagen wurde von der „Kamarilla" gesprochen!!) zu befreien, die ihn daran hindern wollte, dem Zuge seines Herzens zu folgen und seine Völker zu beglücken, die Techniker brachen in enthnsiastischen Jubel aus, als ihnen Arthaber verkündete, daß Preßfreiheit gewährleistet worden sei nnd die Volksmenge, die sich ihnen angeschlossen hatte, jubelte mit ihnen. Aehnliche Freudenbezeugungen wurden auf dem Michaelerplatze laut, wo die Preßfreiheit durch den Großhändler v. Martyrt proklamirt wurde, der die hier desonders aufgeregte Menge die Hände zum Schwure erheben und feiertich geloben ließ, daß sie für das empfangene kostbare Gut dem Kaiser stets dankbar sein werde! Auf dem Graben ließ Scherzer einen jungen Mann, seinem Diatekte nach einen Berliner, der den Jubel über die Aufhebung der Zensur dadurch dämpfte, indem er der Menge auseinandersetzte, daß eine Preßfreiheit ohne Geschworene keinen Werth habe, für diese Einwendung förmlich Abbitte leisten, indem er erktärte, dieser Sprecher habe den Kaiser beleidigt, da er das kaiserliche Zugeständniß als ein dlos scheinbares darstelle und dem Verdacht Raum gebe, als meine es der Kaiser mit der Preßfreiheit nicht ehrlich und ats beabsichtige der Monarch die Wiener damit dlos „zum Narren zu halten." Auf dem Mehlmarkte war das Drängen um den Gewerbevereins-Präsidenten Grafen Colloredo, der hier, in seiner ständischen Amtstracht, in einer Ansprache dem Volke den Werth und die Gemeinnützigkeit der Preßfreiheit auseinandersetzte, ein so heftiges, daß alsbald mehrere Personen bewußtlos aus der Menschenmasse fortgetragen werden mußten. Die österreichische Preßfreiheit forderte demnach schon in ihrer ersten Geburtsstunde ihre Opfer! Ein wahrer Enthusiasmus entstand über die Aufhebung der Zensur im juridisch-politischen Leseverein und auf der Universität, zwei Orten, die unter dem Sedlnitzky'schen Regime wohl am schwersten gelitten hatten. Auf dem Stefansplatze machte sich ein Witzbold den Scherz, eine kleine Bibliothek von bisher verdotenen Büchern zn einem wohtthätigen Zweck zu verkaufen. Er hatte ader kaum damit angefangen, seine Bücher auszukramen, ats er von denselben hinweggedrängt und sein ganzes Lager unter der Menge vertheite wurde. Man raufte sich hier, um ein Heft der „Gränzboten" oder eines von den Büchern Schufelka's oder Andrian's ꝛc. zn dekommen."

## 132.

## Was man Alles unter Preßfreiheit verstand!

Diese Freude, dieser Jubel, dieser Enthusiasmus sind um so bezeichnender, wenn man bedenkt, daß die Wenigsten damals auch nur ahnen konnten, was die Preßfreiheit für ein Wesen sei, und welchen Zweck dieselbe zu erfüllen habe. Man ahnte nnr, daß mit ihr auf der Bahn des Fortschrittes ein Ruck nach Vorwärts geschehen, daß ih re

Verleihung dem Volke zu seinem Besten gereiche, aber man konnte sich im großen Publikum lange keine Vorstellung davon machen, was unter Preßfreiheit eigentlich zu verstehen sei. Viele dachten, da der Wein gepreßt werde, so bedeute Preßfreiheit so viel, als daß der Wein in Zukunft steuerfrei sein werde. Andere wieder dachten an das „Pressen" der Steuerexekutoren, welche die Leute so lange aufsuchen und „pressen", bis sie ihrer Steuerpflicht nachkommen. Diese legten sich das Wort „Preßfreiheit" so aus, als bedeute es so viel wie „allgemeine Steuerfreiheit." Wieder andere machten sich von der „Preßfreiheit" noch abenteuerlichere Vorstellungen; daß durch sie die Druckerpressen frei werden, daß sie den Gedanken entfeßle und das Wort befreie, das wußte eben nur die Klasse der Gebildeten. Aber eben unter den Letzteren wurde der Jubel über den Empfang der Preßfreiheit durch die Art und Weise der offiziellen Verlautbarung derselben bedeutend gedämpft. Zwischen der sechsten und siebenten Abendstunde wurden nämlich folgende zwei Kundmachungen an den Straßenecken angeschlagen:

**Seine k. k. apostolische Majestät haben die Aufhebung der Zensur und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesetzes allergnädigst zu beschließen geruht.**

**Wien, am 14. März 1848.**

Johann Talatzko Freih. v. Gestieticz,
k. k. n. ö. Regierungs-Präsident.

**Se. Majestät haben die Errichtung einer Nationalgarde zur Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Ruhe und Ordnung der Residenz und zum Schutze der Personen und des Eigenthums, und zwar unter den Garantien, welche sowohl der Besitz als die Intelligenz dem Staate bieten, zu bewilligen geruht, und versehen Sich von der Treue und der Ergebenheit Ihrer Unterthanen, daß sie dem ihnen bewiesenen Vertrauen entsprechen werden.**

**Zugleich haben Se. Majestät Ihren Oberstjägermeister und Feldmarschall-Lieutenant Grafen v. Hoyos zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt.**

**Wien, am 14. März 1848.**

Johann Talatzko Freih. v. Gestieticz,
k. k. n. ö. Regierungs-Präsident.

Nachdem nämlich in der ersten dieser beiden Kundmachungen zwar die Aufhebung der Censur zugesichert, aber die Einführung der Preßfreiheit nicht mit einer Silbe erwähnt wurde, so besorgte man nun, das in Aussicht gestellte Preßgesetz werde die Schriftsteller derart beschränken, daß von der gehofften Preßfreiheit so viel wie nichts übrig bleiben werde. Im juridisch-politischen Lesevereine wurde dies Bedenken alsbald allgemein getheilt und auch auf der Universität war man durch die Kundmachung in seinen Erwartungen bitter enttäuscht worden. Das Mißtrauen in die Ehrlichkeit der, wie man allgemein wußte, nicht vom Kaiser sondern von dessen Stellvertreter, dem Erzherzoge Ludwig, gewährten Konzession war so groß, daß im Leseverein sogar die Veröffentlichung eines Manifestes vorgeschlagen wurde, welches die Bevölkerung hätte darüber aufklären sollen, daß sie noch nicht Ursache habe, sich des Besitzes der Preßfreiheit zu freuen, da man erst abwarten müsse, wie das versprochene Preßgesetz ausfallen werde. Auch wurde verlangt, daß die Fahne mit der Inschrift „Preßfreiheit", die man unmittelbar nach dem Schlusse der Versammlung in der Winterreitschule — auf dem Vereinsbalkon aufgepflanzt hatte, vorläufig wieder entfernt werde. Die Meinungen prallten hierüber hart aneinander, endlich aber trugen diejenigen den Sieg davon, die da meinten, es sei schon deshalb unklug, die Verleihung der Preßfreiheit in Zweifel zu ziehen, weil die Regierung, gestützt auf diese Zweifel, wahrscheinlich ein die Preßfreiheit sehr einschränkendes Preßgesetz erlassen würde. Wisse die Regierung aber, daß Alles darauf rechne, daß die im Prinzipe zugesicherte Preßfreiheit durch ein Gesetz nicht nachträglich illusorisch gemacht werde, dann werde sie es nicht wagen, durch ein so geartetes Gesetz die allgemeine Erwartung zu enttäuschen. Die Frucht dieser im Lesevereine und in den Kreisen der Schriftsteller mit vieler Lebhaftigkeit geführten Verhandlungen war nachstehendes

## Manifest der Schriftsteller Wiens.

**Unlautere, vielleicht auch böswillige Gerüchte, suchen den Bewohnern Wiens die Meinung beizubringen, als sei die Preßfreiheit nicht ertheilt, oder nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gemeint worden. Wir, die unterzeichneten Schriftsteller Wiens, ergreifen von dem uns durch unsern Allergnädigsten Monarchen gewährten Rechte der freien Presse hiermit förmlich Besitz, und fordern alle Intelligenzen der Monarchie auf, mit uns die Preßfreiheit, diese festeste Grundlage alles politischen Fortschrittes, zum Wohle des Vaterlandes und zur Beruhigung der Gemüther durch thätige Betheiligung zu verwirklichen. Es lebe unser Kaiser Ferdinand!**

**Wien, den 15. März 1848.**

**Dr. J. F. Castelli, Bauernfeld, Dr. Ludwig Aug. Frankl, Dr. A. Adolf Schmidt, Dr. J. N. Berger, Josef Rank, Prof. Jos. Fischhof, Dr. Siegfr. Kapper, Dr. Leop. v. Mayer, Eginhard, Baron Lannoy, Sigm. Engländer, Dr. Ant. Heidmann, Dr. Karl Tausenau, Dr. Karl Baldamus, Sim. Deutsch, J. S. Tauber, Lud. Förster, Jos. Szantó, Dr. Adolf Pichler, Gustav Remellay, Dr. L. Fischer von Wildensee, Dr. Rob. Zimmermann, Dr. Sigmund, Gustav Barth, M. E. Stern, Leop. Breuer, Karl Rick, E. N. Frühauf.**

•

## 133.

## Weitere Straßen-Szenen.

In den Berichten verschiedener Zeitgenossen sind interessante Schilderungen der Physiognomie der Stadt und der Vorstädte, in dem Augenblicke der Verkündigung der Preßfreiheit enthalten. So erzählt z. B. August Lewald:

„Von dem Balkone des Lesevereines sah man jetzt Fahnen wehen, welche die Aufschrift trugen: Sicherheit und Ordnung! Nationalgarde, Preßfreiheit! Die Vorüberziehenden blieben stehen, die bewehrten Haufen machten Halt, man tauschte die Gefühle aus in glühenden

Worten. Von dem Balkone wurde manche herrliche Rede vernommen, die von der Straße erwidert ward. In allen Fenstern sah man Köpfe, hörte man Rufe, Beifallklatschen; die weißen Tücher wehten, Blumen wurden hinabgeworfen, Halstücher der Frauen, die zu Fahnen verwendet wurden, Bänder, um deren Stangen zu schmücken, Kokarden und Schleifen, um sie an Brust und Hut zu befestigen. Die weiße Farbe überall. Ein bewaffneter Trupp zog unten vorüber, ein befreundeter Dichter an der Spitze, er erblickt mich auf dem Balkon und ruft mir einen Gruß hinauf. Ich eile hinab, wir drücken uns in die Arme, ein Trupp Studenten, einige Doktoren mit ihnen; Lebehoch! herüber, Lebehoch! hinüber. Mehrere Freunde eilen auf uns zu; man schüttelt sich die Hand, man ist außer sich. Grillparzer sprechen wir auf dem Graben, der edle, große Dichter, von dem nun auch die Fessel gefallen; Castelli als Nationalgardist mit Ober- und Untergewehr und die weiße Binde um Hut und Arm; Bauernfeld, der Treffliche, der unter den früheren Verhältnissen so stolz und verachtend über das hinwegschritt, was man damals Gefahr nannte! Alles ist jetzt eines Sinnes, ob man sich nie im Leben begegnet, oder ob man eng verbunden war, das ist in diesem Augenblicke Alles gleich. Später werden Meinungen, Fähigkeiten, Bildung, Richtungen wieder sondern und trennen; es wird wieder Anziehungen und Abstoßungen geben, aber die Schriftsteller werden fortan in Oesterreich ein gesonderter Stand sein; die Schriftsteller werden frei einstehen müssen für das, was sie drucken lassen; sie werden sich nicht mit dem Deckmantel oder der Scheere der Zensoren schützen können und sagen: mir sind meine besten Gedanken gestrichen worden. Man wird sie schauen und erkennen wie sie sind, man wird es ihnen verargen, wenn sie Wohldienerei treiben, die ihnen zu nichts mehr verhelfen kann als zu Mißachtung; man wird sie verachten, wenn sie blos Kleines bekritteln und anfeinden, statt Großes zu beurtheilen und gerecht zu würdigen; sie werden Schmach ernten, wenn sie sich erkaufen lassen und zu feilen Schergen einer urtheilslosen Masse sich selbst herabwürdigen, statt die Masse zu bilden und zu einem reifen Urtheil zu verhelfen. Nicht blind der öffentlichen Meinung dienen, sondern sie berichtigen und ihr kühn widersprechen, wo es Noth thut, ist die Pflicht des gewissenhaften Schriftstellers. Nicht schreiben, was der Janhagel gern liest, sondern das beste was man vermag, schreiben, auf die Gefahr hin, daß man viele Blätter bedrucken läßt, ehe den Leuten ein Licht aufgeht, das ist der oberste Grundsatz alles Schriftthums. „Der Fels ist jetzt da, zeige, daß Du springen kannst!“ das ist die Losung. Mit der Preßfreiheit, diesem ursprünglichen Geschenke von Gott, ist der Schriftsteller ein wichtiger Mann in dem Staatsverbande, er ist eine Macht von unsäglichem Einflusse; Jeder, der Gedanken hat, die er in die Form der Sprache zu gießen versteht, ist berufen!“

„Die Beleuchtung der Stadt erfolgte auch an diesem Abende, wie an dem vorhergehenden. Tausende von Menschen gingen spazieren und die freudigsten Demonstrationen wollten kein Ende nehmen. Trotz dieser Erscheinungen, war jedoch ein großer Theil der Bürgerschaft nicht zufrieden gestellt. Was dachten sich viele bei dem Worte Preßfreiheit? Welchen Nutzen versprachen sie sich von der Sache, bei drückenden Lasten, Stockung der Gewerbe, die man geglaubt hatte, augenblicklich gehoben zu sehen? Eine alte Frau meinte, Preßfreiheit sei, daß die Abgaben an der Linie aufgehoben wären, weil man in Wien „Presse“ für Druck und Last überhaupt nimmt. Die Jugend unter den Waffen wollte Lehrfreiheit, Konstitution ... Man trug sich mit Gerüchten, die wohl geeignet waren, Besorgnisse zu erregen und die das Schlimmste zum Schlimmen fügen konnten. Die Herzen wurden schwerer als die Leute von den Straßen verschwanden und die Mitternacht herangebrochen war.“

„Als die Abgesandten der Bürger“ — heißt es in den Mittheilungen eines andern Augenzeugen — „endlich die Kunde von der bewilligten Preßfreiheit der aufgeregten Menge überbrachten, die diese mit Jubel begrüßte, schlug Herr Dr. Mayrhofer dem Bürger-Lieutenant Scherzer vom ersten Regiment vor, die freudige Botschaft in den Vorstädten und in den Orten vor den Linien persönlich zu verkünden. Zwei wackere Männer vom zweiten Bürger-Regiment schlossen sich nach der ersten Aufforderung allsogleich diesem Unternehmen an, und so marschirten diese vier Patrioten geistig gehoben und gestärkt von der herrlichen Friedensbotschaft beim Burgthore hinaus, über die Mariahilfer-Hauptstraße, umdrängt von einer freudig erregten Volksmasse, allenthalben laut verkündend das große Ereigniß. So gelangten sie — beinahe erdrückt von der begeisterten Menge — zur Mariahilferlinie; hier bemerkten sie die glimmende Brandstätte des Zollhauses, woselbst wenige Stunden vorher Blut geflossen. Doch unverzagten Schrittes zogen sie vorbei, hinaus nach Fünf- und Sechshaus, welche Orte leider erfüllt waren von zügellosen Proletarierhaufen, die in wilden Exzessen ihrer Unzufriedenheit Luft gemacht hatten. Das Erscheinen der vier Bürger bewog aber selbst diese rohen Tumultuanten, ihre Gewaltakte einzustellen. Mit Jubel nahmen sie die Nachricht von der Verleihung der Preßfreiheit entgegen, drängten sie sich an die Bürger heran, schüttelten sie ihnen die Hände, boten sie ihnen von dem geraubten Weine, mit wirrem Geschrei die Luft erfüllend. Doch diese zogen wieder fort, hin und wieder Halt machend, um die von ihnen übernommene Sendung nach Möglichkeit zu erfüllen. Sie erstiegen Bänke und Wagen, verkündend das milde, kaiserliche Wort; sie drangen in die Seitengassen und begaben sich in die Höfe der Häuser, überall die Ertheilung der Preßfreiheit bekannt gebend und gleichzeitig manche wilde Ausschreitung hintertreibend. Nach einem mehr als vierstündigen Umzuge traten diese Bürger erst den Rückweg an. Da kam ein Mann herbei, und bat in äußerster Aufregung um Schutz und Hilfe in der größten Noth. Sein Haus — sagte er — sei ausgeplündert, sein Eigenthum ihm geraubt worden! Seine Gattin befand sich in einer Kutsche, die in der Nähe hielt; er beschwor die vier Friedensboten, sich seiner anzunehmen und wenigstens sein Weib nach Wien zu geleiten. Beide Ehegatten wurden in den Wagen gepackt und die vier Bürger vertheilten sich ebenfalls theils in demselben, theils auf dem Kutschbocke, oder auf dem hintern Stehbrette. — Langsamen Schrittes bewegte sich nun der Wagen gegen die Linie über die Mariahilfer Hauptstraße zurück gegen das Burgthor; fortwährend verkündeten die Vier das kaiserliche Zugeständniß und gelangten auf diese Weise glücklich in die Stadt.“

„Preßfreiheit“ — heißt es in einem weiteren Be-

richte — „ist bewilligt! Noch ist aber das Volk nicht befriedigt; es verlangt stürmisch verantwortliche Minister und will die Waffen nicht eher niederlegen, bevor nicht auch diesem Wunsche gewillfahrt ist. Eine Resolution der Art ist bis jetzt von der höchsten Stelle noch nicht erfolgt."

In anderen Aufzeichnungen heißt es: „Aus dem Munde eines ständischen Deputirten erfuhr ich soeben, daß der Oberstlandmarschall Graf Montecuculi an die Stelle des Fürsten Metternich treten soll. Andere bezeichnen den wenig beliebten Grafen Ficquelmont, wieder andere den Grafen Kolloredo als den Nachfolger des Staatskanzlers. Der freisinnige Vizekanzler Baron Pillersdorf wird als Ersatzmann des Grafen Sedlnitzky und Arthaber als neuer Wiener Bürgermeister bezeichnet . . ."



Szene in einem Keller in Fünfhaus in der Nacht vom 14. auf den 15. März.

„Am 14. war ich" — erzählt ein anderer Zeitgenosse — „meist in den Lokalitäten des k. k. Hauptzollamtes. Die Wache wurde hier gemeinschaftlich von Studenten, unter Anführung eines Offiziers von der Bürgergarde, und dem Militär (Artillerie) versehen. Die Spannung war sichtlich; die Studenten waren mißtrauisch und argwöhnisch, welche bedenkliche Stimmung noch zunahm, zumal als der militärische Wachkommandant erklärte, er fühle sich gegen etwa heranstürmende Proletarierhaufen zu schwach und müsse um Succurs schicken. Die Studenten erklärten, wie die geringste Militärverstärkung komme, zögen sie ab. Endlich, nach längeren Unterhandlungen, einigte man sich dahin, bloß zwei Mann Kavallerie zu requiriren, um wenigstens im Falle der Noth sogleich nach Hilfe senden zu können.

Gegen die Mittagsstunde zog eine Abtheilung bewaffneter Studenten unter Trommelschlag heran und machte vor der unter das Gewehr getretenen Wache Halt. Der den Zug führende Bürgeroffizier verkündete nun, Se. Majestät habe *Preßfreiheit und Nationalgarde* (!) bewilligt, hinzufügend: „Meine Herren, Sie wissen nun, wer Sie sind: *Nationalgarden!* Ich bin stolz darauf, Ihnen dieses verkünden zu können!" Der Jubel über diese Nachricht war groß. Der Bürgeroffizier sprach den Wunsch aus, daß alle anwesenden Studierenden ihm auf Zetteln ihre Namen u. s. w. aufschreiben möchten, damit er solche zum bleibenden Gedächtnisse an diesen Tag, den freudenreichsten seines Lebens, bewahren könne, welchem Wunsche auch sogleich bereitwilligst entsprochen wurde. Der Militärkommandant ließ bei der Ablösung zur Ehre der Nationalgarde seine Mannschaft präsentiren, und beiderseitiges „Vivat!" folgte. — Die so fröhliche Stimmung ließ jedoch bald nach, als Stunde um Stunde verrann und keine neuen, bestätigenden Nachrichten kamen, ja sie ging in neuen Mißmuth über, als aus der Stadt zurückkommende Streifpatrouillen behaupteten, *Alles sei eine Täuschung gewesen und nichts sei bewilligt.* Umsonst bot auch ich alle Redekunst auf, die Gemüther zu besänftigen, vorstellend, daß, was auf so feierliche Art verkündet wurde, unmöglich Lüge sein könne. Ein Plakat wurde sogleich beschlossen, worin Alle an den eingegangenen Eid und zum Ausharren, bis Alles errungen sei, ermahnt wurden. Einige diktirten, Viele schrieben. Die einzelnen Exemplare sollten sofort an den Ecken angeschlagen werden. Während des Diktirens ging ein Offizier der neu aufgezogenen Militärabtheilung vorüber und bemerkte: „Die Herren schreiben gewiß ihrer Familie?" „Ja wohl", war die Antwort, „sie schreiben ihrer Familie, wissen Sie, der großen, allgemeinen Familie!" Nach vielem Zureden wurde der Beschluß endlich dahin abgeändert, daß vorläufig eine starke Patrouille in die Stadt marschiren, sich aus den zuverlässigsten Quellen belehren und dann erst die Plakate anschlagen oder sogleich mit froher Botschaft zurückkehren soll. Endlich kam das gedruckte Plakat, es stand schwarz auf weiß: „*Nationalgarde und Preßfreiheit!*" Aber auch jetzt war man noch nicht ganz befriedigt, es war wohl Etwas, *aber nicht Alles* erreicht, und die Ausdrücke schienen zu unbestimmt."

## 134.

## Der Volkswitz über das Hinscheiden der Zensur.

Auch der Volkswitz bemächtigte sich gleich im ersten Augenblicke der Preßfreiheit, denn noch in der Nacht vom 14. auf den 15. März zirkulirte in den öffentlichen Lokalen in zahlreichen Abschriften folgende

### Authentische Nachricht

von dem am 14. März 1848 erfolgten Hinscheiden und dem Leichenbegängnisse der Frau *Bonadonna Zensur*, gebornen Mitternacht.

**Am 14. März 1848 starb die älteste Matrone Wiens, die gleich einem Grafen St. Germain mehrere Jahre durch- und leider! die großartigsten Erscheinungen dieser Zeiten überlebte, Frau Bonadonna Zensur nach mehrstündigen schmerzhaften Zuckungen plötzlich an der Gehirnlähmung — deren Vorboten sich schon lange bei ihr zeigten, trotz ihres hohen ehrwürdigen Alters von Niemand betrauert. Die Unselige war eine Zwillingsschwester der am 3. Januar 1776 durch einen Machtspruch der großen Kaiserin Maria Theresia zum Tode verurtheilten Frau Torquata Tortur, welche, ihrer würdige, Schwester sie also um 72 Jahre und 2 Monate überlebte.**

**Der *immer* (auch noch während ihrer Existenz) *unbeseelte*, und damals nur vegetirende Leichnam derselben wurde am 16. in größter Finsterniß — also in ihrem Elemente — zur Erde gebracht, welche erga schedam, sie immer in ihrem Schooße zu bewahren, selbe empfing. Das Leichenbegängniß wurde nicht mit solennem Leichen-, wohl aber mit jovialem Lustgepränge abgehalten. Wenngleich eine ungeheure Menge Volkes aus Schaulust ihm beiwohnte, so gab es doch wenig Leidtragende gegeben.**

**Ihr mit Teufelsdreck und gebranntem Elendthierhorngeist einbalsamirter Leichnam war in einen von Schlangenhäuten zusammengesetzten Ueberrock gekleidet, und in einem Sarge von Upasbaumholz mit dem gebührenden vierfeldrigen Standeswappen, worin eine Blindschleiche, ein Vampyr, ein Krebs und eine Nachteule prangten, verschlossen, der von vier Schließern der Kriminalgerichte getragen wurde. Auf demselben stand ein in Tigerfell gebundenes Exemplar von Llorentes Geschichte der heiligen Inquisition.**

**Unmittelbar nach demselben folgten, in tiefste Trauer gehüllt, ihre *nächsten* Anverwandten Herr *Damnatur* und Frau *Rejiciatur*, welche aus innigstem Schmerze alsbald nachher unsere Stadt verließen; mit mehr Fassung geleitete sie ihr entfernter Verwandter Herr *Transeat* zur Ruhestätte. Mehrere Brüder, die am Gestade der Donau wohnten, schlossen den kleinen Zug, den wohl Alles ansah, aber Niemand weiter zu begleiten Lust hatte. Statt eines Trauergesanges hörte man nur die Melodien von: „*Ein freies Leben führen wir*", und „*Es kann schon nicht immer so bleiben*" anstimmen. Still und schweigend kehrte von Klederling, wo selbe eingescharrt worden, der magere Begleitungszug zurück, und ihrem Andenken ein Trauermahl darbringend, verweilte er die Nacht über in den Katakomben unter dem Stephansplatz, da gerade *allgemeine Beleuchtung* in der Stadt herrschte, welche die ihr anhänglichen Gemüther und Freunde nicht wohl vertragen können.**

## 135.

## Die Ovation beim Kaiser Josefs-Monumente.

Der Jubel über die Gewährung der Preßfreiheit erreichte seinen Höhepunkt in einer den Zeugen der Märzereignisse unvergeßlichen Ovation, die vor dem Kaiser

Josefs-Monument auf dem den Namen dieses Kaisers führenden Platze den Manen dieses volksthümlichsten aller österreichischen Regenten dargebracht wurde. Schon in den ersten Nachmittagsstunden, als die Aufregung in der Stadt sich steigerte und die Zusammenrottungen in der Umgebung der Burg ihren Anfang nahmen, war im bürgerlichen Zeughause, wo das Bürgermilitärkommando seinen Sitz hatte, der Befehl ertheilt worden, vor dem Kaiser Josefs-Monumente eine Ehrenwache aufzustellen, die aus einem uniformirten Bürger, einem Volkswehrmanne und einem Studenten gebildet wurde und auf ihren Posten allsogleich abrückte. Es geschah dies, theils um den Sympathien der Wiener Bevölkerung für Kaiser Josef Ausdruck zu geben, theils aber auch darum, um zu verhüten, daß das Monument von einer zu großen Menschenanzahl als Tribüne benützt werde, da man besorgte, daß es hiedurch beschädigt werden könnte. Durch diese drei vor dem Monumente auf- und abgehenden Wachposten wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Monument gelenkt und der Name des Kaisers, zu dessen Ehren es errichtet wurde, in das Tagesgespräch verflochten. „Wenn Kaiser Josef heute lebte! Was für eine Macht wäre Oesterreich heute, wenn Kaiser Josef von seinen Zeitgenossen begriffen worden wäre! Kaiser Josef hätte die Wiener niemals gezwungen, sich und allen übrigen Oesterreichern auf revolutionärem Wege ein freies, menschliches Dasein zu erkämpfen! Was würde Kaiser Josef mit Metternich, Kolowrat, Sedlnitzky, Czapka und deren Helfershelfern anfangen, wenn er aus seinem Todesschlummer erwachen und die Zügel der Regierung abermals übernehmen würde?" Ueber solche und ähnliche Fragen wurden nun mit einem Male in allen Volksschichten Betrachtungen angestellt. Man war hiezu auch in den Kreisen jener Männer geneigt, die an der Spitze der Bewegung standen, denn es muß hervorgehoben werden, daß die Mehrzahl derselben, namentlich alle Jene, die dem spezifischen Bürgerthume angehörten, wie Arthaber, Spörlin, Gerold, Martyrt, Hornbostel, ja selbst Bach, Bauernfeld, Graf Colloredo und viele andere Schriftsteller und Adelige von streng-josefinischen Grundsätzen erfüllt waren, und hauptsächlich deshalb den Sturz des Bestehenden anstrebten, weil sie den Aufbau jenes einheitlich-organisirten, von aller geistigen Bevormundung freien Oesterreichs in Angriff genommen wissen wollten, dessen Zustandebringen von Kaiser Josef vergeblich versucht worden war. Alle diese Männer waren mit ganzem Herzen damit einverstanden, daß der Revolution ein josefinisches Gepräge aufgedrückt werde, daß das Volk durch eine friedliche Kundgebung bezeuge, es lehne sich gegen das bestehende System vorwiegend deshalb auf, weil dasselbe Oesterreich aus jener ruhmvollen Bahn eines gemäßigten, aber immerwährenden politischen Fortschrittes herausgerissen, die dem Staate unter der josefinischen Regierung erschlossen worden war.

Dieser plötzlich anhebende Kaiser Josef-Kultus gipfelte in folgendem Vorfalle: Etwa um 4 Uhr Nachmittags, während noch die Versammlung in der Winterreitschule tagte, zog eine Abtheilung von Volkswehrmännern, der eine Fahne mit der Aufschrift „Ordnung und Sicherheit!" vorgetragen wurde, über den Josefsplatz, um eine Wache zu beziehen. Als die Marschirenden die vor dem Monumente postirten Ehrenwachen erblickten, brachen sie darüber, daß man dem todten Kaiser auf diese Weise huldige, in Jubel aus. Sie machten Halt, schwenkten die Hüte, senkten die Fahne und ein dreimaliges „Hoch Kaiser Josef!", in das auch die anwesende Volksmenge einstimmte, tönte aus Aller Munde. In diesem Augenblick erschien ein zweiter Zug Bewaffneter, zumeist aus Studenten bestehend, mit einer Fahne, auf welcher „Preßfreiheit!" stand, auf dem Josefsplatze. Auch dieser Zug machte vor dem Monumente Halt und huldigte den Manen des todten Kaisers. Plötzlich wird gerufen: „Ueberreichen wir unsere Fahnen dem Kaiser Josef!" Gesagt, gethan. Aus dem Palais Pallavicini wird eine Feuerleiter geholt, ein Buchbinderlehrjunge bietet sich an, auf das Monument hinaufzusteigen, er übernimmt die beiden Fahnen, erreicht auf der Leiter die Höhe des granitenen Postaments, erklettert nun die Statue selbst, legt die Stangen der beiden Fahnen auf die zum Segnen ausgestreckte Hand des Erzbildes, befestigt sie und schmückt hierauf das Haupt desselben mit einem Blumenkranz, der dem Knaben, nachdem er die Statue erklommen hatte, von einem zweiten Jungen hinaufgereicht worden war. „Es ist eigenthümlich" — schreibt Friedrich Kaiser — „wie in gewissen Momenten die Natur selbst mitwirken zu wollen scheint, um den Eindruck auf die Gemüther zu verstärken. So war es auch diesmal. Der Nachmittag war trübe und düster gewesen, in demselben Augenblicke aber, als das Standbild des unvergeßlichen Kaisers geschmückt erschien, theilten sich die Wolken und das Erzbild erglänzte in einem es hellbeleuchtenden Sonnenstrahl. Alle Anwesenden waren sichtbar ergriffen, und die ganze Demonstration scheint auch in den Kreisen des Hofes Eindruck gemacht zu haben." Für die allgemeine Begeisterung dieser Stunde spricht auch ein Zug jenes Lehrlings, der das nicht eben gefahrlose Werk der Dekorirung der Kaiserstatue mit dem Kranze und den beiden Fahnen besorgt hatte. Rasch wurde zu seinen Gunsten eine Kollekte veranstaltet, er schlug es aber aus, sich für seine Mühe bezahlen zu lassen. — Als nach geschehener Schmückung der Statue in der Menge die Frage aufgeworfen wurde: „Werden jetzt keine Reden gehalten werden?" hieß es: „Das Bild des großen Kaisers soll selbst für uns sprechen!..."

## 136.

## Die Erstürmung des bürgerlichen Zeughauses durch das Proletariat.

Während dieser friedlichen Kundgebung vor dem Kaiser Josefs-Monumente war der Platz am Hof, wo das bürgerliche Zeughaus steht, der Schauplatz stürmischer, excessiver Ereignisse. Das Zeughaus-Kommando hatte bekanntlich die Weisung erhalten, nur an Studenten oder an solche Personen, welche der besitzenden oder gebildeten Klasse angehören, Waffen zu verabfolgen. Es hatten sich aber schon in den Morgenstunden des 14. März vor dem Zeughause dichte Schaaren von Arbeitern angesammelt, die ihr

Begehr nach Waffen immer ungestümer erneuerten, und trotzdem die Umgebung des Zeughauses durch Abtheilungen von Bürgern und Volkswehrmännern fast jede Stunde gesäubert wurde, so fanden sich doch immer wieder neue Schaaren von Arbeitern ein, die das Verlangen nach Waffen wiederholten. Die Zahl derselben betrug gegen 3 Uhr Nachmittags mehrere Tausende, und an eine Abschaffung derselben war umsoweniger zu denken, als im Zeughause selbst nur etliche fünfzig Bewaffnete anwesend waren, die sich natürlich viel zu schwach fühlten, um der aufgeregten Masse gegenüber mit Bitten oder gar mit Drohungen etwas auszurichten. Auch waren unter ihnen Einige sogar dafür, daß man so rasch als möglich alle vorräthigen Waffen an das Volk vertheile, in der Ueberzeugung, daß es bald wieder zu einem Kampfe mit dem Militär kommen werde, für den man der Mithilfe der Volksmasse sich versichern müsse. Zu diesem Zwecke schon hielt man es für nothwendig, daß die Arbeiter bei Zeiten mit Waffen versehen werden. Diese Ansicht vertraten vorzugsweise die im Zeughause anwesenden Studenten, während die Bürger gegen die Bewaffnung der Arbeiter heftig Einsprache erhoben, in der Besorgniß, daß sich dann die blutigen Auftritte vor der Mariahilfer-Linie auch in der innern Stadt und in den an dieselbe grenzenden Vorstädten wiederholen könnten. Es kam zwischen beiden Parteien zu einem heftigen Auftritte, der vielleicht eine Spaltung unter der Bewegungspartei herbeigeführt hätte, wenn nicht, während der Streit seinen Anfang nahm, von Seite der vor dem Zeughause lärmenden Arbeiter Schritte geschehen wären, welche alle im Hause befindlichen Bewaffneten auf ihre Posten riefen und geeignet waren, sie ihre Meinungsverschiedenheiten vergessen zu machen.

Während nämlich im Hause heftig hin und herdebattirt wurde, ob man den Arbeitern Waffen ausfolgen solle, oder nicht, waren diese bereits auf den Gedanken verfallen, nicht länger mehr zu bitten und zu fordern, sondern einfach in das Zeughaus einzudringen und sich die dort noch vorfindigen Waffen zu nehmen. Auf einer aus dem Unterkammeramte herdeigeholten Leiter stieg ein Arbeiter (ein Seidenzeugmacher, wird berichtet) zu dem ober dem Thore des Zeughauses befindlichen Fenster empor, worauf er mit einer mitgenommenen Hacke das Fenster zertrümmerte, und sodann in das innerhalb desselben liegende Gemach hineinsprang. Etwa zwanzig Leute, größtentheils Arbeiter, folgten dem ersten Eindringling in kurzen Zwischenräumen nach. Die im Zeughause befindlichen Bürger und Volkswehrmänner hatten nun die Aufgabe, die hier aufbewahrten historischen Werthsachen, zumeist Trophäen aus den glorreichen Kämpfen Wiens gegen die Türken, vor Plünderung zu bewahren. Die Uebermacht der Arbeiter war so groß, daß die Zeughauswache ihnen, auch wenn sie unter sich einig gewesen wären, die vorhandenen Gewehre und Säbeln hätten überlassen müssen. Dieselben wurden nun innerhalb einer Stunde auf großen Haufen zusammengeschichtet und sodann von den Arbeitern fortgetragen.

Man kann nicht sagen, daß die Arbeiter dabei nicht eine gewisse Ordnung beobachtet hätten, daß sie planlos zu Werke gegangen wären. Sie sahen darauf, daß nur von wirklich waffenfähigen Leuten Waffen genommen wurden, und wenn ein schwächlicher Bursche sich vordrängte, um sich gleichfalls ein Gewehr zu holen, hieß es gleich: „Schau, daß du in's Spital kommst!" oder: „Geh' lieber in eine Spielereiwaarenhandlung und hol' dir einen hölzernen Säbel!" Jenen, die eine Waffe ausgefolgt erhielten, wurde bedeutet, daß der Platz zwischen dem Schotten- und Neuthor der „Sammelplatz der Arbeiter" sei, und daß Derjenige „ein Lump" wäre, der nicht hinkommen oder am Ende gar sein Gewehr, seinen Säbel verkaufen würde. Befragt, wohin sie von ihrem „Sammelplatze" aus ziehen wollen, erklärten sie, sie wären entschlossen, mit den Bürgern fest zusammenzuhalten und für die Freiheit den letzten Blutstropfen zu vergießen. Es heißt, daß namentlich der später als sozialistischer Agitator in den Vordergrund der Tagesereignisse tretende Chaises schon am 14. März auf eine große Anzahl von Arbeitern einen dominirenden Einfluß gewonnen und unter Anderem auch die Arbeiter dazu vermocht haben soll, diesen Handstreich auf das bürgerliche Zeughaus auszuführen. Auch der nachmalige Redakteur der „Constitution" Häfner hatte schon in den ersten Märztagen unter der ärmeren Volksschichte zahlreiche Anhänger gefunden. Wir erinnern daran, daß es Häfner war, der unmittelbar vor dem Einschreiten des Militärs bei dem Ständehause das Feuer der Volksleidenschaft schürte. Die Spuren des Wirkens anderer Arbeiterführer sind heute nicht mehr aufzufinden. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß unter den Arbeitern Viele waren, die theils durch einen längeren Aufenthalt im Auslande, theils weil sie eben aus dem Auslande waren und lange Jahre unter politisch-freien Zuständen gelebt, sich mit den politischen und sozialen Ideen der Zeit wohlvertraut gemacht hatten. Das Lesen der Romane Eugen Sue's, die, trotzdem sie verboten waren, namentlich in Wien selbst unter der ärmeren Volksklasse eine massenhafte Verbreitung gewonnen hatten, trug auch dazu bei, unter der Menge der Arbeiter eine gewisse Aufklärung zu verbreiten.

Die Märztage fanden demnach die arbeitende Klasse immerhin nicht so ganz unvorbereitet, so führerlos, als häufig angenommen wurde. Daraus läßt es sich auch erklären, warum die Arbeiter bestrebt waren, eine Verschleuderung der Waffen, die sie sich verschafften, zu verhüten und warum sie sich zu sammeln, als ein geschlossener Körper aufzutreten, die Absicht hatten.

Eine große Verwirrung vor dem bürgerlichen Zeughause trat erst ein, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß starke Militärabtheilungen gegen dasselbe im Anzuge seien. Nun wurden die in den Waffensälen noch vorräthigen Gewehre und Säbel in aller Eile von den Fenstern aus auf die Straße hinabgeworfen, wo sie von den unten sich Drängenden aufgeklaubt und verschleppt wurden. Jetzt machte sich wohl auch mancher Lehrjunge die plötzliche Unordnung zu Nutzen und eilte mit zwei oder gar drei Gewehren beladen auf und davon. Das ausgesprengte Gerücht erwies sich nachträglich als blinder Lärm . . .

## 137.

### Das Programm der Liberalen.

„Die Polizei sagte es dem Erzherzog Ludwig (s. S. 375) voraus: die Bewegung wird nicht stille stehen, auch wenn die Preßfreiheit gewährt werden sollte. Es war in der That so und der Erzherzog gab sich, als er davon Kenntniß erhielt, Mühe, von den in der Hofburg verweilenden Landständen und Bürgern zu erfahren, welche Wünsche erfüllt werden müßten, um der Unruhe in Wien ein rasches Ende zu machen. „Bin ich der Stein des Anstoßes?" fragte er den Freiherrn v. Stifft, „sag'ns Sie es mir nur rund heraus, ich gehe, ich bin froh, wenn ich mich um die Regierung nicht mehr zu kümmern brauche! Ist's der Kolowrat? Wird sich auch gerne zurückziehen!"... „Kaiserliche Hoheit" — erwiderte ihm Stifft — „die Personen machen es nicht aus; das Volk will eine Konstitution!" — „Das Volk" — eiferte der Erzherzog — „das Volk weiß gar nichts von einer Konstitution und will gar nichts!" — „Aber die Männer" — entgegnete Stifft wieder — „denen das Volk in diesem Augenblicke unbedingtes Vertrauen schenkt, denen es blind gehorcht, gehen nicht eher nach Hause und legen die Waffen nicht eher nieder, als bis Se. Majestät sich dazu entschlossen haben werden, seinem Staate eine Konstitution zu geben!" „Es gibt für Oesterreich keine Konstitution!" sagte der Erzherzog und wendete sich unwillig von dem Sprecher ab. — Einige Zeit später langte in der Hofburg die Nachricht ein, daß der Ruf nach einer Konstitution bereits auf allen Straßen zu vernehmen sei, und daß im juridisch-politischen Lesevereine und auf der Universität alle jene Punkte aufgezeichnet und unter dem Jubel und Enthusiasmus aller Anwesenden vorgelesen worden seien, von deren Erfüllung die Bevölkerung den Abschluß der Revolution abhängig mache. „Gott sei Dank!" — bemerkte der Erzherzog über diese Nachricht — „jetzt werden wir doch endlich erfahren, was man uns Alles zumuthet!" — Andere erkundigten sich, wer der Verfasser des „Revolutionsprogrammes" sei, ob eine provisorische Regierung bereits eingesetzt worden, und welche Männer dieselbe bilden? — Ein Landstand, der dagegen die Einwendung machte, es werde keine provisorische Regierung ausgerufen werden, denn die Bevölkerung sei viel zu kaiserlich gesinnt, um das Beispiel der Pariser nachzuahmen, wurde von einem Exzellenzherrn mit der Aeußerung unterbrochen: „In Wien ist gegenwärtig nichts unmöglich! Die Wiener sind zu Allem fähig!" Charakteristisch für den Einfluß und für die Verbindungen der damaligen geheimen Polizei ist es, daß dieselbe bis zum Morgen des nächsten Tages nicht in der Lage war, den Machthabern den Wortlaut des sogenannten Revolutionsprogrammes zu verschaffen, trotzdem dasselbe an den bereits genannten beiden Orten wiederholt vorgelesen wurde und sogar in mehreren Abschriften im Umlaufe war."

Wir erfahren aus den Aufschreibungen eines Zeitgenossen von der Existenz eines Schriftstückes, das von der Polizei als das Revolutionsprogramm bezeichnet und als solches auch in den Hofkreisen vielfach besprochen wurde. Nicht ohne Grund vermuthen wir, daß unter dieser Bezeichnung der bekannte Aufruf an die Bürger Wiens verstanden wurde, dessen Konzept schon in den Abendstunden im Lesevereine zur Vorlesung gebracht, der während der Nacht gedruckt und in den Morgenstunden des nächsten Tages in einer Auflage von mehr als dreißigtausend Exemplaren in Umlauf gesetzt wurde. Dieser Aufruf, der irrthümlich Bauernfeld zugeschrieben wurde, dessen Verfasser aber nicht bekannt worden ist, dürfte aus dem Bedürfnisse hervorgegangen sein, die Masse der Bevölkerung über die Bedeutung der Ereignisse, über das, was erreicht werden müsse, aufzuklären, dem allgemeinen Streben nach Freiheit eine bestimmte Richtung vorzuzeichnen und eine Uebereinstimmung der herrschenden Meinungen und Ansichten zu erzielen; die Wirkung, die durch dessen Veröffentlichung erzielt wurde, war eine überraschend günstige und die Volksforderungen gingen in der That auch während der nächsten Wochen über jene Grenze nicht hinaus, die ihnen in diesem Aufrufe gezogen wurde. Derselbe enthält alle jene Wünsche und Erwartungen, die der damalige Wiener Liberalismus an den Abschluß der Revolution knüpfte und ist daher von hohem geschichtlichen Interesse, abgesehen davon, daß wir von dem Schriftstücke schon deshalb Akt nehmen müßten, weil es zu den ersten politischen Flugschriften der Wiener Revolution zählt. Wir lassen nun den Wortlaut dieses Aufrufes folgen:

### Bürger von Wien!

Das Volk hat gestern lang unterdrückte Wünsche laut werden lassen, und Ihr wißt Alle, wie darauf geantwortet wurde! — Bürger und Freunde! Von heute an haben wir eine solche Antwort nicht mehr zu fürchten, um so mehr stehen unsere Wünsche an der Pforte der Erfüllung! Lassen wir sie da nicht stehen! Welche Hindernisse uns auch noch entgegen treten mögen, das Recht und die Zeit ist für uns! — Wir dürfen nur wollen, und wir werden haben! — Aber wir müssen wissen, was wir wollen! — Hört den Grund dafür! — Man sagt, vor Allem muß Ordnung und Sicherheit sein; aber ich frage, wodurch wollt Ihr diese herstellen? Wieder durch Waffengewalt, wie es gestern versucht wurde!? — Man hat die Wirkung gesehen! — Also wodurch? — Antwort: Nur durch Einigkeit! — Aber ich frage weiter: Wodurch wollt Ihr die Einigkeit begründen? — Antwort: Nur dadurch — daß Alle in dem, was sie wollen, übereinstimmen. Soll man aber darin übereinstimmen, so muß man wissen, was man will! — Die Punkte, in denen sich die Wünsche Aller vereinigen, müssen auch Allen bekannt, müssen die Fahne sein, um welche sich alle wahren Freunde des Volks und des öffentlichen Wohls sammeln können!

Mitbürger! Es kann über diese Punkte kein Zweifel sein! Wir haben so viele Jahre lang erfahren, was uns fehlt, was uns drückt — das genügt, um zu wissen, was uns jetzt Noth thut! — — — Es thut uns aber Noth vor Allem, „Freiheit der Presse", damit die guten Bürger ihre Beschwerden und Wünsche offen aussprechen können, und keiner Aufstände dazu bedürfen! — Ihr wißt, daß bereits nicht nur dieser erste Punkt, sondern auch die so dringende, nöthige allgemeine Bewaffnung uns zugestanden ist, durch Errichtung einer Nationalgarde unter dem so hochgeachteten Grafen Hoyos!

Indem wir dies mit dem freudigsten Danke annehmen, kann es uns doch nur eine Aufforderung sein, weiter zu gehen, zu dem, was nicht minder Noth thut, und ebenso allgemeiner Wunsch ist — das ist eine billiger und gleichmäßiger vertheilte Besteuerung; und die Hauptsache hiebei:

öffentliche Rechenschaft über die Verwendung der Abgaben, also Verantwortlichkeit auch der höchsten Staatsbeamten!

Eine solche Verantwortlichkeit der Beamten vor dem Volk kann aber nicht stattfinden, wenn nicht das Volk wirklich vertreten ist, durch erwählte Männer aus seiner Mitte, welche öffentlich die allgemeinen Interessen schützen und fördern! Also eine allgemeine, wahre und öffentliche Volksvertretung, keine geheimen Stände!

Bürger! Damit sind die Fundamente für Erfüllung aller andern gerechten Wünsche des Volkes gelegt. — Haben wir wahrhaft volksthümliche Vertreter, so werden dieselben nicht ermangeln, sofort auf Verminderung des stehenden Heeres in Friedenszeiten, sowie auf Verminderung der übermäßigen Auslagen dafür zu dringen! — Dieselben werden nachdrücklich wirken für Verbesserung des Gerichtswesens, für Freiheit des Glaubens — für Hebung des öffentlichen Unterrichts, der Gewerbe und des Handels, so wie für alle andern zeitgemäßen Bedürfnisse des Volkes!

Bürger! Hüthen wir uns, daß wir nicht zu viel verlangen und nichts Unzeitiges! Aber lassen wir auch nicht Tage der Erfüllung vorübergehen, welche oft in einem halben Jahrhundert nicht wieder zurückkehren! Fordern wir nur, was unsere deutschen Brüder schon lange besitzen, und auf's Neue errungen sich haben! Wir sind nicht weniger werth als sie; denn wir sind nicht weniger treu und wohlgesinnt! — Aus dieser treuen und guten Gesinnung Aller laßt uns zuerst unser Recht schöpfen und feststellen; in dem klaren und allgemein anerkannten Recht, laßt uns die Einigkeit suchen, in der Einigkeit die wahre Ordnung und Sicherheit! — Ich wiederhole dies, indem ich sage: Hoch lebe unser guter Kaiser! Hoch lebe unser gutes Recht! es lebe die gute Macht der Einigkeit, die beste und einzige — wodurch eine wahre Ordnung und Sicherheit hergestellt und für immer befestigt werden kann! Weg mit allen Feinden des Volks, des Rechts, der Eintracht und Ordnung! Ein Hoch aber Jedem, der es treu meint mit dem Wohl des Vaterlands!

Noch am Abende desselben Tages, kurz nach dem Erscheinen des obigen Aufrufes ließ der Wiener Advokat, Dr. Wildner-Maithstein eine Ansprache an seine Mitbürger in Umlauf setzen, die wegen der fulminanten Kritik, welcher darin das zwar erschütterte, aber noch nicht gestürzte Sistem unterzogen wurde, gleichfalls unermeßliches Aufsehen machte und in den nächsten Tagen in Tausenden von Exemplaren in und außerhalb Wiens Verbreitung fand. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß in dieser Ansprache die Nationalgarde und die Preßfreiheit als Mittel zur Erreichung einer Constitution bezeichnet, der Forderung nach sofortiger Verleihung einer solchen aber nicht Ausdruck gegeben wurde. Diese Ansprache lautete:

## Wackere Mitbürger des großen herrlichen Oesterreichs!

Neben dem Paniere des Rechtes, dem Throne Oesterreichs stets heilig, hatte ein Mann, der zum Glücke keinem österreichischen Stamme entsprossen war, nur zu lange ein Sistem gepflanzt, das mit dem feierlichen, im Angesichte von Europa gegebenen Worte eben so spielte, wie mit dem unter vier Augen gegebenen, das uns 900 Millionen Gulden (zu 5%) Schulden auflastete, damit die französische Republik und die ihr entsprossene Soldatenherrschaft untergehe (sie, die wir jetzt viel schlagfertiger vor uns stehen sehen, als damals, wo wir keine Schulden hatten!! —), ein Sistem sage ich, das überall, wo es sich festsetzen wollte, Schmach erntete, und unsere Ehre im Auslande fast auf den Nullpunkt herabsetzte, das Karl X. zur eigenmächtigen Aufhebung der, mit der Nation gemeinschaftlich gegebenen Gesetze verleitete und dadurch seinen Untergang bereitete, das Dom Miguel und Dom Carlos unterstützte, bis beide, die durch Blut und Leichen des Thrones werth sein wollten, aus ihrem Vaterlande, das sie von ihrer Wiege an freundlich gepflegt hatte, flohen; ein Sistem, das Holland gegen das gedrückte Belgien unterstützte, bis dieses frei das Haupt erhob, das im südlichen Italien die feierlich beschworne Verfassung vernichten machte, bis diese sich erst jetzt wieder herstellte; das den Sonderbund in der Schweiz, wenn nicht bildete, so doch unterstützte, ihn, der ein abscheulicher Bruch des schweizerischen Bundes war, und eben deswegen so schnell auseinanderstob, das, außer in ganz Oesterreich, in ganz Italien und Deutschland, wo doch seit 33 Jahren her die Preßfreiheit feierlichst in der Bundesakte versprochen war, statt ihn wohlthätig zu lenken, den Geistesflug hemmte, diesen ewigen Herrn der Materie, gerade der Materie unterordnen wollte, und dadurch eben so verfuhr, wie der Maschinenbesitzer, der den Dampf im Kessel, statt ihm nützliche Arbeit zu verschaffen, sperrt und sperrt, bis er plötzlich zerplatzt und Tod und Verderben um sich schleudert; das unseren Brüdern in Ungarn die feierlich beschworene Verfassung jahrelang suspendirte, und selbst in neuerer Zeit nicht zur vollen Wirksamkeit kommen ließ, ein Sistem, das wegen seiner wortbrüchigen Grundlage allgemeines Mißtrauen erzeugte, den Staatskredit für die Tage der Gefahr fast ganz vernichtete; ein Sistem, das, weil es — zu unserer hohen Ehre sei es gesagt! — im Inlande keine öffentlichen Vertheidiger fand, sich zu wiederholten Malen aus dem Auslande Männer verschrieb, die ihre Federn herliehen, dergleichen Wortbruch zu vertheidigen; ein Sistem, das Haß zwischen den Nationalitäten nährte, die uns natürliche freudige Bruderliebe nicht zum Durchbruche kommen ließ; kurz ein Sistem, das eben, weil es den Wortbruch nicht scheute, weil es die Zierde männlicher Kraft, nämlich Herr des erst zu gebenden, aber Sklave des einmal gegebenen Wortes zu sein, nicht achtete, überall vom Unheile war!

Dieser, fremden Landen entsprossene Mann, wackere Mitbürger! hatte sein verderbliches Sistem auf die Spitze getrieben, daß er Sprossen des uns liebenden und nur durch dessen Autorität schlecht berathenen Kaiserhauses auf den Posten stellte, wo sie die tödtlichen Waffen gegen uns zu kehren in der Lage waren, und so die Gefahr herbeiführte, das schöne Band, das seit Jahrhunderten in Tagen der Freude und in Tagen der Gefahr uns Alle um das Kaiserhaus frisch und munter schaarte, zu lockern. Bis hieher und nicht weiter, sprach des Kaisers nun aufgeklärter Blick, sprach sein warm für uns schlagendes Herz, und nieder fiel der Mann der Fremde, nieder sein Sistem des Wortbruches, nieder sein Sistem der Knechtung der Geister und Herzen, die ohne Unterschied der Nationalität alle freudig für Vaterland und Thron, für Recht, Freiheit und Ordnung schlagen. Bereits ist den Worten der Bundesakte, daß wir keine Zensur haben sollen, Folge gegeben, es wird dies fortan eine Wahrheit, keine Täuschung mehr sein, das Panier des Rechtes, das immer vom Throne wehte, wird nicht mehr durchlöchert werden! Au Bürger, unter die ich freudig die wackeren Söhne unserer alt-ehrwürdigen Universität rechne, die den Ruhm ihrer Mutter männlich und thatkräftig bewahren, sind Waffen und Wachposten, so wie die Patrouillen anvertraut, und freudig klopft einem Jeden das Herz beim Anblicke der alten Fahnen, die aus der Universität und aus dem bürgerlichen Zeughause hervorgeholt sind, um den alten Ruhm der biederen Wiener, wacker verdient auf Wiens Mauern gegen Türken und Franzosen, wieder den frischen Frühlingslüften zu vertrauen; kurz! eine Nationalgarde ist uns bewilligt. Beide diese Institute, Freiheit von der knechtenden Zensur nämlich und Nationalgarde sind die wackeren Grundfesten, auf denen das Gebäude des frischeren Sistems wird errichtet werden, und in welchem die Erfüllung des weiteren kaiserlichen Wortes, daß wir eine Konstitution des Vaterlandes haben werden, gewiß in dem Sinne Platz greifen wird, wie es die andern Staaten Deutschlands schon vor so langer Zeit aufgefaßt haben! Was bisher geschah, wird alles offenbar werden! es wird — ich kann es freudig sagen! — viel Gutes zum Vorscheine kommen, aber auch, wie überall unter der Sonne, und befan-

ders unter einem so verkehrten Systeme, viel Verkehrtes. Nehmen wir das Letztere mit männlichem Ernste auf, und fassen wir den Muth, ihm mit Ruhe und Ueberlegung in's Gesicht zu sehen, seien wir gewiß, daß die Vorsehung, die dieses Reich groß bildete, und ihm eine herrliche Bestimmung zuwies, uns die Kraft geben wird, diese herben Wunden zu heilen.

Seien wir einig und fest dem Auslande gegenüber, wie im Innern, reichen wir allen Nationalitäten brüderlichst die Hände, damit nicht ein Zollbreit Landes dem Throne entgehe, zeigen wir der Welt, daß Oesterreich stark sein kann, wenn es nur will, halten wir auch fest mit unsern deutschen Brüdern, uns mit Hab und Gut für sie und unsere Unabhängigkeit stellend, damit weder von Ost noch West eine Gefahr drohe. Es wird uns alles dieses trefflich gelingen, wenn wir zugleich das Eine Band fester und fester knüpfen, das uns bisher Alle zusammenhielt, ich meine: „Die treue Liebe zu unserem angestammten Throne," der die Bedürfnisse der Zeit erkannt hat, und sie zu befriedigen eben so fest bestrebt sein wird, wie er bisher wacker die Richtung des Rechtes und des dem letzteren von einem Fremdlinge beigegebenen politischen Sistems verfolgte!

Freiheit! Ordnung! Gerechtigkeit! Liebe zu Fürst und Vaterland! seien die Losungsworte der Bürgergarde, wie jedes Mitbürgers, und es werden gewiß die Geschwüre, die des entflohenen Mannes verkehrtes Sistem zur Reife brachte, baldigst zu heilen beginnen, was wir alle brüderlichst uns wünschen.

Wien, den 14. März 1848, im Augenblicke nach der Verkündigung der Censurfreiheit.

**Dr. Wildner-Maithstein.**

## 138.

## Arthaber's und Engel's Bemühungen.

Die im Lesevereine und auf der Universität gestellte Forderung um Gewährung einer Konstitution war im Laufe von ein Paar Stunden von der Volksmasse zu der ihrigen gemacht worden. Bald wiederhallte ganz Wien von dem Rufe: „Konstitution! Kostitution!" Denn der Jubel über die Bewilligung der Preßfreiheit dauerte nicht lange und war namentlich durch die Art und Weise, wie dieselbe in der Reitschule offiziell verlautbart wurde, bedeutend herabgestimmt worden. In zahlreichen Abschriften kursirte das dort publizirte Handbillet des Erzherzogs Ludwig (siehe Seite 374); die Form desselben flößte den Meisten Bedenken ein. Man traute der Unterschrift des Erzherzogs nicht, man wollte die des Kaisers haben. Dann sah man aus den wenigen Worten, die das Billet enthielt, wie man sich so ganz im Metternich'schen Geiste fortbewege. — Aufhebung der Zensur — ja allsogleiches Repressivgesetz enthielt es wohl, aber nicht das Wort Preßfreiheit! Die Erbitterung war groß, und wäre es der bedeutenden Anzahl gemäßigter Männer nicht gelungen, durch beständiges Sprechen, auf allen Plätzen und Straßen, die Menge zu beruhigen, so wäre die Konzession ganz umsonst gewesen. — Man wollte absolute Preßfreiheit, man bedachte nicht, daß kein Staat sie habe; — ja, man wollte nun auch alles Andere auf einmal erfüllt sehen.

Arthaber und Engel suchten auch hier die Menge zu beschwichtigen und der Erstere rief: „Geduld, Freunde, Geduld! — Alles bekommen wir ja, heute gab uns der Kaiser Preßfreiheit, morgen wird er die Geschwornengerichte genehmigen und so wird jeder Tag die Erfüllung eines neuen Punktes unserer Petition bringen." Ueberall wurde von den Gemäßigten dieselbe Sprache gebraucht. Ueberall hörte man rufen: „Geduld! Geduld! nicht alles auf einmal, haben wir doch nun die zwei wichtigsten Garantien für unsere Freiheit: die materielle — die Waffe und die geistige — die Preßfreiheit. Durch sie können wir ja Alles fordern, was recht und billig ist, was uns zugehört, und dem erwachten Volkswillen gegenüber ist kein Rückschritt möglich!" Auch Engel sprach im gleichen Sinne. Er war es, dem auf dem Kohlmarkte die Bemerkung entschlüpfte, „daß es wohl zweckmäßiger wäre, statt einzelner, sich gegenseitig ergänzender Forderungen mit Einem Male ein Ganzes, Vollständiges zu verlangen, und zwar eine „Konstitution!" Dieser Ruf, der früher schon häufig ertönte, ward nun zum gemeinsamen Losungsworte der Volksmasse. Niemand bedachte, daß in einem Nationalitätenstaate, wie der österreichische einer ist, eine Verfassung nicht wie ein Funke aus dem Stein geschlagen werden könne; aber mit Recht konnte jeder verlangen, daß man sich hohen Ortes für eine solche entscheide — und dies geschah auch. „Konstitution," hieß es, „wir werden warten, wir werden den Platz nicht verlassen, bis sie uns gegeben ist." — Engel erkannte, daß die Verleihung einer Verfassung noch im Laufe des Abends unmöglich zu erreichen sei und, um die traurigen Folgen dieses Sturmbegehrens abzuwehren, rief er zur Menge: „ob sie dann sich zufrieden gäbe, wenn heute noch der Kaiser oder ein Prinz sich zeigen würde, um durch sein Erscheinen die baldige Ertheilung einer Konstitution zuzusichern?" Man rief: „Ja!" und nachdem man Arthaber noch mit hochgeschwungenen Waffen den feierlichen Eid geleistet hatte, „daß Niemand weder durch Wort, That oder Geberde sich beleidigend gegen die hohen Personen benehmen würde," gingen die beiden Männer neuerdings in die mit Truppen aller Art gefüllte Burg.

Arthaber, bekannt mit den Räumen, durchschritt ungehindert die Gänge und Gemächer und gelangte mit Dr. Engel in einen Speisesaal, wo man das „Gezählt, gewogen, getheilt!" nicht zu befürchten schien. Denn ein großer, runder Tisch stand hier gedeckt, mit Kandelabern und reichlichem Geschirr versehen. Ein alter General überreichte ihre Visitkarten dem Fürsten; Windischgrätz erschien auch sogleich, sie zu hören. — Man ging auf das, was die Deputation verlangte, ein; allein um sich persönlich unter das Volk zu begeben war der Kaiser, nach des Fürsten Versicherung, von den Ereignissen des Tages zu angegriffen; um sich vom Balkon aus zu zeigen, war es bereits zu dunkel — und von den Prinzen soll — von allen — keiner anwesend gewesen sein! — Windischgrätz beauftragte sie daher: Im Namen Sr. Majestät dem Volke die Mittheilung zu machen, daß der Kaiser sich morgen den „Unterthanen" zeigen werde und zwar zur Versicherung seines weiteren konstitutionellen Verfahrens. Während dieser Verhandlung, welche inmitten der Garden, Stabsoffiziere und Höflinge stattfand, äußerte

Einer derselben auf eine höchst naive Weise zu Dr. Engel: „Wie es denn komme, daß die von konstitutionellen Völkern so fern gehaltenen Oesterreicher so dringend eine Konstitution begehrten, deren Bedeutung sie doch gewiß nicht zu würdigen verständen?“ Engel antwortete, „daß man wohl chinesische Mauern um die Leute ziehen, aber das Hinüberfliegen der Ideen nicht verhindern könne. Die Ideen seien tief ins Mark des Volkes eingedrungen und somit auch das Verständniß der Konstitution!“

Die beiden Männer verließen die Burg und da Arthaber, wichtiger Verhandlung halber, in eine Sitzung des Gewerbevereins mußte, so übernahm es Engel allein, der auf dem Michaelerplatze und Kohlmarkte ihrer harrenden Bevölkerung die freudige Nachricht von der morgigen Ausfahrt des Kaisers zu bringen. Mit der äußersten Anstrengung seines schon geschwächten Organes that er es und rief zuletzt: „Nun, meine Freunde, wollen wir dem Kaiser zeigen, daß wir des Vertrauens, mit dem er die Waffen in unsere Hand gelegt, würdig seien. Laßt uns nicht länger hier verbleiben, sondern hinauseilen, wo der rasende Pöbel in den Vorstädten und Gründen mit Mordbrennerwuth über Personen und Eigenthum herfällt.“ Man hatte mit dem Volk zu lange gespielt; es hieß nun wieder: „Morgen!“ Die Menge blieb also mißtrauisch und wollte sich nicht entfernen. Da rief Engel nochmals und entschieden: „Universität zu mir! folgt mir!“ — Was Student war, schloß sich an und mit dem Ruf „Zur Aula!“ zog man, immer zahlreicher werdend, über Kohlmarkt, Graben und Stefansplatz hinab. — An der Universität hatte ganz dieselbe Ungewißheit, dasselbe Mißtrauen, dieselbe Aufregung geherrscht. — Man wollte fort und fort die Studenten außer die Stadt ziehen, bald dahin, bald dorthin zu Hilfe rufen und Alles wäre gerne gegangen — allein da man noch immer nicht wußte, ob nun die Preßfreiheit bewilligt sei oder nicht; so hielt man dies Alles für eine List, für eine Falle und ward immer wüthender. — So war es bereits dunkel geworden und was neu angekommen und sich hier versammelt hatte, stellte sich schon in Reih und Glied, um sich endlich Sicherheit, Ueberzeugung zu verschaffen. Da stürzte Einer der Landstände athemlos, in größter Erregtheit die Bäckerstraße herab und rief: „Meine Herren, es ist die schändlichste, niederträchtigste Lüge, daß Preßfreiheit widerrufen ist! — Preßfreiheit ist und bleibt!“ Derselbe Ruf tönte nun plötzlich von allen Seiten; von der Altane des politischen Lesevereins, wo Engel Halt machte und das erhaltene Versprechen mittheilte, hing eine weiße Fahne mit dem Worte „Preßfreiheit“ herab und all den Truppe, die vorbeizogen, ward es zugerufen, wurden Toaste ausgebracht und „Ordnung! Ruhe!“ als Devise empfohlen.

Es war nun endlich die Freude wieder zurückgekehrt und wie auf einen Zauberschlag war ganz Wien bis in die entferntesten Winkel beleuchtet.

## 139.

### Wien im Belagerungszustande.

Windischgrätz ging natürlich nur dem Scheine nach auf Arthaber's Verlangen willig ein. Er hatte bereits alle Vorbereitungen getroffen, um die ihm anvertraute Verhängung des Belagerungszustandes über Wien durchzuführen. Zwischen 11 und 12 Uhr Nachts sollten die Maßregeln der Bevölkerung durch Maueranschläge bekannt gemacht, nach Mitternacht sollten die Universität, das bürgerliche Zeughaus, der Lese- und der Gewerbeverein militärisch besetzt, Alles entwaffnet und am nächsten Morgen Jeder unter sonstiger Androhung der Todesstrafe aufgefordert werden, die in seinem Besitze befindlichen Waffen abzuliefern. Noch in der Nacht sollten zahlreiche Personen verhaftet werden. Fürst Windischgrätz hatte, wie man sieht, nichts verabsäumt, um schon in den Märztagen die dem Geiste der Zeit gesetzten Schranken mit Kugeln und Bajonetten aufrecht zu erhalten.

Gegen 11 Uhr Nachts wurde dem Bürgermeister Czapka von Seite des niederösterreichischen Regierungspräsidenten ein Paket mit Plakaten persönlich zugestellt, mit dem Auftrage, dasselbe sorgfältig aufzubewahren, und seine Einrichtungen zu treffen, daß diese Plakate, sobald der Auftrag hiezu kommt, in den Vorstädten schleunigst affichirt würden. Gleich darauf erfuhr Czapka, daß von Seite der Diener des Regierungspräsidiums an den Straßenecken der innern Stadt soeben folgende Kundmachung angeschlagen werde:

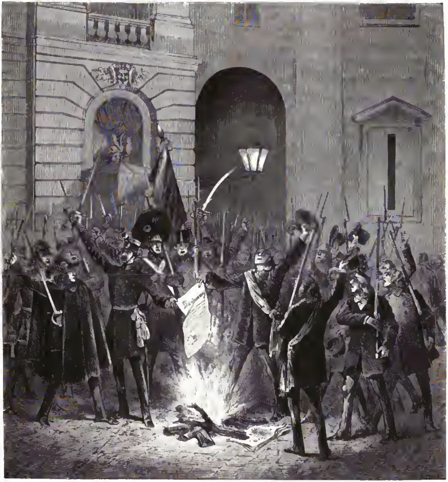
**Von Sr. k. k. Apostolischen Majestät mit vollständiger Vollmacht ausgerüstet, Ruhe und Ordnung in der in Belagerungszustand erklärten Residenzstadt herzustellen und aufrecht zu erhalten, fordere ich alle Bürger dieser Stadt auf, den öffentlichen Maßregeln, welche die Feststellung und Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit erfordern, sich in Gehorsam zu fügen und dieselben mit Muth und thätiger Mitwirkung zu unterstützen, sowie ich darauf rechne, daß sie im Gefühle ihres eigenen Wohles mit der zu allen Zeiten bewährten Rechtlichkeit und Treue mit mir gemeinsame Sache machen werden. Diesem füge ich die ernste Warnung bei, jede Beleidigung der k. k. Truppen allen Ernstes zu meiden.**

**Wien, am 14. März 1848.**

**Alfred Fürst zu Windischgrätz,**
k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

Die Fenster der meisten Häuser waren noch zur Feier der errungenen Konzessionen erleuchtet, und schon wurde die Stadt in den Belagerungszustand erklärt! Die in den Straßen patrouillirenden Abtheilungen von Bürgern und Studenten, die für die Bewahrung der Ruhe sorgten, waren über diese neueste Herausforderung so erbittert, daß sie alle von ihnen vorgefundenen Plakate vernichteten, so zwar, daß schon am nächsten Tage die Existenz derselben eine gegenstandslose Schreckenssage war. So verlief die Nacht still, aber nicht ohne dumpfe Aufregung für die unter den Waf-

fen Stehenden. Bald hieß es, daß ungeheure Proletarierhaufen gegen die Thore der Stadt im Anzuge seien, bald meldete man verdächtige Bewegungen des Militärs. Immer ergab es sich, daß diese Gerüchte grundlose gewesen.



Eine Abtheilung Studenten, Bürger und Wehrmänner verbrennt am Morgen des 15. März die kaiserl. Entschließung wegen Einberufung der vereinigten Stände für den 3. Juli.

lution war es nicht entgangen, daß in dem Worte „Konstitution“ die Vernichtung aller bestehenden Regierungsverhältnisse liegen mußte, und daß eben darum dies voreilig und zu rasch an die Stufen des Thrones gebrachte Wort, die Regierung vielleicht zum entschiedenen Widerstande mit Aufbietung aller ihr zu Gebote stehenden Mit-

Nicht weniger bewegt scheint es in den Regionen der Machthaber hergegangen zu sein. Wir entnehmen der „Genesis“ folgende Mittheilung:

Den sehr geschickten Leitern der Revo-

teln hätte treiben können. Sie mußten daher leiser und behutsamer als bei Bevorwortung der anderen partiellen, aus den Umständen gleichsam von selbst hervorgegangenen Volkswünsche auftreten. Vor Allem war es nothwendig, zu verhindern, daß sich die Massen nicht der Freude über das schon an diesem Tage Erlangte hingaben, und auf ihren Lorbeeren ruhend von der drohenden Stellung, welche weitere Schritte der Vermittelnden rechtfertigen konnte, abließen. Hiezu bot die Art, in welcher der kaiserliche Beschluß über die Freigebung der Presse verkündet worden war, einen mit vielem Scharfsinne sogleich ergriffenen Anlaß dar. Es kam nämlich das beliebte Stichwort: Preßfreiheit darin nicht vor, obgleich in der Aufhebung der Zensur und dem Erlasse eines Preßgesetzes Alles lag, was jenes Wort bezeichnet. So weit ging jedoch die Intelligenz der Wiener Volksmassen noch nicht, um dies zu erkennen. Darauf bauten die Leiter der Bewegung ihren Plan; sie suchten sogleich die Absicht des Kaisers zu verdächtigen und die Meinung zu erwecken, daß nur die dermalige Zensur abgeschafft sei, die Presse aber durch das in Aussicht gestellte Preßgesetz fortan geknechtet bleiben würde. Auf die erste Freude des Volkes folgte dann eine um so größere Erbitterung, als sich dasselbe getäuscht und geäfft wähnte. Die auf jene Weise rege erhaltene Mißstimmung konnte als hinreichender Grund geltend gemacht werden, mit den Rathschlägen zur Beseitigung der noch immer dauernden Gefahr fortzufahren. Solches geschah jedoch nicht, wie früher, durch zahlreiche Deputationen direkt beim Kaiser oder der Staatskonferenz, sondern, um behutsamer und sicherer zu gehen, auf indirektem Wege bei dem präsumtiven Thronerben (Erzherzog Franz Karl) in der richtigen Berechnung, daß, wenn sich dieser mit der Idee einer Konstitution befreunden und zu deren Vertreter machen würde, ihm als dem dabei zunächst Betheiligten kaum von Seite seines Bruders oder der Räthe desselben eine kräftige Opposition entgegentreten dürfte. Dies Manöver wurde durch Verbreitung der beunruhigendsten Gerüchte über drohende Zusammenrottungen in den Vorstädten unterstützt. Ein bekannter, an der Spitze der Regeneration stehender Schauspieldichter (Bauernfeld) stürzte, wie vom panischen Schrecken ergriffen, in die Burg, und schrieb dort in einem Vorzimmer die Meldung des Anrückens tobender Rotten nieder. Dem ruhigen, richtigen Blicke des mit der Sorge für die Sicherheit des Hofes und der Stadt betrauten Fürsten Windischgrätz war es zu verdanken, daß solche Schreckensnachrichten nicht zu falschen Maßregeln führten. Ihren eigentlichen Zweck erreichten sie aber vollständig, denn noch am Abende dieses Tages wurde auf Veranlassung des präsumtiven Thronfolgers die Staatskonferenz zusammenberufen, an welcher auch der zunächst ihm folgende Thronanwärter (Erzherzog Franz Josef) theilnahm, um die Frage in Erwägung zu ziehen, ob es nicht räthlich wäre, daß vom Kaiser aus eigenem Antriebe durch die Zusage einer Konstitution dem Wunsche des Volkes entgegengekommen werde....“

Es war demnach, wenn wir dieser jedenfalls tendenziös entstellten Darstellung einigen Glauben schenken dürfen, Erzherzog Franz Karl bereits mit der Idee der Verleihung einer Konstitution befreundet und dazu vermocht worden, dieselbe in einer über seine Veranlassung zusammenberufenen Sitzung der Staatskonferenz zu vertreten. Die Konferenz ging jedoch auf die Intentionen des Erzherzogs keineswegs ein, denn als das Ergebniß ihrer Berathungen erschien am Morgen des nächsten Tages folgendes Plakat:

**In Erwägung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse haben Wir beschlossen, die Stände Unserer deutschen und slavischen Reiche, sowie die Zentral-Kongregationen Unseres lombardisch-venetianischen Königreiches durch Abgeordnete in der Absicht um Unsern Thron zu versammeln, Uns in legislativen und administrativen Fragen deren Beirathes zu versichern. Zu diesem Ende treffen Wir die nöthigen Anordnungen, daß diese Vereinigung, wo nicht früher, am 3. Juli l. J. statt finden könne.**

**Wien, am 14. März 1848.**

**Ferdinand m. p.**

Das weitere Ergebniß dieser Verhandlungen war, daß Windischgrätz den Auftrag erhielt, in seinem Plakate den Passus über die Verhängung des Belagerungszustandes hinwegzulassen, daher von dem Plakate eine neue Auflage veranstaltet werden mußte. Nach 2 Uhr Nachts erhielt Bürgermeister Czapka den Auftrag, die ihm vor 11 Uhr zugesandten Plakate, welche die „Ankündigung“ enthielten, nicht auszugeben, da sogleich andere nachfolgen würden, die dann sofort an allen Straßenecken anzuschlagen wären. Gegen 4 Uhr Morgens langten auf dem Rathhause etliche hundert Exemplare von folgender Kundmachung ein, die sogleich in der Stadt und den Vorstädten affichirt wurden:

**Von Sr. k. k. apostolischen Majestät mit vollständiger Vollmacht ausgerüstet, Ruhe und Ordnung in der Residenz herzustellen und aufrecht zu halten, fordere ich alle Bürger dieser Stadt auf, den öffentlichen Maßregeln, welche die Herstellung und Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit erfordern, sich in Gehorsam zu fügen, und dieselben mit Muth und thätiger Mitwirkung zu unterstützen; so wie ich darauf rechne, daß sie im Gefühle ihres eigenen Wohles mit der zu allen Zeiten bewährten Rechtlichkeit, Anhänglichkeit und Treue mit mir gemeine Sache machen werden. Diesem füge ich die ernste Warnung bei, jede Beleidigung der k. k. Truppen allen Ernstes zu meiden.**

**Wien, am 15. März 1848.**

**Alfred Fürst zu Windischgrätz,**
k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

## 140.

## Windischgrätz und Hye.

Ueber die geheimnißvolle Belagerungszustands-Affaire veröffentlichte Frankl eine interessante Episode, welche mit unserer Darstellung in Zusammenhang zu bringen, wir dem Leser anheimstellen. Frankl schreibt:

„Die Aula war vom 14. an das Standquartier der nunmehr bewaffneten Studenten, die Hauptwache der Freiheit. Müde von der aufregendsten Arbeit der vorübergegangenen 36 Stunden, schliefen die Studenten in der Nacht vom 14. auf den 15. März in den Hörsälen. Nur wenige wachten. Spärliches Licht dämmerte in den Räumen. Dr. Köck hatte das Kommando, Siegfried Kapper und L. A. Frankl standen am Eisengitterthore des Universitätsgebäudes Wache. Mitternacht war vorüber. Es kam ein kleiner, unansehnlicher Mann, der, leidenschaftlich erregt, den Kommandanten zu sprechen verlangte. Er preßte die Linke an seine Brust, er schien etwas unter seinem Ueberrocke verborgen zu halten. Es war ein Schriftsetzer aus der kaiserlichen Staatsdruckerei, der, in lebhafter Simpathie für die Sache des Volkes, ein auf einem großen Bogen gedrucktes, noch feuchtes Plakat, mit dem er sich heimlich aus der Druckerei entfernt hatte, überbrachte: eine Proklamation des FML. Fürsten Windischgrätz, in welcher er Wien in Belagerungszustand erklärte. Die Studenten, aufangs sprachlos, ergriff eine bange, entsetzliche Rathlosigkeit, welcher bald die glühendste Aufregung folgte. Die phantastischesten Gedanken und Pläne flammten auf. Fast gleichzeitig erschien ein von zwei Grenadieren begleiteter Polizeikommissär, der den Professor Hye zu suchen kam. Das konnte nur im Zusammenhange mit dem über Wien verhängten Belagerungszustande stehen, der nach wenigen Stunden an allen Straßenecken verkündet werden sollte. Hye hatte sich schon um 8 Uhr Abends, von der fieberhaften Aufregung und Anstrengung der letzten Tage todmüde in seine Wohnung zurückgezogen. Dr. Köck, rasch gefaßt, antwortete scheinbar ruhig: „Professor Hye ist seit gestern Abends nicht mehr auf der Universität gesehen worden und wird auch nicht in seiner Wohnung zu finden sein, weil er in der Stadt bei Freunden übernachten zu wollen mitgetheilt hat.“ Der Kommissär entfernte sich. Dr. Köck sendete sogleich einen Juristen, der Hye bekannt war, in dessen Wohnung. Der bewaffnete Student stand um 2 Uhr Nachts vor dem Bette Hye's, und als dieser sich dem Schlafe entrang, fragte ihn der Student: „Sind wir allein?“ Nun erzählte er das Vorgefallene und lud ihn ein, sogleich mit auf die Aula zu kommen. „Dort sind Sie sicherer als in Ihrem Hause: Wir Alle lassen uns für Sie erschießen!“ Hye kleidete sich rasch an, und Beide gingen hastig und erregt, aber schweigend neben einander zur ruhig gewordenen Stadt. Dr. Köck, als Hye im ersten Stockwerke hastig eintrat, umarmte diesen in tiefster Erregung. Hye ließ sich aber, im Bewußtsein gethaner Pflicht, nicht halten und nahm — selbst ohne Waffe — vier bewaffnete Studenten mit und ging durch die Bäckerstraße, welche bald in „Freiheitsstraße“ umgetauft werden sollte, über den Hohen Markt. Vor dem Schrannengebäude hielt der Hofopernsänger Formes Wache und erzählte, daß Hye auch hier gesucht worden sei. Dieser eilte sofort auf die Polizei-Oberdirektion, klopfte heftig an das verschlossene Thor und sagte einem ihm entgegentretenden Oberkommissär: „Ich höre, man sucht mich. Hier bin ich. Verhaften Sie mich!“ Der Beamte erwiderte: „Ich habe keinen solchen Auftrag. Fürst Windischgrätz wünscht Sie nur zu sprechen!“ Hye eilte sofort mit seinen vier Begleitern der Burg zu, um vom Josefsplatze aus in dieselbe zu gelangen. In der sternenhellen Nacht ragte die Reiterstatue Kaiser Josef's dunkel empor und hielt die weiße Fahne in der Hand, auf der „Preßfreiheit“ geschrieben war .... In der Thorhalle bivouakirten Reiter, ihre Pferde theils aufrecht stehend, theils liegend neben ihnen. Nachdem Hye einem Offizier gesagt, daß er vom Fürsten Windischgrätz gerufen sei, ließ man ihn durch eine Ordonnanz führen. Die vier mit Gewehren bewaffneten Studenten blieben unten in der Vorhalle zurück. Es ging Treppen auf und ab, durch bald breite, bald schmale Gänge, durch Korridors, Alles sehr matt beleuchtet und von Soldaten aller Waffengattungen angefüllt. Gewehre, Lanzen, Säbel funkelten durch diese steinernen Labyrinthe, durch welche Hye endlich über der Reichskanzlei in einen Saal gelangte, wo ihm ein General und ein Oberst entgegenkamen und ihm sagten, daß der Fürst schlafe. „Ich weede warten, bis der Fürst erwacht,“ erwiderte Hye. Der Oberst trat indeß leise in das Schlafzimmer des Fürsten und kam nach einer kleinen Frist zurück mit den Worten: „Der Fürst erwartet Sie, Herr Professor!“ Fürst Windischgrätz schien nur kurzer Ruhe auf einem Divan gepflegt zu haben, denn er trat, vollständig angekleidet, Hye entgegen, dessen aufgeregte Spannung augenblicklich nachließ, als der Fürst, in vertraulichster Weise sich ihm nähernd, sagte: „Ich weiß, Sie haben sich durch Ihre Haltung um das Vaterland verdient gemacht, und habe ich Sie zu mir bitten lassen, weil ich wünsche, daß Sie bei dem großen Einflusse, welchen Sie auf die Studenten haben, mir einen wichtigen Dienst leisten, um wieder die Ruhe der Hauptstadt herzustellen. Ich höre, daß noch immer eine große Aufregung besteht, die sich gefährlich steigern würde, wenn die Studenten darauf bestehen bleiben, die Gefallenen feierlich zur Erde bestatten zu wollen.“ Hye erwiderte: „Die Aufregung ist unter den übrigens in diesem Augenblicke nur wenigen Studenten auf der Universität eine sehr leidenschaftliche, von der sich das Aeußerste befürchten läßt. Die Studenten besitzen seit einer Stunde ein gedrucktes Plakat, in welchem Euer Durchlaucht über die Stadt Wien den Belagerungszustand verhängen. Ich kann im Interesse der Wiederherstellung der Ruhe und dem des Thrones Euer Durchlaucht nur dringend beschwören, das Plakat nicht kundmachen zu lassen. Die Erklärung des Belagerungszustandes würde nicht allein in Wien, vielmehr noch in allen Provinzen des Reiches die verhängnißvollsten Folgen haben!“ Fürst Windischgrätz erwiderte,

daß ihm bereits durch andere Personen von der Verhängung des Belagerungszustandes abgerathen worden sei, und er sei auch bereit, diese Maßregel wenigstens aufzuschieben. „Sind Sie aber, Professor,“ fuhr er weiter fort, „im Stande, das Exemplar des Plakates, welches sich nur durch einen sehr sträflichen Mißbrauch in den Händen der Studenten befinden kann, mir einzuhändigen?“ — „Ich weiß nicht, ob mir dies gelingen wird, Euer Durchlaucht! Wenn ich aber in die Lage versetzt werde, im Namen des Fürsten Windischgrätz die Gewißheit zu bringen, daß es von der Verhängung des Belagerungszustandes sein Abkommen erhalten hat, so wage ich zu hoffen, daß sich die Studenten herbeilassen werden, das Plakat in meiner Gegenwart zu vernichten.“ — Damit begnügte sich Fürst Windischgrätz und ermächtigte Hye, mit Berufung auf sein „zu allen Zeiten heiliges Mannes- und Soldatenwort“, zuzusichern, daß er die Verhängung des Belagerungszustandes zurücknehme. Hierauf entließ er Hye mit Zusicherung seines achtungsvollsten Wohlwollens und mit der Bitte, sich noch im Laufe des Tages bei ihm einfinden zu wollen, um mit ihm über die Leichenfeierlichkeit der Gefallenen zu berathen. Der Ordonnanzsoldat führte Hye wieder bis zu seinen Begleitern in der Eingangshalle zu den Redoutensälen zurück, welche seine freie Rückkehr, von Sorge um ihn erlöst, freudig begrüßten. Die Uhr auf dem Universitätsplatze schlug die dritte Stunde des Morgens, als die kleine Gruppe wieder den Hörsaal, wo die furchtbar erregten Studenten versammelt waren, betrat. Schon, daß Hye kam, frei kam, erregte ihre Freude, die sich zu lautem Jubel steigerte, als er ihnen die Zurücknahme des Dekretes verkündete. Die jungen, vor Erregung und Sorge bleichen Männer umarmten sich, Vielen rannen die Thränen über die Wangen herab. Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, forderte sie Hye auf, das Plakat (s. S. 388) zu vernichten. Sie willigten ein, nur verlangten sie, es zu besserer Erinnerung noch einmal zu lesen. Dr. Köck las vor, während sich Alle herandrängten, um mit in das Plakat zu sehen, ob auch kein Wort, keine Wendung ihnen entgehe.

Nachdem das Aktenstück verlesen worden war, holte Dr. Köck den Stumpf eines Wachskerzchens, wie deren im Schubfache eines Tisches lagen, hervor, zündete ihn an, und den Arm ausstreckend, hielt Hye das verhängnißvolle Plakat in die kleine Flamme. Alle sahen lautlos zu, wie es aufloderte, verbrannte und in Asche zerfiel. Mit den letzten Funken in der dunklen Asche des Plakates war auch die Gefahr eines drohenden ungeheuren Brandes erloschen.

## 141.

## „Es lebe die Revolution!“

Bis zu dem Augenblicke, als Windischgrätz sein Plakat mit der Erklärung Wiens in den Belagerungszustand anschlagen ließ, war der Grundzug der Bewegung, trotz aller Ausschreitungen, die stattgefunden hatten, ein loyaler, ein k. k. österreichischer. „Erst mit diesem Zwischenakte“ — schreibt Löhner — „begann zunächst jenes unauslöschliche Mißtrauen, das von da an immer wieder zwischen die Regierten und die Regierenden zu Wien trat.“ Jene Tausende, die in den späten Abendstunden von Arthaber und Engel mit den schönsten Verheißungen nach Hause geschickt worden waren, erblickten in dem „tollkühnen Restaurationsversuch“ einen Beweis dafür, daß man es Oben mit dem Volke nicht ehrlich meine, daß man nicht Ursache habe, Versprechungen und Zusagen, wenn sie selbst in noch so feierlicher Weise geleistet würden, auch nur eine Viertelstunde lang zu vertrauen. „So hält man uns Wort!“ riefen die Bürger-Offiziere im Zeughause bei der ersten Nachricht von Windischgrätz' Plakat, dieselben, denen ein paar Stunden früher mehrere Mitglieder des Kaiserhauses, Graf Kolowrat und viele andere dem Hofe nahestehende Personen über die reformatorischen Absichten,“ die im Schooße der Regierung das Uebergewicht erlangt hätten, die beruhigendsten Zusicherungen ertheilten. Arthaber, dem Windischgrätz versprochen hatte, daß am nächsten Tage weitere umfassende „liberale Konzessionen“ erfolgen werden, daß der Kaiser ausfahren werde, und so weiter, war, als er Nachts im Gewerbvereine erfuhr, Windischgrätz führe eben den Belagerungszustand ein, vor Wuth außer sich. „„Ich weiß längst““ — rief er aus — „„daß Worthalten nicht edelmännisch ist, daß aber ein Fürst sich wie ein . . . . . . benehmen darf, das weiß ich erst von jetzt an!““ — „Freunde“ — rief ein Redner am Stefansplatze, wo die Plakate, kaum angeschlagen, herabgerissen und mit Füßen getreten wurden, der ihm umgebenden Volksmenge zu — „sagt, gibt es für uns eine andere Hilfe, als die, welche wir uns selbst verschaffen?“ „Nein!“ lautete die Antwort. „Wenn wir denen oben vertrauen würden, dann kämen wir“ — fuhr der Redner fort — „schön an!“ — So ist es! hieß es in der Menge. „Also helfen wir uns, wenn nicht durch Güte, so durch Gewalt“ — sagte der Redner weiter — „das lassen wir uns aber für jetzt und immer gesagt sein, so lange Jene, die bisher das Volk regierten, nicht so ohne alles Ansehen, so ohne alle Macht und ohne allen Einfluß dastehen, wie bisher das Volk dagestanden ist, so lange wird es nicht besser!“ Wer es gewagt hätte, noch einige Stunden vor der Veröffentlichung des Plakates solche Lehren zu predigen, würde wohl nur bei Einzelnen Beifall gefunden haben. Aber es kamen noch viel bemerkenswerthere Kundgebungen zum Vorscheine. Im Bürgerspitale, wo zahlreiche Volkswehrmänner-Rotten ihr „Hauptquartier“ hatten, gerieth Alles über das Plakat in solche Wuth, daß hier vom Kampfe bis auf's Aeußerste, von der Befreiung des Kaisers aus der Mitte der dem Volke feindlich gesinnten Rathgeber, von der Verbannung dieser Letzteren offen und ungescheut gesprochen wurde. Die Gemäßigten und Ruheliebenden geberdeten sich, als die Nachricht von dem Plakate stadtkundig wurde, wie die eingeschultesten Revolutionäre. So erzählt z. B. einer der konservativsten Männer der Märztage, der schon früher erwähnte Dr. Josef Neumann von sich:

„Um $^1/_2$12 Uhr Nachts erhielt Dr. Neumann die Meldung, daß ein neuer großer Schrecken sich der Stadt bemächtige und ein unermeßliches Unglück im Anzuge sei, denn es würden soeben Plakate angeschlagen und wieder herabgerissen, des Inhaltes: daß die Stadt in den Belagerungszustand erklärt sei. Dr. Neumann versicherte, von nun an werde er nicht mehr mit dem Degen, sondern mit dem Kugelstutzen versehen, das



Kossuth profezeit den Kindern eine schöne Zukunft.

Haus verlassen und seinen Pulvervorrath sammt Blei mit seinen Kameraden theilen(!), und man müsse sich schnell gewisse Ueberzeugung wegen dieser neuen Bedrängniß verschaffen. Er ging in's Hauptquartier seiner Rotte (deutsches Haus), fand sie im getreuen Zusammenhalten wie immer, ja sogar neuen werthvollen Zuwachs, doch die Nachrichten verschieden lautend. Einzelne wollten gehört haben, daß man noch in der Nacht kühne Schritte machen wolle, um dem Belagerungszustande zuvorzukommen, Andere verneinten; die durchzogenen Straßen der überall beleuchteten Stadt waren ziemlich leer, wozu ein eingetretener nicht unbedeutender Regen das Seinige beitragen mochte, und als sich die Rotte am 15. März Früh um 8 Uhr wieder gesammelt hatte, waren die Besorgnisse über den Belagerungszustand beschwichtigt . . .“

Ein anderer Zeitgenosse — August Lewald — bemerkt: „Die Stimmung, welche sich nach der Bekanntmachung der Proklamation des Fürsten Windischgrätz aller Herzen bemächtigte, ist nicht zu beschreiben. Ich durchstrich die Straßen und war erschüttert. Die Militärmacht hatte an manchen Punkten in einer Weise gewirthschaftet, daß sie für vieles Unheil verantwortlich gemacht werden konnte. Niemand hatte befürchtet, daß noch Blut vergossen werden müsse, um die schon erlangten und noch erhofften Konzessionen zu besiegeln; die Proklamation erschien und man sah im Geiste eine unabsehbare Reihe von Gräueln voraus,

die sich aus dem Qualme der Kanonen entwickeln werden. Wien im Belagerungszustande! das Wien, welches seine gutgesinnten Bürger, seine größten Intelligenzen vor Anarchie zu schützen und zu schirmen eben begonnen hatten; Wien mit Beschießung drohen, das der Hort der herrlichsten Werke der Kunst, der ältesten historischen Denkmale, der größten Schätze der Wissenschaft, des materiellen Reichthums der Monarchie ist! Wien der Vernichtung Preis geben wollen, während es sich der Hoffnung vertrauensvoll überläßt, daß sein Kaiser alle seine Wünsche erhören wird! . . ."

„Die Bevölkerung" — schreibt August Silberstein — „war zu wachsam, als daß man es gewagt hätte, sie mit der Verhängung des Belagerungszustandes bei Tage zu überraschen. Windischgrätz ließ daher seine Plakate während der Nachtstunden affichiren. Sie wurden zersetzt, zerrissen, in den Koth getreten."

„Die wenigen Zurückgebliebenen in der Aula" — erzählt ein anderer Zeitgenosse — „waren die Ersten, welche von der Existenz dieser Maueranschläge erfuhren, sie waren über dieselben entsetzt: Alle disherigen Errungenschaften standen auf dem Spiele! Die jungen Leute sahen voraus, was in den nächsten Stunden über Wien hereinbrechen werde: die Stadtthore werden geschlossen, die Basteien mit Kanonen besetzt; wenn die Nationalgarde, die Studenten an ihrer Spitze, diese Basteien wird erstürmen wollen, wird sie die Uedermacht des Militärs zu Boden werfen, entwaffnen, gefangen nehmen. Wien soll zurückkehren unter das Metternich'sche Joch: das war der humane Plan des Fürsten Windischgrätz schon in den ersten Tagen der österreichischen Freiheit. Die Aufregung in der Aula war ungeheuer; selbst die in der Nähe der Universität wohnenden Bürger, die sich bereits zur Ruhe begeben hatten, erschienen allmälig, aus ihrem Schlummer aufgeschreckt durch das die Universität erfüllende Lärmen vor den Thoren derselden und erfuhren nun, was plötzlich vorgegangen war. Widerstand bis auf's Aeußerste! Das war die Losung der Studenten und die Bürger schwuren es ihnen zu, daß sie ihnen treu zur Seite stehen werden."

„Es hatte sich alsbald ein Komite gebildet, welches die Leitung der Bewegung übernahm. Nach allen Richtungen wurden eilends Boten geschickt, um die in die Vorstädte und vor die Linien hinausgezogenen Wehrmänner von dem schändlichsten Verrathe zu verständigen. Nun wußte man, warum von Seite der Regierung immerfort darauf gedrungen worden war, daß möglichst viele Studenten und Nationalgarden aus der Stadt hinausziehen sollten, um außerhalb derselben die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die „Ordnung" war blos der Vorwand, der eigentliche Zweck aller dieser Marschbefehle war, die Freiheitskämpfer zu zerstreuen, zu schwächen, ihnen im rechten Augenblicke einen Widerstand unmöglich zu machen. Aber sie irrten sich doch! Die Aula entwickelte in dieser Nacht eine Thatkraft, eine Energie und Entschlossenheit, von der sich Fürst Windischgrätz und seine Anhänger nichts träumen ließen. Alle Wachposten, die in der inneren Stadt bei den öffentlichen Gebäuden aufgestellt waren, erhielten von der Universität sofort den Befehl, ihren Standort schleunigst zu verlassen, im Sturmschritte die Stadt zu durcheilen und alle ihnen begegnenden Garden auf die Universität zu beordern. Die nach den Vorstädten hinausgesandten Eilboten fanden zu ihrer freudigen Ueberraschung die Stadtthore noch offen. Es ist dies eben bezeichnend, mit welcher Kopflosigkeit die Verhängung des Belagerungszustandes eingeleitet wurde, indem man ganz darauf vergessen hatte, durch die Sperrung der Stadtthore die innere Stadt zu isoliren. Hiedurch war es den außerhalb denselden befindlichen Bewaffneten möglich, der Universität zu Hilfe zu eilen . . ."

„Die Aufregung, Wuth und Erbitterung, welche die Nachricht von der Proklamation in den Vorstädten hervorrief, entziehen sich" — heißt es in einem anderen zeitgenössischen Berichte — „jeder Beschreibung. Die Fackel des Aufruhrs ward neuerdings in die Gemüther geschleudert. Man wußte es nun, daß es eine Partei bei Hofe gab, welche die weiße Binde, die sie als Friedenszeichen aufzustecken selbst geboten hatte, zur Lüge machen wollte. Am Nachmittage des 14. März, als es den Sturm gegen die Burg galt, hatten Viele, welche sich die österreichischen Farben als Abzeichen gewählt, das Weiß von dem Roth gerissen, in der Voraussetzung, daß nun Blut fließen werde. Da kamen die Herren von jener Partei bei Hof, verkündeten Nationalgarde und Preßfreiheit und baten das Volk, die rothen Bänder wieder adzunehmen und die weiße Farbe, die Farbe des Friedens, als Adzeichen zu tragen. Die Proklamation Windischgrätz' zeigte es nun, wie ehrlich diese Herren es mit dem Volke meinten! . . ."

Aus einzelnen Vorstädten liegen über diese denkwürdige Nacht interessante Detail-Berichte vor. Am bewegtesten ging es auf der Wieden zu. Auf den Rasenplätzen vor dem Polytechnikum waren in den späteren Abendstunden um ein hochaufloderndes Lagerfeuer zahlreiche Studenten, Nationalgarden und Bürger versammelt. Man war über die während des Tages errungenen Konzessionen in der heitersten, befriedigtesten Stimmung. „Es wird mir unvergeßlich bleiben" — schreibt ein Zeitgenosse — „wie ein alter Bürger-Korporal, der während des ganzen Tages in der Gegend von Hütteldorf gegen die Plünderer auf Kommando war, und welcher daher nicht wußte, daß mittlerweile Nationalgarde und Preßfreiheit verliehen worden, über die Nachricht von diesen beiden Zugeständnissen in Thränen ausbrach und mit zitternder Stimme ausrief: „Gott sei Dank, jetzt wird unser Oesterreich blühen!" Dieser Ausruf kennzeichnet die Stimmung. Man war kaiserlicher gesinnt als der Kaiser, man ließ den Kaiser Ferdinand, man ließ Oesterreich fort und fort hoch leben und jeder dieser Trinksprüche erregte auch unter der Volksmenge, welche das Treiben um das Lagerfeuer herbeigelockt hatte, freudige Zustimmung. „Meine Herren Bürger und Studenten," — wurde den um das Feuer lagernden Bewaffneten aus der Volksmenge zugerufen — „nicht blos der Kaiser, die ganze kaiserliche Familie soll leben!" Auch dieser Aufforderung wurde Folge geleistet. Loyaler wie damals waren die Wiener nie gesinnt und waren sie es nie wieder! Sie waren es in der Voraussetzung, daß die gegebenen liberalen Konzessionen redlich eingehalten würden. Da kam der Eilbote von der

Universität. Mit fliegender Hast theilte er seine Schreckensbotschaft mit, man glaubte ihm anfänglich nicht. Er riß aus der Brusttasche einen Fetzen von der Kundmachung (s. S. 388) heraus. Zufällig war es jener Theil derselben, auf dem der Satz stand, von der „in Belagerungszustand erklärten Residenz." Nun wurde es Jedem zu seinem Entsetzen klar, daß die Mittheilungen des Boten auf Wahrheit beruhen. Was nun beginnen? Der Student forderte zu einem Massenzuge der Wiedner in die innere Stadt auf. „Helfen," sagte er, „könne nur noch die Revolution!" Dieselben, die früher auf den Kaiser und das Reich getoastet hatten, brachen nun in einen wilden Jubel aus und ließen den Ruf ertönen: „Es lebe die Revolution!" Nach allen Richtungen zerstob die Menge. Die Einen stürmten gegen das Belvedere zu, die Anderen über die Favoritenstraße hinaus, Andere wieder nach Matzleinsdorf und Margarethen, in der Absicht zum Kampfe, zum Widerstande Alles aufzubieten . . ."

Ueber die Hauptstraße der sonst so friedlichen Vorstadt Landstraße zog zur selben Zeit ein alter, der ärmsten Volksklasse angehöriger Mann, eine Fahne in den Händen, auf welcher die Devise „Freiheit" stand. Ihm zur Seite marschirte ein etwa achtjähriger Knabe mit einer Kindertrommel, auf welcher der Kleine Alarm schlug. Der Alte blieb von Zeit zu Zeit stehen und schrie mit aller Anstrengung: „In die Stadt! Zum Kampfe! Die Noth ist groß!" Die Fenster wurden aufgerissen und die aus dem friedlichen Schlummer aufgeschreckten Bewohner wußten im ersten Anfange nicht, ob sie es nicht vielleicht mit einem Irrsinnigen zu thun haben. Die später nachfolgenden Sendboten der Universität brachten erst Gewißheit über die Geschehnisse.

Bezeichnend ist es, daß in Gumpendorf, Schottenfeld und am Neubau die Fabriksbesitzer Gefahr liefen, der Volkswuth über die Proklamation des Belagerungszustandes zum Opfer zu fallen. Die Arbeiter, die in der Nähe der Linien eng beisammen leben, sagten sogleich: Das ist das Werk der Fabrikanten! Die Umsicht und der Eifer der hier in großer Anzahl patrouillirenden Bürger und Nationalgarden verhinderten ernstliche Ruhestörungen.

In der Alservorstadt, dem Quartier der Mediziner, war die Aufregung ungeheuer. In der Nähe des allgemeinen Krankenhauses, wo ein Student die von ihm aus der inneren Stadt mitgebrachte, von einer Mauerecke herabgerissene Proklamation einer dichten Volksmenge vorlas, entstand ein förmlicher Krawall. Eine Planke und ein großes eisernes Gitter, welches eine Hausflur von der Straße abschloß, wurden im ersten Aufwallen der Leidenschaft zertrümmert. Die Menge bewaffnete sich mit den Bruchstücken und zog gegen die innere Stadt.

Charakteristisch ist es, daß in der einzigen Vorstadt Rossau die Nachricht von der Verhängung des Belagerungszustandes die entgegengesetzte Wirkung von der in allen übrigen Vorstädten hervorbrachte. Die hier seßhaften Wasserarbeiter, die sogenannten „Strobler", deren Beschäftigung das Abladen des Holzes von den Donauschiffen bildet, scheinen von der Zeitbewegung fast gar nicht in's Schlepptau genommen worden zu sein; sie hatten sich schon am 13. und 14. März vollständig passiv verhalten, sich darauf beschränkt, ihre Häuser vor einem Ueberfalle des Proletariats, das in anderen Orten sein Unwesen trieb, zu sichern und als sie erfuhren, daß nun die Militärgewalt die Zügel der Regierung übernehme, hatten sie dagegen nichts einzuwenden. „So werden wir halt wieder Ruh' haben!" sagten die Leute zu den Studenten, die in die Roßau und nach dem Thury hinausgeeilt waren, um zum Kampfe aufzufordern.

Es darf nicht übersehen werden, daß während aller dieser Vorgänge die besitzende Klasse den ernstesten Gefahren preisgegeben war. Der Pöbelaufstand wüthete vor den meisten Linien fort und es ist ein Beweis, wie tief durchdrungen die große Masse der Bevölkerung von der Nothwendigkeit eines Sistemwechsels war, weil trotzdem, von der Roßau abgesehen, in keiner anderen Vorstadt für Windischgrätz auch nur von einem Bruchtheile der Bevölkerung Partei genommen wurde. Wie groß aber die Gefahren waren, denen die Besitzenden damals ausgesetzt gewesen sind und wie menschlich denkbar es sogar gewesen wäre, wenn sie, um von diesen Gefahren befreit zu sein, die Verhängung des Belagerungszustandes mit Zustimmung aufgenommen hätten, das mögen die nachstehenden Berichte über einzelne Vorfälle in der Stadt und vor den Linien beweisen:

## 142.

## Im Wiener Kriminal.

Ein besonders bedenkliches Symptom waren die in den Wiener Strafhäusern am Abende des 14. März beginnenden Krawalle. Im freiwilligen Arbeitshause versuchten die darin internirten Personen auszubrechen, indem sie vorgaben, sie müßten ihren vor den Linien wohnenden Angehörigen zu Hilfe eilen. Der Verwalter und sein Personale bekämpften nur mit Mühe diese Versuche, und erst als eine bedeutende Militärabtheilung das Haus besetzte, war die Ruhe wieder herzustellen. Zu einem ernsteren Auftritte kam es im Kriminalgebäude. Die hier in ziemlich großer Anzahl befindlichen Sträflinge, durchgehends wegen gemeiner Verbrechen und Vergehen verurtheilte Personen, zertrümmerten die Thüren einzelner Zellen, rotteten sich bereits auf den Gängen zusammen und mehrere Gruppen von Sträflingen schickten sich schon an, den Kampf mit den das Haus bewachenden Polizeisoldaten aufzunehmen, welche sie, da sie in der Uebermacht waren, überwältigt haben würden. Wenn es dieser Bande gelungen wäre, ins Freie zu gelangen, würde die Zahl der in Wien sich damals herumtreibenden Plünderer um mindestens achthundert vermehrt worden sein. Es war also im Interesse der Sicherheit der Stadt dringend geboten, einen Befreiungsversuch der Kriminalhäftlinge rechtzeitig zu verhindern. Die im Gebäude anwesenden Beamten sandten eiligst zum Magistrat und nach der Universität um Schutz. Sie ließen sich, um die Häftlinge vor der raschen Ausführung eines gewaltsamen Fluchtversuches abzuhalten, mit diesen zum Scheine in Unterhandlungen ein, die in dem

Momente abgebrochen wurden, wo die aus der inneren Stadt erwartete Hilfe im Gebäude anlangte. Nach ein paar Stunden erschien unter Professor Endlicher's Kommando eine starke Abtheilung von bewaffneten Bürgern, Nationalgarden und Studenten. Dem Zuge derselben hatte sich eine große Menge Pöbels angeschlossen, in der Meinung, es gelte die Kriminal-Gefangenen zu befreien. Das Thor des Kriminalgebäudes war verschlossen, und da die an den Fenstern nach der ersehnten Hilfe spähenden Beamten eine ungeheure Menge Volkes vor dem Gebäude erscheinen sahen, besorgten sie, die unter dieser Menge befindlichen Bewaffneten kämen nicht zum Schutze des Hauses, sondern deshalb, um die Sträflinge zu befreien. Es dauerte eine gute Weile, bis Endlicher durch das Schlüsselloch mit den hinter dem Thore weilenden, vor Angst zitternden Räthen sich verständigt hatte. Die Bewaffneten wurden endlich eingelassen und in den Rathssaal geführt, wo unter dem Vorsitze des Präsidenten Phillipp eine Anzahl Räthe und anderer Gerichtsbeamten an einem großen grünen Tische rathlos dasaß, wie einst die römischen Senatoren auf ihren curulischen Stühlen. Endlicher verständigte sich mit dem Präsidenten über die Besetzung des Kriminals durch die Bewaffneten, die nun im Laufe der nächsten halben Stunde bewerkstelligt wurde. Mittlerweile hatte sich immer mehr und mehr Volk auf den vor dem Gebäude gelegenen Rasenplätzen angesammelt. Der Präsident ersuchte einen Studenten, sich auf den Balkon hinauszubegeben, der Menge mitzutheilen, was im Hause vorgehe und sie aufzufordern, daß sie auseinandergehen möge. Der Umstand, daß diese Aufforderung von Seite eines Studenten erging, genügte, um die versammelten Zehntausende zum ruhigen Auseinandergehen zu veranlassen. Im Gebäude selbst blieb Alles ruhig, und um vor einem Ueberfalle sich zu sichern, beschränkte man sich während der Nacht darauf, außerhalb des Gebäudes vier Wachposten aufzustellen, und zwar je einen an einer Ecke und zwei am Hauptthore des Hauses.

Kurz nach Mitternacht traf die Reihe des Postenstehens den Dichter Ludwig August Frankl, der sich gleich bei Beginn der Bewegung den Studenten angeschlossen hatte. „Es war bitter kalt," erzählt Frankl, „ich ging, um mich zu erwärmen, auf meinem Posten raschen Schrittes auf und ab, und dichtete während dieses Spazierganges das Lied: „Die Universität". Gegen den Morgen zu abgelöst, schrieb ich dasselbe auf der Wachstube nieder und eilte dann in die Hirschfeld'sche Buchdruckerei in der Leopoldstadt, wo meine Wochenschrift, die „Sonntagsblätter", gedruckt wurde. Ich weckte den Faktor und forderte ihn auf, das Gedicht schleunigst in Druck zu legen. Diesem jedoch fehlte der Muth, ein unzensurirtes Blatt zu drucken, trotzdem Abends zuvor die Preßfreiheit verkündet worden war. Als auch Hirschfeld, den ich herbeiholen ließ, Bedenken gegen die Drucklegung des Gedichtes äußerte, übernahm ich die ganze Verantwortlichkeit, wartete den Satz ab, besorgte die Korrektur und legte, weil keine Hilfsarbeiter in der Druckerei anwesend waren, die weißen Blätter mit eigenen Händen unter die Walze. Ich entfernte mich erst, nachdem viertausend Exemplare gedruckt waren, nahm eine große Anzahl derselben mit mir und vertheilte sie auf der Straße. Das Gedicht „die Universität", das erste zensurfreie Blatt nach dem Sturze der Sedlnitzky'schen Geistestyrannei, lautet *):

## Die Universität.

Was kammt herun mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trammelklange
Die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität!

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Josef, arg verhöhnt, geschmäht,
Barkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern,
Horcht, wie es dithyrambisch geht!
Und wie die Herzen sich erwidern:
Hoch die Universität.

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheitsopfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.

Doch wird dereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht
Die lichte That, mit gold'nen Lettern:
Die Universität.

Während des Wachstehens geschrieben von

**Ludw. Aug. Frankl.**

Zu ähnlichen Auftritten, wie im Kriminal, kam es im Polizei-Gefangenhause in der Sterngasse der innern Stadt. Alle Lokalitäten desselben waren mit Proletariern, die vor den Linien beim Plündern ertappt und von den Bürgern und Nationalgarden verhaftet worden waren, derart überfüllt, daß während der Nacht vom 14. auf den 15. März gegen zweihundert Plünderer, die weder im Polizei-Gefangenhause, noch in einem der anderen bereits überfüllten Gefangenhäuser mehr untergebracht werden konnten, wegen Mangel an Arrest-Lokalitäten in die Kasematten der sogenannten Klepperstallungen in der Teinfaltstraße der innern Stadt unter starker Bedeckung eskortirt werden mußten.

*) Die Spekulation des Straßenverkaufs bemächtigte sich vor Allem dieses Gedichtes. Dasselbe wurde in zahlreichen Druckereien nachgedruckt, ein Umstand, der durchaus nicht dem Verfasser zu Gute kam, wie schon die auf einem dieser Nachdrücke enthaltene Widmung: „Dem Dr. L. A. Frankl gewidmeter Nachdruck" beweist. Alle österreichischen Journale, vor diesen aber noch die Augsburger „Allgemeine Zeitung", sowie später die große Mehrzahl der ausländischen deutschen Zeitungen, druckten das Gedicht nach, und es ist nicht übertrieben, wenn man die Zahl dieser Abdrücke auf mindestens Eine Million Exemplare veranschlägt. In Prag und in Brünn wurde das Gedicht vom Balkone des Theaters der versammelten Menge vorgelesen, und in Venedig erschien es in italienischer Uebersetzung. Siebenundzwanzig Komponisten haben es in Musik gesetzt, darunter auch eine Frau, die ihrer Zeit vielgenannte Nina Stollewerk. Ein humoristischer Zufall fügte es, daß der k. k. Hofkapellmeister Randhartinger, als er eines in seiner Wohnung verübten Diebstahls wegen von Seite des Kriminalgerichtes vorgeladen wurde, während des langweiligen Wartens, bis die Reihe zur Ablegung seiner Zeugenschaft an ihn kam, das Lied ebenfalls komponirte.

In den hier befindlichen drei kleinen, feuchten Schoppen mußten diese Proletarier, eng zusammengepreßt, auf nackter Erde liegend, da ihnen wegen Feuersgefahr nicht einmal Stroh verabreicht werden konnte, drei Tage lang zubringen.

Am 15. März war die Anzahl der in Haft genommenen Proletarier bereits so groß, daß man, um dieselben interniren zu können, auch noch zu weiteren Privat-Lokalitäten seine Zuflucht nehmen mußte. Es geht dies auch aus nachstehender Zeitungsnotiz hervor:

„Ein Maueranschlag, Kundmachung des Magistrates, bringt zur Kenntniß des Publikums, daß S. D. der Herzog von Coburg die Erdgeschosse seines Palastes an der Bastei zu Gefängnissen bereitwillig hergegeben habe, um dem Bedürfnisse abzuhelfen, das von der Nationalgarde und den Linientruppen in der Umgebung Wiens eingefangene „Raubgesindel“ in sichere Verwahrung zu bringen. Die gewöhnlichen Arreste Wien's sind nämlich so überfüllt mit Inquisiten, daß die Gerichte und Sicherheitsbehörden sich in der dringendsten Verlegenheit befinden. Diese Raubhorden, die Wildheit, Rohheit und Grausamkeit derselben, lassen einen traurigen Blick auf unsere Volkserziehung werfen. Religiöser und Schulunterricht müssen dort schlecht organisirt und verkehrt angewendet worden sein, wo das Volk die Menschennatur so weit verleugnen konnte. Schrecklich lauten z. B. die Berichte, welche über die in Fünfhaus angerichteten Verwüstungen einlaufen. Die Haupträdelsführer sind, wie sich nun herausgestellt hat, Bewohner des Ortes selbst. Die Polizei hatte aus manchen Häusern alle Parteien, wo Eine die Andere verrieth und wo man auch die Zeugen der That vorfand, hinwegzuführen, so daß die Thüren von den Schlossern versperrt und vernagelt werden mußten. Ein Beweis von der schrecklichen Verworfenheit dieser Menschenklasse ist der, daß bei der Arretirung der Vater die Schuld auf den Sohn, die Mutter auf die Tochter und umgekehrt schob; ja Kinder von 7 bis 8 Jahren suchten sich mit einer grenzenlosen Schlauheit aus der Schlinge zu ziehen und gaben Vater und Mutter als des Raubes schuldig an!“

Und die „Theaterzeitung“ meldet selbst noch unterm 23. März: Noch immer werden große Schaaren von Mordbrennern und Räubern eingebracht, welche die entsetzlichsten Greuelszenen verübten und von denen ein Theil zwar nur die Zerstörung der Maschinen in den Fabriken auf dem Lande beabsichtigte, aber deshalb nicht minder schmählich wirthschaftete, als diejenigen, welche nur Raub und Plünderung bezweckt hatten. Vorgestern (21. März) heißt es, habe man wieder neunhundert solcher Leute eingefangen. Man weiß nicht mehr, wo man sie unterbringen soll. Das Polizeihaus ist überfüllt; das Gefangenhaus am Hohen Markt hat keinen Raum mehr. In der Kaserne in Gumpendorf, verlautet es, habe man ebenfalls Arreste hergerichtet, aber auch diese reichen nicht zu — und noch immer und beinahe stündlich werden solche Verbrecher durch die Nationalgarde gebunden und gefesselt nach der innern Stadt geführt.“

## 143.

## Zusammenstoß zwischen Militär und Bürgern.

Von Seite des Bürgermilitär-Kommandos war um halb 10 Uhr Nachts — von der Verhängung des Belagerungszustandes wußte man damals noch nichts — das bürgerliche Scharfschützenkorps vor die Mariahilfer Linie beordert worden, um den dort sich steigernden Exzessen und namentlich den immer zahlreicher vorkommenden Brandlegungsversuchen ein Ende zu machen. Diesen Scharfschützen schlossen sich aus den Reihen der Nationalgarde und der Studirenden viele Freiwillige an. Der Anblick, den die Ortschaften vor der Linie gewährten, war ein entsetzlicher. Es sah hier aus, wie unmittelbar nach einem heftigen Straßenkampfe. Viele Leichen lagen auf den Straßen umher, Häuser waren in Ruinen verwandelt oder wenigstens arg beschädigt worden. Allerwärts stieß man auf Trümmer von Einrichtungsstücken; Kleider, Wäsche, Bettzeug lagen unter manchen Hausthoren chaotisch durch einander. Alle Straßen und Plätze waren von Betrunkenen, durchgehends der ärmsten Volksschichte angehörigen Leuten dicht bevölkert, welche theils ihrer Zerstörungswuth die Zügel schießen ließen, theils damit beschäftigt waren, die geplünderten Gegenstände fortzuschleppen. Weiber und Kinder nahmen an diesem Treiben den regsten Antheil, dem gegenüber den Besitzenden nichts anderes übrig blieb, als Alles ruhig über sich ergehen zu lassen, da sie noch froh sein mußten, wenn ihnen nicht ans Leben gegangen wurde. Einzelne, die trotzdem den Muth hatten, sich den Plünderern zu widersetzen, mußten dies schwer büßen; sie wurden halb todt geschlagen und waren das Opfer einer Rohheit, die man in Wien bisher nicht gesucht hatte. Es kam vor, daß Männer, Frauen, Kinder, ja sogar alte gebrechliche Personen durch das Fenster auf die Straße hinabgeworfen wurden. Die Töchter manches Fabriksbesitzers wurden unter Todesdrohungen genöthigt, so lange Branntwein zu trinken, bis sie berauscht waren und vor weiteren Insulten rettete sie nur das Eintreffen der Nationalgarden und Studenten, vor welchen die Exzedenten regelmäßig auseinanderstoben. So oft Bewaffnete im Anzuge waren, wurde dies schon im Voraus von den auf der Lauer befindlichen Kindern ausgeschrieen und nun ergriff Alles die Flucht. Straßen und Gassen, in denen kurz vorher noch die Wuth des Pöbels raste und Alles von unterst zu oberst gekehrt wurde, waren in dem Augenblicke, wo die Studenten und Bürger in denselben eintrafen, wie ausgestorben. In der Nähe von Schwender's Kasino, wo sich eine Masse von etwa fünfhundert Proletariern allmälig angesammelt hatte, fand zwischen diesen und den bürgerlichen Wiener Scharfschützen ein Zusammenstoß statt. Die Proletarier empfingen die Heranmarschirenden mit einem dichten Steinregen, welche Herausforderung mit einigen Salven erwidert wurde. Es gab hier viele Todte und Verwundete.

In Folge eines Mißverständnisses wäre es jedoch bald darauf auch zu einem Konflikte zwischen dem Militär und den Scharfschützen gekommen. Die Versuche, welche von dem Pöbel fort und fort angestellt wurden, um in den Schönbrunner Park einzudringen, veranlaßten das im Schlosse stationirte Militärkommando eine starke Abtheilung ungarischer Infanterie gegen die Mariahilfer Linie abrücken zu lassen, mit dem Befehle, die in dieser Gegend angesammelten Proletarierhaufen zurückzudrängen. Das Militär stieß hier natürlich auf die Scharfschützen, auf die von einzelnen Soldaten sogleich Schüsse abgefeuert wurden, welche jedoch glücklicher Weise Niemanden verletzten . . .

Der Proletarieraufstand griff während des 14. März in immer weiteren Kreisen um sich. Alle Industrieorte Niederösterreichs wurden von demselben mehr oder weniger berührt und es ist bezeichnend dafür, wie wenig man der Regierung vertraute, daß man sich aus den verschiedensten Orten an das Wiener Bürger-Militärkommando um Hilfe wandte.

## 144.

## Metternich's Flucht.

Während dieser Nacht fiel noch eine Episode vor, die zwar mit den während derselben stattgefundenen Ereignissen in keinem Zusammenhange steht, aber immerhin bemerkenswerth genug ist, um einer näheren Betrachtung gewürdiget zu werden. Der bisher mächtigste Mann in Oesterreich, der von den Anhängern des Stillstandes im Völkerleben als untrügliches Orakel gepriesene Staatskanzler Fürst Metternich benützte die Dunkelheit dieser Nacht um die Flucht zu ergreifen, die Flucht aus derselben Stadt, in der durch eine Reihe von Jahrzehnten Alles vor ihm sich gebeugt und gedemüthigt hatte. Wer noch wenige Tage früher die Vermuthung geäußert hätte, Fürst Metternich werde vielleicht irgend einmal von der Bevölkerung gezwungen werden können, seine Demission einzureichen, würde für einen Wahnwitzigen erklärt worden sein. Die Wiener Revolution hatte binnen zwei Tagen noch eine viel schlimmere Nothwendigkeit für Metternich herbeigeführt. „Die Zeit wirkt Wunder!" — spöttelte damals Saphir in seinem „Humoristen" — „Ein Mann, der fünfzig Jahre unbeweglich auf einem Fleck stehen blieb, hat sich plötzlich auf den Rennweg gemacht . . . ."

Nachdem der Fürst seine Entlassung gegeben, von seinen bisherigen Genossen im Amte sich verabschiedet und die Beileidsbezeugungen seiner Anhänger entgegengenommen hatte, verfügte er sich, aus der Hofburg in seine Amtswohnung in der Staatskanzlei, mit dem Entschlusse, in den nächsten Tagen seine, am Rennwege befindliche Villa zu beziehen. Der Staatskanzler war in seiner Amtswohnung kaum angelangt, er hatte sich von den Eindrücken des Tages kaum ein wenig erholt, als ihm die Mittheilung gemacht wurde, das Volk sei eben im Begriffe, seine Villa, seinen Lieblingsaufenthalt zu zerstören. „Und es gibt Niemanden, der noch die Macht und den Willen hat, diesen Unfug zu verhindern!" soll der greise Fürst, als ihm diese Kunde wurde, schmerzlich ausgerufen haben. Noch während der Nacht wurde er von seinen Freunden zu wiederholten Malen gebeten, sich zu verbergen, da er von Seite der „Revolutionäre" gesucht werde und da es eine starke Partei gäbe, die sich nicht blos damit begnüge, ihn gestürzt zu haben, sondern die ihm auch nach dem Leben oder wenigstens nach seiner Freiheit strebe. Diese Besorgnisse waren jedenfalls übertrieben, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß Metternich, wenn er es gewagt hätte, sich kurz nach seinem Rücktritte der Bevölkerung zu zeigen, sich Kundgebungen ausgesetzt haben würde, die ihm natürlich nicht zur Freude gereicht hätten. Er war der Gegenstand des Volkshasses, ihn allein machte man für all' das Unheil verantwortlich, welches das Regierungssystem über Oesterreich gebracht hatte. Aber es gab damals keine Partei, es fehlte gewiß auch an einzelnen Personen, die ihm nach dem Leben getrachtet hätten. Wenn er länger in Oesterreich geblieben wäre, so würde er sich aber jedenfalls der Gefahr ausgesetzt haben, in Gewahrsam gebracht, und wegen seiner Gebahrung mit gewissen Staatsgeldern einer strengen Untersuchung unterworfen zu werden. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Staatskanzler nämlich, daß er viele Millionen Gulden, die von auswärtigen Mächten, namentlich von Seite des Königs von Neapel als Entschädigung für geleistete Waffenhilfe an Oesterreich bezahlt wurden, sich angeeignet und daß er von Rußland, England und anderen Mächten bedeutende Jahressubventionen bezogen habe. Von diesen und ähnlichen Anschuldigungen hätte sich Metternich gewiß reinigen müssen. Die Besorgnisse seiner Freunde, daß man ihm nach dem Leben trachte, veranlaßten ihn deßhalb noch in der Nacht vom 13. auf den 14. März das Staatskanzlei-Gebäude heimlich zu verlassen, und sich (s. S. 326) in das Palais Eßterhazy zu begeben, wo er sich den 14. März über verborgen hielt. Wie es heißt soll er sich auch hier nicht genug sicher gefühlt und daher in den Abendstunden zu dem obersten Justizpräsidenten Grafen Taaffe sich geflüchtet haben, bei dem ihm gleichfalls ein Asyl angetragen worden war.

In den Abendstunden des 14. März hatte es den Anschein, daß der nächste Tag eine Entscheidung herbeiführen werde, darüber nämlich, ob die Anhänger des Bestehenden oder die Reformmänner den Sieg davontragen werden. Die Verhängung des Belagerungszustandes war damals bereits im Zuge, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn er sich hätte durchführen lassen, die Revolution zu einem plötzlichen Abschlusse gebracht, und für einige Zeit Alles im Staate wieder in den alten Stand zurückversetzt worden wäre. Die Thatsache, daß Metternich in der Nacht vom 14. auf den 15. März, also bevor diese Entscheidung getroffen wurde, die Flucht ergriff, beweist, daß er den noch am Ruder befindlichen Machthabern nicht die erforderliche Kraft und Stärke zumuthete, die Bewegung zum Stillstande zu bringen. Wäre er des Glaubens gewesen, daß es noch möglich sei, dem bisherigen Oesterreich, jenem Staatsgebäude, welches er im Vereine mit Kaiser Franz aufgebaut hatte, auch jetzt noch ein, wenn auch nur kurzes Dasein zu erhalten, Metternich würde sicher abgewartet haben, ob Windischgrätz die Wiener zu Paaren treiben werde. Er hielt dies aber nicht mehr für möglich und deshalb eben ergriff er die Flucht. Darüber, wie er sich von Wien fortschlich, waren schon kurz nach den Märztagen die abenteuerlichsten Gerüchte im Umlauf. Man ließ ihn in allen erdenklichen Verkleidungen, selbst in der Maske eines polnischen Winkeljuden das Weite suchen. Am meisten geglaubt wurde jene Historie, welcher zufolge er in einem kaiserl. Wischerwagen, an der Seite seiner Gemalin aus der Stadt gefahren wäre. Auch über die Richtungen, die er eingeschlagen, klangen die ersten Nachrichten sehr unbestimmt. Die Einen erzählten, er habe sich in's Oedenburger Komitat begeben, auf eine Besitzung seines Schwiegersohnes, des Grafen Sandor; Andere wieder behaupteten, er habe

sich nach Oberösterreich geflüchtet. Diese beiden Versionen sind aber entschieden unrichtig, denn es ist eine Thatsache, daß Fürst Metternich und Familie bereits am 15. März in Eisgrub, bei Feldsberg in Niederösterreich und zwar in der sogenannten „Hanselburg" im Wildparke der fürstlich Liechtenstein'schen Besitzung anwesend war, wo er mehrere Tage zubrachte.

Es ist für die Geschichte gewiß gleichgiltig, auf welche Weise der Fürst bestrebt war, ungesehen und unbehelligt nach Eisgrub zu entkommen und wir beschränken uns daher auf die kurze Mittheilung, daß jenes Gerücht die meiste Wahrscheinlichkeit hat, nach welchem Metternich und seine Gemalin in der Kleidung armer Leute bis außerhalb Floridsdorf gegangen, und mittelst eines dort sie erwartenden Wagens nach Eisgrub geführt worden sein sollen. Die Kinder sollen den Eltern erst später nachgefolgt sein.

Ueber die Flucht Metternich's nach England, wo er sich als Emigrant niederließ, und seine Erlebnisse auf derselben veröffentlichen wir folgende Mittheilungen:

„Von der Abreise verlautete Anfangs, der Fürst sei verkleidet auf einem kaiserlichen Wäscherwagen aus der Stadt gekommen, und in den nächsten Tagen bekam man sogar zu hören, er sei in Steiermark von Bauern gefangen und erschlagen worden. Doch diese absurden Gerüchte machten bald vernünftigeren Platz. Die Abreise, hieß es, habe am 14. März in zwei geschlossenen Wägen nach dem Landsitz des regierenden Fürsten Liechtenstein bei Feldsberg stattgefunden. Dort habe Metternich die erste Zeit verbringen wollen, doch eine gefährliche Demonstration ihn bald weggescheucht; in der Nacht vom 19. auf den 20. habe eine Menge theils fackeltragender, theils mit Waffen versehener Leute das Schloß umringt und es augenblicklich dem Boden gleich zu machen gedroht, wenn der Exminister nicht abreise; man habe sie damit beschwichtigt, es werde allsogleich Jemand nach Wien abgehen, um weitere „Befehle" zu erfragen (?!); um sieben Uhr des andern Morgens sei der Bote zurück gewesen und Mittags der Fürst auf der Eisenbahn abgefahren. Wohin er sich gewendet, wußte man lange nicht; Einige vermutheten nach England, Andere versicherten nach Rußland. — Aus Breslau wurde am 22. geschrieben, das Volk habe den erzbischöflichen Palast belagert, weil sich die Kunde verbreitet, Fürst Metternich habe darin Zuflucht und Versteck gefunden. Dagegen enthielten Prager Blätter die Notiz, er sei „in der Nähe von Prag, und zwar in der Gegend von Biechowic" gesehen worden. Da Biechowie ein Dorf und die Gegend um Biechowic offenes Land ist, so konnte man glauben, die verfolgte Familie sei bivouakirend gleich Soldaten unter freiem Himmel oder herumlungernd wie ein Trupp Zigeuner um ein wildes Feuer entdeckt worden, bis später die vervollständigende Berichtigung folgte, Metternich habe die Eisenbahn blos bis zur Station Biechowie benützt, dort, um Prag zu umgehen, seinen Reisewagen bestiegen und in Zdiby die Straße nach Sachsen gewonnen. Bald kamen Nachrichten aus Teplitz vom 24. Um 4 Uhr Nachmittags seien mehrere Equipagen mit halb zugezogenen Jalousien vor der Post angekommen, wo auch ein Diner bereit gehalten worden; es sei schon früher gerüchtweise herumgekommen, daß für Metternich Relais bestellt wurden, und obgleich man nicht viel daran geglaubt, so habe doch unter der Gruppe von Neugierigen, die sogleich die Wagen umstanden, die Vermuthung, daß er es sei, um sich gegriffen. Einzelne Stimmen hätten etwas von „anhalten" gemurmelt, doch bei der stumm gaffenden Mehrzahl keinen Anklang gefunden; man habe in die Kutschen hineinschauen gekonnt und bemerkt, wie Metternich ein Zeitungsblatt gehalten, sich stellend, als ob er eifrig darin lese, doch sichtlich habe ihn die Angst durchbebt und das Papier in seinen Händen geschwankt; Niemand sei ausgestiegen, die Reisenden hätten sich blos einige Erfrischungen in den Wagen reichen lassen, und kein Laut sei den Umstehenden entschlüpft, als der Postillon bald darauf in gewöhnlichem Schritt davon gefahren. In Peterswalde, so lautete eine fernere Kunde, hatte sich die Sage verbreitet, auf Metternich's Kopf seien 2000 fl. gesetzt und wirklich hatten einige Leute berathen, wie es anzufangen, um seiner habhaft zu werden; Metternich sei in der Dunkelheit angekommen, habe eine Mahlzeit einnehmen wollen, doch, als er von dem Gerüchte erfahren, auch hier gerathen gefunden, im Wagen zu bleiben und schleunig weiter zu reisen; erst am andern Morgen habe man in Erfahrung gebracht, daß Metternich in der Nacht durchpassirt sei. Endlich meldeten Dresdner Blätter vom 26. März, der Fürst sei in dieser Nacht angekommen und im Gasthofe zur „Stadt Wien" abgestiegen; er habe den Wirth in's Geheimniß ziehen lassen und dieser sich des Schutzes des diensthabenden Kommunalgarde-Offiziers zu versichern beeilt, von welchem alsbald die bündigsten Versicherungen für Geheimhaltung und Schirm gegeben worden seien; das Fremdenbuch und die Fremdenliste im Tagblatt habe den Namen eines Herrn „von Mayer, Gutsbesitzer aus Graz, sammt Frau und Dienerschaft" enthalten; mit dem ersten Morgenzug sei er auf der Eisenbahn bis zur letzten Station vor Leipzig, von da nach Schkrudiz und weiter nach Magdeburg abgereist . . ."

„Bevor Metternich Wien verließ, wo seine persönliche Sicherheit gefährdet war," — erzählt Balleydier in seiner Geschichte der österreichischen Revolution — „verabschiedete er sich mündlich von den Personen seiner Umgebung, sowie schriftlich von den Mitgliedern der Staatskanzlei mit tiefergreifenden Worten. Nachdem er dieser Herzenspflicht genügt, nahm er Abschied von dem Grafen Taaffe, dem Justizpräsidenten, bei welchem er die Nacht zugebracht hatte und reiste mit seiner Gemalin in einem Wagen, welchen einer seiner intimsten Freunde ihm zur Verfügung gestellt hatte, nach Feldsberg ab, wo er im Schlosse des Fürsten Liechtenstein seinen Aufenthalt nahm. Da aber der Haß des Volkes, welcher ihn aus der Hauptstadt vertrieben hatte, ihn auch bis an diesen Zufluchtsort verfolgte, blieb er daselbst nur durch acht Tage und beschloß sich auf eines seiner Güter in Böhmen zu begeben; jedoch die Feindseligkeit, welcher er überall auf seiner Route ausgesetzt war, zwang ihm, seinen Reiseplan aufzugeben; er begab sich in einem Wagen des Grafen Rechberg über Olmütz und Prag nach Dresden. Allein statt des Schutzes, den er in Dresden zu finden hoffte, stieß er auf weit größere Gefahren, so zwar, daß er mit seiner Gemalin diese Stadt eilends verlassen mußte, welche sie, wie Waarenballen

in eine Reisekutsche gepfropft, die in einem Packwagen der Eisenbahn Aufnahme fand, wohl verborgen verließen. Zu Leipzig, Braunschweig und Hannover konnte der Fürst selbst die Erfahrung machen, bis zu welchem Grade sein Name, durch die revolutionären Leidenschaften ausgebeutet, der Gegenstand des öffentlichen Hasses geworden. Die gegen ihn von der Wiener Demagogie geschleuderten Pamphlete gaben ihm das Geleite, ja eilten selbst seiner Flucht voraus; von Hannover begab er sich nach Minden, und von Minden nach Aarenheim. Während dieser langen Reise, einen wahren Kreuzweg, auf welchen jedes Relais für ihn zur Leidensstation wurde, kam kein einziges Klagewort aus dem Munde des ehemaligen Ministers, der ruhig und kaltblütig wie in den Tagen seiner Macht verblieb. Sein Muth, über sein Mißgeschick erhaben, verließ ihn nicht einen Augenblick; sein Geist beherrschte sein Unglück. Aber die Strapazen der Reise, wohl auch die Trauer über seine Verbannung erschütterten seine Gesundheit; er mußte in Aarenheim anhalten und einen Arzt rufen lassen, ohne jedoch sein Inkognito, welches er bisher unter dem Namen eines Herrn Morton bewahrt hatte, aufzugeben. Die Dienerschaft des Gasthofes, in welchem er abgestiegen war, gleichfalls durch die öffentliche Stimmung aufgestachelt und verwirrt, betete unmittelbar vor der Thürschwelle des ehemaligen Ministers die absurdesten, gegen seine Person verbreiteten Gerüchte nach. Eines Tages kam sogar einer derselben zum Kammerdiener des Fürsten, Josef Michael, dem treuen Diener, der seinen Herrn auch im Unglücke nicht verlassen wollte, und sagte:

„Auf den Kopf des Metternich ist ein Preis gesetzt, wer ihn ausliefert, bekommt 500 Dukaten; man hat mich versichert, daß der Alte morgen hierher kommen soll; wenn er in diesem Gasthofe absteigt, wie ich es hoffe, so ist ihm und mir geholfen." — Der Aufwärter begleitete diese Worte mit Geberden, welche ebensowohl auf Meuchelmord, als auf Habsucht nach dem Blutpreis gedeutet werden konnten. Der getreue Josef benachrichtigte sogleich die Fürstin von der vertraulichen Mittheilung, die ihm soeben gemacht worden, und beschloß, von selbem Augenblicke die Person des Fürsten in sorgfältigster Acht zu behalten. An diesem nämlichen Tage ließ sich der Gouverneur der Stadt anmelden, indem er ungesäumten Zutritt bei der Familie Morton verlangte. — „Wir sind verloren," rief die Fürstin mit dem Ausdruck der Verzweiflung. — „Man lasse ihn eintreten!" erwiderte der Fürst mit jenem Ton der Autorität, der noch vor kurzer Zeit im Staatskanzleipalast seine Stimme bezeichnete. Der Gouverneur wurde allsogleich bei dem abgedankten Minister eingeführt, der, auf einer Chaiselongue ausgestreckt, ihn empfing. — „Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Gouverneur, daß ich Sie auf solche Weise empfangen muß!" sagte der Fürst mit jener höfischen Artigkeit, welche stets den typischen Charakter seiner Diplomatie bildete. — „Wollen Sie Platz nehmen!" Der Gouverneur erwiderte ohne alle Umschweife: „Ich stehe vor dem ersten Minister des Kaisers von Oesterreich." — „Sie irren sich, Herr Gouverneur," entgegnete lebhaft der Fürst, „ich bin es nicht mehr." — „Für mich sind Sie gleichwohl stets Se. Durchlaucht der Fürst Metternich." — Der Fürst machte eine verbindliche Kopfbewegung. „Aus diesem Grunde Durchlaucht, erscheine ich vor Ihnen; genehmigen Sie die Versicherung meiner ehrfurchtsvollsten Ergebenheit." — Der Fürst reichte ihm die Hand. — „Durchlaucht, Sie befinden sich hier," fuhr der Gouverneur fort, „unter dem Schutze einer gerechten und starken Regierung, seien Sie ganz unbesorgt, Ihre Person läuft nicht die mindeste Gefahr; ich werde über Sie wachen!" — Hierauf ließ er den Besitzer des Gasthofes rufen, indem er ihm den berühmten Flüchtling auf das Eindringlichste empfahl mit den Worten: „Ich stelle Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich sammt seiner Familie nicht blos unter Ihren Schutz, sondern ich mache Sie noch außerdem für alles das verantwortlich, was seinen hiesigen Aufenthalt belästigen könnte!" — Der Aufwärter, dessen Reden meuchelmörderische und habgierige Absichten enthüllt hatten, wurde allsogleich weggejagt. Nach einigen Tagen begab sich der Fürst, in seiner Gesundheit wieder vollkommen hergestellt, auf die Reise nach dem Haag, von wo er sich nach England überschiffte..."

## Drittes Kapitel.

# Der 15. März.

### 145.

### Die Nationalgarde verweigert den Gehorsam.

Die Nacht vom 14. auf den 15. März war, wie wir nachgewiesen haben, für die meisten Bewohner Wiens eine Nacht der Angst und des Schreckens. Der Pöbelaufstand außer den Linien schüchterte alle Besitzenden ein und erfüllte sie mit der Sorge, daß die dort stattfindenden Angriffe auf die Sicherheit der Person und des Eigenthumes alsbald auch in Wien selbst ihren Anfang nehmen werden. Man sah dem kommenden Tag mit Zittern entgegen, denn Jeder fühlte, daß es zu etwas Entscheidendem kommen müsse, Niemand vermochte sich aber eine Vorstellung zu machen, wie es enden würde. In dieser Nacht wurden auch in den Vorstädten zum erstenmale die Fenster beleuchtet, aber es geschah dies nicht aus Freude, sondern um die Finsterniß aus den Straßen und Gassen zu verscheuchen, und so der vorhandenen Unsicherheit entgegenzuwirken. Es muß hier vor Allem konstatirt werden, daß die Unzufriedenheit der Bevölkerung durch die in den Morgenstunden an allen Straßenecken affichirte Kundmachung, mittelst welcher Abgeordnete der verschiedenen Provinzialstände auf den

3. Juli einberufen wurden (s. S. 390), noch wesentlich vermehrt wurde. Diese Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Patente erhielt ihren schärfsten Ausdruck auf der Universität. Ein Bürgeroffizier, dem es darum zu thun gewesen sein mochte, die Studenten mit einer guten Nachricht freudig zu überraschen, war der Erste, welcher sie von der Veröffentlichung dieser Kundmachung, die auch die des Morgens erscheinende „Wiener Zeitung" brachte, in Kenntniß setzte. „Meine Herren, hier ist, was wir wollen, die Konstitution tritt am 3. Juli ins Leben!" Mit diesem Ausrufe stürzte der Bürger in den Aulasaal, wo er mit Jubel empfangen wurde. Man riß ihm das Plakat ungeduldig aus der Hand, man entfaltete es, man las seinen Inhalt vor. Die Studenten sahen sogleich, daß sie sich umsonst gefreut hatten, denn mit dem Inhalt desselben waren sie nichts weniger als einverstanden, ja sie waren empört darüber, daß man auf diese Weise mit dem Volke fertig zu werden hoffe. Der Bürgeroffizier




Kossuth haranguirt vom Hotel Erzherzog Karl aus das Volk.

wurde sogleich über die Werthlosigkeit dieser „Konstitution vom 3. Juli" belehrt und das Plakat selbst von den jungen Leuten in ein auf dem Universitätsplatze loderndes Bivouakfeuer geworfen, wo es unter Pereat-Rufen auf die Machthaber verbrannte.

Wer dieses Dokument liest, kann auch heute nicht in Zweifel darüber sein, daß der Inhalt desselben nicht geeignet war, die damals in großer Aufregung befindliche Bevölkerung auch nur einigermaßen zu befriedigen. Man war darauf gefaßt, in den Morgenstunden von großen Konzessionen zu vernehmen, die während der Nacht in der Hofburg beschlossen wurden. Die Erbitterung darüber, in dieser Erwartung enttäuscht worden zu sein, war eine ungeheuere. „Es kann nicht anders werden, so lange noch Einer der alten Rathgeber etwas mitzusprechen hat!" — „Sie tragen noch immer die alten Zöpfe und können sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Zeit eine andere geworden!" — „Metternich ist fort, aber sein

Geist regiert uns noch immer!" — „Wir wollen Volksvertreter und man verweist uns auf die alten Stände!" Solche und ähnliche Bemerkungen wurden von Mönnern aus allen Schichten der Bevölkerung über dieses Plakat gemacht. „Man ärgerte sich" — bemerkt ein Zeitgenosse — „am meisten darüber, daß die Wiener, trotz der Ereignisse der vorangegangenen beiden Tage, in den hohen Regionen noch immer so gering geschätzt wurden. Wenn sie hoch oben, hörte ich von verschiedenen Leuten sagen, vor der Bevölkerung nur den mindesten Respekt hätten, sie würden gar nicht daran denken, sie mit leeren Versprechungen abzuspeisen." Die Stimmung, welche durch das Plakat erzeugt wurde, äußerte sich, wie wir gleich sehen werden, in ein paar besonders bemerkenswerthen Kundgebungen, die im Schooße der neugeschaffenen Nationalgarde vorfielen. Die Reorganisirung derselben machte während der Vormittagestunden des 15. Mäez-rasche und erhebliche Fortschritte. Schaarenweise fanden sich die jüngeren und älteren Männer an jenen Plätzen ein, wo man sich in die Listen der Garde einschreiben konnte. Jeder wurde in dieselbe aufgenommen, gegen dessen Lebenswandel kein Einwand zu erheben war, keine Nationalität, kein Stand wurde besonders berücksichtigt, von einem Kastengeiste zeigte sich anfänglich bei der Garde keine Spur, denn jedes Glied derselben fühlte sich geehrt dadurch, ihr anzugehören. Der Waffenschatz des bürgerlichen Zeughauses war, wie wir berichtet, bereits in den Abendstunden des vorhergegangenen Tages von den Arbeitern mit Beschlag belegt und verschleppt worden. Da die Anzahl Jener, welche der Garde beitraten, schon am 15. März Morgens eine über alle Erwartungen große war, machte sich sogleich ein Mangel an Waffen fühlbar, der erst in Folge Einschreitens des Oberkommandanten Grafen Hoyos behoben wurde, welcher es durchsetzte, doß der Garde die im k. k. Zeughause vorräthigen Waffen ausgefolgt wurden. Während des Vormittags erließ Hoyos seinen ersten Tagesbefehl an die Garden. An allen Straßenecken affichirte man folgende

**Vorläufige Anordnung für die Organisirung der Nationalgarde.**

Die Notionalgorde wird vorläufig in Kompagnien mit selbstgewählten Offizieren formirt.

Um die Formirung in Kompagnien auszuführen, haben die Notionalgordisten Jeder in seinem Polizeibezirke der Stadt und der Vorstädte heute om 15. März 1848 um 3 Uhr auf folgenden Sammelplätzen zu erscheinen:

1. Für das Schottenviertel im Schottenhofe. 2. Füe das Wimmerviertel im großen Hofe des Bürgerspitals. 3. Für das Kärntnerviertel im deutschen Hause. 4. Füe das Stubenviertel im Heiligenkreuzerhofe. 5. Für den Polizeibezirk Leopoldstadt im Gemeindehause om Kormeliterplatz. 6. Füe den Polizeibezirk Landstroße im Gemeindehause rückwärts der Augustinerkirche. 7. Für den Polizeibezirk Wieden im Freihause bei der Kapelle. 8. Für den Polizeibezirk Moriohilf in dee Esterhazyschen Reitschule. 9. Für den Polizeibezirk Neubau im Zollerschen Schulgebäude. 10. Für den Polizeibezirk Josefstadt auf dem Piaristenplatz. 11. Für den Polizeibezirk Alservorstadt im rothen Hause. 12. Für den Polizeibezirk Rossou am Servitenplatz.

Jene Nationalgardisten, welche bereits in die Listen sich eingeschrieben und noch keine Karten erhalten haben, werden sie ouf diesen Sammelplätzen eehalten, ouch sind daselbst Listen zur Einschreibung vorbereitet.

Wien, am 15. März 1848.

Ernst Graf Hoyos,
Oberkommandant der Nationalgarde.

Damit war man ganz einverstanden, eine Anzahl anderer Befehle des Oberkommandanten erregten dagegen große Unzufriedenheit. Wir haben bereits auf die Erbitterung aufmerksam gemacht, welche durch das Plakat bezüglich der auf den 3. Juli ausgeschriedenen „Ständevereinigung" hervorgerufen wurde. Das ohnehin gestörte Vertrauen in die Redlichkeit der Absichten jener Personen, welche die Zügel der Regierung leiteten, war durch dieses Plakat bis auf's Aeußerste geschwächt worden. Die Meisten waren von Mißtrauen erfüllt und witterten überall Verrath und Bosheit. So flößte es allgemein Besorgniß ein, daß schon in den frühen Morgenstunden wieder große Züge Bewaffneter aus der innern Stadt hinausgeführt wurden. Es befremdete dies umsomehr, als die einzelnen Führer dieser Züge in der Regel das Ziel ihres Marsches nicht anzugeben wußten. Die meisten Führer versicherten nämlich, das Oberkommando habe sie auf Grund von bloßen Gerüchten von Ruhestörungen in zumeist weit entlegene Ortschaften mit dem Auftrage entsendet, daß sie für den Fall, als sie die Ruhe und Ordnung nicht gestört antreffen sollten, in diesen Ortschaften verbleiden und dort weitere Befehle abwarten mögen. Diese Weisungen des Oberkommandanten erregten allgemein Verdacht. Von verschiedenen Seiten wurde die Frage aufgeworfen und sogar an öffentlichen Orten dorüber debattirt, ob diesen „planlosen" Entsendungen zahlreicher Bewaffneter nicht vielleicht ein von einer reaktionären Partei gefaßter Plan zu Grunde liege? — Wer weiß, sagte man sich, ob nicht eben der Umstand, daß Windischgrätz von der während der Nacht versuchten Verhängung des Belagerungszustandes wieder ablassen mußte, weil dieselbe ohne Kampf und Blutvergießen nicht durchzuführen gewesen wäre, den Oberkommandanten veranlaßte, die Macht der Volkswehr auf Null zu reduziren, um es Windischgrätz hiedurch möglich zu machen, sein Projekt vielleicht schon in der kommenden Nacht zur Ausführung zu bringen, ohne daß er hiebei Widerstand befürchten müßte? — Wie, wenn man nun zuerst die größere Anzahl oder gar alle Bewaffnete durch alarmirende Nachrichten von Außen aus der Stadt herauslocken, dann die Stadtthore schließen und in der keines Widerstands fähigen Stadt alle bisher ertheilten Konzessionen für null und nichtig erklärte?

Solche und ähnliche Befürchtungen alarmirten vornehmlich den juridisch-politischen Leseverein, welcher denselben eine solche Bedeutung beilegte, daß er es sogar für nöthig fand, auch die Aufmerksamkeit der Studenten auf sie hinzulenken.

Diese hatten aus der Universität bereits ein vollständiges Kriegslager gemacht, in dem es jedoch, von dem Muthe und der Entschlossenheit seiner Streiter abgesehen, an dem Nothwendigsten fehlte, an Waffen, Geld, Lebensmitteln, u. s. w. Erst jetzt, in den Morgenstunden des dritten Tages, hieß es, daß die beiden Banquiers, Rothschild und Sina, sich erbötig gemacht hätten, eine namhafte Summe zur Unterstützung der Studenten zu geben. Dies war auf Anregung des Vicedirektors der philosofischen Studien, Heintl, geschehen, der sich nebst dem Vicedirektor der juristischen Studien, Kremer, und Professor Füster zu den beiden Geldfürsten begab, von denen

jeder zweitausend Gulden W. W. zu dem benannten Zwecke schenkte.

„Das für die Studenten bestimmte Geld" — erzählt Füster — „war sehr erwünscht gekommen. Beim Feuerlöschen hatten sich viele arme Studenten die einzige Kleidung, die sie besaßen, ruinirt. Sie bekamen nun die nothwendige Unterstützung. Ein junger Mann zeigte mir seinen Hut, den eine Proletarierkugel durchbohrt hatte. Getränke und Lebensmittel waren von jetzt an in der Universität in Fülle vorhanden. Die Schuldiener der verschiedenen Studienabtheilungen, namentlich der wackere Nußbaumer und seine Frau, die nächst der Aula wohnten, und der Universitätsportier befaßten sich mit höchst lobenswerther Aufopferung Tag und Nacht mit der Bewirthung der Studenten. Ich hatte ungemein viel zu thun. Wenn ich mich spät des Nachts zur Ruhe begeben, vergingen kaum einige Minuten und es waren Studenten da, Patrouillen-Führer, um für ihre erschöpften Kollegen, die den ganzen Tag bis über Mitternacht in den äußersten Vorstädten patrouillirt und von denen die wenigsten Geld hatten, um sich Erfrischung zu verschaffen, eine Unterstützung zu erbitten. An vielen Orten erhielten zwar die Studenten Bewirthung, allein an andern gar keine und so war die Spendung der Geldsumme ein wahrhaft großes Glück zu nennen."

Trotzdem aber, daß die Studentenschaft jetzt nicht mehr Ursache hatte, am Hungertuche zu nagen, war die Stimmung derselben doch keineswegs eine bessere geworden. Auch in ihrer Mitte wurden fort und fort Bedenken dagegen laut, daß von Seite des Nationalgarde-Oberkommandanten immer zahlreichere Abtheilungen der einzelnen Fakultäts-Korps außerhalb der Stadt entsendet werden. Aber bisher leisteten die Studenten noch jedem an sie gerichteten Befehle des Oberkommandanten Folge.

Auch schienen wohl viele Studenten, nicht aber die zu Korpskommandanten und Hauptleuten erwählten Professoren die im Lesevereine herrschenden Befürchtungen zu theilen. Die Letzteren waren, als in den Morgenstunden der Oberkommandant in Generalsuniform, von einem Adjutanten begleitet, auf dem Universitätsplatz herangeritten kam, um sämmtliche Studentenkorps außer die Mariahilferlinie hinaus zu dirigiren, sogar bereit, seinem Befehle zu entsprechen. Graf Hoyos hielt nämlich vor der Fronte und theilte mit, er habe soeben Meldung erhalten, daß draußen in Reindorf Unruhen ausgebrochen seien, weshalb er sämmtliche bewaffnete Studenten auffordere, sich sogleich dorthin zu verfügen. Die Mehrzahl der Studenten war aber mittlerweile von den Anschauungen des Lesevereines unterrichtet worden und daher nicht geneigt, dem Befehle sofort nachzukommen, im Gegentheile wurde derselbe von einzelnen Abtheilungen mit Murren vernommen. Nochmals wiederholte Graf Hoyos seine Weisung und fügte nun bei, daß er sich selbst an die Spitze der Studenten stellen werde. Dieser letztere Beisatz machte einige Studenten wieder schwankend. Der Schriftsteller Friedrich Kaiser, welcher sich in den Märztagen der Studentenschaft angeschlossen hatte, trat jedoch, als er dies bemerkte vor die Front und sprach zum Oberkommandanten: „Erlauben Sie mir, Excellenz, zu erklären, daß ich und diejenigen, welche ich führe, Ihnen nicht folgen werden! Gestatten Sie mir auch die Gründe dafür anzugeben . . ." In diesem Augenblicke sprang der schon im Ständehause als Redner aufgetretene Dr. Goldmark aus einer Kompagnie von Medizinern hervor und schrie, Kaiser unterbrechend: „Der Herr Graf ist unser Oberkommandant und es ist unsere Pflicht, ihm unbedingt Folge zu leisten!" Ein Gesinnungsgenosse Kaisers, der Musikkritiker Becher unterbrach wieder Goldmark, indem er gegen die in Reih und Glied stehenden Studenten gewendet, ausrief: „Wir sind keine Soldaten, welche durch den Fahneneid zu blindem Gehorsam gezwungen sind!" — Nun zeigte es sich, daß auch unter der Studentenschaft arge Meinungsverschiedenheiten eingetreten waren; während Einige riefen: „Wir ziehen mit!" blieben Andere wieder regungslos stehen und sprachen: „Wir gehen nicht aus der Stadt!" Alle Versammelten geriethen in stürmische Bewegung. Es erhob sich ein solcher Lärm, daß vorläufig weder der Kommandant noch Jemand Anderer daran denken konnte, seine Meinung auszusprechen. Während dieser Pause machte Graf Hoyos dem Schriftsteller Kaiser Vorwürfe darüber, daß er diese Scene herbeigeführt habe, und ersuchte ihn, die jungen Leute nicht unnützer Weise in Aufregung zu versetzen, sondern im Gegentheile dahin zu wirken, daß sie sich den gegebenen Weisungen fügen. „Der Befehl, nach Reindorf zu marschiren, ist mir — versicherte Hoyos den ihm zur Seite stehenden Schriftsteller — von höherer Seite geworden." — „Und dies, erwiderte Kaiser dem Grafen, ist für uns ein Grund mehr, Ihrem Befehl, Excellenz, mit Verdacht zu begegnen. Die Stadt ist beinahe schon aller bewaffneten Volksmänner entblößt, will man in der Stadt selbst wieder nur das Militär haben? Wir haben die Waffen nicht allein ergriffen, um Wächterdienste im Auftrage der Regierung zu verrichten, sondern auch und zwar hauptsächlich um die Wünsche des Volkes zur Erfüllung zu bringen!" Kaiser hatte dies zu dem Grafen absichtlich mit lauter Stimme gesprochen, um von den Studenten gehört zu werden, und die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken. Es war ihm dies gelungen. Auf dem Universitätsplatze herrschte mit einem Male tiefe Stille, alle Anwesenden lauschten auf das Gespräch, welches Kaiser mit dem Oberkommandanten führte. „Sie sprechen von Wünschen, Herr Kaiser, welche sind die Wünsche des Volkes?" — „Sie lassen sich mit einem Worte aussprechen," gab Kaiser zur Antwort, das Volk wünscht: „Eine Konstitution!" — Dieses Wort wirkte wie ein Zauberschlag auf Alle. „Ja! Ja!" wurde in den Reihen der Studenten von verschiedenen Seiten gerufen. „Wir wollen eine Konstitution!" — „Es lebe die Konstitution!" — Goldmark, welcher noch immer vermitteln wollte, wurde nun zurück gedrängt, mehrere Studenten traten aus Reih und Glied, um dem Oberkommandanten zu erklären, daß sie nicht aus der Stadt weichen und die Waffen nicht eher niederlegen würden als bis der Monarch dem Volke eine Konstitution gewährt habe. Graf Hoyos mochte fühlen, daß er in dieser Situation eine traurige Rolle spiele und mit dem Worte: „Zu meiner Macht steht es nicht, Ihnen ein derartiges Versprechen zu geben!" wandte er sein Pferd und ritt mit seinem Adjutanten eilends wieder fort.

Ein weiterer Zeuge dieser Begebenheit meldet:

„Dreihundert vom Technikerkorps hatte Hoyos, eine Stunde bevor er auf der Universität erschien, auf den Südbahnhof kommandirt, angeblich deshalb, weil das Volk dort Alles verwüste. Die Techniker fanden jedoch dort Alles in der schönsten Ordnung. Sie eilten in die Stadt zurück, nach der Universität und ihr Führer sagte es dem Grafen rund heraus, daß, wenn man die Freiheitskämpfer nicht in verrätherischer Weise zu vergewaltigen streben würde, man gewiß Anstand nähme, sie unter leeren Vorspiegelungen aus der Stadt zu entfernen. „Es gibt eine Partei in Wien, Herr Oberkommandant“ — sagte der Führer der Dreihundert zu dem Grafen — „welche die Bivouaks der Garnison um jeden Preis von den Glacis auf den Stefansplatz und Graben verlegen möchte. Wenn Sie uns und unsere Waffenbrüder noch weiter aus der Stadt kommandiren, Herr Graf, dann halten wir Sie gleichfalls für einen Angehörigen dieser Partei!“ — „„Meine Herren!““ erwiderte Hoyos fast erzürnt, „„ich bin Kavalier und meine Redlichkeit darf Niemand in Zweifel ziehen.““ — Eine Stunde später wollte er sämmtliche Studentenkorps vor die Mariahilferlinie hinausführen . . .“

## 146.

## Der provisorische Bürger-Ausschuß tritt in's Leben.

Wie allen Männern des früheren Sistems passirte es auch dem Bürgermeister Czapka, daß er nun mit einem Male an sich selbst irre zu werden anfing. Wie er die Wogen der Bewegung immer mehr steigen und sich ausbreiten, Alles um sich her stürmen und drängen, Alles die Besinnung verlieren sah, blieb auch er nicht mehr der Alte. Er, der als ein getreuer Anhänger des „Sistems“ gegen alle liberalen Tendenzen eingenommen war, der es immer vermied, ohne Zustimmung der höheren Stelle irgend etwas zu verfügen, der seine ganze Popularität verloren hatte, weil er bestrebt war, sich in dem Vertrauen der Machthaber zu befestigen, derselbe Bürgermeister Czapka entschloß sich nun am frühen Morgen des 15. März, ohne frühere Ermächtigung, gleichsam auf eigene Faust eine durchgreifende Reform der Stadtverfassung wie mit einem Schlage zu bewerkstelligen. Seine Situation war in der That eine verzweifelte und es blieb ihm eben nichts anderes übrig, als durch einen verzweifelten Schritt die Rettung aus seiner bereits unhaltbar gewordenen Lage zu versuchen. Von den Machthabern, die selbst nicht wußten, was sie in ihrem Interesse eigentlich thun oder lassen sollten, im Stiche gelassen, von der Bevölkerung, namentlich auch von den bewaffneten Bürgern, ja selbst von vielen ihm unterstehenden Beamten mit Mißtrauen verfolgt, hatte er doch als Bürgermeister Pflichten zu erfüllen, die gerade in einer bewegten Zeit nicht vernachlässigt werden durften. Er mußte der in allen Theilen der Stadt einreißenden Unsicherheit entgegen zu wirken suchen, unter seiner Huth befand sich das Vermögen der Stadt, das Hab und Gut zahlreicher Witwen und Waisen. Eine Menge öffentlicher Interessen lief Gefahr, arg geschädigt zu werden, wenn es ihm nicht gelang, sich aus seiner isolirten Stellung herauszubringen und sich in seinem Amte der Mitwirkung von Männern zu versichern, welche Ansehen, Einfluß nach unten, Popularität, mit einem Worte alle jene Eigenschaften in sich vereinigten, die ihm fehlten und ohne die sich in bewegten Zeitläuften in einer hervorragenden öffentlichen Stellung eben Niemand zu behaupten vermag.

Wir haben Czapka's Lage als eine verzweifelte bezeichnet und sie war es auch. Die Revolution war kaum im Ständehause ausgebrochen, so zogen sich schon alle Bürger von ihm, dem Bürgermeister zurück und Jene, die es nicht vermeiden konnten, mit ihm zu verhandeln, machten ihm nun aus ihrer Gegnerschaft kein Geheimniß. Die bewaffneten Bürger weigerten sich bald, seine Befehle, trotzdem er ihr Kommandant war, zu vollstrecken, denn sie erblickten in ihm nicht den Bürgermeister, nicht ihren Obersten, sondern einzig und allein den Anhänger des Fürsten Metternich. Die Magistratsräthe besaßen so wenig Ansehen in der Bevölkerung, daß selbst die Unterstützung Jener, die Czapka auch während der Märzbewegung treu zur Seite standen, ihm nur wenig helfen konnte. So war er gezwungen, Alles selbst zu verfügen, überall selbst Hand anzulegen, da er sich fast auf Niemanden mehr verlassen konnte.

Während der beiden vorhergegangenen Tage war Czapka, also beinahe durch 48 Stunden, fast ununterbrochen in Thätigkeit. Nun war der Morgen des dritten Tages hereingebrochen, und es war noch gar nicht abzusehen, wann die Unruhe in Wien ein Ende nehmen werde. Czapka entschloß sich daher, eine Anzahl geachteter Bürger um sich zu versammeln, in der Voraussetzung, daß ihn dieselben während der bedrängten Zeit in der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unterstützen würden. Er ließ um 6 Uhr Morgens an mehrere „äußere Räthe“ und sonstige angesehene Bürger Einladungen ergehen, selbst an solche Persönlichkeiten, von denen er, wie z. B. von Arthaber u. A. wußte, daß sie seine Gegner wären. Gegen halb 8 Uhr versammelten sich die Geladenen und noch mehrere andere äußere Räthe und Bürger in seinem Bureau, wo er ihnen eröffnete, daß es seine Absicht sei, zur Unterstützung des Magistrats ein eigenes Bürgerkomité zu bilden. Er hatte jedoch seine Ansprache kaum geschlossen, als er schleunigst abberufen wurde. Die anwesenden Bürger forderten nun den Vicebürgermeister Bergmüller auf, den Vorsitz zu übernehmen, damit sie ihre Berathungen fortsetzen können. Dieser ließ sich hierzu herbei, trotzdem von einigen Magistratsräthen dawider Einsprache erhoben wurde, indem diese geltend machten, der Bürgermeister werde bald wieder zurückkommen, und sein Erscheinen müsse abgewartet werden, da ohne seine Zustimmung nichts beschlossen werden könnte. Diese Einwendungen wurden von Arthaber, Bach, Hardt, den Freiherren von Doblhoff und Stifft und noch von Anderen fast mit Entrüstung zurückgewiesen. „Die Zeiten,“ sagte Arthaber, „sind für immer vorüber, wo der gegenwärtige Bürgermeister die Wiener Bürger an seinem Gängelbande führen darf.“ — Bach meinte: „Wenn der Bürgermeister glaubt, uns kommandiren und auf unsern Gehorsam zählen zu können, dann irrt er sich! Entweder er unterwirft sich unseren

Beschlüssen oder wir sind hier ganz überflüssig!" Hardt bemerkte, daß mit dem Sturze Metternich's auch Czapka unmöglich geworden sei, und daß die Stunden des Absolutismus nicht allein für den Staat sondern auch für den Wiener Magistrat gezählt seien.

Es schien, als ob die Versammlung resultatlos bleiben werde. Einige der Geladenen waren bereits im Fortgehen begriffen und die anwesenden Magistratsräthe machten eben nicht Miene, sich in den Willen der Bürger zu fügen. Blos der Vicebürgermeister Bergmüller wurde nicht müde, zu vermitteln und zu beschwichtigen. Er besprach sich längere Zeit in einer Ecke des Zimmers mit Bach und Arthaber und erklärte dann mit sichtlicher Verlegenheit, daß er in der Voraussetzung, es werde der Bürgermeister dagegen nichts einwenden, die Herren ersuche, ihre Plätze zu behalten und ihre Berathungen zu beginnen.

Czapka hatte seine Einladungen in der Voraussetzung erlassen, daß die von ihm Berufenen eben in Folge seiner Berufung das Bürgerkomité bilden. Aber namentlich Bach war es, welcher sich gegen diesen Modus heftig erklärte. „Von Bürgermeisters Gnaden," sagte er, „wird wohl kein Einziger in dieser Versammlung irgend eine Funktion ausüben wollen, das öffentliche Vertrauen allein soll entscheiden, wer in Zukunft ein städtisches Amt einnehmen solle; da es jedoch an der nöthigen Zeit fehlt, die gesammte Bürgerschaft zur Wahl von Repräsentanten zu versammeln, so müsse wenigstens von den eben anwesenden Bürgern diese Wahl provisorisch, nämlich bis für jene Zeit vorgenommen werden, wo es möglich sein werde, die ordentlichen Wahlen für ein Wiener Bürger-Komité auszuschreiben. Er beantragte demnach, daß die Anwesenden zur Wahl von vierundzwanzig Männern schreiten, die im Laufe des Vormittags als Bürger-Komité sich konstituiren und ihren Wirkungskreis festsetzen sollen. Dieser Antrag wurde angenommen, und sogleich zur Wahl geschritten, deren Resultat wir später mittheilen werden.



Freudige Bewegung unter den Wiener Juden auf dem Salzgries

Die vierundzwanzig Gewählten fanden sich, ohne irgend eine Beglaubigung in Händen zu haben, im Verlaufe des Vormittags im äußeren Rathssaale zu einer kurzen Sitzung ein, vor deren Eröffnung schon es der Großhändler M a y e r übernahm, dem Bürgermeister C z a p k a unter vier Augen freundschaftlich zu rathen, daß er von seinem Posten l i e b e r  f r e i w i l l i g zurücktreten möge, da er sich bei den über ihn im Publikum verbreiteten Gerüchten ohnedies nicht länger würde behaupten können. C z a p k a erklärte alle diese Gerüchte für schändliche Verläumdungen und schritt nun zur Eröffnung der Sitzung, indem er die Versammelten aufforderte, ein Programm ihrer Thätigkeit festzustellen. Sämmtliche Gewählte erklärten, sich auf ihre Mitwirkung bei Herstellung der Ruhe und Ordnung in der Residenz beschränken zu wollen und verlangten, daß dieser Beschluß unter Bekanntgebung ihrer Namen dem Publikum mittelst einer Kundmachung mitgetheilt werde.

Es liegt über diese Sitzung ein beglaubigtes Protokoll vor, dessen Genauigkeit wir jedoch dahin gestellt sein lassen, da nach demselben die Wahl der Vierundzwanzig, die bereits in den Morgenstunden vorgenommen worden war, erst in dieser nach 10 Uhr Vormittags stattgefundenen Sitzung vollzogen worden wäre, was sowohl mit den im Stadtarchive aufbewahrten Aufzeichnungen des Bürgermeisters C z a p k a als mit den Angaben von Theilnehmern dieser Sitzung n i c h t übereinstimmt. Es scheint, daß in dem vorhandenen Protokoll, sowohl die des Morgens vollzogene Wahl als die in der Vormittagssitzung gefaßten Beschlüsse registrirt wurden. Dieses Protokoll lautet:

### P r o t o k o l l

aus der Sitzung des Magistrats vom 15. März 1848, Vormittags 10 Uhr, unter dem Vorsitze des Herrn k. k. n. ö. Regierungsrathes und Bürgermeisters Ig. C z a p k a Ritter v. Winstetten.

Gegenwärtig:

**Der Magistrat und eine Bürgerdeputation.**

Es wird der Antrag gestellt, daß, um Ruhe und Ordnung, die wesentlichsten Bedingungen zur Herstellung eines gesicherten Zustandes und zur Feststellung der in diesem Augenblicke nothwendigen Maßregeln zu bewirken, sogleich ein provisorischer Bürgerausschuß gewählt werde, der aus mehreren rechtlichen und unterrichteten Männern zu bestehen und den Magistrat in allen obige Zwecke beabsichtigenden Maßregeln zu unterstützen hätte, der daher den diesfälligen Sitzungen des Magistrats anzuwohnen und in denselben mitzusprechen und abzustimmen hätte.

Dieser Antrag wurde als vollkommen zweckmäßig und bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen höchst dringend und unabweislich anerkannt und daher von der vorhandenen Bürgerschaft sogleich zur Wahl der Mitglieder dieses Ausschusses geschritten und von derselben nachgenannte Herren hiezu provisorisch erwählt:

Aus den n. ö. Landständen die Herren Freiherr v. D o b l h o f f und Freiherr v. S t i f f t.

Aus den Professoren der Wiener Universität die Herren Regierungsrath Dr. v. W e l l und Professor Anton H y e.

Aus dem Großhandlungs-Gremium die Herren Joh M a y e r, Chef des Hauses Stametz & Komp. und Ludwig R u d e r t.

Aus dem bgl. Handelsstande die Herren Rudolf v. A r t h a b e r, J. B. B e n n e n u t t i, M. E i c h, Albert H a r d l und Jos. B a i g t.

Aus dem Buchhändler-Gremium und von den Kunsthändlern die Herren Karl G e r o l d, Friedr. B e c k und August A r t a r i a.

Aus den Fabrikanten die Herren M. S p ö r l i n, Theodor H o r n b o s t e l, Jos. B a d e r, W. R e i n h o l d, Karl B r e d i t t e r und Karl H a r t m a n n.

Aus den Doktoren der Medizin die Herren Dr. L e r c h und Dr. Ernst S c h i l l i n g.

Aus dem Advokaten-Kollegium die Herren Dr. S e i l l e r und Dr. Alexander B a c h.

Von dem also konstituirten prov. Bürgerausschusse, dessen Mitglieder dem Landespräsidium anzuzeigen seien, wurde sogleich zur Beruhigung der Gemüther und in der Absicht, die Wiederherstellung der Ordnung zu beschleunigen, nachfolgende Kundmachung entworfen und alsogleich durch den Druck veröffentlicht:

### A u f f o r d e r u n g.

Sämmtliche Herren Handels- und Geschäftsleute, sowie die Herren Gewölbsinhaber werden ersucht, zur größeren Beruhigung des Publikums alsogleich Ihre Schreibstuben, Geschäfts- und Verkaufslokalitäten dem öffentlichen Verkehre zu öffnen, damit die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung befördert und die mit einem größeren Verschlossenhalten verbundenen Nachtheile für den allgemeinen Verkehr und die daran Betheiligten gehoben werden.

Vom Magistrate der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien am 15. März 1848.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

Bergmüller, Vizebürgermeister.

Rosmanit, Aktuar und Protokollsführer.

## 147.

## Kleiner Konflikt im Gewerbevereine.

Im Leseverein hatte man sich schon während der Nacht dahin geeinigt, nicht eher nachzugeben als bis die Hofpartei zur Verkündigung einer Konstitution sich entschlösse. Im Gewerbevereine gingen jedoch die Meinungen auseinander. Die eine Partei, deren Wortführer S p ö r l i n war, neigte sich zu der Ansicht hin, es sei vorläufig genug erreicht worden, man müsse es der Zeit überlassen, von Seite des Hofes weitere Zugeständnisse zu erlangen; es liege im Interesse der Bürger und überhaupt aller Besitzenden, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit baldigst wiederkehre, sonst könnten ähnliche anarchische Zustände, wie in Paris, auch in Wien die herrschenden werden. Die zweite Partei, deren hervorragendste Persönlichkeiten A r t h a b e r, H o r n b o s t e l, Dr. Alexander B a c h und M a r t o r t gewesen, stand jedoch nach wie vor auf dem Standpunkte der Bürgeradresse (s. S. 143). Diese Partei, namentlich die vier genannten Personen waren fort und fort mit den maßgebenden Personen des Hofes, mit einzelnen der liberaleren Richtung sich zuneigenden Regierungsmännern, wie K o l o w r a t und P i l l e r s d o r f, mit den Führern der liberalen Ständepartei und mit den Notabilitäten der Universität und des Lesevereins in Unterhandlung. Ohne sich von dem Pöbelaufstande und anderen drohenden Symptomen irre machen zu lassen, war diese Partei bestrebt, der Wiener Bewegung eine bestimmte Richtung zu geben, die Zielpunkte genau festzusetzen, die unter allen Umständen erreicht werden müssen. Während einer in den frühen Morgenstunden des 15. März in der Wohnung des Landmarschalls Grafen M o n t e c u c c o l i stattgefundenen Konferenz scheinen den liberalen Parteiführern von Seite des Grafen, der als Vertrauensmann der kaiserlichen Familie in der Lage war, sich auf das Genaueste zu orientiren, die beruhigendsten Versicherungen ertheilt worden zu sein. Der Graf wurde nicht müde, den um ihn versammelten Männern zu betheuern, daß die Gewährung einer Konstitution blos von der Erledigung einiger Vorfragen noch abhänge, daß einzelne Prinzen, wie Erzherzog F r a n z  K a r l und n a m e n t l i c h die Erzherzogin S o p h i e rastlos bemüht seien, den Erzherzog L u d w i g mit dem Gedanken, daß Oesterreich in Zukunft konstitutionell regiert werden müsse, vertraut zu machen, daß man blos darüber noch zu keinem festen Entschlusse gekommen sei, ob man die Konstitution nur im „Prinzip" verkündigen

und das Weitere der Zukunft anheimstellen, oder ob man mit einer fertigen Gesammtstaatsverfassung für Oesterreich hervortreten solle. Der Kaiser, hieß es weiter, habe den Erzherzog-Palatin Stefan an das Hoflager entboten und von seinem Berichte über den Stand der Dinge in Ungarn werde es abhängen, ob man sich für die eine oder andere Form der Konstitutionsverleihung entscheiden werde.

Arthaber und seine Freunde erschienen nach dieser Konferenz im Gewerbevereine, wo Spörlin eben im Begriffe stand, eine, die Regierung zur Herstellung der Ruhe auffordernde Vertrauensadresse in Umlauf zu setzen. Diese Adresse lautete:

### Euere k. k. apostolische Majestät!

**Die gefertigten Bürger und Bewohner Wiens danken Euer Majestät für die allergnädigste Gewährung jener Rechte und Freiheiten, welche Oesterreichs Volk den freiesten Völkern des Erdballs gleichstellen. Ein, die Wohlfahrt des Staates und seiner Bewohner gefährdendes Regierungssystem ist nach im rechten Augenblicke aufgegeben worden und der Oesterreicher wird sich schon binnen kurzer Zeit des Besitzes aller jener freisinnigen Institutionen erfreuen, welche anderwärts das Glück der Staaten und Völker begründet haben. Euer Majestät werden die Gnade haben, an Stelle des Fürsten Metternich die Leitung der Regierungsgeschäfte einem Manne anzuvertrauen, der sich sowohl des allerhöchsten kaiserlichen Vertrauens als auch des Vertrauens der Völker erfreuen wird. Regierung und Volk in Oesterreich werden dann fest zusammenhalten und in Folge dieser Einmüthigkeit der Staat auf eine Höhe der Macht, des Ruhmes und der Wohlfahrt gehoben werden, welche der Regierung Euer Majestät den Segen und die Dankbarkeit jedes Oesterreichers sichern wird. Euer Majestät waren so großherzig, der Bevölkerung Wiens durch die Gewährung der Nationalgarde einen Beweis allerhöchster Huld und Gnade zu liefern. Die junge Garde wird ihre Lebensaufgabe darin erblicken, eine feste Stütze des Thrones und des Volkes zu sein, sie wird die Ruhe des Staates und seiner Bürger vor allen dieselben bedrohenden inneren Gefahren zu schirmen wissen. Euer Majestät haben die Fesseln der Zensur zerbrochen und dem Volke das hohe Gut der Preßfreiheit zu Theil werden lassen. Oesterreichs Volk ist damit die Möglichkeit geboten, den übrigen bereits vorgeschritteneren Nationen auch geistig ebenbürtig zu werden. Gestatten Euer Majestät den in tiefster Ehrfurcht unterzeichneten Bürgern und Bewohnern Wiens für alle diese Akte kaiserlicher Großherzigkeit ihren ehrerbietigsten Dank auf den Stufen des Thrones darzubringen. Gott erhalte Euere k. k. apost. Majestät!**

**Wien, am 15. März 1848.**

In Folge dieses Adreßentwurfes, der soeben in Umlauf gesetzt werden sollte, kam es namentlich zwischen Arthaber und Spörlin zu einer heftigen Scene. Der Letztere war gerade im Begriffe, dieser Adresse seine Unterschrift beizusetzen, als ihm Arthaber erklärte: unterschreibe er, so werde er dagegen eine andere Adresse in Umlauf setzen, in welcher dem Kaiser erklärt werden wird, es gäbe unter den Wiener Bürgern eine kleine reaktionäre Partei, welche es sich herausgenommen habe, im Namen der Bürger und Bewohner Wiens das Wort führen zu wollen. Diese Partei sei jedoch zu ohnmächtig, als daß Kaiser und Regierung auf sie zählen könnten. Arthaber hielt nun den im Vereinslokale Versammelten einen förmlichen Vortrag über den Stand der Situation. Er theilte mit, daß die Verleihung einer Konstitution bereits als eine beschlossene Sache anzusehen sei, daß es nur mehr darauf ankomme, von den bereits gestellten Forderungen nicht mehr abzuweichen und durch ein ernstes, entschlossenes Auftreten zu zeigen, wie wenig es der Regierung nützen würde, wenn sie noch länger zaudern möchte, die allgemeinen Volkswünsche zu erfüllen. Arthaber setzte ferner auseinander, daß eine größere Anzahl von Bürgern sich mit dem Gedanken vertraut machen müßte, vielleicht heute schon, vielleicht erst in den nächsten Tagen, eine Reihe von öffentlichen Aemtern zu übernehmen. Er knüpfte hieran die Bemerkung, daß selbst für den Fall als die Verkündigung der Konstitution noch für einige Tage verzögert werden sollte, in der städtischen Verwaltung, vielleicht schon in den nächsten Stunden, eine durchgreifende Reform Platz greifen werde. Viele Erzherzoge seien damit einverstanden, daß der, der Bevölkerung verhaßte Bürgermeister Czapka von seinem Amte enthoben werde und der Kaiser werde gewiß bereit sein, einer solchen Verfügung seine Sanktion zu ertheilen. Mit dem gegenwärtigen Bürgermeister werde aber auch das gesammte übrige Stadtregiment fallen; die bisher fast unumschränkte Gewalt der Magistratsräthe über die Bürger werde gebrochen und deren Funktionen in Zukunft von freigewählten Repräsentanten der Bürgerschaft ausgeübt werden. Ein diesbezüglicher Auftrag, die Einsetzung eines aus der Bürgerschaft frei gewählten Stadtrathes sofort zu veranlassen, werde dem niederösterreichischen Regierungspräsidenten von Seite des Hofes wahrscheinlich noch im Laufe des Tages zukommen.

Diesen Eröffnungen gegenüber entschloß sich Spörlin die von ihm beabsichtigte Dankadresse an den Kaiser zurückzuziehen und die Meinungsverschiedenheiten im Gewerbevereine hörten so ziemlich auf, als Arthaber während seiner Anwesenheit im Vereine von verschiedenen hochgestellten Personen Billets mit ganz eigenthümlichem Inhalte zugesendet wurden. Arthaber ließ einige dieser Billets unter den Anwesenden zirkuliren. Ein dem kaiserlichen Hofe nahe stehender hoher Würdenträger schrieb nämlich an Arthaber:

### Herr von Arthaber!

**Harren Sie aus! Bewegen Sie die Bürgerschaft dazu, von ihren Forderungen nach einer Konstitution nicht abzulassen. Sie werden heute noch den erwünschten Erfolg haben.**

**15. März, 7 Uhr Morgens.**

**Ihr bereitwilliger** (folgt die Unterschrift)

Ein zweites Billet lautet:

### Geehrter Herr v. Arthaber!

**Verfügen Sie sich schleunigst zur durchlauchtigsten Frau Erzherzogin (Sophie). Bitten Sie Hochdieselbe, daß Sie Ihren mächtigen Einfluß dazu verwende, um Sr. Ma-**

jestät den Kaiser zum Erscheinen unter der Bevölkerung zu bewegen. Gelingt es, jene Koterie, welche den zu einer Rundfahrt durch die Stadt bereits entschlossen gewesenen Monarchen neuerdings von diesem Gedanken abgebracht hat, nochmals zu verdrängen, dann ist es um ihren Einfluß für immer geschehen und der Verkündigung der Konstitution steht kein Hinderniß mehr im Wege. Gleichzeitig ergeht an den Herrn Grafen Colloredo das briefliche Ersuchen, sogleich bei Seiner Majestät dem Kaiser Audienz zu nehmen, damit auch er den Monarchen zu einer Fahrt durch die Stadt zu bewegen suche.

Ich zeichne 2c.

## 148.

## Eine Intervention der Frau Erzherzogin Sophie.

Arthaber verließ nach Erhalt des letzteren Schreibens eiligst den Verein und eilte in die Hofburg. Die Physiognomie derselben war die nämliche wie an den beiden vorhergegangenen Tagen. In den Höfen, auf den Stiegen und auf den Gängen kampirte Militär. Der Franzensplatz, auf dem mehrere Eskadrons Kavallerie bivouakirten, hatte das Aussehen eines Waffenplatzes. Alle Schranken der Etikette waren in den Appartements der Erzherzoge, ja selbst in jenen des Kaisers gefallen. Es ging überall aus und ein, wem es beliebte. Personen, die in diesen Räumen früher nie gesehen wurden, bewegten sich in denselben so ungezwungen, als ob sie darin zu Hause wären. Zwischen den Erzherzogen und den ihrer nächsten Umgebung angehörigen Hofpersonen wurde fort und fort über die Mittel berathen, welche die Wiederherstellung der Ruhe in Wien erwarten ließen. Die Staats- und Konferenzräthe befanden sich schon seit zwei Tagen in Permanenz, aber auch Privatpersonen nahmen auf die von höchster Stelle getroffenen Entscheidungen einen maßgebenden Einfluß. Es wird erzählt, daß Dr. Hussian, der Arzt der Erzherzogin Sophie, dieselbe dazu vermocht haben soll, beim Kaiser die Erlassung einer Konstitution zu befürworten. Hussian, heißt es, machte um 7 Uhr Morgens wie gewöhnlich bei der Frau Erzherzogin seine Visite. Um die öffentliche Stimmung befragt, erklärte er, daß die Gewährung der Preßfreiheit beruhigend gewirkt habe und er glaube nicht, daß etwas Bedeutendes mehr zu befürchten sei. Nachdem Hussian die Burg wieder verlassen hatte, überzeugte er sich auf dem Kohlmarkte, dem Graben und anderwärts von der im Volke herrschenden Gährung und Erbitterung; ferners davon, wie die Forderung nach einer Konstitution bereits von allen Volksschichten erhoben werde und wie allgemein das Verlangen sei, daß der Kaiser sich dem Volke zeige. In Folge dieser Wahrnehmungen eilte Hussian zur Erzherzogin zurück. Sie kam eben im Morgenanzuge aus der Kirche, und er schilderte ihr sogleich mit beredten Worten die Stimmung der Bevölkerung, die zahlreichen Anzeichen einer nahe bevorstehenden Bewegung, die er auf vielen Punkten der inneren Stadt bemerkt habe. Die Erzherzogin erwiderte ihrem Arzte, sie könne seinen Worten kein rechtes Vertrauen schenken, denn sie glaube, er sehe zu schwarz. In diesem Augenblicke erschien auch der ältere Baron Sommaruga bei der Erzherzogin, um ihr die Lage der Stadt zu schildern. Das Bild, welches er ihr entwarf, war noch düsterer als jenes, welches ihr Hussian entworfen. Auf Sommaruga's Urtheil, welcher der Lehrer ihres ältesten Sohnes, des Erzherzogs Franz Josef war, setzte die Erzherzogin besonderes Vertrauen. Als derselbe im Vereine mit Hussian die Erzherzogin bestürmte, daß sie den Kaiser oder wenigstens ihren Gemal sammt dem präsumtiven Kronprinzen Erzherzog Franz Josef bestimmen möge, sich bei Gelegenheit einer Fahrt durch die innere Stadt dem Volke zu zeigen, sah sich die Erzherzogin veranlaßt, diesem Ansinnen nachzugeben und sich zum Kaiser zu verfügen. Sowohl Sommaruga als Hussian erklärten jedoch der Erzherzogin, die Ausfahrt des Kaisers allein würde vollständig wirkungslos bleiben, wenn nicht unmittelbar nach derselben etwas Entscheidendes erfolge. Es müsse, wenn die Ruhe wieder eintreten solle, eine Proklamation erlassen werden, ähnlich jener des Königs von Baiern, mit der Verkündigung einer Konstitution für Oesterreich. Die Erzherzogin versprach, sich auch dafür zu verwenden.

## 149.

## Die Ankunft des Erzherzogs Stefan.

Wir haben (s. S. 367) berichtet, daß Erzherzog Stefan durch einen eigenen Kourier ersucht wurde, sich an das Hoflager nach Wien zu verfügen, und haben erzählt, in welcher Stimmung und unter welchen Verhältnissen er diesem Rufe folgte. Erzherzog Stefan fand bei seinem Eintreffen in Wien alle Theile der Stadt in voller Revolution. Die St. Marxer-Linie, die er zuerst berührte, war theilweise demolirt. Anstatt der gewöhnlichen Finanzwachmänner hatten Nationalgarden die Wache übernommen, welche natürlich alle der Verzehrungssteuer unterworfenen Gegenstände steuerfrei hereinließen. Der Erzherzog fuhr unbehelligt bis zum alten Kärntnerthor. Da dasselbe verschlossen war, so war der auf dem Kutscherbocke sitzende Leibhußar genöthigt, dem Wache haltenden Nationalgardisten den Namen seines Herrn zu nennen. In demselben Augenblicke nahmen auch schon die Demonstrationen, denen der Erzherzog gewiß gerne aus dem Wege gegangen wäre, ihren Anfang. Die Nationalgardisten jubelten nämlich dem Palatin zu, eine Menge Volkes drängte sich heran, welche stürmische Hochrufe auf ihn ausbrachte, und nach einer Viertelstunde wußte es die ganze innere Stadt, daß der Palatin in Wien eingetroffen sei.

Erzherzog Stefan besaß von jeher die Sympathien der Wiener. Man hielt ihn für einen der intelligentesten, befähigtesten Erzherzoge, man pries ihn als einen Freund des Volkes, als einen warmen Anhänger der liberalen Zeitideen und vor allem Anderen als einen entschiedenen Gegner des „Sistems“ und seiner beiden Hauptrepräsentanten, des Erzherzogs Ludwig und des Fürsten Metternich. In diesem Glauben nahm man allseitig an, Erzherzog Stefan sei aus eigenem Antriebe nach Wien gekommen, er

sei gekommen, um die Wünsche und Forderungen der Wiener bei Hofe zu befürworten, und weil man dies glaubte und überhaupt die beste Meinung von ihm hatte, nahm man ihn mit Jubel auf und bereitete man ihm einen Empfang, wie er sonst nur einem Sieger, einem Befreier zu Theil wird!

In der Kärntnerstraße, durch welche der Palatin seinen Weg nahm, war er bereits der Gegenstand begeisterter Kundgebungen, Tausende zogen unter enthusiastischem Jubel theils vor seinem Wagen her, theils folgten sie demselben nach. Alle Fenster öffneten sich, Alles grüßte, Alles jubelte ihm von denselben entgegen. Blumenkränze und Sträuße wurden ihm zugeworfen. „Es lebe der Palatin von Ungarn!“ — „Der liberale Erzherzog Stefan, lebe hoch!“ — „Er kommt, um sich für uns zu verwenden!“ — Solche und ähnliche Ausrufe erfüllten die



Gruppe von akademischen Künstlern aus dem Triumphzuge durch die Stadt.

ganze Stadt und Wien freute sich wie nie vorher. Der Erzherzog erschien in Wien in einem Augenblicke, als die Aufregung gerade wieder ihren Kulminationspunkt erreichte. Die Forderungen nach einer Konstitution waren noch nicht in Erfüllnng gegangen, und es stand zu bezweifeln, daß sie auf friedlichem Wege in Erfüllung gehen würden. Um so viel mehr Grund glaubten die Wiener zu haben, sich über die Ankunft des Erzherzogs zu freuen und um so mehr fühlten sie sich gedrungen, ihm diese Freude rückhaltslos zu erkennen zu geben. Auf dem Graben war der Andrang der Menschenmasse um den Wagen des Erzherzogs ein so starker, daß der Wagen, der sich bisher ohnehin nur langsam fortbewegen konnte, still stehen mußte. Hier wurden mehrere Ansprachen an den Erzherzog gehalten. Ein Redner richtete an ihn Namens des Volkes die Bitte, daß er bei Kaiser Ferdinand der Dolmetsch der treuen und loyalen Gesinnungen der Wiener sein, daß er dem Monarchen die Ueberzeugung beibringen möge, wie sehr die Gewährung einer Konstitution nicht blos dazu beitragen würde, die Macht des Staates und die Wohlfahrt des Volkes, sondern auch den Glanz des Thrones zu erhöhen. Ein zweiter Redner versicherte den Erzherzog, er würde Oesterreich für ewige Zeiten retten, und das Volk würde ihn noch nach Jahrhunderten preisen, wenn er die hohe, bisher unübersteiglich gewesene Mauer niederreißen würde, welche von schlechten, selbstsüchtigen Rathgebern zwischen dem Volke und dem Kaiserhause aufgerichtet wurde. Als ein dritter Redner die Hoffnung äußerte, die Erwartungen, welche ganz Wien an das Erscheinen des Erzherzogs knüpfe, würden in Erfüllung gehen, und als er mit dem Ausspruche schloß, daß der Erzherzog nach Wien gekommen, sei schon ein gutes Zeichen und lasse das Beste erwarten, war die jubelnde Menschenmasse nicht mehr zurück zu halten. Der Erzherzog konnte es nicht hindern, trotzdem er ausdrücklich bat, man möge es unterlassen, daß ihm die Pferde aus dem Wagen gespannt und er in demselben im Triumphe über den Kohlmarkt und Michaelerplatz bis zum Riesenthor der Hofburg gezogen wurde. „Es war der Triumphwagen der Freiheit“ — sagt Löhner — „den die Wiener in den alten Bau der Habsburger führten.“ Bevor der Palatin den Wagen verließ, richtete er einige Worte an die Volksmenge. Er forderte sie auf, die Entscheidungen des Kaisers ruhig abzuwarten und von dem gütigen Herzen des Monarchen das Beste zu erwarten! „Wenn nur die Umgebung nicht wäre, der Kaiser würde uns gewiß glücklich machen, denn er meint es gut mit uns, aber die Umgebung, kaiserliche Hoheit, die Umgebung!“ wurde dem Erzherzog aus der Volksmenge erwidert. „Ich bitte Sie nochmals, sich ruhig zu verhalten, und von Sr. Majestät unserem allergnädigsten Kaiser das Beste zu gewärtigen!“ sagte der Erzherzog, und verschwand nach einer leichten Verbeugung hinter der sich vor ihm öffnenden und sogleich wieder schließenden Militärkolonne, welche den Zutritt in die Burg besetzt hielt, aus den Augen der Menge.

## 150.

## Die Rundfahrt des Kaisers.

Um 11 Uhr Vormittags verbreitete sich die Kunde, daß Kaiser Ferdinand, sich entschlossen habe, eine Fahrt durch die innere Stadt zu machen. Die Bevölkerung gerieth über diese Nachricht in die freudigste Bewegung. Binnen einer halben Stunde waren alle Straßen und Plätze mit Menschen erfüllt. Die bewaffneten Bürger, Nationalgarden und Studenten zogen, ohne einen besonderen Befehl abzuwarten, nach den Straßen, die zur Hofburg führten und bildeten auf dem Kohlmarkte, Graben, Stefansplatz, in der Bischofsgasse und Rothenthurmstraße Spalier. Ich eilte mit meiner Abtheilung“ — erzählt Friedrich Kaiser — „zum Gebäude des juridisch-politischen Lesevereines (Bischofsgasse), ließ die Vereinsfahne herabbringen, um welche sich nun noch mehrere Vereinsmitglieder schaarten und erwartete hier die Ankunft des Monarchen. Wie mir später von sehr verläßlicher Seite mitgetheilt wurde, hatte sich Kaiser Ferdinand nur mit großer Besorgniß zu einer Ausfahrt entschlossen, ja sogar früher, das Aergste befürchtend, sich von seinem Beichtvater das Abendmahl reichen lassen! Die Besorgniß des Kaisers war jedoch gänzlich unbegründet, denn die Bevölkerung dachte ja niemals daran, ihn für das Regierungssistem, gegen das sie sich auflehnte, oder für die am 13. März beim Ständehause verübten Gewaltakte verantwortlich zu machen; sie wußte vielmehr, daß Kaiser Ferdinand es war, der, als seine Umgebung die energischesten Maßregeln gegen die Bevölkerung ergreifen wollte, die unvergeßlichen Worte gesprochen hatte: „Nein, ich lasse auf meine Wiener nicht schießen!“ Alles bereitete sich daher vor, den Kaiser mit den Ausdrücken der treuesten Anhänglichkeit und Liebe zu begrüßen, um eben dadurch kund zu geben, daß nicht gegen seine Person, sondern nur gegen das von seinen Ministern bisher befolgte Regierungssistem eine Erhebung stattfinde. Die offenen Fenster der Stockwerke aller Häuser waren mit Teppichen und Blumen in aller Eile dekorirt worden und wurden zumeist von festlich geschmückten Damen und Kindern besetzt. An einzelnen Fenstern stand auch die Büste des Kaisers mit Blumen bekränzt, als gälte es diesem einen Triumphzug zu bereiten. Auch die improvisirte Volkswehr zeigte sich bereit, alles zu vermeiden, was das Auge des Kaisers unangenehm berühren könnte. So z. B. erschien eine halbe Stunde, bevor der kaiserliche Wagen die Hofburg verließ, in den Straßen, durch welche der Kaiser fahren sollte, ein Beamter des Hofstaates und äußerte gegen die Führer der einzelnen bewaffneten Abtheilungen im höflichen Tone die Besorgniß“, daß die rothen Bänder, mit welchen die Fahnen einzelner Abtheilungen geschmückt waren, als Ausdruck republikanischer Tendenzen auf Se. Majestät einen üblen Eindruck machen dürften. In Folge dieser Bemerkung wurden die rothen Bänder von allen Fahnen entfernt, so daß die letzteren nur in der weißen Friedensfarbe dem Kaiser entgegenflatterten.“

„Kurz nach 12 Uhr trat der Kaiser seine Ausfahrt an.

Das Grenadierbataillon, welches das Riesenthor absperrte, öffnete seine Reihen und wenige Minuten später erschien der Kaiser in einem offenen viersitzigen Hofwagen auf dem Michaelerplatze. Ihm zur Seite saß Erzherzog Franz Karl, auf dem Rücksitze des Wagens aber der älteste Sohn des Letzteren, Erzherzog Franz Josef, der spätere Kaiser. Ein endloser Jubel empfing den Monarchen und steigerte sich von Straße zu Straße. Studenten sprangen auf das rückwärtige Trittbrett des Wagens und hielten, wie zum Schutze, die blanken Klingen ihrer Schläger über das Haupt des Monarchen. Von allen Seiten, von den Balkons und Fenstern flogen Kränze und Bouquets in so reicher Menge herab, daß das Innere des Wagens mit Blumen beinahe gefüllt wurde. „Wer war die Leibgarde des Kaisers während seiner Rundfahrt?" — schreibt Saphir — „die innige und loyale Hingebung des Volkes! Wer ging an den Seiten des Wagens? Die Liebe, das Vertrauen der Bevölkerung zu ihrem geliebten Monarchen! In dieser ungeheuren Volksmasse nichts als Ein Jubelruf, nichts als Ein zu einem Donnerorgeltone zusammenklingendes Vivat! Dieser große Jubelruf ist das Echo des hingebenden Vertrauens des Volkes auf die kaiserlichen Zusagen, ein Freudenruf der Volksüberzeugung, daß zwischen Regenten und Volk Liebe und Vertrauen, Vertrauen und Liebe die glänzendsten, sichersten und unauflösbarsten Bande sind. Der Kaiser ist ausgefahren! Der Kaiser ist ausgefahren! Die freudigste Erregung wogt nun durch die Stadt ..." Freudig überrascht von solchem Empfange und sichtbar gerührt, dankte der Kaiser, sich nach allen Seiten hin lächelnd und mit der Hand grüßend verneigend. „Ich gewähre Euch Alles!" soll er mit Thränen im Auge und mit vor Bewegung zitternder Stimme dem Volke aus dem Wagen zugerufen haben. Auf dem Stockimeisenplatze wollten einige Begeisterte die Pferde ausspannen und den kaiserlichen Wagen selbst ziehen, sie ließen sich aber durch das freundliche Zureden einiger Hofbeamten davon abhalten, weil ihnen mitgetheilt wurde, daß der Kaiser in Folge der zwar freudigen, aber doch heftigen Gemüthsbewegung sich etwas unwohl fühle, weshalb erneuerte Demonstrationen, wenn auch noch so gut gemeint, besser zu vermeiden wären. Der Kaiser fuhr bis an die Ecke der Bischofgasse. An derselben angelangt, erhielt der Kutscher Befehl, rasch nach der Hofburg zurückzufahren. Es verbreitete sich in Folge dessen das Gerücht, dem Kaiser sei hier aus der Menge eine ungebührliche Zumuthung zugerufen worden und er habe sich daher veranlaßt gesehen, die Fahrt nicht weiter fortzusetzen. Dieses Gerücht scheint jedoch jeden Grundes zu entbehren; es ist vielmehr anzunehmen, daß es bei dem leidenden Zustande des Monarchen plötzlich nothwendig erschien, denselben der Aufregung, die mit seiner Ausfahrt verbunden war, nicht länger mehr auszusetzen.

Auf der Universität*) hatten sich die Studenten in corpore versammelt und in geordneten Reihen, jede Abtheilung mit fliegender Fahne und ihrem Führer voran, aufgestellt, um den Monarchen feierlichst zu erwarten. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß der kais. Wagen umgekehrt sei, was eine große Bestürzung und allerlei Befürchtungen hervorrief. Dr. Engel und drei Bürgerkavalleristen wurden sogleich ersucht, schlennigst nach der Hofburg zu reiten und nach dem Grunde zu forschen, der Se. Majestät abgehalten, die Universität mit seinem Besuche zu beehren. Graf Brenner, welcher den kaiserlichen Wagen während der Fahrt zu Pferde begleitet hatte, empfing die vier Abgesandten der Universität auf das Freundlichste und betheuerte ihnen, daß blos eine vorübergehende Unpäßlichkeit den Monarchen abgehalten habe, in der Mitte der Studenten zu erscheinen. Fürst Windischgrätz, der hinzukam, gab ihnen im Namen des Kaisers das Versprechen, daß Seine Majestät sich am nächsten Vormittage dem Universitätskorps zum Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit mit dessen Leistungen und Gesinnungen gewiß zeigen werde. Der Fürst sagte bei diesem Anlaße zu Dr. Engel unter Anderem: „Die vom Volke errungenen Konzessionen sind eben deshalb gewährt worden, weil sie die zeitige Frucht monatelanger gouvernementaler Selbstbestimmung gewesen; deshalb und nur deshalb hat man geschehen lassen, was zu hindern Entschluß und Vermögen sonst nicht gefehlt hätten. Sagen Sie dies den Wienern!" Solche Worte täuschten aber am 15. März Niemand mehr. Graf Breuner erbot sich nun selbst, mit an die Universität zu reiten und ihr die Kunde des kaiserlichen Besuches für den nächsten Vormittag zu überbringen. Sie ward dort mit Freuden aufgenommen und man begann sogleich in die vier Ecken des Platzes Tische hinauszutragen und die Einschreibung in die Korps der drei weltlichen Fakultäten und der Technik zu eröffnen.

## 151.

## Vorgänge bei Hof.

In den Vormittagsstunden wußte man bereits bei Hofe, daß die Kundmachung, mittelst welcher die Einberufung eines vereinigten Ständetages für den 3. Juli verheißen worden war, nicht den geringsten Eindruck gemacht, man wußte, daß die Wiederkehr der Ruhe in Wien nicht anders herbeizuführen sei, als durch die Verkündigung einer Konstitution, welche in immer weiteren Kreisen und mit immer größerer Entschiedenheit gefordert wurde. Nur die Anhänger des alten Sistems, Erzherzog Ludwig, Freiherr von Pilgram, Baron Lebzeltern, Graf Hartig u. s. w.

*) „Gegen Mittag" — erzählt Pichler — „gewannen wir Studenten Zeit, uns fester zu ordnen. Wir bildeten auf dem Universitätsplatze ein großes Viereck, denn es wurde gemeldet, der Kaiser werde unter uns erscheinen. Später hieß es, eine plötzliche Unpäßlichkeit habe ihn befallen. Statt seiner kam nun ein Zug Italiener mit der grün-weiß-rothen Fahne. Auf den Hüten trugen sie gleichsam als Sinnbild der politischen Zustände ihrer Heimat einen Hoffnungsanker angekreidet. Sie wurden mit Beifall aufgenommen, daß sich aber irgendwo ein Enthusiasmus für sie gezeigt hätte, ist mir nicht erinnerlich. Als eine kurze Ruhe eintrat, besichtigte ich die Todtenkammer im Spitale. Bei sechzig Leichen lagen aufgeschichtet. Es war gewiß ein schöner Gedanke jenes jungen Arztes, der diese heiligen Opfer der Freiheit mit Fichtenzweigen und den spärlichen Blumen, die der Lenz bot, schmückte."

wollten um keinen Preis zugeben, daß vom vereinigten Ständetag für den 3. Juli, den sie als „*die Krone der zu gewährenden Konzessionen*“ bezeichneten, wieder abgegangen werde.

„Es nnterliegt keinem Zweifel, — erzählt Graf Hartig, — daß dieser am Morgen des 15. März durch gedruckte Kundmachungen veröffentlichte kaiserliche Beschluß (s. S. 390) das Ergebniß der spät in der Nacht erst beendigten Konferenz gewesen sei, an welcher, wie in der Stadt verlautete, die Erzherzoge Franz Karl, Franz Josef, Albrecht und Ludwig, der Staatsminister Graf Kolowrat, der interimistische Militär- und Civilchef von Wien Fürst Windischgrätz, der Staatsminister Graf Münch-Bellinghausen, der Hofkammerpräsident Baron Kübeck, nnd die Chefs der staatsräthlichen Sektionen für das Innere und für die Justiz, Graf Hartig und Freiherr von Pilgram Theil genommen haben. Erwägt man dasjenige, was jene Kundmachung sagt und was sie nicht sagt, so kann man die Maximen erkennen, welche die Konferenz leiteteu.“

„Vorerst spricht sich in dem Beschlusse des Kaisers die Ueberzeugung aus, daß die seit dem 13. März den niederösterreichischen Ständen und den Bürgern Wiens schon gewährten Zugeständnisse (Volksbewaffnung und Preßfreiheit) eine wesentliche Reform des Regierungssistems zur unabweislichen Notdwendigkeit gemacht haben, und daß diese Reform in der Verzichtleistung auf den Absolutismus bestehen müsse, indem künftig den Volksvertretern Theilnahme an der Gesetzgebung und Kontrole der Administration eingeräumt wurde.

„*Hiermit war Alles zugestanden, was die Wesenheit des konstitutionellen Sistems bildet.* (!)“

„Wenn man nun aber sieht, daß in der Kundmachung am Morgen des 15. März das Wort Konstitution *nicht* ausgesprochen ist, so dringt sich die Frage auf, was wohl der Grund der Vermeidung dieses Wortes sein mochte; denn daß beim Zugeständnisse der Sache das Wort nur zufällig weggeblieben sei, läßt sich nicht denken. Ein aufmerksamer Blick auf die Gestaltung der österreichischen Monarchie zur Zeit jenes Beschlusses dürfte die Frage lösen. Sie bestand damals aus Theilen, welche bereits eine vom Souveraine beschworene altergraue Konstitntion hatten (Ungarn und Siebenbürgen), dann aus anderen, die nach absolnter Form regiert wurden, in welchen es aber demungeachtet ständische Körperschaften gab, welche nicht sowohl an der Regierung, als vielmehr an einzelnen Zweigen der Verwaltung kraft besonderer, gleichfalls vom Landesherrn bestätigter Privilegien Theil nahmen. Es ist daher ein Beweis, daß die Räthe der Krone, als sie den Ausdruck Konstitution bezüglich auf die neue Gestaltung der Verhältnisse des Souverains zu diesen letzteren Theilen der Monarchie vermieden, die Tragweite dieses Ausdruckes sehr vorsichtig, berechnet hatten; *denn durch Proklamirung einer für einige Theile allein und nicht auch zugleich für die anderen geltenden Konstitution mußte die Einheit der österreichischen Monarchie gefährdet und ihr Zerreißen in abgesonderte konstitutionelle Staaten angebahnt werden, welche Staaten vielleicht noch für einige Zeit durch ihr gemeinschaftliches Oberhaupt den Schein eines Ganzen behalten konnten, dies jedoch nur, in so lange kein Konflikt zwischen ihren Sonderinteressen oder eine Rivalität unter ihren Volksrepräsentanten die Exekntivgewalt des gemeinsamen Oberhauptes zwischen entgegengesetzte Forderungen der getrennten legislativen Gewalten gestellt und dadnrch einen offenen Bruch unvermeidlich gemacht haben würde.* Dasjenige, was soeben beim Preßburger Reichstage vorgekommen war, ließ erkennen, daß der Zeitpunkt eines solchen Konfliktes nicht ferne sei.“

„Zudem mnßte die Proklamirung einer Konstitution für die nicht zu Ungarn und Siebendürgen gehörenden Theile der Monarchie die Anfhebnng der ständischen Verfassungen in allen Provinzen, wo sie bestanden, zur nothwendigen Folge haben, wozu die Konfereuz, dem Kaiser über das Ansinnen der niederösterreichischen Stände und Wiener Bürger allein zu rathen, sich nicht einmal für berechtigt halten konnte, da die ständischen Privilegien vom Kaiser theils beschworen, theils durch Reverse gewährleistet worden waren. Ans diesem Gesichtspnnkte betrachtet, stellte sich die Vermeidung des Ausdruckes Konstitution in der kaiserlichen Kundmachung als vollkommen den Verhältnissen angemessen dar, besonders da hierdurch der Zukunft nicht vorgegriffen, sondern vielmehr den, spätestens in den ersten Tagen des Monates Juli um den Thron zu versammelnden Vertretern der einzelnen Provinzen das Feld offen gelassen wurde, ihren *Beirath* (!!) über diesen Gegenstand abzugeben, und wo möglich durch ein Uebereinkommen mit den Ständen Ungarns und Siebenbürgens die Gesammtmonarchie *zum konstitutionellen Einheitsstaate umzugestalten.*“

„Der erste Eindruck, welchen die des Nachts vom Kaiser über den Antrag der Konferenz beschlossene, am Morgen des 15. März erschienene Kundmachung auf die Bevölkernng Wiens machte, war ungeachtet der Vermeidnng des Wortes Konstitution *ein sehr günstiger* (?). Das Manifest der Wiener Schriftsteller und die sich verbreitende Kunde, daß die Censur der Zeitungen schon an diesem Tage aufgehört habe, beschwichtigte das Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Regierung. Die öffentliche Stimmung äußerte sich so dankbar gegen den Kaiser, daß derselbe beschloß, sich in den Mittagsstunden dem Volke auf einer Spazierfahrt zu zeigen. Diese Fahrt bewährte recht anschaulich, daß die Volksstimmung der Luftblase in der Wasserwage gleichet, welche bald nach der einen, bald nach der anderen ganz entgegengesetzten Richtnng sich bewegt, je nachdem die leitende Hand die Wage wendet. Das nämliche Volk, welches in den zwei vorhergegangenen Tagen die Wohnung des Kaisers bedroht hatte, wollte nun als Zeichen der Anhänglichkeit die Pferde seines Wagens ausspannen und die Kraft der eigenen Arme an deren Stelle setzen.“

Die Anhänger des alten Regierungssistems, welche durch die „*Scheinkonzession für den 3. Juli*“ die Bewegung zum Stillstande zu bringen hofften, erlahmten jedoch schon in den Vormittagsstunden in ihrem Wi-

derstande gegen die weitere Gewährung liberaler Konzessionen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß an eine gewaltsame Unterdrückung der Bewegung bei der Einmüthigkeit, mit welcher sich die Bevölkerung derselben angeschlossen hatte, bei der Schwäche der Garnison und namentlich deshalb, weil selbst in den Kreisen des Hofes von zahlreichen nnd maßgebenden Personen eine Rückkehr zum früheren Regierungssisteme für unheilbringend erklärt wurde, nicht mehr gedacht werden könne. Es ist aber charakteristisch, daß selbst jene Partei bei Hofe, welche für die Einführung zeitgemäßer Reformen sich aussprach, Anstand nahm, mit genau formulirten Vorschlägen hervorzutreten, in der Besorgniß, damit eine zu große Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Die Folge dieser Unentschiedenheit war, daß man vom Morgen des 15. März an die Dinge ihren Lauf nehmen ließ, ohne auf die Gestaltung derselben einzuwirken, und daß man den Ereignissen gegenüber sich in der vollsten Rathlosigkeit befand. Man hatte sich zwar entschlossen, jeden Versuch, die Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken, zu unterlassen, man hatte Windischgrätz beauftragt, sich mit seinen Truppen auf die Beschirmung der Burg zu beschränken und die zu diesem Zwecke nicht unbedingt nothwendigen Korps zur Unterdrückung des Pöbelaufstandes vor den Linien zu verwenden, aber zu weiteren Entschlüssen vermochte man sich nicht mehr zu ermannen.

Die Verwirrung bei Hofe war so groß, daß, als in den Vormittagsstunden der Hofkriegsraths-Vorstand Graf Latour auf die schleunige Einberufung eines Staatsrathes drang, der in Folge von Depeschen, die aus Mailand eingetroffen waren, eine Reihe wichtiger Beschlüsse fassen sollte, es nicht möglich war, eine Sitzung des Staatsrathes zu Stande zu bringen. Ein Theil der Räthe war nicht aufzufinden, ein anderer Theil war erkrankt und der Rest hatte sich, erschöpft von den Anstrengungen der beiden vorhergegangenen Tage, schlafen gelegt. So kam es, daß wichtige Akte, deren Erledigung noch wenige Tage früher, Wochen, oder Monate in Anspruch genommen hätte, mit deren Vorberathung verschiedene Rathskollegien sich durch viele Sitzungen beschäftigt, deren Begutachtung ganze Rieße Papier und die Thätigkeit zahlreicher Konzeptsbeamten und Schreiber in Anspruch genommen hätte, nun binnen weniger Augenblicke von einem einzelnen Erzherzog, einer einzelnen hochstehenden Regierungsperson, ja selbst von einzelnen Landständen verfügt wurden, welche Letztere häufig nicht einmal ein Staatsamt bekleideten, aber in Folge der Ereignisse plötzlich zu Macht und Ansehen gekommen waren.

Diese Verhältnisse ermöglichten es auch einzelnen bürgerlichen Personen sich in den Kreisen des Hofes ein Gewicht zu verschaffen, wie ein solches noch am Tage vor dem 13. März außer dem Erzherzoge Ludwig und dem Fürsten Metternich keiner anderen Person im Staate eingeräumt wurde. Arthaber und Bauernfeld, also zwei Männer, die kurz vorher noch ihrer liberalen Richtung wegen bei den Machthabern in Ungnade standen, gelangten jetzt plötzlich zu einem außerordentlichen politischen Einflusse und hatten, für den Augenblick wenigstens, eine Bedeutung gewonnen, wie sie bisher in Oesterreich nur dem ganz kleinen Kreise jener Männer zuerkannt werden konnte, welche die nächste Umgebung Erzh. Ludwigs und des Staatskanzlers bildeten. Bauernfeld war am 15. März Vormittags in Begleitung des Grafen A. Auersperg (Anastasius Grün) in die Hofburg geeilt, um die letzte Entscheidung herbeizuführen. Da sie sich in dem Labyrinthe der Stiegen und Gänge nicht zurecht finden konnten, zeigte ihnen Hofrath Vesque (der bekannte Liederkomponist Hoven) den Weg zu den kaiserlichen Appartements, in denen sie eine Menge Generale und Kammerherren antrafen. Bauernfeld, der eine Audienz bei dem Kaiser zu erhalten wünschte, war, während er einen Bescheid erwartete, bemüht, den anwesenden Exzellenzen die Situation auseinanderzusetzen. Er machte ihnen begreiflich, daß Alles in wilder Auflösung, daß bereits die Anarchie zur Herrschaft gelangt sei und nur das Zauberwort „Konstitution“ die in fieberhafte Erregung gerathenen Gemüther beschwichtigen und beruhigen könnte. Er hatte eine Schrift mitgebracht, welche die Wiener Zustände, wie sie sich bis zum Morgen des Tages entwickelt hatten, ausführlich schilderte, er las dieselbe vor. Sie enthielt heftige Anklagen gegen das frühere Sistem; die Maßregeln, die an den beiden vorhergegangenen Tagen ergriffen worden waren, um die Bewegung zu unterdrücken, wurden in dieser Schrift entschieden verurtheilt und trotzdem wagte von den anwesenden Exzellenzen keine Einzige auch nur den leisesten Widerspruch, so mürbe, so eingeschüchtert waren bereits die Anhänger des früheren Sistems, so sehr hatten sie alles Selbstvertrauen und alle Zuversicht auf die Lebensfähigkeit ihrer Staatskunst verloren. Nachdem Bauernfeld mit seiner Vorlesung zu Ende war, ging seine Schilderung der Situation von Hand zu Hand; einzelne Exzellenzherren konnten sich an derselben gar nicht satt lesen. Ein plötzliches Durcheinanderrennen in den Appartements änderte die Physiognomie der Versammlung; der Staatsrath wurde zusammenberufen. Hartig, Pipitz und Andere schlichen sich in die Gemächer des Kaisers. Auch nach den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses wurde gesendet, da später eine Art Familienrathes abgehalten werden sollte. Von einzelnen Staatsräthen hieß es, sie wären eben beim Speisen. „Wie kann man an einem solchen Tage essen!“ rief Bauernfeld entrüstet aus. Später erschien Erzherzog Franz Karl und übergab Bauernfeld einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Ich gebe Konstitution und Preßfreiheit.“ — „Geben Sie das dem Volke!“ sagte der Erzherzog. — Der Kaiser müsse unterschrieben sein, gab Bauernfeld dem Erzherzog zu bedenken. „Warten Sie hier auf mich,“ bemerkte Erzherzog Franz Karl und ging zum Kaiser hinein, den Bauernfeld, als die Thüre seines Arbeitszimmers geöffnet wurde, in demselben auf- und abschreiten sah. Eine geraume Zeit verging. Der Gedanke, daß die Repräsentanten Ungarns, deren Ankunft für den Abend angesagt war, die Konstitution für Oesterreich verlangen und durchsetzen würden, dieser Gedanke quälte Bauernfeld. Inzwischen war Erzherzog Stefan in Wien angelangt. Bei seinem Erscheinen im kaiserlichen Vorzimmer setzte ihm Bauernfeld die Lage auseinander. Der Palatin forderte ihn auf, den Entwurf eines kaiserlichen Manifestes, welches die Konstitutionsverkündigung enthalten würde, zu verfassen. Bauernfeld setzte sich sofort an einem im Vorzimmer

befindlichen Tische nieder und skizzirte einen solchen Entwurf. Es hieß darin beiläufig:

„Um die übrigen Länder der österreichischen Monarchie mit dem bereits längst konstitutionellen Ungarn auf Eine Linie zu stellen und zu einem Staatsganzen zu vereinigen, haben Wir beschlossen, eine Gesammt-Verfassung zu verleihen“ u. s. w.

Der Palatin nahm den Zettel in den Konferenzsaal mit, der sich endlich gefüllt hatte. Im Vorzimmer war es leer geworden. Bauernfeld blieb, da Graf Auersperg schon früher fortgegangen war, allein zurück, den Erzherzog Franz Karl erwartend, der nicht wieder kam und ihm endlich durch einen Kammerherrn sagen ließ, er möchte sich später in seiner Kammer anfragen. Sein einziger Gefährte im Vorzimmer war später durch längere Zeit ein Fürst Colloredo, der endlich zu ihm sagte: „Es ist hier nichts zu machen; wenn wir länger bleiben, so hätte es den Anschein, als ob wir eine Palastrevolution herbeiführen wollten.“ Sie verließen das kaiserliche Vorzimmer und trennten sich auf dem Burgplatze von einander. Bauernfeld ging einige Zeit unschlüssig herum und begab sich endlich in die Kammer des Erzherzogs Franz Karl. Ein alter, ausgetrockneter Kammerdiener, der von den neuen konstitutionellen Aussichten äußerst wenig erbaut schien, verkündete ihm kurz, beinahe grob: „Se. kaiserliche Hoheit ließe ihm sagen, es sei alles in Ordnung.“ Inzwischen war es bereits nahe an 5 Uhr, die Ankunft der Deputirten des ungarischen Landtages stand unmittelbar bevor. Bauernfeld versuchte noch einen Gang zum Grafen Kolowrat, wo er Baron Ransonnet fand, der ihm hoch und theuer versicherte, die Verfassung sei bewilligt, an dem Manifeste werde bereits gedruckt. Bauernfeld wollte warten, um ein Exemplar mit sich zu nehmen. Das könne noch eine Stunde oder länger währen, hieß es, da man keine Handpresse in der Hofburg vorfand, folglich in die Staatsdruckerei habe senden müssen. Doch wurde Bauernfeld ermächtigt, die Verleihung der Konstitution im juridisch-politischen Lesevereine als unmittelbar bevorstehend anzukündigen, was auch unter großem Jubel der dort eben Anwesenden geschah. Bauernfeld stieg hierauf auf einen Tisch und erklärte von demselben aus mit lauter Stimme, daß die Funktion des Vereins als Ausschuß und improvisirte Regierung mit dem Erscheinen des Manifestes aufzuhören habe. Alle Anwesenden stimmten ihm zu.

Jedenfalls waren außer Bauernfeld auch noch andere Personen für die Erwirkung eines Konstitutionspatentes thätig. Darunter selbst Männer von der gemäßigtesten Gesinnung. Gerade in den Kreisen Jener, denen es um die rasche Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe aufrichtig zu thun war, hielt man sich überzeugt, daß ein recht populäres Schlagwort das spezifische Mittel sei, die in Wien ausgebrochene Revolution zu einem Abschluße zu bringen. War doch der Ausdruck Konstitution in dem kaiserlichen Patente, das wir weiter unten mittheilen, gleichsam nur gelegentlich und in einem Zusammenhange gebraucht, wo er nichts anderes heißen konnte, als Verfassung überhaupt. Der Gedanke, gerade jenes Wort zu gebrauchen, scheint sich im Drange der Umstände von selbst ergeben zu haben. Hierüber gibt eine „Reklamation“ Aufschluß, welche von dem damals bei der Verwaltung der Eisenbahnen angestellt gewesenen Regierungsrath Dr. Hock in der von ihm redigirten „konstitutionellen Donauzeitung“ vom 2. April 1848 veröffentlicht wurde. Sie lautet:

„Die meisten Derjenigen, die in den denkwürdigen Tagen vom 13. bis 16. März zur Erringung der Freiheiten Oesterreichs und zur Wiederherstellung der Ruhe mitwirkten, hielten sich durch den Erfolg ihrer Bemühungen hinlänglich belohnt und strebten nicht nach öffentlicher Anerkennung. Aber schmerzen muß es doch, die merkwürdigste That seines Lebens sich entzogen und einem Andern zugetheilt zu sehen. In manchen Kreisen, und selbst in einem Artikel der Augsburger Allgemeinen wird die Unterschrift des Patentes vom 15. März unserm Bauernfeld zugeschrieben; ich wage nur mein Anrecht zu vindiziren. Am Vormittage jenes denkwürdigen Tages, die wachsende Aufregung bemerkend, war ich in die Burg zu mehreren Männern geeilt, deren Freisinn und deren Hingebung für das Vaterland und das Kaiserhaus ich kannte. Ich drang auf offene, rückhaltelose Verkündung der Worte, deren Inhalt man versteckt, mit Vorbehalten, in unklarer Fassung bereits zugestanden, auf Zusammenfassung der einzelnen Bestimmungen zu einem beruhigenden abschließenden Ganzen, damit das Volk erfahre, die Bewegung habe ihr volles befriedigendes Ziel erlangt, und endlich um eine angemessene Form der Verkündigung, damit offenbar werde, daß der Kaiser selbst als Gesetzgeber gesprochen habe. Man billigte meine Vorschläge und geleitete mich zum Sektionschef des Staatsrathes, Grafen Hartig. Dieser lud mich ein, in diesem Sinne selbst einen Aufsatz zu entwerfen, und so entstand dort in dem Kabinete des Grafen in wenigen Minuten jenes Patent. Graf Hartig führte mich zu Sr. E. dem Grafen Kolowrat, in seiner Gegenwart wurde der Entwurf nochmals durchgesehen, verbessert und gutgeheißen und auf das dringendste zugesagt, ihn der eben bevorstehenden Ministerkonferenz vorzulegen und noch Nachmittags hinauszugeben. In jener Konferenz wurde nun der Entwurf in Einigem abgeändert; und wie ich anerkennen muß, wesentlich verbessert. Namentlich jener denkwürdige Schluß, wo der Kaiser davon spricht, daß er in die Mitte seines Volkes sich begeben und mit Rührung von der Treue und Anhänglichkeit sich überzeugt habe, die es ihm bewiesen, ist nicht von mir; als ich die Burg verließ, war der Kaiser von seiner Fahrt noch nicht zurückgekehrt. Unserm Bauernfeld gebührt übrigens meines Wissens das große Verdienst, durch sein energisches und bewegtes Auftreten den Widerstand bewältigt zu haben, den die Veröffentlichung jenes Erlasses bei einigen Räthen der Krone gefunden. Dr. C. F. Hock.“

## 152.

## Neue Gährung.

Schon kurz nach der Rundfahrt des Kaisers war das Militär, welches am Michaelerplatze vor der Burg postirt war, neuerdings die Zielscheibe gehässiger Angriffe gewor-

den. Ein junger Mann hatte von einem am Kohlmarkt haltenden Handwagen aus die dort sich drängende Volksmenge durch verschiedene Mittheilungen über Vorgänge bei Hofe in eine bedeutende Aufregung versetzt. Dieser Redner erzählte, es sei ein Kourier aus Prag eingetroffen, mit der Meldung, daß 20.000 Mann im Eilmarsch gegen Wien begriffen seien, daß es sich für die Machthaber somit nur darum handle, die Wiener noch durch ein paar Tage hinzuhalten, da Erstere dann über die nöthigen Truppen verfügen werden, um alles wieder in den alten Stand zurückzuversetzen. Dieser Redner ging so weit, die Volksmenge aufzufordern, daß sie in die Burg eindringen, die Rathgeber des Kaisers u. s. w. gefangen nehmen, und den Monarchen dazu bewegen möge, nur jene Männer zu Ministern zu nehmen, welche ihm das Volk in Vorschlag bringen würde. Ein Augenzeuge dieser Scene schreibt: „Der verwegene junge Mensch wurde, als er erklärte, daß nur Jene Minister werden sollen, welche das Volk dem Kaiser vorschlagen würde, aus der Menge mit der Frage: „Welche Männer?" unterbrochen; er erwiderte: „Welche? das frage ich auch!" Darüber entstand Heiterkeit unter der Menge, denn es zeigte sich, daß der junge Mensch nicht einmal im Stande war, die Männer zu bezeichnen, die er für einen Ministerposten für befähigt hielt. Erst eine Weile später wurden aus der Menge die Namen: Arthaber, Bauernfeld, Fischhof, Burian, Schuselka, Kuranda u. s. w. gerufen. Der Redner machte wenig Eindruck, aber ein Theil der Anwesenden folgte ihm doch und fing mit dem das Riesenthor der Hofburg absperrenden Militär kleine Streitigkeiten an. Die Soldaten wurden beschimpft, verhöhnt, mit Wasser bespritzt ja von Einzelnen sogar mit Steinen beworfen."

Ein Theil der auf dem Kohlmarkt Zurückgebliebenen, stürzte nun herbei, um diesem Auftritte, der schlimme Folgen haben konnte, ein Ende zu machen; auch wurde der juridisch politische Leseverein von diesen Geschehnissen verständigt, welcher sogleich eine starke Abtheilung der Nationalgarde zum Riesenthor schickte, mit dem gemessenen Auftrage, mit allem Nachdrucke zu verhindern, daß irgend Jemand aus der Bevölkerung in die Hofburg einzudringen suche und jeden Konflikt zwischen dem Civile und dem Militär hintanzuhalten. Als diese Wehrmänner an ihrem Bestimmungsorte eintrafen, war die Ruhe bereits so ziemlich wieder eingetreten. Sie formirten, ungefähr zwanzig Schritte vom Militär entfernt, einen Halbkreis und die Menge zog sich, als dies geschah, aus eignem Antriebe zurück. Das Riesenthor der Hofburg hatte übrigens damals ein beinahe kriegerisches Ansehen. Vor demselben stand nämlich auch immer die verhängnißvolle Kanone, welche abzufeuern der heldenmüthige Pollet sich geweigert hatte, und bei derselben die Bedienungsmannschaft mit der brennenden Lunte, sowie zur Bedeckung eine starke Abtheilung Grenadiere.

Nachdem der Tumult sich vollständig gelegt hatte, so daß seine Wiederkehr vorläufig nicht zu besorgen stand, zeigten sich hinter der Kanone zahlreiche Offiziere, welche das ungewöhnliche Schauspiel beobachteten, das der mit Menschen erfüllte Michaelerplatz und Kohlmarkt in jenen Tagen bot. Unter diesen Offizieren erschien später auch der Major Baron Reischach, welcher Kämmerer und Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl war, der sich beifällig darüber äußerte, daß der juridisch-politische Leseverein, „welcher der Bevölkerung solchen Respekt einflöße," zwischen den Volksmassen und dem Militär in vorkommenden Fällen zu vermitteln suche. Es war indessen Mittag geworden und Reischach äußerte, es sei Pflicht des Hofes für die Nationalgarden, die zu seinem Schutze herbeigezogen seien, die Sorge zu übernehmen. Er bot denselben ein Mittagsmahl aus der Hofküche an und lud einen der Garden ein, ihm zu folgen. Die Volkswehrmänner bemerkten untereinander: Da wir doch eigentlich Rebellen sind, können wir uns doch nicht aus der Hofküche bewirthen lassen! Sie einigten sich aber, die Sache von ihrer humoristischen Seite aufzufassen und das Anerbieten des Majors anzunehmen. Einer von ihnen folgte dem Letzteren in die Burg. Der Franzensplatz sah bunt genug aus, er war dicht besetzt mit Soldaten aller Truppengattungen, deutschen, ungarischen und italienischen Leibgarden. Pferde standen an Pfählen gebunden, und dicht gestreutes Stroh zeigte, daß die Besatzung hier im Freien übernachtet hatte. In der Hofküche und im Kellermeisteramte kam man den Weisungen des Baron Reischach sofort nach und der Nationalgardist kehrte, begleitet von zwei Dienern in Hof-Livrée, welche große mit Wein gefüllte Weinkannen trugen, und von mehreren mit Speisen beladenen Küchenzuträgern zu seinen Kameraden zurück.

## 153.

## „Bin ich Kaiser oder bin ich's nicht?"

Während der Kaiser seine Rundfahrt durch die innere Stadt machte, wurden in den Appartements des Erzherzogs Ludwig die Berathungen über die zu gewährenden Konzessionen ohne Unterbrechung fortgesetzt. Die Mehrzahl der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die höchsten Staatswürdenträger, eine große Anzahl von Adeligen und Offizieren, aber auch mehrere Bürger waren bei dem Erzherzoge anwesend. In dem Arbeitszimmer desselben beriethen die Erzherzoge, Graf Kolowrat, Graf Hartig, Freiherr von Pilgram, Fürst Karl von Liechtenstein, Graf Montecuccoli und noch mehrere andere über den Wortlaut eines kaiserlichen Patentes, mittelst welchem den nicht ungarischen Ländern des Staates konstitutionelle Einrichtungen gewährt werden sollten. Der anwesende, kurz vorher angekommene Palatin Erzherzog Stefan soll es gewesen sein, welcher jener Hofpartei, die für die Ertheilung weitgehender liberaler Zugeständnisse war, im entscheidenden Augenblicke das Uebergewicht verschaffte. Zwischen ihm und dem Erzherzoge Ludwig soll es in Folge dessen zu einem ernsten Konflikte gekommen sein, der, wie man erzählt, durch lange Jahre nicht beigelegt werden konnte. Der Palatin sprach unmittelbar nach seiner Ankunft am Hoflager seine Verwunderung darüber aus, daß man es überhaupt für möglich halte, den Absolutismus in Oesterreich noch länger am Leben zu erhalten. Nach seiner Ansicht hätte die Regierung durch die Verleihung einer Konstitution einer Bewegung in

Wien vorbeugen müssen, wie sie auch durch die Gewährung eines verantwortlichen Ministeriums in Ungarn einer Revolution in Ungarn werde vorbeugen müssen. Der Palatin äußerte, daß diejenigen, welche dies nicht einsehen wollen, über die Dynastie und den Staat größere Gefahren als die schlimmsten Feinde derselben herauf beschwören würden. Er schilderte die Zustände in Ungarn als überaus bedrohliche und es ergriff die Anwesenden ein förmliches Entsetzen, als er es offen und unumwunden aussprach, daß die Ruhe in Ungarn nur dann werde nicht gestört werden, wenn der Kaiser sich dazu entschließe, dem Grafen Batthyanyi, dem Deputirten Ludwig Kossuth und andern Männern von solcher Farbe die Leitung der Regierungsgeschäfte anzuvertrauen! Erzherzog Ludwig wendete dagegen ein, daß, wenn dies geschehe, Alles verloren sei, und daß dann das Kaiserhaus am besten thun würde, sich wie die französische Königsfamilie in England ein Asyl zu suchen. Graf Hartig und Freiherr von Pilgram eiferten gleichfalls gegen die Ertheilung solcher Zugeständnisse an Ungarn, welche diesem Lande und seinem Repräsentanten eine noch größere Sonderstellung als die bisherige einräumen würden. Sie stellten die Losreißung Ungarns von Oesterreich als die nothwendige Folge solcher Zugeständnisse dar, und erklärten, daß sie eher einer demokratischen Gesammtverfassung für Oesterreich ihre Zustimmung geben könnten als der geringsten Erweiterung der ohnehin zu weit gehenden Autonomie, welche Ungarn und seine Nebenländer besitzen.

Diese Berathung wurde unaufhörlich durch das Erscheinen von Offizieren und anderer Personen unterbrochen, welche beauftragt waren, die Staatskonferenz über den Empfang, der dem Kaiser während seiner Rundfahrt in den einzelnen Straßen geworden, Bericht zu erstatten. Es ist charakteristisch und zeigt, in welcher Unkenntniß man sich in den höheren Regionen über die Stimmung der Bevölkerung befand, daß einzelne Räthe der Krone sich entschieden dagegen aussprachen, daß der Kaiser in die Mitte der Bevölkerung sich begebe. Sie erklärten die Verantwortlichkeit für einen solchen Schritt des Monarchen nicht übernehmen zu wollen, bei dem er seine unverletzliche Person möglicherweise den gröbsten Insulten aussetze. Ja, es wurden sogar Befürchtungen für die persönliche Sicherheit des Monarchen geäußert, sowie, daß man es nicht auf die Gefahr dürfe ankommen lassen, daß die Bevölkerung ihn gefangen nehme, und so lange als Geißel zurückbehalte, bis von Seite des Hofes die geforderten Konzessionen bewilligt werden. Alle diese Prosezeiungen und Bedenken machten die Wiener durch den großartigen Empfang, den sie dem Monarchen bereiteten, zu Schanden und die falschen Profeten waren nun beschämt und mußten selbst zugeben, daß sie der, dem Kaiser treu anhänglichen Bevölkerung schweres Unrecht zugefügt hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Autorität, welche diese Herren, namentlich bei der kaiserlichen Familie besaßen, hiedurch schwer erschüttert, daß ihr bisher so maßgebender Einfluß nun mit einem Male bedeutend gesunken war. Die einzelnen Erzherzoge, die Wortführer der Ständeopposition, welche darauf gedrungen, und es nur mit Mühe durchgesetzt hatten, daß der Kaiser sich der Bevölkerung zeige, sie standen nun gerechtfertigt da; der Erfolg hatte zu ihren Gunsten den Ausschlag gegeben, der enthusiastische Jubel der bis zur Rundfahrt des Kaisers in der gereiztesten Stimmung befindlichen Bevölkerung bewies es, daß die Gesinnungen der Wiener trotz allem, was während der beiden vorhergegangenen Tage vorgefallen, die loyalsten geblieben waren, und daß jene Männer des alten Sistems sich im Irrthum befinden, welche, so oft von einem neuen Zugeständnisse gesprochen wurde, immer und immer wieder darauf zurück kamen, jede solche Konzession sei ein staatsgefährlicher Akt, denn sie begünstige die Revolution und erschüttere das Ansehen des Thrones. Die Aufnahme, welche der Kaiser bei der Bevölkerung gefunden, war eine so herzliche und innige, und selbst solche Personen, die von Mißtrauen gegen die Bevölkerung erfüllt waren, gestanden, es hätte sie die Haltung der Bevölkerung während der Rundfahrt des Kaisers erschüttert und gerührt. Revolutionäre Tendenzen, die Absicht den Thron zu stürzen und das Kaiserhaus zu bedrohen, konnten dieser Bevölkerung, welche es gezeigt hatte, daß sie von der treuesten Anhänglichkeit zu ihrem Kaiser erfüllt sei, nun von Niemandem mehr zugemuthet werden.

Noch bevor der Monarch von seiner Rundfahrt zurückgekehrt war, neigte sich die große Mehrzahl der bei Hofe maßgebenden Personen der Ansicht zu, der Umschlag, welcher in der Stimmung der Bevölkerung nun eingetreten, müsse von der Regierung zu Gunsten der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung benützt, es müsse sofort eine Konstitution bewilligt werden, um die Revolution zu einem raschen Abschlusse zu bringen. Nur einzelne wenige Personen, wie Erzherzog Ludwig, Freiherr von Pilgram, Graf Hartig u. s. w. sprachen sich auch jetzt noch dafür aus, daß an dem Sisteme des Kaisers Franz, welches Oesterreich aus den furchtbarsten Gefahren gerettet und auf die Höhe seiner europäischen Großmachtstellung emporgehoben habe, daß an diesem Sisteme festgehalten werden müsse, da jedes Abweichen von demselben den Ruin des Staates nach sich ziehen könnte. Die Herren konnten es jedoch nicht hindern, daß in ihrer Anwesenheit bereits an dem Entwurfe eines Patentes gearbeitet wurde, mittelst welchem die Konstitution verkündet werden sollte. Man beabsichtigte diesen Entwurf dem Kaiser, unmittelbar nach seiner Rückkehr zur Sanktion zu unterbreiten, in der Meinung, die Verkündigung der Konstitution werde nur dann den mächtigsten Eindruck auf die gesammte Bevölkerung hervorrufen, wenn sie nicht zu lange mehr auf sich warten lasse und wenigstens noch in der Stunde erfolge, wo der Jubel über die Rundfahrt des Monarchen sich noch nicht gelegt hat.

Der Kaiser fühlte sich nach seiner Rückkehr so angegriffen und unwohl, daß man ihn überreden wollte, sich zu Bette zu legen. Sein Gemüth war so bewegt, daß er fort und fort weinen mußte und er vergeblich bemüht war, seine Fassung zu gewinnen. Die Aufnahme, die er bei den Wienern gefunden, hatte seinem Herzen unendlich wohl gethan, und er freute sich über dieselbe umsomehr, als nach den Schilderungen, die ihm über die Zustände in Wien, über die Absichten der Bevölkerung gemacht worden waren, er selbst seine Rundfahrt nicht ohne die lebhaftesten Befürchtungen angetreten hatte. Sein gütiges Herz war nun von

Dankbarkeit für die Wiener erfüllt, und er mochte sich Vorwürfe darüber gemacht haben, seinen Wienern Handlungen zugemuthet zu haben, zu denen sie, wie er sich nun überzeugte, nicht fähig sind. „Die unverkennbarsten Beweise der Liebe und Verehrung, welche dem erhabenen Monarchen allenthalben zu Theil wurden, räumten" — wie selbst die



Ein Wiener Dichter (Fr. Kaiser) verkündet die Konstitution.

„Wiener-Zeitung" versicherte — „die letzte Scheidewand hinweg, welche noch zwischen ihm und seinem Volke geblieben war." Welche Personen diese Scheidewand gebildet hatten, das übergeht das amtliche Organ der Staatsregierung mit Stillschweigen; es ist aber immerhin bemerkenswerth, daß in demselben die Existenz einer solchen Scheidewand ausdrücklich zugestanden wird...."

Der Kaiser hatte sich kaum erholt, als er alle Mitglieder seines Hauses und die höchsten Staatswürdenträger um sich versammelte. Ueber die Berathungen, die in diesem Augenblicke in den kaiserlichen Gemächern gepflogen wurden, dürften verläßliche Nachrichten wohl niemals in die Oeffentlichkeit dringen. Wir nehmen hier blos von einem Gerüchte Akt, welches über diese Berathungen in den Märztagen in Umlauf war, und selbst von hochstehenden Personen, die mit dem Hofe und der Regierung in Verbindung standen, erzählt wurde. Der Kaiser, hieß es, habe, als ihm

der Entwurf des Konstitutionspatentes vorgelegt wurde, sich augenblicklich bereit erklärt, demselben seine Unterschrift beizusetzen. Mehrere Mitglieder des Kaiserhauses, Graf Kolowrat, Graf Montecuccoli, Graf Latour, Graf Hoyos und viele andere Exzellenzen sprachen sich für die sofortige Veröffentlichung des Patentes aus; nur von Seite der Erzherzoge Ludwig und Maximilian, des Grafen Hartig, Freiherrn v. Pilgram und weniger Andern wurde dagegen Einsprache erhoben. Als der Kaiser sich schließlich dahin erklärte, er werde das Patent sanktioniren, machten die Vertreter des früheren Sistems einen letzten Versuch, ihn davon abzuhalten. Sie erinnerten ihn, da er bereits die Feder zur Unterschrift in die Tinte tauchte, an die Ermahnungen, welche sein sterbender Vater Kaiser Franz ihm ertheilte, daß er Oesterreich stets in dessen Geist fortregieren möge. Kaiser Ferdinand soll, unwillig darüber, daß ihm dies vorgehalten wurde, und empört über die Pression, die man auf ihn zu üben suchte, die ihm opponirenden Männer zornig gefragt haben: „Bin ich der Kaiser, oder bin ich's nicht?" Die Befragten standen schweigend da und verließen, nachdem sich der Kaiser ärgerlich von ihnen abgewendet, den Saal. Wenige Sekunden später war das Patent unterschrieben. Als der Kaiser die Feder aus der Hand legte, brachen die umstehenden Personen in ein dreimaliges Hoch! auf ihn aus. Dieser Moment war einer der feierlichsten in der Geschichte Oesterreichs. Erst in diesem Augenblicke war das frühere Sistem vollständig gefallen und eine neue Epoche im österreichischen Staatsleben angebrochen.

Das von allen Völkern Oesterreichs gesegnete Konstitutions-Patent des Kaisers Ferdinand lautet:

**Wir Ferdinand der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, König von Hungarn und Böhmen, dieses Namens der Fünfte, König der Lombardei und Venedigs, von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illirien, Erzherzog von Oesterreich; Herzog von Lothringen, Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Krain, Ober- und Nieder-Schlesien; Großfürst von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol u. s. w. haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten.**

**Die Preßfreiheit ist durch Unsere Erklärung der Aufhebung der Zensur in derselben Weise gewährt, wie in allen Staaten, wo sie besteht.**

**Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet bereits die ersprießlichsten Dienste.**

**Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzial-Stände und der Zentral-Kongregationen des lombardisch-venetianischen Königreichs in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzial-Verfassungen zum Behufe der von Uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes ist das Nöthige verfügt.**

**Sonach erwarten Wir mit Zuversicht, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden.**

**Dieser Hoffnung vertrauen Wir um so mehr, als Wir uns heute in Euerer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und Anhänglichkeit, die Ihr seit Jahrhunderten Unseren Vorfahren ununterbrochen und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewiesen habet, Euch noch jetzt wie von jeher beseelt.**

**Gegeben in Unserer kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien, den fünfzehnten März, im Eintausend Achthundert acht und vierzigsten, Unserer Reiche im vierzehnten Jahre.**

**Ferdinand (L. S.)**

**Karl Graf von Inzaghi, Oberster Kanzler. Franz Freih. v. Pillersdorf, Hofkanzler. Jos. Freih. v. Weingarten, Hofkanzler.**

Nach Sr. k. k. apostol. Majestät höchst eigenem Befehle:

**Peter Ritter v. Salzgeber, k. k. Hofrath.**

---

Ueber die Bedeutung des Konstitutionspatentes für Oesterreich heißt es in einer amtlichen Note der „Wiener-Zeitung": „Wir begnügen uns vorstehendes Allerhöchstes Patent, das heißersehnte Resultat langjähriger Wünsche, den Abschluß einer Reihe von Verfügungen, welche sich den heutigen Tag über in rascher Aufeinanderfolge drängten, einfach mitzutheilen. Oesterreich ist dadurch in die europäische Staatenfamilie als ebenbürtiges Glied eingetreten; das Band, welches die verschiedenen Nationalitäten umschlingen soll, ist damit unauflöslich verknüpft..."

Von einem einzigen Zeugen des oben geschilderten Aktes der Sanktionirung des Patentes durch den Kaiser, dem Grafen Hartig, sind in der bereits nach Gebühr gewürdigten „Genesis" über das Zustandekommen des Konstitutionspatentes einige Mittheilungen veröffentlicht worden, die wir der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen hier folgen lassen, weil es eben die Mittheilungen eines dabei Betheiligten sind. Graf Hartig stellt natürlich, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, auch die Entstehung des Konstitutionspatentes in der gehässigsten Weise dar. Er schreibt:

„Noch während der Jubel der Massen (über die Rundfahrt des Kaisers) ertönte, fanden die Männer, welche die Fäden in den Händen hielten, wodurch die auf der Bühne sich herumtreibenden Puppen bewegt wurden(!), schon wieder Stoff, den Jubel zu verstimmen und ihm Laute des Argwohnes beizumischen. Sie bekrittelten nämlich an der neuesten kaiserlichen Kundmachung (s. S. 390) die Omission (Auslassung) des beliebten Stichwortes: Konstitution, sowie der Andeutung, daß unter der Bezeichnung: „Stände" auch die bisher nicht privilegirten Klassen der Bevölkerung mitbegriffen seien, wornach diese lange schon strebten; sie hoben hervor, daß diese Kundmachung nicht in der officiellen

Wiener-Zeitung des Tages abgedruckt sei (ohne Zweifel nur in Folge der verspäteten Mittheilung an die Zeitungsredaktion); sie glaubten, daß die Art, wie alle kaiserlichen Gewährungen des 13. und 14. März veröffentlicht worden waren, der bei Gegenständen solchen Gewichtes üblichen Feierlichkeit entbehre, und schickten sich wieder an, Zweifel in die Aufrichtigkeit der Regierung und Unruhe zu erwecken. Die Staatskonferenz erhielt von der neuerdings zu besorgenden Mißstimmung Kenntniß, und suchte ihr dadurch vorzubeugen, daß noch am nämlichen Tage, gleichsam als Schlußakte der Volksbewegung und als Magna Charta der Oesterreicher ein kaiserliches Patent erlassen würde, worin die einzelnen Zugeständnisse der letzten Tage aneinander gereiht, das Wohlgefallen des Kaisers über die ihm bezeugte Dankbarkeit bei seinem Erscheinen ausgedrückt und die Erwartung ausgesprochen würde, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden. In dies Patent konnte ohne Bedenken die Erklärung aufgenommen werden, daß die Einberufung der Provinzialstände mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der Provinzialverfassungen stattzufinden habe, weil darüber schon vor dem März Verhandlungen bei den Ständen selbst im Zuge waren. Auffallend war es aber, darin das Wort „Konstitution," dessen Vermeidung durch die (s. S. 412) angedeuteten wichtigen Gründe geboten schien, zu erblicken. Die hierüber sorgfältig eingeholten Auskünfte führten zu nachstehendem Ergebnisse: die Staatskonferenz soll nämlich auch in dem Patente jenes ominöse Wort durch den Ausdruck: konstitutionelle Einrichtung des Vaterlandes haben ersetzen wollen, in welchem Ausdrucke eines Theils die Bürgschaft gelegen wäre, daß es auf eine wirkliche Theilung der legislativen Gewalt zwischen dem Souverain und den Volksvertretern abgesehen sei, anderen Theiles aber zugleich hätte erkannt werden können, daß die Erreichung dieses Zweckes auf andere als die stereotype Weise der Neuzeit, nämlich auf der Grundlage der Provinzialverhältnisse in Aussicht stehe... Es gab jedoch Leute, welche das Lieblingsstichwort nicht nur als Adjektivum, sondern absolut als Substantivum vom Kaiser ausgesprochen wissen wollten. So wie am Tage vorher bei der Benennung Nationalgarde gelang es ihnen auch diesmal wieder, die Sache als unbedeutende Wortverschiedenheit darzustellen und den gütigen Monarchen zur Erhörung ihres Wunsches zu bewegen..."

## 154.

## Vor der Konstitutions-Verleihung.

Der Jubel über die Rundfahrt des Monarchen war nach ein paar Stunden durch das Gerücht zum Schweigen gebracht worden, der Kaiser sei in Folge der Aufregung, der er sich ausgesetzt, ernstlich erkrankt und Erzherzog Ludwig weigere sich, selbst das geringste Zugeständniß zu ertheilen. Die Bevölkerung, welcher gesagt worden war, es werde unmittelbar nach der kaiserlichen Rundfahrt ein Manifest erscheinen, welches die Verkündigung der Konstitution enthalten werde, sah der verheißenen Botschaft mit fieberhafter Spannung und steigender Ungeduld entgegen. Als es nun plötzlich wieder hieß, es sei im Laufe des Tages nichts mehr zu erwarten, nahm sie wieder eine traurige Haltung an. Schon erzählte man in einzelnen Theilen der Stadt, eine Bürgerdeputation, welche die Verleihung der Konstitution betreiben wollte, sei schroff abgewiesen worden; ferner hieß es, den Abgesandten der Universität, die zu dem gleichen Zwecke beim Kaiser Audienz nehmen wollten, sei vom Erzherzog Ludwig bedeutet worden, sie sollten sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angehen; man wollte ferner wissen, der unter dem Riesenthor kommandirende Offizier habe sich geweigert, eine Deputation des Lesevereins, welche die Zusage einer Verfassung beim Kaiser erwirken wollte, in die Hofburg hinein zu lassen. An allen diesen Erzählungen war eigentlich kein wahres Wort; aber dieselben trugen nichts desto weniger dazu bei, die Bevölkerung noch mehr aufzuregen und zu erbittern. Auch fehlte es nicht an verschiedenen Rednern, welche noch Oel in's Feuer goßen. Auf vielen Plätzen, in einzelnen Straßen sah man Gruppen von Hunderten, ja selbst von Tausenden um einen einzigen Menschen geschaart welcher auf irgend eine Erhöhung gestiegen war, und von derselben aus seine Zuhörer haranguirte; je aufreizender nun solche Reden waren, mit desto lauterem Beifalle wurden sie aufgenommen und tobend und lärmend zog die Menge wieder fort, um an anderen Punkten der Stadt dieselbe Scene zu wiederholen. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß es schon in den nächsten Stunden wieder zu einem neuen Zusammenstoße zwischen dem Volke und dem Militär kommen werde. „Die Garnison" — hieß es — „hält die Stadt noch immer cernirt und wenn wir die Konstitution uns nicht während des Nachmittages erzwingen, dann werden wir während der Nacht Kartätschen- und Bombenschüsse zu hören bekommen!"

Während dieser Vorgänge erschien wieder Baron Reischach in der Mitte der die Passage zwischen der Burg und dem Michaelerplatze absperrenden Nationalgarden und äußerte zu ihnen: „Wenn nur eine kurze Zeit, nur eine Stunde noch weitere Ausschreitungen hintangehalten werden könnten! Es sind alle Wünsche des Volkes bereits erfüllt, Se. Majestät haben das Manifest, mit welchem die Konstitution zugesichert wird, vor einer Viertelstunde unterfertigt; es wurde bereits in die Staatsdruckerei gesandt und in einer Stunde kann es an allen Straßenecken angeschlagen werden, wenn nicht eben ein neuer, muthwillig herbeigeführter Kampf alles vereitelt!" — Die Nationalgarden, welche seit einiger Zeit wieder Mühe hatten, sich gegenüber den an sie herandrängenden Volksmassen auf ihrem Posten zu behaupten, beeilten sich, die freudige Kunde der Menge mitzutheilen, in der Hoffnung, dieselbe hiedurch, wenigstens für einige Zeit, zu beschwichtigen. Die allgemeine Verstimmung war jedoch bereits zu weit gediehen, das Aeußerste, was diese Nationalgarden erreichen konnten, war, daß die Leute mit einem trotzigen: „Nun, wir werden ja sehen!" antworteten und nicht aus

der von ihnen einmal eingenommenen Stellung wichen. Den Michaelerplatz, den ganzen Kohlmarkt entlang sah man Kopf an Kopf dicht aneinander gedrängt; die Harrenden äußerten ihre auf's Höchste gesteigerte Ungeduld durch immer lauteres Murren.

Nach einer halben Stunde etwa erschien Baron Reischach abermals vor dem Riesenthor. Ein eben aus der Staatsdruckerei gekommenes Plakat in der Hand haltend. Er bemerkte unter den Nationalgarden den ihm persönlich bekannten Schriftsteller Friedrich Kaiser und winkte ihn zu sich. Kaiser theilt über diese Begegnung Folgendes mit: — „Der Baron flüsterte mir mit sichtlicher Aufregung zu: „Hier ist es endlich!“ — Ich warf einen Blick auf das Plakat; es enthielt wirklich die vom Kaiser Ferdinand unterzeichnete Zusage, seinen Völkern eine Konstitution zu ertheilen. Reischach fuhr fort: „Aber was ist nun zu veranlassen, ich habe erst dies eine Exemplar!“ — „Damit, entgegnete ich, muß man hinaus, es auf allen Plätzen laut vorlesen, dadurch wird sich der drohende Sturm mit einem Male in laute Freude, in Begeisterung verwandeln! Wollen Sie mir das Manifest überreichen?“ — „Recht gerne, erwiderte Reischach aber ich meine, die Sache müßte, um eine raschere Wirkung zu haben, mit einem gewissen Eclat eingeleitet werden. Man müßte Trompeter vorausſenden.“

„Gut — gut,“ sprach ich „Alles, was Sie wünschen, aber nur rasch muß es geschehen!“

„Kommen Sie mit mir!“ rief er, und zog mich mit sich in den inneren Raum der Hofburg — dort wandte er sich zunächst an die zwei Kapitäns der ungarischen und italienischen Leibgarde, theilte ihnen mein Vorhaben mit, und ersuchte sie, sofort vier Trompeter zu Pferde setzen zu lassen. Die Kapitäns erklärten sich zwar bereit, bemerkten jedoch, daß sie erst einen Befehl des Stadtkommandanten, des Fürsten Windischgrätz erhalten müßten, bevor sie die Trompeter zu einem solchen Zwecke beordern könnten.

„Den Befehl will ich sogleich erwirken!“ sprach Baron Reischach, und ersuchte mich, ihm zu folgen. Wir begaben uns hierauf in die Appartements der ehemaligen Reichskanzlei, in welchen Fürst Windischgrätz seinen Sitz hatte. Die Säle waren mit Generalen und Stabsoffizieren gefüllt; aber meinem Führer, in seiner Eigenschaft als Obersthofmeister eines Erzherzogs, zeigten sich alle bereitwilligst; wir wurden gemeldet, und bald stand ich, in meiner stark derangirten Toilette, die weiße Binde am Arme, die Flinte über der Schulter tragend, vor dem Befehlshaber. Nichts ließ aber in dem damaligen Benehmen des Fürsten Windischgrätz den Tirannen ahnen, als welcher er sich nach der Bewältigung der Revolution im Oktober desselben Jahres der Bevölkerung Wiens zeigen sollte. Er empfing uns mit freundlichster Herablassung und mit höfischen Manieren, fand meinen Vorschlag ganz vorzüglich, äußerte sich aber in Bezug auf die Bewilligung der vier Garde-Trompeter, daß er den Herren Kapitänen der Leibgarden keine Befehle ertheilen könne, da diese nicht unter dem Militär-Kommando, sondern unter dem Obersthofmeisteramte ständen. „Indeß,“ fügte er, zu Reischach gewandt, hinzu — „glaube ich, dürfte es genügen, wenn Sie den Herren Kapitänen sagen, daß ich nicht dagegen bin!“ — Dies genügte uns, und schnell eilten wir wieder in den Hofraum hinab, wo auf die Mittheilung Reischach's sogleich zwei Trompeter der ungarischen, und zwei der italienischen Leibgarde sich in die Sättel schwangen. „Aber,“ sprach ich zu Reischach, „ich kann doch nicht zu Fuße hinter den Trompetern hergehen, in den dichten Volksmassen würde ich leicht von ihnen getrennt.“ — „Nein, nein! — Sie müssen zu Pferde sein!“ — antwortete er. — Aber nun — kaum sollte man es glauben — erhoben sich wieder Schwierigkeiten wegen dieses Einen Pferdes, und doch standen wohl über hundert derselben an Pfählen angebunden im Innern des Burgraumes; aber die Offiziere der Kavallerie-Abtheilungen erklärten, kein Pferd abgeben zu können, weil sie jeden Augenblick einen Befehl erhalten könnten, mit ihrer Mannschaft abzurücken, und die Garden bemerkten, daß die von ihnen benützten Pferde nicht ihr Eigenthum, sondern dem Hofmarstalle entnommen seien; man müße sich also an das Hofstallmeisteramt wenden; wir thaten auch dies, aber der Kanzlei-Direktor dieses Hofamtes erklärte wieder, er könne aus den Hofstallungen kein Pferd zur Verfügung stellen, wenn er nicht hiezu die Ermächtigung von Seite Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Ludwig erhalte. Die Sache schien dem Baron Reischach so wichtig, daß er sofort beschloß, den Erzherzog selbst zu bitten. Wir begaben uns deshalb in mehrere Appartements, aber — merkwürdig! — Niemand vom Hofpersonale wußte, in welchem Theile der Burg sich in diesem Augenblicke Se. kaiserl. Hoheit befände!

Unverrichteter Sache gingen wir wieder hinab, und mein Vorsatz wäre unausgeführt geblieben, wenn nicht eben Graf Breunner in Begleitung des jungen Grafen Traun, beide in der landständischen Uniform, in den Hof der Burg zu Pferde hereingesprengt wären. Herr Graf Breunner, welchem ich persönlich bekannt war, überließ mir, als er von unserer Verlegenheit hörte, bereitwilligst sein eigenes Pferd, Graf Traun trug sich an, mich zu begleiten, und so zogen wir denn, die Trompeter Fanfaren schmetternd, zur Burg hinaus — zuerst gegen den Kohlmarkt. Es war ein Moment, wie ich ihn bis dahin nicht erlebt hatte und wol schwerlich jemals wieder erleben werde, als ich, mich hoch in den Bügeln aufrichtend, das kaiserliche Manifest mit der rechten Hand in die Luft erhebend, mit lautester Stimme das Wort „Konstitution!“ ausrief. Tausendstimmiger Jubel und Lebehoch-Rufe erschollen, von allen Fenstern wehten Tücher und wurden Blumen geworfen; und so zogen wir nicht nur durch die ganze Stadt, sondern von einer immer anwachsenden jubelnden Menge begleitet, auch durch die Vorstädte, auf allen größeren Plätzen haltend, und das Manifest aufs Neue vorlesend, bis wir endlich erst bei einbrechender Nacht in die bereits festlich beleuchtete Stadt zurückkehrten.“

### 155.

## Die Huldigungsadresse des Bürgerausschusses.

Schon kurz nach der Rückkehr des Kaisers in die Hofburg, wurde Czapka zum niederösterreichischen Regie,

rungspräsidenten Freiherrn v. Talatzko gerufen, der ihm mittheilte, daß der Kaiser unmittelbar nach seiner Rundfahrt sich entschlossen habe, den Völkern Oesterreich's eine Konstitution zu verleihen. Er forderte den Bürgermeister auf, den kaiserlichen Akt sofort zu verlautbaren, was diesem jedoch erst dann möglich war, nachdem ihm das in der Staatsdruckerei in Druck gelegte Manifest zur Affichirung zugestellt wurde. Beim Weggehen aus der im Schottenhofe befindlichen Wohnung des Regierungspräsidenten begegnete Czapka dem ständischen Verordneten Baron v. Ravenburg auf der Stiege, der ihm mittheilte, daß sein (des Bürgermeisters) Erscheinen im Schottenhause, bei den im Hofe desselben versammelten Nationalgarden eine für die Sicherheit seiner Person gefährliche Aufregung hervorgerufen habe und der sich anbot, ihn durch rückwärtige Gänge des Stiftshauses bis auf die Freiung zu geleiten, was von Czapka auch angenommen wurde. Am Rathhause angelangt, fand der Bürgermeister bereits einen Theil des Bürgerausschusses versammelt, den er von der erfolgten Verleihung einer Konstitution sofort verständigte. Bald darauf langte das gedruckte kaiserliche Patent an, welches auf Verlangen des Ausschusses sogleich der Universität und dem juridisch-politischen Lesevereine in mehreren Exemplaren zugestellt und an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen wurde. Ueber den enthusiastischen Jubel, den das Patent allenthalben in Wien hervorrief, werden wir später berichten. Im Bürgerausschusse selbst wurde es mit der freudigsten Sensation aufgenommen. Derselbe versammelte sich sofort zu einer Sitzung, über welche folgendes Protokoll vorliegt:

**Protokoll**

aus der Sitzung des Magistrats und provisor. Bürgerausschusses vom 15. März 1848, 5 Uhr Nachmittags, unter dem Vorsitze des Regierungsraths und Bürgermeisters Ig. Czapka, Ritter von Winstetten.

Es wird unter lauten Akklamationen aller Anwesenden das a. h. Patent vom 14. März verlesen, womit Seine Majestät seinen Völkern Preßfreiheit und die Konstituirung der Nationalgarde bewilligt und die Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialstände mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes behufs der von Sr. Majestät beschlossenen Konstitution des Vaterlandes verfügt wird.

Hierüber beschließt die Versammlung einmüthig: Seiner Majestät den Dank in einer besonderen Adresse, deren Entwurf die beiden Herren prov. Ausschüsse Freih. v. Dodlhoff und Dr. Alex. Bach auf sich nehmen, auszusprechen und dieselbe durch eine Deputation des Magistrats und des Bürgerausschusses zu überreichen.

Als Deputationsmitglieder wurden die Herren Ig. Czapka, Ritter von Winstetten, k. k. n. ö. Regierungsrath und Bürgermeister, Ferdinand Bergmüller, k. k. Rath und Vizebürgermeister, Freiherr v. Dodlhoff-Dier, n. ö. Landstand, Freiherr v. Stifft, n. ö. Landstand, Jos. Waigt, bgl. Handelsmann, Rudolf v. Arthaber, bgl. Handelsmann, Joh. Mayer, k. k. priv. Großhändler, Robert, k. k. priv. Großhändler, und Dr. Bach gewählt, die eine in nachfolgenden Ausdrücken abgefaßte Adresse an Seine Majestät überreichten:

**Hoch lebe unser konstitutioneller Kaiser! Hoch! Hoch! Hoch!**

**Zum Himmel dringe unser Jubel, und der Allmächtige, welcher die Schicksale der Völker lenket, vernehme unsere inbrünstigen Gebete: daß er lange erhalte unseren gütigen Vater, daß er segne die Regierung, getragen von der Liebe eines treuen Volkes, welches Blut und Leben für seinen großherzigen Kaiser, für seine Freiheit geben und allen Stürmen der Zeit trotzen wird.**

**Euere Majestät! Wir Oesterreicher werden beweisen, daß wir der Freiheit würdig sind; wir werden es beweisen in dem festen Verbande mit allen unseren Brüdern, welches Standes und welcher Sprache sie sind; wir werden es beweisen Angesichts von Europa, welches nun in Uns einen Fels erkennen wird gegen jeden Feind der Intelligenz und Selbstständigkeit.**

**Euere Majestät! Wir getreuen Bürger beugen unsere Knie vor Unserem in neuem Glanze thronenden Kaiser Ferdinand!**

**Der Magistrat und Bürgerausschuß der Stadt Wien.**

Geschlossen 8 Uhr Abends.

**Bergmüller,**
Vizebürgermeister.

**Rasmauit,**
Aktuar und Protokollsführer.

## 156.

## Zum Gebet!

Einer der erhebendsten Augenblicke der Märzrevolution war die Verkündigung der Konstitutionsverleihung auf dem Universitätsplatze. Die Studenten mit ihren Führern waren auf demselben und in den beiden Bäckerstraßen bis hinaus zum Lugeck militärisch aufgestellt. Es war ihnen schon seit ein paar Stunden wiederholt gesagt worden, daß die Verkündigung der Konstitution mit jeder Minute bevorstehe. Die Aufregung, die Ungeduld der Jugend war mittlerweile bis auf's Höchste gestiegen. Eine jede neue Viertelstunde, während welcher sie vergeblich wartete, vermehrte ihren Mißmuth und bestärkte sie in dem Mißtrauen, dieser Volkswunsch werde nicht in Erfüllung gehen und man stelle ihr die Konstitution nur in Aussicht, um sie neuerdings hinzuhalten, um sie zu der „befreienden That" nicht schreiten zu lassen. Die Gährung unter den Studenten war eine ungeheuere, und sie befanden sich in so fieberhafter Erregung, daß jeden Moment ein Losplatzen der Leidenschaften zu besorgen stand. Man sprach in ihren Reihen allgemein wieder von der Erstürmung der Burg, von dem Hereinziehen der Massen aus den Vorstädten, und wenn die Führer der Studenten, die Professoren und deren Supplenten, nicht über die nöthige Autorität verfügt hätten, es wäre in den Nachmittagsstunden, vielleicht noch in dem Augenblicke, als das Konstitutions-Patent von dem Kaiser bereits sanktionirt worden war, ein Konflikt auf der Universität ausgebrochen, der jedenfalls nicht sobald wieder beigelegt worden wäre. Denn das unterliegt keinem Zweifel, die Studenten hätten die gesammte Bevölkerung mit sich fortgerissen. — So aber gelang es den Führern, die Studenten von einer Viertelstunde auf die andere zu vertrösten und die Verkündigung der Konstitution erfolgte eben noch in einem Zeitpunkte, wo es gelungen war, die Studenten beisammen zu halten, und an der Veranlassung einer neuen Volkserhebung, zu der sie bereits entschlossen waren, zu verhindern. Ueber die Aufnahme, welche die Verkündigung der Konstitution bei der Studentenschaft fand, über den Eindruck, den dieses Ereigniß auf sie machte, liegen von Zeitgenossen nachstehende lebendige Schilderungen vor:

„Am 15. Nachmittags," — berichtet Füster — „als die Studenten die Konstitution dringend forderten, kam der Rektor an die Universität, mit mehreren Professoren. Man ordnete Jemand ab, an den Hof zu gehen und den Höflingen die dringende Forderung des Volkes bekannt zu machen. Der Sturm um die Universität herum ward immer heftiger. Man benachrichtigte die Studenten von den Schritten, die man gethan, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß zweifelsohne der Kaiser eine Konstitution geben werde. Keine Beruhigung erfolgte, der Sturm wuchs! Da übersendet Graf Hoyos auf einem Stückchen Papier, mit Bleistift geschrieben, die Nachricht, der Kaiser habe die Konstitution gegeben. Der Rektor nahm nebst dem Dr. Köck mich mit, damit ich vom Balkon der Universität aus, wenn seine Stimme nicht ausreichen

würde, die freudige Botschaft verkünden sollte. Alles drängte sich unter den Balkon. Dr. Köck übernahm statt des Rektors die Verkündigung der Botschaft. Der Rektor bekräftigte mit Kopfnicken seine Aussage. Die bewaffneten Schaaren waren zum Sturme bereit. Es genügte ihnen nicht vollständig, was man ihnen verkündigt hatte. Sie wollten es, wie man zu sagen pflegt, schwarz auf weiß haben. So viel gelang, daß man sie dazu vermochte, einige Zeit noch abzuwarten und nicht loszuschlagen. Ich begab mich zu dem philosofischen Korps. Die Studenten waren ungemein kampflustig. Das Geschenk der Preßfreiheit mit der dazu gesetzten Klausel, daß ein Preßgesetz erscheinen werde, war ihnen nicht genügend. Sie wußten sehr wohl, daß ein Preßgesetz die Preßfreiheit zu einer Illusion machen kann. Wir harrten noch einige Zeit, da man abermals vom Balkon der Universität verkündete, daß die schriftliche Zusage des Kaisers in Betreff der Konstitution schon unter der Presse sei und in kurzer Zeit das gedruckte kaiserliche Manifest erscheinen werde. Dies geschah denn auch. Man hörte von Ferne den Jubel des Volkes. Die bewaffneten Schaaren stellten sich in Parade auf, nach den einzelnen Korps. Zum Korps der Philosophen kam Dr. Schmidl freudestrahlend. Er hielt hoch in der Hand das kaiserliche Manifest. Er fing es an zu lesen mit freudebebender Stimme, daß Se. Majestät dem Wunsche der Wiener Gehör geschenkt und den Völkern Oesterreichs eine Konstitution geben wolle. Der gerührte Leser konnte kaum das Manifest vor innigster Bewegung zu Ende lesen und fiel mir weinend um den Hals. Es war eine der schönsten Scenen meines Lebens. Ich umarmte die Studenten, sie stürzten an meine Brust, das neue Oesterreich brach glorreich an, die Repräsentanten der neuen, bessern Zeit hielt ich in meinen Armen. Bürger kamen jubelnd und übergaben uns eine Fahne mit dem Bildnisse des Kaisers geschmückt. Man wollte gleich vor die Burg ziehen, um dem Monarchen den Dank auszusprechen. Professor Hye und einige andere Herren meinten, daß wir uns darüber erst erkundigen sollten. Jedenfalls müßten wir gleich zum Rektor gehen. Hye und ich gingen zum Rektor, der sich gleich staatsmäßig aufkleidete, um mit uns zum Kaiser zu gehen. Hye war in seine Uniform gekleidet. Ich ganz einfach, im langen Rock und hohen Stiefeln, die wegen meiner vielen Gänge von unten bis oben mit Koth beschmutzt waren. Schnurstracks, wider alle Hofetiquette, ging ich in meiner einfachen Kleidung an den Hof. Wie staunten die goldbetreßten Hofschranzen, einen Geistlichen in seinem Alltagskleide da zu sehen, wo nie ein Geistlicher anders als im höchsten Staate erschienen war. Es war das neue Oesterreich gekommen ohne Parade, ein Geistlicher ohne Gepränge und gewiß auch ohne Heuchelei. Man führte uns von Saal zu Saal, alle vollgepfropft mit Garden. Der Kaiser war nicht zu sprechen, er war gerade ausgegangen, desgleichen Erzherzog Franz Karl. Wir konnten unsern Dank nicht anbringen und verließen die Hofburg. Wenn wir auch nicht den Kaiser gesehen, hatten die Hofschranzen an mir doch die etiquettelose Revolution gesehen und sich darüber ärgern können, daß man auf solche Art gekleidet, gar nicht angemeldet, an den Hof zu kommen wage; sie mußten jedoch, umwogt vom Sturme, schweigen und konnten mich nicht abweisen. . . . ."

„Nach Mittag" — wird in einer Schilderung der drei Märztage von L. A. Frankl erzählt — „kommen die Deputirten des Preßburger Landtags, an ihrer Spitze Ludwig Kossuth, und das Korps der Juraten; sie werden von der Universität am Praterstern eingeholt, das tricolore Banner Ungarns daselbst aufgehißt. . Unterdessen sind die Studenten, mit Flinten, manche nur mit Säbeln bewaffnet, auf dem Universitätsplatz, in den beiden Bäckerstraßen aufgestellt; ihre Führer, weiße Schärpen über die Brust herab geschlungen, stehen an ihrer Spitze. Es ist ein tiefer Ernst, ein fieberhaftes Erwarten auf dem Antlitze eines Jeden sichtbar. Werden sich die Erwartungen erfüllen? Wird die versprochene Konstitution gegeben? Es wäre entsetzlich, wenn sie wieder die rothen Kokarden an die Brust heften, zu einem Sturme gegen die Burg schreiten müßten. Die Herzen zittern, alle Fibern der Geister zucken; da naht, wie versöhnend, ein Lied, die Herzen würden sonst zerspringen vor Aufregung. Das Lied hilft für einen Augenblick über den Augenblick hinweg. Der Notar der Universität Dr. Köck, liest unter plötzlich lautloser Stille das erste gedruckte zensurfreie Wort: „Die Universität". Der Verfasser wird auf die Schultern gehoben und unter jubelnden Zurufen entlang der Fronte der Studenten getragen. Da brauste es vom Lugeck heran, es war ein Gewitter von jubelnden Schreien und Rufen: „Die Konstitution!"... „Die Konstitution!" Ein Mann, das gedruckte, an ein Bajonett gespießte, die Konstitution verkündende Blatt, wie eine Fahne hoch tragend, stürzt heran, ihm wälzt sich eine jubelnde Volksmenge nach, das Blatt wird laut vorgelesen. Die Jünglinge weinen, die Männer fallen sich um den Hals, Frauen küssen ihnen die Hände, die Kleider; Kinder werden von ihren Müttern emporgehalten, um ihnen die Kämpfer, die Befreier zu zeigen. — Die Uhr vom Konviktsgebäude schlägt, das Abendläuten der Jesuiten-Basilika auf dem Universitätsplatze beginnt und ein hoher, schlanker Mann (Giskra), die Haare germanisch blond, die leuchtenden Augen blau, über seine Schulter eine weiße Schärpe geschlungen, die ihn als einen der Führer bezeichnet, tritt rasch hervor und den Säbel schwingend, mit einem Alles übertönenden Rufe kommandirt er militärisch: „Zum Gebet!" Die Jugend Oesterreichs, seine ganze Zukunft, kniete, in Waffen rasselnd, nieder *). Ein Knabe, der Sohn des Arztes Hopfgarten, der während der Märztage unermüdet der Universität voran die Trommel rührte und von uns der „kleine Tambour von Arcole" genannt wurde, gab die militärisch üblichen einzelnen Trommelstreiche. Wir beteten niemals so andächtig und werden es vielleicht nie wieder mit gleicher dankdurchglühter Inbrunst, so lange wir athmen w rden. Der germanisch blonde, hoch und schlank gewachsene Mann mit den jugendlich leuchten den Augen kommandirte darauf: „Bei Fuß!" und di Jugend und die Männer und die Frauen rufen in tausend stimmigem Chore: „Hoch der Kaiser! Hoch die Universität!"

---

*) Der Priester der Universitätskirche, Wilhelm Gärtner hat diesen Moment in einem Gedichte verherrlicht.

## 157.

## Kossuth in Wien!

In dem Momente, als in der inneren Stadt die Konstitution verkündigt wurde, fuhr die große Deputation, welche der ungarische Landtag an den Hof gesandt hatte, damit sie den König um die Gewährung der in der Kossuth'schen Adresse (s. S. 112) enthaltenen Landeswünsche bitte, in zahlreichen Fiakern durch die Jägerzeile. Beim Kafé Fetzer, wo die Konstitutionsurkunde eben verlesen wurde, waren in diesem Augenblicke viele Tausende versammelt. Der Jubel war ein unbeschreiblicher. Die Freude über das Erscheinen der Repräsentanten Ungarns in Wien eine allgemeine. Kossuth hielt hier seine erste kurze Ansprache in Wien, die, trotzdem er der deutschen Sprache nicht vollständig mächtig war, einen gewaltigen Eindruck machte. „Es wird," sagte er unter Anderem, „noch in Jahrhunderten unter allen Völkern Oesterreichs nicht ein einziges Herz schlagen, welches Euch, Ihr Wiener, für Euer Befreiungswerk nicht danken und segnen wird!" Als Kossuth die Menge schließlich ersuchte, sie möge ihre Reihen öffnen und ihm und seinen Landsleuten die Fahrt in die innere Stadt gestatten, bildete sich sogleich eine Gasse, durch welche die ungarische Deputation ihre Fahrt über die Ferdinandsbrücke, durch die Rothenthurmstraße bis auf den Stefansplatz fortsetzte. Hier war der Menschenandrang so groß, daß die Ungarn ihre Wagen verlassen mußten. Unter ihnen befanden sich außer Kossuth die Grafen Batthyányi, Teleky, Andrássy und viele andere Magnaten. Die Juraten, welche sie als Ehrenwache begleiteten, hatten eine große ungarische Nationalfahne mitgenommen. Dem langen Wagenzuge wurde das Konstitutionspatent, mit Blumen bekränzt, auf einem Bajonnete feierlich vorgetragen. Alles drängte sich an die in ihrer imposanten, schimmernden Nationaltracht gekleideten Ankömmlinge heran. Es war ein herzergreifender Anblick. Man umarmte sich, drückte sich die Hände, die Freude leuchtete aus jedem Auge, der Jubel kannte keine Grenzen. „Die Verbrüderung aller Nationen, die unter Oesterreichs Szepter vereinigt sind, wurde" — wie die „Wiener-Zeitung" mit Emphase betont — „mit der innigsten Glut des überströmenden Gefühles unauflöslich besiegelt (!)..." Aber auch alle Fenster waren dicht besetzt, weiße Tücher wurden von hier aus den Ungarn zugeschwungen, sie wurden mit Blumen beworfen, und aus jedem Munde ertönten jauchzende Zurufe. Die Ungarn waren in jenem Momente der Märzrevolution in Wien angekommen, wo die ganze Bevölkerung in Jubel aufgelöst war, wo jeder Einzelne sich freute und glücklich fühlte, wo Jeder seinem Gott dafür dankte, daß er einen solchen Tag ihn erleben ließ.

Die Verkündigung der Konstitution hatte die Situation in Wien gänzlich umgewandelt. Nun waren alle Volkswünsche erfüllt, nun hoffte Jedermann von der Zukunft das Beste, nun verzichtete Jeder darauf, Weiteres zu fordern, in der Ueberzeugung, daß Alles, was dem Volke noch nicht geworden, im Laufe der Zeit und durch friedliche Mittel ihm zu Theil werden würde. „Die Konstitutions-Akte" — berichtet Frankl — „wird auf allen Plätzen, in allen Straßen verlesen. Der Enthusiasmus ist rasend. Fanatischer Jubelsturm erschüttert die Stadt; vom Erdgeschoß bis zu den höchsten Etagen der Häuser sind alle Fenster belagert, Tücher wehen, Blumen fliegen, Freude auf jedem Antlitze, Zuruf aus jedem Munde, die ganze lebende Generation schwebt in diesem Augenblicke weit über dem Lose der Menschheit und genießt einen Moment, der jedes Glück des einzelnen Menschenschicksals, und sei es das Höchste und Sicherste, riesenhoch überragt. Die Erde und die tausendjährige Weltgeschichte hat nur wenig solche Feste, und göttergleich fühlt sich das Geschlecht, das daran Theil hat. Abends flammt die Stadt mit allen Vorstädten in einem Feuermeer der brillantesten Beleuchtung. Der Kaiser zeigt sich dem Volke auf dem Balkon des Josefsplatzes und bringt den Bürgern ein „Vivat!" aus. Die Josefs-Statue ist mit Fahnen und Blumen geschmückt. Die ewigen Sterne leuchten auf die Szene. Sich völlig fremde Menschen in den Straßen umarmen sich; Saturn's Zeitalter ist auf Erden zurückgekehrt, und der gleiche Freudenbecher tränkt eine halbe Million Menschen. Da ward aus Morgen und Abend der dritte Tag, und Gott sah und wir mit ihm, daß es gut war ..."

„Am 15. war es mir blos vergönnt" — erzählt ein anderer Zeitgenosse — „von ferne den Jubel zu vernehmen, der den Kaiser während seiner Rundfahrt begrüßte und begleitete. Sobald die Dienstespflicht es erlaubte, eilte ich Nachmittags in die Stadt. Alles in Aufregung, überall Abtheilungen der neugebildeten Nationalgarde. Als ich durch die Kärntnerstraße heraufging, kam mir eine kleine Anzahl Ungarn entgegen. Ich folgte ihnen in die Himmelpfortgasse zum Gasthaus zur „ungarischen Krone", wo unter dem Eingange Einer aus ihrer Mitte eine begeisterte Rede hielt. — Weiter aufwärts, dem Gewerbvereins-Lokale gegenüber, stand eine Abtheilung Studenten, deren Einer ebenfalls in gewählten Worten sprach und durch lauten Beifall öfters unterbrochen wurde. Ehe ich noch die Kärntnerstraße wieder erreicht hatte, ertönte die Nachricht: „Konstitution!" Alles drängte sich zusammen, und da nur ein Exemplar des Patentes vorhanden war, so erscholl von allen Seiten der Ruf: „Vorlesen!" Ich ergriff nicht ohne Rührung das Papier und bin stolz darauf, einer der Ersten das kostbare Geschenk, das der Kaiser mit dem Patente vom 15. März 1848 seinen Völkern machte, der Menge verkündet zu haben. Bei jedem der Hauptpunkte wurde ich durch Jubelruf unterbrochen, und als ich zu Ende kam, waren alle Häupter entblößt und es erscholl aus einem Munde: „Es lebe unser konstitutioneller Kaiser!" Jeder verdoppelte seine Schritte, um die frohe Kunde weiter zu bringen, Einer nahm den Andern bei der Hand, mit der Frage: „Wissen Sie's schon?" ... Jeder wollte die Freude haben, Freude zu bereiten. Als ich gegen den Stefansplatz kam, nahte eben unter Begleitung von bewaffneten Studenten, die entgegengezogen waren, die Deputation des ungarischen Landtages, den für Recht und Freiheit begeisterten Redner Kossuth in ihrer Mitte. Die hochherzigen Magyaren waren auf die erste Kunde der Schilderhebung herbeigeeilt, den Geistes-

verwandten im Kampfe beizustehen; zum Glücke hatte die Liebe des gütigen Monarchen einen solchen abgewendet und sie konnten nur Zeuge unserer Freude sein. Beim Eintritt in die Stadt scholl ihnen mit dem „Willkommen" die frohe Botschaft entgegen. Ein Freudenrausch hatte die ganze Bevölkerung ergriffen; alle Fenster waren offen, aus allen flatterten weiße Fahnen und Tücher; in den Ruf: „Es lebe der konstitutionelle Kaiser!" „Es lebe das Volk!" mischte sich nun der Ruf; „Es lebe die ungarische Nation!" „Kossuth Eljen!" So allgemein, alle Herzen beseligend, war wohl nie eine Freude, so stürmisch noch nie ein Vivatruf. Die Stadt wurde Abends viel prächtiger als an den beiden früheren Abenden illuminirt; dicht gedrängte Volksmassen wogten durch alle Straßen, überall Züge von der Nationalgarde mit weißen Fahnen, welche die Stadt durchzogen, überall unbeschreiblicher Jubelruf. Ich stand unter dem Balkone des Lesevereines, als die Studenten vorüberzogen und von ihm herab viele, mit Begeisterung gesprochene und aufgenommene Worte drangen, von denen am donnerndsten jene begrüßt wurden: „Meine Herren, wir können stolz sein, wir in Oesterreich stehen jetzt höher als die in Frankreich und in England!..."

„Die Erinnerung an die Verkündigung der Konstitution" — schreibt ein anderer Theilnehmer der Ereignisse — „wird allen Zeitgenossen unvergeßlich bleiben. Sie hat Männer zu Thränen gerührt, sie hat alle Standes- und Altersunterschiede für ein paar Stunden verwischt, Arm und Reich, Jung und Alt nahmen an ihr den gleichen innigen, freudig bewegten Antheil. Die Menschen empfanden ihr gegenüber nur die eine Leidenschaft, sich über sie zu freuen und dem Jubel ihres Herzens Luft zu machen. Es kam vor, daß Personen, die einander seit Jahren gemieden hatten, sich nun plötzlich versöhnt in die Arme fielen. Fremde, die sich noch niemals begegnet, umschlangen und küßten sich, und schlossen dem großen Ereignisse gegenüber einen Freundschaftsbund. Mancher reiche Mann schüttelte in diesem Augenblicke einem Armen, den er bisher wohl nur über die Achsel angesehen hatte, herzlich die Hand und nannte ihn Freund und Bruder . . ."

Auch die Frauen nahmen an der allgemeinen Freude den lebhaftesten Antheil. Sie mischten sich in das Volksleben auf den Straßen, sie kamen den ihnen begegnenden Studenten und Nationalgardisten herzlich entgegen, um ihnen für ihre Tapferkeit und Ausdauer zu danken. Das Bewußtsein, einen Vater, Bruder oder wenigstens einen Verwandten unter den Studenten oder Nationalgarden, den Helden des Tages, zu besitzen, machte sie schon glücklich. Es darf nicht übersehen werden, daß die Frauen Wiens dadurch wesentlich zum Gelingen der Märzrevolution beitrugen, daß sie schon von allem Anfange her zu deren Gunsten die Partei ergriffen. Wer auf die Seite der Revolution trat, wer seine Stellung auf's Spiel setzte, in dem Kampfe gegen das Sistem, hatte die Sympathien der Frauen Wiens für sich. Bei dem großen Einflusse, den das Weib in Folge seiner Stellung im Hause, in der Familie auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse bei allen zivilisirten Völkern einnimmt, war die Haltung der Wiener Frauen in den Märztagen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Der Mann, dem es an Muth oder Entschlossenheit gebrach, sich der Bewegungspartei anzuschließen, setzte sich der Gefahr aus, die Verachtung der Frauen auf sich zu laden. Dieses Bewußtsein trieb nicht Wenige aus ihren Stellungen heraus; und wir wissen selbst von hohen Staatsbeamten, die in den drei Märztagen Alles auf das Spiel setzten, weil ihre Frauen sie dazu vermochten und weil sie besorgten, durch eine neutrale Haltung sich der Gegenwart verdächtig, für die Zukunft aber unmöglich zu machen.

Mit der Verkündigung der Konstitution war der gesammten Bevölkerung ein Alp von der Brust genommen worden. Jetzt erst heiterten sich nach drei trüben, stürmischbewegten Tagen die Gesichter wieder auf, jetzt erst beschlich jeden Einzelnen wieder das freundliche Gefühl des Daseins und gewann das Leben für ihn Werth. Selbst manche Kinder seufzten jetzt erst vergnügt auf, sie, die seit drei Tagen in den Winkeln der Zimmer gefangen gehalten werden mußten, damit sie nicht, wie man ihnen, um sie zu beschwichtigen, vorsagte, von der Kugel irgend eines Soldaten erschossen oder im Gedränge erdrückt würden. Die Kinder waren nun plötzlich Gegenstand ganz besonderer Herzlichkeit und Zärtlichkeit, nicht blos ihrer Eltern, sondern überhaupt aller älteren Leute. Man pries sie eben ihrer Kindheit wegen, man hielt Anreden über sie, in denen man sich in überschwänglichen Profezeiungen erging, von dem goldenen Zeitalter der Menschheit, welches diese Kinder, wenn sie älter geworden, erleben werden. Die Zeugen des 15. März in Wien hielten in ihrem Enthusiasmus, in ihrer Glückseligkeit jeden Rückschritt, jedes Zurücksinken der Völker in die alten Geleise für unmöglich; sie waren des Glaubens, der Freiheit und dem Fortschritte, der allgemeinen Wohlfahrt sei nun mit einem Male die Bahn gebrochen worden, und es sei gar nicht mehr denkbar, daß irgend ein Gewaltiger wieder auferstehen werde, welcher der freien Entwicklung des Völkerlebens hinderlich entgegentreten könne. Die Alten priesen daher die Jungen deshalb, weil ihre Jugend sie zu der Aussicht berechtigte, das glückliche Zeitalter, an dessen Anbruch man angelangt zu sein wähnte, recht lange zu genießen.

In diesem Momente, bei dieser Stimmung der Wiener Bevölkerung, waren die Ungarn im Zentrum der Stadt angelangt. Sie begaben sich vor Allem nach der Universität, der Wiege und dem Bollwerke der neuen Ordnung, wo Kossuth, Teleky und Andere in begeisterten Ansprachen der Studentenschaft für ihre Haltung den Dank der ungarischen Nation aussprachen. „Kossuth" — bemerkt Löhner — „sprach hier über das weltbewegende Ereigniß des Tages obwohl in ungewohnter deutscher Zunge, aber mit jener Beredsamkeit, die man mit Recht einen harmonischen Katarakt genannt hat." Von der Universität aus verfügten sich die Magyaren in das in der Kärntnerstraße befindliche Hôtel „Erzherzog Karl," an dessen Thor von Seite der Universität eine besondere Ehrenwache aufgestellt wurde. Um dieses Hôtel drängten sich alsbald Tausende, namentlich um — Kossuth zu sehen, „den großen Redner, der, ein zweiter Moses, aus dem

Felsen des Absolutismus die Quelle der Freiheit geschlagen." Kossuth hielt von einem Fenster im ersten Stockwerke desselben abermals eine Ansprache, in der er den Wienern den Dank und Glückwunsch des ungarischen Volkes aussprach und die Nothwendigkeit einer Verbrüderung aller Völker betonte. Kossuth schlug in dieser Rede die gewaltigsten Akkorde an, und die Thatsache wenigstens, daß diese Rede gehalten wurde, wird in Wien niemals vergessen werden. Es charakterisirt die damaligen journalistischen Zustände, daß in keiner Zeitung, in keiner Broschüre aus jenen Tagen diese Rede, die ein so kolossales Aufsehen machte, auch nicht einmal in einem kurzen Auszuge veröffentlicht worden ist.


Der Zug der Repräsentanten Ungarns nach der Hofburg.

Nach kurzer Erholung verfügte sich die ungarische Landtagsdeputation in die Hofburg. Nationalgarden und Studenten bahnten ihr durch die dichtgedrängte Volksmenge den Weg. Auf dem Zug über den Mehlmarkt hielt Kossuth seine vierte Ansprache an das Volk. Er nahm einer Mutter ihr Knäblein aus den Armen, küßte dasselbe, hob es in die Höhe, zeigte es dem Volke und stellte es ihm vor, als einen von den zukünftigen Bürgern des freien Oesterreichs! „Unser Beruf" — sagte er unter Anderem — „ist es, um den Besitz der Freiheit zu ringen, der Beruf unserer Kinder wird es sein, die Früchte dieser Freiheit zu genießen. Seht diesen Knaben an! Wenn er ein Mann sein wird, dann ist die Freiheit längst schon das Gemeingut der gesammten Menschheit geworden. Ihm,

seinen Altersgenossen, unserer Jugend gehört die Zukunft! Dir Jugrnd, dir Zukunft lebe hoch!..“ Kossuth sprach hier so gemüthvoll, daß ihm namentlich von Srite der Fraurn begeisternd gehuldiget wurde. Als ihm gesagt wurde, den Frauen Wiens gebühre ein großer Antheil an dem Erfolge der Revolution, pries er sie deshalb, indem er in schönen Worten auseinandersetzte, daß es nicht blos der Beruf der Frauen sei, im Hause zu schalten und zu walten, sondern daß sie auch dem Vaterlande gegenüber heilige Pflichten zu erfüllen hätten.

Die Landtagsdeputation setzte hierauf ihren Weg zur Hofburg fort. Mittlerweile hatten sich bereits die Deputationen verschiedener Korporationen und Vereine Wiens aufgemacht, um ihren Dank für die Verleihung der Konstitution an den Stufen des Thrones niederzulegen. Der Zug derselben schritt durch die Reihen spaliermachender Bürger, Nationalgarden und Studenten über den Stefansplatz, Graben, Kohlmarkt bis zum Riesenthore der Hofburg, welches noch immer militärisch besetzt war, so daß nur Einzelne eingelassen wurden, um im Namen aller im Zuge Befindlichen, dem Kaiser den Dank des Volkes aussprechen zu können.

Als der Zug seinen Rückweg durch die Herrengasse nahm, wurde die ganze innere Stadt durch Gerüchte von Pöbelexzessen in den Vorstädten in Verwirrung gesetzt. Tausende stürmten in wilder Hast bei den Stadtthoren hinaus und die Entrüstung war eine allgemeine, nachdem man sich überzeugte, daß Alles nur blinder Lärm gewesen sei.

Kurz nach dieser, jedoch nur vorübergehenden Störung des allgemeinen Jubels, war der Josefsplatz die Scene eines erhebenden Schauspieles. Der Kaiser zeigte sich nämlich, umgeben von mehreren Gliedern sriner Familie auf dem Balkon der Hofbibliothek der unten versammelten Menge. Er hatte unmittelbar vorher im Bibliotheksaale selbst die von der Deputation des Bürgerausschusses und Magistrates überreichte Huldigungsadresse entgegen genommen und war sichtlich bewegt von den Worten des Dankes und der Ergebenheit, welche die einzelnen Mitglieder dieser Deputation, namentlich Freih. v. *Doblhof* und *Arthaber* an ihn richteten. Als er auf den Balkon hinaustrat und von dem Volke mit Jubel empfangen wurde, rief er demselben mit vor Bewegung zitternder Stimme die herzlichen Worte zu: „*Meine lieben Wiener sollen leben!*“ Ein nicht enden wollendes Freudengeschrei der versammelten Bevölkerung war die Antwort. Die Volkshymne wurde angestimmt, deren Töne wohl noch nie eine so schöne Feier verherrlicht hatten; Freude strahltr aus jedem Gesichte, Thränen der Rührung netzten Aller Augen und nachdem die erste Strofe der Volkshymne gesungen worden war, ertönte aus Tausenden von Kehlen der Ruf: „*Es lebe unser konstitutioneller Kaiser!*“ — „Es war in diesem Augenblicke,“ schreibt ein Zeitgenosse, „als ob das Paradies auf Erden zurückgekehrt wäre, und Wien war damals die glücklichste Stadt der Welt, ein jeder Wiener war plötzlich ein glücklicher Mensch geworden.“ Und *Löhner* schreibt: „Es war ein großer Moment!... *Die allgemeine Menschenverbrüderung schien in diesem Augrnblicke ein lebendiger Traum zu srin...*“

## 158.

## Die Märzrevolution wird vom Kaiser sanktionirt.

„Sowohl der Deputation des Bürgerausschusses und Magistrats bei Ueberreichung der Huldigungsadresse, als den Deputationen der übrigen Korporationrn und Vereine, die in der Hofburg sich einfanden, um gleichfalls ihren Dank für die Verleihung der Konstitution auszudrücken, wurde bedeutet, daß in der nächsten Nummer der „Wiener-Zeitung“ die *kaiserliche Antwort* auf die Adresse der Stadt Wien, so wie auf die Ansprachen der Wortführer der übrigen Deputationen enthalten sein werde. In der That verlautbarte das Organ der Regierung rine kaiserliche Entschließung, *welche zu den merkwürdigsten Majestätsakten gehört, die von der Geschichtr aufbewahrt werden.* In dieser kaisertichen Entschließung wird die *Märzrevolution* beinahe *glorifizirt* und man darf wohl behaupten, daß den Urhebern und Anhängern einer Revolution noch niemals ein anerkennenderes „*Wohlverhaltungs-Zeugniß*“ ertheilt wurde, als dies in dieser kaiserlichen Entschließung geschieht. Den Bürgern, Nationalgarden und Studenten wurde für ihre „bei den Ereignissen der letzten Tage“ bewährte „*rühmliche Haltung*“ und bewiesenen „*verdienstlichen Handlungen*“, also auch dafür, daß sie das Regierungssistem *gestürzt*, die am Ruder befindlichen Staatsmänner zum Rücktritte *gezwungen* hatten, das *allerhöchste Wohlgefallen des Monarchen ausgedrückt.* Die diesfällige kaiserliche Entschließung lautet:

„Se. Majestät der Kaiser haben den obersten Kanzler zu ermächtigen geruhet, *den Bürgern der Haupt- und Residenzstadt für ihre* **auch bei den Ereignissen der letzten Tage** *wie in der Vorzeit bewährten treuen Gesinnungen höchstihre Anerkrnnung auszusprechen und ihnen wie der errichteten Nationalgarde für den mit gleicher Treue und Anhänglichkeit bewiesenen Eifer und ihre rühmlichen Anstrengungen zur Wiederherstellung und Befestigung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, das allerhöchste Wohlgefallen mit dem Vertrauen zu erkennen zn grben, daß* **dieselben auch ferner die gleiche rühmliche Haltung bewähren werden.** *In glricher Würdigung* **der verdienstlichen Handlungen der studirenden Jugend** *haben Se. Majestät angeordnet, daß der hiesigen Universität und dem polytechnischen Institute in ihren Vorständrn, Lehrkörpern, Fakultätsmitgliedern und Studirenden, die allerhöchste Zufriedenheit mit ihrer in den lrtzten Tagen bezeugten treuen Ergebenheit und ihren äußerst angrstrengten Bemühungen zur Wiederherstellung der gestörten öffentlichen Ruhe und Sicherheit mit dem vollen Vertranen ausgedrückt werde, welches durch die zuversichtliche Erwartung erhöht wird,*

daß dieselben auch ferner, soweit es mit ihren Berufspflichten verträglich ist, mit gleicher Bereitwilligkeit zur Befestigung der gesetzlichen Ordnung mitwirken werden."

## 159.

## Der Triumphzug durch die innere Stadt.

Die Studenten hatten in ihrer Freude über die Konstitutionsverleihung beschlossen, dem Kaiser einen großartigen Fackelzug darzubringen, um ihm bei diesem Anlasse ihren Dank für die gegebenen Konzessionen abzustatten. Sofort wurden der Bürgerausschuß, das Bürgermilitär-Kommando, der juridisch-politische Leseverein, die Akademie der Künste und die übrigen Wiener Korporationen und Vereine von dem Vorhaben der Studenten verständigt. Dasselbe wurde in allen diesen Kreisen mit der freudigsten Zustimmung vernommen; Alles erklärte sich bereit, an dem Fackelzuge Theil zu nehmen und das Nationalgarde-Oberkommando erließ sogar an sämmtliche bereits organisirte Kompagnien den Befehl, auf den Straßen, welche der Fackelzug passiren werde, sich als Spalier aufzustellen. Plötzlich erschienen ein paar Hofwürdenträger auf der Universität, welche den Führern der Studenten mittheilten, der Kaiser sei durch die vielen Anstrengungen des Tages derart erschöpft, daß es ihm unmöglich sei, an dem Feste, welches ihm die Studentenschaft bereiten wolle, Theil zu nehmen; es werde den Monarchen jedoch freuen, wenn die Studentenschaft an einem der nächsten Tage die Feierlichkeit veranstalten wolle. Auf der Universität selbst hatte man gegen eine Verschiebung des Fackelzuges nichts einzuwenden, trotzdem die Vorbereitungen zu demselben fast schon vollendet waren. Doch die anwesenden Vertreter des Magistrats und wie es sich später herausstellte auch die Polizeiorgane bestanden darauf, daß der Fackelzug, von dessen Abhaltung die Bevölkerung bereits benachrichtigt worden war, abgehalten werde, in der Besorgniß, dessen Unterbleiben würde zu abermaligen Mißverständnissen Anlaß bieten, und die Unzufriedenheit der Bevölkerung erregen, deren Massen alle Plätze und Straßen der Stadt bereits erfüllt hatten. Endlich wurde zwar beschlossen, den Fackelzug erst morgen zu veranstalten, jedoch heute Abend schon einen Triumphzug durch die innere Stadt in Szene zu setzen, bei welchem das mit Blumen bekränzte Bild des Kaisers unter Fackelschein und Musikbegleitung, von einigen Tausend Bürgern, Studenten und Nationalgarden gefolgt, unter unbeschreiblichem Jubel durch die Hauptstraßen der glänzend erleuchteten Stadt getragen wurde. Als dieser Zug bei dem Palais des Nuntius, dem am vorhergegangenen Tage die Fenster eingeschlagen worden waren, anlangte, wurde Halt gemacht und diesmal tausendstimmige Hoch!-Rufe auf den „liberalen Papst" und von den im Zuge befindlichen zahlreichen Italienern donnernde „Evviva Pio nono!" wiederholt und so lange ausgebracht, bis der Nuntius auf dem Balkon erschien und der versammelten Menge seinen Segen ertheilte. Auch vor den Fenstern des juridisch-politischen Lesevereins gerieth der Zug ins Stocken. Hier hielt einer von den Italienern in deutscher Sprache eine Rede, die mit stürmischen Beifalls- und Evviva-Rufen auf die italienische Nation von der Volksmenge aufgenommen wurde. Dieser Redner führte aus, daß die Schranken, welche Deutschland und Italien bisher von einander trennten, nicht mehr bestehen, daß sie von den heldenmüthigen Wienern binnen drei Tagen, in den glorreichen Stunden des 13., 14. und 15. März für immer niedergerissen worden seien. In allen Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, wurde er mit stürmischen Zurufen begrüßt. Damen und Herren winkten mit weißen Tüchern zu den Fenstern heraus, so oft eine von den zahlreichen Fahnen mit verschiedenen Inschriften, welche jede einzelne Abtheilung sich im Zuge vortragen ließ, an ihnen vorüber passirte. Die lebhafteste Theilnahme der ganzen Bevölkerung an den großen Ereignissen dieses Tages gab sich in jedem Einzelnen kund. Als der Zug an dem Hotel „Erzherzog Karl" vorüber schritt, richtete Kossuth vom Fenster seiner Wohnung aus abermals einige Worte an die Bewohner Wien's, die mit enthusiastischen Eljen's und Hochrufen erwidert wurden.*)

Erst nach Mitternacht endete die freudenvolle Feierlichkeit. Abends flammte die Stadt in einem Lichtmeer. Es war keine Beleuchtung, es war ein Freudenfeuer, dem Kaiser von der ihm dankbaren Bevölkerung dargebracht. Diese Beleuchtung war eine freiwillige im strengsten Sinne des Wortes, denn obwohl Niemand aufgefordert worden war, seine Fenster zu beleuchten, so illuminirte doch Alles. „Vor einigen Tagen war's" — scherzte man damals allgemein in Wien, — „am Tage noch finster, jetzt haben wir sogar die Nächte voll Licht!..."

„Für den Abend — berichtet Pichler — wurde ein großer Umzug durch die Stadt angesagt; denn man wollte sich des errungenen Glückes recht vom Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern! Noch jetzt, bei der Erinnerung daran, wird mein Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüther in jenen Stunden, — aus Schmerz, daß jetzt alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch' ein Reichthum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, selbst nicht als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Aergste wüthete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet; jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springfluth; wie sich fromme Christen vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumenbekränztes Bild, welches die Studenten herumtrugen, begrüßt. Später kam mit Kossuth eine große Schaar Juraten von Preßburg, köstliche Bursche im Nationalkostüme, mit krummen Türkensäbeln. Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unseren Reihen vorüberging und beständig

*) Wir heben hervor, daß, als der Zug beim Ständehause, bei der Polizei-Ober-Direktion und beim Palais des Erzherzogs Albrecht vorbeikam, von den mitmarschirenden Musikbanden zum Andenken an die auf diesen Punkten gefallenen Freiheitskämpfer Trauermärsche gespielt wurden.

rief: „Kann zwar nit deutsch! kann zwar nit deutsch!" und dabei Jeden, den er erwischen konnte, an's Herz drückte und umarmte. Endlich setzten sich die Kolonnen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren beleuchtet, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns nur hinwandten, wurden wir mit grenzenlosem Enthusiasmus begrüßt. Ich habe Greise Freudenthränen weinen gesehen, alles neigte sich vor uns Studenten wie vor Fürsten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was Sie gethan haben; diese werden die Früchte Ihres Muthes genießen, wenn wir selbst das Reifen derselben nicht mehr erleben!" Ueberall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein König erlebt hat. Man wird es glauben, daß Manchem von uns, als wir so gefeiert und geehrt dahinzogen, Thränen auf die Muskete niederflossen. Wir hatten das stolze Bewußtsein, ein neues Blatt der österreichischen Geschichte, der Weltgeschichte aufgeschlagen zu haben, mit unserem Blute sind die ersten Buchstaben auf diesem Blatte geschrieben; wir durften damals eine großartige Entwicklung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen waren; wir hatten ein Vaterland, werth dafür zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängniß fordern sollte . . . . ."

Auch die Vorstädte waren auf das Glänzendste beleuchtet, und das Leben und Treiben in den Straßen dauerte bis spät nach Mitternacht. Einen eigenthümlichen Kontrast zu demselben bildete die Phisiognomie einzelner Ortschaften vor der Linie, welche vor den Gefahren eines Pöbelaufstandes noch nicht vollständig gesichert worden waren. In denselben übten die Wiener Nationalgarden mit unermüdetem Eifer ihre Pflicht und es ist ausschließlich der Thätigkeit derselben zu verdanken, daß ein neuer Ausbruch der Unzufriedenheit des Proletariats hintangehalten wurde.

## 160.

## Die enttäuschten Wiener Juden.

Die Wiener Bevölkerung befand sich in einem wahren Freudenrausche und doch erlebte ein Bruchtheil derselben gerade am 15. März eine schmerzliche Enttäuschung. Wir haben im Verlaufe unserer Darstellung (s. S. 59) erzählt, wie sehr die Israeliten Ursache hatten, den Sturz des vormärzlichen Sistems zu wünschen, und die Gründe entwickelt, die es erklärlich machen, warum eben eine so große Anzahl jüdischer Studenten und Doktoren an der Märzrevolution in hervorragender Weise sich betheiligte. Am Salzgries und in der Umgebung desselben, wo im Jahre 1848 ein großer Theil der jüdischen Bevölkerung Wiens dicht beisammen wohnte, fand in den Nachmittagsstunden des 15. März eine eigenthümliche Demonstration statt, die hier nicht übergangen werden kann. Es verbreitete sich nämlich hier plötzlich das Gerücht, der Kaiser habe zwar die Konstitution noch immer nicht verliehen, dafür aber den Protestanten und Juden die volle Gleichstellung mit den Katholiken gewährt. Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel die letztere Nachricht aufgenommen wurde und wie groß die Enttäuschung war, als man schon nach wenigen Augenblicken wieder erfuhr, daß an dem ganzen Gerüchte auch nicht ein Wort wahr sei. Es wäre nur eine Pflicht der Dankbarkeit gewesen, wenn man in Anerkennung der Verdienste, die sich zahlreiche Israeliten Wiens namentlich am 13. März um die Bewegung erworben, wenigstens einen ihrer Glaubensgenossen in den Wiener Bürgerausschuß gewählt hätte. Aber selbst dies war unterblieben und erst als von jüdischer Seite hierauf aufmerksam gemacht wurde, sah man sich veranlaßt, an Stelle eines ausscheidenden Mitgliedes den Israeliten Leopold Wertheimstein in den Bürgerausschuß zu wählen. Die Frage der Judenemanzipation war jedoch damit ihrer Lösung nicht näher gebracht worden und es dauerte überhaupt noch geraume Zeit, bis die an das Glaubensbekenntniß geknüpften politischen Beschränkungen in Oesterreich vollständig aufgehoben wurden. Im Landhause war ein in dieser Richtung gestelltes Verlangen von der versammelten Menge mit freudiger Zustimmung aufgenommen worden; aber schon kurz nach den Märztagen zeigte es sich, daß an die Judenemanzipation von den verschiedensten Seiten die mannigfaltigsten, oft geradezu lächerlichsten Befürchtungen geknüpft wurden. Die noch während des Märzjubels von Fischhof abgegebene öffentliche Erklärung: „Die Bürger und Studenten Wiens, deren Tausende ich in den letzten Tagen kennen zu lernen die Ehre hatte, sind viel zu hochherzig, als daß sie die Juden, die den siebzigsten Theil der Bevölkerung Oesterreichs ausmachen, von den errungenen staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen zu sehen wünschten," büßte nach einiger Zeit von ihrer Richtigkeit vieles ein, und es muß bemerkt werden, daß es doch eine Wiener Korporation gab, nämlich die Schuhmacher-Innung, die sich gedrungen fühlte, bei der Regierung gegen die Emanzipation der Juden zu petitioniren, und es also nicht scheute, mit dem Zeitgeiste in eklatanter Weise in Widerspruch zu kommen.

## 161.

## Czapka's Sturz.

Als die Deputation des Bürgerausschusses und Magistrats aus der Hofburg auf das Rathhaus zurückkehrte, entfernten sich nach wenigen Augenblicken schon sämmtliche Ausschußmitglieder und ließen den Bürgermeister in seinem Bureau zurück, wo er die ganze Nacht hindurch Plakate auszutheilen und Nachfragen abzuthun hatte. Es war dies die vierte Nacht, welche Czapka auf dem Rathhause zubringen mußte, er war erschöpft und abgespannt. Die Bürgerausschüsse hatten sich von ihm entfernt, weil sie in einem Saale des Hôtel Munsch mit dem Vicebürgermeister Bergmüller eine Zusammenkunft verabredet hatten, deren Zweck darin bestand, sich mit Bergmüller über einen Schritt zu verständigen, welcher Czapka zum Rücktritte von der

Bürgermeisterschaft zwingen sollte. Dem Bürgerausschusse war nämlich im Laufe des Tages von Seite der nied.-österr. Stände eine Kundmachung nachstehenden Inhalts zugekommen, welche den Ausschuß nöthigte, sein Verhalten dem Bürgermeister gegenüber klar zu stellen. Dieselbe lautete:

## Kundmachung.

**Die nieder-österreichischen Stände haben heute den Beschluß gefaßt, einen provisorischen Ausschuß zu bilden, welcher dasjenige vorzukehren hat, was in diesem wichtigen Momente zur Besorgung der ihnen zukommenden Geschäfte erforderlich ist.**

**Dieser Ausschuß wird aus 24 Mitgliedern bestehen, wovon 12 Mitglieder von ihnen bereits gewählt wurden, und 12 Mitglieder aus dem Bürgerstande, in Ermangelung eines anderen Wahl-Kollegiums von dem heute gebildeten Bürgerkomité allsogleich gewählt werden.**

**Wien, den 15. März 1848.**

Die nieder-österreichischen Stände.

Bei der Zusammenkunft ergab es sich vor allem Anderen, daß der Vicebürgermeister Bergmüller dafür, was man durch die Revolution zu erreichen strebe, kein richtiges Verständniß besaß; namentlich wollte er nicht einsehen, wie es eigentlich möglich wäre, die bureaukratische Stadtverfassung zu reformiren und den Magistrat von einem aus der Bürgerschaft gewählten Vertretungskörper abhängig zu machen. Bergmüller schien sich nur für die Pensionirung Czapkas und für seine Ernennung zum Bürgermeister zu interessiren, was daraus hervorging, daß er, als auf Czapka die Rede kam, sofort ein wahres Sündenregister der Schwächen und Fehler dieses Mannes zum Besten gab, und mit dem Versprechen schloß, daß er für den Fall, als man ihn zum Bürgermeister erheben wolle, die Bürger human behandeln, und ein mildes Regiment führen würde. Bergmüller erregte durch dieses Versprechen die Heiterkeit der Versammlung, man machte ihm begreiflich, daß er auf einem vollständig veralteten Standpunkt sich befinde, daß die Tage der unbeschränkten Herrschaft des Magistrates gezählt seien, und daß die Beseitigung Czapka's namentlich deshalb nothwendig sei, um jeden Widerstand des Magistrats gegen die Durchführung der Reformen zu brechen, welche man innerhalb der Stadtverwaltung durchzuführen die Absicht hatte. Bergmüller wurde schließlich aufgefordert, sich jeder Einsprache gegen diese Neuerungen zu enthalten, und wurde ihm dafür zugesagt, daß man ihm, für den Fall, als er sich hiezu entschließen wolle, sein Verbleiben auf seinem hohen Posten garantire. Man versprach ihm nämlich, ihn zum obersten Beamten der Stadt unmittelbar nach dem Bürgermeister zu erheben, setzte ihm jedoch auseinander, daß er die Hoffnung, der Nachfolger Czapka's zu werden, umsomehr aufgeben müsse, als in Zukunft kein einziger Magistratsrath mehr zum Bürgermeister werde gewählt werden, und man überhaupt dem Magistrat jeden Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters entziehen werde. Es ist bezeichnend, daß Bergmüller in Folge dieser Aufklärungen sich mit der obersten städtischen Beamtenstelle zufrieden zu stellen erklärte und blos die Bitte vorbrachte, daß für den Fall, als auch seine Vicebürgermeistersstelle kassirt würde, ihm wenigstens der Titel eines Magistratspräsidenten verliehen werde, welches Ansinnen von den Versammelten mit nicht geringer Heiterkeit aufgenommen wurde. Da er sich durch die Letztere aber nicht abhalten ließ, nochmals darauf aufmerksam zu machen, wie sehr es ihn kränken würde, wenn man ihn nöthigen wollte „von seiner Höhe herabzusteigen," so sagte man ihm schließlich selbst den Präsidententitel zu, falls seine Vicebürgermeisterstelle in Zukunft einem von der Bürgerschaft Gewählten übertragen werden sollte. Großhändler Mayer war es, der es im Laufe der Verhandlung zur Sprache brachte, daß alle seine Bemühungen, Czapka zum freiwilligen Rücktritte zu bestimmen, erfolglos geblieben seien. „So nöthigen wir ihn zum Gehen!" Diesem Ausspruche Arthaber's stimmten alle Anwesenden zu. Es wurde nun beschlossen, Czapka unter die 12 Vertreter des Bürgerstandes, zu deren Wahl die Stände in ihrer Kundmachung den Bürgerausschuß aufforderten, nicht hinein zu wählen, und man erwartete, daß diese Zurücksetzung für Czapka empfindlich genug sein werde, ihn zur Einreichung seines Pensionsgesuches zu veranlassen. Diese Erwartung ging am nächsten Morgen auch wirklich in Erfüllung. Gleichzeitig wurde beschlossen, aus dem Gremium des Magistrats blos den Vicebürgermeister Bergmüller zu wählen, nachdem sich derselbe mittelst Handschlag verpflichtet hatte, daß er selbst für den Fall als der ganze Magistrat gegen seine Wahl protestiren oder als ihm sein Amtschef, Bürgermeister Czapka, die Annahme derselben untersagen sollte, die Wahl annehmen und mit den übrigen 11 Vertretern des Bürgerstandes im provisorischen Ständeausschusse stets gemeinsam vorgehen werde. Daß Bergmüller sich dazu herbei ließ, die schwierige Lage, in welche Czapka plötzlich gerathen, demselben noch unleidlicher zu machen, ist ihm selbst von dessen Gegnern übel genommen worden, da es ja allgemein bekannt war, daß Bergmüller nur der Protektion Czapka's seine Ernennung zum Vicebürgermeister zu verdanken hatte, denn Bergmüller trat erst, da Czapka bereits Magistratsrath war, als Praktikant in den städtischen Dienst ein, und ohne Czapka's Gunst hätte er gewiß nicht Aussicht gehabt, es innerhalb von 15 Jahren vom Praktikanten bis zum Vicebürgermeister zu bringen. Die Versammlung im Hôtel Munsch hat aber, wenn wir von den persönlichen Beziehungen Bergmüller's absehen, für die Wiener Stadtgeschichte die erfreuliche Bedeutung, daß der Sturz der Alleinherrschaft des Magistrats und die Unterordnung desselben unter die Repräsentanten der Bürgerschaft das Ergebniß derselben war.

## 162.

## Die Konstitution und der Wiener Erzbischof.

Ueber die Verkündigung der Konstitutionsverleihung in den Vorstädten, über die Aufnahme, welche die große Neuigkeit bei deren Bevölkerung gefunden, liegen uns keine Detailberichte vor. Es steht nicht zu bezweifeln, daß diese Aufnahme nicht weniger enthusiastisch, aber vielleicht stiller und weniger rauschend, wie in der inneren

Stadt war; denn die Vorstädte waren ja am 15. März Abends beinahe entvölkert, da in Folge der freudigen Botschaft die Mehrzahl ihrer Bewohner in die innere Stadt hineingeeilt war, um dort Zeuge der großen Ereignisse zu sein. Nur aus einer einzigen Vorstadt, von der Wieden, liegt uns ein interessantes Aktenstück vor, welches sowohl auf die Haltung eines beachtenswerthen Bruchtheiles der Bevölkerung, nämlich der Südbahnarbeiter, die damals 1200 an der Zahl waren. als auf die Haltung des Klerus ein bemerkenswerthes Streiflicht wirft.

Mittwoch den 15. März war, wie bekannt, die große Geburtsfeier unserer heiligen Konstitution. Ein unaussprechlicher Jubel überwältigte und durchschauerte alle Massen der Bevölkerung. Auch die Arbeiter der Südbahn standen im dichten Gedränge, 1200 an der Zahl, tief ergriffen von der Weihe des Augenblicks und von den Worten der Begeisterung, welche ein unbekannter Redner in ihrer Mitte zu ihnen sprach. Kein Auge blieb trocken, und Männer, deren schwere Faust von der harten Arbeit mit Schwielen bedeckt war, erhoben die Rechte betend zum Himmel. Mit ihnen das versammelte Militär. Der rauhe Soldat, den das barsche Kommandowort gegen redliche, dem Kaiser ergebene Bürger befehligen sollte, pries den Ewigen gerührten Herzens für die Gnade, daß er das tödtliche Blei nicht losbrennen dürfe gegen verwandte Herzen. Der thätige, umsichtige Schönerer durchschritt die Reihen, und ließ jedem sein volles Herz in breitester Rede ausströmen. Was denken Sie, hochwürdiger Herr, was aber war der innigste Wunsch dieser Versammlung — ich erzähle nur, was das Volk erzählt — der innigste Wunsch dieser Versammlung war: das Gebet und der Segen eines Priesters! — Nicht wahr, das war christlich, das war herzerhebend und eines edlen Volkes würdig! Hören Sie nun, was geschah: Man schickte zu dem Kooperator im Belvedere. Verzeihen Sie, daß ich die Würde dieses Mannes nicht genau kenne, genug, er war ein Priester. Dieser Mann des Gebetes lehnte das an ihn gestellte Ansinnen mit dem aufrichtigen Bedauern ab, daß es ihm außer dem Territorium, auf welchem er sein Amt zu üben hat, nicht gestattet sei, priesterliche Funktionen zu verrichten. — Gut. — Der Mann hat einen plausiblen Grund gehabt, wenigstens was man so zu nennen pflegt; er fürchtete die Strafe der priesterlichen Behörde. So schmerzlich der religiös angeregten Versammlung die Weigerung dieses Priesters war, so vertröstete man doch die versammelten Tausende damit, daß man ihnen versprach, den nächstfolgenden Tag, als am 16., eine solenne kirchliche Feier — eine Feldmesse — unter Zuziehung des rechtmäßig fungirenden Priesters abzuhalten. Man wandte sich deshalb an den kompetenten Pfarrer auf der Wieden, 1200 Eisenbahnarbeiter, eine halbe Kompagnie vom Regimente Hrabowski und eine Eskadron Hußaren waren in feierlicher Haltung aufgestellt, um der Feldmesse beizuwohnen. Doch auch der Pfarrer erklärte, diese Funktionen nicht ohne Erlaubniß Seiner Eminenz des Herrn Erzbischofs von Wien vornehmen zu dürfen. — Euere Eminenz! — Diese Erlaubniß wurde bei Ihnen nachgesucht, und mit Wehmuth spreche ich es aus — nicht ertheilt.. — So sagt das Volk. Ich befand mich nicht in Ihrer Kanzlei und weiß nicht, an welchen Ihrer Räthe diese Bitte gestellt wurde, da der Zutritt zu Euer Eminenz, wie allgemein bekannt ist, nur außerordentlich schwer erlangt werden kann. — Genug, das Volk erzählt, diese Erlaubniß wurde dem kompetenten Pfarrer nicht ertheilt. Es fügt hinzu: genannter Pfarrer sei um die aufgestellten 3000 Menschen und die weiteren 10.000, welche auf den Feldern und Linienwällen umher standen, nicht vergebens auf den priesterlichen Segen warten zu lassen, in der Hoffnung, daß die neuerdings inständigst verlangte Bewilligung zur Abhaltung der Feldmesse doch noch eintreffen könnte, bis 12 Uhr Mittags nüchtern geblieben, um das heilige Meßopfer würdig abhalten zu können. Euere Eminenz werden fühlen, und in Ihrer priesterlichen Weisheit würdigen, welchen Einfluß solche Erzählungen und Gerüchte auf die öffentliche Meinung üben. Nach meiner geringen Ansicht können es durchaus nur untergeordnete Bedenken gewesen sein, welche sich der Abhaltung der Feldmesse entgegensetzten, wenn es nicht die Abneigung gegen die konstitutionelle Begeisterung war, welche hier so schwer in die Wagschale fiel. — In beiden Fällen kann ich mir nicht denken, wie ein Fürst der Kirche, welche dem Mörder am Hochgerichte die Verzeihung des barmherzigen Gottes verkündet, einem frommen redlichen Volke die heißersehnte kirchliche Funktion weigern könnte. — Und darum bitte ich Eure Eminenz, um Ihrer künftigen Achtung und unbefleckten Priesterwürde willen, dieses Gerücht öffentlich und durch eine unzweideutige Widerlegung Lügen zu strafen. Schändlich wäre es, wenn verruchte Feinde der Kirche solche Erzählungen zum Umsturze der Altäre verbreiteten; und solche Missethäter müßten zur verdienten Strafe gezogen werden. Mit der Würde eines Erzbischofs von Wien schlechterdings nicht vereinbar wäre es aber, wenn solche Gerüchte unberücksichtigt blieben. Ich freue mich daher, durch diese, dem öffentlichen Interesse geweihten Blätter zur Widerlegung einer schiefen Ansicht über Euere Eminenz beitragen zu können . . "

Es ist uns nicht bekannt, daß Erzbischof Milde der an ihn gerichteten Aufforderung nachgekommen, und die in dem Artikel besprochenen Gerüchte zu widerlegen versucht hätte. —

## 163.

## Die Konstitution und das Militär.

Die Wiener Garnison, welche bereits seit dem 11. März in den Kasernen konsignirt und in Bereitschaft gehalten worden war, seit dem 13. März Vormittags aber ununterbrochen unter den Waffen stand und troß der unfreundlichen Witterung zum größten Theil im Freien, auf dem Josefstädter- und Burg-Glacis bivouakiren mußte, empfing die Nachrichten von den großen Veränderungen im Staatswesen, die mit der Konstitutionsverkündigung inaugurirt wurden, gewiß mit nicht geringer Befriedigung. Unter den Offizieren, namentlich unter jenen, die schon seit längerer Zeit in Wien in Garnison lagen, hatte die liberale, dem Absolutismus feindliche Partei, zahlreiche Anhänger und die Mannschaft war während der drei

Märztage durch den strengen Dienst so ermüdet und durch die schlechte Verpflegung — die auf dem Glacis bivouakirenden Truppenkörper erhielten am 14. und 15. März nicht einmal mehr ihre Fleischrationen — so erbittert worden, daß sie eben jeden Regierungsakt willkommen hieß, durch den ihr die Ruhe und Behäbigkeit des Kasernenlebens wieder verschafft wurde. Mit einem gewissen Enthusiasmus wurden die großen Neuigkeiten des Tages jedoch blos von einzelnen Truppenkörpern aufgenommen, so z. B. von den in der Hofburg, auf dem Franzensplatze kampirenden *Bombardieren*, welche nach Verleihung der *Konstitution* in derart demonstrative Hoch!-Rufe auf den *konstitutionellen Kaiser von Oesterreich* ausbrachen, daß ihnen von einem der anwesenden Generale hiefür ein *strenger Verweis* ertheilt und das „*reglementsmäßige Schweigen*“ zur Pflicht gemacht wurde. Auch an den in der Garnison befindlichen *italienischen Grenadier-Divisionen* (Bianchi, ꝛc.) will man bemerkt haben, daß sie die Konstitutionsverkündigung mit einer Begeisterung aufnahmen, die nicht weniger „*reglementswidrig*“ gewesen sein mag. „Die auf den Wällen und in den Umgebungen der beiden Kärntnerthore postirten italienischen Grenadiere“ — schreibt ein Augenzeuge — „stimmten aus voller Brust in den Jubel des durch die Konstitutionsverkündigung begeisterten Volkes ein. Es waren dies dieselben Grenadiere, durch deren Dechargen auf die dichten, nur wenige Schritte von ihnen entfernten Volksmassen auch nicht eine einzige Person die geringste Verletzung erhielt, weil von ihnen die Gewehre *geflissentlich zu hoch angelegt wurden.*“

Blos die höheren Offiziere machten sich auch noch am 15. März, nachdem bereits der Friede zwischen Militär und Volk geschlossen und der Freude über die Konstitution jedes andere gegentheilige Gefühl gewichen war, durch eine feindselige und gereizte Stimmung gegen die Bevölkerung und die von ihr gemachten Errungenschaften besonders bemerkbar. Namentlich der nachstehende Vorfall erregte peinliches Aufsehen und trug nicht wenig dazu bei, der Bevölkerung gegen die höheren Offiziere Mißtrauen und Abneigung einzuflößen: „Das in Krems gestandene Regiment *Wocher* war unter jenen Truppen, welche Erzherzog *Albrecht* beim Ausbruche der Unruhen am 13. März zur Verstärkung der Garnison nach Wien beorderte. Nach zwei angestrengten Märschen traf dieses Regiment am 15. März gegen halb 11 Uhr Nachts in Wien ein und erhielt den Befehl, am Glacis zu bivouakiren. Mehrere Bürger, welche dem Einmarsch dieser ermüdeten, abgehetzten Truppe beigewohnt hatten, beeilten sich, unter die erschöpften Soldaten, die seit dem 13. noch gar nicht abgekocht hatten, Bier, Wein und Brod zu vertheilen. Der Regimentskommandant, Oberst *Haradauer*, fand gegen derlei Beweise der Theilnahme selbstverständlich nichts einzuwenden. Aber kurz darauf erschien Feldmarschall-Lieutenant Graf *Wrbna*, während der Märztage Kommandant der am Glacis lagernden Truppen, bei diesem Regimente und hielt sich sogleich über das angeblich *unmilitärische Benehmen* desselben auf. Er sagte unter Anderem, er finde es unbegreiflich, wie die Offiziere es erlauben konnten, daß die Mannschaft von Wiener Bürgern, einem solchen „*Gesindel*“ etwas annehme. Er befahl auch, Alles diesem „*Gesindel*“ alsogleich wieder zurückzugeben, was natürlich auch geschehen ist.“

Solche Vorfälle erbitterten um so mehr, weil jeder Einzelne in Wien sich damals gestehen konnte, daß die Bevölkerung der Garnison gegenüber eine Großmuth und Schonung an den Tag lege, die nicht genug zu rühmen war. Die einzelnen Truppenkörper erfuhren, wo sie mit der Bevölkerung oder deren Organen — den Gemeindebehörden, den bewaffneten Bürgern, Nationalgarden und Studenten — in Berührung kamen, eine so liebevolle, humane Behandlung, als ob sich Alles das Wort gegeben hätte, die feindselige Haltung der Garnison am 13. März zu vergeben und zu vergessen. Das Militär selbst war gar nicht darauf gefaßt und hielt es wohl nicht für denkbar, daß die Bevölkerung ihm gegenüber eine solche Nachsicht walten lassen werde. Aus einer Reihe von Begebenheiten geht vielmehr hervor, daß es sich ernstlich vor der Rache der Bevölkerung fürchtete. Die Truppen z. B., welche auf dem Glacis bivouakirten, waren von dem Mißtrauen erfüllt, als habe man es darauf abgesehen, sie zu *vergiften*, so, daß die einzelnen Lieferanten, welche diese Truppen mit Speisen und Getränken versahen, von den Kommandanten regelmäßig ersucht wurden, von allen diesen Speisen und Getränken vorerst zu genießen. Erst nachdem dies geschehen, wurden die Lieferungen übernommen. „Am 15. März Früh Morgens“ — meldet ein Zeitgenosse — „erschien bei einem Greißler in der Josefstadt ein Zivilist, mit der Mittheilung, es fehle dem vor dem Franzensthore lagernden Militär an Lebensmitteln und derjenige würde ein gutes Geschäft machen und sich außerdem ein patriotisches Verdienst erwerben, der diesem Militär Proviant zuführen würde. Der Zivilist, wie sich nachträglich herausstellte, ein *Offizier*, erhielt von dem Greißler die Zusage, daß er in einer Stunde mit einem Wagen voll Lebensmitteln beim Franzensthore erscheinen werde. Der Mann hielt sein Versprechen. Bei der Uebernahme war die erste Frage: „Unverdorbene Waare?“ — „Alles frisch und unverdorben,“ lautete die Antwort. — „Wissen Sie was, bleiben Sie bei uns, bis gekocht sein wird und essen Sie mit uns!“ — „Ich danke, hab' keine Zeit, muß in mein Geschäft . . .“ „Sie *müssen* hier bleiben!“ wurde dem Lieferanten bedeutet. „Die Bevölkerung hat sich auf feindlichen Fuß mit dem Militär gestellt, wir müssen uns erst überzeugen, *ob man mit diesen Eßwaaren nicht den Tod in unsere Reihen schwärzen wollte!*“ — „*Halten Sie* mich für einen Giftmischer? —“ Es half dem Greißler nichts. Er verblieb so lange als Gefangener im Lager, bis abgekocht war und er von allen Speisen eine gehörige Portion gekostet hatte.“ — Ein zweiter Vorfall: Am 14. März ritt ein Kürassier über den Kohlmarkt. Er kommt plötzlich unter eine Menge Bewaffneter aus dem Volke: Bürger, Nationalgarden und Studenten. Es entsteht ein Gedränge, der Kürassier erbleicht, er zittert am ganzen Leibe, aus Angst darüber, daß die Bewaffneten an ihm Rache nehmen werden, für das Blut, das am 13. März bei dem Zusammenstoße zwischen den Kürassieren und dem Volke vergossen worden ist. Da tritt ein Nationalgardist zu ihm und beruhigt ihn: „Fürchten Sie sich nicht,

es geschieht Ihnen nichts! Sie können ja nichts dafür, daß auf das wehrlose Volk eingehauen werden. Kommen Sie, wir wollen Sie geleiten!" Und der Sprecher sowohl, als noch zwei andere Gardisten begleiteten den Kürassier bis in die nächste Nähe seiner Truppe.

Die Nacht vom 15. auf den 16. März war also nicht blos eine Nacht des Jubels. Der Kaiser hatte zwar Frieden geschlossen mit dem Volke, nicht aber der Klerus, nicht das Militär. Auch die Umgebung des Monarchen nahm der Bewegung gegenüber eine Stellung ein, die man nichts weniger als freundlich nennen konnte. Die Umgebung wartete eben ruhig ab, auf die Wiederkehr eines ihr günstigen Zeitpunktes... Schon in dem Dunkel dieser Nacht sehen wir somit einzelne Erscheinungen, welche für die kaum geborene Freiheit in Oesterreich Schlimmes besorgen lassen. Den Zeugen der Ereignisse blieben diese Erscheinungen freilich verborgen; sie sahen Alles im rosigsten Lichte. Dazu kam noch, daß die Nacht vom 15. auf den 16. März durch eine Begebenheit, die wir im folgenden Abschnitte schildern, einen wirklich poetischen Abschluß erhielt.

## 164.

## Eljen-Rufe und Csardas-Klänge.

Etwa um halb 2 Uhr Nachts wurde die innere Stadt, namentlich aber die Leopoldstadt von dem Gerüchte alarmirt, daß über die Taborbrücke große Pöbelschaaren im Anzuge seien, welche die furchtbarsten Unfüge sich zu Schulden kommen ließen. In der Leopoldstadt stand der Theaterdirektor Carl an der Spitze der Volksbewaffnung. Er hatte bereits in den Nachmittagsstunden des vorhergegangenen Tages sein gesammtes männliches Theaterpersonale mit Waffen versehen, war mit demselben zum Gemeindehause marschirt und hatte sich und seine Bewaffneten dem damaligen Gemeindevorstande Klang zum Schutze der Leopoldstadt zur Verfügung gestellt. Klang ersuchte Carl vor Allem, die Ferdinandsbrücke zu besetzen, damit „möglichst wenig Gesindel aus den übrigen Vorstädten herüber könne," welchem Wunsche sofort entsprochen wurde. Carl marschirte an die Brücke und ließ dieselbe absperren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Bewaffnung der Leopoldstädter Schauspieler und viele Hunderte aus der Stadt und den Vorstädten promenirten an der Brücke auf und ab, um ihre Lieblinge, darunter auch die beiden Komiker Scholz und Nestroy, beide bis an die Zähne bewaffnet, Schildwache stehen zu sehen. Am nächsten Morgen traten zahlreiche Bewohner der Leopoldstadt in die Nationalgarde ein und schlossen sich der „Schauspieler-Kompagnie" an, die bei der großen Ausdehnung dieser Vorstadt, sich als zu schwach erwiesen hatte, um den „Anforderungen des Dienstes" zu entsprechen.

Den Leopoldstädter-Garden war es in der Nacht vom 15. auf den 16. März nicht gegönnt, sich von den Aufregungen der früheren Tage zu erholen. Kurz nach Mitternacht, nachdem der Jubel über die Konstitutionsverkündigung bereits ausgetobt war und Wiens Bewohner sich zur Ruhe begeben hatten, wurde nämlich Carl die Nachricht hinterbracht, der Pöbel habe den Tandelmarkt erstürmt und schicke sich an, Feuer zu legen. So unglaublich diese Mittheilung auch klang, so fand sie doch durch einen Kürassier des Regimentes Baron Mengen, der vom Glacis im Galopp dahergesprengt kam und welchen Carl hierüber befragte, volle Bestätigung. Carl entschloß sich schnell, mit der einen Hälfte seiner Abtheilung eine Rekognoszirungspatrouille in der Richtung des Tandelmarktes zu unternehmen. Kaum war er abmarschirt, so verbreitete sich eine neue Hiobspost. Leute, die durch die Jägerzeile kamen, erzählten mit vor Angst und Schrecken bleichen Gesichtern, der Pöbel sei über die Rasumovski-Brücke in den Prater eingefallen, habe bereits an mehreren Stellen Feuer gelegt und sei im Begriffe, die Leopoldstadt zu überfallen.

Wirklich war am Ende der Jägerzeile, in der Richtung des Praters eine unerklärliche Helle und Röthe von der Schlagbrücke aus wahrzunehmen. Die auf der Brücke postirten Schauspieler wendeten sich in ihrer Verlegenheit an den auf der Rothenthurm-Wache kommandirenden Militärhauptmann mit dem Ansuchen, ihnen eine Assistenz zur Verfügung zu stellen. Der Hauptmann, der das Thor zu schützen hatte, konnte sich hierauf nicht einlassen, trotzdem die Helle und Röthe immermehr zunahm. Plötzlich schlugen entfernte Musikklänge an das Ohr der Bewaffneten, „die ersten Musikklänge, welche in den furchtbaren Ernst der letzten Tage aufregend, ermuthigend hineinschallten;" auf der Brücke konnte man sich nun freudig überrascht gestehen, daß die Helle und Röthe wol nichts Schlimmes bedeuten könne, „da der Pöbel zum Sengen und Plündern doch nicht eine Musikbande mit sich führen werde." Nach und nach hörte man die Musik immer deutlicher, man vernahm die Klänge ungarischer Weisen und donnernde Éljen-Rufe. Man bemerkte auch, daß die Röthe von einer großen Anzahl Pechfackeln herrühre. Eine zahlreiche Kolonne von Ungarn war im Anzuge; die ungarische Landtagsjugend, die Juraten (Juristen), welche sich während des Landtages in Preßburg aufzuhalten pflegten, war mit ihrem Sprecher, dem jungen Schriftsteller Szarvady, vor ein paar Stunden bei den Kaisermühlen gelandet und hielt nun unter den feurigen Klängen des Rákóczy-Marsches, unter stürmischen Éljen!-Rufen und bei Fackelschein in der Jägerzeile ihren Einzug. Szarvady und die Seinen wollten noch in dieser Nacht in der inneren Stadt einziehen, um sich den „Landständen," für den Fall, als die Wiener im Kampfe für die Freiheit ihrer Waffenhilfe bedürfen sollten, zur Verfügung zu stellen; aber der Kommandant der Rothenthurm-Wache weigerte sich, das Thor zu öffnen, da, wie er geltend machte, die Bevölkerung, welche drei Tage in höchster Aufregung verbracht, der Ruhe bedürfe. Die Ankömmlinge standen auch von ihrem Vorhaben bereitwillig ab, nachdem sie vernommen hatten, daß die Revolution den Sieg davon getragen und der Kaiser zur Verleihung einer Konstitution sich entschlossen habe. Schnell waren alle Gast- und Kaffeehäuser in der Leopoldstadt von den Ungarn besetzt. Was keine Unterkunft fand, bivouakirte in den Straßen und Gassen. Szarvady nahm Quartier im „goldenen

Lamm," vor welchem eine Zigeunermusikbande die ganze Nacht bei Flambeaurbeleuchtung ungarische Weisen spielte. Die anfangs erschreckten Bewohner der Jägerzeile und Leopoldstadt stimmten nun in den Jubel der Magyaren freudig ein und alle Fenster strahlten alsbald wieder in erneuertem Lichterglanze. So war die Morgendämmerung hereingebrochen und das nie enden wollende: „Éljen Konstitution!" . . . . „Éljen Konstitution!" . . . . der Ungarn hallte noch immer wie ein jubelvolles Gebet durch die Lüfte.

Ueber das Erscheinen der Ungarn in Wien ist, abgesehen von einigen darin vorkommenden Unrichtigkeiten, eine brillante Schilderung von Max Schlesinger vorhanden, die wir hier folgen lassen:

„Es war nach Mitternacht, am 15. März. Wien war bis in die entlegensten Häuser seiner Vorstädte beleuchtet, und die Flämmchen hinter den Fensterscheiben schauten hinab auf die Straßen, die stiller und menschenleerer waren als sonst um diese Zeit. Nicht einmal der Schritt eines nachtwandelnden Polizeisoldaten hallte auf dem Granitpflaster wieder; denn die Polizei hatte ihrem eigenen Leichenbegängnisse beigewohnt und war ungläubig genug, an ihrer Auferstehung zu zweifeln. Die ehrsamen Bürger, Studenten und Arbeiter aber ruhten aus von den Auf-



Die Schauspieler Nestroy und Scholz auf der Brückenwache.

regungen der letzten Tage, und träumten die schönen Träume noch einmal durch, mit welchen sie die Märzsonne dieses Jahres überrascht hatte. Da plötzlich wurden die Bewohner der Leopoldstadt durch ferne dumpfe Schläge aus ihrem Schlafe geweckt, da gab's kein langes Zweifeln, es waren Kanonenschüsse von der Donau her. Ein Fenster öffnete sich nach dem andern, auf den Balkonen erschienen weiße Nachtgestalten, die Hausthore wurden vorsichtig aufgeschlossen, überall begegneten sich ängstliche, fragende Gesichter und Jeder machte sich im Stillen auf's Schrecklichste gefaßt. Zu gleicher Zeit zeigte sich am Ende der langen Jägerzeile ein blutrother Feuerschein, daß man glauben konnte, der Praterwald stehe in Flammen, und die Feuererscheinung kam langsam näher und mit ihr ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen, dazwischen Kanonenschläge in der Ferne. Das unheimliche Räthsel war bald und freudig gelöst. Einige Hundert magyarische Jünglinge hatten sich von Preßburg aufgemacht, um Wien, das sie noch mitten im Kampfe glaubten, zu Hilfe zu kommen. Die Kanonenschläge: Begrüßungssalven ihrer Dampfboote, der Feuerschein: die rothe Flamme ihrer Fackeln, das furchtbare Getöse: Eljenruf und Zigeunermusik und toller Jubel des Volkes, das sich ihnen angeschlossen hatte. So wälzte sich die mitternächtige Karavane bis an die Ferdinandsbrücke, und wollte der innern Stadt den Freundesgruß des Nachbarlandes bringen. Studenten (?), welche für diese Nacht den Wachpostendienst an der Brücke versahen, waren jedoch besonnen genug, sie zurück zu halten. Der hohe Adel in seinen Palästen und die kaiserliche Familie in der Hofburg wären durch den ungewöhnlichen Tumult erschreckt worden; wie leicht, daß ein Mißverständniß in den engen Straßen zu traurigen Szenen führen konnte, und man glaubte doch das Schrecklichste mit den wenigen Musketensalven beim Ständehause abgeschlossen! — Die ungarischen Gäste ließen sich bedeuten, und wollten für den Rest der Nacht in den Gasthäusern der Leopoldstadt unterkommen, aber es war blos Raum für die älteren und vornehmeren Herren, die mitgekommen waren; den jüngeren blieb nichts anderes übrig, als die offene Straße zur Nachtherberge zu benutzen. Auf dem Pflaster aber ruht sich's schlecht, zumal in kühlen Frühlingsnächten. Die Zigeuner waren bei der Hand; Geige, Cymbel, junges Blut und tolle Laune, kalte Füße, heiße Köpfe — da ist ein Tanz das beste Mittel, den Schlaf des Morgens zu vertreiben. Und so tanzten denn die Juraten bei Cymbelklang und Fackelschein am Donauufer bis zum Morgengrauen, und Tausende von Menschen sahen diesem ungewohnten Schauspiele zu, und wie ein Blitz verbreitete sich die Nachricht durch ganz Wien: die Ungarn sind gekommen, um uns zu helfen, und haben uns nicht stören wollen im Schlafe, und haben draußen in der Leopoldstadt getanzt die ganze Nacht hindurch auf offener Straße. Ihr erstes Auftreten war ganz geeignet, die Wiener zu gewinnen; und als sie des andern Tages durch die Straßen zogen in ihren kleidsamen Gewändern, den Krummsäbel aus Stahl an der Seite, die Tricolore voran, die vornehmsten Mitglieder der Preßburger Linken mit ihnen, da war des Jubelns kein Ende, die Wiener schwärmten für ihre neuen munteren Gäste und tranken mit ihnen Bruderschaft für ewige Zeiten. . . .“

## 165.

## Schlußwort zum ersten Buche.

Wir sind nun mit der Schilderung der Wiener Ereignisse des 13., 14. und 15. März 1848 und ihrer Ursachen zu Ende. Die Reaktion, welche über die österreichische Bewegung später den Sieg davon trug, hat sich darin gefallen, selbst die Märzrevolution für das künstliche Produkt einer von französischen, italienischen, polnischen oder ungarischen Emissären betriebenen Propaganda auszugeben (s. S. 169). Von einer solchen ist, wie aus unserer Darstellung hervorgeht, auch nicht eine Spur zu entdecken. Thatsache dagegen ist, daß es schon vor den Märztagen eine mächtige Partei bei Hofe gab, die den Sturz der Staatskonferenz, in welcher Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich dominirten, anstrebte, weil ihr das Uebergewicht, welches namentlich diese beiden Staatsmänner sich zu verschaffen gewußt hatten, unerträglich geworden war. Diese Partei, der es nicht um freiheitliche Reformen, sondern nur um den Besitz der Herrschaft, an der sie Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich nicht theilnehmen ließen, zu thun war, unterstützte die Bestrebungen der Liberalen, insoferne dieselben auf den Sturz des allmächtigen Staatskanzlers gerichtet waren. Die Liberalen aber, welche nicht nach einem einfachen Personenwechsel sondern nach einer durchgreifenden Aenderung des ganzen Regierungssistems strebten, gaben sich mit dem Rücktritte Metternichs nicht zufrieden; die Revolution dauerte fort, sie faßte immer tiefere Wurzel und es mußte die Konstitution proklamirt werden, um die Revolution zu einem Abschlusse zu bringen. Jene Hofpartei, die mit dem Sturze des Staatskanzlers das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatte, würde nicht Anstand genommen haben, die Revolution in Wien mit Bomben und Kartätschen zu vernichten, wenn es ihr — wir erinnern an den Ausspruch des Feldzeugmeisters Latour (s. S. 311), also einer militärischen Autorität, deren Glaubwürdigkeit in diesem Falle wohl von Niemandem angefochten werden wird — nicht an der erforderlichen Macht gefehlt haben würde. Ihre Schwäche also war es, die sie nöthigte, der Bevölkerung, die damals, als ob alle Standes- und Vermögensunterschiede plötzlich aufgehört hätten, ein Herz und eine Seele war, nachzugeben.

Ueber die Ursachen der Wiener Bewegung brachte die „Wiener-Zeitung“ kurz nach den Märztagen einen Artikel, dem wir nachstehende, mit unserer Auffassung der Ereignisse so ziemlich übereinstimmende Absätze entnehmen:

„Die Bewegung war eine zweifache: die treuherzige, friedliche, aber dringend gewordene Bitte der „Gutgesinnten“ um Verbesserung der Staatsorganisation, das war die Bewegung der überwiegenden Mehrzahl der Wiener. Daneben aber hatte sich verhältnißmäßig eine kleine Schaar von Proletariern in den Vorstädten und außer den Linien erhoben, um diese Gelegen-

heit zu den empörendsten Gräuelthaten zu benützen. Dies war die traurige Kehrseite, der zweite Theil der Bewegung."

„Der Mann, der Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes hat, verfolgt den Gedanken bei Tag und Nacht und so kommt er zur Ueberzeugung dessen, was Noth thut. Die strengste Zensur und Denunziation kann diesen ersten Keim aller Volkswünsche nicht ersticken. Vaterlandsfreunde, die zu gleicher Ueberzeugung gelangt sind, theilen sich ihre Meinungen mit, sich gegenseitig belehrend und ergänzend; dies ist die zweite Stufe der Volkswünsche. Der Verkehr mit Geschäftsgenossen, mit Menschen aller Stände unter einander, verbreitet die Errungenschaften des Geistes nach allen Richtungen der Staatenfamilie, und so werden Volkswünsche allgemein. — Seit Jahren war dies der Gang der öffentlichen Meinung in Wien und im ganzen Kaiserstaate; sie hat sich herangebildet und verbreitet, trotz Angeberei und Zensur. Die Zensur hatte keinen andern Erfolg, als daß sie die Regierenden verhinderte, die Wünsche der Regierten kennen zu lernen. — Ein Anstoß, ein Zufall genügt, um eine lange nicht beachtete öffentliche Meinung zum Durchbruche zu bringen, und so geschah es auch in Wien: Das langjährig herangebildete Verständniß des Wieners über das, was er bedürfe, die Ereignisse im Westen Europas, das Beispiel Deutschlands und die Bewegung der Studenten, das sind die wahren Ursachen der einmüthigen Erhebung der Wiener. Suchet keinen andern Grund der jüngsten Ereignisse, es bestanden keine geheimen Bünde, keine Verabredungen, Aufreizungen, ausgestreute Flugschriften, und wie die Mittel alle heißen mögen, die man anderwärts wohl gefunden haben mag. Es war nichts Gemachtes, es war die aufgehende Sonne kraft des ewigen unerforschlichen Naturgesetzes der Weltgeschichte. Es war ein friedlicher Umschwung, keine Revolution. Die Plünderungs-Szenen einzelner Pöbelhaufen waren gleichzeitig, das ist wahr; doch eine Verbindung, ein Zusammenhang bestand nicht. Der sicherste Beweis dafür liegt darin, daß die Plünderer sich nicht nach der Kaiserburg und den Palästen der höchsten Staatsmänner, sondern dorthin wandten, wo die gerechten Bitten des Volkes nie erfüllt werden konnten, nach den Fabriken und Wohnhäusern ihrer Arbeitgeber. (!!) Der glänzendste Beweis dafür, daß der Pöbel nicht gemeine Sache mit den Bürgern Wiens gemacht hat, liegt ferner darin, daß es der noch gar nicht organisirten Nationalgarde, deren unbrauchbare Waffen in ungeübten Händen nur das Symbol der Ordnung waren, dennoch an vielen Orten gelang, den Pöbel zu verscheuchen, ihn an seinen Schandthaten zu verhindern, ja sogar ihn gefangen zu nehmen…"

Die politische Tragweite der Märzereignisse ist namentlich von Löhner treffend gewürdigt worden. Er schreibt: „In der kurzen Spanne Zeit, die ihr Beginnen vom Schlusse trennt, drängte sich die Summe von Veränderungen zusammen, die im gewöhnlichen Gange der Dinge die Dauer eines Menschenalters erfordert hätten. Daher sind in ihren raschen Uebergängen die verschiedenen Stadien, wenn auch gleichsam nur markirt, zu erkennen, durch welche die Revolution den Weg von den einzelnen Reformen bis zur Gründung einer gänzlich neuen Staatsordnung verläuft. Fast alle Parteien, die in sie eingetreten, fanden sich am Schlusse in ganz anderer Stellung als die war, welche sie bei ihrem Beginne eingenommen. Das neue, an die Stelle des alten getretene Oesterreich stand in Beziehung auf sein eigenes Innere wie nach Außen als ein Staatskörper da, dessen von Grund aus umgestaltetes Lebensgesetz mit dem ehemaligen nichts zu schaffen hatte. Aus eben diesen Verhältnissen ergaben sich nach allen Richtungen nothwendig Reihen von Folgerungen, deren Resultate sich schon am Abend des Konstitutionsjubels als konkrete Anschauungen dem ruhigen Beobachter nicht zu seiner Freude aufdringen mußten."

„Die wichtigsten dieser Resultate waren folgende: Mit dem Schlusse der Volkserhebung durch die ertheilte Verfassung trat die **Hofpartei**, die sie anfangs unterstützte, später sich ihr, obwohl widerwillig, gefügt, aus dieser Bundesgenossenschaft zurück und schlug in das Gegentheil um. Sie hatte die Bewegung unterstützt, so lange es sich um ein gemeinsames Ziel handelte. Dieses beschränkte sich, scharf umschrieben, auf die Entfernung Metternich's. Von da an war ihr freundliches oder feindliches Verhalten nur durch das nach keiner Richtung zu überschreitende Maß der Reform bestimmt, das sie nach ihrer eigenen Anschauung als nothwendig erkannte. Die äußerste formelle Grenze desselben war eine wirkliche Repräsentativverfassung. Von dem Augenblicke an, wo diese bewilligt, mußte das ursprüngliche dynastische Interesse wieder in seiner vollen Entschiedenheit hervortreten, als eifersüchtiges Bemühen, die Konsequenzen jener Verfassung in dem Kreise ihres möglichen Minimum zu erhalten."

„Die ständische Reformpartei war in einem ähnlichen Falle. Anfangs vom Volke gestützt, dann von ihm überholt, mußte sie fürchten, nach dem nothwendigen Gange der Dinge bei der Theilung der Gewalt immer weiter zurückzustehen. Für eine Adelskorporation wird eine Konstitution nur dann kein Verlust, wenn sie eine aristokratische ist. Die österreichischen Stände waren mit dem Volke Hand in Hand zur Freiheit gegangen; bei der Gleichheit angelangt, mußten sie zur stabilen Partei d. h. zu jener treten, welche die dampfähnliche Ausdehnbarkeit eines politischen Grundverhältnisses fortwährend in gleicher Kondensation zu erhalten sucht."

„So tief und folgenreich ferner der Umschwung der drei Tage gewesen, verhielt er sich doch in seinem Nachlaß zu einer wirklichen Revolution wie eine Transaktion unter Waffen zu einer Vernichlungsschlacht. Was man eigentlich die Herrschaft nennt, die Ausübung der staatlichen Funktionen, war, wenn auch nur formell, fortwährend in den Händen der früher damit Betrauten geblieben. Die fundamentale Gewähr des neuen Zustandes, das Konstitutionsversprechen war, so zu sagen, auf dem Wege des Vertrags zustande gekommen. Die faktischen Träger des absoluten Sistems, die Beamten, das Militär, die

Geistlichkeit, gingen mit ungebrochener Macht in den neuen Zustand der Dinge über, so daß die Sicherheit der Konstitution den Händen Derjenigen anheimgegeben blieb, gegen deren Willen und Interessen sie zustandegekommen. Prinzipien sind aber in der Wirklichkeit nicht von ihren Parteien zu trennen; und während die französische Revolution dadurch siegte, daß sie eine aus ihrer Schule hervorgegangene Verwaltung zur Herrschaft brachte, so bot das konstitutionelle Oesterreich das abenteuerliche Bild einer Festung, deren stärkste Punkte ihren Feinden anvertraut blieben."

„Wenn schon die Existenz der politischen Parteien sich als eine Reihe fortlaufender Erschütterungen darstellt, so wurden die in Oesterreich vorauszusehenden noch von denen der Nationalitäten gekreuzt. Der Grundsatz der Freiheit und Gleichheit ist, in's Praktische übersetzt, die Herrschaft der Majorität. Diese gilt aber nur innerhalb der Schranken der individuellen Nationalität; darüber hinaus wird sie das Gegentheil: Knechtschaft und Hegemonie. In dem Augenblick, wo der eiserne Ring des väterlichen Despotismus sprang, der die Gesammtheit der Dinge und Zustände in einem bestimmten Neben- und Untereinandersein gehalten hatte, lag es nahe, alles Bisherige als ein rein Faktisches in Frage gestellt zu betrachten; und somit war sein Bruch auch für die Nationalitäten ein Signal, mit Abschüttelung der bisherigen Gravitationsgesetze sich nach freier Anziehung ihre Stellung zum gemeinsamen Mittelpunkte zu wählen. Einmal dieses Prinzip aufgestellt, stand hier Anspruch gegen Anspruch, Unabhängigkeit gegen Unabhängigkeit; und dies galt offenbar ohne Unterschied oder Abtheilung bis zu jeder Grenze des weiten Reichs. Nach der griechischen Sage bekämpften sich die den Kadmus bedrohenden eisernen Männer gegenseitig, als er einen Stein unter sie warf: für die Völker Oesterreichs war dieser Stein die Konstitution."

„Wenn endlich, um nach außen zu sehen, politische Simpathien für Rußland bisher dem Widerspruch der materiellen Interessen im Osten die Wage gehalten hatten, so mußte jetzt das konstitutionelle Oesterreich als der unmittelbare Feind Rußlands gelten. Auf einer weiten Länge seiner Grenzen wurden die stammverwandten Völker Oesterreichs für die Völker Rußlands die gefährlichste Propaganda politischer und sozialer Veränderungen. In Oesterreich traten die Revolution und das Zarenthum sich Leib an Leib entgegen. Nur Einer konnte siegend vom Kampfplatze gehen. Darum mußte Rußland Alles aufbieten, sich der endlichen Entscheidung zu versichern... Für jetzt fassen wir Das, was wir schließlich zu bemerken hätten, in die zwei Worte zusammen: Am 15. März schloß die Revolution Oesterreichs; am 16. begann die Reaktion!"

(Schluß des ersten Bandes.)

